Ein Märchen.

Ein

Märchen

von

Oscar v. Redwitz.

Mainz,
Verlag von Kirchheim und Scholl.
1850.

6913001*9

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Mainz, Druck von Florian Kupferberg.

Den deutſchen Müttern.

Ich schwärme.

Univ. ...
München

Es hat so Mancher schon geglaubt,
Weil Gott auch in mein Lied gehört,
So sei gesenkt und bleich mein Haupt,
Mein Auge finster und verstört;

So müß' ich schwer mit Menschen gehn,
Da ich in alten Wahn verstrickt.
Und hat mich Einer dann gesehn,
Wie hat er scheu mich angeblickt!

Dann hab' ich herzlich oft gelacht,
Wie's traun zum Trubsinn nimmer paßt;
Doch wenn ich sinnend mir's bedacht,
Hat weicher Ernst mich angefaßt.

So stoßt denn weg das zarte Kind,
Wenn es sich schmiegt zum Mutterschoos!
Wo Freunde noch beisammen sind,
Da reißt sie von einander los!

Und wo der Mann sein Weib umschlingt,
Da stürzt mit euerm Schwert herbei!
Wo noch die Braut dem Liebsten singt,
Da schlagt die Laute ihr entzwei!

Erstickt jed' Lied zum Preis des Herrn,
Verdorren heißet Wald und Flur!
Leicht aus denn Sonne, Mond und Stern,
Und schlagt in Stücke die Natur!

Streicht aus, streicht aus den Namen Lieb'
Nur ewig aus der Menschheit Buch!
Und wo noch Einer liebend blieb,
O den verfolgt mit euerm Fluch!

Ja, ja! So ſei's! — Die Lieb' zum Herrn,
Der doch von Ewigkeiten an
Des Liebens einz'ger Born und Kern,
Die Lieb' zu Gott iſt ja nur Wahn!

So aber biſt du arme Welt!
Wer nur an Gott ſich nimmer kehrt,
Der iſt von dir ſchon hoch geſtellt,
O der iſt vornehm und geehrt.

Dem Buben, der mit feilem Spott
Verlaut das Kreuz vom Banner reißt,
Die Achſel zuckt beim Namen Gott,
Dem huldigſt du als freiem Geiſt!

Und iſt ſein Herz auch noch ſo ſchlecht,
Iſt nur die Zunge flink und ſpitz,
So iſt das große Wort ſein Recht,
Und Gott und Menſchen ſticht ſein Witz.

Doch wem des Wiſſens dunkeln Grund
Des Glaubens Leuchte hat durchſpürt,
Und wer als reichſten Gnadenfund
Zum Tag den Gott der Dreiheit führt;

Und wer ihn dann, ein offner Chriſt,
Als Liebesſchatz im Herzen trägt,
Und wenn er auch ein Sänger iſt,
Zu ſeinem Ruhm die Harfe ſchlägt:

Wie wirſt du Welt an dem ſo klug!
Wie makelſt du dann ſo beſorgt,
Ob nicht ſein Glaube nur Betrug,
Der ihm nur Geld und Ehren borgt!

Wie folgſt du ihm auf Schritt und Tritt
Als tauſendäugiger Spion!
Und ſchleppſt den Prangerpfahl ſchon mit,
Und freuſt dich auf des Schauſpiels Hohn!

Und findeſt auf der Häſcherſpur
Du leider ihn von Makel rein,
So ſchiltſt du dann ihn Schwärmer nur,
Und der, ihr Herren, will ich ſein!

Ja ſtoßt mich höhniſch nur hinweg!
Will nicht bei euch in Ehren ſtehn.
Unmöglich kann auf einem Steg
Der Spötter mit dem Schwärmer gehn.

Doch wißt nur, daß ihr so mich heißt,
Drauf bild' ich mir nicht wenig ein;
Von euch der Hohn nur doppelt preist,
Ja, ja! Ein Schwärmer will ich sein!

Doch nicht wie der ein Schwärmer ist,
Der zwischen Erd' und Himmel treibt,
Im Nebel Gott und Welt vergißt,
Und nebelhafte Lieder schreibt:

Ich schwärme, wie zur Frühlingszeit
Ihr erstes Lied die Lerche singt;
Ich schwarme, wie im ersten Streit
Ein heilig Schwert der Reiter schwingt.

Ich schwärme wie der Sonnenstrahl,
Wenn er der Rosen Kelch erschließt;
Und wie der See im Alpenthal,
Darein der Mondglanz sich ergießt.

Ich schwärme wie der Frublingswind,
Wenn er durch junge Blätter rauscht;
Wie im Gebet ein knieend Kind,
Wenn es dem Klang der Orgel lauscht.

Und wie die Braut im Hochzeitreis,
Wenn aus dem Mund das Jawort bebt;
Wie auf dem Sterbebett der Greis,
Wenn er die Hand zum Segen hebt.

Und nun, ihr deutschen Herrn und Frauen,
Nun glaub' ich doch, ihr dürft mir trauen,
Und leidet nicht bei mir Gefahr;
Denn meine Schwärmerei, fürwahr!
Thut keinem Kinde was zu Leid.
So lad' ich denn euch jetzt zu Gast,
Kehr' mich an Glauben nicht und Kleid,
Wenn ihr nur treue Herzen seid,
Und ein Vertrauen zu mir faßt.
Zwar biet' ich euch nicht leckre Kost,
Nicht glänzt am Tische der Damast,
Nicht glubt aus Gold der süße Most;
Es lockt zum Saale nicht der Reigen.
Ich hab' auch sonst kein Spiel zu zeigen,
Nach dem das Aug' es gern gelüstet;

Mein Haus iſt karg nur ausgerüſtet,
Mir ſind als Wirth nur Lieder eigen:
Da bleibt dem Gaſt nicht viel zu wählen.
Und doch, wenn ihr mein Plätzchen wüßtet,
Und wie ſich's dort ſo traut verſchwiegen
Ein armes Märchen laßt erzählen:
Vielleicht daß doch auf meinen Ruf
Ihr ließet Haus und Arbeit liegen!
Denn heut zu Tage, wo die Zeit,
Ein wildes Roß mit wundem Huf,
Verbeßt, bis ſich's vom Zaum befreit,
Durch wetterſchwüle Gaſſen läuft,
Bald ſtolz ſich* bäumt und wiehernd ſchnaubt,
Daß ihm der Schaum vom Buge träuft,
Bald auf die Steine ſtürzt, beſtaubt,
Mit blut'ger Mähne, halbverſchieden: —
Wußt' ich ein reicher Gaſtmahl kaum,
Als Frühlingsluft und Frühlingsfrieden.

Ich ſitz' bei einem Tannenbaum;

Ein junges Bächlein fließt daneben,
Wie blaues Mädchenauge klar.
In meine Locken unsichtbar
Die Lüfte kühle Kränze weben;
Und neben mir am Wasserfall
Sitzt auf dem Ast die Nachtigall,
Und singt und singt so lauten Schall:
Sie ist den Lüften neidig gar,
Und meint gewiß, ich hör' nicht zu.
O schilt mich heut nicht undankbar!
Mir ging ja sonst dein Lied zum Herzen,
Bin ja ein Sänger so wie du,
Und weiß am Besten, wie's mag schmerzen,
Wenn Niemand auf das Liedlein lauscht.
Doch sieh, der Tannenbaum hat eben
Ein seltsam Märchen mir erzählt;
Das hat mir so das Herz berauscht,
Daß ich auf Nichts mehr Acht kann geben,
Und mich jetzt nur die Unruh quält,
Daß ich es wissen soll allein.

Darfſt drum auch nicht verdrießlich ſein!
Komm', ſetz' dich traulich mir zu Füßen,
Ich lad' auch dich zum Horchen ein!

Doch, daß ich's mag nicht übergehn,
Jungfräulein auch ich verbeſcheide
Mit ehrfurchtsvollen Sängergrüßen.
Wär' mir zu großem Herzeleide,
Durft' ich ſie heut nicht um mich ſehn:
Denn ein jungfräulich rein Gemüth
Am Frömmſten für das Lied erglüht;
Und iſt der Sänger nicht zu neiden,
Den nicht die Jungfraun mögen leiden.

Auch Jungherrn lad' ich froh zu Gaſt,
So viel' noch eben heut zu Tag,
Wo Kinderſinn ein Märchen faſt,
Ein Kindermärchen freuen mag.
Und ach! vor Allen die Mütter ich bitt',
Ich bitt' ſie drum aus ganzem Herzen:

Bringt doch auch ja die Kindlein mit!
Sie können indeß ja ſpielen und ſcherzen;
Maiglocken viel um's Bächlein ſtehn,
Es funkeln wie Silber die Kieſel drin.
Und hören ſie auch auf's Märchen nicht,
Wenn ſie euch nur in's Auge ſehn,
Verſtehn ſie doch des Märchens Sinn:
Wie's Mutteraug' kein Mund ja ſpricht.

Und 's thut ſo Noth, daß am Baum der Zeit
Die jungen Knoſpen rein verbleiben!
Es hängt ſo mancher Aſt entzweit,
So mancher Scheß will nimmer treiben.
Und mitten durch das Herzensmark,
Da geht ein tiefer, gift'ger Schnitt,
Und iſt zum Heilen kein Balſam ſtark. —
Drum, nichtwahr, bringt die Kindlein mit!
Vielleicht daß doch wie Frühlingswehn
Aus meinem Märchen ſie's umfließt,
Wenn unter frommem Mutterflehn

Des Mutterauges Sonnenschein
Der Knospen Herz zum Blühn erschließt!
O glubt um sie doch ja recht rein,
Ihr heiligen Sonnen der Kinderwelt!
Dräng' auch in sie das Gift noch ein, —
Dann wär' der Baum vollends gefällt.

Doch siehe nur, da hätt' ich fast
Versäumt des Wirthes Willkommgruß!
Schon seh' ich vor mir Gast an Gast,
Ich spring' vom Moos mit raschem Fuß:
Sei mir willkommen, edle Schaar,
So Mann wie Fräulein, Mutter und Kind!
Erst jetzt werd' ich euch recht gewahr.
Ich war vom Sonnenschein halb blind,
Und ihr, ihr gingt im Moos so leis,
Und bracht wie Zaubrer durch die Lauben,
Daß ich wahrhaftig nicht recht weiß,
Ob's nicht ein wenig Hexe war,
Mich fast des Willkomms zu berauben.

Doch biet' ich euch zum Trutze drum
Nun doppelt meinen Willkomm dar,
Und will nicht weiter böse sein.
Nun setzt gehorsam euch herum,
Wohin ihr wollt, an Bächleins Rain,
Am Tannenbaum, beim Schleh, im Gras;
Mir laßt das Plätzchen, wo ich saß!
Der Frühling, mein Freund aus alter Zeit,
Hielt mir die Plätzchen gern bereit;
Doch bat er mich vertraut gebeten,
Ihm ja kein Blümlein zu zertreten.

Doch ihr, ihr Mägdlein und ihr Knaben,
Sollt Blumen in der Fülle haben!
Laßt euch beim Suchen freien Lauf,
Und brecht, so viel ihr wollt, davon!
Und sieh', da springen sie jubelnd schon,
Und sucht ein Blümlein das andre auf.

Und nun, da ihr in holdem Verein

So traut euch um mich hergesetzt,
Bitt' ich um Eines noch zuletzt:
Laßt uns nun Alle Kinder sein
Im Herzensgrund und auch im Geist,
Wie die, so dort nach Blumen gehn!
So freut mein Märchen euch zumeist,
Und mögt am Besten ihr's verstehn!
Auch sag' ich noch von vorn herein,
Daß ihr mir nicht mögt böse sein,
Wenn ihr des Trüben mehr als Lichten
Zuletzt mir hättet abgelauscht!
Ich darf es anders nicht berichten,
Als mir's der Tannenbaum gerauscht.
Und der steht schon so manches Jahr,
Gewiß, da ist sein Wort auch wahr,
Mir nimmt kein Zweifel meine Ruh.
Drum zürnt mir nicht, und denket eben,
Es ist ein Stückchen Menschenleben!
Und nun, ihr Kinder, hört mir zu!

Das Märchen

vom

Waldbächlein und Tannenbaum.

Wie das Waldbrunnlein beim Tannenbaum so glücklich war.

Es war einmal ein Tannenbaum,
Der ſtand an dunkelm Bergesſaum
Wohl viele hundert Jahre ſchon.
Doch zeugte nur der Stamm davon,
Der mächt'gen Aeſte ſchwere Ranken,
Die ewig rauſchend niederſanken;
Der Wipfel, der in hehrem Stolz
So königlich aus Strauch und Holz
Zum Himmel trug die ſchlanke Spitze,
Ein Gottestrutz dem Sturm und Blitze. —
Am Reiſe war, Jahr aus Jahr ein,
Mit mildem, grünem Frühlingsſchein

Aus duft'ger Nacht in lichten Glocken
So friſche Jugend aufgebaut,
Wie wenn aus ſilberweißen Locken
Ein ewig junges Auge ſchaut.

Einſt lag umher ein todter Moor,
Nicht Laub, nicht Blume ſproß hervor,
Nur Schierling wuchs und Schilf und Dorn;
Und eine Lilie blüht' allein
Auf einem Plätzchen, das noch rein.
Drauf fiel einmal ein Samenkorn
Aus Himmelsaun in heil'ger Nacht,
Dem mit geheimnißvoller Macht
Alsbald ein Reis entſtiegen war;
Und da es ſich erſchloſſen kaum,
Ward's ſchon zum rieſ'gen Tannenbaum,
Wie Nichts auf Erden wunderbar.

Nun grunte ringsum duft'ger Plan,
Der ſchattig im Gehölz verſchwamm;

Draus lehnten kindlich um den Stamm
Waldröslein ihre Häupter an,
Und kos'ten um die alte Rinde
Im Morgenroth und Abendwinde.
Und Vöglein hatten ganz versteckt
In Kron' und Schoos sich eingedeckt;
Und sangen sie mit trunkner Kehle
So unsichtbar in reichem Chor:
So kam es euch gar seltsam vor,
Es ström' des Tannenbaumes Seele
So Lust wie Leid in Liedern aus.
Und sahn zum Wipfel ihr empor,
Und hörtet ihr sein ernst Gebraus:
Da klang es mahnend euerm Ohr,
Ihr solltet Haupt und Kniee senken
In schauerstummem Gottgedenken!
Und wieder aus den tiefsten Ranken,
Da sprach zu euch so milder Laut,
Da grüßt' es euch so muttertraut:
Ihr möchtet still im Grase liegen,

Als wie ein Kindlein in der Wiegen,
Und in des Rauschens heil'gen Tönen
Des Lebens Trübsal all verschmerzen,
Und in mit Gott vereintem Herzen
Euch weinend mit der Welt versöhnen!

Ja, seht als Kinder, groß und klein,
Mit harmlos offnem Aug' ihn an,
Und mäkelt mir nicht viel daran!
Mein Märchen will in's Herz hinein,
Und klopft, bis ihr ihm aufgetan.
Und noch einmal, ich hab' nicht Ruh',
Ich muß es noch einmal euch sagen,
Ach nur als Kinder hört mir zu
In unsern überklugen Tagen!
O des Verstandes kalte Rinde
Von euern warmen Herzen schält!
Ich fühl' es allzutief, dem Kinde
Wird noch einmal so leicht erzählt.
Nichtwahr, ihr Kinder, euch ist's klar,

Welch einen Tannenbaum ich meine?
Ihr wißt am Beſten ihn zu deuten!
Er kömmt ja zu euch Jahr für Jahr
Mit goldner Frucht im Kerzenſcheine,
Wenn friedenreich die Glocken läuten
Am heil'gen Abend unſers Herrn.
Ob groß, ob klein, — er iſt der Eine.
Nun habt ihn auch recht kindlich gern!

Und denkt nur, welch glückſel'ge Raſt!
Vom Tannenbaume treu umdacht,
Von mächt'ger Wurzeln Arm umfaßt,
In tiefem moosumblühten Schacht
Gar friſch ein junges Brünnlein quellt.
Noch war es nicht des Waſſers voll;
Noch konnt' auf ſeine Stirne nicht
Der Tannenbaum ſein Angeſicht
Ihm prägen klar als heil'ges Siegel.
Doch mählig ſtieg zum Rand ſein Spiegel,
Geheim genähret Stund' um Stunde

Tief aus des Berges Herzensgrunde,
Und aus des Himmels Perlenbronnen.
Und ach! der alte Tannenbaum,
Der schloß es tief im Herzen ein
Mit Mutterleid und Mutterwonnen,
Und auch der Quell wollt' Kind ihm sein.
Was dem er that, das denkt ihr kaum!
Ja sonder Rasten Tag und Nacht
War um sein Brünnlein er bedacht —
Das treuste Mutterherz auf Erden
Kann für sein Kind nicht sorglicher werden.

Univ.-Bibl.
München

Des Morgens in der frühsten Stunde,
Da schüttelt' er sacht mit weibendem Munde
Den Himmelsthau zum Felsenbecken,
Des jungen Brünnleins Aug' zu klären,
Und ihm des Lebens Kraft zu nähren.
Dann rauscht' er traut, es aufzuwecken;
Und wie vom ersten Licht umflossen
Es strahlend sein tiefes Aug' erschlossen,

Da hielt er rings in Ranken und Hecken
Die Vöglein schon bereit zum Singen;
Und Maienglocken und Röslein am Rain
Er immer zuvor schon munter machte,
Im Morgenhauch geheim zu klingen,
Und funkelnd zu schaukeln im Morgenschein,
Daß, wie das Brünnlein nur auferwachte,
Es mög' umblüht und umsungen sein.
Und wie es dann den kühlen Morgen
In Duft und Liedern so schattig geruht,
Da gab es wegen der Sonnengluth
Alltäglich wieder neue Sorgen.
Was gab er sich nicht da für Mühe,
Und bog darüber sein dichtes Reis,
Daß ja kein Mittagsstrahl zu heiß
In seinen frischen Spiegel glühe!
Denn keine Blume, kein Halm und Dorn,
Und was da kroch, und was da flog,
Kein Lüftchen, keine Scholle Grund
Wohl an der Sonne Strahlenhorn

Mit ſoviel tiefer Inbrunſt ſog,
Als wie des Brünnleins friſcher Mund:
Da mußt' dem Tannenbaum wohl bangen,
Daß nicht die Gluth den Quell verzehre;
Drum hielt er ihn ſo treu umfangen,
Daß allzubeißen Strahl er wehre.
Doch wie die Sonne tiefer zog,
Er wieder vom Waſſer die Zweige bog,
Auf daß das lächelnde Himmelsblau
Tief in ſein ſtrahlendes Auge ſchau'.
Und wie er ſo im mähligen Düſtern
Das Brünnlein im Himmel träumen ließ,
Da hub er an vom Paradies
Ihm goldne Märchen zuzuflüſtern,
Und ſprach zu ihm mit frommem Wort
Von ſeinem Lieben, ſeinem Sorgen,
Und wie er ſei ſein Himmelshort,
Bei dem allein es treu geborgen,
Bis es des Waſſers Fülle gewonnen;
Und legt' ihm das Geheimniß aus,

Warum es aus der Nacht der Erden
An's Licht des Lebens sei geronnen,
Und nun noch rub' im Mutterhaus,
Bis daß es durf' ein Bächlein werden,
Und fließen als ein Gottesbronnen,
Und wie es's nun noch hüten müßte,
Bis daß genau den Weg es wüßte;
Und sprach ihm von den falschen Bahnen.
Und in dem mütterlichen Mahnen,
Da hub es an mit leisem Beben
Ein Wort in's andre zu verweben,
Bis daß es schwoll zu süßem Klingen,
Das Brünnlein in den Schlaf zu singen.

Das horchte zu in frommer Ruh,
Und dunkler ward's und dunkler immer;
Da hört' es bald die Lieder nimmer,
Ihm fielen leis die Augen zu.
Doch droben in der nächt'gen Bahn,
Da hatten die Sterne sie aufgethan,

Und ſchauten durch der Tanne Ranken,
Die immer wacht' in Sorg' und Gedanken,
Die ganze Nacht das Brünnlein an.

Doch auch die Roſen, die Vöglein auch,
Die blieben wach noch manche Stunde,
Und traut beiſammen im Dornenſtrauch,
Da plauderten ſie mit frommem Munde
Wohl über's Brünnlein noch gar lang,
Bald ſeligfroh, bald wehmuthbebang.
Und ſannen hin, und ſannen her,
Was wohl das Brünnlein recht erfreue,
Und wie ſie mehr und immer mehr
Ihm ſtärken ſeine Lieb' und Treue;
Und was ſie Alles ihm können thun,
Auf daß nur noch die wen'gen Tage
Es gern beim Tannenbaum woll' ruhn
In gläub'gem Harren fonder Klage,
Und dann im großen Strom der Erde
So recht ein heilig Waſſer werde.

Und ach! je tiefer ſeine Lieb'
Dem Tannenbaum ſich aufgeſchloſſen
Durch ihrer Liebe ſorglich Warten,
Mit um ſo friſcherm jungen Trieb
Alltäglich neue Röslein ſproſſen
Im ſtillgeborgnen Waldesgarten;
Und um ſo ſüßre junge Weiſen
Den Vöglein aus dem Herzen floſſen,
Der Tanne Mutterlieb' zu preiſen.
Ach 's war ein frommes Glück zum Weinen,
So ſelig war dem Frühlingsbronnen!
Doch all' die wunderſamen Wonnen
Vergingen in der Lieb' zum Einen,
Zum alten, treuen Tannenbaum.

So war im Wachen und im Traum
Das Brünnlein nur mit Lieb' bedacht.
Und oftmal noch in ſpäter Nacht
Bog ſich ein Röslein flüſternd nieder,
Und küßt' ſein ſchlafend Angeſicht;

Und oft beim vollen Mondenlicht
Sang noch ein Vöglein verlorne Lieder.
Dann ward's allmählig ſtill, ganz ſtill,
Als wie ein Kind, das ſchlafen will. —
Nur dann und wann taucht' aus dem Dorn
Ein ſchüchtern Reh ſo ſchlank hervor,
Hob lauſchend ſcheu das Haupt empor,
Und ſah zum eingeſchlafnen Born
Mit klugem Auge fromm hinein.
Dann ſchwand es im Gebölze ſacht. —
Der Tannenbaum blieb wach allein,
Und rauſchte leiſe durch die Nacht.

Jetzt ſagt nur ſelbſt mit offnem Muth:
War's nicht dem Brünnlein froh und gut?
Und hatte nicht die Tanne gethan,
Was nur dem Kinde die Mutter thut?
Und ach! welch eine Dankesſchuld
Sie rechnete dem Brünnlein an
Für ſoviel treue Mutterliebe!

Ach Nichts, als daß in frommer Geduld
Es kurze Zeit noch bei ihr bliebe,
Bis es des Waſſers Fülle hätte,
Und es ihr Rauſchen ganz verſtände,
Auf daß einſt jeder neuer Strahl,
Von ihr durchrauſcht, aus heil'ger Stätte
Den rechten Weg zum Meere fände!

Nichtwahr, ihr meint doch auch zumal:
Das könnt' es doch ſo leicht ihr thun
Für ſoviel Lieb' und Sorg' und Harm!
Iſt's für ein Kind im Mutterarm
Denn gar ſo arg, darin zu ruhn? —

Wie ein fremdes Vöglein das Waldbrünnlein verführen wollte, der Tannenbaum es aber vor ihm warnte.

Doch wie es oft so geben mag,
Da kam einmal vor'm frühsten Tag
Ein fremdes Vöglein hergeflogen
Mit schillerndem Flaum wie Schlangenhaut.
Und da's geheim den Brunnen umzogen,
Da sang's ihn wach so glockenhell,
Und that mit ihm gar schnell vertraut,
Und pries ihm seinen klaren Quell,
Und tauchte flatternd drein die Brust,
Und nippte draus in neckischem Spiele.

Das macht' dem Brünnlein viele Luſt.
Doch wie das Vöglein geheim gewußt,
Daß es dem Brunnen ſo wohlgefiele,
Da ließ es ſchnell das Scherzen ſein,
Und ſetzte müde ſich zum Rain,
Ließ traurig hangen Flügel und Haupt,
Und ſah den Quell ſo leidvoll an
Mit grauen Aeuglein, ſchlangengleich,
Daß der am Ende gar geglaubt,
Er hab' dem Vöglein ein Leid gethan,
Und ward ſogleich das Herz ihm weich.
Das aber ſprach mit lauerndem Blick:
„O Brünnlein, wie jammert mich dein Geſchick,
Daß deine junge ſelige Zeit
Du ſo verdirbſt in Einſamkeit,
In trüber, dumpfer Waldesnacht,
Drin kaum ein Strahl der Sonne lacht!
Und daß dein blutjung freies Leben
Für ewig willſt gefangen geben
An dieſen alten Tannenbaum,

Der dich ja doch nur darum liebt,
Weil ihm dein Waſſer das Leben giebt!
Glaub' mir, ſein Wort iſt dunkler Traum,
Darin dein leuchtend Herz verdumpft,
Darin dein friſcher Quell verſumpft!
Du armes Herz! Wie dauerſt du mich!
Ich flog zu dir her, ich rette dich.
O Brunnlein vertrau mir, und fürchte Nichts,
O komm mit mir fort in die Thale des Lichts,
Drin ewig leuchtet der Sonnenſchein!
Dort erſt wirſt recht du lebendig ſein,
Und wie du nur willſt, ſo frei, ſo frei!
O könnt' ich dir ſagen, wie wonnig es ſei,
Im Funkeln der Sonnen an ſtolzen Geſtaden
Da drunten im Strome des Lebens zu baden!
Doch das kann nimmer mein Wort dir ſagen,
Du mußt es ſelber fühlen und wagen;
O mach' dich frei noch zu dieſer Stunde!
Komm mit! Sonſt gehſt du auf immer zu Grunde."
So ſang das Vöglein ſo heimlich leis,

Die Morgenluft ſie hört' es kaum;
Und ſchnell verſchwand's im Heckenreis.
Doch ach! Der alte Tannenbaum,
Er hatte Wort für Wort vernommen,
Und ſtand gar traurig und beklommen.
Ein Seufzen durch die Zweige ging,
Sein Haupt voll ſchwerer Tropfen hing:
So war ihm herbe Trauer kommen.
Doch alle Kraft er zuſammen nahm,
Daß ja ſein ſtummer Herzensgram
Dem Brunnlein noch verborgen bliebe,
Und mit verdoppelt ſinnender Liebe
War für ſein Kind er treu bedacht,
Und ſorgt', wie auch ſein Harm ſo tief,
Ihm noch für manches fromme Spiel;
Doch in der lautlos ſtillen Nacht,
Wenn Alles rings in Frieden ſchlief,
Manch' ſchwere Thräne niederfiel.

So ging es manchen Tag noch fort.

Doch ach! Des fremden Vögleins Wort,
Das hörte das Brünnlein immerdar.
Des Waldes friedenreicher Hort
Ihm bald zur Langeweile war.
Was ihm auch that der Tannenbaum,
Zerfloß an ihm zu leichtem Schaum,
Und macht' es zuletzt verlegen gar.
Und wie es auch manch' stille Stund'
Sein Herz zum Tannenbaum gezogen;
Und wie es sich auch Zweifel gemacht,
Es hab' am Ende des Vögleins Mund
Ihm doch nur Etwas vorgelogen:
'S war einmal um seine Ruh gebracht,
Und half ihm alles Denken Nichts.
Es träumte nur von den Thalen des Lichts;
Dort wollt' es frei und sonnig fließen,
Und hätt' Nichts Lieberes haben wollen,
Als wenn, statt all' der Lieb', mit Grollen
Die Tanne selbst es von sich gewiesen.

Und wieder es einmal Abend war,
Die Luft war duftig, der Himmel klar,
Und grad' zum Märchenerzählen die Zeit.
Da sah der Tannenbaum gar lang
Das Brünnlein an mit verstohlnem Leid,
Und sprach zu ihm: „Hast du mich noch lieb?"
Da ward dem Brünnlein aber so bang,
Daß ihm das Herz fast stocken blieb;
Sein Spiegel zitterte verstört,
Und es that, als hab' es Nichts gehört.
Der Tannenbaum doch weiter fuhr:
„O Brünnlein sieh', was verstellst du dich nur?
Ich seh' dir ja doch in's Herz hinein,
Weiß jedes Wort vom Vögelein.
Ich weiß auch dein geheim Versprechen,
Du wellest noch heut' in nächtlicher Stunde
In listigem Plan den Schacht durchbrechen,
Und ach, darüber gehst du zu Grunde!
Ich halt' dich nicht auf, o bange nicht!
Wenn dir's an Lieb' zu mir gebricht,

Denn nur der eignen Liebe Gewalten
Vermögen dich bei mir aufzuhalten.
Du brauchst auch darum nicht zu bangen,
Als wollt' ich Dank von dir verlangen!
Ich hab' dir Alles aus Lieb' gethan,
Und rechne keine Schuld dir an.
Nur Eins sollst du dafür mir geben,
Eh' dich das Vöglein wird betören,
Eh' du verscherzen wirst dein Leben,
Ach Nichts, als mich anzuhören! —

„Lieb' Brünnlein, du willst mir nun entfliehn,
Und mit dem fremden Vöglein ziehn,
Und glaubst sogleich ihm jedes Wort,
Und kennst es einen Tag doch kaum!
Da schiebst du deinen Tannenbaum,
Der doch so lang als Liebchen hört
Dir tausendmal bewährt die Treu,
Als einen Lügner gleich bei Seit'!
Das Vöglein ist dir eben neu,

Und mich kennst du so lange Zeit,
Da muß ich's freilich gern verschmerzen,
Daß ich dir jetzt verleidet bin:
Es geben all die jungen Herzen
Das Alte gern um Neues hin.
Und sieh', du meinest heute noch:
Wenn ich ihn auch nun werd' verlassen,
Wo ich auch sei, — ich lieb' ihn doch.
Und morgen schon wirst du mich hassen!
Du machst von meiner Lieb' dich frei,
Und werden tausend glatte Wellen
Umgarnen dich als feilen Gesellen
In schmeichlerischer Tyrannei,
Bis du geholfen, wonach sie trachten,
Und dann dich schelten und verachten!
Und sieh', du meinest weiter noch! —
O Brünnlein sag', du hörst mich doch?"
Das aber schwieg und seufzte laut.
Und weiter sprach er mitleidstraut:
„O sieh', du meinst, 's wär' Nacht bei mir,

Doch draußen, da wär' Sonnenlicht,
Da fleſſest du in ſtolzer Pracht; —
Ich aber wahrlich ſage dir:
Das Licht, das dir das Vöglein verſpricht,
Wird dir verdunkeln über Nacht.
Von Stolz berauſchet und betört
Wirſt du die falſche Straße ſtießen!
Wo ſegnend du ſollſt die Flur durchgießen,
Zum Fluche nur dein Quell zerſtört.
Und wenn du deinen Weg vollbracht,
Wirſt elend du im Sumpf verſchmachten!
Kein einzig Ohr dein Jammern hört,
Kein Stern wird ſein in deiner Nacht.
Du wirſt dich ſelber noch verachten!
Dahin, dahin dein wüſter Traum!
Das Vöglein teufliſch dich verlacht!
Und zum Erbarmen wirſt du flehn,
Dir mög' der alte Tannenbaum
Nur einmal noch zu Häupten ſtehn!"

Und wieder hielt ſein Rauſchen inne.
Er ſah zum Brünnlein lang hinein,
Als ob er trauernd drüber ſinne.
Doch wie er ſah, wie noch ſo rein
Deß Spiegel glänzt' im dunkeln Stein,
Da mußt' er auch ſein Schweigen brechen
Vor Wehmuth und Barmherzigkeit,
Und rief mit tiefbewegtem Ton:
„O Brünnlein, muß ich ſo zu dir ſprechen!
Ich ließ' dir ja gerne freien Lauf,
Wär' nur gekommen ſchon die Zeit.
Ich liebe dich nicht um eiteln Lohn,
Ach halt' auch du aus Lieb' dich auf!
Noch haſt du des Waſſers Fülle nicht,
Mit ſegnendem Strahl in die Welt zu gehn;
Noch hat nicht genug mein Angeſicht
In deinem Spiegel ſich beſehn;
Noch haſt du nicht der Tage genug,
Mein Rauſchen gänzlich zu verſtehn,
Das dich die Wahrheit lehrt und den Trug.

Ich gönn' dir ja der Freiheit Freuden,
Wie dir's nicht gönnt ein Herz auf Erden;
Nur soll dein reiner, göttlicher Bronnen
An gift'ge Flutben sich nicht vergeuden;
Nur soll zum verheerenden Fluch nicht werden,
Was nur zum Segen an's Licht gerennen:
Drum harre nur noch kurze Zeit,
Bis du des Wassers Fulle gewonnen,
Dann sollst als freier Gottesbronnen
Du fließen über'n Fels binaus!
Und alle Wellen, nah und weit,
Sie strömen aus dem Mutterhaus;
Von mir durchrauscht, von mir belebt,
Aus mir sie all' zum Meere gehn.
Und ach, welch' selige lichte Bahnen
Werd' ich zum Ocean dir weisen!
O du mein Kind, laß mich dich mahnen!
Laß dir die falsche Sehnsucht stillen,
Laß von der Mutter dich nicht reißen,
Nicht meinetbalb, nur deinetwillen!"

Und wie der Tannenbaum nun schwieg,
Aus seinem Reis mit süßem Hauch
Zum Fels ein Lüftchen niederstieg,
Und weckte den Wachholderstrauch,
Und lispelt' ihm geheim in's Ohr.
Der bog sich über'n Felsenschacht
Vertraulich zu dem Brünnlein vor,
Und flüstert' in die stumme Nacht:

„Erst wirst durch traulich Waldesthal
Du zwischen jungen Erlen fließen,
Und mit erquickend frischem Strahl
Der Wiesen durst'gen Halm begießen.
Da werden Veilchen still und fromm
Sich trinkend zu dir niederbiegen,
Und nicken lieblichen Willkomm.
Und wo ein Vöglein dich hört rauschen,
Da wird es grüßend niederfliegen,
Und gern sein Nest mit dir vertauschen,
Und baden in dir den seidnen Flaum.

Wo du nur ziehst an Strauch und Baum,
Wird niederwehn ein duft'ger Regen
Als Frühlingsdank für deinen Segen.
Und mußt durch Fels und rauhen Dorn
Du auch dich mühsam manchmal streiten,
Wird um so klarer nur dein Born
In junger Kraft hinuntergleiten;
Denn drunten im Grund voll grüner Kühle,
Da harrt auf dich das Rad der Mühle.
Von jungem Streitermute trunken
Greifst du es an gar stark und kühn,
Daß deine Wellen wie Siegesfunken
Versilbert in der Sonne sprühn;
Doch drüben am Hollunderflieder
Klärt ruhig sich dein Brennen wieder.
Und rührig wird's im stillen Haus,
Es schafft und sammelt jede Hand;
Nur feiernd an dem Fensterrand
Sieht Müllers Töchterlein heraus,
Und sinnt in dir voll frommer Ruh,

Und wirft dir traut ein Röslein zu.

Und mit dem Röslein auf der Welle,
Im Herzen des Mägdleins Angesicht,
Zichst weiter du im Abendlicht.
Da betet auf der Bergkapelle
Des Glöckleins Mund den Engelsgruß;
Da hältst du auf den flücht'gen Fuß,
Und betest flüsternd mit dem Ried!
Zur Mühle noch dein Auge sieht,
Darin am Fenster das Mägdlein kniet;
Doch sie verschwimmt im Nebelflor.
Es singt in Schlummer dich das Rohr.
Du siehst noch selig dein Röslein an,
Und hat dein Aug' sich zugethan.

Da hat der Mond am blauen Bogen
Den goldnen Webstuhl aufgezogen,
Und wirkt um dich das Brautgewand.
Dein Röslein glänzt wie Diamant;

Es lockt deines Kleides Glanz
Die Fischlein im Grund zu Scherz und Tanz.
Mit silbernen Flossen auf Perlenschaukeln
Wie leuchtende Träume sie dich durchgaukeln.
Du siehst die ganze selige Nacht
Am Mühlenfenster dein Liebchen an —
Da lost am waldigen Felsenschacht
Ein lockiger Knabe den Fischerkahn,
Und schwimmt mit dir nieder im dämmernden Ried
Durch schlafende Tannen an saftigem Strand,
Und Ave Maria klingt sein Lied,
Und lockt die träumenden Fischlein heran.
Es streift des Morgenrothes Hand
Von Halm und Strauch den Flor der Nacht,
Und steckt im Thau die Lichtlein an.
Vom Tag geblendet der Grund erwacht,
Dein Herz geht rascher in funkelndem Schaum,
Du jauchzest auf aus dem minnigen Traum!
Nach Fischlein das Garn herniederschaukelt,
Und die in der Nacht beim Mondenstrahl

Als goldne Träume dich durchgaukelt,
Zieht singend der Knabe beim Morgenroth
Als helle Gedanken in sein Beet.

Nun jauchze, mein Bächlein, und weißt du auch,
Was drunten so funkelt im Sonnenschein?
Nun brause hernieder durch Fels und Strauch,
O Bächlein, frohlocke, das ist der Rhein!
Des deutschen Glaubens strahlende Wiege,
Der lautre Spiegel sittiger Scheu,
Der brausende Zeuge der deutschen Siege,
Der schäumende Becher der Kraft und Treu,
Des deutschen Liedes sprudelnder Brunnen,
Der Herzensschlag im deutschen Leben!
Nun walle nieder stark und besonnen,
Du sollst dein Leben mit seinem verweben!

Seit alten Zeiten aufgegangen,
An seinem Strande, groß und klein,
Viel stolze Wasserrosen prangen

Mit wunderbarem Farbenſchein.
Und Schwäne gleiten auf und nieder,
Und laden duft'ge Fracht am Strand;
Es trägt ihr ſilberklar Gefieder
Den Blüthenſtaub von Land zu Land.
Auch du wirſt bis zum Ocean
Belaſtet tragen deinen Schwan,
Daß dich die Bürde ſtets mög' mahnen,
Noch fließeſt du auf ird'ſchen Bahnen,
Und daß du nicht umſonſt gefloſſen!
So wirſt du ziehn die Mittagszeit,
Von ſonnigem Gebirg umſchloſſen,
Drum lachendgrüne Au gereiht
Mit ſaftig ſchwellenden Geländen.
Von waldumblühten Felſenwänden
Wird Harf' um Harfe niederklingen,
In wild geborſtnen Eichen ſchwebend,
Vom Hauche der Erinnrung bebend,
Und dir von Streit und Minne ſingen.
Und wie du in ſeliges Rauſchen verſunken,

Da werden die Lüfte der Berge dich ſchaukeln,
Da werden des Himmels leuchtende Funken
Auf deinem kühlenden Herzen gaukeln.
Und jeder Tropfen wird dir ſagen
Von frommer Kraft und heiligem Wagen;
Dir iſt kein Ringen und Streben zu viel.
Da ſpürſt du des Schwanes Laſt nicht mehr,
Dir macht kein Zweifel die Welle ſchwer;
Du fließeſt dahin, du weißt dein Ziel!"

Der Tannenbaum hört' lange zu,
Da ließ es nimmermehr ihm Ruh,
Wie dem Wachholderſtrauch er lauſchte,
Und von des Mondes Duft umſponnen
So feierlich er niederrauſchte:

„Und ach um deinen reinen Brunnen,
Da werden dir entlang der Reiſe
Viel heil'ge Glockenblumen läuten
Von zauberhaftem Blätterbau,

Und dir mit gotteklarer Weiſe
Die Tiefe meiner Liebe deuten.
Und mag des Himmels lachend Blau
Mit düſtrer Wolke Gram ſich tauſchen,
Und noch ſo laut das Wetter dröhnen:
‚In deiner Fluth mein heilig Rauſchen
Wird's triumphirend übertönen.
Da werden deiner ſchäumenden Welle
Am Ufer langs ſo ſilberhelle
Kreuzlilien fromme Grüße winken.
Und wie du ſteigen mußt und ſinken,
Du zageſt und du murreſt nicht,
Und hoffeſt auf das Sonnenlicht.
Da klart ſich mählig deine Fluth
Zu platſchernd leiſem Wellentanz,
Und ſieh', dein grünes Haupt umflicht
Mit ſiebenfacher Farbengluth
Der Sonne Diamantenkranz!

Und kommt der Abend dann heran,

Da ſchwingt allmalig ſich dein Schwan
In's Spätroth auf mit ſachtem Flügel.
Zerfließend in des Abends Gluthen
Hörſt ſcheidend du ſein Danklied fluthen.
Zerronnen ſind die Aun und Hügel,
Die Nacht bricht an, und Nebel wallen
Du biſt zum Meeresſtrand gekommen.
Noch einen Schritt — die Schleier fallen.
Und klar vom Himmelsſee umſchwommen,
Drin zitternd goldne Lilien beben,
Zerrinnt im Ocean dein Leben.

Dann werd' in heller Feuergluth
Ich ob den dunkeln Waſſern ragen,
Und dich erlöſen aus der Fluth.
Und reine Morgenluſte tragen
Dich ſchimmernd heim in's Paradies,
Drin du als See wirſt niederſinken.
Die Schwäne der Unſterblichkeit
Mit lichtverklärtem Silbervließ

Dir ſingend den Kryſtall durchblinken.
Und ich, ich werd' für alle Zeit
An deinem blauen Spiegel ſtehn,
Und rauſchend mich darin beſehn.
Du wirſt mich den Erlöſer nennen,
Und dann erſt wirſt du mich erkennen!"

Wie das Waldbrünnlein nun aber doch den Tannenbaum verließ.

So ſprach der Tannenbaum, und ſchwieg.
Des Mondes träumeriſches Licht
Empor aus trüber Wolke ſtieg,
Und ſchien in ſein vergrämt Geſicht.
Das Brünnlein aber rührte ſich kaum,
Und hielt durchſchauert den Odem an:
So war's vom alten Tannenbaum
Bis auf den Grund ihm angethan.
Doch wie verweht im Hauch der Nacht
Allmälig der Tanne Wort zerrannen,
Da ſtahl ſich aus der lauernden Wacht
Das Vöglein durch die Dornenhecken,

Und huſchte keck hervor zum Brennen;
Und flatterte ſcherzend und anfangs ſtumm,
Als wußt' es gar nicht des Brünnleins Schrecken
Um ſeinen bebenden Spiegel herum.
Dann ſetzte ſich's zum Rand, und leiſe
Hub's an, ſich mit dem Brünnlein zu necken:
Ob's denn zu ſeiner verſprochnen Reiſe
Schon angethan das Wanderkleid,
Ob's ſchon verſchmerzt des Scheidens Leid,
Den Stab auch ſchon zur Hand genommen
Und reizte das Brünnlein fort und fort,
Auf daß es durch ſein loſes Wort
Nicht könne zu ernſten Gedanken kommen.
Dazwiſchen, wie verloren, ließ
Es hie und da ein Wörtchen fallen
Von ſonnigem Strom durch's Paradies,
Von mannigen Roſen und Nachtigallen.
Doch ſchnell hört's immer wieder auf,
Und ließ dem alten Recken den Lauf.
Da ward das Brünnlein ärgerlich

Ob des Vöglein's spitzem Zungenstich,
Und waren ihm alle Gedanken vergangen.
Und dennoch kam ihm ein heimlich Verlangen,
Noch mehr von der sonnigen Fahrt zu hören,
Und ward ihm drüber so wohlig zu Muth.
Doch wie das Vöglein gar nicht geruht,
Ihm durch sein Necken die Ruh zu stören,
Da schwellt' ihm der Unmuth das junge Herz.
Wie dann das Vöglein in bitterm Scherz
Ein frommes Mutterkind es gebeißen,
Und ihm gerathen, es solle zur Fahrt
Sich ja nicht vom Herzen der Mutter reißen;
Es sei noch zu jung, und zu kindisch und zart,
Es solle nur fein bei der Tanne bleiben,
Ein Veilchen Kinderspiel noch treiben:
Da trotzte das Brünnlein mit eitelm Grollen
Gar schwer beleidigt dem Vöglein auf,
Es könne längst, wenn's nur möcht' wollen,
Zum Thale wagen den freien Lauf.
Doch lachte das Vöglein verächtlich es aus:

„Und wollteſt auch mit mir zur Stunde geſchwind,
Die Mutter läßt dich ja nicht vom Haus,
Geh', biſt ein verhätſchelt Mutterkind!"
Da kräuſelt' der Zorn des Brünnleins Welle,
Vor Aerger das Wort ihm ſtecken blieb.
Das merkte das Vöglein, und ſchmeichelte ſchnelle:
„Ich thu' dir Unrecht, o Brünnlein vergieb!
Ich ſeh', du biſt kein Kindlein mehr,
Hältſt was auf Freiheit und Mannesehr'.
Und nun wie iſt's, willſt du's nun wagen?
Denn ſieh', dein alter Tannenbaum,
Der merkt es nicht, er liegt im Traum."
Das Brünnlein ſah mit ängſtlichem Zagen
Zum Tannenbaum; doch der ſtand ſtumm,
Und ſah es an in ſchmerzlicher Trauer.
Die ſchlafenden Roſen am Felſen herum,
Die fuhren auf und bebten vor Schauer;
Die Vöglein flatterten aus den Betten.
Sie träumten gar ſchwer, es ſolle zur Stunde
Das Brünnlein heimlich verrathen werden:

Da wollten ſie's warnen, wollten es retten;
Doch ſtockt' wie gebannet das Wort im Munde.
Da mühten die Blumen ſich ab mit Geberden,
Daß doch das Brünnlein ſich möge verwahren;
Die Vöglein ſchwankten drüber her,
Und wollten es warnen vor nahen Gefahren,
Und konnten vor Angſt nur ſeufzen ſchwer.
Wohl ſah das Brünnlein vom Uferhang
Die Roſen verzweifelnd die Hände ringen;
Wohl hört' es die Vöglein ſeufzen bang,
Und ſpürte die ängſtlich flatternden Schwingen;
Und doch vor'm Vöglein wollt' es nicht wagen,
Auch nur ein einzig Wörtchen zu ſagen;
Und drückte ſich nieder in zauderndem Harren,
Und möchte vor Reue zu Eis erſtarren.
Da ward dem Vögelein doch bang,
Ihm möcht' durch die warnenden, ſtummen Geberden
Doch noch das Spiel verdorben werden:
Und ſchnell erhob es hellen Geſang,
Und pries mit wunderbarem Schlag

Das Morgenroth und den ſonnigen Tag,
Und ſchwang ſich auf, mit klingender Kette
Die Erde zu binden an's Himmelsblau,
Als ſäng's mit der frommſten Lerche zur Wette.
Dann ſank es wieder zur Waldesau,
Und grüßte die Roſen als blühende Schweſtern,
Sie ſollten fein ſchlafen an Brünnleins Herzen;
Und lockte die Vöglein zu ihren Neſtern,
Sie ſollten von neuen Liedern noch träumen,
Es wolle dieweil mit dem Brünnlein ſcherzen,
Bis daß der Morgen rauſch' in den Baumen,
Und fröhlich ſie wecke der Sonnenſchein.
Da dachten ſie all': Nun bangt uns nicht;
Das iſt ein Vöglein vom Himmelslicht,
Das kann ihm nicht von Schaden ſein —
Und feſt und ruhig ſchliefen ſie ein.

Da lugte das Vöglein aus dem Verſteck,
Ob Alles auch feſt entſchlafen ſei.
Dann aber flog es haſtig herbei,

Und drängt' voll Ungeduld gar keck:
„Nun, Brünnlein, nun iſt's hohe Zeit,
Jetzt oder nie wirſt du befreit!
Iſt frei dein Wille, ſo magſt du's zeigen!
Wie du nun willſt, was kümmert's mich?
Gieb dich der Nacht denn ewig eigen,
Es glänzt der Tag auch ohne dich."
Und wieder ſprach's in weicherm Ton:
„Sieh', liebes Brünnlein, ich glaub' es ſchon,
Daß dich der Abſchied etwas quält.
Der Tannenbaum hat's gut gemeint,
Und dir manch hübſches Märchen erzählt.
Doch wie da draußen die Sonne ſcheint,
Das hat er nie verſpürt im Leben:
Drum weiß er's nicht, und meinet eben,
Bei ihm nur ſei das rechte Licht —
Verarg's ihm auch im Grunde nicht.
Doch daß du durch des Alten Wahn
Drum deine Freiheit ſollſt verſcherzen,
Zeugt nicht gar gut von ſeinem Herzen.

Mich geht dein Leben zwar nichts an;
Nur thut mir's immer bitter weh,
Wenn ich Eine ſo im Irrthum ſeh:
Drum flieg ich her, dich aufzuklären,
Und dir zu helfen, dich frei zu machen,
Denn deines Tannenbaumes Mären
Kann ich mit Mitleid nur belachen.
Der hält dich auf dein ganzes Leben,
Müßt' ſeines ja ſonſt zum Opfer geben.
Nun, wie du willſt! Was hab' ich davon?
Ich nehm' nur Mißtraun in den Kauf,
Nur deine Freiheit iſt mein Lohn.
Entſchließ' dich nun! Die Zeit iſt um."

Und wieder ſah das Brunnlein hinauf;
Die Tanne winkt' mit dem Finger ſtumm.
Das Vöglein drängte: „Doch nun geſchwind!"
Die Tanne klagte: „Mein Kind! mein Kind!"
Das Brünnlein ſchwankte hin und wieder.
Das Vöglein höhnte: „Ich ſeh's nun ein,

Wohl möchteſt du gern in der Freiheit ſein,
Doch hält dein Tannenbaum dich nieder.“ —
Da kam's dem Brünnlein in den Sinn:
„Ich will ihm nur zeigen, daß frei ich bin;
Ich zieh' nur bis zum Waldesſaum,
Dann kehr' ich zurück zum Tannenbaum.“
Drob lachte das Vöglein in heimlicher Luſt:
„Ja komm nur mit, und denk' daran,
Du wolleſt rückwärts wieder die Bahn!
Reiß' ich dich nur von der Mutterbruſt,
Dann haſt zum Foppen du nimmer die Macht,
Dann mußt du mit mir! — Ja zieh' nur fort!“
Und auf des Vögleins belehrend Wort
Grub unten, tief im Felſenſchacht,
Das Brünnlein durch Geſtein und Moos
Sich links den Weg, und macht' ſich los;
Und mied den Weg zur rechten Hand,
Da noch ſein Quell zu niedrig ſtand,
Und über'n Fels mit freiem Strahl
Zu fließen in das Erlenthal.

Ringsum lag Alles noch im Schlummer.
Der Tannenbaum war wach allein,
Und winkte noch in stummem Kummer.
Doch dachte das Bächlein: „So mag's nun sein!
Mir macht sein Winken das Herz nicht schwer,
Er weiß ja nicht, daß ich wiederkehr'."
So dacht' es gleich sein Herz zur Ruh,
Und zog voll Stolz und Neugier fort.
Das Vöglein sprach mit munterm Wort
Und arglos leichtem Scherz ihm zu.
Ihm winkten rechts und links vom Hang
So treubekannt noch Strauch und Baum,
Und grüßten traut im Morgenwind;
Da macht' ihm auch die Fahrt nicht bang.
Und also kam's zum Waldessaum,
Gleich wie ein harmlos spielend Rind,
Das Beeren sucht — und wußt' es kaum.

Auf einmal aber schreckt' es auf,
Und hielt zurück den spielenden Lauf,

Und ward ihm ſo wohl und wieder ſo bang.
Schon ſah durch lichten Laubesbang
Es draußen fließen die blaue Luft;
Noch einen Schritt, und wieder einen
Und unter ihm in ſonnigem Duft,
Da ſah's gar reizende Thale ſcheinen,
Da ſah's wie funkelnden Diamant
Die Waſſer weben ihr wallendes Band;
Da winkten zu ihm gar lockend herauf
Viel blendende Schlöſſer mit blitzendem Knauf,
Da grüßte verſchleiert der Berge Wand
Mit Eisrubinen im ſchneeigen Haar;
Und wie's in die Weite den Blick mocht' ſenden,
Die ferneſte Ferne war wunderbar,
Und wollte der Zauber ſich nimmer enden.
Da ſchwanden dem Bächlein die Sinne ganz:
„Ach dürft' ich ſchaun nur eine Stunde
Hinunter in den himmliſchen Glanz!"
So rief's aus ſeufzendem Herzensgrunde —
„Nur aus dem Wald noch will ich gehn,

Um frei, ganz frei hinabzusehn;
Dann will ich gern zur Tanne kehren.
Darf's ja wohl wagen wer will mir's wehren?"
Und mit der Neugier hast'gem Drang
Trieb's fort bis nah zum Felsenhang.
Doch wie es nun wollt' stehen bleiben,
Um frei, ganz frei hinabzuschaun,
Da überlief's ein eisig Graun.
Es mußt', es mußte weiter treiben,
All' seine Kraft war ihm genommen,
Sein Aug', sein Sinnen war verschwommen.
Und ach! Der alte Tannenbaum,
Der kam ihm schon allmälig vor,
Wie ein vergeßner kindischer Traum,
Deß goldner Schimmer längst verglommen.
„Ha, war ich doch ein alberner Thor,
In Waldesnacht mich zu vergraben!
Da drunten, da drunten, da sprühen die Funken,
Das Licht und die Freiheit muß ich haben!" —
So lallte das Bächlein von Schauer trunken,

Und ſeinen Geiſt umhüllte Nacht.
Da war's an der jähen Felſenwand,
Da ſpielt' es mit dem ſchwindelnden Rand,
Da ſtürzt' es hinunter mit brauſender Macht.
Und über der Wellen verſprigendem Schaum
Sang gellend das Vöglein falſchen Triumph.

Vom Walde klang ein Klagen dumpf —
Um's Bächlein rief der Tannenbaum.

Wie der Tannenbaum dem Waldbachlein einen Zweig nachschickte, und wie es ihm anfangs in der Welt ging.

Wie nun der Tannenbaum gesehn,
Das Bächlein kehre nimmer wieder,
Ging durch sein Reis ein traurig Wehn,
Und helle Tropfen rannen nieder.
Doch weckten sie nicht die Röslein roth,
Die schliefen fort und immer fort;
Die Vöglein liefen hören kein Wort,
Sie lagen in den Nestern todt.
Und aus dem moosigen Gestein,
Daraus mit voller Wassermacht

Das Brünnlein ſich befreit vom Schacht,
Kann noch ein Strahl gar ſchwach und klein.
Drein ſchüttelt' aus dem Herzensſchoos
Den grünſten Zweig die Tanne los,
Und ſchickt' ihn ſo dem Bächlein nach.
Der fragte nicht, wohin, wozu?
Und auch der Tannenbaum nicht ſprach —
'S war eine jammervolle Ruh'.

Doch drunten, da ward es gar rührig und laut;
Da trafen hundert geſchwätzige Wellen
Zuſammen als flüchtige Reiſegeſellen,
Und machten ſich mit dem Bächlein vertraut.
Das trug das Herz im offnen Mund,
Und that in unerfahrner Weiſe
Sogleich ſein ganzes Leben kund.
Nur meint' es dabei, es käm' ihm leiſe
Doch noch ein ſeltſam Bangen an
Auf dieſem glänzenden Waſſergleiſe;
Und ob es auch hab' wohlgethan,

So heimlich zu gehn vom Mutterherzen,
Wo's ihm doch stets so wohl ergangen:
Das kenne die Tanne nimmer verschmerzen,
Drum sei's noch gar von Zweifel befangen,
Und möcht' zuletzt doch lieber nach Haus.
Da lachten die andern es schmählend aus:
„Geh', schäm' dich, du Söhnchen, so fromm und zart!
Zu weinen auf solcher funkelnden Fahrt!
Sei froh, daß du's nun überstanden,
Und frei bist von den lästigen Banden!
Wir haben ja auch in Waldesnacht
Die dunkle Kindheit wie du verbracht,
Und sprengten endlich den finstern Bann.
Nun sei verständig, bist nun ein Mann!
Was mag dein Tannenbaum dich kümmern,
Der hilft dir all dein Leben zu Nichts,
Den schlägst du dereinst noch selber zu Trümmern,
Drum mutzig fort auf dem Wege des Lichts!"
Und drängend nahm ein wilder Schwarm
Das zagende Bächlein keck in den Arm,

Und riß es dahin die wirbelnde Fluth.
Und heisa! Im Arme der starken Wellen
Da kam auch dem Bächlein der rechte Muth,
Und freudig rief es: „Nun frisch voran!
Ich hab' ja zur Reise so frohe Gesellen,
Die haben Alle, was ich, gethan,
Und haben drüber nicht Reu nicht Schmerz;
Will mich nun auch nicht kindisch stellen,
Will zeigen ein starkes Mannesherz."
Und frisch und keck dahin es zog.

Das Vöglein hoch in den Lüften flog;
Da sang es leise über die Au —
Und ach! Welch' zauberhafte Schau
Stieg auf in wunderfarb'gem Schein!
Da spiegelte vom Uferstein
Im Bächlein sich ein schimmernder Bau,
Und kühlerisch sah vom Altan
Die Königstochter stolz sich an,
Und sah ihm tief in's Herz hinein,

Daß es erbebt' in minniger Qual.
Das Vöglein ſang zum zweiten Mal.
Da dufteten blühende Hügel von Wein,
Es tanzten vor Luſt die Gondeln am Strand;
Und ſingende Zecher, die Lauten zur Hand,
Die ſprangen hinein ſo flink und dreiſt;
Und da ſie ſingend das Bächlein umſchwammen,
Da prieſen ſie der Waſſer Geiſt,
Und ſchwangen jauchzend die Hute zumal,
Und warfen in's Waſſer die Becher zuſammen.
Da traf der ſüße, berauſchende Strahl
Dem Bächlein tief in die pochende Bruſt;
Und weiter zog's in trunkner Luſt,
Und hinz ihm der Becher am ſchlürfenden Munde.
Das Vöglein ſang zum dritten Mal.
Da tauchten herauf viel roſige Glieder,
Wie Funkeln der Gletſcher im Sonnenſtrahl,
Und ſchmolzen zu bläulichen Wellen wieder.
Drauf ſtiegen, — o Wunder, reizend zu ſchauen!
Vom Grund herauf viel Meerfrauen,

Als ſchwankte geheim aus den Fluthen zugleich
Ein Garten von Lilien ſo ſchlank und bleich.
Ihr Aug' umfloß ein tiefes Weh,
Und ſah die Seele draus dich an,
Gleich einem goldbeſtaumten Schwan,
Der ſterbend ſchwimmt auf blauem See.
Die legten ſich der Fluth an's Herz,
Und koſ'ten ſie mit ſtummem Schmerz,
Und ſetzten ihre Kronen von Gold
Den Wellen auf zum Minneſold.
Und ach! Die jüngſte, die bleichſte von allen,
Die war dem Bächlein an's Herz gefallen,
Und hielt es mit zitternden Händen umſchloſſen,
Und zog es heimlich vom Weltgebraus
Hinab in der Königin Waſſerhaus;
Und im kryſtallnen Säulenſaale,
Vom Regenbogenglanz umfloſſen,
Da goß ſie's in diamantne Schale,
Und brachte es ihrer Herrin dar.
Die wuſch darin ihr goldnes Haar,

Draus falſcher Weisheit Kräfte ſchwellen,
Daß in des Bächleins eitle Wellen
Der Goldſtaub ſchimmernd niederfiel.
Da trieb's hinauf ein ſtolzes Verlangen,
Mit ſeinem goldnen Schatz zu prangen,
Und ſich zu weiden an neuem Spiel.
Da rang es zum Lichte — da war es oben. —

Wie ſtumm, wie öd', ſoweit es ſchaute!
Der Himmel grau! Die Luft ſo ſchwer!
Die Schlöſſer, die Hügel all' zerſtoben,
Die Gondeln verſunken, verklungen die Laute!
Die Ufer grabesſtill und leer!
Den goldnen Schatz, den hatt' es nicht mehr.
Da ging ſein Odem ſo ächzend tief,
Ein eis'ger Schauer es überlief;
Und alle Wellen der weiten Bahn
Zog's zitternd eine nach der andern,
Und flehte um ihren Schutz ſie an.
Doch keine einz'ge gab Beſcheid

Im frostigen Vorüberwandern.
Da weint' es laut vor bitterm Leid,
Und rief hinaus im tiefen Gram:
„O Vöglein, Vöglein, schütze mich!"
Doch nirgends ihm die Antwort kam.
Der letzte Strahl des Tags verblich.

Von heil'gem Glanz allein umglommen
Kam still der Tannenzweig geschwommen.

Wie das Waldbächlein in einen Sturm kam, und vom Tannenzweig daraus erlöst ward.

Nun war der Himmel ringsherum
Von schwarzem Bahrtuch überzogen,
Das letzte Lüftchen scheu und stumm
Vom Wasserspiegel fortgeirrt,
Und wetterbang ward's auf den Wogen.
Verlassen und von Angst verwirrt
Das Bächlein harrte, was nun geschehʼ,
Und feurig kam vom Himmelsbogen
Ein Pfeil ihm in das Herz geschwirrt,
Daß laut es ächzte vor brennendem Weh.
Und war sein Jammern kaum verklungen,
Da faßt' es schon der Winde Schaar

An Füßen und Händen und wallendem Haar;
Da ward es gezerrt, da ward es geſchwungen,
Als wollten den Himmel ſie mit ihm erklettern,
Daß wirbelnd es ſtieg zum ſchäumenden Thurm.
Dann riſſen ſie's nieder in jauchzendem Sturm,
Zum Grab ſie's höhlten, und ſtürzten ſich drein,
Als wollten ſie ſelber ſich drinnen zerſchmettern;
Und aus den brauſenden Finſterniſſen
Stach Blitz um Blitz auf's Bächlein ein,
Gleich einem brennend böſen Gewiſſen.
Und mit der letzten verzweifelten Kraft
Vom Arme der Winde losgerafft,
Rang ſich's hinauf aus dem wirbelnden Schlund,
Das Herz von tauſend Stichen wund,
Und rief in die Nacht mit klagendem Schrei:
„O Vöglein, Vöglein, iſt das dein Geleben?
O rette mich, und komm herbei!“
Doch kam kein Vöglein fern und nah,
Es kreiſte hoch in den Wolken droben,
Und zornig es auf das Bächlein ſah:

„Ha brause nur Sturm! Verzweifle du nur!
So ist mir's recht, so will es mein Schwur.
Der Tannenbaum, der ist mein Feind;
Einst saß auch ich in seiner Kron',
Da sang ich ihm zu stolzen Ton,
Da schüttelt' er ab mein lustiges Haus.
Und drum zerreiß' ich, was mit ihm vereint,
Was ihn umfließt, das trockn' ich aus,
Was ihn umblüht, mach' ich verdorrt,
Und was er liebt, das lehr' ich hassen;
Verderb' ihm die Freuden fort und fort,
Und werd's in Ewigkeit nicht lassen."
Und wilder hetzt' es der Winde Wuth
Auf die schon mälig verschäumende Fluth,
Sie sollten das Bächlein von Neuem erfassen.
Und wo sich's auch wollt' halten am Strand,
Da riß es zurück der Winde Hand,
Und schleudert' es höhnend in's Wogengebraus.
Jetzt brach von Neuem sein Klagen aus:
„Ach, daß vom Tannenbaum ich ging,

Der mich ſo treu beſchützt' vor den Wettern,
Und mich mit liebendem Arm umfing!
Nun muß ich ſo recht verlaſſen und arm
Mein junges Leben im Sturm zerſchmettern,
Und leuchtet mir kein einz'ger Stern.
Ach, daß doch der Himmel ſich meiner erbarm'!
Bin noch ſo jung, und leb' ſo gern."
Da weint' es, daß es ein Jammer war,
Vor Schluchzen faſt das Herz ihm brach.
Der Tannenzweig ſchwamm ſchneller nach,
Doch blieb er ihm noch unſichtbar.
Das Vöglein aber höhnte herab:
„So hab' ich's gern, ſo mir's gefällt.
Ich keine größre Luſt doch hab',
Als wenn in dieſer verpfuſchten Welt
Eins ſeine Ruh durch mich verloren!
Solch Jammern, wie kitzelt mir's in den Ohren!
Ha, daß ich Tag und Nacht dürft' hören,
Wie Herzen brechen, und berſtend fallen
Der Zeiten Bau und Tempelhallen!

Hab' ich doch Luſt nur am Zerſtören!"
Wie jetzt das Bächlein fern und nah,
Verſchmachtet faſt, kein Vöglein ſah,
Schrie's noch einmal in die Nacht hinaus:
„Ich will zurück in's Mutterhaus!
Ich will, ich muß, mich mordet die Reu.
O Tannenbaum, ſo gut und treu,
Ich weiß, du willſt mein Elend nicht.
O hör' mein Schrei'n im Brauſen der Nacht,
Gieb mir zur Rückkehr, gieb mir die Macht!
Erbarm' dich mein! Zeig' mir ein Licht!"
Da fiel es zuſammen ſinnenlos.
Doch aus der Fluthen dunkelm Schoos
Stieg glanzumdämmert der Zweig hervor,
Und ſah es an mit erbarmender Lieb',
Und lispelt' ihm ſo mild in's Ohr:
„Der Tannenbaum, der ſchickt mich her
Aus ſeines Herzens grünſtem Trieb.
Erfaſſe mich mit aller Macht,
So feſt du kannſt, und zaudre nicht mehr!

Dann bürg' ich dir, du wirſt gerettet."
Da war das Bächlein ſchnell erwacht,
Und hatte ſich an des Zweiges Arm
Wie eine eiſerne Klammer gekettet;
Und gegen der Wogen ſauſenden Schwarm,
Durch's Züngeln der Blitze und Windesgebraus,
Entführte leuchtend mit ringender Macht
Der Zweig das Bächlein durch die Nacht
Der Tanne zu, in's Mutterhaus.

Das Vöglein aber ſchäumte vor Wuth,
Da's hoch den Tannenzweig erſchaut:
„Ha, daß ich vergeſſen die lauernde Hut,
Und daß ich dem Bächlein zuviel getraut!
Doch fahr' nur zu! Ich hab' nicht Sorgen,
Daß ich nicht wieder dich fangen mag.
Ich warte nur ab den ſonnigen Tag.
Was heute mißlänge, gelingt mir Morgen."

Wie das Waldbächlein zum Tannenbaum zurückwollte, aber wieder verführt ward.

Da ward es wieder heitrer Tag.
Still floß dahin der Wellenschlag;
Es winkten am Strand viel Bilder hold,
Umsponnen vom jungen Sonnengold.
Und immer noch in des Zweiges Bann
Durchzog stromaufwärts in ringendem Streit
Das Bächlein die weite, sonnige Flut.
Doch wollt' es nie in der Mitte bleiben;
Bald wollt' es rechts, bald linkshin treiben,
Wohin es lockte der launige Mut;
Und wo's ein Blümchen am Ufer gesehn,

Da wollt' es gleich auch ſtille ſtehn,
Ein bischen zu kuſſen, und tändeln und koſen.
Und einmal floß es über den Strand,
Und ſtürzt' in duftiges Gartenland,
Daß faſt ertranken alle die Roſen,
Und meinte dabei: So will ich es haben.
Und dann war's wieder nicht weiter zu bringen:
Es woll' am Sonnenſchein ſich laben,
Und habe nicht Luſt, noch weiter zu ringen.

Doch horch, da hor' ich leiſe Stimmen:
„Kann denn ein Bach ſtromaufwärts ſchwimmen?"
Ei, ei, wie klug, ſolch Netz zu ſchlagen!
Nehmt euch in Acht mit ſolcher Liſt!
Ich laß euch durch ein Kindlein ſagen,
Was meines fur ein Bachlein iſt,
Und wie es wohl kann aufwärts treiben.
Drum laßt getroſt das Zweifeln bleiben,
Wie ich's euch ſag', ſo laßt es ſein!
Sonſt ſag' den Kindern ich's allein.

Der Tannenzweig ſchwamm ruhig nach,
Wohin das Bächlein immer trieb;
Von frommem Muth er ſtets ihm ſprach,
Und wie eine Mutter in wachender Lieb'
Er's immer wieder zur Mitte führte.
Doch wie Das alles ſein Herz nicht rührte,
Da ſprach er zu ihm mit warnendem Wort:
„Lieb Bächlein, ſieh', ſo kommſt du nicht fort!
Du mußt hübſch in der Mitte bleiben,
Mit gleicher Kraft ſtromaufwärts treiben,
Und nur dein Ziel in's Auge faſſen:
Dann wirſt du ſicherlich vollenden!
Doch willſt du dir den Willen laſſen,
Und dich bald rechts, bald linkehin wenden,
Bald ſtürmiſch toll, bald launiſch träg,
So machſt du doppelt deinen Weg;
Und, Bächlein, wer weiß! mir wird recht bang,
So wird am Ende der Weg zu lang."
Doch recht wie ein ungezognes Kind
Fiel ihm das Bächlein in's Wort geſchwind:

„Iſt's nicht für mich ſchon bart genug,
Daß ich ſo jung mich quälen muß,
Und elend müden gegen den Fluß?
Nun webreſt du mir noch den Fug,
Am Ufer zu raſten und Honig zu naſchen!
Wie geſtern ich ſtromabwärts trieb,
Da durft' ich all' die Freuden erhaſchen,
Wohin mich lockte Luſt und Lieb;
Von Allem, was das Leben verſchönt,
Wollt' mir das Vöglein Nichts mißgönnen.
Nun bin einmal ich dran gewöhnt;
Und wenn du wirklich ſo lieb mich haſt,
So wirſt auch du's erlauben können:
Ich hab' durch dich genug der Laſt."
Und kaum ſprach's aus, da wollt' es mit Schmollen
Dem Zweig ſchon bald den Rücken kehren.
Doch der ſprach ſtill ohn' alles Grollen:
„Ich will die Freiheit dir nicht wehren;
Ich ſag' nur Eins, und bleib' dabei:
Laß los von mir, dann biſt du frei,

Und Alles ſich an dir erfüllt,
Wie dir's der Tannenbaum enthüllt
Von deinem Leben, deinem Tod.
Doch willſt du mit mir aufwärts ringen,
So mußt du halten mein Gebot!
Dann werd' ich dich zur Tanne bringen.
Du weißt, was ſie dir Alles verſprechen,
Sie hat noch nie ihr Wort gebrochen.
Dein Vöglein aber, wie hielt es den Schwur?
O Bächlein, ich bitt' dich, beſinne dich nur,
Wie geſtern im Sturm du verlaſſen gejammert,
An mich verzweifelnd dich angeklammert!
O Bächlein, Bächlein, denk' an's Ziel!
Das Vöglein ſpielt ein teufliſch Spiel.
Doch, wie du willſt! Die Wahl iſt frei."
Wohl blieb das Bächlein ſtill dabei,
Doch dacht' es verſchmitzt und geheim für ſich:
„Ja, geſtern, wie die Sonne verblich,
Und mich erfaßte die Sturmeswuth,
Und mich umdrohte der Blitze Gluth,

Bin ich wohl gern ſtromaufwärts geſchwommen,
Um aus den Händen der Winde zu kommen.
Doch heut' iſt ſo heller Sonnenglanz:
Da möcht' ich doch lieber in ſpielendem Tanz
Hinunterfahren in's Zaubertal,
Möcht' ſprudeln und ſchwärmen und nippen zumal,
So wie mir's gefiele, mit ſüßem Behagen,
Statt zu entbehren und mich zu plagen."
Und wie es ſo für ſich gedacht,
Da hatten ſich viel lockre Genoſſen
Zum Bächlein ſchnell herbeigemacht;
Mit loſen Reden ſie's umfloßen,
Und drehten es bänſelnd im Ringelkreiſe,
Und wiegten es hin, und wiegten es her,
Als ob es ein ſchläfriges Kindlein wär',
Und ſangen als ſpöttiſche Ammen die Weiſe:
„Schön eia popei, im Himmel gehn
Viel Schäflein weiß wie friſcher Schnee!
Das Kindlein wollt' auf die Beine ſtehn,
Da fiel es um, und that ſich weh!

Muß liegen nun wieder in der Wiegen,
Und bleibt sein Lebenlang drin liegen.
Ihr frommen Schäflein, gebt fein Acht,
Daß Nichts das Kindlein erwachen macht!"
Drauf werfen sie höhnisch es weg und schwammen
Hinab in der Sonne, und sangen zusammen:
„Wir fahren hinunter so lustig und frei,
Und haben nicht Zweifel, nicht Sorgen dabei!
Wir nehmen die Freuden, so wie sie kommen,
Verlachen das Darben der Dummen und Frommen.
Und werden wir einst auch Nebel und Rauch,
So sind wir zu Ende, was kümmert es auch?
Wenn wir nur genossen, was uns gefiel!
Das ist des Lebens reizendes Ziel."
Und ferne verhallt' es mit wildem Lachen.
Das Bächlein seufzte: „Was soll ich nun machen?
Nun ziehn sie spielend im Sonnenschein,
Und wird ihr Herz von Lust nicht leer.
Ich nur verhöhnt zieh' so allein,
Und hab' beim Wege solche Beschwer.

Und komm' zum Tannenbaum ich auch,
Wie weiß ich, ob ſein Wort er hält!
Dann kann er thun, wie's ihm gefällt,
Und kann mich halten nach altem Brauch,
Ich weiß es ſchon, ſo wie ein Kind,
Das für das Licht des Tages blind,
Sich fromm geduldet im Waldesdunkel,
Mit Röslein ſpielt und Kieſelgefunkel.
Und wenn ich werd' von ihm begehren,
Ich wollt' hinaus in die Lande weit:
Wird immer er ſagen, noch ſei's nicht Zeit.
Was frommt mich dann mein Mühn und Entbehren?
Muß ihm ja doch dann wieder entrinnen!
Will drum mich zuvor noch recht beſinnen."
Und wie's im Herzen ſo erwogen,
Da kam das Vöglein ſchnell geflogen,
Und jubelte heimlich: „Nun iſt es Zeit!"
Und flatterte voll Geſchäftigkeit,
Als ſucht' es Wen in ängſtlicher Haſt;
Auf einmal aber ließ ſich's nieder

Grad' mitten auf den Tannenaſt,
Und rief mit freudetrunknem Ton:
„Ja, Bächlein, find' ich dich endlich wieder!
Ich kann die Freude ja gar nicht faſſen;
Such' ich doch Nacht und Tag dich ſchon,
Und haſt dich nirgends finden laſſen.
Was hatt' ich doch beim Sturm für Qual,
Daß ich nicht konnte bei dir ſein!
Ich ſchrie nach dir viel tauſend Mal,
Ich ſpähte nach dir im Wetterſchein,
Und ſuchte dich irrend im brauſenden Wind,
Wie eine Mutter ſucht ihr Kind;
Und nirgends, nirgends fand ich dich.
Schon weint' ich um dich bitterlich,
Und ſchon verlor ich all mein Hoffen:
Da ſagte mir drunten im Wellenzug,
Sie hätten dich aufwärts treibend getroffen.
Doch zankt' ich ſie aus ob dem ſpöttiſchen Lug:
Mein Bächlein, was ſoll's ſtromaufwärts thun?
Mein Heldenbächlein, zur Freiheit geboren,

Das gab ſie nimmer ſo ſchnell verloren!
Und ach! Nun find' ich dich, und nun
Muß weinen ich, da ich dich find',
Wie ich geweint, da ich dich verloren.
Ich ſucht' einen Mann, und find' ein Kind,
Ich ſucht' einen Weiſen, und find' einen Thoren."

Und wie das Vöglein ſo geſprochen,
Sah's auch das Bächlein ſo leidvoll an,
Als ſei ihm wahrhaftig das Herz gebrochen,
Daß das mit flehender Klag' es beſchwor:
„O Vöglein, wie hab' ich dir Unrecht gethan!
Wie bin doch wirklich ein Kind und Thor!
Ach nur verzweifelnd wollt' aufwärts ich ziehn,
Dem Sturm und dem ſtechenden Blitz zu entfliehn;
Nun halt' auch kein zu ſtreng Gericht!
Denn weil du mir nie vom Sturm geſprochen,
Da glaubt' ich, du habeſt dein Wort gebrochen,
Und daß du mich ſuchteſt, wußt' ich ja nicht."

Drauf ſprach das Vöglein ſchnell bedacht:
„Wie wollt' ich mich denn auch erfrechen,
Der ew'gen Natur Geſetze zu brechen?
Darüber hab' ich keine Macht."
„Du haſt wohl Recht" — das Bächlein ſprach,
Und ließ zugleich vom Zweige los,
Der unterging im Wellenſchoos —
„Ich ſteh' in Allem weit dir nach,
Hab' eben noch jungen Unverſtand,
Drum hab' ich ſo kindiſch dich verkannt;
Will mich auch künftig beſſer ſchicken.
Nur laß aus deinen trüben Blicken
Mir auch Verzeihung wieder ſcheinen!"
Drauf lächelt' das Vöglein mit gnäd'ger Huld:
„Bin nicht ſo ſtreng, als du magſt meinen,
Vergebe gern bereute Schuld.
Doch nun voran! Nicht frommt die Weile,
Und hol' dir die Genoſſen ein,
Daß du auch frohe Geſellſchaft haſt!"
Und niederſtürzt' es mit freudiger Eile.

Doch langſam ſchiffte hintendrein
Mit heil'gem Glanz der Tannenaſt.

Wie das Waldbächlein bei einer Ueberſchwemmung helfen mußte.

Nun waren die Andern bald erreicht,
Und ſchon von ferne riefen die Wellen:
„Ei ſeht den jungen Reiſegeſellen!“
Da ward dem Bächlein ſogleich ganz leicht,
Und fröhlich miſcht' es ſich unter die Schaar,
Aus der die mächtigſte Woge ſprach:
„Da biſt du ja wieder, mein Sohn! nichtwahr,
Du kommſt uns gerne wieder nach?
Ja, wer die Freiheit einmal verſpürt,
Nur wer geſehn die Sonne bligen,
Der wird ſo leicht nicht wieder verführt,

Gefangen in Waldesnacht zu ſitzen.
Nun, nun! Wir wollen dir gern vergeben,
Daß du ein Stündchen ein Narr geweſen.
Haſt noch ein gar zu zartes Leben;
Und iſt an dir ein Fleck noch wund,
In unſrer Geſellſchaft wirſt du geneſen!
Nun komm, mach' dich mit uns bekannt,
Und tritt in unſern freien Bund!"
Und ſchon umſchlang ſie das Bächlein gewandt,
Und gab ihm gleich den Bruderkuß.
Das aber ſprach mit ſchämigem Mund:
„Wie gerne trät' ich in euern Bund,
Doch ſagt, ob ich nicht zagen muß!
Bin gar ſo jung, kann euch Nichts frommen."
Drauf ſprach die Welle: „Das kümmre dich nicht!
Kömmt nur die Zeit, wird's Andre kommen.
Die junge Kraft uns grad' gebricht:
Komm nur, du wirſt ſchon noch ein Mann,
Aus dem was Groſſes werden kann."
Und funkelnd ihr Aug' am Bächlein hing.

Das aber beſah ſich zweifelsvoll:
„Womit ich ihnen doch frommen ſoll?
Bin doch nur ein junges, ein ſchwaches Ding!“
Doch eilig ſprach ſein Stolz darein:
„Werd' grad' auch nicht der Letzte ſein.
Ward eben ſonſt erniedrigt zu tief,
Als ich beim Tannenbaum noch ſchlief;
Der ſprach mir nie von Kraft ein Wort,
Und hielt mich ſtets wie einen Knaben:
Da mein' ich eben noch immerfort,
Ich könne nicht Kraft des Mannes haben.
Doch nun verſpür' ich's, und nun weiß ich's,
Und wo mich feſſeln will ein Band,
Da werf' ich's ab, und da zerreiß' ich's;
Nun hab' ich Kraft, nun hab' ich Verſtand.“
Und laut zu den Wellen rief es drauf:
„So ſei's! Wie macht mich ſtolz die Ehr'!
Ich mach' mit euch den gleichen Lauf;
Ich habe Kraft, und will ſie erproben.“
Da ſchwammen die Wellen um's Bächlein her,

Und konnten nicht genug es loben,
Und war ein Herzlichthun und Küſſen —
Es hätte faſt erſticken müſſen.

So zog das Bächlein, Arm in Arm,
An blühender Hügel ſchwellendem Rain,
In friſchem Wind und Sonnenſchein,
Nun weiter mit dem Wogenſchwarm,
Und führt' mit ihm ein lockres Leben.
Was da geblüht zur Rechten und Linken,
Holla! Das mußte ſich ergeben,
Und ihnen an die Herzen ſinken;
Und keine Lilie ſtand ſo rein,
Sie ſpülten ſie zu ſich hinein.
Doch ſieh', da ſchwanden nach und nach
Die Blumen und das Gras am Strande;
Das Bett ward ſeicht, die Ufer brach,
Die Wellen kämpften mit dem Sande,
Drein läſtig beiß die Sonne ſtach;
Es ward die Luft ſo faul und dumpf,

Und kaum ſie recht ſich deß verſahn,
Da hatte ſich ein rieſ'ger Sumpf,
Umdämmt von hoher Wälle Wand,
Ganz nah vor ihnen aufgethan.
Drans winkte mit tauſendfacher Hand
Die Wellen herbei das ſeufzende Rohr,
Und giftige Flüche dampften vom Moor
In ſchwarzem Nebel zum Himmel empor.
Da miſchten die Wogen in zornigem Chor
Ihr Klagen und Schelten und Fluchen drein,
Und ward gemurrt ob des Bettes Enge,
Verwünſcht der ſtechende Sonnenſchein.
Und aus der trübe ſchleichenden Menge
Ließ eine Woge heiſer ſich hören:
„Laßt Brüder euch den Muth nicht ſtören!
Noch ſind wir kühne, wagende Wellen.
Laßt uns die armen Waſſer ſchwellen,
Die ſeufzend verſchmachten in öder Haide!
Wir machen ſie frei von ihrer Haft,
Sie mehren unſre verſiechende Kraft:

So retten wir vereint uns Beide,
Und brauſen hinaus mit verjüngter Fluth,
Und ſtürmen der Dämme knechtende Hut. —
Ja, Brüder, höret meinen Plan,
Den ich ſchon lang mir ausgedacht!
Was bannen wir unſre brandende Macht
In hemmender Ufer ſumpfige Bahn?
Wir waren ja in alter Zeit
Schon einmal die brauſenden Herrn der Erde.
Auf, auf! Vom Ufer euch befreit,
Daß wieder einmal Sündfluth werde!“
Und all' die Wellen ſtürzten herbei,
Und ſtaunten ſie an, die ſo geſprochen,
Und wild ſie riefen: „Ja, ja, es ſei!
Der knechtende Damm, er werde durchbrochen!
Wir brauſen hinaus, und machen uns frei;
Und alle Wogen und Waſſer auf Erden,
Die müſſen unſre Genoſſen werden.
Den Erdball wollen wir überſchwemmen,
Und Alles verſchlingen, was uns will hemmen.

Wir machen die Hügel und Thäler eben —
Freiheit und Gleichheit ſollen leben!“

Und wie ihr Rufen war verſchollen,
Da that gebeim die Erde ſich auf,
Und aus der Schlunde ſchwarzem Gähnen
Qualmende trübe Gewäſſer ſchwollen;
Und ſiehe, da ſtürzten in vollem Lauf,
Wie ſchäumende Hengſte mit flatternden Mähnen,
Gießbäche daher, aus waldiger Nacht
Hinuntergeſchleudert in donnernden Schacht,
Der Felſen ewig verſchmähte Freier.
Und als ein rieſiger, böllſcher Buhle
Fiel all der Strom an den Buſen dem Pfuhle,
Der ſeiner harrte in giftigem Schleier;
Und hob die Braut von den ſumpfigen Kiſſen,
Und tanzte mit ihr in brauſendem Reigen
Auf ihrer Beider zertretnem Gewiſſen,
Und aus der Hölle gellten die Geigen.

Und ſiehe, da wogte ſchon an dem Wall
Im Wirbeltanz die trunkne Fluth;
Da riefen ſie höhniſch im Uebermuth:
„Tanzt zu! Wir bringen ihn tanzend zu Fall.
Wie mag der morſche Damm ſich erfrechen,
Uns jungen Fluthen zu bannen den Reigen?
Die ganze Welt iſt uns zu eigen,
Tanzt zu! Er muß wie Glas zerbrechen.“
Da wollten ſie gleich mit einem Mal
Den Strand durchbohren mit ſtürmendem Strahl,
Doch aus der Waſſer ziſchendem Toben,
Da hatte ſich die mächtigſte Welle
Mit herrſchendem Wort zur Höhe gehoben:
„So nicht, ihr Brüder, nicht allzuſchnelle!
Was ſoll das Schäumen und Brauſen frommen?
Noch ſeid ihr nicht zur Stärke gekommen,
Und ſeid nicht hoch genug gethürmet,
Daß ihr als Sieger den Damm erſtürmet!
Drum vor der Hand den Muth noch kühlt,
Vergeudet nicht die Kraft der Jugend,

Und macht Geduld zur einzigen Tugend!
Fein langſam das Erdreich erſt durchſpült!
Und habt ihr den Grund nur locker gemacht,
Und brauet nur noch ein Sturm herbei,
Dann weicht das Ufer über Nacht!
Nur noch ein Stoß — und wir ſind frei!"
Der Vorſchlag dünkte den Wellen gut.
Sie zähmten den ungeſtümen Muth,
Und gaben ſich dran, mit plätſcherndem Schwall
Geduldig zu unterſpülen den Wall.
Und dann und wann zur Ruheſtunde,
Da ſangen Manche mit prahlendem Munde
Von Freiheit ihnen ein Liedlein vor,
Daß laut ſie jauchzten in ſchallendem Chor.

Und in den Wächtertürmen am Wall,
Da ſchliefen die Wächter in guter Ruh';
Der Waſſer heimlich rauſchender Schall
Sang ihnen das Wiegenlied dazu.
Doch endlich, von dem Jauchzen erwacht,

Erhob ſich Einer in ſpäter Nacht,
Und rieb die Augen ſich ärgerlich,
Und trug bebäbig zum Fenſter ſich,
Und ſtreckte die Glieder, und gähnte ſich munter,
Und ſah mit verſchlafenen Augen hinunter.
Doch wie er ward der Fluthen gewahr,
Da lächelt' er klug: „Es hat nicht Gefahr.
Sie ſollen nur toben und ſchäumen und ſteigen!
Wozu doch ſtände der Thurm am Strand?
Und werd' ich mich nur auf der Zinne zeigen,
Und winken nur mit drohender Hand,
Wie werden ſie zitternd ſich bücken und ſchweigen!
'S iſt drum nicht Noth, ſo eilig zu ſein,
Und ſich den beſten Schlaf zu ſtehlen;
Und weckt mich wieder der Sonnenſchein,
Dann kann ich noch immer ſchaun und befehlen."
Und mit verächtlich lächelnder Miene
Schloß er getroſt die Läden wieder,
Und legt' in der Kammer ſich ſorglos nieder,
Und zog zuſammen die Gardine. —

Da weckte den Zweiten das ſchwellende Rauſchen.
Wie fuhr der auf ſo bleich erſchrocken!
Und zitternd ſtand er in zauderndem Lauſchen,
Zur Zinne ſchlich er auf leiſen Socken,
Und traute ſich kaum den Athem zu holen,
Und lugt' auf den Knie'n hinunter verſtohlen,
Daß nicht die zornigen Fluthen ihn ſähen:
„Was kann ich thun? Wenn ſie mich erſpähen,
Wird ſie mein Anblick nur reizen noch mehr:
Dann werden ſie mich am Erſten verſchlingen.
Und ſchaff' ich auch Felſen zum Dämmen her,
Wer bürgt mir, ob es mir werde gelingen?
'S iſt drum am Klugſten, ich laure hier,
Und wenn die Fluthen den Damm bezwingen,
Dann ſtoß' ich in's Horn, und ſtehle mich fort,
So rett' ich zugleich das Leben mir,
Und hüte nach meines Herren Wort." —
Und drauf aus ſeines Thurmes Thor
Trat keck der dritte Wächter hervor,
Und ſchielte lächelnd nach der Fluth,

Und rieb ſich behaglich die Hände dazu,
Und liſpelte heimlich: „Es iſt nicht gut,
In ſolchen Zeiten Wächter zu ſein.
Ich laß' am Beſten die Waſſer in Ruh',
Und ſag' nicht Ja, und ſag' nicht Nein,
Und laß' den Kampf ſich erſt entſcheiden:
Und wer verliert, deß Recht war ſchlecht.
Denn was iſt Wahrheit, was iſt Recht?
Das Brot ſteht über allen Eiden."

Und wie im frühſten Dämmerſcheine
Der Wellen Werk nun fertig geworden,
Und locker ſich neigten die Uferſteine,
Da rollte von des Abends Borden
Wie ferner Donner ein dumpfes Rauſchen,
Daß alle die Fluthen in ſtarrem Lauſchen
An ihrer Arbeit ſtille ſtanden.
Und näher und näher ſchlug's an ihr Ohr,
Wie raſender Wogen heulendes Branden,
Umſchnaubt von der Winde wirbelndem Chor.

Da jauchzte der Strom im innerſten Grunde
Ob der ſo heiß erſehnten Kunde.
Ha! war das eines Sturmes Dröhnen!
Doch war's kein Brauſen irdiſcher Winde,
Es klang wie der Sterbenden letztes Stöhnen,
Wie eine Mutter ſchreit nach dem Kinde,
Und wie die Klagen der Bräute tönen.
Und ſieh', da wälzte ſich nahe ſchon
Quer über das Land mit betäubendem Ton
Der fremde Strom in ſchäumender Wuth.
Und weh! Drin rannen Bäche von Blut,
Und mitten auf der gethürmten Fluth,
Da trieb eine goldne, zerbrochne Kron',
Da ſchwankten wie todte Schwäne dahin
Zerfetzte Streifen von Hermelin.
Das Bächlein erbebte vor ſolchen Schrecken,
Und wollte ſich am Ufer verſtecken;
Die Andern aber, die waren wie trunken
Den fremden Fluthen in Arm geſunken,
Und weh! Ward das ein wildes Geſellen,

Und gegen den Damm ein donnerndes Prallen!
Da war er dröhnend zuſammengefallen;
Da wälzten ſich dumpf und wieder mit Gellen
Wie heulende Beſtien in nächtlichem Streit
Die Waſſer über den niedrigen Strand,
Und machten nach allen Winden ſich breit,
Und ſtießen die Brandung von Land zu Land.
Da waren die Thürme wie Scherben zerflogen,
Und der die Gardine zuſammengezogen,
Und der ſo bleich auf der Zinne gekauert,
Und der mit Lächeln am Thore gelauert,
Die treuen Wächter, alle drei,
Sie fielen mit ſchneidendem Jammerſchrei
Von der empörten Gewäſſer Streichen,
Und ſchoſſen dahin als blutige Leichen.

Und auch das Bächlein riß es fort
Hinaus in des Stromes verheerenden Lauf.
Der Tannenzweig flieg haſtig auf,
Und mahnte mit flehendem, bebendem Wort:

„O Bächlein, komm', mit mir zu fliehn!
Und weißt du auch, wohin sie ziehn?
Das Heiligste wollen sie zerstören,
O bleib' zurück, laß dich beschwören!
Du gehst erbärmlich in das Gericht. —
Erfasse mich, und zaudre nicht!"
Das Bächlein aber stieß voll Hohn
Ihn von sich weg mit frecher Geberde:
„Hinweg von mir! Ich kenn' dich schon.
Willst in den Wald mich wieder bannen!
Wir aber werden die Herrn der Erde,
Ich will dich nicht, drum fahr' von dannen!"
Und von des Bächleins raubem Stoß
Versank er wieder im Wellenschoos.

Da traf der entfesselte, dräuende Strom
Zuerst auf einen riesigen Dom.
Auf mächt'gem Felsen stand sein Bau,
Drauf reihten die Säulen sich himmelan
Nach unergründlich weisem Plan.

Vom Thurme ſtieg das Kreuz in's Blau,
Die ganze Erde ſah es prangen.
Und tiefgeheim im Heiligthume
Blühte eine dreimal heil'ge Blume,
Draus ſieben goldne Bronnen ſprangen.

Und auf ſchoß eine Schlange vom Grunde,
Die hatte vom Vöglein das Aug' und die Stimme,
Und bäumte das Haupt in ziſchendem Grimme,
Und bezte die Waſſer mit giftigem Munde:
„Hieher, und ſtürzt mir den Tempel ein!
Er will ſich, der Erſte, gegen euch ſtemmen.
Reißt nieder das finſtre Meergeſtein,
Sonſt könnt ihr die Welt nicht überſchwemmen,
Um brauſende Herren der Erde zu ſein!"
Und dreimal geführt von der bezenden Hyder
Erklommen die Wogen in jubelndem Sturm
Den Tempel bis hoch zum ſchwindelnden Thurm,
Und dreimal prallten ſie machtlos nieder,
Daß ſie zerſchellt am Felſen verſprützten.

Doch ſchnell ermannte die Schlange ſich wieder,
Und hob das zerſchlagene Haupt aus der Fluth,
Das neue Gedanken der Hölle durchblitzten,
Und ſchürte des Stromes verſchäumenden Muth:
„Und könnt ihr den Tempel nicht niederreißen,
So kommt, ich will euch ein Pförtlein weiſen!
Da ſchleichet hinein, und ſtürzt in die Hallen,
Und reißt vom Altare die Roſe drinnen,
Und machet die ſieben Bronnen verrinnen!
Dann wird der Tempel von ſelber zerfallen.“

Da bäumten die Waſſer zum Sturme ſich wieder;
Doch hielt ſie die Schlange beſchwichtigend nieder,
Und unter ihrem liſt'gem Geleit
Sie durch ein verborgnes Pförtlein rollten,
So leis, als ob ſie beten wollten;
Und drinnen, da machten ſie brauſend ſich weit.
Schon hatten die Erſten die Stufen erklommen,
Schon waren der Roſe ſie nah' gekommen,
Schon ſprizt' um ſie der giftige Schaum. —

Da rückten auch zu gleicher Zeit
Die Hallen und die Säulen weit,
So weit, als wie der Erdenraum.
Und sieh', es wuchs der Thurm empor,
Bis ringsum mit des Himmels Saum
Zu einer Wölbung er verschwamm;
Und an dem offnen Himmelsthor
Erfaßt' sein Kreuz ein leuchtend Lamm
Mit weißem Vließe voll Rubinen,
Die, lichter als der Sternenchor,
Verklärend durch das Weltall schienen.
Und von des Altars Heiligthume,
Da hatte sich zugleich die Blume
So riesig blühend aufgethan,
Und dehnte sich von Land zu Land,
Bis sie durch Berg und Ocean,
Durch Gletschereis und Wüstensand
Die ganze, weite Welt umfangen;
Und aus dem heil'gen Blätterdach
Wie Regenbogen siebenfach

Von Pol zu Pol die Bronnen sprangen.

Da lag denn wie ein Tropfen blos
Im unabsehbar weiten Dom
Der prahlerische winz'ge Strom,
Der sich gedünkt so riesengroß.
Und stumm in einen Ring geballt
Lag drin der Schlange grause Gestalt,
Vor Zorn und Schauer schier vernichtet,
Da mit so ewiger Gewalt
Der Herr des Tempels sie gerichtet.

Doch wieder hob das Haupt sie auf:
„Ihr Wellen auf, und nicht gezagt!
Auf, auf, zu neuem Sturmeslauf!
Die Zeit ist gut, drum frisch gewagt!
Und ließ das Größte sich nicht zwingen,
'S ist ja damit nicht abgethan:
So fangen wir mit dem Kleinen an,
Dann muß das Größte doch gelingen."

Und mählig hatten mit neuer Kraft
Die Wasser sich wieder aufgerafft.
Sie schüttelten die Schrecken los,
Und fühlten mächtig sich und groß,
Und wälzten sich in's Land hinaus.

Da trafen sie ein Königshaus.
Und von dem stolzen Bau gedeckt
Stand manch ein prunkender Pallast,
Drin üpp'ge Freude saß zu Gast,
Und Haus und Hof, darin versteckt
Die Seele, die hohe Königin,
Den Schacher trieb um Goldgewinn,
Und an der Selbstsucht Sclavenring
Des Lebens heilig Räthsel hing.

Wie das die Schlange von fern erspähte,
Das gift'ge Haupt sie wieder blähte,
Und gellend rief sie zu den Wellen:
„Seht ihr die stolzen Marmorhallen?

Macht euch bereit! Sie müssen fallen,
Und ihres Königs Haupt zerschellen.
Auch er mit ehrnem Wall euch bemmt,
Daß ihr die Welt nicht überschwemmt.
Und ist euch dieses nur gelungen,
Dann sind die Andern schnell bezwungen.
'S ist ein Gelichter, feig und blind,
Das erst euch merkt, und Dämme baut,
Und Hilfe schreit, wenn brausend laut
Die Fluthen längst im Hause sind."

Und mit verhaltenem Gebraus
Schlich sich der Strom zum Königsbaus;
Dann hastig über die Marmortreppe
Erstürmten die Ersten den hohen Pallast.
Der König sprang aus dem Saal erblaßt,
Schon faßten sie ihm die Purpurschleppe,
Schon ließ er verwirrt das Scepter fallen,
Das kreiselnd tanzt' auf den schäumenden Wogen —
Da ward er durch die wankenden Hallen

Von ſeinem Weib, das Kind an der Hand,
Beſchwörend hinauf zur Zinne gezogen.
Und drunten am Markt, in gaffendem Säumen,
Im Herrenkleid und Werkelgewand,
Die Schaar des Volkes behaglich ſtand,
Und pries der Waſſer Sprudeln und Schäumen
Und ſpürte von Freiheit hohe Gedanken.
Doch plötzlich kamen die wildeſten Wogen
Im Sturm quer über den Markt gezogen;
Hei! Wie ſie da in die Kniee ſanken,
Wie ſtürzten ſie keuchend nach Hof und Haus,
Und tappten wie Blinde, zu dämmen, nach Steinen!
Doch hinter ihnen mit hellem Gebraus
Da ſtürzten die Fluthen nach ihren Thoren.
Da ward es ein Toben, und Jammern und Weinen!
Und ward der Herrgott im Himmel beſchworen.

Und von der Zinne mit zitternder Hand,
Da winkte der König über ſein Land,
Und um den Pallaſt mit klingendem Schall

Entſtieg alsbald ein eherner Wall,
Und ſtieß mit ſiegendem Eiſenarm
Zur Treppe hinunter den Wogenſchwarm.
Da holte der König den Athem ſo frei,
Und trocknete ſich die Stirne ſo kalt.
Doch auf der Schlange werbenden Schrei,
Da ſchoſſen mit immer wildrer Gewalt
So endlos ſchäumend die Fluthen herbei.
Da wankte der Wall — da brach er zumal.
Und voller und voller ward es im Saal;
Schon riſſen ſie jauchzend den Sammt vom Throne,
Schon ſchaukelten ſie ſo hohnisch die Krone,
Schon drohte geborſten die Marmorwand.
Wohl winkte noch immer des Königs Hand;
Doch wie entſtieg auch Wall um Wall,
Er ſank im Strudel mit dröhnendem Fall.
Und finſtern Blickes mit flatternden Locken
Der König ſtand mit ſeinem Rath,
Und zürnte und weinte und drohte und bat:
Doch all' die Schranzen, ſie ſchwiegen erſchrocken.

Da ſank im ſtummen bleichen Kreis
So ſtill auf's Knie die Königin,
Und hob ihr Kind zum Himmel hin,
Und betete ſo tief und heiß. —

Und ſiehe! von der heil'gen Roſe
Mit duftig leuchtendem Blätterdach
Ward wunderbar das Land umſponnen;
Und in der Fluthen wild Getoſe,
Da träufelten wohl ſiebenfach
Wie Regenbogen mild die Bronnen.
Und von der Roſe Glanz umleuchtet,
Und von der Bronnen Thau befeuchtet,
Aus dem Pallaſt und von dem Markte
Mit Ziſchen weichend die Waſſer ſchoſſen,
Als hätt' ſie Feuer übergoſſen;
Und was geborſten war, erſtarkte.
Und fern in öden Haidetiefen
Die Fluthen mälig ſich verliefen.

Und aus der Rose, glanzumspielt,
Da sah der Fürsten Fürst zur Erde.
Als Scepterstab das Kreuz er hielt,
Und stumm mit mahnender Geberde
Winkt' dreimal er so schmerzlich nieder,
Und ihn verbarg die Rose wieder.

Und wie der König auf den Zinnen
Vor solchem Wunder, nie geschaut,
All' die Gewässer sah zerrinnen,
Und wie er sah des Herren Winken:
Da ward gar herb sein Aug' betaut,
Und auf die Kniee mußt' er sinken,
Und schlug in Demuth an das Herz,
Und ihm enthüllt' ein tiefer Schmerz,
Was wohl der Wink ihm möge sagen.
Und fromm das Aug' zum Herrn geschlagen,
Laut betete als Unterthan
Der König seinen König an.

Und von den bleichen Räthen allen
War einer nach dem andern ſtumm
Durchſchauert auf das Knie gefallen,
Wie mancher auch wollt' widerſtreben.
Und drunten auf dem Markt herum,
Da knieten ſie in ſtummem Beben,
Und dachten an des Wunders Deuten.
Kein Herz blieb ſtarr, kein Auge trocken;
Und feierlich von allen Glocken
Stieg zu dem Herrn ein heilig Läuten.

Und ach! Mit den empörten Wogen
War auch das Bächlein überall
In blindem Laufe mitgezogen.
Da bracht' es auf den letzten Wegen
Ein friedlich Hüttlein noch zu Fall;
Drin ſprach eine Mutter den Abendſegen,
Und drückte grad' in frommer Luſt
Ihr Kindlein an die junge Bruſt.
Da ſtürzten die Mauern, und ſargten ſie ein.

Die Sonne ſank in blut'ger Pracht.
Du arme Mutter, gute Nacht!
O Bächlein, Gott erbarm' ſich dein!

Wie endlich das Waldbächlein doch wieder zum Tannenbaum zurückkam.

Da lag's denn da im ſchwarzen Moor,
Das arme Bächlein, ſo ſtolz zuvor.
Da lag's verlaſſen mit ſeinem Harm,
Da lag's nun frei, daß Gott erbarm'!
Ja, ja! 'S war frei, wie's frei kount' ſein.
Da ſchloß kein Tannenbaum es ein
In feſſelnd läſt'gen Mutterarm;
Und auch das Vöglein gab es frei,
Und ließ es liegen ungeſtört.
Nicht eine Welle kam herbei,
Nicht eine fragte, wie's ihm geh';

Kein Halm, kein Lüftchen ward gehört,
Das mit ihm ſprach von ſeinem Weh;
Ach, keine Seele ringsumher
Bekümmerte ſich um ſein Leben.
War's da nicht frei? was wollt' es mehr?
War ja die Freiheit all ſein Streben!

Nun war das Licht ihm aufgegangen,
Darum es floh die Waldesnacht;
Nun blüht' ihm die verheißne Pracht —
Nun ja! Es war ja ſein Verlangen.
Das Vöglein ſprach ſo ſchön ihm vor
Von Luſt der Freiheit und des Lichts,
Da mußt' es freilich gleich ihm glauben.
Der Tannenbaum, der alte Thor,
Der wußte ja vom Lichte Nichts,
Und wollt' ihm nur die Freiheit rauben! —

Ach weit und breit kein einz'ger Strahl!
Vom grauen Abendhimmel ſanken

Die Nebel nieder feucht und fahl.
Da war kein Blatt, das ihm gerauſcht;
Kein Veglein ſtoß aus duft'gen Ranken,
Das traut mit ihm ein Wort getauſcht;
Kein einz'ger Stern ſich ſchauen ließ.
Und ach! da war kein Tannenbaum,
Der ihm erzählt vom Paradies,
Davon ihm kam ein goldner Traum.
Ringsum an ſeinem niedern Strand
Lag düſter ſinnend Haideland.
Nur ein Paar Weiden, müd verſunken,
Sahn aus dem Nebel trüb' hervor;
Es hört' alleinzig nur im Rohr
Das traurige Geſtöhn' der Unken,
Als hört' es ſeufzen ſein Gewiſſen.
Und vor ihm lag mit blut'gem Haare
Das bleiche Weib auf ſumpf'ger Bahre,
Zur Seit', vom Herzen ihr geriſſen,
Das Kind mit ſchmerzlichem Geſicht;
Dabei das Hüttlein halb durchbrochen —

Das war die Freiheit und das Licht,
Das ihm das Vöglein einſt verſprochen!

Das Bächlein drückte die Augen zu,
Und wollt' mit Gewalt ſich ſchläfrig machen,
Weil es ſich fürchtete zu wachen;
Doch ließen ihm die Träume nicht Ruh'.
Bald kam die Schlange leis geſchlichen,
Und legt' ſich um ſein Herz im Ring,
Und ſtach's mit tauſend gift'gen Stichen,
Daß laut es an zu ächzen fing.
Und wie es zitternd mußt' erwachen,
Ging durch die Luft ein höhniſch Lachen.
Bald ſah's den Tannenbaum zerſplittert,
Die Roſen lagen welk zerknittert,
Vertrocknet war der grüne Plan;
Und aus dem Stamme rief's ihm zu:
„Mein Kind! ſieh', das haſt du gethan!
Dich flieht nun ewig Glück und Ruh!"
Und ſchnell mit rothem Feuerſchein

Schwang um den Stamm die Schlange ſich,
Und rief: „Nun Alter, biſt du mein!“
Und wieder lacht' es fürchterlich.

Da konnte das Bächlein nicht ſchlafen mehr,
Und holte den Odem ſo tief und ſchwer:
„Was hilft des Schlafes plumpe Liſt?
Die Reu nicht mit ſich geizen läßt:
Im Traum und Wachen zum Jammerfeſt
Gleich voll ihr bittrer Becher iſt.
Und glaub' ich auch ſie zu ermorden,
Und ihr den letzten Reſt zu geben,
Gleich iſt ſie wieder lebendig worden, —
Die Reue hat ein zähes Leben.
In Gottes Namen! So mag's denn ſein!
Will ſehn dem Elend in's Aug' hinein.
Was mag ſolch ſchaurig Träumen taugen,
Um nur erwacht noch mehr zu erſchrecken?
Da giebt's kein Trügen und Verſtecken, --
Die Reue ſucht mit tauſend Augen.“

Univ.-Bibl. München

Und all' des jungen Lebens Kraft
Durchſchauert es zuſammenrafft',
Um offnen Auges umherzuſehn.
Da ſah's erſt recht, was Alles geſchehn,
Und wie ſo tief ſein Elend war.
Wohl wuſch es rein der Mutter Haar
Und ſpult' das Kind ihr an das Herz,
Wohl drückt' es Mund an Mund zugleich;
Doch ach! ſie blieben kalt und bleich.
Da ſtarrt' es hin in dumpfem Schmerz:
„Da lieg' ich nun, o Höllenlug!
In meiner ganzen Herrlichkeit.
Was jammer' ich nun, und ſchrei' Betrug? —
Er hat mir Alles ja prophezeit!
Hab' ja gewußt, was ich geſollt,
Und hab' es anders doch gewollt.
Ich hab' geſät, das iſt die Frucht!
Hab' mich ja ſelber nur verflucht.
Doch wär's noch nicht ſo große Noth,
Ich trüg' geduldig noch die Pein —

Sie währt ja doch nur kurze Zeit —
Käm' nur nicht auch noch hintendrein, —
Wie bei dem Wort mich friert! — der Tod!
Und dann noch gar — die Ewigkeit!" —

Da flog das Vöglein ſchnell herbei,
Und herrſcht' hernieder mit heiſerm Schrei:
„Was hör' ich für ein winſelnd Klagen!
Pfui Schande über ſolch Betragen!
Biſt du ein Kind, biſt du ein Mann?
Wer das noch unterſcheiden kann!
Iſt das der Dank, daß ich ſo treu
Von deinen Feſſeln dich befreit,
Daß du nun faſelſt von der Reu',
Von Tod und gar von Ewigkeit?
Toll Zeug! Das Waſſer wird zu Rauch,
Und der verfliegt für immer auch.
Das iſt, und um kein Härchen mehr,
Von Ewigkeit die ganze Lehr'.
Drum ſei kein Narr, und denk' an's Leben!

Univ.-Bibl. München

Wer da nicht trinkt den Becher leer,
Deß Mund hat auch für alle Zeit
Des Wonnetrankes ſich begeben.
Im dunkeln Strom der Ewigkeit,
Da giebt's für deine trocknen Lippen
Auch nicht ein Tröpflein mehr zu nippen, —
Ganz einfach, weil es keine giebt!
Nicht wahr, wenn nun der Plan gelungen,
Und ihr als Herrn die Welt bezwungen,
Ei Wunder! Wär' ich da geliebt,
Und ſtänd' in Gnaden und in Ehr'!
Nun da das Glück dich ließ im Stich,
Nun ſchiltſt du gar Verführer mich,
Nun gelt' ich keinen Heller mehr.

Doch ſag'! Hab' ich dich denn gebeißen,
Des Ufers Bande zu zerreißen?
Haſt du es nicht von ſelbſt gethan?
Hat nicht die Schlange dich verhext,
In blindem, aberwitz'gem Wahn

Hinauszuſtürzen in die Welt?
Was zürnſt du deinem Vöglein jetzt?
Was geht die Schlange mich denn an?
Verdien' denn ich des Zorns Entgelt?
Verdient's die Schlange nicht allein?
War's Freiheit nicht und Sonnenſchein,
Ein ewig Freuen und Genießen,
So lang im Bett du wollteſt fließen,
In das ich deine Fluth befreit?
Hielt ich nicht treu, was ich verſprochen?
Ward nicht die Treu durch dich gebrochen?
Pfui über deine Dankbarkeit!
Doch will ich edler ſein, als du,
Weil ſo im Sumpf mir deine Fluth
Wahrhaftig weh im Herzen thut,
Und ſag' auf's Neu den Schutz dir zu.
Es wird nicht lange Zeit mehr währen,
Wird's in den Wolken wieder gähren:
Ich hab' ſo ziemlich drüber Macht.
Dann will ich dich auf's Neu befrei'n

Und in das alte Bett dich leiten,
Und wieder ſollſt in alter Pracht,
In nie getrübtem Sonnenſchein,
Du durch dein ganzes Leben gleiten!
Mich wirſt du den Erlöſer nennen,
Und dann erſt wirſt du mich erkennen!“

Das Bächlein lange ſich bezwang.
Ein fieberhaft erzitternd Wogen
Ging unſtet ſeine Fluth entlang,
Seitdem das Vöglein hergeflogen,
Und immer mehr und mehr es ſtieg.
Doch wie das Vöglein endlich ſchwieg,
Da brach es aus in zorn'gem Muth:
„Fluch über dich, und deine Brut!
Ich kenn' dich nun! Dein Spiel iſt aus!
Entlarvt biſt du des falſchen Scheins!
Du und die Schlange ſeid nur Eins —
Und in der Hölle ſteht dein Haus!
Verſuch's dich ſelbſt erſt zu erlöſen

Von deiner finstern Macht des Bösen,
Eh' dich ich soll Erlöser nennen,
Der du mich kanntest so verführen,
Mich vom Erlöser los zu trennen!
Laß liegen mich, so wie ich liege,
Es soll mein Elend dich nicht rühren.
Frohlocke nur ob deinem Siege,
Daß ich durch dich so mußt' verarmen!
Von deiner Gnad' ich Nichts begehr',
Denn du bist ewig gnadenleer!
Beim Tannenbaum nur ist Erbarmen.
Ja, laß die Wasser wieder schwellen,
Daß sie die Erde überschwemmen!
Ich werd' mich vor den Tempel stellen,
Und ihnen mich entgegenstemmen,
Bis daß zerstäubt in duft'gen Schaum
Mein allerletzter Tropfen weicht!
Ach dann — so hoff' ich — dann vielleicht
Werd' ich erlöst vom Tannenbaum!"

Dreh lachte das Vöglein gellend laut:
„Erkennſt du mich, du eitler Thor?
Hätt' dir es gar nicht zugetraut.
Nun ja! So faule denn im Moor!
Was hilft's? Du wirſt ja doch noch mein!
Und wirſt es grade du nicht ſein —
Was liegt daran? Du halfſt mir doch,
Zu rütteln an der Zeiten Bau,
Das war mir immer Dienſt genug;
Und tauſend Andre giebt es noch:
Drum nehm' ich's grad' nicht ſo genau.
Ich mach' ja Tag und Nacht den Flug,
Da will ich nicht auf Einen ſehn,
Ob der nun ſtrebt, ob der nun fällt,
Hab' mehr im Aug' die ganze Welt —
Und die muß doch zu Grunde gehn!"

Und wieder lacht' es ſchaurig ſchrill,
Und in den Lüften war's zerronnen.
Das Bächlein hielt ſich grabesſtill,

Und wie es lange tief geſonnen,
Da ſah's zum Himmel ſternenleer,
Und ſprach gebrochen, dumpf und ſchwer:
„Kein Stern wird ſein in deiner Nacht,
Dahin, dahin, dein wüſter Traum!
Das Vöglein *teufliſch dich verlacht*;
Und zum Erbarmen wirſt du flehn,
Dir mög' der alte Tannenbaum
Nur einmal noch zu Häupten ſtehn.
So ſprach er, und er hatte Recht.
Doch nein, noch mehr! Ich trau' ja kaum
Auch nur dieß flehend Wort zu ſagen,
Dazu iſt ja mein Herz zu ſchlecht.
Ich traute zitternd nur zu fragen,
Ob er mir jemals könnt' vergeben,
Daß ich ihn mocht' ſo treulos kränken:
Dann trüg' ich gern mein niedrig Leben!
Daß er mir könnt' zu Häupten ſtehn,
Dran kann ich nie und nimmer denken,
Denn allzuſchwer iſt mein Vergehn."

Und ach! des Bächleins leiſes Wort
Schwang durch die ſtumme Nacht ſich fort,
Und wanderte nach heil'gem Ziel
Durch Thal und Hügel rubelos,
Bis in des Tannenbaumes Schoos
Vor Sehnſucht müd' es niederfiel.
Und in dem ewig grünen Reis,
Da hub es an zu ſtehen leis,
Und laut und lauter drin es ſprach
Von Mutterlieb und Kindesſchmerz —
Stieg auf und ab von Aſt zu Aſt,
Und ließ nicht mit dem Suchen nach,
Bis daß es fand das Mutterherz,
Das ſehnentlich es hielt umfaßt.
Und bittend fort und immer fort
Es an dem grünen Herzen hing,
Bis das zuletzt erbarmend rief:
„Ach, das iſt meines Kindes Wort,
Das mir vereinſt verloren ging!"
Und ach! ein Rauſchen leis und tief

Stieg aus dem Herzensſchoos hervor,
Und mehr und immer mehr es ſchwoll,
Bis daß es hell und brauſend ſcholl
Wie tauſendſtimm'ger Freudenchor.

Da waren auch aus ihrer Nacht
Die todten Vöglein aufgewacht,
Und ſahn ſich ſtaunend um und um,
Und Eins flog zu dem Andern ſchnell,
Und grüßt' es zitternd, freudenſtumm,
Das Aug' voll Thränen freudenhell,
Und Eins dem Andern leis vertraute:
„Mein Aug' im Traum das Bächlein ſchaute,
Im dunkeln Moor ich's weinen ſah,
Es war betrübt bis in den Tod.
Ich ſpürt' auch ſchon ſein Herz mir nah',
'S war flehend um Erbarmen da;
Und kommt nur erſt das Morgenroth,
Dann kehrt's zurück zum Tannenbaum!"
Und ach, das war ein Jubeln reich

Ob dem glückſel'gen Himmelstraum!
Und ungeduldig all' zugleich
Sie niederflogen auf den Plan,
Die Röslein aus dem Schlaf zu wecken.
Doch freudig ringsum in den Hecken
War jedes Aug' ſchon aufgethan,
Und hastig rief's aus jedem Strauch:
„Gruß' Gott, ihr Vöglein, erwachtet ihr auch?
Ach hört nur unſern ſeligen Traum,
Das Bächlein kehrt zum Tannenbaum!"
Da riefen die Vöglein: „Wir wiſſen's ſchon,
Wir wollten grad' euch ſagen davon.
Wir fliegen zu ihm über Berg und Thal,
Und ſingen es heim beim Morgenſtrahl."
Die Röslein baten: „Ach thut uns die Bitt'!
Nehmt doch auch von uns ein Blättchen mit,
Und grüßt es von uns aus tröſtendem Herzen!
Sonſt könnt' es von uns das Bächlein ſchmerzen!"
Und aus der Roſen thauigem Schoos
Pickt' jedes Vöglein ein Blättchen los,

Und mit den duftigen Grüßen im Munde
Ging's fort durch die heimliche Dämmerstunde.

Und fern im dunkeln Haidemoor,
Da lag das Bächlein wie zuvor.
Doch weicher ward sein Herz und weicher,
Und seine Sehnsucht reich und reicher;
Es könnt' sich schier zu Tode weinen.
Da sprach's in Thränen fromm ergeben:
„Ach wollt' nur einmal in meinem Leben
Der Tannenzweig mir noch erscheinen!
Wie wollt' ich jetzt mich an ihm heben,
Wie wollt' ich in der Mitte bleiben,
Mit gleicher Kraft stromaufwärts treiben,
Geduldig stets, nicht toll, nicht trotz,
Und nie zu lang wurd' mir der Weg!
Und brächt' mich erst die Sterbestund'
Zum Tannenbaum an's heil'ge Ziel,
Mir wär' die Mühe nicht zu viel,
Wenn nur noch stark genug mein Mund,

Ihn um Erbarmen noch zu bitten,
Daß er durch mich soviel gelitten!
Doch zweimal er mir ja erschien,
Und zweimal, ach! verstieß ich ihn.
Ach, daß er käm' zum drittenmal
Mit seinem goldnen Gnadenstrahl!
Doch aus dem trüben, faulen Moor,
Da taucht er nimmermehr hervor:
Er ist ja doch so fleckenrein. —
Doch still! Ich will ergeben sein."

Da waren die Vöglein schon ganz ihm nah;
Und wie ihr Aug' das Bächlein sah,
Da flog zuerst eins ganz allein
Dem Bächlein über's Herz so sacht,
Und warf das Blättchen ihm hinein.
Das Bächlein rief geheim sogleich:
„Was frür' ich doch so süße Macht,
Wie überschwebt's mich trostesreich!"
Und Eins flog leis dem andern nach

Und warf ſein Blättchen in die Fluth,
Und Jedes im Vorüberſchweben
Vertraut ein andres Wörtchen ſprach.
Das rief: „Vertrau!“ und das: „Hab' Muth!“
Und das: „Wer flieht, dem wird gegeben!“
Und das: „Wer hofft, dem kommt das Licht.“
Und das: „Wer klopft, dem ſchließt er auf.“
Und ach! das letzte rief darauf:
„Er will den Tod des Kindes nicht.“

Da ward des Bächleins zagende Bruſt
Von ſeliger Wehmuth ſo überreich,
Daß kaum es mehr zu ſprechen wußt'.
Doch endlich rief es ſo dankesweich:
„Seid mir aus weinendem Herzensgrunde,
Ihr frommen Vöglein ſeid mir gegrüßt!
Wer ſeid ihr denn, daß ſo heilige Kunde
In meine Niedrigkeit ihr tragt,
Und mir ſo fromm den Jammer verſüßt?
Wer hat euch vom armen Bächlein geſagt?“ —

Da ſetzten die Vöglein ſich ringsumher:
„Ach kennſt du uns denn nimmermehr?
Wir kommen aus den Tannenranken,
Sind ja deine eignen alten Gedanken!
Wir wachten auf aus ſchlafendem Tod,
Da litt' es uns daheim nicht mehr,
Wir hatten Heimweh nach deinen Schmerzen,
Und unſre Schweſtern, die Röslein roth,
Die ſchicken durch uns die Blättchen her,
Und laſſen dich grüßen aus tröſtendem Herzen."
Da rief das Bächlein: „O bleibt bei mir,
Daß ich mein Hoffen nicht wieder verlier'!
Ihr wißt ſo ſüß vom Erbarmen zu ſagen!
Nur doch, nur doch — muß ich euch fragen,
Ach, glaubt ihr wirklich, daß je im Leben
Der Tannenbaum mir könnt' vergeben?"
Da riefen die Vöglein aus einem Munde:
„Gewiß, gewiß, er erbarmt ſich dein.
Ruf' ihn nur an noch zu dieſer Stunde,
So heiß du nur kannſt, aus innerſtem Grunde:

Dein Rufen wird nicht verschollen sein!“
Und heiß aus innerstem Grund es rief:
„O Tannenbaum, sieh', wie ich weine,
Und hör' mein Jammern reuetief!
Verschmachtend dich mein Herze sucht,
O Lab' mich finden auch das deine!
Was ich gefehlt, das sei verflucht!
Gesegnet seien meine Schmerzen!
Doch daß ich deinem treuen Herzen
Nur alt' die Lieb' nur Kummer gab,
Ist's bitterste Leiden, das ich hab'.
Nur ein vergebend Wort mir sage!
Und wie ich auch die Schuld muß büßen,
Dies eine Wort soll mir's versüßen,
Daß stumm ich deine Zucht ertrage!“

Und alsogleich stieg aus dem Moor
So ernst der Tannenzweig, und sprach:
„Du rufst — und sieh', ich steig empor.
Ich ging auch in den Sumpf dir nach

Mit meinem reinen Gnadenſtrahl,
Wie mir's der Tannenbaum befahl:
Dran magſt du ſeine Lieb' erkennen!
Und heute noch ſollſt du ihn ſehn
Verſöhnt zu deinen Häupten ſtehn,
Du ſollſt ihn den Verſöhner nennen!"

Das Bächlein harrte nun und bebte
In ſtummer Demuth hingegoſſen.
Und ſieh', von blendendem Glanz umfloſſen
Der Tannenzweig dem Meer entſchwebte;
Und wie in hoher Luft er war,
Da hub er an gar wunderbar
In feuergoldnen Strahlenwellen
Stets mächt'ger, mächt'ger anzuſchwellen,
Und ward zum Tannenbaume gar.
Und von des Reiſes Flammenpracht
Schwamm fluthend um des Bächleins Nacht
Wie Morgenroth ein roſ'ger Saum.
Und ach! der goldne Tannenbaum

Der hob es mit des Lichts Gewalt,
Als silberklare Duftgestalt,
Aus seinem dunkeln Bett im Moor,
Und legt' mit seinem Gnadenschein
Sich leuchtend in sein Herz hinein.
Und wie verklärt es stieg empor,
Umflogen's all die Vöglein
In triumphirend hellem Chor,
Und Morgenlüfte frisch und rein,
Die trugen's auf den Händen weich
Durch Thal und Hügel, Bach und Steg.
Die Vöglein flogen mit zugleich
Und kreis'ten drum in flatterndem Rahmen,
Und wiesen singend ihm den Weg.
Und wie zum heil'gen Ziel sie kamen,
Lag sonnig Weben weit und breit,
Der Himmel war so duftigblau,
Es stand, vom Nachtjuwel umreift,
So frisch und keusch die Waldesau,
Und athmete mit süßem Mund.

Und mitten aus ihrem Herzensgrund
Da rauscht' mit ausgestreckten Armen
Vom Wiederfinden und Erbarmen
Der Tannenbaum den Freudenpsalm.
Die Röslein weinten wonnestumm,
Und flusternd um den Fels herum
Lag auf den Knieen Halm an Halm.
Da hielten sie still auf ihrer Reise;
Die Vöglein schwebten nieder leise
Rings auf den moos'gen Felsenrand.
Die Lüfte senkten mit Bedacht
Das duft'ge Bächlein über'n Schacht,
Und zogen ängstlich weg die Hand —
Da sank es leise weinend nieder,
Und war beim Tannenbaume wieder.

Und ach! nun noch ich herzlich bitt':
Seht doch dem Bächlein, das da fließt,
Recht aufmerksam in's Aug' einmal!
Und jetzt geht doch ein wenig mit,

Wo ſich der Laubgang dort erſchließt.
Seht ihr das traute Waldestbal?
Und ſeht ihr nicht durch duft'ge Wieſen
Ein Bächlein zwiſchen Erlen fließen?
Und dort im Grund voll grüner Kühle, —
Seht ihr das Rad der alten Mühle?
Und drüben den Hollunderſtieder?
Und jetzt, o ſeht, vom Fenſterrand
Wirft grad' des Müllers Töchterlein
Ein Röslein in das Bächlein nieder!
Und ſeht ihr auf der Felſenwand
Das Kirchlein ſtehn im Abendſchein?
Und ſeun der duft'ge Silberſaum!
Erkennt ihr ihn, den alten Rhein?
Und kennt ihr nun den Tannenbaum,
Um den ich euch ſo traut vereint?
Und wißt ihr, wen das Märchen meint?
O ſeht! Er hielt, was er verſprechen!
Er hat noch nie ſein Wort gebrochen.

Nun dank' ich euch viel tausendmal,
Daß ihr so treu mir hörtet zu.
Des Herren reicher Gnadenstrahl
Auf dieser stillen Stunde ruh'!
In Frieden gehet denn nach Haus,
Gott sei mit euch auf allen Wegen!
Ich streck' die Hände nach euch aus:
Doch ach! Mir fehlt die Kraft zum Segen. —
Ein jedes Kind noch zu mir komm'!
Ich muß voll Wehmuth sie noch küssen.
O Mütter, macht sie streitesfromm,
Auch sie noch werden streiten müssen.
Und dann hab' ich noch eine Bitt':
O nehmt doch auch mein Märchen mit!
Erzählt es euern Kindern gern,
Doch nicht verstohlen nur zu Haus,
O legt mit frommem Muth im Herrn
Es draußen auch den Herzen aus,
Die glaubensvoll, die glaubensleer —
Zu Seiner, nicht zu meiner Ehr'!

Dir aber, Herr, dir leg' ich offen
Mein armes Lied zu Füßen nieder;
Ich will nicht bangen, will nicht hoffen,
Wie du mir's gabſt, geb' ich dir's wieder.
Und was du wirſt mit ihm beginnen,
So iſt es gut, und anders nicht.
Nun bin ich ſtill — was mag ich ſinnen?
Nun komm, du menſchliches Gericht!

So geh' denn heim du liebe Schaar! —
Doch horch, welch Läuten goldesklar!
Es beiet auf der Bergkapelle
Des Glöckleins Mund den Engelsgruß.
O kommt denn noch den flücht'gen Fuß,
Und kniet mit mir zur grünen Schwelle!
Ja kommt, o kommt noch hinzuknien!
Denn ach! Noch ſeh' ich trübe Zähren,
Manch Antlitz ſeh' ich düſter ſinnen.
Nein, nein! So laß' ich euch nicht ziehn!
Erſt muß jed' Antlitz ſich verklären,

Und milder muß die Thräne rinnen.
Wahrlich! Was ſteht ihr ſinnend bang?
Hört ihr des Ave's heil'gen Klang?
Alltäglich von Millionen Glocken
Inmitten durch der Menſchheit Jammern
Singt er in ewigem Frohlocken:
Der Heiland ward der Welt geboren!
Und weich' die Welt aus ihren Klammern —
Wir gehn im Heiland nicht verloren.
Und wurd' der Menſchheit Schmerz ſo groß,
Daß alles klingend Erz auf Erden
Müßt' nur zu Grabpoſaunen werden,
Um voll genug mit einem Stoß
Das Klaglied in die Welt zu ſtöhnen —
O dieſes einen Glöckleins Ton
Wurd' ſiegreich allen Schmerz verſöhnen:
So dreimal heilig iſt die Kunde
Vom menſchgewordnen Gottesſohn.
Drum aufgeblickt! Was mag uns kümmern?
Gott ſelber iſt mit uns im Bunde.

Laßt unſrer Seelen Harfen klingen!
Noch in den eingeſtürzten Trümmern
Wir jauchzend das Triumphlied ſingen.

Ha! wie jetzt eurer Augen Stern
So leuchtend aus den Thränen bricht!
Und wie verklärt jed' Angeſicht!
Ja ewig iſt der Sieg des Herrn,
Wie auch von feilen Lügnerbanden
Vor neuem, heidniſchem Gericht
Sein Name frech gelästert werde:
Denn er iſt wahrlich auferſtanden,
Als Herr des Himmels und der Erde.

Doch horch! Noch klingt des Glöckleins Lied!
Und hört ihr, welch ein Mahnen zieht
So ernſt durch ſeine ſel'ge Runde?
Was ſteht ihr noch? O kniet, kniet,
Und betet nach mit Herz und Munde!

Sei uns gegrüßt, du Magd des Herrn!
Du gnadenhellet Morgenstern,
Aus dem die ew'ge Sonne brach!
Ja, heut' in neuer Kreuzesschmach
Dreimal gegrüßt Gebenedeite!
Wir können nicht genug dich grüßen
In soviel Feigheit, Hohn und Streite.
Und du, o Herr! Sieh', dir zu Füßen
Anbetend sind wir hingesunken,
Und strecken nach dir aus die Hand:
O schür' in uns die matten Funken
Zu lodernd hellem Liebesbrand!
Ja dich, dich wieder zu erkennen,
Du Licht vom Licht, das uns erschienen —
Mit heil'gem Stolze dich zu nennen,
In Streiterdemuth dir zu dienen,
So Volk, wie Fürst, mit freiem Muth —
An dich, als allerhöchstes Gut,
So ganz und gar sich anzuketten
Mit himmelechten Glaubensringen:

Das iſt der Zauber uns zu retten,
Uns ſtark zu ſchaffen, uns zu einen! —
Dann wird des Segens Bronnen ſpringen,
Nach dem der Völker Sehnſucht lechzet,
Dann wird des Heiles Stern erſcheinen,
Nach dem der Völker Blindheit ächzet!
Erleuchtend wird die heil'ge Taube
Sich in die Nacht herniederſchwingen
Und uns mit ewig friſchem Laube
Den Oelzweig ihres Friedens bringen.
O dann! — ha, ſieh', es fällt der Schleier!
Und wie mich's ahnungsſüß durchgraut! —
Dann wird als demuthsvoller Freier
Mit der vom Herrn erkornen Braut
Die ganze Chriſtenheit ſich trauen!
Mein Gott! welch gnadenlichtes Schauen!
Ich ſehe Feuerzungen ſchweben
Rings auf die nachtumflorte Erde;
Des Irrthums Schleier all' ſich heben!
Bis in der Lande fernſte Fernen

Sich ſchauend meine Blicke tragen!
Als ob's ein einzig Leuchten werde
Aus Sonne, Mond und allen Sternen,
Seh' ich den Friedensmorgen tagen —
Es wird ein Hirt und eine Heerde!
Du arme Erde, nun frohlocke!
O ſieh', o ſieh', in einem Strom
Verſöhnet nahn die Chriſtenſchaar!
Und Alle ruft nur eine Glocke,
Und Alle ziehn nach einem Dom,
Und Aller harrt nur ein Altar!
Der Weihrauch ſteigt — der Heiland winkt.
'S iſt ausgeſehnt! 'S iſt ausgetrauert!
O kommt! Zum einen Opfer tretet,
Und einig vor ihm niederſinkt!

Doch horch! Im Tannenbaum, wie's ſchauert!
Er rauſchet mahnend: Wacht und betet!

Der

Zunftmeiſter von Nürnberg.

Der

Zunftmeiſter von Nürnberg.

Schauſpiel in fünf Acten

von

Oscar v. Redwitz.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1860.

Universitäts-
Bibliothek

Personen.

Georg Behaim, regierender Bürgermeister.
Friedrich Holzschuher, Berthold Tucher, Veit Grolandt, Hans Paumgartner, Caspar Pfinzing, Melchior Weigel, } Patrizier und Rathsherren.
Wilhelm Krafft, Zunftmeister der Goldschmiede,
Laurentius Stoß, Gerber,
Wendelin Wohlmuth, Kürschner,
Veit Vischer, Goldschläger,
Nicolaus Haubenschmidt, genannt „der Geisbart," Tuchmacher, } Zunftgenossen.
Agnes Behaim.
Röschen Toppler aus Rothenburg, ihr Bäschen.
Frau Gertrude Krafftin, Wilhelm's Mutter.
Sebaldus, Krafft's Altgeselle.
Ulrich, Diener in Behaim's Hause.
Ein Zunftgenosse.

Rathsherren. Junker. Zunftgenossen. Volk. Kinder. Rathsknechte. Stubenknechte.

Die Handlung spielt in Nürnberg in den ersten Maitagen 1378.

(Zum ersten Male aufgeführt auf dem königlichen Hof- und Nationaltheater in München am 25. April 1860.)

Anmerkung: Allen Bühnen gegenüber, welche sich noch nicht im rechtlichen Besitze dieses Schauspieles befinden, behält sich der Verfasser das gesetzliche Eigenthumsrecht vor

Erſter Act.

Laubwald. Fernſicht auf die Burg und die Stadt Nürnberg. Links ein reicher Thron aus Laubwerk und Blumengirlanden. Volk und Kinder wandeln im Hintergrunde ab und zu. Abwechſelnd aus der Scene fröhliche Muſik. Rechts in der Mitte eine Schenkbude mit lebhafter Gruppe. — Im Vordergrunde rechts ſitzen, mit mehreren anderen Zunftgenoſſen an einem Tiſche, zechend, Wendelin Wohlgemuth, Laurentius Stoß und Veit Viſcher, Alle mit Schwertern.

(Die Bezeichnungen „rechts" und „links" ſind vom Zuſchauer aus zu verſtehen.)

Erſte Scene.

Der Kürſchner. Der Gerber. Der Goldſchläger.

Kürſchner.

Ja, Nachbarn, ſchlimme Zeiten! — Wir ſind eben die gedrückten Stiefkinder der Stadt. Trinkt! — Unſer Herrgott ſoll's beſſern! (Er ſtoßt an und trinkt, der Gerber thut ihm Beſcheid.)

Goldschläger
(der nicht mitgetrunken).

Was geht er uns nur wieder an, der neue Handel mit dem Burggrafen da droben? — (nach der Burg im Hintergrunde deutend.) Von wegen dem Wald! — Ha, 's ist zum Lachen! — Die Herren Patrizier kriegen die Stämme und die Zunftgenossen keinen Stecken. Und für diesen Waldstreit wieder neue Pfaffen und am Ende die Haut dazu! (in den Tisch schlagend.) Schlag' das Wetter in die ganze Wirthschaft!

Gerber.

Und darüber kommt ihr noch so in Harnisch? Ei dazu sind wir ja den Herren von jeher gut genug, daß wir für ihre Händel unsern Säckel leeren und dem Feinde das Fell gerben dürfen. Und so lang wir im Feld das Schwert schwingen, o, da stehen auch die Zünftler beim hohen Rath gar hoch in Ehren. Aber dann, ihr Meister, wann wir wieder in unsere Werkstatt heimkommen, mit windigen Taschen und zerschlagenen Gliedern — was ist dann unser Dank von den stolzen Herren?

Kürschner.

Ja leider Gottes, den kennt man schon!

Gerber.

Da, zum Exempel, wißt ihr doch, wie ich bei

Reutlingen mit Leibesgefahr den Herrn Baumgartner unter'm todten Gaul hervorgezogen, als ihm just so ein wüthiger Schwab den Schädel spalten wollt', aber — glaubt ihr vielleicht, er kennt mich hier noch, oder that nur Bescheid, als ich neulich so keck war, vor ihm die Mütze zu lüpfen? — Gott bewahre, mit schiefem Maul hat er auf die Seite geguckt.

Goldschläger.

Das sieht ihm gleich, dem gespreizten Pfauhahn. Der leibhaftige Uebermuth ist er! Aber ich kaufe keinen theuer. Mit einander, wie sie sind, diese Herren Patrizier . . .

Kürschner
(einfallend).

Mit Verlaub, Meister Goldschläger, — allzuscharf schneidet nicht, den Georg Behaim dürft ihr mir nicht mitschelten!

Goldschläger.

Und warum nicht . . .?

Kürschner.

Weil das ein ächter altedler Herr ist, der uns Zunftgenossen von jeher in allen Stücken gerecht war, und was Hoffart ist, weiß der gar nicht. —

Gerber.

Ja, das ist wahr, den Behaim muß man loben!

Kürschner
(eifrig fortfahrend).

Erst vor ein Paar Monden wieder verhalf er mir als Schöffe zu meinem Recht gegen den Junker Rüpel, der mir statt der schuldigen Goldgulden seinen eisernen Harnisch nachwarf. Aber der Behaim kapitelte das Herrchen so exemplarisch durch, daß es wie ein begossener Pudel aus der Schöffenstube schlich.

Goldschläger.

Nun, meinetwegen, der Behaim, ja! — Aber die Anderen?

Gerber.

Alles, was Recht ist, Meister; aber den Berthold Tucher und den alten Holzschuher dürft ihr mir auch nicht verachten! — Das sind adelige Männer, außen und innen! — Und säßen nur noch ein Paar solcher im Rath, o ganz gewiß, wir wären schon lang in unserm Recht. Aber so sind wir ja nicht Fisch und nicht Fleisch, Kinder der Stadt und doch keine Bürger. Vom Stadtgut bleibt uns der Mund fein sauber, aber von

den Laſten kriegt unſer Rücken deſto mehr zu ſpüren, und wenn man daran denkt, daß wir trotz alledem noch nicht ein Wörtlein in's Regiment reden dürfen. . .

Kürſchner.

Wahr iſt's freilich.

Goldſchläger.

Ei, zum blutigen Henker! Haben wir nicht auch ſo helle Köpfe, wie die Zünftler in Ulm und Augsburg? — Steckt etwa der Nürnberger Witz allein in den Herrenſchädeln, oder ſind wir hier vielleicht mit einander armſelig Handwerkervolk, daß gerade wir Nürnberger Meiſter noch rechtlos und mundtodt ſind, — wir die einzigen im heiligen römiſchen Reich?

Kürſchner
(beſchwichtigend).

Nun, nun, Meiſter Viſcher, was redet ihr euch ſo in die Hitze und vergällt euch den friſchen Trunk? Laßt uns heut in Gottesnamen einmal froh werden! — Die ganze Stadt feiert ja das Maienfeſt, die Herren, ſo gut wie die Zünftler; drum ſoll auch heute der Herr Mai der Friedensſtifter ſein, — kommt, Brüder, trinkt! — Vivat der Herr Mai!

Goldschläger
(kalt).

Mir mundet's nicht.

Kurschner
(nachdem er getrunken).

Ei was, so ein herzhafter Trunk geht doch weitaus über alles Schelten, bei dem doch nichts Erkleckliches herauskommt und (über den Tisch gebogen, heimlich) ihr dürft mir's glauben, Meister, als Einem, der eine gar feine Spürnase hat, — der heimliche Brand glimmt schon stark genug in der Gemeinde; wir brauchen ihn nicht auch noch zu schüren; dafür sorgt schon der Geisbart, just so, wie's früher sein saubrer Vater gemacht hat; — in allen Werkstätten soll er sein Handwerk treiben. — Ja, glaubt mir's! — Er hat einen gewaltigen Anhang — vorab unter den Gesellen! —

Gerber.

Was? Der Geisbart, der rothhaarige Tuchmacher? Was liegt dem an unseren Rechten? Durcheinander will er haben, daß er im Trüben fischen kann! Ja, Nachbar Wohlgemuth, da denk' ich, wie ihr; von Gewalt gegen den Rath mag ich nun ein für alle Mal nichts mehr wissen.
(Der Kurschner nickt bejahend und trinkt.)

Goldſchläger.

Je nun! Es käm' am Ende doch Alles darauf an, wie ſich der Rath dießmal gegen uns ſtellt, denn anders muß es ja doch werden.

Gerber.

Meint ihr? Ei, unſere Alten haben's ja gar kecklich probirt vor dreißig Jahren, wie ſie mit gewaltigem, blutigem Rumor die Herren mitſammt aus der Stadt verjagt und ſich ſelber auf die Rathsſtühle geſetzt haben.

Kürſchner.

Haben auch großen Profit davon gehabt!

Gerber.

Ja wohl! wie dann der Kaiſer Karl als Rächer in die Stadt gezogen kam und von ſiebzig Zunftgenoſſen die Köpfe auf den Herrenmarkt niederrollten, den alten Geisbart an der Spitze, — o Meiſter Viſcher, gab's da Noth in den Werkſtätten und Jammer in den Stuben!

Goldſchläger.

So meint ihr alſo, ſtumm hinhocken und blödſinnig in die Welt hinausgucken, bis die Herren Patrizier vielleicht uns ſelber Gewalt anthun, daß wir uns auf die Rathsſtühle ſetzen?

Gerber.

Gott behüte! und bei uns — das merkt euch,

junger Meiſter — braucht ihr eure Zunge nicht ſo ſehr zu ſpitzen! — Ich will euch aber ſagen, was wir thun müſſen.

Goldſchläger.

Nun? — Heraus damit!

Gerber.

Zuſammenthun müſſen ſich alle ehrbaren Meiſter, die es mit der Stadt wahrhaftig meinen, und, wie es die Augsburger Gemeinde gethan, müſſen auch wir dem Rath in allem Frieden unſere Sorgen und Bitten vortragen laſſen. Zuletzt kommt Alles darauf an, wie man's den Herren ſagt, und wer das ſo recht verſtände mit ſcharfem Kopf und warmem Herzen, wie dort zu Augsburg der Meiſter Hans Weiß — — —

Goldſchläger

(in die Rede fallend).

Kurz und gut, alſo — da meint ihr, werd' es der hieſige Rath geradeſo mit uns machen, wie der Augsburger und aus purer Friedensliebe voll Reu' und Leid uns in die Arme fallen? Ah ſo, dieſen blinden Glauben habt ihr!

Gerber.

Ja, trotz eurem wohlfeilen Witz, den Glauben hab' ich, und noch einmal ſag ich: es kommt nur darauf an, daß der rechte Mann unſere Sache in

die Hand nimmt, und den Mann haben wir hier in Nürnberg; der Augsburger Hans Weiß kann ihm nicht das Waſſer reichen.

Goldſchläger.

Und dieſer neue Apoſtel heißt? Mich jucken wahrhaftig die Ohren!

Kürſchner.

Ich weiß ſchon, wen ihr meint!

Gerber.

Der Wilhelm Krafft iſt's, der Zunftmeiſter der Goldſchmiede, der erſt von Welſchland heimkommen iſt, der reichſte, fürnehmſte Meiſter in Nürnberg! Hat Einer gegen den was einzuwenden?

Kürſchner.

Gott bewahre! Der braucht keinem Patrizier aus dem Weg zu gehen.

Goldſchläger.

Ei, ei, das iſt ja ein Wunder von einem Zunftmeiſter!

Gerber.

Das iſt er auch, und der führt euch das Wort ſo klug und gewandt, wie keiner, und ſtellt ſeinen ſtolzen Mann vor, daß man aus dem Holz einen ganzen ſtattlichen Rathsherrn ſchnitzen kann und bleibt noch immer genug zu einem flotten Junker übrig!

Kürſchner.

Recht habt ihr, Meiſter Stoß! Er iſt aber auch der Stolz ſeiner Zunft und Alle dürfen wir uns was auf ihn einbilden. — Wo iſt er nur? Er muß doch auch beim Feſte ſein?

Goldſchlager
(aufſtehend, höhniſch).

Mich will's nimmer auf dem Stuhle leiden, am Ende kommt euer Wundermann noch her und verhext auch mich. Da will ich doch lieber einen luſtigen Tanz machen. Gott befohlen! Ihr klugen, ſittſamen, alten Herren! (Er geht nach rechts zum Hintergrunde.)

Gerber
(nachrufend).

Macht euch recht luſtig!

Kürſchner.

Wählt euch ſchmucke Dirnen!

Goldſchläger
(im Hintergrunde).

Dafür braucht ihr nicht zu ſorgen! (Er verſchwindet.)

Zweite Scene.

Der Kürſchner. Der Gerber.

Kürſchner.

Ich bin froh, daß er fort iſt, er iſt nicht unſer Mann, hat ein ungewaſchenes Maul.

Gerber.

Habt ihr gesehen, wie er ganz gelb ward vor Neid über den Goldschmied? — (Nach rechts schauend.) Aber guckt einmal — der Rothkopf, der dort an der Eiche steht, ist das nicht der Geisbart? Ja richtig! Und jetzt tritt der Goldschläger zu ihm hin; ei, wie sie lebhaft mit einander plaudern! — Eine hübsche Gesellschaft!

(Aus der Scene rechts dreifache Fanfare.)

Kürschner

(aufstehend.)

Doch horch! — Was hat das zu bedeuten?

Gerber

(nach rechts schauend).

Ei, seht ihr's nicht, wie jetzt der Winterkönig dort hervor stolzirt?

(Ein Marsch fängt an und dauert eine Zeit lang fort. Die anderen Zunftgenossen, die bis daher den Dialog mimisch begleitet hatten, bilden nun eine höchst aufmerksame, lebendige Gruppe, deren agirender Mittelpunkt vor Allen der Gerber ist.)

Kürschner

(ebenfalls nach rechts schauend).

Was? Den Winterkönig stellt das vor? Und was sind denn die Anderen mit geschlossenem Visir, die jetzt im Kreis sich dort gegen einander aufstellen?

Gerber.

Fragt ihr aber! Iſt ja das vorigjährige Spiel vom Niederland!

Kürſchner.

Aber da lag ich auf dem Spannbett.

Gerber

(um den ſich alle Anderen ſtehend gruppiren, während er allein ſitzen bleibt).

Ah ſo! Nun alſo, daß ich es kurz euch erkläre: Die ſieben Ritter dort ſtellen die ſieben Monate vor — vom November bis zum Mai, — verſteht ihr? — Wer nun zuletzt im Fechterſpiel den Sieg gewinnt, der iſt dann der Maikönig, und die anderen ſechs, das ſind die kalten garſtigen Wintermonate, des Winterkönigs Vaſallen, die dann immer tüchtig geſopyt werden.

Kürſchner.

Das iſt ein drollig Spiel! Wollen wir nicht auch hin, Nachbar?

Gerber.

Können's ja von hier aus bequem uns anſchauen, und da drüben wird doch zuletzt der Maikönig von der Maikönigin gekrönt.

Kürſchner.

So, auch eine Maikönigin kriegen wir zu ſehen?

Gerber.

Und was für eine! Denn immer das schönste Fräulein wird dazu erwählt. Seht ihr! (Nach dem Hintergrunde schauend.) Jetzt tritt sie gerade dort aus den Bäumen! Wetter ist das wieder ein rosig Blut!

Kürschner.

Wo denn? — Ah! die dort mit den geputzten Kindern! — Ei, das ist ja des Behaim Tochter! Kennt ihr sie nicht? Hat dasselbe kluge Gesicht, wie ihr Vater!

Gerber.

Jetzt passt auf, das Fechterspiel fängt an!

(Man hört in der Scene rechts Schwerter und Schilder zusammenschlagen — Die Gruppe sieht mit höchster Spannung stehend in die Scene.)

Gerber

(noch stehend, vergnüglich hinschauend).

Aber das Schwert fein ritterlich führen, das können sie, die Herren! Hei, wie fällt da zierlich Hieb und Gegenhieb! — Das muß man ihnen lassen!

Kürschner

(mit steigendem Interesse, das die Anderen sichtbar theilen).

Aha, seht ihr's? — Schon Viere müssen weichen! — Jetzt haben's die zwei Letzten noch mit einander zu thun!

Gerber

(rasch aufspringend).

Ich denke mir immer, der mit der Goldfeder gewinnt's! — Alle Hiebe hat er bis jetzt parirt! — Aber mit dem Letzten hat er zu thun! (Leidenschaftlich agirend, woran die Anderen mehr oder minder theilnehmen.) Klirr, Klarr, Klirr, Klarr! Hei! — Jetzt hat er auch den getroffen! — nun kommen die Schilder dran — Klipp, Klapp, Klipp, Klapp — — Pautsch! — da liegt der Andere im Sand! — Respect vor der Goldfeder! (Im Hintergrund Jauchzen und jubelnder Lärm.) Da schwing auch ich die Mütze; — Vivat der Maikönig!

(Alle Zunftgenossen stimmen mit ein.)

Kürschner.

Jetzt kommen sie zur Krönung her!

Gerber.

Nein! der Maikönig kommt erst später. Erst muß der Winterkönig mit seinen sechs Vasallen vor der Maikönigin seine Herrschaft niederlegen.

Kürschner.

Werden die Sechse unter ihrem Visir aber grimmige Gesichter schneiden! Ein närrischer Einfall — und doch ist Sinn dabei!

(Die Bühne füllt sich rasch aus dem Hintergrunde rechts mit Volk, darunter der Scherbart und der Goldschläger.)

Dritte Scene.

Der Gerber. Der Kürſchner. Der Goldſchläger. Der Geisbart. Grolandt. Paumgartner. Pfinzing. Agnes. Röschen.

(Von zwei geſchmückten Flötenbläſern, die eine entſprechende, einfache Weiſe ſpielen, begleitet und von Kindern mit weißen Kleidern und grünen Kränzen umringt, an ihrer Seite Röschen Topfler und ein anderes Fräulein, ſteigt Agnes als Maikönigin in duftiger Kleidung mit einem Blumenkranz im Haar, ein blühendes Scepter in der Hand, auf den Thron. Veit Grolandt als Winterkönig und ſechs Ritter mit verhängtem Viſir, Schild und Harniſch, folgen und ſtellen ſich in der Mitte der Bühne, etwas zurück, auf.)

Kürſchner

(indeſſen zu Gerber).

Wißt ihr was? am liebſten von dem ganzen Spiel wäre mir doch die Maikönigin!

Grolandt

(als Winterkönig mit einem Scepter von Eis vor Agnes tretend).

O mächt'ge Maienkönigin,
In lenzesgrünem Throngezelt,
Der Wintermonde König fällt
Von dir bezwungen vor dir hin,
Und legt ſein Scepter, rauh und kalt,
Zu Füßen dir mit bitterm Weh;

Dahin iſt meines Reich's Gewalt,
Mir folget nimmer Sturm noch Schnee.
Dein flammend Aug', dein linder Hauch
Verjagte mich aus Wald und Au;
Doch warte nur, du ſtolze Frau!
Sechs Monde — und dein Thron fällt auch. —
Und wie dein Maienkönig mir
Die ſechs Vaſallen heute ſchlug,
Schlägt ſie mein Ritter Martin dir, —
So will's des Jahres raſcher Flug.
So ſetz' ihm auf die grüne Kron',
Dieweilen ich durch dich muß ſterben, —
Ich lache deines Reich's voll Hohn,
Und ſinn' im Grab auf dein Verderben.

Agnes.

O Winterkönig, trüb und kalt,
Nicht ſchmerzt mich ſehr dein höhnend Wort,
Der Lerche Sang es überſchallt,
Im Duft des Waldes weht es fort. —
Und drohſt du mir mit meinem Tod,
Auch das, du Alter, ſchreckt mich nicht.
Mein Leben blüht ſo roſig roth,
Mir ſtrahlt ſo klar der Jugend Licht,
Daß ich der Luſt nur denken kann,
Die mir mein blühend Reich gewährt; —
Und kommt mein Tod, du neid'ſcher Mann,

Wird durch's Gedenken er verklärt,
Wie viel der Freuden tausendfach,
Mein duftig klingend Leben barg;
Und nach sechs Monden springt mein Sarg,
Und eine Lerche singt mich wach.

Winterkönig.

O schlimme Frau, schließt euern Mund!
Denn eure Rede macht mich wund,
Mehr, als der allerschärfste Speer.
Ich geh' ja fort, was wollt ihr mehr?

Agnes.

Nein, bleibe! — weil so neidesvoll
Du mir mein lenzig Reich gehöhnt,
Dein Aug' zur Strafe schauen soll,
Wie meine Hand den Sieger krönt,
Der deine sechs Vasallen warf,
Mit edlem Schwert, so flink wie scharf.

(Zu den Kindern gewendet.)

So bringt den Maienkönig mir,
Daß ich mit grüner Frühlingszier
Ihm kränze Helm und Schild und Schwert!
Und dir und deiner kalten Schaar
Gebiet' ich, daß ihr dieses Jahr
Als König ihn erkennt und ehrt!

Vierte Scene.

Die Vorigen. Wilhelm Krafft.

(Die Knaben mit den Abendtäfern gehen zum Hintergrunde und führen unter Abendmusik den Maienkönig ein. Die Schilder der sechs Ritter tragen die Wappen der Geschlechter Baumgartner, Pfinzing, Ebner, Fürer, Stromer und Kreß, — der Schild des Maikönigs trägt das Wappen der Haller.)

Kürschner

(während dessen).

Nachbar, das Spiel gefallt mir immer besser, wer nur der Maikönig sein mag?

Gerber.

Darauf bin ich auch nicht wenig begierig; thäte mich wahrlich ärgern, wenn's am Ende der Hans Baumgartner wäre.

Wilhelm Krafft

(in derselben Rüstung, wie die anderen Ritter, als Maikönig mit geschlossenem Visir vor Agnes stehend).

O Königin, vielsüße Frau,
Bin ich ein überselger Mann,
Mir perlt im Aug' der Freude Thau,
Und all mein Sinnen liegt im Bann,
Weil ich es nicht begreifen kann,
Daß ich so hohen Preis gewann.

Agnes

(die erschrocken der Rede gelauscht).

Mein Gott! wer spricht zu mir?

Paumgartner

(leise zu seinem Nachbar Pfinzing).

Kennt einer diese Stimme?

Pfinzing

(ebenfalls leise).

Ich nicht, das ist nicht Otto Haller!

Krafft

(der Agnesens Befangenheit gemerkt, mit merklichem Zögern fortfahrend).

Dein süßer Dienst, o drauf vertrau,
Im Waldesgrün, auf güldner Au,
Wie soll er werden treu bestellt — — —

Paumgartner

(laut, daß es Krafft hört).

Welch ein Verdacht steigt in mir auf!

Agnes

(verloren vor sich hin).

Diese Stimme!

Paumgartner

(das Visir öffnend).

Kein Wort mehr! — Helm und Schild verkündet Otto Haller; doch seine Stimme ist es nicht — 's ist ein Betrug! — Ich kenne diese Stimme! —

(Alles steht in höchster Spannung, Agnes hält sich an Röschen.)

Orelind'.

Was habt ihr vor, Hans Paumgartner?

Wie könnt ihr so gewaltsam das schöne Fest uns stören?

Paumgartner

Er ist kein Nürnberger Patrizier — er treibt ein höhnisch Spiel mit uns! Maikönig, wer seid ihr?

Krafft

(da) [illegible] mit voller Würde).

Der bin ich — Wilhelm Krafft, der Goldschmiede Zunftmeister! — (Allgemeine Bewegung unter den Zunftgenossen und Patriziern.) Herr Paumgartner, was steht zu Diensten?

Pfinzing

Ein Zünftler?

Grolandt.

Welche Keckheit!

Agnes

(das Gesicht bedeckend)

Er?!

Röschen.

Der Zunftmeister?

Paumgartner.

Zunftmeister, wie kommt ihr zu diesem Helm und Schild?

Krafft.

Darüber fragt den Junker Haller! — Es wird mein Freund euch Antwort geben.

Kürschner
(zum Gerber).

Ich bin ganz perplex. —

Geisbart
(das Volk aufhetzend).

He! Zunftgenossen, unser Maienkönig, hoch! hoch!

Goldschläger
(höhnisch).

Und die sechs Herren Wintermonate, hoch! hoch!

(Stürmischer Zuruf.)

Paumgartner.

Schweigt! Daß euch das Wetter in eure großen Mäuler schlage!

Agnes
(sich plötzlich fassend und herabsteigend).

Röschen — komm — nach Hause! — Herr Grolandt, seid uns behülflich — schaut nach unseren Pferden — wo ist meine Base Tucher?

Krafft
(zu Agnes mit wärmstem Ausdruck).

O tausendmal Vergebung! — mit euch hatt' ich es nicht so gemeint! — (Agnes mit Röschen und Grolandt ab.) Und nun, Herr Paumgartner, was wollt ihr von mir? Nun wißt ihr, wer ich bin!

Paumgartner.

Ja, der keckste Zünftler seid ihr, der je noch in

Nürnberg einen ausgeschämten Streich gespielt! Wie könnt ihr euch erdreisten, als Handwerksmann in unsern adeligen Kreis euch einzuschwärzen? Mit eurer schmutzigen Hand mit uns im Kampfspiel euch zu messen und also Nürnbergs ganze Herrenschaft und ein bescheidnes Fräulein zu beleidigen?

Geisbart

(der auf die andere Seite getreten, auf der Stufe des Blumenthrones.)

Hört ihr's — schmutzige Hand hat er gesagt! — Er verachtet unsre Arbeit! — Er verhöhnt unsre Gewerbe!

Kürschner.

Das gibt einen heillosen Rumor.

Goldschläger.

Welcher Meißner läßt sich das gefallen?

Geisbart.

Maskenig! Pfui über dich, wenn du den Schimpf hinnimmst! —

Liradl.

Ruhe, Zunftgenossen! Geisbart, ihr vor Allen schweigt! — Ich hab's begonnen, ich allein vollend' es auch. So hört mich Alle! Vor keinem vor euch Herren scheu' ich mich zu sagen, warum ich that, was ich gethan. Um ewretwillen that ich's, Hans Baumgartner, übermüthiger Herr!

Baumgartner.

Wie? das mir? schamloser Wicht! (Er zieht den Degen.)

Kraft.

Schaut um euch und laßt die Klinge stecken! — Ja, mit euch allein hab' ich's zu thun! Bei Gott, ich ehre Nürnbergs edle Herren von Grund meines Herzens, wie's meinem Stand geziemt. Doch euer dringlichstes Geschäft, das ist, uns Zunftgenossen zu verhöhnen. Nicht genug, daß wir an allen Rechten darben, — kein Spott ist euch zu scharf und schmutzig, daß ihr unsern Stand nicht mit besudelt. Handwerkergesindel, das ist der Ehrenname, den ihr überall für uns im Munde führt, und dafür habt ihr eine Züchtigung verdient und diese übernahm ich heut' für mich allein in aller Meister Namen. — Was wollt' ich mit dem blanken Schwert? Ich bin zum Zweikampf euch nicht ebenbürtig. — Rohe Gewalt dünkt meinem Sinn zu niedrig und verächtlich. — Da hab' ich mir denn **diese** Art der Züchtigung für euch ersehen und all' mein Lebtag soll's mich freuen, daß mir mein Wagniß so gelungen und ihr im **ritterlichen** Spiel von eines **Meisters** Schwert geschlagen worden seid!

Gerber

(laut rufend).

An den Hals könnt' ich ihm fallen!

Geisbart

(höhnisch).

Warum nicht gar?

Kraft.

Und nun weg mit der Mummerei! Sie hat mir ausgedient. (Helm und Schild einem Zunftgenossen reichend, das Kleid abstreifend und den Harnisch abnehmend.) Da steht wieder der Zunftmeister! — Gott grüß' euch, liebe Zunftgenossen!

Gerber.

Gott grüß' euch, Meister! und noch ein Vergeltsgott, daß ihr heut' unsern Stand so hoch geehrt!

Kürschner.

Gott grüß' euch!

(Lauter Zuruf, die Zunftgenossen umringen Kraft und geben ihm ihre Beifallsbezeugungen zu erkennen.)

Taumgartner

(mit vor Zorn erstickter Stimme).

Und da steht ihr Herren, wie festgewurzelt und laßt mich ruhig so beschimpfen?

Pfinzing.

Was wollen wir gegen diese Uebermacht? Es wäre mehr als toll!

Paumgartner.

O, Pfui über euch! Und koſtet's mich das Leben — (er hebt zum Hieb aus) — da — du frecher Goldſchmied! . . .

Kraft

(raſch den Hieb parierend und ihm in den Arm fallend).

Gemach, geſtrenger Herr! Der Hieb war eurer Kunſt nicht würdig. (Mit feierlicher Strenge:) Ich ſag' euch, laßt es gut ſein; geht friedlich heim und bedenkt euch dieſen Tag! Fürwahr, Herr Paumgartner, ich rath' es euch im tiefſten Ernſt zum Guten.

Pfinzing

(Paumgartner beim Arme nehmend).

Kommt, Paumgartner, was iſt für heute hier zu ſchaffen?

Geisbart

(wild).

He, Zunftgenoſſen, friedlich ſollen wir ſie ziehen laſſen? Sind ſie nicht Alle unſere geſchworenen Feinde und haben ſie uns nicht heute wieder verhöhnt? Was kümmert uns des Goldſchmied's Pardon? — Schwerter los! Packt die Gelegenheit beim Schopf!

Kraft

(hoch das Schwert erhebend).

Geisbart, ſoll ich euch niederſchlagen? — Zunftgenoſſen, bedenkt den Frieden unſerer Stadt! Jeden

Tropfen Blutes, den ihr jetzt ohne Noth vergießt, habt ihr zu verantworten! Redet, wer steht zu mir?

Gerber.

Wir Alle, Meister!

(Lauter Zuruf.)

Alle, Alle!

Arafft

(feierlich).

Ihr habt's gehört, ihr Herren! Gebt Raum, kein Haar soll euch geschädigt werden.

Baumgartner

(indem er von Pfnsing in den Hintergrund gezogen wird).

Maikönig, ich treffe dich noch!

Geisbart

(indem er nach links abgeht, drohend).

Und ich dazu!

Arafft.

Ich lasse mich finden! (Rechts und links einem Zunftgenossen die Hand reichend.) Auf eure Treue zähl' ich!

(Lauter Zuruf.)

Ja, das könnt ihr! — Ja — Ja!

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Act.

Großes Zimmer in Behaim's Hause. Hauptthüren rechts und links. Seitenthüre rechts. Links ein Fenster, davor ein Rosenstock mit mehreren Blumentöpfen. — Rechts Tisch mit Stühlen und einem Lehnstuhl. Seitwärts ein Tischchen mit einem zierlichen Arbeitsschrein.

Erste Scene.

Agnes

(in höchster Unruhe am Fenster spähend).

Kann ich ihn denn noch immer nicht erschauen, und war die lange Nacht nicht schon angstvoll genug? — O sicherlich, das ward am Abend noch ein schwerer Streit! — Er liegt todtwund daheim! — Oder warfen sie ihn gar in den Thurm? — Und ich muß hier müßig harren! — Kann nicht in sein Haus! — Nicht über die schmale Gasse! — Und möchte doch laufen viel hundert Stunden — um ihm beizustehen! —

Dort am Weinstock thut sich jetzt das Fenster auf! — Ist er's? — Nein, die Mutter! — Wie

iſt ihr Geſicht? — O Gott ſei Dank! Friedlich wie immer! — Ruhig begießt ſie ihre Blumen! — Ach, eine Centnerlaſt werf' ich von mir hinweg. — Er iſt geſund und frei!

Zweite Scene.

Agnes. Röschen Teppler.

Röschen

(ſingt bei den letzten Worten vorüberhüpfend. Agnes merkt es und macht ſich mit der Rose zu thun; dann mit drehender Hand, wild singend).

„Schau' ich mir ſchier die Aeuglein aus,
Ob ich meinen Schatz nicht ſeh'" — —

Agnes

(verlegen).

Was meinſt du damit, Röschen? — Ich darf doch nach meiner Roſe ſehn?

Röschen.

Nach deiner Roſe! — Ei, welch zartes, duftiges Bild! — O du liebe, leibhaftige Poeſei! — Aber hab' nur keine Angſt! — In aller Frühe hab' ich ſie ſchon drüben am Fenſter ganz friſch und munter blühen ſehn — deine Goldroſe. — Die Nachtluft geſtern hat ihr nichts geſchadet.

Agnes

Mit deinem ewigen Necken! — Mir iſt der Kopf ſo ſchwer. . .

Röschen
(einfallend)

Und das Herz noch schwerer! — So sag's nur einmal frisch heraus, dann wird es sogleich dir leichter werden! — O du stilles, verschwiegenes Wasser, wenn man deinen Grund ausmessen wollte — Himmel, müßten eure Nürnberger Seiler aber ein Stück zusammenspinnen — noch länger als der Lorenzithurm! — Ist's denn nicht zu arg? — Bin ich nun ein volles halbes Jahr bei dir, in deinem schönen lustigen Nürnberg, und soll Morgen früh schon wieder in mein langweilig Rothenburg heim, und noch kein Wörtchen hast du mir anvertraut, und bin doch dein leibhaftig Bäschen! — Aber meinst du, ich wüßte nicht doch Alles? — O an unsrer Tauber wächst gerade so viel Witz wie an eurer Pegnitz.

Agnes
(immer befangener).

Was meinst du nur mit diesem räthselhaften Gerede? — Ich verstehe dich nicht.

Röschen.

Nicht? — Ei so löse mir doch zuerst das andre Räthsel: Warum gehn wir denn gerade seit einem Vierteljahr, seit der Meister Wilhelm heimgekehrt ist, nimmer hinüber in's heimliche Goldschmiedhaus?

— Und waren doch immer so gern bei der klugen Meisterin, an der du schon als Kind gehangen, wie an der seligen Mutter! — Und wir haben früher doch immer so schön spielen können mit dem großäugigen, lockigen Buben, der schon damals nur auf dich gesehn! — Ei sag', bist du der alten Meisterin gram, oder dem jungen Meister zu gut? — Und als dir neulich in der Sebaldikirche das Gebetbuch aus der Hand fiel, da du umsahst und er hinter deinem Stuhle stand; und erst gestern wieder das seltsame Abenteuer bei dem Maifest — — ei du stolzes Nürnberger Bürgermeisterkind, meinst du, darüber hätte sich das Rothenburger Bäschen nicht längst seine Gedanken gemacht? — Nichtwahr, wenn es ein edler Junker wäre — o da hättest du mir längst Alles gestanden! — Aber freilich, weil er nur ein Zunftmeister ist. . . .

Agnes

(in höchster Aufregung)

Nein, nein — nein!

Röschen.

Um Himmelswillen kommst du außer dir! Ich will ja kein Wort mehr drüber reden.

Agnes

(mit steigender Begeisterung).

Nein, Röschen, jetzt muß es endlich ausgesprochen

werden, du haſt mir das Herz zu ſchwer gemacht! — Weil er nur ein Zunftmeiſter iſt — meinſt du — wollt' ich mich ſeiner ſchämen? — Ich mich dieſes Mannes ſchämen, den Gott ſo reich mit allen Zierden ausgeſchmückt, daß ich mit ſcheuem Auge nur voll Ehrfurcht zu ihm aufzuſchauen wage? — Zu ihm, dem blühenden Urbild eines deutſchen Mannes? — O nein! ſtolz bin ich auf ihn, als wär's ein Herzog! — Ueberſtrahlt' ihn einer der Herren an hoher, edler Geſtalt, an kühner, ritterlicher Art? — O Keiner, Keiner! — Und wollt' ich eine Wage nehmen, und wollt' ich legen rechts und links von ihm und von ſo manchem Junker des Geiſtes und des Herzens Schätze, daran des Mannes wahren Werth man wiegt — o ich weiß zu gut, daß ſeine Schale niederſänke! — Nein, Gott ſei Dank, das iſt in meinem Geiſt kein krankes Schwärmen! — Mein Auge ſchauet hell, welch Kleinod ich an ihm beſitze. Zu meiner Sehnſucht verſchwiegene Nacht iſt er heimgekehrt als ſtrahlender Morgen. Und mit geſunder Kraft gerüſtet ſteh' ich da, ihn mir zu erſtreiten durch alles Wirrſal. — Kennſt du das ſtolze Wort? — „Die Könige von Schottland wünſchten beſſer nicht zu leben, als ein einfacher Bürger Nürnberg's.“ Wohl, auch ich will keine größre Ehre, als eines

solchen Bürgers glücklich Weib zu werden, dann mögen sie mich achselzuckend Zunftmeisterin nur heißen — als sein Weib bin ich stolz auf diesen Namen, und halte mich für eine Königin. —

Röschen.

O Agnes, hast du eine große Seele! — Komm, ich muß dich küssen. — Aber Herzensbäschen, hast du auch schon an den Vater gedacht?

Agnes.

O darum sorgt' ich nicht. — Mein Vater hat so hohen, edeln Sinn, als sein Gemüth grundgütig ist. Und kommt die Zeit, daß ich ihm muß mein Herz zu Füßen legen — — —

Dritte Scene.

Die Vorigen. Ulrich.

Ulrich

(die Hausthüre öffnend und hinausrufend).

Kommt nur da herein — Meister Goldschmied!

Röschen.

Agnes, horch! — Goldschmied! — Wer ist da gemeint?

Agnes

(würdevoll).

Sei ruhig! — Das ist er! — Ich weiß, er bringt meines Vaters Schwert. — Röschen, komm!

(Beide link: ab.)

Vierte Scene.

Ulrich. Wilhelm Krafft. Sebaldus (das Schwert verhüllt in der Hand tragend). Sie treten durch die Hauptthüre herein.

Ulrich.

Wartet hier nur ein wenig! — Der gnädige Herr wird sogleich dann kommen. (Links ab.)

Fünfte Scene.

Krafft

(für sich voll Ruhe).

Wie eigen mir doch geschieht! — Dasselbe Dach umschließt jetzt mich und sie. Der Gedanke macht mich ganz beklommen. Ob ich sie wohl sehen werde? — Und ob wohl Herr Behaim schon vom gestrigen Abend weiß? — Spät in der Nacht erst ist er heimgekehrt. Doch sei es, wie es wolle! — Vor diesem Manne kann ich Rechenschaft geben, und er wird mich begreifen. — Da kommt er!

Sechste Scene.

Krafft. Sebaldus. Behaim.

Behaim

(links heraustretend).

Ah, da ist ja Meister Krafft! — Willkommen in meinem Haus nach langen Jahren! — Ihr bringt mir mein Schwert! — Das lob' ich, daß

ihr ſo pünktlich Wort gehalten, und auch die Arbeit, hoff' ich, ſoll eurer Werkſtatt Ehre machen. — Ihr habt ja draußen viel gelernt — ließ ich mir ſagen.

Kraft.

Gib her, Sebaldus! (Sebaldus reicht ihm das Schwert. Kraft gibt es Behaim.)

Behaim

(ſtaunend den Griff betrachtend).

Was ſeh' ich, Meiſter? — Solch feine Zierrath hab' ich nie geſchaut. Ein wahres Kleinod habt ihr mir geſchaffen! — Das iſt nicht mehr Handwerk — das iſt Kunſt! (Den Griff rundum betrachtend.) Ihr habt wohl ſelber dieſen Griff gefertigt?

Kraft.

Für euch, Herr Behaim, ja! — Um euch, als Nürnberg's edelm Bürgermeiſter, meine Ehrfurcht zu bezeigen, hab' ich mit eigner Hand dieß Werk durchbildet, und aus eurem Munde freut dieß nachſichtige Lob mich mehr, als hätte mir drüber der ganze hohe Rath Brief und Siegel ausgeſtellt.

Behaim.

Nein, Meiſter, nicht Nachſicht! — In keiner Werkſtatt Nürnberg's ward Gleiches noch gefertigt, und unſre Stadt darf ſtolz ſein auf ſolche Meiſter, die alſo das Gewerbe zur Kunſt erheben. (Das

(Schwert auf den Tisch legend) Wie viel Gesellen habt ihr?

Krafft.

Ich habe deren dreißig, Herr!

Behaim.

Dreißig? — Ei, das ist viel! — Wie dacht' ich an solche Zahl? — Da steht wohl euer Haus in höchster Blüthe?

Krafft.

Ja, Gottlob, hochedler Herr. Seht hier, mein Altgeselle, dieser siebzigjährige Mann, ist das lebendige Zeugniß für den Segen meines Hauses. — Vor fünfzig Jahren war er bei meinem Ahn der einzige Geselle. — Mein Vater hatte dann neben ihm schon zwölf, bis ich nach seinem Tod aus Nürnberg fortgewandert. — Und jetzt, hochedler Herr, jetzt wandern meine Juwelen von der Pegnitz bis zum Meer und Venedig's Wechsel lös' ich bei mir ein mit Nürnberger Münze.

Behaim.

Ei, ei, ihr macht mich staunen!

Krafft

(mit Wärme einfallend).

Doch, Herr, daß ich es ja nicht vergesse! — Unsäglich viel verdank' ich meiner Mutter. Denn wie die kluge Frau, so lang ich gewandert, Haus

und Werkstatt wunderbarlich meisterte, daß ich Alles blühender traf, denn ich's verließ — die Kraft und Umsicht — denkt nur, Herr, einer Witwe! — die geht nun über all mein Leb, so hoch ich ihr's auch stellen möchte.

Behaim

Euer Reden thut Einem im Grund des Herzens wohl, denn mich däucht, ihr seid ein eben so tüchtiger Mann und kunstgerechter Meister worden, als ihr ein guter Sohn geblieben seid!

Sebaldus

(lächelnd mit dem Kopfe nickend).

O gewiß, das ist er!

Behaim.

Seht ihr's? — Der Alte stimmt mir nickend bei, und der muß es wissen. — Also schon fünfzig Jahre ist er in euerm Haus? — Nun wird er auch in Frieden darin sterben! (Sebaldus wischt sich die Augen.)

Lirafft.

O Herr, daran darf ich gar nicht denken. Er ist meines Hauses guter Geist, und so ein Stück Ahn von mir und Allen. — Und ihr glaubt gar nicht, Herr Behaim, was er mir noch nützt! — Er hat noch ein gar wachsam Auge, und schon sein Beispiel für die Gesellen ist nicht mit Geld zu zahlen.

Behaim

(zu Sebaldus, der ſichtlich ſeine Verlegenheit verbirgt).

Hört ihr's, Alter, was der Meiſter von euch ſagt?

Sebaldus.

Glaubt's nicht, geſtrenger Herr! — Das meint der Meiſter Alles nur ſo, weil er zu gut mit mir iſt. — Ich bin zu Nichts mehr nütz', eß' eben im Haus das Gnadenbrod, das unſer Herrgott ihm vergelten ſoll, dem guten Meiſter — und der Frau Mutter.

Behaim

(die Hand auf Sebaldi Schulter).

Ein rührend Bild! — (Dann raſch zu Krafft.) Doch ſagt mir noch, — wo ſeid ihr überall gewandert, und ſeid ihr über's deutſche Reich hinausgekommen?

Krafft

(beſcheiden, und doch ſelbſtbewußt).

O jawohl, hochedler Herr! Nachdem ich Jahr und Tag die Herrlichkeit des deutſchen Reichs geſchaut in Frankfurt, Mainz und Cöllen, bin ich durch Flandern und Brabant geſtreift. — In Gent blieb ich ein Jahr. — Dann zog ich wieder aufwärts nach Werms und Speyer und Straßburg — bis nach Bern. — Mit einem Mal trieb mich ein heiß Verlangen nach dem Süden. — Venedig war

mein stolzes Ziel, und meine Wandrung hin ein ganzes, reiches Leben. — Zwei Jahre blieb ich in der wunderbaren Dogenstadt. — Das letzte Jahr hielt ich im prächtigen Genua noch aus. — Dann aber, ganz übersatt von all dem welschen Glanz, kam mir so jäher Durst nach deutscher Art und Sitte, daß ich voll Unruh nach den Alpen eilte. — Mailand berührt' ich noch im Flug, und in Tyrol hielt ich dann gründlich Rast. — Doch auch auf deutschem Boden kam ich nicht zur Ruhe. — Ich fühlt' es wohl! das Heimweh war's nach der geliebten Vaterstadt, die trotz Cöllen und Venedig doch einzig dastand in ihrer eigen schönen Art. — Das Heimweh, das ist nun wohl gestillt; doch eine andre schlimmre Wunde ist in der Vaterstadt (auf das Herz deutend) dahier mir schmerzend aufgebrochen. — O Herr, überall in deutschen wie in welschen Landen ward ich als Nürnberger Meistersohn mit Ehren aufgenommen; überall sah ich die Meister freien Bürgerthums sich langst erfreuen. Und ihr, ihr habt so tiefen, edeln Sinn, daß ihr mein Werk hier Kunst geheißen — doch was bin ich in meiner Vaterstadt? — Was sind wir Alle, die wir hier in Nürnberg Meister sind? —

Beheim.

Laßt das jetzt! — (Ihn dem Arm nach rechts in

die Fenſterbrüſtung ziehend.) Und ich rath' euch für jetzt zum Guten: haltet mir beſſer Maaß und Ziel, und zügelt euer raſches Blut! — Denn euer allzu trotzig Auftreten bei dem Maifeſt geſtern —

Kraft.

O Herr Behaim — ſo wißt ihr ſchon? —

Behaim.

Alles weiß ich. — War meine Tochter nicht dabei?

Kraft.

Aber vergebt mir, wenn ihr auch wüßtet, mit welchem trotzigen Hohn ſchon wochenlang zuvor die ſtolzen jungen Herren es an uns gebracht —

Behaim

(mit Ruhe einfallend).

Ich weiß das Alles, und doch kann ich nicht loben, was ihr thatet. — Euern ehrbaren Stand ehr' ich, wie nicht leicht ein Andrer. Aber Schranken gibt es eben doch, die durchaus zu achten ſind. — Und was erringt ihr damit, daß ihr ſie ſo durchbrecht? — Ihr vergrößert nur die unſelige Kluft, und verderbt euch ſelber eure eigne Sache, — obwohl ich auch wieder begreifen kann, warum ihr's dennoch thatet — ihr ſeht, ich bin nicht ungerecht, und mein' es gut mit euch.

Siebente Scene.

Die Vorigen. Ulrich.

Ulrich

(links hereintretend heimlich).

Gestrenger Herr, wenn ihr so gnädig wärt. . .

Behaim.

Ihr seht, man ruft mich. — Also, Maaß gehalten und nicht die Geduld verloren! — Behüt' euch Gott! — Und nochmals Dank für dieses Meisterwerk! (Er geht links ab. Ulrich, der Krafft höhnisch betrachtete, geht rechts ab.)

Achte Scene.

Krafft. Sebaldus.

Krafft

(vor sich).

Welch gütiger Tadel eines ächten Edelmannes! — Also, sie hat es ihm gesagt? — O sicherlich, sie zürnt mir schwer! — Und ich muß jetzt fort, kann ihr's nicht sagen, warum ich es thun mußte! — Und doch, um jeden Preis muß sie es heute noch erfahren! — (Ein Blatt herausreißend.) Auf diesem Blatt steht Alles. — Und ich weiß, diese Worte machen Alles wieder gut! — Aber, wie, wie geb' ich es ihr? — Durch den Diener? — Nein! er hat ein falsch Gesicht. — Nicht um die Welt! — Ah, da steht ihr Arbeitsschrein, wie eigens für mich

hergestellt! — Ich wag' es! — Da muß sie's finden. (Er legt das Blatt in das Kästchen und schließt es.) Sebaldus, du hast Nichts gesehen!

Sebaldus
(der rechts steht)

Hab' ich denn was sehen sollen, Meister? — Aber — (näher tretend) nehmt mir's nicht übel, ihr wißt ja, bin so ein alter Skrupelkrämer! — O, wenn es nicht Jedermann lesen darf — ich bitt' euch: nehmt's doch ja wieder heraus! — Thut's, guter Meister, mir zu Liebe! — Ich bitt' euch recht von Herzen.

Kraft.

Du bist zu ängstlich, Alter! — Wer kommt an diesen Schrein, als sie? — Und sie muß es noch heute haben! — Die Liebe birgt es hier — die Liebe wird es finden! —

Sebaldus
(zweifelnd, schmerzlich).

Will's glauben, Meister!

Kraft.

Nun komm! — Wir haben hier Nichts mehr zu thun!

Sebaldus
(für sich).

Du lieber Himmel — und läßt sein offnes Herz zurück! (Beide ab durch die Hauptthüre.)

Neunte Scene.

Ulrich

(der, dem Zuſchauer ſichtlich, an der Seitenthüre rechts gelauſcht hatte, hereinſchleichend).

Was hat der da hereingeſteckt, der hochmüthige Goldſchmied, der ſich über die Herren ſtellen will? — (Das Kaſtchen öffnend.) Sieh, ſieh! — Ein Blatt in unſres edeln Fräuleins Arbeitsſchrein! — Ei, du frecher Zünftler! — Kann's zwar nicht ſelber leſen. Aber warte du nur! — Mein Vetter Goldſchläger wird mir's verbuchſtabiren! (Rechts ab.)

Zehnte Scene.

(Aus der Thüre links treten Behaim, Paumgartner, Grolandt und zuletzt Holzſchuher, von Tucher geführt.)

Behaim

(in großer Bewegung).

Nehmt's mir nicht übel, werthe Herren, aber ich kam erſt in dieſer Nacht von Rothenburg, ſo ſind mir all' eure Worte noch Räthſel. Darum bitt' ich euch, ſetzt euch erſt! (Einen Lehnſtuhl an den Tiſch rückend, zu Holzſchuher.) Ehrwürdiger Herr, darf ich bitten, kommt hieher in den Lehnſtuhl! (Nachdem ſich Alle geſetzt: Holzſchuher links auf dem Lehnſtuhl, dann Behaim an der Ecke des Tiſches, gegenüber Paumgartner.) Alſo wie? wie ſteht's, ihr Herren? —

Der Burggraf mit dem Greiner wegen unsrer Wälder gegen uns verbündet — sagt ihr? Es ist nicht möglich! —

Tucher

(sehr erregt).

Aber leider gewiß! — So eben sprengten Eilboten von Nördlingen herein! — Seht her und glaubt es! (Er reicht Behaim einen Brief.)

Behaim

(lesend, voll Unmuth).

Also wirklich, Burggraf Friedrich, des Kaisers Vogt in unsrer eignen Stadt, und Graf Eberhard von Württemberg, der gefährliche Greiner, sie rücken feindlich heran auf Nürnberg?

Grolandt.

Und ringsum stößt der Landadel zu ihnen, der schon lang mit scheelem Aug' auf unsre wachsende Wohlfahrt sieht. Ei, da kommt ihm des Burggrafen Handel gar gelegen! —

Behaim

(voll bittrer Energie).

Die Wälder Nürnberg's sind unser freies Eigenthum und der Burggraf kann kein Privilegium dran erwerben. So lautet der Churfürsten Richterspruch, vom Kaiser uns bestätigt! — Und also wird dieß Urthel von zwei Fürsten des Reichs durch solchen

Friedensbruch verhöhnt? — Was wird nun Kaiser Wenzel thun für das Ansehn des Kaiserwortes und das Recht von Nürnberg, seiner Geburtsstadt?

Tucher.

Der Kaiser muß uns helfen! — Wie kann unsre einzige Stadt so zwei gewaltigen Feinden trotzen? Oder kann der Kaiser wollen, daß Nürnberg, seine liebste Stadt, und des Reiches stolze Zier dem Feind ihrer Freiheit anheimfällt? — Ich frag' euch, ihr Herren — kann das der Kaiser wollen? —

Holzschuher

(der bisher regungslos zugehört, mit emphatischem Schmerze).

Der Kaiser? — Nach dem Kaiser fragt ihr? — Wir haben keinen! — War Karl ein deutscher Kaiser oder wird Wenzel einer sein? Ja! — sie heißen so, aber sie sind es nur für sich und ihr Haus. — Das Reich weiß nichts von ihrer heiligen Macht! — Aus Zug' und Angel ist's gewichen, und nur die Zwietracht schafft noch Eintracht. — Die Fürsten verbünden sich — die Ritter — die Städte. — Wozu? — Für des zerrissenen Reiches alte Macht und Herrlichkeit? — O wäre das werth einen ganzen Strom von Blut! — Aber nein! — sie einigen sich nur, um sich einander zum Verderben zu bekriegen. — Der Neid und die Gewalt,

das ſind die zwei trotzigen Herren im Land, und das Recht iſt der Knecht, den man verhöhnt und tritt und knebelt! — Und da ſtaunt ihr noch, wie es nun auch uns in Nürnberg geht? — O ihr lieben Herren, mich achtzigjährigen Mann verwundert ſchon lange nichts mehr im deutſchen Reich!

Behaim.

Herbe bittre Worte, aber leider wahr!

Tucher.

O ehrwürdiger Herr! daß ich euch widerſprechen könnte!

Grolandt

(raſch und entſchloſſen).

Und doch, ihr Herren, ſei es alſo! Was kann unſre einzige Stadt dran ändern? — Aber unſern alten Muth ſoll es nicht verzagt machen! — Wohl! — Mögen die zwei Fürſten gegen uns ſtehen, unſer Städtebund ſteht gegen ſie! Die Freiheit unſrer Stadt ſoll dem Herrn Burggrafen als eine ſolch ſtörrige, eiſenſtrotzende Braut entgegen treten, daß ihm wahrlich das Umarmen gründlich verleiten ſoll!

Holzſchuher.

Kann ſein, kann ſein! — aber wer weiß es?

Tucher.

Und der Wohlſtand unſrer Stadt, unſer Handel, unſre Gewerbe — Alles in der üppigſten Blüthe!

Behaim
(mit großer Ruhe, aber entschieden).

Wir sollen rüsten und befestigen, wohl! das mein' auch ich. Aber mich däucht, auch an jenes andere Rüstzeug sollen wir jetzt denken und an seinem alten Schaden zu bessern suchen, daß es tauglich ist zum Widerstande, wenn der Feind vor unsre Thore zieht — noch starker, noch zäher, noch unüberwindlicher, als Eisen und Steine — —

Grolandt.

Was meint ihr damit, Herr Behaim?

Behaim
(feierlich)

Den Frieden in unsrer eignen Stadt! Und leider Gottes, daß ich es sagen muß, den haben wir nicht in Nürnberg. Nein — tiefer Unfriede liegt zwischen uns und den Zunftgenossen; — wer kann sich's bergen? (Tucher und Holzschuher stimmen durch Geberden bei.)

Grolandt
(barsch).

Darauf antwort' ich euch: wir Herren allein sind die Stadt, — das Andre — das ist Pöbel!

Holzschuher
(verweisend).

Grolandt!

Tucher.

Ein wohlfeil Wort! (Paumgartner lacht höhnisch)

Behaim

(voll Unmuth).

Pöbel? und das sagt ihr? — Ein kluger gestandener Mann unter uns Männern? — Gerade heraus! Von euch, Veit Grolandt, thut dies Wort mir weh! — Ei, so schaut euch doch der Zunftgenossen wohlhäbige Häuser an, besucht mit Verständniß ihre blühenden Werkstätten, prüft erst mit aufmerksamem Aug' ihr kernig Leben, ihre Art und Sitte, und dann sagt mir nochmal, ob das Alles so leichthin Pöbel sei! — Ich für meinen Theil, sonder Hehl bekenn' ich's, ich halte die Zunftgenossen für den derb gesunden Kern des deutschen Volks, und ehre deutschen Geist und deutsch Gemüth, wo ich sie finde, gleichviel ob im Patrizierrock, oder unterm Schurzfell. — Und ein schlechter Prophet will ich sein — treibt der junge Baum der Kunst so fröhlich weiter, wie er in Nürnberg jetzt die ersten Knospen angesetzt, dann, Veit Grolandt, können die Tage noch kommen, wo manch' ein Name aus dem Nürnberger Pöbel in hellem Glanz noch durch die deutschen Lande leuchtet, dieweil von unsern edeln Herrenschildern vielleicht manch' einer verrostet und längst vergessen ist. —

Holzschuher.

O Behaim! wo ist eure Hand? Gebt sie mir, daß ich sie drücken kann! —

Tucher.

Ihr habt geredet, wie ihr seid, als ächter Edelmann!

Grolandt

(aufbrausend und zur Seite tretend).

Und ich wäre sonach keiner — Berthold Tucher? — Denn ich bleibe bei meinem Wort!

Paumgartner

(höhnisch scharf).

Und ich, bin ich auch der jüngste von euch Allen, will doch endlich auch den Mund aufthun, nachdem ich mich so lang als stummer Schüler von eurer Weisheit belehren ließ. Und so sag' ich euch, Herr Behaim: liebäugelt nur mit dem gemeinen Mann und hätschelt ihn, spielt nur mit dem Feuer in unsrer Stadt, bis es in wildem Brande wieder die Privilegien unsers Standes gierig verzehrt, daß zuletzt auch Nürnbergs edle Herrenschaft ihr unantastbar Recht mit niederm Zünftlervolke theilen muß!

Grolandt.

Er hat Recht!

Behaim.

Welch kecke Sprache, Hans Paumgartner! —

Ich denke, in meinen Adern fließt ſo gut patriziſch Blut, wie in den euern, nur mein Auge mag etwas heller ſehn, als euer Geiſt, der unſre Zeit nur durch's Viſir beſchaut; (mit Ironie) und dadurch, daß ihr turniergewandten jungen Herren euch geſtern von einem zünftigen Meiſter ſchlagen ließt, dadurch, däucht mich, iſt doch die Stadt noch nicht gefährdet! —

Holzſchuher.

Behaim, ſeid klug!

Paumgartner.

O ſpottet nur! und auch dadurch nicht, daß die Zünftler heute Nacht im Haus des nämlichen überkecken Wichtes zum Aufruhr gegen uns Alle ſich verſchworen haben?

Behaim.

Das haben ſie?

Groland.

Iſt es nicht ſtets ihr heimliches Geſchäft? — Wer mag dran zweifeln?

Behaim.

Wo ſind eure Beweiſe?

Holzſchuher.

Recht, Behaim! Beweiſe! — —

Tucher.

Und was ſoll geſchehen?

Paumgartner.

Noch heute muß sich der Rath versammeln und dieser Schurke von einem Zunftmeister muß in den Thurm geworfen werden und den Henker zum heimlichen Gast bekommen. Dann ist des Aufruhrs Schlange kopflos und die Gefahr vorbei. — Was hilft da Procedur bei diesem abgefeimten Heuchler, der die Ehrbarkeit zur Maske trägt? — und thun wir es nicht, den Fluch von Kind und Kindeskind laden wir auf unser Haupt! — (Da Behaim mit dem Kopfe schüttelt.) Herr Behaim, ihr schüttelt mit dem Kopf? — Ihr seid nicht meiner Meinung? ihr werdet doch den Aufrührer nicht etwa schützen und im Rathe gegen mich reden wollen?

Behaim

(im höchsten Unmuth aufstehend, während auch Tucher aufsteht, und nur Holzschuher und Paumgartner sitzen bleiben).

Ja, beim gerechten Gott, das werd' ich! Hans Paumgartner, junger Herr, ihr sinnt mir an, ich und diese Männer, hier der ehrwürdige Greis, wir sollen eure Helfer sein, ein Kind unserer Stadt und wär's der letzte Bettler auf der Gasse, sonder Verhör, sonder Urtheil verstohlenem Mord zu überliefern? — Ist das etwa bei euch jungen Herren neue Patrizierart? — Ich heiße solchen Plan zu

allen Zeiten, euch und Jedem in's Geſicht, eine gottloſe Schandthat!

Baumgartner

(aufſpringend)

Herr Behaim! das mir? den Schimpf ſollt ihr bezahlen! (unter der Thüre) Achſelträger der Ihr ſeid! (Ab.)

Eilfte Scene.

Behaim. Holzſchuher. Tucher. Grolandt.

Holzſchuher.

Das ſchreit zum Himmel!

Tucher.

Auch ich verachte ſolchen Plan von ganzer Seele!

Grolandt

(auf die linke Seite tretend).

Herr Behaim! ich aber frag' euch, iſt das Patrizierart, mit einem Standesgenoſſen ſo zu reden?

Behaim.

Ja, Herr Grolandt! wie der Antrag, ſo die Antwort! und er mag Gott drum danken, daß er nur vor euch in dieſer Stube und nicht im vollen Rathe dieſen Plan mir angeſonnen! Hören müſſen wir erſt die Zunftgenoſſen, hören um jeden Preis mit ihren Klagen, ihren Bitten! — Und wenn es menſchenmöglich iſt, ſo laßt uns Frieden ſtiften

zwiſchen uns und ihnen! — Bedenkt, es rückt der Feind vor Nürnbergs Thore.

Tucher.

Auf meine Hülfe dürft ihr zählen!

Grolandt.

Auf mich, Herr Behaim, rechnet nicht! — (Zur Thüre tretend.) So zählt euch zu den Neuen, die unſer Recht ſo leichtbin aus den Händen geben; ich bleibe bei den Alten, die es feſthalten, ſo lange meine Kraft nur reicht. Hier hab' ich ausgeredet, im Rathe mehr! (Ab.)

Holzſchuher

(an der Hand Behaims und Tuchers, welche ihm zur Rechten und Linken getreten, ſich aufraffend).

Und ich, ein Greis von achtzig Jahren, ich zähle zu den Neuen, die ihre Zeit verſtehen! — Doch im weiſen Rath will ich ein Alter bleiben.

Tucher.

Das Heil der Stadt ſei unſer Ziel!

Behaim.

Und die Gerechtigkeit ſei unſer Weg!

(Unter der ruhig ſtehen bleibenden Gruppe fällt der Vorhang.)

Dritter Act.

(Wohnzimmer in Krafft's Haus. Mittelthüre. Rechts und links Seitenthüren. In der Rückwand links ein Fenster. — Links Tisch und Stühle.)

Erste Scene.

Frau Krafftin. Sebaldus.

Frau Krafftin

(tritt mit Sebaldus von rechts herein).

Sebaldus, was hat der Herr Behaim gesagt über des Meisters Werk?

Sebaldus.

O Frau Mutter, nasse Augen hab' ich bekommen, soviel des Lobes hat er dem Meister gesagt, und solch kunstreich Werk sei in Nürnberg noch gar nicht gefertigt worden, und die Stadt könne stolz sein auf den Meister — hat er gemeint.

Frau Krafftin.

So viel Ehre hat er meinem Sohn erwiesen, der gütige Herr! und hast du etwa gemerkt, daß drum der Meister fröhlicher heimkam, als er fortgegangen war?

Sebaldus.

Ach, gute Frau Mutter, müßt das nicht so nehmen!

Frau Praktin.

Nein! Sebaldus, ich will's von dir wissen: ist das ein Hirngespinnst in meinem Kopf, daß ich mir denk': alle Tage, seit der Meister heimgekehrt, befall' ihn immer mehr versteckter Trübsinn? Oder sag' mir Alter, seht mein Auge recht? Ich traue mir selber nimmer! Drum sag' du's, wie ist es?

Sebaldus.

Je nun, Frau Mutter, freilich, des Meisters Sinn ist oft wohl ernst und gedankenvoll, aber bedenkt nur selber: das Geschäft ist groß und sorgenreich. Ja, Frau Mutter, das Meisterlehrjahr will auch überstanden sein.

Frau Praktin.

Ei was, Sebaldus! der Meister ist mein Sohn, den ich wahrhaftig von Kindesbeinen an nicht verhätschelt habe! Müßt' ich mich ja für ihn schämen, wenn die Sorg' und Arbeit den jungen starken Mann jetzt traurig machte, die mir als verwittibtem Weib schier eine Lust gewesen! Nein, Alter! die Last muß schwerer sein, die so gewaltig ihn niederdrückt.

Sebaldus.

Weiß nichts, Frau Mutter, und ihr grämt euch wahrlich zuviel!

Frau Krafftin.

Etwa, daß ihm heimliche Lieb' im Herzen sitzt? Aber ist er denn ein zimperlich Fräulein, daß ihm die Liebe kann das Herz sieb machen? Hab' ich doch zu meiner Zeit immer gemeint, daß sie's nur fröhlich macht, als wie ein frischer Mairegen, der auf den Blumenanger fällt! — Und hat er wirklich da drüben an das schöne Rathsherrn-Kind sein Herz vergeben, ei, so wird er auch wissen, wie er's mit ihr hinausführt! Dafür sitzt ihm über'm warmen Herzen ein kluger Kopf. Und wär's der erste Zünftler im Reich, der sich ein Fräulein zum Gespons erkürte? War ja seine Meisterin zu Cöllen selber keine von den letzten Herrentöchtern! — Und auch diese sollt' es wahrlich gut haben im stattlichen Goldschmiedhaus, so gut wie im ältesten Patrizierhof! — Nein, das muß ein ganz anderer grimmer Wurm sein, der so gewaltig an dem kernigen Holze nagen kann!

Sebaldus

(nach links deutend).

Ei, seht! da kommt der Meister selber!

Frau Krafftin.

So geh' zu den Gesellen, Sebaldus!

Sebaldus.

Gott sei Dank! Ich darf ja nicht aus der Schule schwatzen. (Er geht rechts ab, Frau Krafftin legt sich nieder.)

Zweite Scene.

Frau Krafftin. Krafft.

Krafft

(tritt rasch links her in in demselben Kleid, das er bei Tage heim getragen).

Mutter, es thut mir leid, aber der Junge, dein Pathenkind, muß noch heut' aus dem Hause!

Frau Krafftin

(ohne aufzusehen).

So hat er dich wieder belogen?

Krafft.

Und bestohlen dazu; darum besser bei Zeiten ausgemerzt aus der Zunft! denn ein ehrlicher Meister wird er doch nie!

Frau Krafftin

(kalt).

Mir thut's zwar weh um die Mutter, aber du bist der Hausherr und Meister und strenge Zucht thut noth. Ich rede dir nichts in dein Regiment.

(Sie legt sich wieder hin.)

Kraft.

Was iſt dir Mutter? Du ſiehſt ſo düſter drein, wie ich es gar nicht an Dir gewohnt bin. — Fehlt dir was?

Frau Kraftin

(halb aufſtehend).

Mir? — O, mir fehlte wohl nichts und das Herz ſtände mir gar hoch in lichtem Frohſinn; aber du, du ziehſt mir's ja immer wieder herunter in dunkle Kümmerniß!

Kraft.

Ich, Mutter? Was machſt du dir für ſeltſame Gedanken? — Was thu' ich, was dir Kummer ſchafft?

Frau Kraftin

(einen Augenblick mit ſich kämpfend, dann ſich aufraffend mit herbſtem Affect).

O hinweg mit dem Mühlſtein, der mir am Herzen hängt! — O ſieh — Wilhelm — mein guter Sohn — du treues Kind nach dem Herzen Gottes — du Stolz meiner Sippe — —

Kraft

(ſie unterbrechend).

Mutter! was ficht dich an?

Frau Kraftin

(mit ſteigender heftiger Bewegung).

Du weißt, ich bin wahrlich mein Lebtag kein

weinerlich Klagweib gewesen und unser Herrgott durfte mir von jeher eine Last auflegen, so schwer sie auch war: ich trug sie und redete nimmer darüber. Doch ich muß das Leid mit Händen greifen, muß es fest anschauen können, und dann bin ich ihm auch gewachsen. Aber daß ich jetzt Tag für Tag so müßig zusehen muß, wie du in deinem eigenen Haus nicht froh werden kannst, trotz Allem, was ich dagegen thu', und daß ich mir's nicht auskünzeln kann, was das für ein zähes Leid ist — o sieh', mein Sohn, das ist, wie wenn ein Dieb mir Tag für Tag stückweise meinen besten Schatz stiehlt und ich kann's nicht finden, wo er ein- und ausgeht und kann nicht mit dem Diebe ringen. (Mit dem Ausdruck tiefen Schmerzes.) O sag's deiner Mutter! — Nenn' ihr, mein armer Sohn, die schlimme Sucht, dran deines Lebens Lust so jählings sich verzehrt! — Dein Haus, o blüht es nicht über und über von Segen? — Und ich weiß, mir hat es dein offner strahlender Blick, das frische Blut auf deinen Wangen hat mir's gesagt: als reines Reis hab' ich dich ausgesandt und als gesunder mächtig sprossender Baum bist du mir draußen aufgeblüht! — Oder, sag', verlangt dich nach der Hausfrau? O so führe sie heim, wer immer sie sei, ich will euch segnen und will sie als Tochter

umarmen. — So liegen des Lebens Güter alle, alle, sie liegen vor dir da und du, mein Sohn, siehst dennoch finster auf sie nieder; o, sieh' zu, daß du dich nicht gar schwer versündigst!

Kraft

(ergriffen — ausweichend).

O Mutter, Mutter, laß mich, quäle mich nicht! — Noch höhere Güter gibt's, als Haus und Weib und Gut! Doch was sag' ich dir's auch, was da drin im stürmischen Drange noch gährt? — Mutter! du verstehst mich nicht!

Frau Kraftin

(im Tone schmerzlichster Kränkung)

Nimmer verstehn? — die Mutter — den Sohn? — So hoch bist du draußen über mich hinausgewachsen? — Und ich habe doch deine Schmerzen verstanden und gestillt, eh' du sie selber begriffen! — Und wenn ich zurückdenk' an alle die einsamen Witwenjahre — aber nein! — laß gut sein, Sohn! Ich quäle dich nimmer. — Nun will ich's gar nicht wissen. (Sie sagt sich wieder hin und blickt finster drein.)

Kraft.

O Mutter! rede nicht so! — Du mußt mich recht verstehn! — Ich bin nicht nur dein Sohn, ich bin auch ein Kind dieser Stadt und ein Mann

unter Männern! – Es muß sich erst noch Alles in mir klären und bald sollst du's wissen! Und jetzt sei mir nimmer gram, und that ich dir weh, vergib mir's, Mutter! (Er küßt sie rasch auf die Stirne und tritt zur Thüre links; plötzlich vor dem Fenster stehen bleibend.) Was kauert da für verdächtig Volk vor meinem Hause? – Was mögen die wollen? – Ei, da will ich doch einmal fragen gehen. (Er nimmt im Hinausgehen das Schwert, das an der Wand hängt.)

Dritte Scene.

Frau Praxitin

(für sich).

Ein Kind unserer Stadt! – ein Mann unter Männern! – Und bald soll ich Alles wissen! Heiliger Gott – vor dreißig Jahren! – wie blutiger Qualm wirbelt's auf in meinem Gedächtniß! –

Vierte Scene.

Frau Praxitin. Agnes.

Agnes

(ängstlich zur Mittelthüre hereintretend).

Frau Praxitin! gute Meisterin, seid ihr allein zu Haus?

Frau Praxitin

(die Arme nach ihr ausstreckend).

Agnes, Kind! Kommt ihr auch einmal wieder?

aber wie ſchaut ihr angſtvoll drein? was bringt ihr mir? O nichts Gutes! (Sie ſteht haſtig auf.)

Agnes.

O gute Mutter, wo iſt euer Sohn? Iſt er ſchon daheim? —

Frau Kraftin.

Mein Wilhelm? — Ja! — Aber um Himmelswillen, was fragt ihr ſo verſtört nach ihm?

Agnes.

O, er muß fort! noch heute — weit fort — aus der Stadt, ſein Leben iſt nimmer ſicher hier! — Man will ſeinen Tod!

Frau Kraftin

(aufſchreiend).

Seinen Tod! — meines einzigen Kindes Tod! — Und für welche Schuld? o rede, gute Tochter, aber ſchnell, ſchnell, wer hat ihn angeklagt? um welche ſchlimme That? — Aber er iſt rein — rein — ich weiß es! —

Agnes.

O nur Geduld! mir iſt mein Kopf ganz wirr. Bei meinem Vater drüben — was verſtand ich davon? Aber Alles hört' ich genau. Das Haupt der Zunftgenoſſen ſoll er ſein, — ſo klagten ſie ihn an — und gegen die Patrizier hab' er ſich verſchworen — heute Nacht — hier in eurem Haus! —

Frau Krafftin.

Das iſt erlogen — teufliſch erlogen! — kein fremder Fuß betrat dieſe Nacht ſein Haus!

Agnes.

Auch mein Vater glaubt es nicht und er will ihn ſchützen. Aber der Hans Paumgartner, — im Hausflur hört' ich's ihn zu ſeinen Knechten ſagen, — der will ihn erſchlagen laſſen, — wo er ihn nur trifft, und er thut's, der zornige, gewaltthätige Mann! O nicht zum denken! — todtſchlagen ihn — von rohen Knechten! (Sie ſinkt auf den Stuhl nieder; links in der Scene hört man Gefecht.)

Frau Krafftin.

Gerechter Gott! — ſie morden ihn ſchon! — O Wilhelm, Wilhelm, wo biſt du? (Sie reißt das Fenſter auf.)

Agnes

(aufſpringend).

Ich kam zu ſpät!

Fünfte Scene.

Frau Krafftin. Agnes. Krafft.

Krafft

(draußen rufend).

Ihr feigen Mordknechte! grüßt mir euren Herrn, Hans Paumgartner vom Meiſter Wilhelm Krafft! (Während Frau Krafftin und Agnes ſprachlos daſtehen, tritt

Krafft durch die Thüre links und läßt beim Anblick der Agnes das Schwert fallen; in freudigem Staunen.)

Agnes — Ihr?

Frau Krafftin

(ihn mit der Hand hastig betastend).

O mein Sohn! du bist doch heil? Nein, du blutest! —

Krafft.

Ei was? Geritzt! — doch diesen schlug ich Risse! — Aber sagt mir, Mutter — Agnes — o, ihr in meinem Hause! und jetzt gewahr' ich's erst, zitternd und in Thränen! Wie soll ich's deuten?

Frau Krafftin.

O mein Sohn, sie kam dich zu warnen, zu retten!

Krafft.

O Agnes! ihr, ihr weint und zittert um mich?

Frau Krafftin.

Herr Paumgartner hat dich angeklagt, du seist ein Verschwörer gegen die Herren und erschlagen will er dich lassen, wo er dich trifft! — Heute noch, sogleich muß du fort, aus der Stadt, weit fort! —

Krafft.

Nicht um mein Leben! so nöthig bin ich in der Stadt!

Agnes.

O Meister — Wilhelm! — Auch nicht, wenn

ich mit aller Macht der Seelenangst euch darum bitte? O flieht! rettet euch! Was scheu' ich mich's zu sagen? — für euch und mich! Ihr seht ja, wie ich um euch zittre! O rettet mir euer Leben — euer kostbar unersetzlich Leben!

Krafft.

Ich kann und darf nicht aus der Stadt, drin ich erst den Sturm beschwören muß, der in ihr gährt, und jetzt erst hab' ich zwiefach Kraft zu meinem schweren Werk. — (Voll männlicher Innigkeit.) O Agnes, mein kühnstes Hoffen hat sich ja erfüllt. — Mit euch im Jünglingsherzen zog ich aus, mit euch im Mannesherzen kehrt' ich heim. Die lange Wanderzeit wart ihr mein heilig Freuen und mein stummes Sehnen! Die reine Leuchte wart ihr in so manchem Dunkel! Ihr wart der hohe Preis, nach dem ich rang mit allen meinen Kräften! —

Und jetzt, jetzt öffnet ihr so plötzlich und so weit mir eurer Liebe blühenden Garten, davor ich nur verzagt gestanden und scheu hineinzublicken wagte. —

O Mutter! lege deine Hand auf unser Beider Haupt! —

(Es schlägt zwei Uhr, heftig:)

Aber jetzt — vergebt — jetzt muß ich fort, es ist die höchste Zeit; und ich darf — — um keinen Preis der Welt darf ich fehlen. —

O! nicht wahr Agnes! — Morgen, morgen kommt ihr wieder? — Was tragt ihr Scheu? ihr habt ja meine Mutter!

Agnes.

O Wilhelm! — jetzt fort! — nein — ich laß euch nicht — in allen Gassen lauern sie euch auf. —

Frau Kraftin.

O mein Sohn! wohin willst du?

Kraft.

In unsre Zunftstube muß ich zu hochwichtiger Berathung. Alle Meister harren mein! — Haltet mich nicht länger! — Ich darf nicht fehlen. —

Frau Kraftin.

O Wilhelm, was mengst du dich in diese Händel, darin nur Hoffart steckt?

Agnes.

O mein Geliebter, kniefällig bitt' ich euch, gehet nicht hin! — Mir ahnt für uns nichts Gutes.

Kraft

(sehr ernsthaft).

O Mutter — Agnes —! Der Sohn und der Geliebte möchte bleiben, aber der Mann muß fort. Lebt wohl! — Ich muß! (Er hebt rasch das Schwert vom Boden auf, drückt Beiden die Hand und tritt durch die Mittelthüre ab. Frau Kraftin und Agnes gehen nach rechts ab.)

Verwandlung.

Die Zunftstube der Goldschmiede, mit entsprechenden Zunftzeichen ausgeschmückt. Rechts und links und im Hintergrunde Tische mit Stühlen. Die Stube füllt sich rasch durch die Mittelthüre mit Zunftgenossen. Der Gerber und der Kürschner setzen sich links in den Vordergrund, Weisbart mit dem Goldschläger rechts. Während des Hereintretens drückt dann und wann ein Zunftgenosse dem andern die Hand und man hört den Gruß „guten Abend, Meister.“ Die Haltung ist sehr ernst.

Sechste Scene.

Weisbart. Goldschläger. Gerber. Kürschner. Zunftgenossen. Diener.

Weisbart

(zur rechten Seitenthüre hinausrufend).

He da! Stubenknechte, volle Krüge her, wer denken will, muß trinken!

Kürschner.

Wo bleibt nur der Krafft?

Gerber.

Der bleibt nicht aus. Es hat eben erst zwei geschlagen.

Unterdessen tragen mehrere Diener Krüge auf.

Weisbart

(nachdem er getrunken).

Brüder, wollen wir nicht ein geistlich Lied vorher singen? Aber nein, wartet einmal! — Unsre

Köpfe gucken ſchon ſalbungsvoll genug in die Welt. Ich weiß was Beſſres. Will euch ein Räthſel aufgeben, daß ihr in luſtige Stimmung kommt! — Ich ſag' euch ein ſo ſchnurriges Räthſel, daß ihr auf vier Wochen all euer Elend vergeſſen ſollt! Aber zuvor noch einen guten Trunk! (Er trinkt.)

Gerber.

Was wird da kommen? — Thut der patzig! —

Kürſchner.

Wenn nur der Krafft ſchon da wäre!

Geisbart.

Gebt Acht, Zunftgenoſſen! daß ihr mir nur nicht an eurem Zwergfell Schaden leidet! — da habt ihr's!

(Krafft tritt durch die Mittelthüre ein und bleibt darunter, ſcharf beobachtend, ſtehen.)

„Ein räudiger Hund
Hat einen Knebel im Mund,
Darf ſich nicht mucken,
Muß immer ſich ducken,
Muß aber beißen,
Wenn's ihm geheißen.
Dafür wird ihm zum Lohn,
Jahraus, Jahrein,
Geſchunden das Fell,
Und Schimpf und Hohn

Noch obendrein.
Wer räth es schnell?
Ist das nicht ein Räthsel zum Todtlachen. (Er lacht höhnisch.)

Gerber
für sich.
O du abgeseimter Rothkopf!

Eisbart
(da alle Zunftgenossen summ dreinsehen, höhnisch)
Ja, was ist denn das? — Es lacht ja keiner von euch Allen! — Ist denn am Ende mein Räthsel zum Gallemachen? — Ich, ihr Brüder, lache drüber. —

Siebente Scene.

Die Vorigen. Krafft.

Krafft
näher tretend, herrisch).
Zum Lachen, denk' ich, sind wir auch nicht hiehergekommen in dieser ernsten schweren Zeit. — Gott grüß' euch, liebe Zunftgenossen!

Verschiedene Stimmen.
Gott grüß' euch! — Willkommen Zunftmeister! Ah, der Meister Krafft!

Eisbart.
So? nicht zum Lachen, meint ihr? — Ei, es

gibt auch ein Lachen, das noch über's Fluchen geht, und so, junger Meister, hab' ich gelacht! —

Krafft.

Das haltet, wie ihr wollt! — Doch ich denke, wir spüren unsern wunden Fleck schon genug, und brauchen nicht erst euren beißenden Pfeffer!

Geisbart

(verächtlich).

Will eure Lehren einstweilen einstecken, Herr Goldschmied! (Er setzt sich wieder zum Goldschläger.)

Goldschläger.

Laßt ihr euch das ruhig gefallen, Geisbart?

Geisbart

(leise).

Erst soll er seine Bolzen verschießen, dann trifft ihn mein Dieb um so sicherer. —

Gerber

(zum Kürschner).

Seht ihr die zwei?

Krafft

(aus dem Hintergrunde tretend, wo er mit mehreren Zunftgenossen gesprochen hat).

Zunftgenossen! ich weiß: schwerer, bitterer Unmuth ist wieder unter uns ausgebrochen über unsre alte schimpfliche Rechtlosigkeit und, glaubt mir, keinen Meister in der ganzen Stadt kann die tiefe

Wunde herber ſchmerzen, als ſie mir im Herzen brennt! —

Gerber.

Das glauben wir euch, Meiſter, und darum ſind wir auch euerm Ruf gefolgt und hieher gekommen.

Krafft.

Aber ſeit heut Abend wißt ihr auch: Nürnberg iſt vom Burggrafen und dem Greiner ernſtlich bedroht, und auch wir, ſo gut, wie die Herren, ſind Söhne dieſer Stadt und ihre Freiheit iſt auch unſer, nicht theuer genug zu ſchätzend, Eigenthum, das wir retten helfen müſſen mit unſerm letzten Tropfen Blut!

Goldſchläger

höhniſch auflachend.

Die Freiheit unſrer Stadt? — wahnwitziges Geplauder! —

Gerber.

Das Maul halten, bis er fertig iſt!

Geisbart

zu Goldſchläger

Laß ihn doch ausreden!

Viele Stimmen.

Ruhe, Ruhe! Meiſter Krafft ſoll reden!

Krafft.

Zunftgenoſſen! ich weiß auch: — ſonder Hehl

ſprech' ich es aus, weil Reden beſſer iſt als Schweigen — Mancher unter euch denkt wieder an Gewalt gegen den Rath. Und damit ihr wiſſet, welchen Mann ihr an mir habt, ſo ſag' ich euch: wer auch jetzt in dieſer Drangſal Nürnberg's noch daran ernſtlich denkt, Gewalt gegen den Rath zu gebrauchen, und die Stadt in Verwirrung zu ſtürzen, jetzt, wo ſie, wie ein Mann, dem feſt geſchloſſenen Feind ihrer Freiheit entgegen treten muß — ich ſag' euch: die ſolchen fluchwürdigen Plan im Sinne tragen, die heiß' ich jetzt Aug' in Auge Verräther an der Stadt, und die ſollen mich und meine Freunde zu Todfeinden haben, unverſöhnlich, ſo lang einer von ihnen neben uns Leben hat!

Grober.

Der ſchleicht nicht lang um den heißen Brei herum!

Kürſchner.

Hat auch keine Katzenart!

Goldſchläger

(laut).

Und da hocken wir hin, wie alte Weiber, und laſſen uns geduldig von dieſem Meres lehren?

(Große Unruhe.)

Geisbart

(leiſe).

Schweigt doch, verderbt mir nicht das Spiel!

Krafft.

Aber, daß ihr nicht etwa wähnt, ich wolle müßig die Hand in den Schooß legen, dieweil wieder so gerechtes Zürnen in unsrer Gemeinde gährt, so sag' ich euch, liebe Freunde: als meines Lebens höchstes Ziel hab' ich mir's hingestellt, zu unserm Recht uns zu verhelfen und unsrer Stadt zum Frieden. — Mein kostbarst Gut soll es sein, nach dem ich ringe, für das ich all' meine andern Güter hingeben wollte, wenn dieses eine sie verlangte. Darum bitt' ich euch, schaart euch um mich in unerschütterlichem Glauben! — All' euer Sorgen, euer Klagen, legt's in meine einzige Hand! — Zunftgenossen, ich frag' euch: wollt ihr euch mir anvertrauen?

Gerber.

Ja! das wollen wir. — Brüder, glaubt mir, das ist der rechte Mann! — Ich bürg' euch für ihn! — Stimmt mit mir ein: hoch, hoch der Meister Krafft! (Lauter Zuruf.)

Goldschläger.

Nicht zu früh geschrieen, es kommt euch noch gereuen!

Geisbart.

Laßt sie doch schreien!

Krafft.

So gebt mir Vollmacht, und offen will ich vor den hohen Rath treten, und vertragen will ich ihm so jede Klage wie Bitte, die wir verantworten können als rechtschaffene, verständige Meister. — Daß der Rath mich verläßt und hört, dafür bürg' ich euch. — Als ächter Zunftgenosse will ich das Wort für euch führen; und, hoffet mit mir, solche Männer, wie der Behaim, der Tucher, der Holzschuher — — —

Geisbart

(auffordernd und rasch einfallend).

Ja wohl! und der Paumgartner, der Pfinzing, der Grolandt und der ganze hohe Rath in pleno, einer wie der andere, führen uns auch diesmal wieder an der Nase herum. Das ist der ganze Witz von all der gespreizten Salbaderei! — (Nach einer kleinen Pause, Alle in's Auge fassend.) Was? Zunftgenossen, unser Geld — unsre Zeit — unsre gesunden Glieder — unser Leben und unsrer Söhne Leben sollen wir daransetzen für die Freiheit dieser Stadt, drin wir doch immer nur schimpfliche Knechte bleiben? — Zunftgenossen! Auch unsre Zeit ist gekommen! — Doch nichts von Gewalt! Behüte Gott! — Vor dreißig Jahren hat man uns gewitzigt! — (Lauernd, mit verhaltener, aber sehr inten-

ihrer Leidenschaft. Verkauft und verrathen waren wir von jeher, und ſind wir jetzt, und werden's bleiben von den Herren Patriziern. Wohl denn, Gleiches mit Gleichem! (Lossbrechend) Verkaufen und verrathen wollen wir auch jetzt ſie! — Unſre Freiheit, unſer Bürgerrecht ſei der Kaufpreis! — und — meinen Kopf zum Pfand! — der Burggraf zahlt ihn aus! (Stürmiſche Bewegung unter den Zunftgenoſſen.)

Kraft

(aufſpringend mit gezogenem Schwert.)

Der Burggraf? — Und ich hab' euch nicht ſchon den Schädel entzwei geſchlagen? — Aber nein! euer Hirn iſt mir zu ſchmutzig für mein unbeflecktes Schwert. O pfui, pfui! kommt mir nicht zu nahe! Mir ekelt vor euerm Odem! — Seht her, Zunftgenoſſen! — der Judas an ſeiner eigenen — freien Vaterſtadt! —

Eisbart.

Ha, ha! der fürnehme Goldſchmied! — Ihm ekelt vor dem ſchlichten Zünftler! — Das war einmal ein aufrichtiges Geſtändniß! — Aber, liebe Brüder, dieſem ſtolzen Herrn ekelt vor uns Allen! — Ich bitt' euch, merkt gar wohl jetzt auf mein Reden! (Er ſteigt auf einen Stuhl.)

Kraft.

Was will der Schurke?

Gerber

(zum Kürschner).

Wo soll das nur hinaus?

Goldschläger

(für sich).

Nun halte dich fest, Zunftmeister, daß du nicht zu Boden taumelst!

Geisbart

(mit dem einen Fuß auf dem Stuhl, mit dem andern auf dem Tische).

Liebe Brüder! ich bin nun zwar gegen den reichen, hochmüthigen Herrn Goldschmied nur ein armseliger Tuchmacher, aber doch ein ächter Zunftgenosse vom alten Schrot und Korn. — Und so frag' ich euch: was ist bei all' unserm Elend unser größter Stolz? — Unser Stand ist's, unsre Gewerbe sind's, unsre Söhne, unsre Töchter. — Aber, Zunftgenossen, dieser da verachtet sie, wie er uns miteinander verachtet. In ganz Nürnberg ist ihm kein Meister fürnehm genug zum Schwiegervater, keine unsrer Töchter ehrbar genug zum Weib, unser ganzer Stand ist ihm zu niedrig und gemein! — Auf ein Herrenfräulein hat er sein hoffärtig Auge geworfen, in die Herrensippe will er sich einschmuggeln, will mit der Zeit selber ein Herr werden. Hier ist das Document von seiner eignen

seinen Hand. (Er zieht ein Blatt aus der Brusttasche und hält es höhnisch herum.) Hei! wie das lichterloh von Liebe lodert! — Ei, fragt ihn doch, ob ich ein Lügner bin!

Krafft

(der schon nach dem Blatte gesehen, verwirrt zu Boden starrend)

O Schalkus!

Gerber

(zum Kürschner)

Nachbar, er schweigt! — Soll das wahr sein?

Kürschner.

Ich bin ganz verwirrt. —

Goldschläger.

Ei, was sieht ihr denn mit einem Male so verdutzt? — So schreit doch: Vivat der Meister Krafft!

Krafft

(für sich).

Ihr Name wird verunehrt! Was thu' ich, ihn rein zu wahren? —

Geisbart.

Seht ihr's? Er ist stumm und verwirrt! Was schlägt er mir denn nicht den Schädel entzwei mit seinem unbefleckten Schwert? — Begreift ihr's jetzt, warum er so hitzig für die Herren sprach! — Ei, natürlich! Darf der seiner künftigen Sippe nur ein

Härchen krümmen laſſen? — Und dem will vor mir ekeln? — O pfui, pfui! ſage jetzt ich. — Zunftgenoſſen! ſeht her, der Judas an ſeinem eigenen, ehrbaren Stande! (Er ſpringt über den Tiſch herunter.)

Krafft

(auf ihn zufahrend und mit ihm ringend).

Das Blatt her oder ihr kommt nicht lebendig aus der Stube! (Er entreißt es ihm.)

Geisbart.

Ihr habt es geſehen, wie ein hungriger Wolf hat er ſich auf das Blatt geſtürzt! — was braucht ihr noch Beweiſe?

Ein Zunftgenoſſe

(nachdem die Zunftgenoſſen lebhaft miteinander verkehrt, dazwiſchentretend).

Heraus muß es! — Meiſter Krafft! Im Namen eurer Freunde frag' ich euch als ehrlichen Mann: iſt es wahr, deſſen der Geisbart euch anſchuldigt, und wollt ihr wirklich eine Herrentochter zum Weibe nehmen? Gerade heraus! Das könnt ihr halten, wie ihr wollt, aber dann ſeid ihr nimmer unſer Mann, dem wir uns anvertrauen! (Krafft ſteht in ſchwerem Kampfe.)

Kürſchner.

Redet Meiſter! Alle werden irr an euch!

Kraft

für ſich.

O Gott! wie wend' ich die Gefahr?

Geisbart.

Nun Brüder! merkt ihr ſeines Lebens höchſtes Ziel? — Das edle Bräutchen muß er ſich erſt an uns verdienen, durch Verrath an uns! — Das iſt ſein höchſtes Gut, nach dem er ringt!

Kraft

für ſich.

Iſt das ein furchtbar ſchwerer Streit! — Das Opfer iſt zu groß!

Gerber

in dringendem Tone zu Kraft.

Um Gotteswillen! redet Meiſter! reinigt euch! der Geisbart gewinnt das Spiel; denkt an die Stadt!

Kraft

vor ſich hin.

Denkt an die Stadt!

Goldſchläger.

Ei, warum iſt er jetzt ſo ſtumm? — Und verſteht doch das Reden ſo gut! — Und dieſem Achſelträger habt ihr klugen Männer euch anvertrauen wollen? — He! zu wem haltet ihr jetzt?

Krafft

(für ſich mit geſteigertem Ausdruck)

Ja, an die Stadt will ich denken!

Gerber.

Brüder, was thun wir? — O Meiſter Krafft! Der Glaube an euch iſt hin, ihr ſeht, Alles geht auseinander! — Schweres Unheil kommt über Nürnberg!

Geisbart.

Ha, ha! ſo legt doch all' euer Sorgen, euer Klagen in ſeine Hand!

Kürſchner.

Meiſter! laßt ihr's dahin kommen?

Der vorige Zunftgenoſſe.

Brüder! laßt uns mit dem Geisbart gehen! — Dieſer meint es ehrlich, doch der verachtet unſern Stand!

Mehrere Zunftgenoſſen.

Ja — ja — mit dem Geisbart!

Krafft

(für ſich — im höchſten Affect).

Alles geht verloren — der Verrath will ſiegen — ich ſehe Nürnberg im Blute ſchwimmen. — Nein! retten muß ich die Stadt, und wenn mein Herz in Stücke geht. (Mit lauteſter Stimme.) Zunftgenoſſen, bei dem allmächtigen Gotte ſchwör' ich

euch, nur eines Zunftgenoſſen Tochter ſoll mein Weib werden! — Seht, ſo veracht' ich meinen Stand!

(Einzelne Zunftgenoſſen ſtimmen freudig bei und umringen ihn; die Mehrzahl verhält ſich zweifelnd.)

Kürſchner.

Gott Lob und Dank!

Eisbart.

Und dem wollt ihr glauben?

Goldſchläger.

Ein Meineid iſt's!

Gerber.

Brüder! ihr habt den Schwur gehört! er hat ſich gereinigt! —

Die meiſten Stimmen.

Nein! nein!

Krafft.

Wie? Noch immer mißtraut ihr mir? Iſt das euch noch nicht genug Bürgſchaft? So will ich für vogelfrei unter euch gelten. Niederreißen ſollt ihr mein Haus! Diſtel und Schierling ſoll wachſen auf ſeiner Schwelle! Mein Name ſoll werden für euch und eure Geſchlechter das ſchimpflichſte Scheltwort, wenn ich es nicht als ächter Zunftgenoſſe redlich mit euch meine! — Und nun frag' ich euch: Wollt ihr mit mir gehen, oder mit dieſem? Mit der offenen

muthigen Ehrlichkeit oder dem niederträchtigen Verrath? — Ihr habt freie Wahl!

Gerber.

Brüder! könnt ihr noch an ihm zweifeln?

Lauter Zuruf.

Nein! nein! wir gehen mit ihm! —

Geisbart.

O ihr unverbesserlichen, knechtischen Seelen!

Krafft.

So sagt mir, wollt ihr mir Vollmacht geben, daß mein Wort als euer Wort soll gelten, und wollt ihr mir willig folgen, ruhig oder streitend, als eurem einzigen Haupt und Führer? — Und wollt auch ihr mir das schwören, so wahr Gott euch gnädig sei?

Lauter Zuruf.

Wir schwören, wir schwören!

Geisbart

(den Goldschläger beim Arm nehmend).

Kommt, Freund, in die frische Luft! — Hier ist die Pest! (Drohend.) Zunftmeister! — So geht nur hin vor den Rath und bettelt! — Ihr sollt den Geisbart kennen lernen! — Auf blutig Wiedersehen! —

Gerber.

Kommt nur an uns! — Wir sind bereit.

(Der Geisbart mit dem Goldschläger durch die Hinterthüre ab.)

Letzte Scene

(die ja nicht zu ſtreichen iſt

Krafft. Gerber. Kürſchner. Zunftgenoſſen.

Krafft

(noch immer in höchſter Aufregung).

Ihr Freunde habt es gehört: der Geisbart führt Arges im Schild! — In einer Stunde tret' ich vor den Rath! — Gerüſtet ſich indeſſen Jeder in ſeinem Haus auf der Wacht! — Und will der Geisbart losſchlagen — dann, Meiſter Stoß, beſetzt ihr raſch das Rathhaus! — Und thut, was ich euch befehle! — Wollt ihr das, Zunftgenoſſen?

Gerber.

Ja, Zunftmeiſter! — Wir ſtehen hinter dir mit hundert und hundert Schwertern! — Zunftgenoſſen, unſer Haupt und Führer, der Zunftmeiſter Wilhelm Krafft und die freie Reichsſtadt Nürnberg hoch! hoch!

Krafft

(während unter lautem Zuruf die Zunftgenoſſen ihn umringen, auf den Stuhl ſinkend, vor ſich hin).

O meine Vaterſtadt! — Wie grauſam ſchwer ſtellſt du mich auf die Probe! —

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Act.

(In Krafft's Haus die vorige Wohnstube, links Tisch mit einigen Stühlen.)

Erste Scene.

Frau Krafftin. Agnes, die in freudiger Erregung bei ihr am Tische sitzt.

Agnes.

Also wirklich, Meisterin? freundlich und zufrieden, sagt ihr, ist er von der Zunftstube heimgekommen? — O waren das bittere Stunden! — Ich mußte zu euch herüber. — Ihr könnt es euch gar nicht denken, ordentlich am Herzen nagen spürt' ich so unheilgierige Angst, als müßt' und müßte schweres Leid über uns kommen. Ach und nun bin ich so froh, daß Alles nur eitel Qual gewesen! — O gute Mutter, ein düsterer Herbstabend mit schweren Wolken und ein sonniger Maimorgen mit Lerchengesang — die zwei können nicht verschiedener sein, als mein Herz gewesen und nun wieder geworden ist!

Frau Urafftin.

O gute Tochter, wie hab' auch ich ſchwer bangend auf ſeine Heimkunft geharrt! — Wie hab' ich in ſeinem Blick, auf ſeinem Mund, wie hab' ich in jedem Zug ſein innerſt Gemüth verſtohlen erforſcht! Aber er war froh, wie ſchier noch nie. Und wie ich leichtweg fragte, wie es ihm ergangen, da drückt' er mir kräftig die Hand und ſagte: „Gut, Mutter, gut! die Ehrlichkeit hat geſiegt, der Verrath ſein Spiel verloren. Nun laß nur alle weitere Angſt! — Es geht alles gut." — Nun bin ich ruhig, oder daß ich recht es ſage, ich will ruhig ſein und zwinge mich dazu.

Agnes.

Und, gute Meiſterin, hat er zu euch kein Wort von mir geſprochen? — War's heute doch das Erſtemal, daß ich ihn hier in ſeinem Haus geſehen und ſo ſchweres Wort mit ihm geredet habe!

Frau Urafftin.

Von euch? — nein — Kind! — Nur die paar Worte ſagt' er. —

Agnes.

Nun freilich, bin ich auch ſo thöricht! Der Streit um ſeines Standes Rechte verſchlingt bei ihm jetzt Alles — Haus — Mutter — und auch mich. — Er iſt ein kühner, edler Mann! — Ich

will ihn seiner werth begreifen und auf die Seite will ich gehen, bis nach des Mannes schwerem Streit sich der Geliebte wieder ruhig meiner freuen kann! Fürwahr! er soll an mir kein kleinlich quälend, selbstsüchtig Weib bekommen, das nicht den vollen Mann in ihm gelten läßt. — Ihr, Mutter, sollt mein Vorbild sein und euer kerniger, gesunder Sinn — — (plötzlich erschreckend) Meisterin, ist das nicht sein Tritt? — Wie ich doch jetzt erschrocken bin!

Frau Krafftin.

Ja, das ist er!

Zweite Scene.

Frau Krafftin. Agnes. Krafft.

Kraft

(tritt rasch von rechts herin; wie er Agnes erblickt, schrickt er heftig zusammen und bleibt wie gebannt mit dem Ausdruck des herbsten Schmerzes vor der Thüre stehen).

O Gott! — sie! — —

Agnes.

Himmel! was soll das?

Frau Krafftin.

Ei Wilhelm! du schrickst vor uns zurück, als wären wir wahrhaftig böse Geister! Was hast du, Sohn? —

Agnes.

Was wird er ſagen? O meine Angſt — das gilt mir!

Krafft

(mit ruhiger, männlicher Reſignation).

O Mutter — Agnes — laßt mich's kurz machen! Was ſoll ich nun noch lange klagen und jammern? — Es iſt nun einmal ſo und wer will's ändern? — So hört es denn mit kargem Wort — o Stoff genug für unſrer Beider Herz, um davon durch's ganze Leben trübe Weiſen zu dichten! — Agnes! wir müſſen von einander ſcheiden!

Agnes.

Scheiden? — (Sie ſinkt auf den Stuhl, ihr Geſicht mit der Hand bedeckend.)

Frau Krafftin.

Und warum, mein Sohn? und ſo mit einem Mal?

Krafft

(zu Agnes tretend und die Hand auf ihre Schulter legend).

Gute Agnes, kommt! ich weiß, ihr habt einen ſtarken Geiſt. Kommt, haltet noch euer Weinen zurück und hört erſt, warum wir uns laſſen müſſen! — Das mindert die Bitterkeit doch um etwas; denn wißt, nicht ihr ſeid Schuld daran und nicht ich mit meinem Willen.

Frau Krafftin.

Wer ſoll's verſtehn?

Agnes

(erregt aufſtehend).

Und wer dann? — Mein Vater? —

Krafft.

Das Heil der Stadt und unſre heilige Sache! — O hört nur, welch ein böſer Geiſt unſer junges Glück verdarb! Ich legte geſtern in euren Arbeitsſchrein dieß Blatt (das Blatt hervorziehend), darauf mein ganzes Herz geſchrieben ſteht; und o, daß meine unſelige Haſt die Pflicht der Vorſicht überwog — denkt nur! in der Zunftſtube — in demſelben Augenblick, da ich gegen den verruchten Plan, die Stadt an den Burggrafen zu verrathen, mit allem Feuer angekämpft; da ich alle treuen Meiſter ſchon an mich gekettet, da plötzlich — mir noch jetzt ein unauflösbar Räthſel — da zieht der Verräther Haupt hohnlachend dieſes Blatt hervor — verdächtigt mich als Achſelträger und Verräther meines Standes! — — Und des Vertrauens Bau, an dem ſeit Wochen mühſam ich geſchaffen, o! wie durch jähen Blitzſtrahl ward er da in ſeinem tiefſten Grund erſchüttert! Die ſtärkſten Pfeiler fingen an zu weichen; — ſchon triumphirte der Verrath! — Da dacht' ich an die Stadt! — den

Burggrafen sah mein Geist als bürgerfeindlichen Gewaltherrn durch die Thore ziehen, und wieder lag der Rath vor mir als blutige Leichen. — Ich stritt und stritt in mir in grausam schwerem Kampf — wie kann den losen Bau ich wieder festigen? — Da fand ich in dem weiten Reich der Mittel nur ein einzig sichres Zauberwort, das Unheil zu beschweren. Und ob ich mir damit auch durch und durch mein Herz zerstochen, ich sprach es aus: es war der Schwur, nur eines Zunftgenossen Tochter mir zum Weib zu nehmen! Nun wißt ihr's, Agnes! Aber zürnt mir nicht zu sehr! — Bei Gott! mein eignes Herz hab' ich zu tiefst getroffen, mein ganzes Leben gab ich damit hin. (Er birgt die Hand vor die Augen.)

Agnes

(im heftigen Schmerz mit sich kämpfend).

Ach, nun raffe dich auf, du grausam zerschnittenes Herz!

Frau Arafkin

(halb vor sich hin).

Das ist des Stolzes erste bittre Frucht, die er um jeden Preis sich brechen wollte, nun mag er sie auch kosten! — O arme Agnes! — Und ich? —

Agnes

(in starker Fassung im ruhigster, gemessenen Ton).

Meister! um meinetwillen seid nur ruhig, völlig

ruhig ſollt ihr ſein! — Weil ihr ein Mann ſeid von höherer Art, als alle, die ich kenne, weil euer Geiſt ſteilere, lichte Bahnen wandelt, als den bequemen Weg des Alltagslebens; weil euer Herz für Güter, ſo die Anderen kaum erkennen, das Liebſte, was ihr hattet, opfern konnte — — deshalb ſollt' ich euch zürnen wollen? — O nein — ihr wart nur eurer werth! — Wär' ich an eurer Statt geweſen, ich hätte ſo gethan, wie ihr, und hätt' euch darum gezürnet, ſo ihr's nicht gethan! — (Er ringt ſchelich nach Faſſung.) Weh thut's mir zwar, und ſo wund hat es mir mein innerſt Herz gemacht, daß ich kaum weiß, wie ſich mit ſolch gewaltigem Riß das Leben gar zu lang wird friſten laſſen! — Aber das iſt nun einmal ſo gekommen. Gottlob, daß Keines von uns beiden daran ſchuld! — und die einzige Liebe, die wir jetzt uns noch erweiſen können, iſt, daß wir von einander ſcheiden wollen, unſrer Liebe werth! — — (Die Stimme verſagt ihr bei den letzten Worten, dann ſich wieder gewaltſam faſſend, mit ſtarker Stimme.) Meiſter, fahrt wohl! Jedes werde mit ſeinem Herzleid ſelber fertig! — Für all die Liebe, die ihr mir ſo lang und ſo getreu bewahrt, habt tauſendfachen Dank! — Und Gottes reichſten Segen über euch und euer Haus! — Nein — keine Thräne! — Und euch, Mutter, noch dieſen

Kuß! — Und auch euch tausendmal Dank für all' die glückseligen Stunden! — — O ihr guten, edeln Menschen — fahrt wohl! — Behüt' euch Gott — Fahrt wohl! (Sie hat die letzten Worte mit zitternder Stimme gesprochen und geht rasch durch die Hauptthüre hinaus. Frau Krafftin tritt an's Fenster und weint.)

Dritte Scene.

Frau Krafftin. Krafft.

Krafft

(Hebt triumphirend, dann fährt er, tiefaufathmend, über die Stirne.)

Es ist vorbei! — (Zur Mutter tretend.) Mutter, daß du's von keinem Andern erfahrst, ich muß jetzt fort auf's Rathhaus.

Frau Krafftin

(erstaunt aufstehend).

Auf's Rathhaus wieder? Ist dein Stolz noch nicht genug gezüchtigt?

Krafft.

O rede nicht von Stolz, wenn du die eitle Hoffahrt drunter meinst! die quält mich nicht, mich treibt ein höherer Stolz, den mein Gewissen nicht verdammt. Mutter, so wiß es: ich trete jetzt vor den hohen Rath als der Vertreter meines Standes, der Zunftgenossen Bitten vorzutragen — —

Frau Krafftin

(immer erregter).

Und wenn der Rath sie nicht gewährt, was dann, mein Sohn? O, auch vor dreißig Jahren fing es an mit Bitten und endigte mit Blut!

Kraft.

Nein, Mutter, nein! wir bitten nur und statt Gewalt ist unsre Losung die Geduld! Das gelob' ich dir jetzt feierlich beim Geiste meines Vaters! — Und nun fahr' wohl! — Ich muß vor den Rath! — Doch laß nur alle Angst, denn mein Gelöbniß werd' ich halten. (Er küßt sie und geht rasch durch die Hauptthüre ab.)

Frau Krafftin

(in starker Fassung, feierlich).

So geh' er hin! wie halt' ich ihn zurück? — Meine Mittel sind vergeben! — So will ich nur das Gute hoffen und felsenfest auf meines Sohnes Wort vertrauen! (Sie geht rechts ab.)

Verwandlung.

(Saal im Rathhaus. Hauptthüre. Rechts und links Seitenthüren; rechts ein Fenster. Zwei Rathsknechte treten an die Hauptthüre. Links neben Stühle mit einem Tische.)

Vierte Scene.

Behaim. Holzschuher. Tucher

([illegible], mit der Kette um den Hals, [illegible].)

Behaim.

Ein heißer Kampf wird's werden, liebe Freunde! Veit [illegible] und Hans Baumgartner sind starre Köpfe. Aber auf den Melchior Weigel und den Caspar Pfinzing bau ich sicher. Dann sind wir von den Siebenherren in der Ueberzahl und haben's auch beim ganzen Rath schon halb gewonnen.

Tucher.

Ob ihr euch im Weigel nicht verrechnet? — Er ist ein stilles Wasser und trotziger, als ihr denkt! —

Holzschuher.

O ihr lieben Herren! Was baut ihr und was rechnet ihr ängstlich auf einen oder zwei armselige Menschen? — Von diesen läßt sich doch das Rad der Zeit nicht hemmen.

Behaim.

Wohl für immer nicht, ehrwürdiger Herr, doch für eine Zeit; das hat vor dreißig Jahren sich blutig bewiesen.

Holzschuher.

Die Frucht ist reifer, denn vor dreißig Jahren,

und diesmal muß sie fallen, denn ihre Erntezeit ist da!

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Grolandt. Paumgartner. Pfinzing. Weigel (kommt von links herein).

Grolandt.

Guten Abend, ihr Herren!

Behaim, Holzschuher, Ebner.

Guten Abend!

Paumgartner.

Ein drollig Schauspiel wird es werden, darin adelige Herren mit einem Handwerksmann sich balgen wollen! Ich freue mich darauf — 's ist doch einmal etwas Apartes und das behagt mir stets.

Behaim.

Hans Paumgartner! Der hohe Beschluß des ganzen Rathes steht über eurem Witz und tiefster Ernst, kein drollig Schauspiel erwartet uns hier.

Grolandt.

Je nun! zum mindesten doch nagelneu in Nürnberg und euch haben wir's zu verdanken.

Behaim.

Der ganze Rath hat es beschlossen, der drin im Saal unsern Spruch erwartet, nicht ich. —

Ihr Herren! nehmet Platz! — Rathsknechte, heißt den Zunftmeister Wilhelm Krafft hereintreten!

(Die Rathsknechte gehen ab, die Herren setzen sich in folgender Ordnung: An unserm gegen den Zuschauer auf dem vom Tische etwas freistehenden Stuhle: Behaim, als Bürgermeister; dann an der Länge des Tisches: Holzschuher, Imhof, Welser, Pfinzing, Derrer, auf der kurzen Tischseite, Behaim gegenüber: Paumgartner.)

Paumgartner
(zu Behaim)

Als Markenig hätte man ihn herführen sollen, dann war der Mummenschanz fertig!

Sechste Scene.

Die Vorigen. Krafft. Zwei Zunftgenossen. (Krafft tritt, ohne Schwert, von zwei Zunftgenossen begleitet, die sich rechts zur Seite stellen, zur Hauptthüre ein.)

Behaim.

Zunftmeister! Ihr steht hier vor den Siebenherren des hohen Raths der freien Reichsstadt Nürnberg! — Der hohe Rath hat beschlossen, daß wir euch im Namen der Gemeinde hiesiger Zunftgenossen hören, darüber berathen und beschließen sollen. Was habt ihr nun vor uns hier vorzubringen?

Kraft

(mit würdevoller Bescheidenheit)

Hochedle Herren! Zuvor leg' ich im Namen aller Zunftgenossen Nürnbergs dem hohen Rath den schuldigen Dank zu Füßen, daß ihr durch mich sie gnädig hören wollt, und die Ehrfurcht unsrer Gemeinde, so ihm, als ihrem rechtmäßigen Regiment, gehorsam unterthan.

Baumgartner

(vor sich hin)

Pah! lauter Heuchelei!

Behaim.

Wir glauben euch, Meister, doch redet weiter!

Kraft.

Ihr edlen Siebenherren des hohen Raths! — Was eure Ahnherren und ihr seit zwei Jahrhunderten Großes für Nürnberg gethan, daß es das werden konnte, was es geworden ist, eine freie, mächtige, reiche, wunderbare Stadt, wahrlich ein einzig Kleinod im deutschen Reich — von diesem vollgefüllten Schatz patrizischer Verdienste um die Stadt soll auch nicht das kleinste Stück von uns hinweggenommen werden!

Behaim.

Ihr Herren, hört es!

Baumgartner

(lacht).

Ja wohl, wir hören's.

Behaim.

Reden weiter, Meister!

Krafft.

Nun gut! so hatten damals eure Ahnherren Nürnberg und sich selber frei gemacht. Grund und Boden war ihr alleiniges, mächtig herrschend Eigenthum, und zu dem edeln Blut gesellte sich ein edler kluger Geist, und also führten sie allein das Regiment der Stadt und nützten für sich alle Rechte und sie thaten Recht daran! — Denn wir, Zunftgenossen, was waren wir zu jener Zeit? — Arme, Kleine, rohe Handwerksleute, froh um das tägliche Brod in unseren niedern Hütten, und euern Schutz, für den wir willig eure Lasten trugen, und also war es damals nach Gebühr die Ordnung.

Grolandt

(auffahrend).

So? und jetzt nimmer?

Behaim.

Veit Grolandt, laßt ihn erst ausreden!

Krafft.

(mit ruhigem Nachdruck)

Nein! jetzt nimmer, edler Herr! —

Baumgartner.

Hört ihr ihn? Alte heilige Ordnung will er umstoßen! —

Behaim.

Ruhe! — redet Meister!

Krafft

(langsam, mit einer gewissen feierlichen Haltung).

Ihr Herren Patrizier! Ihr seid noch, die ihr damals wart, so edel und so reich, so tapfer und so klug; doch wir, ihr hohen Herren, wir sind seit hundert Jahren Andere geworden, als wir vordem gewesen.

Grolandt

(dreinfahrend).

Ja übermüthiger ganz gewiß!

Behaim.

Veit Grolandt, mäßigt euch!

Krafft

(mit erhöhter Erregung).

An euerm wachsenden Handel schwangen sich unsre Gewerbe stets höher auf. Unsre armen Hütten wurden stattliche Häuser. Die Zucht der Schule brachte tüchtig Wissen, das Waffenhandwerk ritterlichen Sinn in's Zünftlerhaus, und welterfahrne Männer schickt uns heim die weite Fremde und so, ihr Herren — — —

Paumgartner

(ihn unterbrechend).

Nun was denn, daß ihr also kecklich prahlt, als ob wir längſt ſchon hinter euch zurück geblieben?

Kraft

(ſehr ruhig).

Das ſagt' ich nicht, hochedler Herr; ich will nur einzig ſagen: die große Kluft, die damals eure Ahnherren von den unſern trennte, die Zeit hat nach und nach ſie zwiſchen uns und euch geſchloſſen. (Mit warmer, wachsender Innigkeit.) Zum mindeſten, ihr edlen Herren, iſt dieſe Kluft nur noch ſo groß, daß über ſie hinüber wir ohne Gefahr uns könnten zum Frieden die Hände reichen. Und wolltet ihr erſt hochherzig ritterlich eure Schilder drüber legen, als der Eintracht goldene Brücke, o dann, dann könnten wir mit euch feſt Mann an Mann zuſammenſtehn, auf ungetrenntem Boden unſrer Stadt — als ihre einzige, gleiche, brüderliche Bürgerſchaft!

Paumgartner.

Alſo neben euch laßt ihr uns doch noch ſtehen? Ei wie gnädig! — —

Behaim.

So ſagt uns, Meiſter, kurz und bündig, wie lauten die beſondern Anliegen eurer Gemeinde?

Krafft.

Ihr edlen Siebenherren! das iſt ſchnell geſagt. Sie will nimmer bleiben rechtlos und mundtodt, die einzig alle Laſten trägt und keine andre Bürgerfreiheit hat, als freien Wandel und Verkehr. Eintreten will unſre Gemeinde mit gebührendem Antheil in das Regiment der Stadt, mitberathen will ſie über ihr Wohl und Weh, über Krieg und Frieden, Laſt und Steuer, und Zucht und Ordnung will ſie mit euch halten helfen. Mit einem Wort, wir wollen ächte, volle Bürger ſein! Doch nein! nicht wollen! — grundfalſch iſt dieſes Wort, bei Gott! nicht wollen! — wir bitten drum und wollten's nie vergeſſen, daß ihr altedle Herren wärt, die freie Bürgerſchaft von Anbeginn, und wir nur zünftige Meiſter, die ihr großmüthig in euch aufgenommen, das göttliche Geſetz der Zeit begreifend und ihm willig opfernd — zur Eintracht und zur Macht der Stadt!

Orolandt

aufſpringend.

Ja, ihr, ihr wolltet's nie vergeſſen, was wir ſind und ihr geweſen! — Gerade ſo lang, bis wir in euer übermüthig Begehren eingewilligt, und dann — dann wüßtet ihr nicht Maaß noch Ziel und ſtürztet zügellos eine Schranke nach der andern um,

bis wir zuletzt, aus unsern Privilegien ganz verdrängt, noch euch um gnädige Duldung unterthänig bitten müßten. Doch hemmen will ich diese wilde Fluth mit aller meiner Kraft, so wahr ich ein Mann und ein Patrizier bin. Was wollt ihr? Ihr wachst uns ohnedem über den Kopf! — Ein jedes Jahr macht euch reicher und kecker; was braucht ihr auch noch Rechte? — Lernt Demuth und seid zufrieden!

Kraft

(sich mit Mühe bekämpfend).

Herr Grelandt, ist das die Antwort? — —

Paumgartner

(rasch einfallend).

Und ich verachte dieß Gesetz der Zeit; doch eine heilige Verpflichtung kenn' und ehr' ich: das glorreich erstrittene Erbtheil meiner Ahnherren mit zähester Kraft vor wilder Raubgier zu beschützen. Denn, wenn ihr's noch so fein und zahm auch vorgebracht — Herr Meister Goldschmied, — ich weiß es doch, wer unter dieser schlauen Mummerei wild lauernd in euch steckt. — Aber eher sollt ihr mir diesen Schuh von meinem Leibe nehmen (auf seinen Fuß deutend), bevor ich euch einen Zoll von unseren Rechten gebe. Das bringt als Gruß von Hans

Paumgartner den Zunftgenossen und damit bin ich fertig! (Er steht auf und geht rechts an's Fenster.) —

Kraft

(in höchster Erregung).

So, Herr Paumgartner, das wißt ihr so genau, wer wild lauernd in mir steckt? — Und wenn ihr erst noch alles Andre von mir wüßtet. — — Aber nein! — Von mir selber schweig' ich, und gar vor euch, hochedler Herr! — Nein, 's ist gut so. — Aber ihr, Herr Grolandt! — glaubt ihr ernstlich, daß nicht auch wir noch höhere Güter zu unserm Glücke brauchen, als unsrer Gewerbe Blühn und unsrer Häuser Wohlstand? — O edle Herren, ihr seid stolz darauf, Bürger zu sein einer freien Stadt des größten Reiches der Welt! — Ein schimmerndes Juwel glänzt Nürnberg in der heiligen Kaiserkrone! — Doch glaubt es uns, auch unsre Herzen hängen an dem Reich, so heiß und treu wie eure. Mit unserm Herzblut haben wir so todesmuthig, wie ihr, dem Reichsbanner in mancher wilden Schlacht zum Sieg verholfen. — So gönnt auch uns den Stolz, daß wir aus unserm Tod zum Leben auferstehn in dieser freien Reichsstadt, und mit Allem, was wir sind und was wir haben, stehn wir zu Kaiser und Reich. — Jetzt hab' ich Alles — Alles euch gesagt. —

Behaim.

Zunftmeister, so tretet hier in diese Stube, daß wir uns berathen!

Krafft

mit höchster Ruhe.

Das will ich, Herr Bürgermeister, und ruhig will ich drinnen harren. Es sprachen ja nur erst Zwei, und ihr, ihr seid noch Fünfe, und da drinnen sind die anderen Herren des hohen Raths versammelt. Das soll mein Trost sein für die Antwort, die ich bis jetzt erhalten habe. (Er tritt mit den beiden Zunftgenossen rechts ab.)

Siebente Scene.

Behaim. Holzschuher. Tucher. Grolandt. Paumgartner. Pfinzing. Beigel.

Behaim

(sich erhebend).

Ihr Herren, eines jeden Mannes freie Meinung ehr' ich. Aber diese Sprache, wie ihr Beide sie geführt, in einer so bedrängten Zeit, — wahrlich, sie kann der Stadt zum Heil nicht frommen, und um ihr Heil zu berathen, sind wir doch in diesem Saale. — Das Gesetz der Zeit verachtet ihr, Hans Paumgartner? und ihr, Veit Grolandt, wollt diese wilden Fluthen hemmen? — (Mit gehobenem, feierlichem Ausdruck.) O ihr edeln Herren, dann

frag' ich euch: Ruht nicht der Baum ſchon in dem Kern geborgen? — Und was iſt der Wipfel Andres, als die unaufhaltſame Vollendung des Geſetzes, das einſt den Kern zum erſten Keimen zwang? — Und ſolch ein Baum, ihr Herren, iſt unſre Stadt! Und ihr mögt euch ſträuben, wie ihr wollt — ſo habt ihr doch nur eine Wahl: entweder müßt ihr dieſen Baum die Krone treiben laſſen! — Oder, wenn ihr das nicht leiden wollt, müßt ihr die Art an ſeine Wurzel legen, daß er verdorren oder fallen ſoll! — (Nach einer kurzen Pauſe, mit wachſender Begeiſtrung.) Und wollt ihr wiſſen, was das für eine Krone iſt, nach der in göttlichem Geſetz die deutſchen Städte miteinander ſtreben? — Die reichbelaubte Krone, das iſt ein allgemeines, gleichberechtigt, treuverbündet Bürgerthum, durch Gottes Plan dem deutſchen Reich zu neuer Macht und Pracht vorherbeſtimmt! — (Innehaltend, auf den Tiſch zutretend, im Tone der Mahnung.) Und wir Patrizier in Nürnberg, wir ganz allein, wir wollten uns dagegen ſträuben? — Ei, edle Herren, antwortet mir: Wer hindert uns, daß wir im edeln Wettſtreit mit der Zünfte jungem Streben dennoch hellſtrahlend unſer altes Schild erheben und unſern Namen ihren vollen Klang bewahren? — An uns allein iſt es ge-

legen! Und dann, dann üben wir die ächte, ritterliche Art, die uns verjüngt und erfrischt! — Doch engherzig hinter unseren alten Pergamenten vor dieser neuen Kraft uns zu verschanzen — hinter ihr Perren — das ist ein eben so kurzsichtiger Bürgersinn, als es ein weibisch, ruhmlos Patrizierthum!

Croland.

Ruhmlos Patriziertum! — Das uns zu sagen, die wir solche Schwerter führen!

Fucher.

Noch andern Bürgerruhm gibt's zu erringen, als blos mit blanken Schwertern!

Baumgartner

(noch immer am Fenster).

Jawohl — fechtend auf dem Kaufhaus!

Holzschuher

(hat erhoben).

Wie? — All dieser Worte Wucht zerstäubt wie leere Spreu an euerm Starrsinn? — Ei, ei, ihr jungen Männer, wie habt ihr stürmisch Blut und doch so träg Gedächtniß! — Sind dreißig Jahre ein Jahrtausend? — Und doch vergaßt ihr schon die blutige Lehre? — Hat uns der Zünfte Macht nicht damals schon erdrückt, weil jedes Recht wir

ihnen weigerten? — Und erſt jetzt, wo wir das letzte Schwert in Nürnberg für unſre Freiheit brauchen, jetzt wollt ihr wieder, daß die Zwietracht uns verderbe, da nur die Eintracht uns vor ſo gewaltigen Feinden retten kann? — O, ihr Herren, iſt das der kluge Rath, den jetzt die Stadt von euch erwartet, von euch, denen ſie ihr Heil vertraut in dieſer Zeit der ſchwerſten Drangſal?

Paumgartner.

Ihr nennt euern Rath den beſten, ich den meinen. Wir brauchen nicht die Künſte. Der Städtebund und unſer Schwert iſt Macht genug zum Siege. — Nochmals, keinen Zollbreit Rechte! —

Grolandt

(aufſtehend und zu Paumgartner tretend).

Und ich reich' euch zum Bunde die Hand — und ſtehe feſt wie ihr.

Behaim

(der ſich wieder ſetzt mit ärgſter Miene)

Von euch zwei Herren hab' ich Andres nicht erwartet. — Doch ihr, Melchior Weigel, was ſagt ihr?

Weigel

(ſich erhebend).

Ich ſage Nein, wie dieſe.

Behaim.

Wie? Auch ihr? — Iſt das wirklich euer letztes Wort?

Weigel.

Ja, mein letztes. Ich wäre kein ächter Patrizier, wenn ich Ja geſagt.

Behaim.

Glaubt ihr? — Caspar Pfinzing, nun fehlt allein noch eure Stimme. Bedenkt es wohl, ſie gibt den Ausſchlag!

Pfinzing

(ſich erhebend).

Dann freut's mich, daß ſie doppelt wiegt. Ich ſage Nein, wie dieſe drei.

Holzſchuher.

O Wehe über Nürnberg, daß es ſolche Räthe hat!

Behaim

(ſich wieder erhebend).

Wohl denn, ihr Herren, ſo lad ich alle Schuld auf euer ſtarres Haupt. — Ich habe keinen Theil an Allem, was da kommen mag.

Paumgartner.

So, Herr Behaim? Fällt endlich auch vor euerm Geiſt die falſche Hülle, die dieſer Pöbelkönig vor uns umgethan?

Behaim.

O nein, das ist es nicht! — Für diesen Meister bürg' ich euch.

Achte Scene.

Die Vorigen. Krafft.

Krafft

(rasch von rechts hereintretend).

O ihr hohen Herren — vergebt! Ich muß herein zu euch. Was ich gefürchtet ist geschehen. — Der Geisbart wirbt um Sturm! — Schon sind eure Knechte handgemein mit seiner wilden Rotte! —

(Er stößt rechts das Fenster auf. Man hört fernen Tumult.)

Paumgartner.

Und wir sind noch hier und haben keine Schwerter in der Hand? Auf, ihr Herren! — Nach Haus! — Bewaffnet euch!

Behaim.

Zunftmeister, was sagt ihr? — Aufruhr in der Stadt? —

Grolandt.

Und er ist sein Haupt! — Hinunter auf die Gasse!

Krafft.

Beim allmächtigen Gotte, nein, ich bin es nicht! — Der Geisbart ist's allein! — O bleibt

ruhig hier im Rathhaus! Alle treuen Meiſter ſchützen euch. O mehrt nicht die Verwirrung! Laßt mich allein hinunter in die tobenden, ſtürmiſchen Rotten. . .

Paumgartner
(raſch einfallend)

Die ihr gegen uns aufgehetzt! Betrüger, der beim Satan ausgelernt! (Die Sturmglocke läutet.)

Kraft
(erſchreckend)

Gott, ſo weit ſchon?

Behaim.

Zunftmeiſter, was ſoll ich von euch denken?

Kraft.

O glauben, glauben ſollt ihr mir! — O haltet die Herren zurück! Ich allein bin ſtark genug, den Aufruhr zu bekämpfen.

Paumgartner.

Hört ihr's, wie der Sturmvogel ſchon über die Dächer ſchreit? Herr Behaim, antwortet uns: Bürgt ihr noch immer für dieſen Meiſter in der Schwarzkunſt der Empörung?

Behaim.

Haltet euch ruhig, ihr Herren! Glaubt dem Zunftmeiſter!

Erolandt.

Ja, wer ſo blind wäre! — Hört ihr's? Schon ſtürmen ſie die Treppe! — Auf ihr Herren des Raths zum Kampfe! (Aus dem anſtoßenden Saale ſtürzen von links die anderen Rathsherren in höchſter Verwirrung.)

Letzte Scene.

Die Vorigen. Der Gerber. Rathsherren.

Gerber

(raſch durch die Hauptthüre tretend, halblaut zu Krafft).

Zunftmeiſter! — Das Rathhaus iſt beſetzt. Die ganze Treppe ſtrotzt von unſeren Leuten. Was befehlt ihr? —

Krafft

(mit lauteſter Stimme).

Ihr Herren — nochmals beſchwör' ich euch: laßt es nicht zum Kampfe kommen zwiſchen Herren und Zünften! Reißt nicht ſelbſt die Schleuſen auf! — Ich kann die ſtürmiſche Fluth ſonſt nimmer dämmen.

Holzſchuher.

Bleibt ruhig! — Der Meiſter redet Wahrheit!

Erolandt.

Nein! — Die Gelegenheit wollen wir jetzt nützen. — Nieder mit den Zunftgenoſſen!

Tucher.

O Grolandt! — und das ſagt ihr?

Paumgartner und einzelne Stimmen.

Nieder mit den Zunftgenoſſen!

Behaim

(in höchſter Erregung)

Ihr Herren, wollt ihr Bürgerkrieg?

Paumgartner.

Ja, den wollen wir! Dann ganz allein wird Friede!

Kraft

(laut aufſchreiend).

Ihr wollt Bürgerkrieg? — — (Sichtlich mit ſich kämpfend, dann in raſchem Entſchluß die Hauptthüre aufreißend, vor der man mit gezogenen Schwertern die Zunftgenoſſen daſtehen ſieht:) Zunftgenoſſen, herein! — Bei eurem Eid befehl' ich euch: ihr nehmt den Rath gefangen! — Ergebt euch, hohe Herren! Ihr ſeht — jeder Widerſtand iſt vergebens! — (Die Zunftgenoſſen ſind raſch von den drei Thüren hereingedrungen und haben die Rathsherren umringt; dann zum Gerber halblaut) Meiſter Stoß, ihr bürgt mir für jeden Tropfen Blut!

Grolandt.

Nun, Behaim! — Wo iſt jetzt eure Weisheit? —

Behaim

(voll Beſtürzung).

Zunftmeiſter, wer ſeid ihr?

Krafft

(nachdem er eines Zunftgenoſſen Schwert ergriffen, mit ſchmerzlichem, feierlichem Ausdruck).

Ich kann nicht anders — ihr zwingt mich! —

(Raſch durch die Hauptthüre ab.)

(Ueber einer großen Gruppe fällt der Vorhang.)

Fünfter Act.

(Der Herrenmarkt in Nürnberg. Links der schöne Brunnen. Morgendämmerung.)

Erste Scene.

Agnes

(verstört von rechts auftretend und ängstlich umherspähend).

Horch — horch — jetzt wird es still. Der Aufruhr schweigt — die fürchterliche Nacht ist um. Jetzt kann ich mich auf's Rathhaus wagen. (Mit schmerzlichster Innigkeit.) O Wilhelm — Wilhelm — daß es also kam! — Mich selber hast du preisgegeben — und den Vater hältst du mir gefangen! — O daß du mich hier zitternd stehen sähest — einsam irrend und all mein irdisch Glück beklagend! — (Rasch abbrechend.) Doch nein! — Nicht jammern und zagen! — Auf's Rathhaus muß ich! — Retten muß ich meinen Vater — oder sterben will ich. (Sie geht nach links — dann plötzlich innehaltend.) Wen schleppen dort die Knechte her? — (Aufschreiend.) Ge-

rechter Gott! — das iſt die Meiſterin! — Lebt ſie oder iſt ſie todt? — Seine Mutter — ſeine Mutter!
(Sie ſtürzt haſtig nach links ab.)

Zweite Scene.

Der Gerber. Der Kürſchner. Zunftgenoſſen.

(Von rechts tritt an der Spitze vieler bewaffneter Zunftgenoſſen, die meiſt verwundet ſind, der Gerber mit verbundener Hand und der Kürſchner mit verbundenem Kopf.)

Gerber.

So Brüder! dem Geisbart thut keine Ader mehr weh! aber es war auch mein grimmigſter Hieb, den ich mein Lebtag noch geführt. Nur zu guter Letzt, ſeht her, noch auf dem Boden biß mir die Katze ſchier die Hand entzwei.

Kürſchner.

Ei, ſo gar leicht kamen wir beim Goldſchläger nicht davon. Er war unſer Todfeind. Aber das muß man ihm noch im Tode laſſen: um ſich geſchlagen hat er, wie ein wüthiger Gaul, den die Horniſſe ſtechen, und unſrer fünfe hat er erſt getroffen, bis er endlich zu Boden ſank.

Gerber.

Aber unſer Meiſter Goldſchmied, hei, iſt der euch ein Grobſchmied geweſen! — Ich ſag' euch,

ſolche Bluttaufe hat in Nürnberg noch keiner gehabt! In einem ganzen Knäuel von verwegenen Kerlen ſah ich ihn ſtecken, dicht an der Pegnitz war's. — Aber rechts und links zuckte da ſeine Klinge, wie der feurige Blitz und ſchlug ein, daß das im Nu auseinander ſtob, wie ein Haufen Spreu vom Wirbelwind. — Und wie er ſie erſt frei vor ſich hatte, da holt' er euch aus, keine Minute — und ſie taumelten mit einander im Sand, daß die Pegnitz von all' dem Blut ganz dunkel ward. —

Kurſchner

(nach links ſchauend).

Seht, da kommt er mit den anderen!

Gerber

(mit hoch erhobener Stimme).

Willkommen tapfre Brüder! — Hoch, hoch, unſer Haupt und Held! (Allſeitiger Zuruf.)

Dritte Scene.

Die Vorigen. Krafft. Zunftgenoſſen.

Krafft

(tritt an der Spitze vieler Zunftgenoſſen, von denen ebenfalls einige verwundet ſind, ohne Harniſch, herein, den Arm in der Schlinge, erſchöpft und todtenbleich — mit großer Ruhe).

Willkommen Zunftgenoſſen! — Und Gott ſei tauſendmal gedankt, ſetz' ich dazu, denn unſer ſchwe-

res Werk iſt vollbracht und die Stadt kann ruhig ſein. — Wieviel blieben von den Unſern auf eurer Seite, Meiſter Stoß?

Gerber.

Ich denke — zehn!

Krafft.

Auf meiner waren's zwölf. Sie ruhen in Frieden, denn ſie ſtarben für die Stadt!

Gerber

(ihn ängſtlich betrachtend).

Aber ihr, Meiſter, wie geht es euch? — Der Hieb an euerm Arm iſt wohl recht ſchwer? Ihr ſeht leichenblaß! —

Krafft

(immer mit derſelben Ruhe).

Was thut's? — Roth oder weiß — die Farbe bleibt ſich gleich. Aber ſagt, Meiſter Stoß, es war doch auf eurer Seite kein Patrizier im Kampf? Es iſt doch keiner gefallen?

Gerber.

Ich denke — keiner! Meiſter! — Dafür hat euer Befehl trefflich geſorgt. Die jungen Herren ſtürzten ſchon aus den Edelhöfen unter uns hinein, aber nochmals ſchrie ich euer Wort: „für jeden Hieb eines Rathsherrn Kopf!“ ſo mächtig in ihre Ohren, daß ſie gar wohl den blutigen Ernſt drin

merkten und ruhig blieben. Wahrlich, Meister, ein trefflicher Einfall war es von euch; wer weiß, wie es außerdem in der Stadt jetzt stände.

Krafft.

Ich dank' euch, Meister, daß ihr so treulich nach meinen Worten gethan, und euch allen, liebe Freunde, euch allen dank' ich im Namen unsrer Stadt, wie ich's gar nicht heiß genug vermag. Denn fürwahr, ein König dürfte stolz darauf sein, so treu und todesmuthig seid ihr mir gefolgt! —

Vierte Scene.

Die Vorigen. Sebaldus. Man hört rechts den Ruf: „Meister, Meister!"

Krafft

(plötzlich nach rechts starrend).

Seht nur, wer schleppt sich da die Gasse her? ein wahres Bild des Jammers! Mein Gott, das ist Sebaldus! Was bringst du mir, Alter? Du bist ein Unglücksbote!

Sebaldus

(sich gedrängt hereinschleppend).

O Meister! armer, armer Meister!

Krafft

(sehr erregt).

Warum arm? — Um Himmelswillen! sprich, Alter: was geschah? —

Universitäts-Bibliothek München

Sebaldus.

O Meiſter! ſie haben unſer Haus geplündert, die Herrenknechte, — Alles, Alles haben ſie geſtohlen und zerſchlagen!

Kraft

(ſich faſſend).

In Gottes Namen, ſag' ich, wenn das Alles iſt! (Dann erregt.) Aber nein! Ich ſeh' dir's an, noch etwas haſt du auf dem Herzen! Barmherziger Gott, meine Mutter! Was geſchah mit meiner Mutter?

Sebaldus.

O ich alter Mann, ich kann's nicht ſagen!

Kraft.

Sie iſt todt! — (Sebaldus bricht in die Knie und ſchluchzt.) Ja dein Schluchzen ſagt mir's, ſie iſt todt! Aber du ſiehſt, ich bin ruhig, ganz ruhig bin ich, ſo ſag' auch du mir ruhig: wie fand ſie ihren Tod, wo und durch wen?

Gerber.

Der arme Meiſter, er jammert mich!

Sebaldus.

Ach lieber Herr! ich ſchleppte mich nach euch durch alle Gaſſen; und wie ich wieder heimkam, da war unſer Haus geplündert. — Die Meiſterin war fort. Blutig war der Boden auf der Stube.

Die Nachbarn ſchrieen und klagten: die Herrenknechte haben eure Mutter todtgeſchlagen — und dann fort, weit fortgeſchleppt. — Ach guter Meiſter, hätt' ich doch für ſie ſterben dürfen! — Ich alter unnützer Mann! —

Kraft

(vor ſich hinſtarrend).

Mein Haus haben ſie geplündert! — Und meiner Mutter Blut lag auf dem Boden! — Zunftgenoſſen! — Der Rath ſitzt noch in ſicherer Haft? — Und wollt ihr mir auch jetzt noch gehorſam bleiben? —

Gerber.

Gewiß, Meiſter, aber was habt ihr vor?

Kraft.

O meiner Mutter Blut ſoll zehnfache Sühne haben! —

Sebaldus

(mit erhobener Hand, im entſchiedenen Tone der Mahnung).

Meiſter! —

Kraft

(wie ſich beſinnend und zu ſich kommend)

Was hab' ich ihr gelobt? — O Dank, Alter! — Geiſt meiner Mutter, verlaß mich nicht! (Uebermältigt von Schmerz) Ach, ſie iſt todt! — und

ich hab' ihr nicht die Augen zudrücken dürfen — todt durch meine Schuld! — O meine fromme, gütige Mutter! Ach meine Freunde — mir sinkt der Muth! — (Er fällt dem Gerber um den Hals und weint.)

Gerber.

Meister! seid auch jetzt ein tapfrer Held und endet euer Werk, wie ihr's begonnen!

Krafft
(sich gewaltsam fassend, sehr ruhig).

Ja, Zunftgenossen, das will ich. Austrinken will ich den herben Becher bis zum letzten Tropfen. Des Sohnes Schmerz sei allein für mich! Für euch bin ich nur der Mann, und euer Haupt und Führer. — Folget mir auf's Rathhaus! (Alle nach rechts ab.)

Verwandlung.

(Großer Saal im Rathhaus. Mehrere Zunftgenossen geben mit blanken Schwertern auf und nieder: Darauf füllt sich der Saal durch die Hauptthüre mit Zunftgenossen, wie sie in der vorigen Scene auftraten, gerüstet und meistens verwundet.)

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Zunftgenossen. Sebaldus. Gerber, dann Krafft.

Gerber
(hereintretend, zu einem Zunftgenossen).

Der ganze Rath sitzt noch in sichrer Haft?

Der Zunftgenoſſe
(derſelbe, wie im dritten Act).

Gewiß, Meiſter, dafür haben wir ſchon geſorgt!

Krafft
(tritt herein).

Meiſter Stoß, öffnet den Saal, heißet die Rathsherren heraustreten!

Gerber.

Wie ihr befehlt! (Er öffnet die Thüre links und die Rathsherren treten heraus, an der Spitze Behaim, dann Baumgartner und Grolandt, zuletzt der alte Holzſchuher, auf Tucher geſtützt, und die ſämmtlichen anderen Rathsherren. Krafft mit den Zunftgenoſſen ſteht rechts abſeits.)

Sechſte Scene.

Die Vorigen. Behaim. Holzſchuher. Tucher. Grolandt. Baumgartner. Pfinzing. Weigel und die Rathsherren.

Baumgartner.

Ei kommt ihr endlich, Pöbelkönig? So macht es ſchnell fertig! Noch im Tod verachtʼ ich euch und eure Geſellen, und als ein ächter Patrizier, den ihr nicht ſchwach gemacht, werdʼ ich ſterben.

Behaim
(monoton).

Meiſter Krafft! ſagt mir das Eine! lebt meine Tochter noch?

Kraft

(bestürzt).

O ihr hohen Herren! kaum faſſ' ich mich, für wen haltet ihr mich, für welche Mordgeſellen dieſe?

Orolandt.

Habt ihr's vor dreißig Jahren anders mit uns gemacht? — Wart ihr nicht die Mörder unſrer Männer und die Schänder unſrer Frauen?

Kraft

(mit ſchmerzlicher Ruhe).

O ihr edlen Herren, ich ſteh' vor euch ein leidbeladener bettelarmer Mann, denn Alles, was mir lieb und theuer war, hab' ich verloren für meine Vaterſtadt, die ich zu ſehr geliebt. — Ich hatt' ein hohes edles Lieb, ich riß es los von meinem Herzen und ſchwur, nur eines Zunftgenoſſen Tochter mir zum Weib zu nehmen. Ich that es für die Stadt, um mein Vertrauen zu retten und ihre Freiheit vor Verrath. Ich hatt' ein ſtattlich reich gefülltes Haus; 's war meines Lebens Luſt — es iſt geplündert und zerſtört von euren Knechten. Und eine Mutter hatt' ich, ach ihr Herren, eine Mutter, wie's keine beſſre gibt — und eure Knechte haben ſie erſchlagen, dieweil ich für die Stadt und euch geblutet, und drin den Aufruhr niederſchlug. — So hab' ich alle Güter meines Lebens, alle hab' ich

ſie verloren, ſogar mein höchſtes Kleinod, den heiligen Glauben an die Eintracht unſrer Stadt!

Grolandt

(für ſich)

Wer das begreift!

Schaim.

Meiſter Krafft! Noch iſt mir das Verſtändniß eurer Rede halb verſchleiert. Wie? — Erfaſſ' ich eure Worte recht? Ihr hattet vor Verrath die Stadt gerettet und heute Nacht ſchlugt ihr den Aufruhr nieder? Wie meint ihr das? So habt ihr dennoch wahr geredet? Sind eure Wunden hier nicht von Patrizierhanden?

Krafft.

Herr Bürgermeiſter! Ja, nur einzig Wahrheit war all mein Reden. Der Geisbart und ſein wilder Anhang wollte die Stadt an den Burggrafen verrathen, andere dachten an Gewalt gegen den Rath. Da ſchaart' ich alle ehrbaren Meiſter um mich unter heiligem Eid; Gewalt an euch galt als Todesurtheil und nur das Wohl der Stadt war das Bundeswort auf unſerm Banner; da ſchlug der Verräther los, juſt wie ich geſtern vor euch ſtand, um uns mit euch zu allgemeinem Kampf zu reizen. Was wollt' ich thun, die Stadt vor blutigem Wirrſal zu bewahren, da man mich hier der

Lüge zieh und solche wilde Kampfgier unter euch entbrannte? — Festhalten mußt' ich euch, um euer eignes Schwert zu bannen, und wieder hielt ich so durch euch, als Geiseln in meiner Gewalt, die anderen Patrizier vom Kampfe fern. Wir aber schlugen uns die ganze Nacht, bis alle die Verräther blutig sanken und daher einzig stammen unsre Wunden. (In gehobenem feierlichen Tone.) Die Stadt ist wieder ruhig, und ihr, hochedle Herren, seid frei, heut' wie gestern unser hoher Rath, dem wir voll Ehrfurcht unterthan. (Mit wärmster, schmerzlicher Innigkeit.) Und wieder steh' ich bittend vor euch da, inmitten meiner bittenden Gemeinde; — doch unsre Wunden sollen für uns reden, denn unsre Lippen habt ihr stumm gemacht!

Schaim

(in tiefster Bewegung, die während Krafft's Rede mehr oder minder alle Rathsherren mit Ausnahme Paumgartners ergriffen hat).

Ihr Herren des hohen Raths, staunend hab' ich des Meisters Wort gehört und hat mein Auge geruht auf dieser Männer Wunden. Seht ihr's? — Meine Bürgschaft, sie war gut! — Und feierlich befrag' ich euch zum letztenmal im Angesichte dieser tapfern Meister: wer will von euch, altedle Herren, hier diesen bürgerlichen Männern nachstehn im

Opfermuth für unſre Stadt? — O laßt uns dieſe Wunden nicht beſchämen! — Sie haben unſre Stadt vor Bürgerkrieg gerettet, und neue blutige Opfer harren dieſer Männer, wann jetzt der Burggraf naht. — O bringet Opfer gegen Opfer! — Sonſt ſchlägt der freien Reichsſtadt Nürnberg ihre letzte Stunde! (Alle ſehen ſchweigend drein.)

Holzſchuher

(umherſchauend).

Ihr lieben Herren — o nein! nicht dieſes düſtre Schweigen in dieſer ſchweren Zeit! — Nein! — ſprecht es aus das *eine*, große, rettende Wort: „Eine einzige, gleiche Bürgerſchaft ſoll werden!“ Und Nürnberg — o ich ſchau' es! — wird herrlich aus dem Kampf erſtehen! — Und neue, wunderbare Blüthen ſeh ich's treiben — das ganze Reich preiſt ihren Duft und Glanz — o glaubt meinem Blick! — Ich ſeh am Rand des Grabes! —

Grolandt

(der lächelnd mit ſich gekämpft, entſchloſſen vortretend).

Ihr Herren, ihr wißt, ich bin wohl ſonſt ein ſtarrer Mann und 's iſt fürwahr nicht meine Art, meinen Sinn ſo über Nacht zu wandeln. Aber Wahrheit iſt meines Weſens tiefſter Kern, und eine größre Ehre ſetze ich drein, freimüthig zu geſtehen, daß dieſer Männer Wunden mich bekehrt, als trotzig

zu verharren in dem, was ich als irrig Urthel jetzt erkennen muß. Und will der hohe Rath hier diese Männer als Bürger unsrer Stadt, gleich uns berechtigt, jetzt begrüßen, auch meine Hand soll bei dem Gruß nicht fehlen! —

Behaim.

Grelandt! nie habt ihr mehr euch selbst geehrt als jetzt durch eure eigne Rede!

Pfinzing.

Veit Grelandt's Worte sind auch die meinen.

Weigel.

Auch ich kann nimmer widersprechen.

Leonh.

O edle Herren! — Mit Worten nicht — mit unseren Schwertern wollen wir's euch danken!

Gerber.

Bei Gott! das wollen wir!

Baumgartner.

Ich seh's, ihr Herren, der schlaue Meister da hat eure klugen Köpfe sammt und sonders überlistet, mich nicht. — Ich bleibe, der ich bin, und noch einmal: eher soll mir der meinen Kopf zu Füßen legen, bevor ich so weit mich im Patrizierstolz erniedrige, daß ich mit dem, der mich einmal verhöhnt, in diesem Rathssaal sitzen möchte! —

Kraft

(ruhig).

O edler Herr, ich bitt' euch, mich laßt aus dem Spiel! Mein bittend Wort gilt nur für diese und den Frieden Nürnberg's. O nicht mit euch zu Rathe will ich ſitzen, aber liegen will ich unter den Gefallenen meiner Stadt, wenn jetzt der Burggraf ſie bekriegt. Das iſt die einzige Ehre, die ich noch in meiner Vaterſtadt mir ſuchen will!

Paumgartner

(ſich raſch entſchließend).

Ihr Herren, fahret wohl! in einer Stunde hab' ich Nürnberg im Rücken und meine Felder bau' ich, wo noch der Edelherr was gilt und allein die Macht hat und das Recht. — Hier iſt meine Rathsherrnkette, entweiht ſie, werft ſie dem Pöbel hin! — Ich habe daran keinen Theil. (Er wirft die Rathsherrnkette den Rathsherren vor die Füße und geht raſch durch die Hauptthüre ab.)

Behaim.

So geh' er hin! Er war ein kühner Mann, doch ſolch ein ſtolzer Starrſinn, ſo aller Klugheit baar, frommt keiner Stadt zum Heil. Sie kann ihn miſſen. (Draußen hört man Tumult, der näher und näher kommt.)

Kraft

(ſtarr aufhorchend).

Hört ihr's? hört ihr's? — —

Behaim.

Was iſt euch, Meiſter? wie ſtarrt euer Auge glaſern? Schnell, mach' Einer den wunden Arm ihm frei!

Gerber.

Meiſter! Kommt, ſetzt euch nieder.

Kraft

(verloren horchend).

Nein! laßt mich, aber hört ihr's? — Das iſt meiner Mutter Stimme!

(Plötzlich fliegt die Mittelthüre gewaltſam auf; Frau Krafftin und Agnes ſtoßen die Rathsknechte, die ſie am Eintritt hindern wollen, in energiſcher Haſt zurück.)

Kraft

(aufſchreiend und zurückfahrend).

Meine Mutter! — Meine Mutter! —

Siebente Scene.

Die Vorigen. Frau Krafftin. Agnes.

Behaim.

Und mein Kind? —

Kraft

(ſie anſtarrend und dann ein wenig zurücktretend).

Nein! — das iſt kein Geiſt! — das iſt Fleiſch

und Blut! — O Mutter! Mutter! du lebst? — Und ihr, Agnes, bringt sie mir?

Wehaim.

Was geht in mir auf? —

Agnes

(drängt rasch zu Jenen hinein, in heftiger Rede).

Ja! ich, Meister, ich, ich habe die Mutter euch losgerissen — halbtot schon! — aus der Mörder gierigen Händen. O so laßt mich einen heiligen Tausch mit euch machen! — — Eine Mutter für einen Vater! — Denn mein ist dieses Leben, ich hab' es mitten aus wilder Knechte hohnlachendem Haufen gerettet, und das eigene gefährdet! — Mein ist eure Mutter, mein allein! — Und so ring' ich die Hände zu euch: O nur so viel Liebe rüttelt noch für mich wach, und tauscht mit mir! — (Aufstehend.) Dieser Mutter Leben für dieses Vaters Haupt! — (Sie stürzt auf Wehaim zu und umschlingt ihn mit beiden Armen.)

Kraft

(von Scham überwältigt).

O Agnes — Mutter —!

Frau Kraftin

(die bisher in ihrem Irrtum über ihren Sohn starr bei Seite gestanden, rasch einfallend, so daß Kraft gar nicht zu Worte kommen kann, in gleich stürmischem Ergusse bis zum Ende ihrer Rede).

Und ich, mein armer gefallener Sohn! ich will

noch mehr, dieß einzige Haupt genügt mir nicht, die Häupter dieser Herren alle will ich von dir, alle für mich! (Auf's Knie fallend — mit steigender derbster Energie.) Sieh her, in dieser rechten Hand halt' ich Mutterſegen, in dieser linken halt' ich Mutterfluch. Willſt du mir die Häupter geben, daß ich die rechte Hand erhebe? Ja, ja! — ich weiß es — wenn auch der Stolz dich arg verblendet — aber mein Mutterſegen iſt dir noch heilig! — Du willſt nur meine rechte Hand! — die linke willſt du nicht! —

Krafft
(erſchüttert).

Meiſter, haltet mich!

(Gerber ſchlingt den Arm um ihn.)

Pfhaim
(entſchieden einfallend).

Gott im Himmel! Meiſterin und du, mein Kind, was habt ihr vor? Welch' Irrthum hält euer Auge umnachtet! Alle, Alle noch ſtehn wir frei vor euch. Wilhelm Krafft iſt eines Helden Name, denn vor Bürgerkrieg hat er die Stadt gerettet, und ſeht, daß ihr es glaubt, ich als ihr Bürgermeiſter, ſchließ' ihn dankbar jetzt in meine Arme. (Er umarmt ihn.)

Frau Kraftin
(ſich aufraffend).

Vor Bürgerkrieg die Stadt gerettet? — Wil-

heim Kraft ist eines Helden Name? — o mein Sohn! — mein Sohn! du bist mir nicht verloren?

(Sie sinkt ihm um den Hals.)

Agnes

(tiefschmerzlich).

Nur ich muß stumm vor ihm zu Boden blicken — nur mir ist er verloren!

Behaim

(der Agnes scharf betrachtet)

Innungsmeister, sagt, habt ihr für diese hier den Schwur getan, nur eines Innungsgenossen Tochter euch zum Weib zu nehmen?

Kraft.

Ja, hochedler Herr, ich kann nicht lügen, ja, 's war euer Kind. Doch, bin' ich, schaut mir fest in's Auge, und leset drin, wie lauter unsre Liebe war!

Behaim.

Ich glaub' euch, Meister, doch euer Schwur soll auch in Kraft daneben bleiben!

Agnes

(dumpf vor sich hin).

Das wußt' ich ja!

Behaim

(feierlich).

Innungsgenossen, daß ich euch durch die That beweise, wie redlich mir der Stadt und euch ich stets

es meinte, und euch in euerm Helden ehren will mit dem Besten, was ich habe, so wisset: der Kaufleute Zunft, sie nehme mich in sich auf! Ein edler Zunftgenosse will ich selber werden, und eines Zunftgenossen Tochter ist mein Kind! (Freudiges Staunen unter den Zunftgenossen.) Meister! nehmt meine Tochter hin, — ihr habt sie an der Stadt euch wohl verdient! (Behaim nimmt Kraft und Agnes bei der Hand.) Es soll der Liebesbund eine Verbedeutung werden für Nürnbergs neu geschaffene Bürgerschaft! So reicht auch jetzt im Angesichte von Patriziern und Zunftgenossen euch die Hände!

Holzschuher
(dazwischentretend).

Noch nicht, Georg Behaim! noch nicht! Dem Meister fehlt noch was. (Zu den Zunftgenossen sich wendend.) Zunft der Goldschmiede! Der am meisten geopfert, der am kühnsten gestritten und zuletzt nur den Tod auf der Wahlstatt zur Ehre gewollt, der soll auch euer erster Rathsherr sein! Wollt ihr die Wahl bestätigen?

Mehrere Zunftgenossen.

Er sei's! er sei's!

Holzschuher
(die Kette vom Halse nehmend).

So komm herab du alte Kette! — Ich habe dich

lang genug bei Freud und Leid der Stadt in diesem Haus getragen. (Indem er Krafft die Kette umhängt.) Und wie ich alter Patrizier jetzt um dieses jungen Meisters Hals die Ratsherrnkette hänge, so sei die alte Zeit nun mit der neuen ausgesöhnt! Meister, traget sie in Ehren!

Krafft.

Das gelob' ich euch und der ganzen Stadt, so wahr Gott mir helfe! — —

Pechaim

(mit gedehntem freudigstem Ausdruck).

Nun mag der Burggraf kommen! — Nürnberg ist einig!

(Ueber einer großen Schlußgruppe, deren Mittelpunkt Krafft und Agnes bilden, fällt rasch der Vorhang.)

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Der

Doge von Venedig.

Der

Doge von Venedig.

Historische Tragödie

von

Oscar v. Redwitz.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1863.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
Bibliothek

Mainz, Druck von [illegible] Kupferberg

Perſonen:

Francesco Foscari, Doge von Venedig.
Marina, ſeine Frau.
Jacopo, ſein Sohn.
Laura, ſeine Tochter.
Jacopo Loredano, venetianiſcher Nobile.
Marco Saſſi, Verſitzender,
Andrea Donato,
Girolamo Barbarigo, } Mitglieder } des Rathes der Zehn.
Paule Barbarigo, des Letztern Neffe.
Michele Bevilacqua, florentiniſcher Flüchtling.
Pattiſta, Diener im Hauſe Loredano.
Ein Staatsinquiſitor.
Valentino, ein Bandit.
Der große Rath. Der Rath der Zehn. Gerichtsperſonen. Geheimſchreiber. Häſcher.

Der erſte, dritte und fünfte Aufzug ſpielt im Palaſt des Dogen, der zweite auf der Inſel Murano, der vierte im Gerichtsſaal des Rathes der Zehn.

Zwiſchen dem vierten und fünften Aufzuge liegt ein Zeitraum von mehreren Wochen.

Zeit der Handlung: um das Jahr 1450.

Anmerkung: Allen Bühnen gegenüber, welche ſich noch nicht im rechtlichen Beſitze dieſes Schauſpieles befinden, behält ſich der Verfaſſer das geſetzliche Eigenthumsrecht vor.

(Zum ersten Male an der Königlichen Hofbühne in Stuttgart aufgeführt am 9. November 1862.)

Erster Aufzug.

Ein glänzender Saal im Dogenpalaste.

Im Hintergrunde eine offene Säulenhalle mit der Aussicht auf die Umgebung des Markusplatzes und den Hafen, daraus die Schiffsmaste im Saale sichtbar sind. Rechts der reiche Thron des Dogen mit Baldachin, links die Sitze der Senatoren. (Niedere, rothe Stühle.)

Erster Auftritt.

Der große Rath Venedigs mit den zehn Senatoren des Rathes der Zehn.

Beim Aufgang des Vorhangs stehen bereits mehrere Senatoren gruppenweise in der Halle und im Saale; andere treten während des ersten Auftrittes immer zahlreicher von rechts durch die Halle ein; ungefähr zehn Senatoren, von denen vier die Kleidung des Rathes der Zehn tragen, bilden zuletzt eine sichtlich abgeschlossene Gruppe, (die Partei Saffi's vorstellend).

Saffi und **Barbarigo** stehen bereits im Vordergrunde; später

Donato

Barbarigo (zu Saffi)

Was wird der Doge wollen, daß er uns
So dringend herbeschied?

Sassi
(scharf).

Ihr fragt noch? — Ei,
Nach all dem Spucke dieser Hochzeitfeste,
Die man seit einer Woche Tag und Nacht
Halb toll für diesen Dogensohn durchschwärmt,
Nach Schmaus und Mummenschanz des niedern Pöbels,
Und hohen Adels ekler Kriecherei,
Wird sich der Doge nun zum würd'gen Schluß
In ganz besonderm Weihrauch vor uns brüsten.

Barbarigo.

Wie meint ihr das?

Sassi.

Nun, muß ich's euch noch sagen? —
'S ist nicht genug, daß wir, die Venetianer,
Wie Moslemhunde vor dem Dogen krochen,
Als wär' er in Byzanz der Padischah, —
Nein, auch die andern Städte folgen uns,
Von unserer Erniedrigung erniedrigt;
Und also sind mit lächerlichem Prunke
Zwölf Abgesandte eben erst gelandet
Aus Crema, Brescia und Bergamo,
Mit Hochzeitgaben für den Sohn des Dogen.

Barbarigo.

Das weiß ich — aber . . .

Sassi
(rasch einfallend).

Nun, das ist's ja eben,
Weßhalb der Doge jetzt uns herberief.

Des Sohn's Geſchenke will er hier empfangen,
Will's feierlich zum Staatsgeſchäfte ſtempeln,
Und uns entwürdigen zum Schaugepränge.
Venedig's Adel ſoll ſein Schemel werden,
Darauf er ſteigen will vor den Geſandten!

Donato

(der, hinter beiden ſtehend, Saſſi's Rede mit angehört, und mit würdevoller Ruhe hervortritt, zu Saſſi).

Und dennoch täuſcht ihr euch!

Saſſi

(höhniſch).

Ah — ihr — Donato!
Ihr freilich, ihr, des Dogen Buſenfreund,
Müßt's beſſer wiſſen! — Ei, ſo darf ich bitten,
Weßhalb berief uns dann der Doge?

Donato.

Signor,
Es iſt nicht mein Beruf, des Dogen Wort
Hier vorzugreifen, aber euch zu ſagen,
Daß ganz Venedig anders denkt, als ihr,
Der ihr zuvor doch Allem zugeſtimmt! —
Des Dogen Ruhm iſt auch Venedig's Ruhm,
Und, redlich dieſer Dankesſchuld bewußt,
Hat ſie die Republik ihm zahlen wollen
Mit goldner Münze hohen Mitgefühls
An ſeines Hauſes hochzeitlichem Glück
Und Dankbarkeit, ſelbſt über's Maaß geſpendet,
Beſchimpfte nie Venedig's freie Männer.

Barbarigo
(zu Donato).

So denk' auch ich. Ihr sprecht mir aus dem Herzen!
(Zu Saffi.)
Ihr denkt zu bitter, Marco Saffi!

Saffi.

Freilich,
Weil ihr in diesen Tagen ganz verlernt,
Was altrepublikan'sche Tugend ist!
(Er wendet sich von ihnen ab und tritt zu den vorerwähnten zehn Senatoren, seiner Partei, welche ihn lebhaft begrüßen.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Paulo Barbarigo, im reichen Kleid der Nobile, ein junger, blühender Mann, tritt leichten Schrittes durch die Gruppen der Senatoren, welche über sein Erscheinen sichtlich befremdet sind.

Paulo.

Ei, Gott zum Gruß, ihr höchst ehrwürd'gen Herrn!
Vergebt, daß ich so keck war, einzutreten,
Ich lust'ger Fant in euern strengen Rath!
(Zu Barbarigo, zu dem sich nach Saffi's Entfernung mehrere Senatoren gesellten.)
Doch sucht' ich Dich, mein lieber Ohm!

Barbarigo
(verlegen).

Du — mich?
Und hier? — Mein lieber Paulo — dieser Ort . . .

Paulo

(raſch einfallend, indem er aus dem Kleide zwei Briefe zieht).

Nun, ſchilt nur nicht! — Von Lenden kamen Briefe,
Höchſt wicht'gen Inhalts, wie mein Vater meint,
Und da ich ohnedem wie jeden Abend
In's Haus des Dogen ging zu Freund Jacopo,
So nahm ich dieſe Briefe mit, und ſtahl mich,
Ein Ungeweihter, in das Heiligthum —
Ei, lob' mich doch, daß ich ſo fleißig bin'

Barbarigo

(die Briefe entgegennehmend, immer noch befangen).

Nun gut — doch Paulo! — jetzt entfern' dich wieder!

Paulo

(ſchelmiſch leichtfertig).

O liebſter Ohm, ſchnell wie ein junger Hirſch,
Denn, weiß der Himmel, ich bin herzlich froh,
Wenn dieſes Saales Luft ich nicht mehr athme;
Und überhaupt iſt hier die Luft zu dick!
Mir ſchäumt die hohe Schule von Paris
Noch allzuheiß im Blut, ſeit ich daheim;
Ich ſpür's, ich werde hier noch melancholiſch,
Und will den Vater bitten, nach Athen
Mich auf Korinthenbankerl anzuſchicken,
Um unter Hellas ewig heiterm Himmel
Den Druck der dicken Luft hier loszuwerden.

Barbarigo

(halblaut ängſtlich zu ihm, während immer mehr Senatoren ſich um ihn ſammeln).

Mein Paulo — hüte deine Zunge beſſer!

Paulo.

Ei was nicht gar? — Du ſcherzeſt, beſter Ohm!

(Lachend ſich an Alle wendend.)

Ihr Herren, hört doch! ich, die Zunge hüten!
Ich denke doch, man kennt mich hier genugſam
Als luſt'gen Zeiſig, daß es Niemand wundert,
Wenn ich in eurer ſpröden Republik
Mich wie in einem goldnen Käfig fühle.

(Mit verändertem Ton.)

Doch bin ich wirklich froh darum, daß ich
Im Haus des Dogen wie ein Sohn gehalten,
Und meine Laune wie mein loſer Mund
Dort ungefährdet ſich ergehen dürfen,
Sonſt hätt' ich wahrlich Angſt, man wollte gar,
Ha, ha, mich auf die Seufzerbrücke ſchicken,
So ernſthaft ſchaut ihr drein bei meinen Späßen! —

(Mit heiterſtem Humor.)

Doch nein! — Kein Witz! — 's iſt fürchterlicher Ernſt!
Seht doch, wie kann ich finſtre Runzeln machen!
Bin ich nicht jetzt leibhaftig Catilina? —
Ja, wartet nur, wenn wir einmal, die Jungen,
An's Ruder kommen! — Bacchus nur und Venus
Soll auf dem ſtrengen Dogenſtuhle thronen! —

(Aus der Halle beginnt ein feſtlicher Marſch; Alle wenden ſich gegen die Halle.)

Doch horch — 's wird feierlicher Ernſt! — Da muß
Mein toller Witz ſich aus dem Staube machen.

(Mit grauſöſer Verbeugung.)

Zu Wein und Lieb', indeß ihr Staatskunſt treibt!
Und nichts für ungut, ſtrenge Herrn — gut Nacht!

(Er enteilt raſch nach rechts.)

Barbarigo

(zu ſeiner Umgebung).

Ein luſt'ger Springinsfeld! — Nehmt's ihm nicht übel!

Donato

(in die Halle deutend).

Der Doge naht, zur Seite ſeinen Sohn!

Saſſi

(zu ſeiner Partei).

Aha, das feile Poſſenſpiel beginnt!

(Alle Senatoren wenden ſich nach der linken Seite.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Der Doge Jacopo Foscari und Begleitung.

Unter fortwährendem Marſche tritt der Zug indeſſen in folgender hiſtoriſchen Ordnung von links aus der Halle in den Saal:

1) Acht Standartenträger mit je zwei weißen, zwei blauen, zwei grünen und zwei rothen Standarten, welche ſich nach ihrem Eintritt an den Säulen der Halle aufſtellen, während die Träger der weißen Standarten ſogleich den Platz rechts und links am Dogenſtuhle einnehmen.
2) Sechs Trompeter, je zwei mit den großen, ſilbernen Trompeten der Republik, welche ſich, bei ihrem Eintritte den Marſch beendigend, zwiſchen die Standartenträger ſtellen.

3) Der Kaplan des Dogen.

4) Zwei Kämmerer mit dem Stuhl und rothen Sammtkiſſen.

5) Der Großkapitän der Republik.

6) Sechs hohe Offiziere der Republik.

7) Zwei Staatsſecretäre.

Der Doge und ſein Sohn Jacopo.

(Erſterer mit Hut und goldnem Mantel, in weißem Haar und Bart, aber feſten Schrittes; letzterer, ſehr jung, in reichſter Nobiletracht.)

8) Ein Nobile mit dem Degen der byzantiniſchen Kaiſer.

9) Sechs Geheimeräthe, je drei (die Signoria).

10) Zwei Staatsinquiſitoren.

11) Drei Advocaten der Republik.

12) Vier Diener des Senats.

Der Doge beſteigt, während zugleich ſeine Begleitung in entſprechender Ordnung ſeinen Stuhl umringt (die Signoria, der Großkanzler und Großkapitän an der rechten Seite des Dogen, alle Anderen zur Linken), den Thron, Jacopo ſtellt ſich ihm zur Linken auf die Stufen.

Doge

(vor ſeinem Throne ſtehend).

Venedig's hoher Rath, ihr edeln Männer,
Die ihr der Kern und Stolz der Republik,
Ich grüß' euch mit dem Gruße: „Heil, Venedig!“
Geſegnet ſei die Mutter unſrer Aller!
Des Himmels Schooßkind und der Erde Zier!
Des Meeres hehre Braut, du Stadt der Städte,
Du Thron der Freiheit! — dir ſei Macht und Ruhm!

(Er ſetzt ſich.)

Barbarigo

(raſch einfallend).

Die Du gemehrt, wie nie ein andrer Herzog!
Ruft: „Heil, Francesco Foscari, dem Dogen!“

(Viele Senatoren.)

Dem Dogen Heil!

Faſſi

(zu ſeiner Partei).

O knechtiſches Geſchlecht!

Doge

(ſitzend).

O ſchweigt, ihr Freunde, ſchweigt von meinem Namen,
Daß ihr nicht ſchmeichleriſch den Sinn mir wandelt,
Denn — daß ihr's wiſſet —

(Er hockt bewegt.)

Barbarigo

(zu ſeiner Umgebung).

Was wird er uns ſagen?

Doge

(ergriffen).

Ich ſitze hier auf dieſem Dogenſtuhle
Zum letzten Male ....

(Allgemeine Bewegung unter den Senatoren.)

Faſſi

(zu ſeiner Partei raſch).

Was bedeutet das?

Barbarigo

(einfallend).

Erwache, Doge, denn du sprichst im Traum!

Doge.

Im Traum? Ist dieser Leib hier nur ein Traum?

(Sich erhebend.)

O seht mich an! hier steh' ich, euer Doge.
Des Alters Ruhe ist des Himmels Ordnung,
Und achtzig Jahre — wahrlich, das ist Alter!
Drum nehmt mir ab des schweren Amtes Bürde,
Und nur ein einz'ges laßt mich noch verwalten —
Das sel'ge Fürstenamt inbrünst'gen Dankes!
Denn wahrlich, keinem Königssohn der Erde
Kann Land und Meer die Hochzeit prächt'ger feiern,
Als sie Venedig meinem Sohn verherrlicht.
O laßt mich rasten! — Ich bin alt und müde.

(Er setzt sich wieder.)

Donato

(zu Sassi, sich hinüberwendend).

Was sagt ihr jetzt?

Sassi

(zu seiner Partei, halblaut, daß Donato es nicht hören kann).

Daß er nicht rasten darf.

Barbarigo.

Was red' ich? — Tiefes Staunen bannt mein Wort.

(Die Senatoren geben durch Geberden ihre Nichteinwilligung zu erkennen.)

Doge

(sich wieder rasch erhebend)

Ihr schweigt, und eure Mienen sagen: „Nein!“ — ?
Sagt mir, will ich, Venedigs feiger Herzog,
In voller Manneskraft vom Schlachtfeld schleichen? —
Sagt, oder hab' ich nicht seit dreißig Jahren
Ein ruheloser Streiter ausgeharrt
Im ehrnen Herzogsamt der Republik?
Und hab' ich nicht Venedig's stolze Flagge
Furchtbar gemacht den Küsten aller Meere,
Daß sie sogar gebietend leuchten darf
In Syriens und Aegyptens heißer Sonne,
Und bis Byzanz der Halbmond vor ihr zittert? —

(Nach kurzer Pause.)

Jetzt aber nehmt mir weg den goldnen Mantel,
Jetzt, wo vom goldnen Schein der Republik
Noch voll der Abglanz auf mich niederstrahlt,
Daß ich noch drin in heil'gem Feiertag
Ausruhend darf mein schneeig Alter sonnen! —
Das ist der Dank, den ich von euch begehre. —
O laßt mich rasten — denn mich sehnt nach Ruhe! —

Barbarigo

(in die Mitte hervortretend).

Venedig's Männer, es ist Zeit zum Reden!
Francesco Foscari, bist du es noch,
Mit deinem ewig jungen Feuergeist?
Bist du der Greis, vor dessen mark'ger Jugend
Manch venetian'scher Mann erröthen muß?

Hat dich des Sohnes Glück so weich gemacht,
Daß du von müdem Alter zu uns redest? —
Ermanne dich aus deines Glückes Rausch!
Erkenne dich als den, der du noch bist! —
Nein, Doge, nein, wir gönnen sie dir nicht,
Des Alters träge, thatenlose Ruhe,
Weil deiner und der Republik nicht werth,
Die deines Geistes letzten Funken braucht,
Und deinen Namen, ihr Palladium.
Wer dir gleich als Venedig's Herzog lebte,
Darf auch nur als Venedig's Herzog sterben!

Lassi

(hervortretend).

Der Doge muß uns schwören, Venetianer,
Daß er den Herzogsring der Republik
Mit sich zu Grabe trägt!

Viele Senatoren.

Ja, schwören soll er!

Jacopo Foscari

(immer noch auf den Stufen des Thrones stehend, voll stürmischer Innigkeit).

O Vater, höreſt du Venedig's Stimme,
Wie's laut um seinen alten Herzog wirbt? —
Des Sohnes Wort vernimm! was zagſt du noch?
Auf deiner Stirne ruht ein goldner Kranz,
Wie nimmer er ein Dogenhaupt gezieret,
Venedig's höchſten Ruhm ſeh' ich drin leuchten;
Doch fehlt dem Kranze noch das reichſte Blatt,

Wie keines prangend in dem Glanz des Ortes, —
Und dieses Blatt sag' ein! — O bleibe Doge!

Barbarigo.

Jacopo, du bist deines Vaters Sohn!
Ja, Doge, du mußt bleiben! Schwör' es!

Die Senatoren und die Signoria.

Schwöre!

Doge

(sich erhebend).

Venetianer, wohl! ihr zwingt mich,
So sei's! — Den eignen Willen leg' ich ab,
Und weil ihr's alle wollet, schwör' ich euch:
Mit diesem Herzogsring sink' ich in's Grab.

Donato.

Und wir, wir schwören dir ernente Liebe

Barbarigo.

Und mehren soll sich dir dein alter Ruhm!
Wir werden dir es danken.

Viele Stimmen.

Heil, dem Dogen!

Foscari

(für sich).

Ich schwör' ihm alten Haß und neue Qual.

Doge

(noch stehend)

So bin ich euer Herzog bis zum Tode,
Und euer Wille hat zu neuer Thatkraft

Des Alters Müdigkeit mir umgewandelt. —
Nun wiſſet auch: noch weht nach meinem Glauben
Die Flagge unſrer Macht nicht hoch genug,
Auch jenes Feindes Schwert muß ſich ihr neigen,
Der uns voll Uebermuth bisher getrotzt.
O dieſer Sforza, Mailand's kecker Herzog,
Auch er ſoll vor Venetia ſich ſchmiegen! —
Ich will's und kann's — ihr Alle müßt es wollen! —
Venedig's Ruhm und dieſer Krieg ſind Eins,
Und einen Feind Venedig's heiß' ich Jeden,
Der dieſes Krieges Feind.

Saſſi
(für ſich).
Ich lache deiner.

Donato.
O ſteh' auf uns, wir Alle ſteh'n zu dir.

Barbarigo.
Wir Alle! — Krieg mit Mailand!

Alle
(mit Ausnahme Saſſi's und ſeiner Partei).
Krieg mit Mailand!

Saſſi
(zu ſeiner Partei).
Auch ihr!

Einzelne Stimmen
(zu Saſſi).
Wir nicht.

Doge

(herabſteigend)

So kommt, ihr theuren Freunde!
Auf's Neue ſind einander wir geſchenkt.
Dank euch für euer Herz! — Bei achtzig Jahren
In ſolchem Amt thut eure Liebe Noth.

(Er reicht vielen Senatoren, die ſich um ihn drängen, die Hand, während Jacopo die Glückwünſche der Signoria und anderer Senatoren empfängt.)

Saſſi

(indeſſen ſeitwärts ſtehend)

Mein Herz erweichſt du nicht! O bis zum Tod
Vergeſſ' ich nicht die Schmach, da von Byzanz
Du höhniſch mich von dem Befehl entfernt.
Noch hatt' ich meiner Sinne, dir's zu lohnen.
Drum drängt' ich dich zum Eid. Schon morgen wieder
Werd' ich den Stab des Admirals begehren,
Und wehe, Doge, wenn du mir ihn weigerſt!

Doge.

Nur jetzt, jetzt laßt mich einſam! Ich beſchwör es,
Auch du, mein Sohn! — Donate, du ſollſt bleiben!

(Die Standartenträger treten zum geſchloſſenen Zuge zuſammen und entfernen ſich mit den Trompetenträgern in geſchloſſener Ordnung durch die Halle nach rechts; ihnen folgt die Begleitung des Dogen. — Die Senatoren verlieren ſich durch die Halle nach links in möglichſter Ordnung.)

Jacopo

(da alle Senatoren ſich entfernt).

O Vater, darf ich aus dem Saale gehn,
Und ſicher glauben, daß du mir nicht zürneſt?

Doge.

Dir zürnen? — Dir, dem letzten meiner Söhne? —
O nein, dein ſtürmiſch Wort hat mich erquickt,
Denn meinen Geiſt hab' ich darin verſpürt,
In dem ich dich erzog — den Geiſt Venedig's.
(Ihm die Hand auf's Haupt legend.)
O erb' ihn fort zum fernſten meiner Enkel,
Auf daß ſo lange ſiegreich über's Meer
Zur Gluth der Palmen und des Nordpols Eis
Das Lied des Löwen von San Marco ſchallt,
Auf daß in dieſem Lied als hellſter Klang
Der Name Foscari die Welt durchklinge, —
Mein Stolz und Hoffen — nein, ich zürne nicht.
(Er küßt ihn auf die Stirne. Jacopo geht bewegt ab in die Scene nach links).

Vierter Auftritt.

Doge. Donato.

Doge

(den Hut abnehmend).

Donato! — einen großen Dienſt begehr' ich,
Ein Freund nur kann ihn mir gewähren. — Wiſſt du?

Donato.

Wenn es ein Freund vermag, ſo will ich, Doge.

Doge

(Donato unter'n Arm nehmend).

Du weißt, Andrea, viel' hab ich der Gegner,
Die, um mein ruhmreich Dogenamt mich neidend,
Schon jetzt mir wieder neuen Sieg mißgönnen.
O hier, hier standen sie um Marco Sassi,
Ich sah gar wohl in ihrem Aug' den Hohn;
Doch diesen ganzen Haufen sammt dem Sassi
Acht' ich gering. Es ist ein plumper Leib;
Das Haupt doch, das auf diesem Leibe sitzt,
Und ihn geheim beherrscht — das ist gefährlich.

Donato.

Ich ahne, wen du meinst!

Doge

(finster).

Ist's doch gar leicht!
Denn wer noch in Venedig haßt mich so,
Wie Pietro Loredano, dieser Eine,
Der neidverbissne, häm'sche Admiral,
Der unablässig durch versteckte Tücken
In meinen Kriegen für Venedig's Größe
Mich mehr der Kraft gekostet als der Feind!
Und nimmer konnt' ich ihn durch das Gesetz
Vernichten, so verschmitzt hat er's getrieben,
Und jeder Tag vergrößert seinen Anhang.

Donato.

Francesco, was gilt dir des Einen Feindschaft,
Wo jetzt wir Alle dir so laut gehuldigt?

Doge.

Nein, höre nur, wie's oft der Himmel fügt:
Den Vater hält der alte Haß mir fern,
Da — seltsam — führt mir gläubige junge Liebe
Des Feindes Sohn in's Haus.

Donato.

Wie sagst du, Doge?
Jacopo Lorenzo, Pietro's Sohn?

Doge.

Ja dieser! heut erst kam er stürmisch werbend,
Und kalt wies ich ihn ab; denn lieber sterben
Soll mir mein Kind, eh' den zum Manne haben,
Des Name schon mir jedes Glück verzäumt!
So dacht' ich vorhin noch, jetzt denk' ich anders.
Ich bleibe Doge, und er sei mein Eidam!

Donato.

Des Feindes Sohn gibst du das eigne Kind?

Doge.

Ja, um Venedig's willen geb' ich's ihm.
Der Bund der Kinder soll die Väter einen! —
So gehe hin zu Pietro Lorenzo,
Geh' hin zum Feind als der Versöhnung Bote!
Sag' ihm, es sei mein brünstiges Verlangen,
Daß unser Beider Haß zu Grunde gehe!
Sag' ihm, die Hand zum Streite nur erhoben,
Wir wollen sie auf unserer Kinder Häuptern
Besänftigt miteinander legen! — Sag' ihm,

Die Namen Foscari und Loredano,
Bisher wie Fluth und Feuer feindlich zischend,
Sie sollen in dem Klang der Hochzeitglocken
Für immer so versöhnt zusammenklingen,
Daß ganz Venedig ob dem Einklang staune!

Donato.

O edler Doge, welch ein großes Herz!

Doge.

Zu eilig lobst du mich! Wär' ich nur Mann,
Ein grimmer Löwe bäumte sich mein Zorn
Gen Jeden, der mir von Versöhnung spräche. —
So aber will's von mir Venedig's Heil.
Ich kann den neuen Kampf nicht siegreich führen,
Wenn uns're Schwerter nicht vereinigt kämpfen,
Und wie ein Hündchen muß der Leu sich schmiegen! —
Als Mann vermöcht' ich's nie — als Doge kann ich's.

Donato.

Ich gehe, Doge, Frieden trag' ich hin,
Und, weiß es Gott, ich möchte Frieden bringen.

Doge

(mit ungestümer Wärme)

Ja bring' Versöhnung für die Republik,
Wie ich des Feindes Sohn mein Kind drum gebe!
Sag' ihm von meines neuen Krieges Plan,
Mahn' ihn an Frieden für der Mutter Größe,
Daß nicht der Söhne Streit den Sieg gefährde! —
Nein — bring' ihn selbst mir her — heut' Abend noch.

Daß wir noch heut' den Bund der Kinder segnen!
Als neuen Freund bring' mir den alten Gegner!
Jetzt geh' — bring' Frieden in das Haus des Dogen!

(Donato durch die Halle ab.)

Fünfter Auftritt.

Doge

(allein).

Ob er mir Frieden bringt? — Ich will es glauben.
Dreimal und heute drängte mich sein Haß
Von diesem Stuhl. Venedig läßt mich nicht,
Jetzt muß es zwischen uns zum Abschluß kommen!
Doch weg mit dem, was nun vergangen ist!
Ich hab' ihm ja mein eignes Kind geboten,
Dieß Pfand des Friedens kann er nicht verwerfen.
Donato, kehr' zurück als guter Bote!

Sechster Auftritt.

Der Doge. Marina.

Marina

(von links im Vordergrunde aufgeregt hereintretend).

Francesco, so ist's wirklich wahr? — Ach wieder
Bleibst du auf diesem unheilvollen Stuhle,
Vereidigt bis an's Sterben? — O wie hofft' ich,
Es werde nun die finstre Schranke fallen,
Die deine kalte Staatskunst und mein Herz
So lang getrennt — der Mißklang unsrer Seelen
Wie hofft' ich ihn in Einklang schnell versöhnt.

Wenn ich dein Herz, befreit von diesem Mantel,
Dürft' wieder als das Menschenherz erkennen,
Das arglos ich dereinst so tief geliebt! —
Nun sind die Herzen uns auf's Neu geschieden,
Und leidvoll Schweigen ist mein alter Trost —
Francesco, warum hast du das gewollt!

Doge
(unmuthig)

Gewollt? — Wer hat gewollt? — Venedig will's,
Und zu gehorchen hab' ich. — Doch wozu
Bei dir mich noch entschuld'gen? — Lassen wir's!
Nie hast den Degen du in mir verstanden,
Und ich verzichte drauf, es mehr zu hoffen.
Am besten ist, wir geh'n die alten Wege.

(Er kehrt sich von ihr ab.)

Marina
(bittend)

Francesco, gehe so — nur heute — nicht!
(Sie geht nach links ab, wo ihr dort an der Coulisse Laura entgegentritt, die sie zu besänftigen sucht. Marina enteilt mit abwehrender Handbewegung. Laura bleibt, schmerzlich auf den Degen blickend, links stehen.)

Siebenter Auftritt.

Doge. Laura.

Doge
(während beide noch links stehen)

Stets dieser düstre Schatten in mein Leben!
Doch ich ertrag' auch dieses für Venedig.

(Sich nach links wendend und Laura erblickend.)

Ah ſieh, mein Kind — der Anblick lichtet wieder,
Was ſie getrübt! — Ich grüß' Dich, Herzenstochter!

(Ihr das Haupt aufhebend.)

Wie? — Biſt auch du betrübt? — Dein Aug' iſt feucht!

Laura.

Ach Vater, um die Mutter weint mein Auge —
O nimm der Mutter Leid — du nimmſt auch meines! —

Doge

(ſehr ruhig)

Die Mutter, Kind, iſt krank! — Ihr dreifach Leid
Um deiner Brüder allzufrühen Tod
Ward jetzt vom Feſtgejubel neu erregt.
Drum ſollt ihr morgen aus dem Lärm der Stadt,
Zu unſ'rer ſtillen Inſel, nach Murano!
Wohlthät'ge Ruhe wird ihr beſter Arzt.

(Ihr die Hand aufs Haupt legend.)

Nur dir, mein Kind, dir ſoll dieß kranke Eiland,
Wo Alles lockt zu junger Liebe Wonnen —
Dir ſoll's den Bräutigam entgegenführen.
Jacopo Loredano — kennſt du ihn,
Den ſtolzen Mann mit ſeinen dunkeln Augen?
Geſteh' mir's, Kind, ſie haben dich verwundet!
Doch bange nicht, ſie heilen dich auch wieder.

Laura

(umarmt in höchſter Erregtheit den Degen, küßt ihm heftig die Hand, und eilt nach links)

Donato

(erscheint in der Gallerie mit düstrer Miene)

Doge.

Wie wunderbar! — Kein Wort hat sie geredet!

(Auf seine Hand deutend.)

Nur diese Thräne gab sie mir zur Antwort.
Und doch! — Petrarca's hellstes Lied von Liebe,
Wie wird es stumm vor dieser stummen Thräne!

Achter Auftritt.

Doge. Donato.

Donato

(langsam vorwärts schreitend)

Francesco!

Doge

(überrascht sich wendend).

Du, Andrea? — Schon zurück?
Du trafst ihn nicht daheim!

Donato

(befangen).

Doch! auf dem Platze.
Zufällig traten wir uns in den Weg.

Doge

(ihn mit beiden Händen haltend).

Und welche Botschaft bringst du mir, Andrea?

(Da Donato nicht aufsieht, mit der Hand ihm den Kopf aufrichtend.)

Hat sie mit deinem Antlitz was zu schaffen —
Bei'm Himmel! dann ist deine Botschaft schlimm.

Donato.

O Doge, laß es heute! — Höre lieber
Die andre Botschaft, die ich jetzt dir bringe.
Ein Jubelschrei durchhallt die ganze Stadt,
Daß du ihr nun als Doge dich geschenkt.
Ein Feuermeer soll dankend dir's verkünden.
Schon leuchtet rings der Marmor der Paläste,
Es zittern funkelnd all die dunkeln Fluthen,
Und wogen von der Gondel stürm'schem Drängen.
Und jauchzend Rufen — Gondoliergesang,
Kommt immer näher zum Palast gezogen. —
Sieh', Doge, so, so liebt dich dein Venedig.
(Man hört von fern Gesang, der auch durch die ganze Scene immer näher und stärker tönt.)

Doge
(losbrechend).

Doch wie — wie hast mich Pietro Lorredano?
Für diese Botschaft dab' ich dich gesendet.

Donato.

O, Doge, sieh mich an, und frage nicht!

Doge
(zitternd vor Zorn).

Er wies mir meiner Tochter Hand zurück?
Nein — ganz unmöglich! — Sag'! hat er's gethan?

Donato.

Er that es, Doge.

Doge
(mit falscher Ruhe)

Und mit welchen Worten?

Donato.

O Doge, hör' auf deines Volkes Lieder!
Was soll des Einz'gen Hohn sie dir vergällen?

Doge.

Nein, wissen will von ihm ich jedes Wort,
Wie du auch ihm von mir jed' Wort gesagt,
Mit welchen Worten warf mein Kind er weg?

Donato.

So willst du's wirklich wissen?

Doge.

Ich befehl' es!

Donato.

So hör': „Nie soll der Name Foscari —
In eines Loredano Hause tönen!
Denn wie Venedig's Fluch kling' ihm der Name," —
So sagt' er mir mit höhn'schem Grimm — „er sei
Und bleibe deiner Herrschaft alter Feind,
Sei Feind dem neuen Kriege gegen Mailand,
Vergeuder sei'st du venetian'schen Blutes!"

(Lautes Rufen des Volkes, inmitten des immer stärker werdenden Gesanges.)

Doch hörest du des Volkes Jubelruf?
Auf diesen horch! — das ist Venedig's Stimme!

Doge

(vor sich hinbrütend.)

Er bleibe meiner Herrschaft alter Feind?
Sei Feind dem neuen Kriege gegen Mailand?

(Ruf von der Straße.)

Francesco Foscari, Heil unserm Dogen!

Donato.

Hörst du das Volk? — Es segnet deinen Namen!

(Der Gesang ist ganz nahe, und währt bis zum Schlusse.)

Doge

(heftiger).

Vergeudet sei ich venetian'schen Blutes?

Nur wie Venedig's Fluch klingt' ihm mein Name? —

Das sagt er mir, dem Dogen Foscari,

Der ich Venedig groß gemacht, wie Keiner?

Donato

(den Dogen gewaltsam immer näher zum Hintergrunde ziehend).

Tritt zum Altane! Zeig' dich deinem Volk!

Das ungestüm nach deinem Schau'n verlangt!

(Beleuchtung von außen, alle Schiffsmaste prangen in farbigen Lampen.)

Sieh her, in Strahlenwogen schwimmt die Stadt —

Es wogt der Marcusplatz ein rauschend Meer!

Das Alles übertäubt den Hohn des Einen!

Doge

(sich gewaltsam zusammennehmend).

Ja, du hast Recht! Es soll mich übertäuben!

(Rasch zum Hintergrunde tretend, mit lautester Stimme.)

Venedig's Volk! — da hast du deinen Dogen!

(Auf der Straße lauter Volksjubel und rauschende Fanfaren.)

Der Vorhang fällt.

Ende des ersten Aufzuges.

Zweiter Aufzug.

Insel Murano.

Uppiger Garten mit hohen Bäumen und Sträuchern. Rechts eine vorspringende Veranda. Links im Vordergrund vor einem reichen Bosket mit einer Statue eine Ruhebank. Im Hintergrunde über dem Meere Venedig.

Erster Auftritt.

Marina

(zum Vordergrunde tretend).

Genesen soll ich hier von meiner Krankheit?
O kind'sche Heilkunst, dich verspotten muß ich. —
Genesen soll mein leidumflorter Geist
Vom Duft der Bäume und dem Hauch der Wogen,
Draus diese Stadt zu mir herüberschimmert,
Drin mir in frühem Grab drei Söhne liegen! —

(Nach kleiner Pause.)

Ja, 's ist mein unerschütterlicher Glaube:
Da Einer nach dem Andern von den Dreien
Aus vollster Blüthe langsam hingewelkt
In diesem unglückselig'gen Dogenhause —

Das war des Himmels mahnende Vergeltung
Für all' die hundert Opfer, die ihr Vater
Venedig's tiefentmenſchter Staatskunſt weihte. —
(Erregt.)
O wär' er jetzt nur von dem blut'gen Stuhl
Herabgeſtiegen, daß nicht neue Sünde
Durch ihn geboren würd' und meine Angſt
Um meinen letzten Sohn zu Grabe ſänke! —
Doch ach, auch dieſes Hoffen ſchlug mir fehl.
(Sie ſetzt ſich im Vordergrunde links auf die Bank vor dem Boskett.)
Ich glaub' an nichts, an nichts mehr in Venedig,
Als an mein ſtummes, bittres Mutterleid.

Zweiter Auftritt.

Marina. Laura, in freudiger Haſt von links kommend und ſich an Marina anſchmiegend.

Laura.

O Mutter, liebſte Mutter!

Marina.

Kind, was iſt dir?

Laura
(nach rechts deutend).

Ach ſieh', dort ſtößt ein Boot an's Ufer. Mutter!
O das iſt er — Jacopo! — Schilt mich nicht!
Der Vater ſelbſt verſprach mir geſtern Abend,
Daß er als Bräutigam mich hier begrüße.

Ich ließ ihm rasch die sel'ge Botschaft melden.
Vergieb mir, daß ich's wagte . . . und nun kommt er!
O zürnst du mir, daß ich mich also freue?

Marina

(sie umhalsend)

Ach sei du froh, mein Kind! dem morschen Stamm
Thut seines Zweiges harmlos Blühn so wohl!

(Nach rechts blickend.)

Doch sieh, das Aug' der Sehnsucht täuschte dich.
'S ist nicht Jacopo — ein ganz Andrer ist es!
Unheimlich lauernd schaut er um sich her.
Und jetzt seh' ich den Vater rasch ihm nahen;
Voll finstrer Hast bespricht er sich mit ihm.
Doch freilich, von Venedig kommt der Mann.
Was kann er anders bringen, als nur Unheil?

(Rasch sich erhebend)

Komm', Kind — nach Haus! die Luft wird dumpf und schwer,
Und allen Gottesfrieden spür' ich weichen.

Laura

(ängstlich)

Was sagst du, Mutter?

Marina

(sie nach links mit sich fortziehend)

Komm! — Nach Hause, Tochter!

(Beide links ab.)

Dritter Auftritt.

Der Doge und Bevilacqua, im Mantel, kommen von rechts.

Doge
(mit halber Stimme).

Und biſt du deſſen ganz gewiß, Michelo?

Bevilacqua.

O hoher Herr, Ihr ſollt mich „Schurken" heißen,
Wenn ich euch falſche Kundſchaft hinterbringe.
Und ſagt, wann hätt ich's je gethan, ſo lang
In euerem geheimen Dienſt ich ſtehe?
(Ein Papier hervorziehend.)
Im Rath der Zehn könnt Ihr bei dieſen Sieben
Ganz ſicher auf ein „Schuldig" Euch verlaſſen.
Einſtimmig ſprachen ſich die Sieben aus:
Da Pietro Loredano Euch ſo höhniſch
Auf euern neuen Kriegsplan ließ entgegnen,
Hab' er als Feind Venedig's ſich erwieſen.

Doge
(das Blatt durchleſend).

Doch ſag' mir noch, ermahnteſt du ſie auch,
Daß ſie ſich wider Saſſi ſtark erweiſen?
Denn er, ich weiß zu gut, er haßt mich tödtlich,
Zumal ich ihm auch für den neuen Krieg
Noch erſt heut früh den Admiral verweigert,
Und alle ſeine Tücke ſetzt er dran,
Um Loredano's Urtheil zu vereiteln.

Bevilacqua.

O gnäd'ger Herr, habt darum keine Sorge!
Pietro Loredano lebt nur noch,
Daß Ihr ihm könnt das Todesurtheil sprechen.

Doge.

So ist es gut. Ich traue deinem Wort,
Das nie mich täuschte. Eile denn, Michelo!

(Eine Rolle aus dem Kleide ziehend und sie ihm gebend.)

Besorg es bei den Staatsinquisitoren,
Daß noch die Nacht ihn unter'm Bleidach finde,
Und morgen steh' er vor dem Rath der Zehn!
Hörst du? — Besorg' es gut! — Bei deinem Kopfe!

Bevilacqua

(mit Ironie).

Ich habe ja nur einen, Euer Gnaden!

(Heimlich thuend.)

Doch, daß Ihr seht, wie sehr ich mich bemühe,
Mir euer hoch Vertrauen zu verdienen,
So wißt! auch in den jungen Köpfen spukt es
Vom Umsturz aller alten Staatsgesetze,
Sie sind dem jungen Volk zu streng . . . .

Doge

(auffahrend).

Unmöglich!

Bevilacqua.

Sie murren über eure Härte.

Doge

(einfallend).

Kannſt du

Mir Namen nennen?

Bevilacqua

(langſam, wie ſich beſinnend).

Da zum Beiſpiel . . . .

Doge

(haſtig).

Wer?

Bevilacqua.

Wohl Einer, den Ihr drunter nicht vermuthet,
In euerm Haus ein ſonſt gar lieber Gaſt —
Des Girolamo Barbarigo Neffe — —

Doge

(ihm in die Rede fallend).

Wie — Paulo — meines Sohnes Freund? — du lügſt!

Bevilacqua

(eiſig kalt).

Und doch, o Herr, iſt es ein altes Wort,
Daß man oft Nattern nährt am eignen Buſen.

Doge

(ſinnend).

Der tolle Draufkopf — ſoll der dem Staat
Gefährlich ſein?

Bevilacqua.

Ein wahres Gift iſt er
Der venetian'ſchen Jugend, um ſo ſtärker,
Als er, auf eures Hauſes Freundſchaft pochend,

Allüberall mit zügellosem Witz
Venedig's strenges Regiment verhöhnt.

Doge

(mit plötzlicher Kälte).

Hast du Beweise?

Bevilacqua.

Zeugen kann ich schaffen.

Doge.

Für jetzt genug! — Wir reden noch davon.
Erst Pietro Loredano! — Und nun geh'!
Du hast es gut gemacht! — Ich bin zufrieden.

Bevilacqua

(keck).

Zufrieden nur? — O hocherlauchter Doge,
Verzeiht es mir! Für solch besondern Dienst,
Dächt' ich, gebühr' mir auch besondrer Lohn!

Doge

(aufbrausend).

Was — Lohn! — Du stehst im Dienst der Republik,
Die wahrlich überreich dich schon bezahlt.
Drum ein für allemal! (Gewöhn' dir's ab,
So schamlos keck mich anzubetteln. — Wiß,
Daß ich der Doge bin und du sein Spürhund,
Der danken muß, daß ich ihn füttern lasse.

(Seine Börse ihm hinwerfend.)

Doch da — da hast du was! — Nun spute dich!
Nochmals bei deinem Kopf! — Besorg' es gut!

Bevilacqua

(ihm den Mantel küſſend, höhniſch).

O tauſendfachen Dank — und bleibt mir gnädig!

Doge

(zur Seite tretend).

Der überkecke Wicht! — Noch dieſen Dienſt,
Und es iſt höchſte Zeit, ihn wegzujagen.

Bevilacqua

(den Beutel aufhebend und ihn wägend).

So leicht nur? — und für ſolchen ſchweren Dienſt?
Und ſeinen Spürhund hat er mich geheißen? —
O kluger Doge — dießmal warſt du — dumm!

(Nach rechts ab.)

Vierter Auftritt.

Doge

(der indeſſen das Blatt wieder durchleſen, in den Vordergrund tretend).

So iſt's geſchehn, Pietro Lorredano!
Jetzt endlich, du geheimer Feind Venedig's,
Tritt zwiſchen mich und dich das Staatsgeſetz,
Im offnen Richteramt den Streit zu ſchlichten,
Den abermals dein Hohn mir angekündigt,
Zum neuen Schaden für Venedig's Größe. —

(Pauſe.)

Dein Urtheil iſt ſo gut wie ſchon geſprochen! —
Und auf Venedig's Ruhmestafel ſchreib' ich

Mit deinem Blut auf's Neue die Gesetze,
Durch deren unerbittlich strenges Walten
Ich also hoch den Staat zur Macht erhoben,
Auf daß kein Anhang zitternd soll erkennen; —
Auch den Gewaltigsten vernichten sie.

(Feierlich)

Ein heil'ger Spiegel ist die Republik,
Und wer ihn trübt mit einem Hauche nur,
Und wär's nur ein geheimes Wehn des Geistes,
Der hat zum Ostracismus kein weitres Recht,
Als ihn im Todesseufzer auszuhauchen.

(Er wendet sich nach rechts)

Fünfter Auftritt.

Jacopo Loredano tritt dem Dogen von links rasch in den Weg. Der Doge starrt ihn einen Moment erschrocken an

Doge

(mit befangener Stimme)

Was sucht — Ihr mich — Jacopo Loredano?

Loredano

(auf's höchste überrascht)

Ich — Doge — ich? — Wie kennt' ich Euch so schrecken?
Und doch erkanntet Ihr mich? — Seid Ihr krank?

Doge

(sich rasch fassend)

O nein — nicht krank. Nur hat das lange Fest
Mir schlaff die Sehnen abgespannt. — Ich spür's:

Des Alters höchſt Gebot iſt Maß und Regel.
Und nun ſeid mir gegrüßt! — Was führt Euch her?

Loredano.

O, Doge, könnt Ihr mich ſo kalt drum fragen?
Mich trieb der Sehnſucht ungeſtüme Fluth
Zu dieſer Inſel, drauf mein Lieben wohnt.
Habt Ihr nicht ſelbſt dem theuren Kind verſprochen,
Daß hier, dieß Eiland, ihr den Bräutigam
Entgegenführt? — Da bin ich. — Wo iſt Laura?

Doge

(verwirrt).

Ihr ſeid zu ſtürmiſch — und nicht alſo kann ich —

Loredano

(mit Innigkeit einfallend).

Ich weiß, was Ihr mir ſagen wollt — ich weiß es,
Und ſchwer belaſtet es mein Gemüth. —
(Ihm den Arm umlegend.)
Sagt, Doge, iſt es nicht uralte Wahrheit:
Ein einz'ger Tag, er trennt oft alte Freunde,
Verſöhnung alter Feinde braucht oft Jahre! —
Und Ihr verlangtet ſie in einer Stunde —
Durch einen fremden Mittler! — O geſteht,
Ihr habt zuviel verlangt vom Menſchenherzen!
So eilig läßt ſich nicht von dreißig Jahren
Die tiefgetret'ne Spur der Feindſchaft ebnen,
Daß die Verſöhnung drauf den Einzug hält. —
(Mit ſteigendem Affekt.)
O, mir dem Sohne, mir, nicht fremder Hand,
Mir einzig überlaßt das Mittleramt! —

O, Doge, meines Vaters Herz iſt tief,
Gar tief geborgen liegt ſein goldner Schatz!
Doch laſſet mir nur Zeit, vertraut mir nur!
Mit meiner jungen Liebe lautrem Licht
Steig' ich hinunter in die tiefſte Tiefe,
Und der Verſöhnung reinſtes Gold — ich bring's Euch,
Für mich und euer Kind zum Ring der Treue.
Nur laßt mir Zeit, und wehrt nicht unſrer Liebe!

Doge

(für ſich)

Was ſag' ich ihm?

(Laut).

Jacopo — laſſen wir's!

Loredano

(plötzlich nach links ſchauend, ſtürmiſch).

O ſeht, dort tritt ſie eben an den Teich,
Und lockt die Schwäne zu ſich. — Faßt mich hin!
Vor Sehnſucht brenn' ich — Vater! Ja — Ihr müßt!

(Er enteilt raſch nach links.)

Sechſter Auftritt.

Doge.

Ihr müßt? — Und wahrlich, er hat Recht — ich muß.
So bannte mir ſein ſtürmiſch Wort die Zunge.

(Sinnend)

Vergaß ich über'm Vater doch den Sohn.
Und jetzt erſt tritt es näher an mein Herz:
Von Pietro Loredano's Todesnacht
Fällt tiefer Schatten auf mein eignes Haus.

Denn meiner eignen Tochter Glück zerstör' ich,
Und sorglich liebend häng' ich an dem Kinde.
(Innehaltend.)
Soll ich die That drum ungeschehen machen?
Begnüg' ich mich statt ihrer mit der Hoffnung,
Daß noch dem Sohn gelingt, was mir mißrathen? —
Noch wär' es Zeit — noch hätt' ich's in der Hand.
(Erregt.)
Und doch — wann hätt' ich je das Staatsgesetz
An eines Hauses Glück erwogen? — Niemals!
In der Gerechtigkeit liegt meine Macht!
So will ich selbst mich an mir selber stärken,
Da mich des eignen Hauses düstrer Schatten
Nicht schrecket, wenn's den Glanz Venedig's gilt.
(Nach links schauend.)
Da kommen sie. Soll ich es ihnen wehren?
Nein, jeder Einspruch will mir unklug dünken,
Nur allzufrühe werden sie's erfahren.
Ich will auf's Meer hinaus mit den Gedanken.
Wie's mich auch schmerzt, ich kann und will nicht anders.
Auch Kindesglück darf an den Staat nicht reichen,
Auch vor dem Vater muß der Doge gehn.
(Ab nach rechts.)

Siebenter Auftritt.

Laura und Loredano kommen von links.

Loredano.

Ja, theure Braut, was Alles dir ich danke,
Das kann ich nimmermehr dir völlig sagen.

Denk' dir den Himmel, wolkenſchwer umhangen,
Von Blitzen ſtets durchflammt, von Sturm durchbraust —
Das war mein Leben, eh' ich dich geliebt.
Der Zorn war meines Herzens liebſter Gaſt,
Und Argwohn ſein getreueſter Gefährte. —
Auf jedes Menſchen Stirne ſah mein Auge
Das Brandmal niedern Sinnes eingeprägt.
Mein Glauben an die Menſchheit lag im Sarge,
Und neben ihn gebettet all mein Freuen,
Daß ſchwarze Nacht mir oft den Geiſt umhüllt,
Und ich die Todten um den Tod beneidet. —

Laura.

O ſchweigt, Jacopo, denn Ihr ſchreckt mich!

Loredano.

Nein, ſüße Braut, ich mußte dir es ſagen,
Du lichte Sonne, deren goldner Glanz
Von jedem Sturm mir ſo den Himmel klärte,
Daß duft'ge Roſen nur ſein Blau durchſchweben —
Hochfliegende Gedanken meiner Liebe!
Von deiner Seele Hauch erſtand verklärt
Mein todter Glauben an die Welt dem Sarge,
Und ſchritt wie Morgenroth durch meinen Geiſt,
Daß er erſchauert' ob dem neuen Tage,
Mit neuer Menſchenliebe mich umflammend.

Laura.

Und euer Zorn, Jacopo? — Braucht' ich nimmer
Vor ihm zu bangen?

Loredano.

O, von dir gesänftigt
Ward er ein heil'ger Zorn, ein stummer Wächter,
Der auf des Heil'gen Uebertreter lauert.
Dann springt er auf, der alte, wilde Tiger,
Den Frevler schlägt er unerbittlich nieder,
Und wieder legt er sich zur stummen Wache. —
So hast zum Tag du meine Nacht gezaubert.
Nun ahne drans die Liebe meiner Seele!

Laura.

Ja, mein Geliebter, deiner Liebe glaub ich,
Sowie des Leuchtthurms Licht der Schiffer glaubt.
In deinen Augen sonnt sich meine Seele,
Frohlockend breitet sie die jungen Schwingen,
Und wiegt sich hoch am Himmel deiner Liebe —
So hast auch du, Geliebter, mich verzaubert!

(Mit tiefer Wehmuth.)

Ich kann dir ja nicht sagen, welch ein Leid
Geheimnißvoll auf unserm Hause lastet.
Der Brüder früher Tod, der Mutter Schwermuth
Durchklingen's wie ein stetes leises Klagen;
Des großen Dogen hochbegnadet Kind,
Still trauernd sah es in des Lebens Morgen,
Drin stets aus Schleiern nur die Sonne sah.

Loredano.

O, so geheimes Leid hast du gelitten?

Laura.

Du haſt mir's all genommen, mein Geliebter!
Und du nur in Venedig haſt's vermocht,
Du ernſter Mann, aus deinen dunkeln Augen
Dein hoher Geiſt ſo hehr den meinen grüßte,
Daß gleich ich ſpürte, ſie ſind tiefverwandt,
Daß bald ich hörte ſie zuſammenklingen,
Zwei Harfen von des Lebens Ernſt beſaitet,
Und drum von Liebe dreimal tiefer rauſchend!
Denn was iſt Liebe ohne heil'gen Ernſt?

(Sich an ihn anſchmiegend)

Ach, mein Geliebter, halte mit mir Wacht,
Daß dieſe Harfen nie, o nie verſtimmen!
Daß alles Erdenleid ſie überklingen,
Hell ſingend nur das hohe Lied der Liebe!

Loredano.

O ſieh hinaus zum ſtillen blauen Meer,
Drin ſich des Himmels lachend Auge ſpiegelt!
Das ſoll ein Vorbild ſein von unſerm Leben!
Und dieſer Kuß ſei meiner Worte Pfand!

(Er umarmt ſie)

Laura.

O Gott, ſei gnädig, daß es ſich erfülle!
Doch jetzt, Jacopo, muß ich heim zur Mutter,
Es dämmert ſchon, da braucht ihr Herz mich doppelt.
O liebſter Mann, ſo laß mich von dir ſcheiden,
Und meine Sehnſucht ſoll dich heimwärts führen,
Daß ſie dich bald mir wieder bringt! — Fahr' wohl!

Loredano

(Sie auf die Stirne küssend).

Du süßes, du mein neues — heitres Leben!

Laura

(links abgehend, kehrt noch einmal zurück, ihn stumm umarmend, und eilt rasch ab).

Loredano

(ihr nochmals winkend, setzt sich).

Bist du es noch, Jacopo Loredano?
Der finstre Mann, wie mich Venedig schilt? —
Ich selber staune, so bin ich gewandelt.
Doch noch viel tiefer staun' ich, daß auf Erden
Es solchen tiefglückselig'en Himmel giebt,
Für den ich fast nur weinend danken kann.

(Er stützt träumend sein Haupt in die Hand.)

Achter Auftritt.

Loredano. Saffi. Später Battista.

Saffi

(tritt von rechts spähend auf. Wie er Loredano erblickt, tritt er auf ihn zu, ihn auf die Schulter schlagend).

Jacopo!

Loredano

(auffahrend).

Saffi!

Saffi.

Träumer! Nach Venedig!
Zu deinem todten Vater! — hörst du? — todt —
Durch Gift gemeuchelt!

Loredano

(außer sich).

Lügner aus der Hölle!

Sassi.

So soll mich Gott verfluchen, wenn er lebt!
Ich selber drückt' ihm noch die eis'ge Hand,
Sein letzter Seufzer war: „mein Sohn, Jacopo!"

(Mit leiser, zorniger Stimme.)

Und diesen Todesseufzer deines Vaters, —
Den schleudr' ich dir jetzt in dein Paradies,
Drin thöricht du geschwelgt mit dessen Kind,
Der unterdeß Dir ließ den Vater morden. —
Verstehst du mich — Jacopo Loredano?

Loredano.

Nein! — Nein! — Beim Himmel und der Hölle — nein!
Es ist nicht wahr! — du lügst! — Mein Vater lebt!

Sassi.

Das ist mein Dank, daß ich so hergeeilt?
So höre diesen, daß du gläubig wirst!

(Er zieht den Diener Battista aus der Coulisse rechts.)

Battista

(in Trauer, vor Loredano auf's Knie sinkend).

Ach armer, gnäd'ger Herr!

Sassi.

Nun, Loredano,
Nehmt Ihr mir wohl den Lügner wieder ab?
In meinen Armen haucht' er aus

Battiſta

(ſich erhebend).

Ja, Herr,

Nur Signor Saſſi durfte bei ihm bleiben.
O drum vergebt mir, daß ich ihn verließ!

Saſſi

(ſich umſchauend, leiſe).

Und ſterbend zieh er dieſes Mords den Degen. —

Battiſta.

Ja, gnäd'ger Herr, ſo glaubt es ganz Venedig!

Loredano

(außer ſich).

O geh', Battiſta! — Saſſi, geh! — fort — fort! —
O — o! — Es iſt zu viel! — Mein armer Vater!
O Gott — 's iſt wahr! Kein Andrer war's, als er —
'S iſt ſonnenklar und Alles trifft zuſammen.
Drum war er ſo vor mir erſchrocken — o!
Mein armes — unerſtandnes, lichtes Leben! —

(Er iſt in die Knie geſunken und weint bitterlich.)

Saſſi.

Jacopo! — Faſſe dich! — du biſt ein Mann! —
Ein Venetianer von der ächten Art,
Dem nicht ein Andrer erſt zu ſagen braucht,
Wie du in Rache ſollſt den Schmerz erſticken!

Loredano

(noch knieend, zerſchlagen, mit gedämpfter Stimme).

O geh! — Thu' mir's zu Liebe — laß mich, Saſſi! —
Es iſt mein Schmerz ſo rieſengroß und heilig,

Daß jedes Menſchen Blick ihn mir entweiht.
Laß mich allein mit meinem Schmerz — allein!
Von meines Vaters Geiſte nur geſehen,
Und nur von ihm gehört! — Hab' Mitleid — geh'! —

Saſſi.

O ich verſtehe dich — und wart' am Strande.
(Geht mit Battiſta rechts ab.)

Neunter Auftritt.

Laura tritt angſtvoll im Hintergrunde auf.

Loredano
(mit Anfangs gebrochener Stimme).

Fahrt wohl, ihr Thränen! — Ihr, die allerherbſten,
Die ich geweint — will ich als letzte trocknen.
Verſiegt ſei euer Quell für Leid und Luſt! —
Verdirb, du meiner Liebe Zaubergarten!
Zur Steppe ſollſt du werden, hoch im Norden,
Wo alles Blühn im ew'gen Eis erſtarrt,
Wo grauer Nebeldunſt jed' Licht begräbt,
Auf's Schneegefild im Sturm der Winternacht
Nur grellen Schein's blutroth das Nordlicht leuchtet! —
Fahr' hin, du blöder, aberwitz'ger Glaube,
Mit dem die Menſchheit wieder ich umfangen!
Den Deckel deines Sarges ſchlag' ich zu,
Daß kein Poſaunenſtoß ihn öffnen ſoll. —
Doch du, o Rache, grimmige Hyäne,
Die aus den Gräbern noch die Todten ſcharrt,

Nur du allein ſollſt meine Herrin ſein!
Du ſollſt mein Hoffen werden und mein Lieben!
Und dienen will ich dir mit ſolchem Eifer,
Daß, ſo lang Söhne ihre Väter rächen,
Man von dem grimmſten Rächer ſagen ſoll:
Er rächte — als Jacopo Loredano. —
(Mit feierlicher Ruhe.)
O mein gemordeter, verklärter Vater,
Mit Großen haſt du heut mich ziehen laſſen!
Biſt du im Tode jetzt mit mir zufrieden?

Laura

(welche mimiſch den ganzen Monolog mit durchlebt hat, tritt bei den letzten Worten in den Vordergrund.)

Nein! — Beim Barmherz'gen — nein! — Er iſt es nicht! —
O deiner finſtern Flüche ſchwerem Flügel
Flog dreimal ſchneller meine Liebe nach,
Und holte vor dem Himmel ſie noch ein,
Und trug ſie wieder nieder auf die Erde.
Sie ſind im Wind zerronnen! — Ach, Geliebter!
So ſchnell war meiner Liebe Zauber hin?
Doch Gott ſei Dank! — Ich kam zur rechten Stunde.

Loredano

(eiſig kalt).

So lauſchteſt du? — Und hörteſt du denn auch,
Wer meines Vaters finſtrer Mörder iſt? —

Laura.

Bei dem Allmächt'gen — nein! Das hört' ich nicht,
Und nimmer will ich ſeinen Namen wiſſen.

Doch, wer's auch ſei, der unglückſel'ge Mann —
O was du vorhin mit dir ſprachſt, war gottlos!

Loredano.

So wähnſt du wohl, ſo leichtbin läßt der Sohn
Den Vater morden? — O, ſo ſanfte Großmuth,
Verwäſſert nicht das Blut der Loredane, —
Leb' wohl! Denn nach mir ruft ein todter Vater!

Laura

(in heftigſter Bewegung ihn am Arme zurückhaltend, da er ſich nach rechts wendet).

Nein! — Nein! — So ruft dein Vater nicht nach dir!
Mit ſolchem nächt'gen Dämon in dem Herzen
Will er dich nicht an ſeiner Leiche ſchauen.
Denn wiß, dein Vater iſt dorthin gegangen,
Wo jede Leidenſchaft vom Geiſte fällt,
Wie winterig Laub vom lenzumſtrahlten Baume.
O aus dem Reiche der Verklärung ſtreckt
Dein Vater helfend mir den Arm entgegen,
Daß ich mit deinem Dämon ringen ſoll.

(Ihn umſchlingend.)

Und ſo umfaſſ' ich dich, und laſſ' dich nicht,
Bevor ich dieſen finſtern Geiſt bezwungen, —
Nur Gottes Arm ſollſt du den Frevler laſſen,
Daß er ihn ſchlage, wie und wann er will!
Doch du, Jacopo, reiß' nicht eigenmächtig
Den Rachengel aus dem Himmel nieder!
Denn, glaube mir, mir ſagt's ein tiefes Ahnen —
Wenn dieſer Engel erſt den Mörder traf,

Dann kehrt ſein ſtrafend Schwert er gegen dich —
Gen deiner Seele Frieden kehrt er's grimmig,
Und er verwundet ihn mit ew'ger Wunde.

Loredano

(ſtumpf).

So ſoll er's! — Denn ich bin darauf gefaßt.

Laura.

Jacopo, ſo verwirfſt du meine Liebe,
In der ich wollte tröſten und verſöhnen?
O ſo zerſchlägſt du unſrer Herzen Bau,
Den ich als Weib, ſo treu, wie eins auf Erden,
Zur Wohnung reichſten Glück's dir wollte ſchaffen? —
So bricht denn unſrer Seelen ſelig Eiland
Hinunter in das Meer der Leidenſchaft! —

(Groß.)

Denn deiner Rache wiſſende Genoſſin,
Ich kann ſie nimmer werden! — o Geliebter!
Laß deine Rache — bleibe mein! bleib' mein!

Loredano

(nach kurzem Kampf ſich aus ihrer Umarmung losreißend).

Geiſt meines Vaters! — Dein bin ich! — Ich komme!

(Geht raſch nach rechts ab.)

Laura

(die Arme nach ihm ausſtreckend).

Jacopo! — Elend machſt du dich — und mich!

(Sie ſinkt in die Kniee.)

Der Vorhang fällt.

Ende des zweiten Aufzuges.

Dritter Aufzug.

Großer, von Säulen getragener Saal.

In der Mitte eine hängende, brennende Lampe. — Von links leise Festmusik. —

Erster Auftritt.

Bevilacqua im rothen Domino, die Maske vor dem Gesichte, nach links schauend. Sassi in festlichem Kleide kommt aus dem Hintergrunde, mustert Bevilacqua und tritt dann an ihn heran. —

Sassi

(Bevilacqua auf die Schulter schlagend).

He — Bevilacqua — seid Ihr's?

Bevilacqua

(die Maske abnehmend, spöttisch)

Gnäd'ger Herr!

Ihr wünscht etwas von mir?

Sassi

(geheim und vorsichtig).

Ihr wart geheim

Heut Abend bei Jacopo Loredano!

Und heute früh ward er im Rath der Zehn

Als neu ernanntes Mitglied erſt vereidigt.
Was hattet ihr bei ihm zu ſchaffen? — Redet!
Es ſoll nicht euer Schade ſein.

Bevilacqua

(ſpitzig).

Ei, Herr,
Was drängt Euch ſolche Neugier? — Euer Vater
Ward doch vom Dogen nicht vergiftet. — Wie? —
Doch, ſtrenger Herr, von Euch erfuhr ich etwas.

(Sich umſchauend.)

Es horcht doch Niemand? — 's wäre für Euch ſchlimm! —

Saſſi

(verlegen).

Du lecker Schuft, was willſt von mir du wiſſen?

Bevilacqua.

Pſt! Euer Gnaden — pſt! nicht laut und hitzig!

(Gedehnt.)

Pietro Loredano — hört Ihr wohl? —
Er gab — ſich ſelbſt — den Tod.

Saſſi

(betreten).

Schamloſe Lüge!

Bevilacqua

(ſpöttiſch).

Ganz recht, Signor! die war's! — Drum ſagt mir doch!
Wir ſind ja hier allein und unbehorcht —

(Sehr heimlich.)

Wie ſteht's mit Loredano's Teſtament?

Saſſi

(immer verlegener)

Mit welchem Teſtament? — Du faſelſt, Burſche!

Bevilacqua.

So, faſeln — meint ihr? — Ei, bedenkt doch, Herr,
In jedem Haus, ſogar in euerm eignen
Hab' ich Gehilfen meiner Kunſt, — und alſo
Ward mir geſagt: in dieſem Teſtament
Soll Pietro Loredano klar und deutlich
Mit eigner Hand es aufgeſchrieben haben,
Daß er ſich ſelbſt das Gift gereicht, und zwar,
Weil er in ſeinem Stolze lieber ſtürbe,
Als er dem Dogen gönnte, über ihn
Den Stab zu brechen; denn er hatte Wind,
Daß er zur Nacht noch unter'm Bleidach ſitze,
Und in dem Rath der Zehn verloren ſei. —
Es ſieht ihm auch ganz gleich; es ſteckt in ihm
So was von einem trotz'gen — alten Römer. . . —

Saſſi

(ihm in's Wort fallend).

Pah, albernes Geſchwätz! Ihr ſollt Euch ſchämen,
Daß Ihr, ein ſonſt ſo ſchlau verſchlagner Späher,
Euch alſo foppen ließt!

Bevilacqua.

Je nun, Signor!
Das Foppen geht bei unſerm Handwerk drein.
Doch hört nur, wie man weiter mich gefoppt! —
Ihr hört mich doch, Signor?

Saſſi

(bei Seite).

Vermaledeit!

Bevilacqua

(immer ſarcaſtiſch).

Und dann, dann ward mir weiter weiß gemacht:
Kurz vor dem Tod hab' Pietro Loredano
Euch rufen laſſen, als des Hauſes Freund;
Und Euch hab' er dieß Teſtament vertraut,
Daß Ihr es ſeinem Sohn Jacopo gebet,
Den er des Morgens grollend von ſich wieß,
Weil um die Dogentochter er ihn drängte — —
Doch Ihr —

(ſich ängſtlich umſchauend)

um's Himmels willen — 's horcht doch Niemand? —

(Mit höhniſcher Heimlichkeit.)

Ihr unterſchlugt dem Sohn das Teſtament,
Und gabt den Dogen ihm als Mörder an!
Aus purſtem Edelſinn, des Selbſtmord's Makel
Vom Haus des alten Freundes wegzuwiſchen —
O nicht im Mindeſten aus übler Abſicht! —
Denn wer kann überhaupt dem Dogen ſchaden? —
Ja, ja, ſo ſagten mir die dummen Leute —
Heißt das — ſo ließ ich dummer Kerl mich foppen.
O Herr, — ich ſchäme mich auch ganz gewaltig.

Saſſi

(raſch den Dolch nach ihm zückend).

O ich durchbohr' Euch!

Bevilacqua

(raſch ihm den Arm haltend — mit plötzlichem Ernſte).

Thut das lieber nicht —
Ihr braucht mich noch! —

(Lauernd)

Denn dieſes Teſtament,
So gut Ihr's auch daheim verſchloſſen wähnt, —
Es iſt nicht mehr in eurer Hand, Signor!

Kaſſi

(losbrechend)

Du ſtahlſt es mir, du ganz durchtriebner Schurke!

Bevilacqua

(triumphirend).

Ha, ha — ſo habt Ihr's alſo doch gehabt!
Ich dank' Euch für dies offne Geſtändniß! —
Doch ich, ich ſtahl's Euch nicht — bei allen Heil'gen!
Ich weiß auch gar noch nicht, wo's ſtecken mag.
Nur noch von ferne wittr' ich ſeine Fährte,
Doch ich verzweifle nicht. — Venedig iſt
Geheimer Spionirkunſt hohe Schule —
Ihr Herren ſelber habt ſie ja errichtet,
Und kennet meine Praxis aus Erfahrung! —
Auch dieſes Teſtament werd' ich erſpüren. —
Doch ihr begreift — dazu bedarf ich Geld,
Viel Geld; denn dieſes Teſtament wiegt ſchwer,
Sehr ſchwer. — Drum ſcheltet mich nicht unbeſcheiden,
Wenn ich um eine Abſchlagszahlung bitte.

(Mit hingehaltener Hand, ihn höhniſch in's Auge faſſend.)

Wie — ſtrenger Herr? — Beliebt — es — Euch?

Saffi

(mit Unmuth ihm seine Börse in die Hand drückend).

Da ist sie!
Doch wenn du nur ein Wort — nur einen Hauch — —

Bevilacqua

(keck).

Verletzt mich nicht! — Ich bin ein Edelmann! —
Und nun erfahrt: noch heute Nacht beim Feste
Wird sich Jacopo Lorredano rächen —
Durch meine Hilfe.

Saffi

(mit der Bewegung eines Dolchstoßes)

So?

Bevilacqua

(die Hand auf den Mund legend).

Mehr weiß ich nicht.
Doch, Herr, für Euch noch einen guten Rath!
Wenn jemals Euch geheimer Kitzel käme,
Als unbequem mich aus dem Weg zu räumen,
So rath' ich Euch — gebt diesem Trieb nicht nach!
Denn wißt, Signor Michele Bevilacqua
Hört in Venedig mit viel hundert Ohren,
Und hundertfältig ist sein scharf Gesicht;
Und hundert Dolche folgen seinem Wink.
Nicht einmal denken dürft Ihr meinen Tod!
Drum bleibet ängstlich fern von meinen Netzen! —
Mir wäre leid um euer edles Leben!

Sassi

(mit vor Zorn erstickter Stimme).

Schamloser Wicht — wie wagst du solche Sprache —
Zu mir — — dem hohen Haupt des Rathes der Zehn?

Bevilacqua.

Je nun, wir sind ja hier nur unter uns,
Und besser ist, Ihr wißt, woran Ihr seid!
O draußen will ich vollauf Ehr' Euch geben,
Doch hier — mein Gott! O Ihr ertrücht mich ja! — —

(Plötzlich nach links im Hintergrunde deutend.)

Seht her — dort tritt er eben durch die Säulen!
Befragt ihn selbst, wie er sich retten will.

Sassi

(im Abgehen)

Mach' deine Sache gut!

Bevilacqua.

Nur Ihr — sein Sinn!

(Sassi wendet sich zum Hintergrunde nach links.)

Zweiter Auftritt.

Bevilacqua

(allein)

(Den Inhalt des Ventils musternd.)

Ah sieh — 's wiegt ziemlich schwer und Gold ist's auch.
O Marco Sassi, du bist mein Gewerbe! —
Wie viel noch solcher Säckel wird dir's kosten,
Bis ich das Testament heraus dir gebe,
Das ich dir stahl — mein schönes Meisterstück.

So lang Mercur mein gnädiger Patron! —
Und dir, Signor Jacopo Loredano,
Weich eine Rechnung werd' ich dir erst machen!
Fürwahr ein prächt'ges doppeltes Geschäft! —
Das hast du nun davon, du geiz'ger Doge,
Daß deinem Spürhund du den Dienst gekündigt;
Nun hat er einen andern Herrn gesucht,
Und drückt auch dir den Giftzahn ein, wenn's ihm
Sein neuer Herr befiehlt, der besser füttert. —
Ei, hast mich ja zum Spürhund abgerichtet,
Nun spür' einmal an dir, wie beißen thut! — —
O all' ihr venetian'schen Nobile!
Wir Späher sind die ächten Herrn Venedig's —
(Mit der Geldbörse klimpernd.)
Es lebe hoch die freie Republik!
(Nach dem Hintergrunde ab.)

Dritter Auftritt.

Sassi und Loredano; dieser in schwarzem Domino, kommen aus den Säulen von links.

Sassi.

So sag' mir nur das Eine: eben sah ich
Als rothe Maske vor dem Alexandriner.
Er sagte mir, er sei von dir bestellt.
Ei sprich, soll etwa der des Dogen Schuld
(mit der Bewegung eines Dolchstoßes)
Auf diese Art dir auszuzahlen helfen?
Dann eile, Freund! — Schon fließt der Cyperwein.

Da bleibt der Doge nimmer lang beim Festmahl —
Ich kenne seine Art. — Drum rasch an's Werk!
Und daß die rothe Maske schnell entrinne,
Dafür sorg' ich. Du weißt es ja, Jacopo,
Es ist mein Schmerz so bitter, als der deine.

Loredano.

O Marco,

(ebenfalls mit der Handbewegung eines Dolchstoßes)

mit so plumpem Kupferstück,
Wie's dem gemeinsten Gondolier genügt,
Glaubst du, daß ich mich ausbezahlen lasse
Für so ganz ausgesuchte Schuld, wo ich
Der Gläubiger und Schuldner gar der Doge,
Der mir das Leben eines Vaters schuldet?
O nein! — Dafür werd' in Venedig's Münze
Ein eigen, kostbar Schaustück ausgeprägt
Mit seines Dogen Bild, daß seine Schuld
Und ihre Zahlung auf die Nachwelt komme.
Nun laß allein mich, wenn du auch mein Räthsel
Noch nicht verstehst, denn seine Lösung naht! —
Und dann, dann hilf auch du mir meine Forderung
Vom Dogen einzutreiben!

Sassi

(einschlagend)

Zähl' auf mich!

(Ab nach links.)

Vierter Auftritt.

Loredano

(allein — nach links ſchauend —).

Hah ſieh, wie er den Becher jetzt erhebt!
Doch mich betrügſt du nicht! — Des Sohnes Auge
Belauſchet dich — du Mörder meines Vaters! —
Ha — heb' nur frei das Auge — lächle nur!
Ich ſehe doch das Brandmal deiner That
Auf deinem Antlitz heimlich ausgeprägt.
Und wie dein Haupt ſich mit Gewalt auch müht,
In reinen Herzens Hoheit ſich zu tragen,
Ich ſehe doch, wie des Gewiſſens Fauſt
Es niederdrückt zur Tiefe deiner Sünde.
Ja — wie an Gottes Daſein glaub' ich feſt:
Du einzig biſt der Mörder meines Vaters,
Und ganz Venedig ſoll dran glauben müſſen!

(Pauſe.)

Ei ſo erluſt'ge dich in falſcher Laune,
Und brüſte dich als glückumſtrahlten Dogen!
Ich gönne dir's noch — ich, dein lauernd Schickſal.
Denn bis der ſtille Mond der Mitternacht
Auf deinem rauſchenden Palaſte ſteht,
Hab' ich dir deines Glückes ſtärkſten Pfeiler
Mit kalter Hand zerſchlagen, ſowie du
Mir meines Hauſes Säule heimlich ſtürzteſt!
Und öde will ich dir das Leben machen,
So troſtlos öd', wie mir's durch dich geworden! —
Ah, meine ganze Welt iſt eingeſunken.

Verglommen all ihr Glanz, verdorrt ihr Blühn!
In gottlos niedern Haß verfiel mein Geist —
O krank bin ich an Rache — krank zum Sterben —
Der ärmste Bettler in der ganzen Stadt —
Ach — ein des tiefsten Mitleids werther Mann!

(Er lehnt sich erschöpft an eine Säule.)

Fünfter Auftritt.

Laura in dunkelm Kleide ist bei den letzten Worten Loredano's von rechts gekommen. Wie sie Loredano erblickt — steht sie erschrocken, und geht auf ihn zu; Loredano bemerkt das, und nimmt schnell die Maske vor.

Laura.

Jacopo!

(Da Loredano sein Gesicht abwendet.)

Was verbergt Ihr Euch vor mir?
O durch die Larve seh' ich Euer Aug'
In wildem Zorne flammen. — O was sucht
Ihr hier beim Festgelag', ein Trauernder
Um's Leben eines Vaters? —

(Da Loredano gehen will, mit steigendem Affecte.)

O Jacopo,
Ihr schweigt und wollet fliehen? — Ich lass' Euch nicht.
O gebt mir Antwort! — Beim Allwissenden!
Ihr habt was vor, das sich vor'm Lichte scheut!
Ein Argwohn, finstrer als die tiefste Nacht,
Den auszusprechen diese Lippen schändet,
Hat Euch den Geist umnachtet. — Seht mich an!

(Vor ihm niederkniend.)

Die Ihr im Liebeskuß einst hoch erhoben,
Von Leid erniedrigt fluh' ich hin und flehe:
O bei der Heiligkeit der ersten Liebe,
Die unsre Herzen einst so reich gesegnet,
Verwerfet Eures Argwohn's höll'schen Trug!
O glaubet mir — — die Euch jetzt retten will —

(Sie ergreift seinen Mantel, er reißt sich los und geht rasch in die Säulen links.)

Ihr stoßt mich weg — und geht? —

(Sich langsam aufrichtend, mit erhöhter Stimme.)

O Gott — mein Gott!
Du bist allmächtig — halt' ihn du zurück!

(Noch rechts wankend.)

Beschütze du — dies schwer — bedrohte Haus!
In deinen Schutz — befehl' ich meinen — Vater.

(Mit den letzten Worten ist sie in den Säulen rechts verschwunden.)

Sechster Auftritt.

(Der Doge tritt, während von innen Fanfaren ertönen, in reichem Festkleid, von Wein erhitzt, von links auf.)

Doge.

Ha, schmettert ihr Fanfaren auf mein Wohl!
Das labt mein Herz. — Ihr Gäste schwelgt und jubelt,
Bis euch das Morgenroth zu Schläfern macht!

Die Arzuerin meines Schlafes ist die Nacht,
Die meine Treue lohnt mit solchem Alter.

Und wahrlich! jetzt erst kann ich frei mich freuen,
Seit er dahin — Pietro Loredano.
Jetzt erst kann ich Venedig's Tage preisen,
Und ungehemmt vollend' ich seine Größe.

(Sinnend.)

Wer es wohl war, der so geheimnißvoll
Zuvorkam meinem offnen Urtheilsspruch?
War er es selbst? — Vergeblich müh' ich mich,
Das Dunkel dieses Tages aufzuhellen. —
Und doch — was kümmert's mich, wer es gewesen —
War er doch nur ein Werkzeug höh'rer Macht!

(Mit Wärme.)

Ja, Dank! Venedig's waltendes Geschick!
Du sahst, des Kindes Glück, ich wollt' es ernten!
Da übernahmst du selbst mein Richteramt! —
Nur jetzt kann ich vor'm Sohne dieses Vaters
Von jeder Mitschuld frei die Hand erheben;
Und nimmer scheidet sie der Beiden Herzen. —
O Dank, du gnäd'ge Vorsicht, daß du also
Dem Degen holfst, Venedig's Feind verderben,
Und doch dem Vater liebst Vater sein!

(Langsam nach rechts gehend.)

Ein neues Leben ist mir aufgegangen,
Willkommen Schlaf! — Willkommen froh Erwachen!

Siebenter Auftritt.

Der Doge. — Marina tritt von links erregt auf und nähert ſich mit der Innigkeit einer Bittenden dem Dogen

Marina

(ihm die Hand auf die Schulter legend, ſehr warmen Tones).
Francesco! eh du ſchlafen gehſt — ein Wort!
Ein einzig bittres Wort!

Doge

(kalt).
Was haſt du, Weib,
In ſpäter Nacht? — Verdirb mir nicht den Schlaf!

Marina

(innig).
Nein, hör' mich an! — Ich kann es nicht verſchieben. —
Noch jetzt um Mitternacht gieb mir Gehör!

Doge.

Und was kann alſo drängen?

Marina

(mit tiefſter Weichlichkeit).
O Francesco!
Als ich dich heut vor'm Feſte darum frug,
Was wohl dem Paulo Barbarigo fei,
Daß ſeit zwei Tagen unſer Haus er meidet,
Da ſprachſt du, daß er nach Athen geſegelt.
Mich aber drängte ſeltſam dunkle Angſt
Vor Abend noch in's Haus der Barbarigo. —
Ich kann dir nicht erzählen, wie ich's traf.

Mit einer Wüſte nur möcht' ich's vergleichen,
Wo jede Ader von der Trauer Sandmeer
Verſchüttet iſt, nur nur der heil'ge Glaube
Als immergrün Oaſenland noch tröſtet. —
Francesco — ach, ihn trug kein breites Segel
Durch's kühle Meer zum ſonnigen Athen,
Nein, unter'm heißen Blutdach ſchmachtet er.
Am früh'ſten Tag ſteht er vor'm hoh'en Rath.
Auf ſchwarzem Boot zu jähen Todes Strande
Will ihn der Styx grimmer Fährmann führen.
O bei der ewigen Barmherzigkeit!
Was hat Euch dieſes junge Blut gethan?

Doge

(ſehr kalt)

Du weißt, Marina, nie hab' ich geruhet,
Daß du dich weibiſch einmengſt in mein Amt!
Drum ſag' ich dir: Venedig's hoher Rath
Wird richten, wie's das Staatsrecht erheiſcht.

Marina.

O ſo verwirfſt du meine heiße Bitte
Für unſres Hauſes, unſres Todes Krone?

(Mit ſteigendem Affect.)

O Gatte — Vater — Doge, ſieh mich an!
In aller Venetian'ſchen Frauen Namen,
Von ihrer Schmerzen Rieſenlaſt beladen,
Beſchwör' ich dich: — da dich die Republik
Auf's Neue nun zum Despoten zwungen,
Ermene du auch jetzt den Geiſt Venedig's!

Laß ihn zur Sonne werden milden Rechtes,
Dran alle Grauſamkeit wie Eis zerſchmilzt!
Und Morgen ſchon — verſchieb' es nicht! — beginn
Dein heilig Werk am Paulo Barbarigo!
Schließ ab der Willkür blutgetränktes Buch!
Und eine neue Zeit des Heils beginne
Für unſre Herzen und für ganz Venedig!

Doge

(erregter).

Du redeſt, wie's ein thöricht Weib verſteht,
Die nie noch als Venetianerin
Die Republik geliebt, in deren Herz
Nie noch der Glanz von ihrer Macht gedrungen,
Der ſeine Strahlen wirft bis an die Pole!
Und wenn ein Geiſt, der dieſen Glanz befleckt,
Hinweggewiſcht wird aus dem Buch des Lebens,
Aus heil'ger Nothwehr thut's die Republik! —
Des Hochverrath's zeiht man den Barbarigo,
Drum iſt ſein Leben werthlos in Venedig,
Und meines Hauſes Freund iſt er geweſen.

Marina.

Ein Hochverräther — er? Du kennſt ihn doch!
O dieſer harmlos heitre junge Mann!
Er wurde falſch verklagt — ſprich du für ihn!
Ein unbewachtes Wort erregter Laune,
Wer will es zum Verbrechen ſtempeln? — Vater!
Den Freund beſchütze deinem eignen Sohn! —

Schwer fällt dein Wort in seiner Richter Wage.
Du kannst ihn retten — o so rett' ihn auch!

Doge.

So? — Meinst du? — Nun, so sag' ich dir als Doge:
Gerade, weil er meines Hauses Freund,
Erheb' ich meine Stimme nicht für ihn.
Die Zeugen einzig sollen für ihn reden,
Gerechtigkeit für ihn, wie für die Andern!

Marina

(voll edelster Entrüstung).

Gerechtigkeit! — O böhm'sche Lästerrede!
Meineid und Folterqual sind eure Zeugen,
Und auf dem Richterstuhle sitzt der Mord!

Doge

(auffahrend).

Marina, wessen Worts erkühnst du dich?
Im Namen Gottes wird bei uns gerichtet!
Doch welches Recht habt Ihr, ihr Weiber,
Euch in der Männer Staatskunst einzudrängen?

Marina

(mit höchster Begeisterung).

Vom ew'gen Himmel stammt es, wie das eure!
Denn, wenn die starken Männer es verachten,
Des göttlichen Gesetzes Hort zu hüten,
Stehn schwache Frau'n als Wächterinnen ein. —
Und sieh, von eurem heuchlerischen Staate
Reißt diese Mutterhand der Lüge Schleier.

Und in den prahleriſchen, goldnen Hallen,
Da liegt, von Euch zertreten und verhöhnt,
Entſtellt in ihrer königlichen Schöne,
Die Menſchlichkeit, das gottgeliebte Weib,
Das Ihr im Namen Gottes ſchnöd mißhandelt,
Die Mutter alles Rechts — das Heil der Völker,
Der Fels der Staaten und der Herrſcher Macht! — —

Doge

(raſch ſie unterbrechend)

Der Wahnwitz eines Weibes ſpricht aus dir!

Marina

(mit immer höherer Gluth).

Des Todes würdig dünkt Euch jeglich Denken!
Im Bürgerblut ſtehn eures Staates Säulen!
Und Alle hat die Lüge hingemordet,
Daß an der Republik ſie ſich verſündigt,
An ihr, dem finſtern Grab von aller Freiheit! —
Sieh, Doge, das, das iſt Venedig's Heil,
Deß Ihr Euch alſo rühmt, Ihr freien Männer —
Ihr freiheitsgleißenden Republikaner!
Und eher wollt' ich, daß ringsum das Meer
Aufwirbelte, zu blut'gem Giſcht gewandelt,
Und dieſe Stadt des Mords in ſich verſchlänge,
Mit Allem, was da prahlend in ihr heuchelt,
Eh daß noch einmal nur ein einzig Herz,
Schuldlos von Euch gemordet, in ihr blute —
Sieh her, das iſt der Wahnwitz eines Weibes! —

Doge.

(mit erzwungener Kälte)

Du siehst, Marina, kalt ließ ich dich reden,
Und ich bereu' es, daß in übrem Eifer
Ich nur mit einem Wort dich krumm gescholten.
Hier — in dem Herzen trag' ich meinen Freibrief,
Darin mit goldner Schrift geschrieben steht,
Was mir Venedig ist, was ich ihm that,
Und was ich fürder dafür opfern kann.
Des Weibes Geist vermag es aber nicht,
Den Inhalt dieses Freibriefs zu erfassen.
Doch — bei San Marco, der Venedig schützet! —
Wär' es mein eigner hißgeliebter Sohn,
Der an dem Staate sich versündigte
Ich würr' als Vater auch nicht seiner schonen!
Ein zweiter Brutus sprächt' ich ihm das Urtheil
Venedig's eigener — gerechter Doge.

(Im tiefsten Hintergrunde schreitet Loredano im Amtskleid, von Häschern begleitet, über die Bühne nach links.)

Marina.

(in angstvoller Erregtheit)

O Gott, Francesco — eisig überläuft's mich —
Am ganzen Leibe zitt're ich — komm, o hilf mir
Dein fürchterliches Wort der Luft entreißen,
Bevor sie's weiter trägt an's Ohr des Feindes,
Und in dem Hinterhalt das Unheil weckt.
O Vater, ruf's zurück, dein grauses Wort!
Erinn're dich, — daß du dich nicht verzählst!
Wir haben ja nur noch den einz'gen Sohn!

Die andern drei, weißt du? — sind heimgegangen!
Und aller Mutterliebe heil'ge Gluth,
Die ich den Dreien in das Grab gesenkt,
Die Geister seiner Brüder sandten sie
Für ihn, den Einzigen, mir wieder heim.
So ist er nun mein vierfach Heißgeliebter!

(Niederfallend.)

O Vater, sieh, dein Wort, es warf mich nieder.
Ich nimm's zurück, dein grausam sündig Wort!
Du bist nicht Doge nur, du bist auch Vater!
O fürchte, daß dein Maß nicht überfließe!
Denn auch auf deiner Seele lastet Schuld. —

Doge

(höchst erregt).

Auf meiner Seele Schuld? — Was schwatzest du?
Gott ist mein Zeuge, wie gerecht ich bin.
Und nun — gut' Nacht! — und geh zu deinen Gästen!

(Die Musik bricht plötzlich ab, daß es auch dem Zuhörer deutlich werden muß. Von links dumpfer Lärm.)

Marina

(in höchster Angst).

Du heil'ger Gott! — Wie plötzlich die Musik
Verstummt! — Welch' wirr Getöse dringt vom Saal?

Doge.

Ha, was bedeutet das?

Marina

(mit ausgestreckten Armen nach links schauend).

O Gott — sieh' nur!

Achter Auftritt.

Vorige. — Jacopo Foscari ſtürzt von links herein zu des Dogen Füßen. Raſch darauf Loredano, Zaffi und andere Räthe. — Gerichtsdiener.

Jacopo Foscari.

O Vater — Vater — ſchütze, rette mich!

Loredano

(raſch folgend, im Amtskleid des Raths der Zehn — von vier, mit ſchwarzen Larven vermummten, Häſchern begleitet).

Im Namen und aus Macht des Rath's der Zehn
Verhaft' ich Euch, Jacopo Foscari!

(Die Häſcher umarmen Jacopo Foscari.)

Jacopo

(in ſcheuer Haſt umſehend).

Jacopo, Du?

Doge

(den Häſchern wehrend).

Laßt ihn! Denn dieſer raſt.
Welch einer Schuld zeiht man den Sohn des Dogen?

Loredano

(kalt)

Des Hochverrathes! —

(Ihm ein Pergament vorhaltend.)

Kennt Ihr dieſe Schrift?

Doge

(dumpf).

Der Staatsinquiſitoren! —

(Marina ſinkt in die Kniee. Der Doge ſtarrt vor ſich hin.)

Jacopo

(von den Häſchern gehalten).

Vater — Vater!
Du willſt mich nicht der Häſcher Hand entreißen?
Du weißt doch, Vater, dieſes Herz iſt rein
Von Hochverrath, als wie von Gift dieß Auge.

Barbarigo

(da der Doge noch immer ſtarr daſteht, zu den anderen Senatoren).

Seht Ihr! er zaudert! — Ei der große Doge!

Marina

(noch auf den Knieen).

Du Allgerechter — o! ſein Maß floß über!

Doge

(ſich faſſend, mit ſtrenger Hoheit).

Ihr Herren, ich durchſchaue dieſes Netz,
Das lügneriſche Bosheit um mich wirkte.
Und düb'ſchen Frevel heiß' ich dieſe Klage,
Vor der dieß lautre Herz hier nicht erzittert.

(Mit ſanfter Ruhe ihn aufrichtend.)

Jacopo, zeig', daß ich dein Vater bin,
Und ehre das Geſetz der Republik!
In aller Form des Rechts iſt der Befehl.
So geh' zur Haft für dieſe kurze Nacht!
Leb' wohl! Auf ſeries Wiederſehn am Morgen!

(Er küßt Jacopo auf die Stirne; Jacopo wendet ſich angſtvoll zögernd zum Gehen.)

Marina

(sich erhebend, mit majestätischer Ruhe.)

Nur einen Augenblick noch laßt ihn mir!
Nur einen Mutterkuß noch laßt mich drücken
Auf meines Sohnes Haupt — dann mag er gehen!

(Sie umarmt Jacopo in langer, inbrünstiger Umarmung, dann ihm die Hand auflegend, mit tiefstem, feierlichem Schmerze.)

Und jetzt geh' hin — nur büße für Venedig!

(Sie sinkt dem Dogen an die Brust. Eine starre Gruppe.)

Der Vorhang fällt.

Ende des dritten Aufzuges.

Vierter Aufzug.

Gerichtssaal des Rathes der Zehn.

Im Hintergrunde eine Estrade mit durchbrochenem Geländer, durch deren Mitte eine große Thüre geht. Oberhalb derselben die Figur der Themis. — Von der Thüre aus gelangt man durch eine breite, die ganze Estrade umgrenzende Treppe in den Saal. Rechts und links von der Mittelthüre sitzen auf der Estrade Schreiber und Gerichtspersonen. — Im Saale stehen rechts im Halbkreis die Stühle der Mitglieder des Rathes der Zehn — mit einem kleinen Tische. Im Mittelpunkte der Stuhl für den Angeklagten. Im Vordergrunde links der Richterstuhl des Dogen.

Erster Auftritt.

Wie der Vorhang aufgeht, steht Saffi, als Vorsitzender, in der Mitte, Loredano sitzt nach rechts auf dem äußersten Stuhle, neben ihm Barbarigo u. s. w. Nur Donato steht an seinem Stuhle — als der Letzte links. —

Saffi

(stehend).

Ihr strengen Herrn des hohen Rath's der Zehn,
Ihr habt den Angeklagten nun gehört!

Mit dreister Stirne läugnet er die Schuld,
Der ihn die Staatsinquisitoren zeihen,
So hört den Zeugen, den Ihr Alle kennt,
Und diesen Dogensohn soll er entlarven
In seinem Hochverrath so schmutz'ger Art,
Wie keiner noch befleckt das Buch Venedig's. –
Der Doge selber zwingt die Republik
Zum Kriege gegen Mailand, und sein Sohn
Er nimmt von Mailand's Herzog Bestechungen. —
O unerhört! — Doch 's ist des Himmels Mahnung,
Kein zweites Mal vor'm Dogen so zu frucht'n.
Ihr seht nun die Ernied'rigung sich lohnen!

Donato

(hervortretend).

Ei, Marco Sassi, welch ein Kenneifer!
So hört auch mich, den Aeltesten von Euch!

Barbarigo

(aufspringend und ihm in die Rede fallend).

Nichts mehr, Donato! — Viel zu lange schon
Hat man dem Dogensohn Gehör gewährt.
Ei, mich bekränkt, mit meinem Neffen Paulo
Kam man viel eiliger zum blut'gen Spruch. –
Man bring' uns jetzt den Zeugen!

Loredano und Mehrere

(aufstehend).

Ja, den Zeugen!

Sassi.

So tret' er vor die Schranken!

(Zu der Estrade links herauf.)

Laßt ihn ein!

Donato

(leise zu drei Rathsherren, die ihm zunächst stend aufgestanden sind und sich um ihn gruppiren)

Ihr, Freunde, haltet fest zu mir!

Die Drei

(leise)

So sei's!

Zweiter Auftritt.

Vorige. — Michelo Bevilacqua, in sehr anständigem Costüm eines niedern Edelmanns, tritt, keck sich umschauend, von links von der Estrade in den Saal, verbeugt sich mit seiner Gewandtheit, und bleibt im Vordergrunde stehen.

Sassi.

Ihr nennet Euch Michelo Bevilacqua?

Bevilacqua.

So heiß' ich, strenger Herr.

Sassi.

Und Florenz nennt

Ihr eure Vaterstadt?

Bevilacqua.

Sie ist es wohl,

Doch hat sie mich aus ihrem Schooß verbannt,
Weil ich die Freiheit mehr geliebt, als mich.
So ward Venedig mir zur zweiten Heimath,
Die ich drum liebe, wie ihr treu'ster Sohn.

Sassi.

Ihr habt vor diesem hohen, edlen Mitglied
Des Rath's der Zehn, Jacopo Lorenano,
Des Dogen Sohn, Jacopo Foscari,
Des Vaterlandsverrathes angeklagt,
Den er verübt, vom Herzoge von Mailand
Geschenke nehmend, der Venedig's Feind!
So schwöret erst, die Wahrheit uns zu sagen
Bei dem Allmächtigen und Allwissenden,
So wahr er eurer Seele gnädig sei!

Bevilacqua

(mit erhobner Hand).

Ich schwöre!

Sassi.

Nun so sagt, könnt Ihr nun hier
Vor'm peinlichen Gericht der hohen Zehn
Mit freiem, offnen Wort bestätigen,
Daß Alles Wahrheit sei, was Ihr geheim
Gesprochen vor Jacopo Lorenano?

Bevilacqua.

Das kann ich, hoher Rath!

Sassi.

Wohl denn! — Erzählt!

Bevilacqua

(in vornehmem Tone).

Es war in einer Mondnacht, strenge Herren,
Da fuhr ich einsam durch den Canal grande,
Und träumend ließ ich meine Gondel gleiten.
Nur lauschen wollt' ich der Musik, die schmeichelnd

Die Nacht durchklang aus dem Palaſt des Dogen —
Des Sohnes Hochzeitfeier galt ihr Klingen. —
Und mit dem eignen Heimweh des Verbannten
Gedacht' ich ſchmerzlich meiner Vaterſtadt.
Und wie es nur ſo kam, mein wund Gemüth,
Es ſchloß zugleich den Sohn des Dogen ein.
„Wie biſt du neidenswerth" — ſo ſeufzt' ich tief —
„Wie ihren größten Helden feiert dich
Die Vaterſtadt, und du, was that'ſt du Großes,
Und wirſt du wohl es ihr vergelten können? —
Die meine ſtieß mich aus — den beſten Sohn!"

Saſſi

(für ſich).

Wie fein er ausholt!

Bevilacqua

(raſch fortfahrend).

Doch, daß Ihr vergebt,
Was ich zu denken wagte! Denn die Wahrheit,
Sogar mein Denken wollt' ich Euch berichten.
So dacht' ich ſeufzend auf der nächt'gen Fahrt.
O Ihr vergebt mir's doch?

Saſſi

(zu Loredano).

Er redet trefflich!

Donato

(ihn in's Auge faſſend).

Zu ängſtlich ſpinnt Ihr eures Wort's Gewebe!
Wir ſind nicht da, von eurer Gondelfahrt,

Und euern Seufzern breit Gericht zu hören.
Wir ſitzen hier, um ſtrenges Recht zu ſprechen.
Drum fordern wir nur ſchlichte Mannesrede,
Wie ſie die Wahrheit aus dem Herzen holt.
So faßt Euch kurz: was ſaht, was hörtet Ihr?

Loredano

(aufſpringend).

Ihr Herrn, das heißt Verdächtigung des Zeugen!

Venieracqua

(ganz raſch, fein abwehrend, gegen Loredano).

O! — bitte . . .

(Dann ſchnell zu Donato, mit ironiſcher Höflichkeit.)

Dank euch, gnäd'ger Herr, daß ihr
Mich ſo an Kürze mahnt! —
Wo war ich? — Richtig!

(Sich wieder an Alle wendend, im vorigen, ruhigen Tone.)

Und wie ich ſo im Canal grande fuhr,
Da — unverſehens — merket wohl, Ihr Herren!
Stieß meine Gondel an ein ſtolzes Schiff,
Und aufgeſchreckt lenkt' ich behend ſie rückwärts.

(Sehr heimlich und wichtig thuend.)

Und an das Schiff glitt eine andre Gondel,
Und legte heimlich an. — Im Mondlicht glänzte
Des Dogenſohn's geſtickter Baldachin
Von rothem Sammt. — Zu gut kenn' ich das Boot.
Dann ſah ich aus dem Schiff — ſichtlich verſtohlen!
Verhüllte Waaren in die Gondel heben,
Und durch die Nacht vernahm ich dieſe Worte:

„Sprecht ja nicht laut! — Von Mailand ſind's Geſchenke,
Die unſer Herzog eurem Herrn geſendet!
Gar reiche Hochzeitgaben! — Seid verſchwiegen!
Daß ihr nicht einer Seele davon redet!"
Da rauſchten juſt Fanfaren durch die Nacht,
Und jubelnd klang's: „Hoch, hoch der Sohn des Dogen!" —
Mir ſchnitt Venedig's Jubel in die Seele. —

Donato.

So wahr ihr Gott mög' gnädig ſein! — Nichtwahr?

Pevilacqua

(einen Augenblick die Faſſung verlierend, dann keck weiter).

Ja, hohe Herren, — ſo klangen dieſe Worte —
Und — weil ich denn Venedig ſo viel danke,
Hielt ich's für heil'ge Pflicht, dieß auszuſagen. —
(Zu Donato, der ihn immer tiefer in's Auge gefaßt hat.)
O ſeht mich nicht ſo an! — Ich rede Wahrheit! —
(Mit erzwungen trotzigem Ausdruck.)
Ja — weil es mich im tiefſten Herzen ſchmerzte,
Daß ſo des Dogen Sohn vom Feind Venedig's
Geſchenke nahm. — Und darum, hohe Herrn,
Hab' ich ihn angeklagt, und alſo lautet
Mein Zeugniß.

(Er ſchaut zu Boden.)

Loredano

(für ſich).

Gott ſei Dank, daß es vorüber!

Saſſi

(zu Loredano).

Schnell fort mit ihm!

(Zu Bevilacqua.)

Ihr ſeid entlaſſen, Zeuge!
Wir danken Euch, daß Ihr ſo eiferſüchtig
Die Republik vor dem Verrath bewacht.
Fahrt wohl, und lernet in Venedig's Freiheit
Verſchmerzen florentiniſche Verbannung!

Bevilacqua

(gegen Saſſi und Loredano ſich tief verbeugend).

Wie ſollt' ich nicht — bei ſolchen — edeln Männern!
(Nochmals gegen Alle ſich verbeugend, durch die Mittelthüre ab.)

Dritter Auftritt.

Vorige ohne Bevilacqua.

Saſſi.

Hochfreier Rath der Zehen — Senatoren!
Ihr hörtet nun des edeln Mannes Zeugſchaft,
Und klar bewieſen hat ſie das Verbrechen.

Donato.

Ja, ſtrenge Herrn, wir hörten dieſen Zeugen,
Und was viel ſchwerer wiegt — wir ſahn ihn auch,
Das Urbild eines falſchen Zeugen. —

Loredano.

Wie?
Wer wagt das auszuſprechen?

Donato.

Ich! — Donato! —
Ich ſag' es Euch: das war ein falſcher Zeuge! —

(In die Mitte des Saales tretend.)

Und diesem Buben wollt ihr Männer glauben? —
Den Sohn des Dogen soll verklagen dürfen
Ein ekler Schuft, bankrott an Leib und Seele,
Den ausgespie'n die eigne Vaterstadt,
Und der sich nun bei uns von Meineid mästet? —
O edle Söhne unsrer großen Mutter,
Den diesen Zeugen, werth nur der Verachtung,
Ruf ich Euch einen andern in die Schranken,
Mit dem wir Alle ruhmreich aufgewachsen,
Deß Namen wir voll stolzer Ehrfurcht preisen —
Venedig's Ruhm und Größe ruf' ich auf,
Das dreißigjähr'ge Werk des großen Dogen. —
Die sollen zeugen für des Vaters Sohn!

Foredano

(mit aufbrausendem Hohne).

Das also, hohe Herrn, ist dieser Zeuge,
Den mit so hohem Wortgepräng' er rief?
So wird die Tugend als des Blutes Magd
Dem Sohne mitgeboren — oder sagt:
Ist sie des Sohnes eigne, freie That?

Donato.

So wollt ihr diesem falschen Zeugen glauben?

Sassi.

Wer sagt Euch, daß er falsch? — Er hat geschworen!

Foredano

(rasch einfallend).

Wie jeder Zeuge, dem bisher Ihr glaubtet!

Und ſagt mir doch, weß eines Zeugen Wort
Gibt für die Schuld Jacopo Foscari's
Uns größre Bürgſchaft, als das Wort juſt dieſes? —
Wo irgend ein Verbrechen aufzuſpüren,
Hat ihm der Doge nicht auf's Wort geglaubt?
Hat er ihn nicht gehätſchelt und gehoben? —
Und dieſem Zeugen wolltet Ihr nicht glauben,
Weil jetzt der Schuldige der Sohn des Dogen?
So ganz verläugnen wolltet Ihr den Geiſt,
Der ſtets Euch lenkte bei des Urtheils Spruch? —
Ei ſo befragt Euch: Weſſen iſt der Geiſt,
Der hier in dieſem peinlichen Gerichtshof
Seit Jahren herrſcht als ſeiner Schule Lehrer?
Der Euch gelehret auf der Richterwage
Den leichteſten Verdacht für voll zu nehmen?
Der Euch beſchworen, nimmer den Senator
Vom Gondolier zu ſichten? — Weß der Geiſt,
Der ſtets Euch trieb, die Herzen zu verhärten,
Und venetianiſch Blut für Nichts zu achten,
Für Alles aber venetian'ſche Macht? —
Wollt Ihr noch fragen?

(Mit feierlicher, bitterer Ruhe.)

's iſt des Dogen Geiſt!
Und dieſen Geiſt, wir wollen ihn verehren,
Und ihm beweiſen, daß wir ſeiner werth,
Da wir als Richter in dem Geiſt des Vaters
Nicht ſchonen wollen ſeines eignen Sohnes.

(Tiefſte Bewegung.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. — Ein Staatsinquiſitor tritt plötzlich mit einem Document von rechts auf die Eſtrade, und entfaltet das Document, noch auf der Eſtrade ſtehend, während Alle erwartungsvoll zu ihm aufſchauen.

Staatsinquiſitor

(das Document in erhobener Hand)

Er hat bekannt!

Allgemeine Bewegung in verſchiedenem Ausdrucke der Freude und der Trauer. Er ſteigt raſch in den Saal und übergibt das Document dem Saſſi.

Loredano

(faſt zugleich mit dem Staatsinquiſitor).

Hört Ihr's? Wer hat nun Recht?

Saſſi

(das Document durchfliegend, während Loredano und Barbarigo ungeduldig mitleſen).

Die volle Schuld! — Hier iſt das Protokoll
Der Staatsinquiſitoren. Leſet — leſt!

(Er übergiebt das Document dem Loredano, der es drei andern Senatoren haſtig zu leſen gibt. Der Staatsinquiſitor geht nach links über die Treppe ab.)

Donato

(der ſich mit drei Senatoren links ſeitwärts zuſammenhält).

Zeigt her!

(Das Blatt mit den Dreien durchfliegend.)

O Gott! —

(Zu den Dreien)

Und dennoch hält er zu mir!

(Er übergiebt es wieder an Foscari)

Foscari.

Wer heißt im Rath der Zehn ihn jetzt noch schuldig?
Ihr Herren, wer!

Loredano.

Keiner!

Drei Senatoren

(auf Loredano's Seite.)

Er ist schuldig!

Donato

(vortretend).

Das Urtheil meines Herzens gilt mir mehr —
Trotz Zeugen und Geständniß sag' ich: Nein!

Die Drei

(auf Donato's Seite)

Auch wir, wir sagen: Nein! —

Foscari

Auch Ihr? — Verhöhnung
Des Staatsgesetzes heiß' ich euer Nein.

Donato.

Wir stimmen frei, wie Ihr.

Barbarigo

(energisch einfallend).

Wohl denn, Ihr Herren!
So geb' ich freud'gen Herzens jetzt den Ausschlag,
Und stelle mich zu Euch und sage: Ja.

(Für ſich.)

So, Doge, räch' ich meinen Neffen Paulo,
Den du verdarbſt!

Saſſi.

Sechs Stimmen gegen vier! —
Und alſo hat Jacopo Foscari
Das Leben auch verwirkt. — Der Doge komme,
Des Rathes Urtheilsſpruch ihm zu verkünden!

Donato.

Noch einen Augenblick Geduld! — Ihr ſagtet,
Er habe drum das Leben auch verwirkt —
Verzeiht mir, Marco Saſſi, das iſt irrig.

Saſſi.

So, das Geſetz wollt Ihr mir noch erklären?

Donato.

Erklären nicht — nur es ergänzen helfen.

(In die Mitte des Vordergrundes tretend.)

Ihr ſtrengen Herrn des hohen Rath's der Zehn!
Zwei Wege hat der Republik Geſetz
Dem Hochverräther angewieſen — einen,
Der kurz und ſchauerlich im Richtplatz endet,
Und einen andern, der mit fernem Ziel,
Wenn auch an Thränen reich, doch minder finſter,
In die Verbannung von der Heimath führt. —
Und zwiſchen beiden ſteht die Wahl uns frei.

(Nach einer Pauſe.)

Ihr Herrn, zum letzten Mal in dieſem Saale
Bin ich bei Euch — ſeit zwanzig ſchweren Jahren

Ein unfruchtbarer Pred'ger in der Wüſte.
Und darum bitt' ich Euch mit letzter Bitte:
O wählt den zweiten Weg! — Ach, liebe Freunde,
So ehrlos von der Vaterſtadt verſtoßen,
Des reichſten Glückes goldnes Haus zu laſſen,
Zu eſſen der Verbannung Thränenbrod —
Es iſt der Gang dahin ſchon hart genug.
Ach drum begnüget Euch mit dieſem Weg!
So habt Ihr dem Geſetze Nichts vergeben,
Und habt des Mitleids Recht doch auch geehrt,
Deß Keiner jemals werther war, als er.
Ach, macht des Dogen Abend nicht zu düſter, —
Und gönnet ihm doch den verbannten Sohn!
Bedenkt von Vieren iſt er noch der Letzte! —
O wählt den zweiten Weg! — Er iſt der beſte
Für Sohn und Vater, für's Geſetz und uns —

(Mit ſchmerzlicher Betonung.)

Und auch für Euch, Jacopo Loredano!

Loredano

(ergriffen und befangen).

Was nennt Ihr mich beſonders?

Donato

(ihn bei der Hand in den Vordergrund ziehend mit tiefſter Bewegung).

Daß Ihr einſt,
Wenn lang ſchon dieſes Haupt im Grabe ruht,
Auf daß Ihr dann mit dankendem Gedächtniß
An mich gedenkt, nur tief im Herzen redet:

„Es war doch gut, daß mich der alte Mann
Auf jenen zweiten mildern Weg geführt.
Nun hab' ich auch für diesen nur zu zahlen,
Denn für den ersten Weg wär' meine Schuld
Zu riesig worden. — Gott vergelt's, Donato!" —

(Ihn tief anschauend.)

Versteht Ihr mich auch wohl? — O ganz gewiß!
Ich seh's an euern Augen: ihr versteht mich! —
Denn Herz bleibt Herz, ob's noch so bitter hasset!
Und nach der That kommt ihm gar manche Reue,
An die's vorher sein Zorn nicht denken ließ.
Und habt Ihr auch mich nur verlacht, so oft
Ich Euch betheuert, daß der Doge schuldlos
Und Alles schwarze Lüge — o dort oben,
Dort werdet Ihr mein Wort als wahr erkennen,
Und eurer Rache Werk als finstern Trug! —
Ach macht das Sterben Euch nicht allzu schwer! —
Denkt an Donato! — Wählt den zweiten Weg!

Loredano

(erschüttert sich wendend, für sich).

Wie mir sein seltsam Wort das Herz verwirrt!

(Laut.)

Ihr Herren: Wohl! — Donato's letzte Bitte,
Wir wollen sie gewähren. — Stimmet ein!

Sechs Senatoren.

Wir stimmen bei.

Barbarigo.

(für sich).

Und was sag' ich? — Ich schweige.

Foſcari

(mit falſcher Ruhe).

So bin ich überſtimmt, ihr Herrn, doch weiß ich
Der Mehrheit Spruch wie immer zu verehren.

Donato.

O Dank! Nun kann ich dieſen Stuhl verlaſſen,
Denn dieſer letzte Spruch hat ihn geſegnet.

Foſcari

(zur Eſtrade rufend).

Der Doge kann zum Urtheilsſpruch erſcheinen!

Donato

(raſch zu Foſcari).

Nur Eines noch, Vorſitzender des Rathes!
Ihr Alle wißt: es iſt zuweilen Brauch
Daß der Verbannte noch von ſeinen Lieben
Hier Abſchied nimmt, wenn Ihr ihn deſſen würdigt.
So bitt' ich, gönnet auch dem Sohn des Dogen
Die letzte Wohlthat, die er wohl verdient.
Sein Weib liegt krank zum Tod, ſie wird Euch nicht
Beläſt'gen, doch die Mutter harret mein.
O gebt ihr Einlaß zu dem letzten Abſchied!
Für ihren heil'gen Starkmuth bürg' ich Euch.

Foſcari.

Es ſei! daß Keiner mich von Euch beſchuld'ge,
Als habe nicht auch ich ein menſchlich Herz.

(Donato tritt zu einem der Gerichtsdiener auf der Eſtrade, welcher darauf durch die Hauptthüre abgeht.)

(Für ſich.)

Verbannung nur? — Doch was! — Im Grund gewinn' ich
Bei dieſer Rechnung noch. Wozu mich ärgern?
Statt jählings ſtirbt ſein Sohn nun langſam.

Foredano

(vor ſich hin).

Vater,
Vergieb mir, daß ich vorhin ſchwach geworden!
Dem Freund, nicht deinem Mörder galt mein Mitleid.

(Der Doge erſcheint rechts auf der Eſtrade.)

Faſſi.

Da kommt der Doge!

Foredano

(für ſich).

Vater, ſiehe nieder!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. — Der Doge iſt ſehr langſam die Treppe herabgeſtiegen. Alle haben ihre Plätze eingenommen.

Doge

(mit gepreßter Stimme).

Zum Urtheilsſpruche, ſagt Ihr, ruft man mich?
So hättet Ihr des Dogen Sohn verurtheilt? —
O nein, Ihr Herrn, das habt Ihr nicht gethan!
Ich weiß es ja, Venedig iſt gerecht.

Faſſi.

Ja, Doge, deinem Sohn, wie jedem Andern,
Nach dem Geſtändniß und des Zeugen Wort.

Doch ſeine Jugend hieß uns ſeiner ſchonen,
Und ſtatt des Todes ſprachen wir Verbannung.
Du ſiehſt, Venedig iſt gerecht — und mild.

Doge

(ſchmerzlich überraſcht).

Mein Sohn bekannt? — Wie kann der Mund bekennen,
Woran das reinſte Herz niemals gedacht?

Faſſi

(kalt).

Es iſt nicht unſer Amt, das zu entſcheiden.
Lies ſelber das Geſtändniß!

(Zwei Geheimſchreiber ſind ſchon vorhin von der Eſtrade herabgetreten, mit den Documenten in der Hand, und bleiben an der Treppe ſtehen. Einer überreicht dem Dogen das Protokoll.)

Doge

(es durchleſend, mit Entrüſtung).

Wie? gefoltert?
Obwohl Ihr wußtet, daß er ſchuldlos ſei?
Ihr mußtet's wiſſen, denn er iſt mein Sohn!

Faſſi

(hämiſch).

So hab' ich denn Venedig's Recht bis jetzt
Nur lückenhaft gekannt! — Ich wußte nicht,
Daß von des peinlichen Geſetzes Ordnung
Der Sohn des Dogen ausgenommen ſei,
Und ich bereue herzlich den Verſtoß.

Doge

(sich gewaltsam fassend)

Doch wer, wer war der Zeuge?

Foscari.

Leset selber!

(Der zweite Geheimschreiber übergiebt dem Dogen das Zeugenprotokoll.)

Doge

(hinein starrend, für sich).

Michele Steno! — Allgerechter! —

(Er läßt wie vernichtet das Protokoll sinken.)

Foscari

(sehr frisch).

Ihr findet wohl in ganz Venedig keinen,
Der eures Glaubens werther sei als dieser.
Wir wenigstens, wenn wir bedenken, daß — —

Doge

(ihn unterbrechend und das Protokoll dem Geheimschreiber wieder übergebend; mit gebieterischer Würde).

O schweiget, Marco Foscari, laßt es gut sein!
'S ist ohne Makel eures Urtheils Form.
Und also sei es auch von mir bestätigt! —
Doch finstre Lüge wohnt in eurem Spruch,
Von dem gar wohl ich weiß, weß Werk er ist.
Und unter mein Verhängniß beug' ich mich.

(Zum Degenstuhle tretend, mit schmerzvoller Hoheit.)

So bringt mir meinen Sohn! — Ich bin bereit,

An ihm zu thun, was ich seit dreißig Jahren
An allen Andern that auf diesem Stuhle.

(Er setzt sich; zwei Gerichtspersonen treten von der Estrade herab, und gehen am Dogen vorüber in die Coulisse links.)

Loredano

(für sich).

O dieser Heuchler! — Seh ich doch den Mörder
Aus jedem Blick zu mir herüberschielen!

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. — Jacopo Foscari in einem einfachen, dunkeln Kleide, tritt, unter dem Vortritt der zwei Gerichtspersonen, in ruhiger, würdevoller Haltung in den Saal, und bleibt gesenkten Blickes in der Mitte des Vordergrundes stehen.

Doge

(für sich).

Mein Hoffen und mein Stolz! — O wie ertrag' ich's!

Loredano

(für sich).

Mein Herz will trauern — und es freut sich wieder.

Fasti.

Nun, Doge, wirst du wohl das Urtheil sprechen?
Wie? — Oder sollen wir den Spruch verschieben?

Doge

(mit abwehrender Hand)

Schweigt, Foscari, schweigt!

(Sich erhebend, mit ruhiger Stimme, während ein Gerichtsdiener auf einem rothen Kissen einen schwarzen Stab vor ihn hinträgt.)

Jacopo Foscari!
Ihr wurdet von dem hohen Rath der Zehn
Des Hochverraths für überführt erklärt,
Und ich bestätige den Urtheilsspruch.

(Der Gerichtsdiener mit dem Stabe tritt ganz nahe zum Dogen, der den Stab vom Kissen nimmt.)

So werf' ich Euch, kraft meines Dogenamtes,
Den Stab, den ich jetzt breche, vor die Füße,
Und ich verurtheil' Euch nach dem Gesetz,
Daß Ihr auf Lebenszeit, fern von Venedig,
Weit im Peloponnes nach Napoli
Verbannet seid, der Hochverräther Stätte. —
So will's das Staatsgesetz der Republik.

(Er setzt sich. Donato geht durch die Mittelthüre ab.)

Foscari

(zu Jacopo, der immer noch gesenkten Blickes ruhig dasteht)

Verstanret Ihr's, Jacopo Foscari?
Verbannung nur und nicht den Tod,
Wie euer Hochverrath gar wohl verdient! —
Ich denke wohl, ihr sollt uns darum danken!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. — Marina tritt, von Donato geführt, in schwarzem Trauerkleide durch die Mittelthüre auf die Estrade und bleibt, heroisch niederblickend, stehen. Der Doge starrt versunken vor sich hin, ohne sie zu sehen.

Jacopo Foscari

(mit edelster Indignation, aber sehr ruhigen Tones)

Euch danken? — daß ihr mich mit freveln Händen
Von alles Erdenglückes lichtem Gipfel
In finstern Abgrund warft — soll ich euch danken? —
Daß ihr mein Herz, das treuste von Venedig,
Für dessen Ruhm es schlug, so stolz wie eines,
Geächtet ausstoßt aus der Vaterstadt,
Um fern von ihr sich qualvoll zu verzehren,
Drum soll ich danken euch?

O trugt ihr auch
Nicht Scheu vor eures Urtheils schwarzer Lüge,
Blickt doch mit scheuer Ehrfurcht auf ihr Opfer! —

(Voll schmerzlichen Stolzes.)

Verhöhnt mich nicht!

(Der Doge blickt voll großer Resignation auf ihn hin.)

Fassi

(verlegen).

Ihr habt bekannt! — Was zeiht
Ihr uns des Hohnes?

Jacopo

(erregter).

O so greift in's Herz!
Glaubt Einer unter euch an meine Schuld,

Die fern mir liegt wie Mitternacht dem Morgen? —
Bekannt? — O ja, im Uebermaß der Qual
An Leib und Seele — denn, bekannt auch ihr! —
Und hätt' ich noch so stark dem Schmerz getrotzt —
War euer Urtheil nicht zuvor gesprochen? —
Konnt' ich entrinnen meinem finstern Schicksal,
Zu dessen Opfer ihr mich auserlesen? —

(Wieder sehr ruhig)

Vergeb' der Himmel Jedem unter euch,
Soviel er Antheil hat an diesem Spruch!
O Alles weiß ich wohl; — drum laßt mich schweigen!
Und weinen, weinen, bis das Herz mir bricht,
Um meine einzig theure Vaterstadt,
Die ihren treusten Sohn in's Elend sendet!

(Er verbirgt sein Gesicht mit der Hand. Marina ist langsam heruntergekommen)

Doge

(sie erblickend).

O Gott, mein Weib! — Prophetin war sie mir.

Loredano

(unruhig).

O Vater, sieh nieder — stärke mich!

Marina

(die Hand um Jacopo's Hals legend).

Sei ruhig, Sohn — sei stark!

Jacopo

(sie innig umfangend).

Ach Mutter, Mutter!

Marina

(In heil'gem Unmuth)

O weine nicht, mein Sohn, nein, danke Gott,
Daß du verbannet wirst aus dieser Stadt
Voll Mord und Heuchelei und jeder Sünde!
Denn, beim Allheiligen, ich seh' dich lieber
Jetzt wunden Herzens in die Fremde wandern,
Als daß ich es erlebt, daß du, mein Sohn,
Jemals auf einem dieser Stühle säßest,
Und Antheil nähmest an dem Maß der Schuld,
Das hier sich aufhäuft für die Rache Gottes! —

(Ihm das Haupt umfangend; mit mildestem Tone.)

O weine nicht, du letzter meiner Söhne,
Du meines Hauses hingesunkne Säule!
Auch ich will ja nicht weinen, daß du also
Verloren mir und doch gerettet bist! —

(Ihn noch fester umschlingend, mit steigender Inbrunst.)

O ziehe hin! — Mein Mutterherz zieht mit,
Und bleibet bei dir Tag und Nacht. — Fahr wohl,
Und laß dich segnen bis zum Wiederfinden!
Hoch über dieser freien Republik,
In einer bessern, schmerzenlosen Freiheit,
Begrüß' ich dich als ein verklärtes Opfer! — —

(Sie reißt sich, nach schmerzlichster, stummer Umarmung, in Thränen ausbrechend, von ihm los. Der Doge wankt herab und fällt Jacopo um den Hals.)

Der Vorhang fällt.

Ende des vierten Aufzuges.

Fünfter Aufzug.

Enge Gasse in Venedig. (Ganz kurze Decoration.)
Beginnender Abend.

Erster Auftritt

Gaffi und Loredano, beide in Mänteln, kommen von links).

Gaffi.

Jacopo, geh'! — Bist du ein Venetianer?
Statt triumphirend hoch das Haupt zu tragen,
Schleichst du einher gleich einem finstern Schatten!

Loredano.

Ja, finster! — Du hast Recht! — Bin ich doch nur
Ein treues Abbild meines finstern Werkes,
Das ich an meinem ärmsten Freund vollbracht! —
Er ist todt! — Der Schmerz um seine Heimath
Brach ihm das Herz in der Verbannung Orte,
Und ihm ist wohl! — Doch ich, o Marco Gaffi,
Ich bin im Innersten wie ausgebrannt,
Den ganzen Tag zermagt mich wilde Reue,
Daß ich zu alle niederer That versank;

Ich wär ein stolzer Mann und bin's nicht mehr!
Und wieder schreck' ich auf aus dumpfen Qualen —
Wenn etwa doch der Doge nicht der Mörder!
(Den Sassi mit beiden Händen fassend.)
O Sassi, wenn du mich befreien könntest!

Sassi
(Heftig)

So, so, befreien! — Ei, so hätt' erst mich
Dein Vater wohl befreit, — nur im Zweifeln!
Bedenk', Jacopo, jetzt dein frevles Wort!
O ganz Venedig glaubt des Dogen Schuld,
Und fleht geheim, daß sie gerichtet werde.
Nur du allein, der einz'ge Sohn, willst zweifeln?
Nur du erkaltest in der Rache Feuer?
Wie sich dein Vater stolzer deiner wär'?

Loredano.

O schweig' von solchem Vorwurf, der mich martert!
Verzeihe mir! — Vorbei ist wieder Alles!
Nur wilde Augenblicke sind's, in denen
Wie Dolche diese Zweifel mich durchzücken,
Doch blitzschnell, wie sie kamen, schwinden sie.
O Alles, Marco, Alles glaub' ich wieder.

Sassi.

Ich wußt' es ja. — Doch soll ich dir erklären,
Warum du plötzlich gar so irrig zweifelst?
Nur, weil der Doge, tückisch gleich dem Wolf,
Nicht ward gewendet von des Sohnes Tod!
Mißtrauen Rache, das ist seine Staatskunst!

(Nach rechts deutend.)

Doch sieh, da kommt er schon, — und bringt er uns,
Was er versprochen — o Jacopo, dann,
Dann saugt da aus gestillter Rache Fluth
Ein neues Leben ein und neue Wurzeln
Schlägt dein vertrocknet Herz. —

Loredano

(zur Seite tretend).

O nimmermehr!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. — Bevilacqua kommt eilig von rechts, unterm Mantel sichtlich etwas verbergend.

Sassi.

Nun schnell! — Wie steht's, Michele? — Hast gespürt?

Bevilacqua.

O mehr noch, als gespürt! — Denn sieh! —

(Einen Kasten Schriften aus dem Mantel triumphirend hervorholend.)

Da trag' ich
Das Blei schon unter'm Mantel.

Sassi

(rasch danach greifend, während Loredano theilnahmlos zusieht).

Her damit!

Bevilacqua

(höhnisch die Schriften zurückhaltend).

Oho, ein'e Gnaden — nicht zu schnell gegriffen!
Glaubt ihr, das war nur so ein Kinderspiel,

Des Dogen dummen Schreiber klug zu machen,
Bis er mir diese Schriften ausgeliefert? —
Die Auslag' nur beträgt schon tausend Scudi,
Und tausend schlag' ich drauf für meine Kunst.
Wollt ihr zweitausend zahlen?

Sasti.

Du bist theuer!

Bevilacqua.

Zehntausend ist dieß Document euch werth!
(Den Band ihm hinhaltend.)
Denn seht die Aufschrift nur! —
(Ihn fixirend.)
Behagt sie euch?

Sasti
(das Blatt anstarrend).

„Venedig's neue Staatsordnung!" — vortrefflich!

Bevilacqua
(ein Blatt umschlagend, ohne das Document aus der Hand zu geben).

Und so geht's fort — das ganze Staatsgesetz
Wirft er drin über'n Haufen . . .

Loredano
(der näher getreten, und in fieberhafter Aufregung mitliest).

Wirklich — wirklich! —
Da steht's — und wieder da! — O unbezahlbar!
Gleich einem frischen Quell springt mir die Schrift
Aus dürrem Pergament in's trockne Herz.

Und meiner Rache Leben regt sich neu.
Vergessen Alles — Alles! — mir die Schrift!
(Mit der einen Hand den Band Bevilacqua entreißend, mit der andern seine Börse hervorholend und sie ihm in die Hand drückend).
Da — da! — Dreitausend Scuti — und noch mehr!
Jetzt fort zum Rath! —
(Das Document hoch erhebend.)
O daß ich dieß ihm bringe!
Nun kann ich wieder leben! — Folg' mir, Saffi!
(Stürmisch nach links ab.)

Saffi
(nachrufend).

Sogleich, Jacopo!

Dritter Auftritt.

Saffi. Bevilacqua.

Bevilacqua.

Nun, mein gnäd'ger Herr!
Hab' ich zuviel gesagt von meiner Kunst,
Daß ihr sogar die heimlichsten Gedanken
Verfallen sei'n? — Da habt ihr den Beweis! —
Und hab' ich euch nicht ehrlich mitgeholfen,
Und reinen Mund gehalten? — O Signor,
Die ganze Luft Venedig's ward durch mich
So vollgeschwängert von des Dogen Schuld,
Daß Keiner athmen kann, der nicht zugleich
Die gift'ge Lüge mit hinuntersaugt.

Sassi

(erzwungen gleichgültig).

Und doch, Michele, bist du nur ein Stümper,
So lang dir's nicht gelingt, das Testament
Des Pietro Loredano beizubringen.
Wie — oder meinst du, daß du's endlich kannst?

Levilacqua.

O können! Warum nicht? Wenn's das nur wäre!
Unmöglichkeit gilt mir als kräft'ges Schimpfwort!
Doch ohne Geld ist alle Spionirkunst
Ein winziges Geschäft. Erst zahlt besser;
Ich sagt' euch ja: es kostet Geld, viel Geld,
Doch scheint mir, es liegt euch nichts mehr dran.
Was braucht ihr's auch — ein so gewalt'ger Herr?

Sassi

(fur hoh).

Nun warte, Schuft, nun sag' ich dich in's Netz.

(Zu Levilacqua.)

Ganz recht gerathen! 's liegt mir nichts mehr dran.
Drum laß das Testament in ew'ger Ruhe,
Und wer es hat, der kann's verwittern lassen!

Levilacqua

(hämisch).

Gottlob, Signor, der Pest wär' ich quitt.

Sassi.

Jawohl! — Ich bitte dich nur noch um Eines:
Bleib' still hier stehn, nun spähe in den Canal!
Siehst du zwei Männer nahn mit schwarzen Mänteln,

So gieb mir einen ſcharfen Pfiff! — Hörſt du?
Bleib unbeweglich wie ein Steinbild ſtehen,
Und ſieh nach rechts! — Ich zahle dir es gut.

Pevilacqua

(mit mißtrauiſcher Miene).

Ein ſonderbar Geſchäft, Signor!

Saſſi.

Mag ſein!
Doch mir iſt's wichtig. — Willſt du's übernehmen?

Pevilacqua

(lauernd).

Ich hab' ja Zeit, und ihr wollt gut bezahlen!

Saſſi.

Doch nimm die Maske vor!

Pevilacqua.

Auch Maske noch?

Saſſi.

Ich will es ſo.

Pevilacqua

(immer mißtrauiſcher)

Nun, mir iſt's gleich, Signor!
Und ſeh' ich Zwei mit ſchwarzen Mänteln kommen,
Geb' ich euch einen ſcharfen Pfiff — nichtwahr?

Saſſi.

So iſt's. Halt' gute Wacht!

Pevilacqua.

Verlaßt euch drauf!

Sassi

(im Abgehen nach links).

Nun, Schlange, bist du hin!

Vierter Auftritt.

(Die Abenddämmerung bricht schnell herein.)

Bevilacqua, später der Bandit Valentine.

Bevilacqua

(regungslos stehend).

Ha, ha, der Löwe!

Er braucht nicht mehr das Testament! Jawohl,
Mich will er kirre machen — heil'ge Einfalt!
Mich, den gescheitesten Kerl in ganz Venetia! —
Und was das Andre nur bedeuten soll?
Mich wie ein Steinbild da hieher zu stellen!
Nun ja, ich will ihm den Gefallen thun.
Wer weiß, was drunter steckt? — Holla, gieb Acht!
Verdopple deine Schärfe Aug' und Ohr!
(Heimlich einen Dolch ziehend.)
Und komm hervor, du Freund in allen Nöthen!
Den Bevilacqua will er foppen? — Ha!
Ich könnte krank mich lachen . . .

(Valentine ist während der zweiten Hälfte dieser, mit ganz gedämpfter Stimme gesprochenen Rede, die Maske vor dem Gesicht, mit bloßem Dolch, lauernd an Bevilacqua von links herangeschlichen und holt eben zum Stoß aus. Bevilacqua vereitelt mit blitzschneller Wendung, wie er eben die obigen letzten Worte gesprochen hat, den Stoß.)

Höll' und Teufel!

Ein Stoß nach mir? — He, Beſtie! — Maske 'runter!
(Er entreißt Valentino, mit ihm einen Moment ringend, den Dolch und die Maske. Valentino und Bevilacqua ſtarren ſich erſtaunt an.)
Ha — Valentino — du? — Erkennſt du mich?
Mich, deinen Herrn und Meiſter? —

Valentino
(mit erſtickter Stimme).
Gnade, Gnade!
Ich kannt' euch nicht. — Der Saſſi dingte mich.

Bevilacqua.
Ah, dacht' ich's doch!

Valentino
(ſehr leiſe und raſch).
Die Hälfte eurer Leute
Iſt gegen euch von ihm erkauft. — O Gnade!
Und Alles will ich euch von ihm verrathen.
Am Hafen trefft ihr mich!

Bevilacqua
(leiſe).
So mach' dich fort!
Ich komm'.
(Valentino raſch nach rechts ab. — Bevilacqua nach links ſchauend.)
Ha, ſieh, dort huſcht er aus der Gondel!
Nur warte, Schuft, wie ich dich nun will foppen!
(Er läßt ſich auf den Boden ſinken, und laut jammernd.)
O Hilfe, Hilfe! — Ach — ich bin ermordet!

(Nach links schauend, mit gewöhnlicher Stimme leis.)
Ah sieh, jetzt schleicht er näher . . 's ist zu toll,
Wie ich den Schurken äffe . .

(Aechzend und sich nach rechts schleppend.)
Wehe mir!
Ich muß verbluten — ach, ich bin des Todes!

(Leise, mit wildem Hohn.)
Doch zittre du! — die Toten stehen auf!

(Er schleppt sich hohnlachend in die Scene rechts.)

Verwandlung.

Reiches Zimmer des Dogen.

(Mit Halle und Aussicht, wie im ersten Aufzug.)
Rechts ein großer, reichcarnierter Schrein, daneben auf einem goldverzierten Tischchen der Mantel und Hut des Dogen. — Links Tisch mit Stühlen; auf dem Tische Bücher und Rollen. — Der Saal ist durch einen Kronleuchter erhellt.

Fünfter Auftritt.

Der Doge steht (nachdem die Rückwand der ersten Decoration rasch aufgezogen worden) sogleich an der Halle, hinausspähend. — Bald darauf Donato.

Doge.

Wo nur Donato bleibt?

(In den Vordergrund tretend.)
Zum ersten Male
Drängt's mich heut Abend wieder in den Rath,

Denn morgen iſt der Tag der Himmelfahrt,
Wo ſich der Doge mit dem Meer vermählt.
Da möcht' ich heut' im Rathe nimmer fehlen.

(Nach rechts irrend.)

Und dennoch ſteh' ich wie gebannt. — Ich ſtarre
Den Mantel an, und eine eigne Scheu
Wehrt meinen Händen, mir ihn umzulegen. —
Hab' ich mir doch gelebt, nicht eher wieder
Als Doge vor Venedig's Aug' zu treten,
Bis ich von finſtrer Makel mich gereinigt,
Von der mein Herz nichts weiß! — Was ſoll ich nun? —
Mißlungen iſt mir jeglicher Verſuch!
Mein Wort, mein Gold — mein Anſehn — alles Nichts! —
Noch wirft der Geiſt Pietro Loredano's
Den finſtern Schatten über meinen Namen. —
Und doch! — ſoll ich auch morgen mich verbergen,
Am höchſten Feiertag der Republik? —
Zeih' ich mich ſo nicht ſelber einer Schuld,
Die niemals ich beging? —

(Gegen die Halle ſich wendend.)

Was ſoll ich thun? —

(Donato tritt aus der Halle von links.)

O, Gott ſei Dank! — Da kommſt du — mein Andrea!

(Ihn bei den Händen faſſend.)

Wie ich dein Kommen heiß erſehnt! — O Freund,
Bringſt du mir endlich heute beſſre Kunde?
O laß mich nicht ſo lange warten! — Rede!

Donato.

O Doge, meine Klugheit iſt verbraucht,

Und statt zu schwinden wächst die finstre Lüge.
Sogar die Freunde fangen an zu zweifeln.

Doge

(in den Stuhl sinkend).

O hinterlist'ge Bosheit! — Ist denn also
Venedig's Glaube durch und durch vergiftet,
Daß es in meinem blut'gen Vaterschmerz
Mich auch noch wehrlos an den Schandpfahl bindet,
Drum dieser Argwohn wie ein Vampyr flattert,
Und aus dem Herzen mir die Ehre saugt! —
Wie fass' ich meine falschen Kläger? — Keiner
Klagt laut mich an, doch im Geheimen jeder,
Für meinen Arm ein unzerreißbar Gitternetz. —
So zahlt Venedig mir die Riesenschuld
Für all' die Macht, zu der ich es erhoben? —
Doch nein! — Was klag' ich drum Venedig an?
Ich bin der einzig Schuldige, denn ich,
Ich hab' aus ihm gemacht, was es geworden!
Den Fluch hab' ich gesät — nun ärnte' ich ihn.
(Er hält die Hände entsetzt vor's Gesicht.)

Donato.

Francesco, du erduldest viel, doch glaube,
Daß ich dein Herz im tiefsten Grund verstehe,
Und daß ich ihm jetzt näher bin, als je. —
Du bist ein Andrer worden, als du warst!

Doge

(sich im Stuhle aufrichtend, hart mild)

Ein Andrer, ja, ein Andrer bin ich worden!

(Mit dem Ausdruck tiefſten Schmerzes, Donato bei der Hand faſſend.)

Andrea, o was einſam ich gelitten,
Der Menſchen Sprache hat dafür nicht Namen!
Der Tag um mich iſt Nacht — die Nacht iſt Tag.
Und, denke dir die bittre Geiſtesmarter!
Da ſeh' ich immer meinen ſel'gen Sohn
Im Rath der Zehn vor meinem Stuhle ſtehn,
Wie ſtummen Schmerzes er in's Herz mir ſchaut!
Und hundertfältig auferſtanden ſeh' ich
Venedig's Opfer bleich vorüber ſchreiten,
Und hör' ſie höhnen: „Du gewalt'ger Doge,
Verächter unſres Lebens! ſiehſt du nun
Den eignen Sohn? — So ſchuldlos war auch ich! —
Du Pfleger finſtern Argwohn's, ſiehſt du's wohl?
Jetzt biſt du ſelbſt ein Mörder ohne Mord!
So fühle ſelber deiner Herrſchaft Fluch!" —

(Mit mächtig wachſendem Affekte.)

Und dann — dann ſchaut mein Geiſt Venedig's Sonne,
Gewitterſchwer umhüllt von finſtern Wolken,
Erzeugt aus Blut, aus Thränen und aus Seufzern —
Venedig ſinkt in Nacht — — aus dem Gewölk
Tritt zornesernſt ein Engel — und er ſtreckt
Sein flammend Schwert auf mein durchſchauert Haupt —

(Sich halb im Stuhl aufrichtend.)

O — Gottes heil'ger Arm hat mich gerichtet!

(Er bricht zuſammen und läßt ſein Haupt auf den Tiſch in die Arme ſinken.)

Donato.

Du großes Herz, daß ich dich heilen könnte!

Sechster Auftritt.

Der Doge. Donato. Marina und Laura (beide in tiefster Trauer) sind bereits bei den ersten Worten der letzten Rede des Dogen von rechts eingetreten, und haben, scheu an der Coulisse harrend, mit entsprechender Mimik die Rede des Dogen begleitet. Dann tritt Marina mit ruhiger Sanftmuth zum Dogen, ihm die Hand auf's Haupt legend. Donato tritt zu Laura, welche im Hintergrunde zaudernd stehen bleibt.

Marina

(mit mildestem Ausdruck).

Francesco!

Doge

(das Haupt halb aufrichtend).

Du, Marina? — O hinweg!
Ich kann dein leidvoll Antlitz nicht ertragen.
O meide mich! — Was willst du noch bei mir?

Marina

(sich über ihn beugend).

Dein Weib will ich dir sein, dein treues Weib!

Doge.

Du — mir? — Du spottest meiner! — Fluche mir,
Der ich den letzten Sohn dir nahm! — O laß mich!

Marina

(mit steigender Innigkeit).

Francesco, nein! — ach, laß mich bei dir bleiben!
Ich kann dich nimmer so vereinsamt lassen.

Auszahlen laß mich dir der Treue Schatz,
Den ich in langem Harm dir vorenthalten!
Gehilfin laß mich deines Leidens sein! —
Und Alles, was uns je das Herz geschieden,
Geh' unter in dem großen, heil'gen Schmerz,
Geh' unter in der großen, heil'gen Treue,
Mit der wir diesen Schmerz uns helfen tragen! —

(Mit heiligem Feuer.)

O ja, der Söhne letzten nahm uns Gott!
Doch dich, dich gab er wieder mir zurück,
Wie ich dich einst gekannt in alten Tagen! —
Und, o das noch viel reichern Heils! — Ich weiß:
Aus unsres letzten Sohnes frühem Tod
Erblüht viel hundert Söhnen langes Leben! —
Erreicht ist meiner Sehnsucht heil'ges Ziel!
Und, wie von aller Mütter Leid beladen,
Ich einst geklagt in meines Hauses Freude,
So will ich jetzt in meines Hauses Leid
Mich freuen für Venedig's frohe Mütter. —

Doge

(mit von Thränen erstickter Stimme ihr die Hand reichend)

O Weib, wie hab' ich das um dich verdient!

Laura

(die während Marina's Rede langsam näher gekommen, vor seinem Schooß hinsinkend).

Und ich, mein Vater!

Doge

(sie in die Arme schließend).

Kind, mein letztes Kind!

Auch du willſt deinen armen Vater tröſten? —
Nur ach, wieviel war doch auch dir genommen!

Laura

(ſich an ihn ſchmiegend)

O Vater, laß es ſein, was ich gelitten! —
Zu Gottes Füßen fiel ich weinend nieder,
Und all mein Leid legt' ich ihm opfernd hin.
Da zog er mich aus meines Jammers Staub
Mit gnäd'ger Hand an ſeines Herzens Licht.
Mein Streit iſt aus — mein Herz ſchloß mit ſich Frieden.
Nur als die einz'ge Luſt noch weiß ich dieſe:
Dein Kind zu ſein, nur nichts als nur dein Kind,
Das dir verſüßen will dein herbes Alter.

Doge

(mit neubelebter Kraft ſich aufrichtend, indem er Marina's und Laura's Hand erfaßt).

O — ihr entrücket mich! — So viel der Liebe
Für ſo viel Leid! — O Dank euch, heißen Dank!
Des Lebens Flamme flackert neu empor —
Zu neuer Kraft verjüngt ihr meinen Geiſt! —
Und meines Willens Macht verſpür' ich wieder,
Wie in den Tagen meines reichſten Glücks — —

(In höchſter Begeiſtrung.)

Gutmachen will ich wieder, was ich fehlte!

(Zu Donato)

Donato, geh' zum großen Rath! — Ich weiß,
Zur Abendſtunde tagt er eben, — ſag' ihm:
Ich werde kommen! — Und der Rath der Zehn
Soll feierlich, wie ſonſt, mich hingeleiten!

Marina
(ängstlich).
Francesco, willst du wirklich? . . .

Donato.
Denkst du auch — —

Doge
(energisch einfallend).
An meine Feinde? — Ja, ich denk' an sie,
Und ihre Lüge. Doch ich fühl' es auch:
Noch ist mein Zauber groß, vor meinem Wort
Wird Alles weichen wie die Nacht vor'm Licht.
Ich will's und kann's! — In diesem Glauben geh' ich.
(Zu Donato.)
Ruf' mir den Rath der Zehn! — Ich will es so.

Donato.
Dein Wollen ist Gebot. — Dir helfe Gott!
(Ab durch die Halle nach links.)

Siebenter Auftritt.

Doge. Marina. Laura.

Doge
(mit feierlicher Ruhe).
O Weib und Kind, bringt Mantel mir und Hut,
Mit gläub'gen Händen sollt ihr selbst mich zieren
Zur sicheren Gewährschaft meines Sieges!
(Während Marina und Laura zu dem goldenen Tische gehen, drauf Mantel und Hut liegen, in sich verloren.)
Und so geschmückt will ich Venedig's Geist,
Am Abend vor dem Tag der Himmelfahrt,

Dem milden Geiſt der Menſchlichkeit vermählen. —
Brautführer ſollen ſein die Geiſter Aller,
Die jemals ſchuldlos in Venedig ſtarben,
Daß ſie verſöhnt mich in den Rath geleiten!

Marina

(ihm den Mantel umlegend).

Zum erſten Male legn' ich dieſen Mantel,
Ob auch die Hand mir zittert. — Geh' mit Gott!

Laura

(mit dem Degenhut).

Laß deines Kindes Hand das Haupt dir ſchmücken!
Mög' drinnen alle Nacht in Licht zerrinnen,
Indeß ich bei San Marco für dich bete!

(Er neigt ſich zu ihr, ſie ſetzt ihm den Hut auf. Er küßt Marina und Laura inbrünſtig auf die Stirne und bedeutet ihnen zu gehen. Marina und Laura gehen feierlichen Schrittes nach rechts ab.)

Achter Auftritt.

Der Doge. Barbarigo mit zwei Boten des Senates. Bald darauf der Rath der Zehn, unter ihnen Saſſi und Loredano.

Doge

(allein).

Geiſt meines Sohnes, gehe mir zur Seite!

(Aus der Halle von links tritt Barbarigo, unter dem Vortritt zweier Boten des Senates, in den Saal.)

Barbarigo

(finſter).

Im Namen von Venedig's großem Rath
Begehr' ich Einlaß für den Rath der Zehn.

Doge

(einen Augenblick betroffen, dann mit würdevoller Ruhe).

Er ſoll erſcheinen, denn ich harre ſeiner.

(Die neun andern Mitglieder des Rathes der Zehn treten durch die Halle von links herein und ſtellen ſich links auf, während der Doge rechts ſteht.)

Doge.

Ihr Herrn des Rath's, ihr kommt zur rechten Stunde,
Da mich verlangt, nach langer Schmerzenraſt
Des hohen Amtes wiederum zu warten.
Doch, glaubet mir, nicht war ſeitdem ich thatlos.
Nein, Tag und Nacht hab' um Venedig's Heil
Im Herzen und im Geiſt ich mich gekümmert.
Und all das will ich jetzt im großen Rath,
Mein innerſt Herz will ich euch offenbaren.
Enthüllen will ich euch des Staates Bild,
Wie's meiner Schmerzen Meer verjüngt entſtiegen.

(Zu dem Schrein tretend.)

Seht her! — Da liegt die neue Republik!

(Da er den Schrein öffnet, zurückfahrend.)

Ha, was iſt das? — Der ganze Schrein entleert!
Wo ſind die Schriften?

Zaffi

(aus ſeinem Kleide ſie hervorziehend).

Hier, — in unſrer Hand!

Doge.

Beſtohlen habt ihr mich?

Saſſi

(in triumphirendem Ton).

Wir kennen euch,
Und eure neue Republik. — Doch wißt:
Wir ſpotten eures Wahns, uns zu bekehren,
Ein altersſchwacher Thor ſeid ihr geworden,
Nachdem ihr erſt ein feiger — Mörder wart!

Doge

(außer ſich).

Ein Mörder? — Saſſi — dieſes Wort zu mir? —
Vernichten wert' ich euch . . . .

(Die Dogenglocke läutet dumpf.)

Saſſi.

Wenn ihr es könnt!

Doge

(vor Schrecken ſtarr).

Doch horch! was ſoll der Klang? — Die Dogenglocke? —

Loredano

(der bisher finſter vor ſich hingeſtarrt, hervortretend, triumphirend).

Daß ihr nicht mehr Venedig's Doge ſeid,
Und daß Venedig jetzt den andern wählt,
Das ſagt der Klang — Francesco Foscari!

Doge.

Ihr hättet mich entſetzt? — Ihr könnt es nicht!
Venedig hat mich bis zum Tod vertheidigt!

Sassi.

In's Antlitz wirft's euch euern Eid zurück,
Meineid'ger Hochverräther! und ich gehe,
Dem Volk Venedig's euern Sturz zu künden,
Daß es sich festlich schmück', und sing' und juble,
Bei Todesstrafe, wer um euch will trauern.

(Ab durch die Halle.)

Foredano

(rasch einfallend).

Und ich befehl' euch, daß ihr alsogleich
Hier niederlegt der Herzogswürde Zeichen,
Und noch heut Nacht verlaßt ihr den Palast!

(Eine Rolle entfaltend.)

Seht her, das Document der Republik!

Doge

(der bisher starr gestanden, losbrechend).

O Thor, von Alter kindisch! — ja — ganz recht!
O blöder Wahn, mein Werk von dreißig Jahren
An einem Tag von Fluch in Heil zu wandeln! —
O höchst vermessnes Hoffen, noch einmal
In diesem Mantel bei euch froh zu werden! —

(Mit majestätischer Hoheit.)

Nur Gottes Auftrag habt ihr jetzt vollzogen! —
Und Recht habt ihr zu dieser letzten Schmach! —
Abtrünnig bin ich von Venedig's Glauben,
Ich, der ich einst sein Hohepriester war! —

Univ. Bibl. München

Und alſo werf' ich als ein Apoſtat
Den unheilvollen Schmuck euch vor die Füße —

(Er wirft den Degenhut hin, dann den Mantel von ſich losreißend.)

Als meine Ketten werf' ich ihn euch hin, —

(Mit zunehmender Erſchörfung, aber noch im getragenem Tone höchſter Würde).

Und ſteh' vor euch, ein Freigewordener,
Von der Verblendung Knechtſchaft — eure Schmach
In heil'ger Sühne mir zur Ehre wandelnd! —

(Er ſinkt in den Stuhl.)

O Dank für allen Undank — alles Leid! —
Zum Leben rieft ihr — meinen ew'gen Geiſt!
Doch — dieſen armen Leib — den — tötet ihr!

(Die Degenglocke verſtummt.)

Loredano

(zu ihm herantretend, mit verhaltener Stimme).

Das tötet euch? — Nun wohl! dann ſind wir quitt.
Und meines Vaters Leben iſt — bezahlt!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Bevilacqua iſt bereits bei den letzten Worten des Degen in wilder Verſtörung, den Andern unbemerkt, in die Halle links getreten, hält einen Moment inne und ſtürzt bei dem letzten Wort Loredano's auf ihn zu.

Bevilacqua.

Bezahlt! — Doch eure Rechnung — ſie war falſch! —

(Das Teſtament aus ſeinem Kleide reißend.)

Seht her — hier iſt die ächte!

(Loredano, ſtarr vor Ueberraſchung, ergreift es.)

Doge

(zugleich auffahrend).

Bevilacqua!

Loredano.

Gott! — meines Vaters Schrift!

Bevilacqua

(ſchadenfroh).

Sein Teſtament!

Doge

(mit letzter Kraft in ſeinem Stuhl ſich aufrichtend).

Sein Teſtament? — Und was beſagt's? — O redet,
So lang mein Ohr noch hört!

Loredano

(mit gläſernem Blick das Teſtament anſtarrend).

O Herr des Himmels! —
Mein Vater — war — ſein Mörder — ſelber?

Bevilacqua

(zum Dogen).

Hört ihr's?
Das ſteht im Teſtament!

Doge

(wieder in den Stuhl ſinkend, mit aufgehobnen Händen).

Du Allgerechter!

Loredano

(wie vernichtet das Blatt fallen laſſend).

'S wird ſchwarze Nacht in mir!

Bevilacqua

(raſch einfallend, zu Loredano).

Der Marco Saſſi,
Dem's euer Vater ſterbend anvertraut,
Der unterſchlug es euch! – Sein Werkzeug wart ihr –
Und weiter Nichts! — —

(Er zieht ſich gegen die Halle zurück.)

Loredano

(den Dolch ziehend, wie verzweifelt).

Wo iſt der Satan?

Bevilacqua

(in der Halle ſtehend, mit wilder Luſt aufſchreiend).

Wo? –
Vor'm Rathſaal liegt er! — Tort! — —

(Mit erhobenem Dolch.)

Durch dieſe Hand!

(Alle bilden eine ſtarre Gruppe; nach kurzer Pauſe weiter.)

Mein Spiel war ohnedem hier ausgeſpielt,
Ich ſelbſt — 's iſt toll! — verrathen und verkauft! —
Da wollt' ich mir noch dieß Vergnügen machen
Am Schurken Saſſi und

(Auf das Teſtament und dann auf Loredano deutend.)

noch dieß — an euch!

Doge.

Gott! das iſt kein Gericht!

Zehnter Auftritt.

Ein Staatsinquiſitor (derſelbe wie im vierten Aufzug) ſtürzt noch während der Worte des Dogen mit Häſchern und vielen Senatoren von links in den Saal, der ſich vollſtändig füllt. Bevilacqua ſteht in der Halle, mit kaltem Muth ihm Stand haltend. Alle Andern in höchſter Aufregung.

Staatsinquiſitor

(auf Bevilacqua deutend, zu den Häſchern).

Hier iſt der Mörder!

Ergreifet ihn!

Bevilacqua

(mit gezücktem Dolche den Häſchern ſich entgegenſtellend).

Zurück, wem's Leben lieb!

Ihr Hunde ſollt mich nicht lebendig fangen!

(Sich den Dolch in's Herz ſtoßend und ſinkend.)

Zur Hölle mit Venedig — und — euch Allen!

(Er ſtirbt — Pauſe.)

Doge.

Mein Gott! nun nimm mich hin! — Ich bin gereinigt.

Foredano

(mit eiſiger Ruhe).

Ich aber — bin gerichtet . . .

(Das Teſtament aufhebend.)

Hier mein Urtheil!

Ich bin nicht werth, daß mich die Erde trägt,

Und feiger Hohn wär's, bät' ich um Vergebung.

(Dem Dogen das Teſtament in den Schooß legend.)

Als ſanftes Sterbekiſſen laßt dieß Blatt

Euch unter's Haupt noch legen! — Sterbt in Frieden,
Den ich verlor für Zeit und Ewigkeit!

(Er wendet ſich nach links. — Die Gondellieder ertönen von Ferne, wie im erſten Aufzug und klingen immer näher bis zum Schluſſe.)

Doge

(mit zitternder Hand das Teſtament erfaſſend).

Wo iſt mein Weib — mein Kind? — O — ruft — ſie mir!

(Mehrere Senatoren drücken dem Degen ihre Ergebenheit aus.)

Loredano

(links ſtehend, mit feierlichem Tone).

Jacopo Foscari — ich komme!

Barbarigo

(ihn zurückhaltend).

Freund,
Wo willſt du hin?

Loredano

(ſich finſter losreißend).

Wohin ich muß — lebt wohl!

(Er geht nach links durch die Halle ab.)

Letzter Auftritt.

Marina, Laura und Donato kommen in angſtvoller Aufregung von rechts aus der Couliſſe. Marina ſtürzt auf den Dogen zu, ihn umarmend. Laura kniet vor ſeinem Schooße nieder. Die Gondellieder tönen ganz nahe.

Marina.

O Gott — Francesco!

Laura.

Vater!

Donato.

O — ich ahnt' es.

Doge

(an Marina's Bruſt ſich lehnend, während ſeine Hand um Laura's Hals liegt).

O Weib, o Kind! — Seid ruhig, weinet nicht!
Gott hat geſchlagen mich und auch geheilt,
Erniedrigt und erhoben — Dank — o Dank!

(Sich ein wenig aufrichtend, mit tiefſter Wehmuth.)

Hört ihr ſie jubeln über meinen Fall? —
Bethörtes Volk, ach, daß du um dich klagteſt!

(Beleuchtung von außen, wie früher.)

Und — ſehet, welch ein Lichtſtrom quillt herein!
Ach, daß er klären könnte deine Nacht! —
Fahr wohl, mein Volk! — Ich kann dir nimmer helfen. —

(Mit verklärtem Blick.)

Mich zieht's hinan zur ew'gen Republik,
Wo nur die Wahrheit herrſchet — und die Liebe —
Und — die Gerechtigkeit — —

(Seine Stimme iſt immer ſchwächer geworden, ſein Haupt ſinkt in Marina's Arme zurück.)

Gott — ſei — mir gnädig!

(Er ſtirbt. Marina und Laura, an ſeinem Schooße knieend, überlaſſen ſich ihrer Trauer. Mehrere Senatoren ſind niedergekniet. Die Andern bilden ernſte Gruppen.)

Donato

(mit tiefſter Theilnahme die Hände über des Degen Haupt haltend).

Er hat vollendet — ein gefallner Sieger.

(Während die Gondellieder noch ganz nahe heraustönen, fällt über einem großen Geſammtbild langſam der Vorhang.)

Ende.

Hermann Stark.

Hermann Stark.

Deutsches Leben

von

Oscar von Redwitz.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1869.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Universitäts-
bibliothek

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Von deutschem Leben und vom deutschen Haus
Kling' du mein Lied und wag' den Flug hinaus!
„Ein Lied?" — hör' ich dich fragen. Ja, ein Lied,
Ob ich mein Wort auch nicht in Verse schied.
Nach Liedes Art mir's aus der Seele klang,
Von Menschenglück ein wechselreicher Sang.
So bitt' ich: halt' dein eignes Herz gestimmt,
Wie sonst, wenn Sängerweisen es vernimmt!
Zur rechten Sammlung gönn' dir Zeit und Rast!
Schlecht taugt mein Wort für bloßer Neugier Hast.
Wie's drum dem Ohr der lauten Welt behagt,
Nicht weiß ich es. Doch hoff' ich unverzagt:
Im stillen deutschen Haus, kehrt dort es ein,
Da wird's verstanden und willkommen sein.

Inhalt des ersten Bandes.

Erster Abschnitt.

Stillleben in der Kleinstadt.

Seite

I. Das Erkerhaus am Storchenthurm 3
II. Der junge Cherusker und der mystische Frackschneider . . 12
III. Ein Kapitel von der väterlichen Gewalt 21
IV. Nach eigenen Heften 28
V. Der Gassenbube und ein neuer Pädagog 44
VI. Der Lateiner und der Kaiserjäger 82
VII. Ein lichter Tag und trübe Wochen 97

Zweiter Abschnitt.

In der ersten Fremde.

I. Die Frau Professorin Moser 125
II. Meeresstille vor dem Sturm 138
III. Der Korporal und sein Rekrut 147
IV. Der Zauber im Erker und der Seesturm 164

Dritter Abschnitt.

Zwischen Frosch und Fuchs.

I. Studentische Metamorphosen 177
II. Die himmlische und irdische Braut 183
III. Von verschwiegener Liebe 192
IV. Maulesselferien und der Geleitbrief zur Hochschule . . . 203

Vierter Abschnitt.

Von der akademischen Freiheit.

		Seite
I.	Welche Lust gewährt das Reiten!	233
II.	In der Musenstadt	241
III.	Beim Berggirgl	250
IV.	Das Fuchscomplott	266
V.	Vorstudien auf dem Fechtboden	273
VI.	Im Corpsconvent	279
VII.	Für des Vaters Ehre	291
VIII.	Vom Fuchs zum Senior	318
IX.	Ein siebzigjähriger junger Corpsbursch	325
X.	Philisterbegrüßung	337
XI.	Die feierliche Ausfahrt	350
XII.	Vater Stark an Mutter Rosalie	361
XIII.	Der Jubiläumscommers	364
XIV.	Die Augustinusmesse und die Doctortagen	393
XV.	Bemooster Bursche zieh' ich aus	411

Erster Abschnitt.

Stilleben in der Kleinstadt.

I.

Das Erkerhaus am Storchenthurm.

In jener einfachen Zeit, da Posthornklang und Fuhrmannslied auf der deutschen Landstraße noch überall heimisch war, führe ich dich in einen stundenweiten riesenstämmigen Forst. Und so blick' um dich! — Deinen einsamen Weg umgrünt prächtig wilde Waldnatur, und ihr mächtiges Rauschen wecke dir Ehrfurcht! Denn, der im Kyffhäuser träumend auf den Rabenschrei harrt, daß dieser ihm die Auferstehung alter deutscher Macht und Herrlichkeit verkünde, deß Kaiserarm hat hier einst das Reichsschwert mit dem Jagdspeer getauscht und sein Haupt hat in frohem Waidwerk hier ausgeruht von der Wucht seiner weltgebietenden Krone. Dafür zum ewigen Gedenken hat er diesen Forst verschenkt an alle Städte, Dörfer und Gehöfte, so viel, von ihm umrauscht, in alle Zeit sich erheben. Der „Reichswald" — so heißt noch heute des kaiserlichen Jagdreviers althistorischer Name. Durch allen Wechsel der Zeit und Macht blieb heilig die huldreiche Schankung. Und soviel tausend und abertausend Balken für Haus und Hof in diesem grünen Bannkreis seitdem gezimmert worden, jeden Stamm dafür schenkt seit sieben Jahrhunderten bis zum heutigen Tag aus seinem alten Lieblingsforst der alte Rothbart.

Wir sind ganz allein. Die Maisonne gießt aus azurblauer Schale ihre goldene Lichtfluth in die duftig schwellende Wildniß.

und der Waldeinſamkeit feierlich Rauſchen geht durch Wipfel und Kronen, dann und wann von der Droſſel ſüßem Schlag oder des Habichts ſchrillem Schrei unterbrochen.

Aber komm, lieber Begleiter, ſo traulich auch ringsum kühle Pfade verlocken, uns in dies blühende Geheimniß tiefer zu verlieren, noch dürfen wir nicht länger hier verweilen. — Sieh', dort auf der nahen Halde, wo der Morgenhimmel durch die Tannenſäulen ſchimmert, dieſen rothſandigen Hohlweg ſteig' jetzt mit mir heran zu der von Ginſter umwucherten Lichtung! Doch da biſt du ja ſchon! Und jetzt blick' vor dich! Ein grüner Kranz waldiger Hügel ſchließt dich ein und, unter dir im dampfenden Keſſel gebettet, liegt eine alte, kleine, deutſche Stadt.

So komm, ſetz' dich zu mir her, hier unter dieſe einzeln ragende Föhre! Von hier aus kannſt du jede Gaſſe, jeden Giebel überſchauen!

Sieh' hin, noch liegt der kreisförmig aufeinandergedrängte Häuſerknäuel im einſt mächtigen Schützerarm der nun altersſchwach gewordenen Ringmauer. Rieſig wuchernder Epheu, vor Jahrhunderten ſchon in dieſer Steine beſſeren Tagen ihr heiterer Geſpiel, verſteckt, nun ſelber gealtert, mit ſorgſam dichtem Geflecht ihres Verfalles riſſige Zeichen. Und auf ihrem ſchartigen Zinnenkranz ſteht hie und da ein verwitterter Wartthurm auf unnützer Schildwacht, bald noch in bemooſtem Schieferhelm, bald nur im bloßen trutzigen Haupt, bis auch ihm die Zeit ihr unerbittliches „abgelöst" zuruft, und er in einer ſtürmiſchen Winternacht zerbröckelt in den Stadtgraben niederfällt, zu ſeinen ſchon vor ihm abgelöſten invaliden Kameraden.

Und ſiehſt du mit mir jetzt hinein in das maleriſche Netz der vielgewundenen Gaſſen, in all das Gewirr der hundertgeſtaltigen Giebel und Schlöte, daraus in ernſter Hoheit die beiden altersgrauen Münſter in den Himmel ragen — auf der einen Thurmſpitze die ſteinerne Kreuzblume und auf der andern der

metallene Hahn, — sag': heimelt es dich da nicht an, als ob du, deiner Zeit entrückt, träumend im bunten Pergament einer alten Chronik blättertest, bald zu ernstem, bald zu heiterm Sinnen angeregt? Und schaust du jetzt in solcher Stimmung all' den alten Häusern in die scharf ausgeprägten Gesichter, so zeigt dir gar manches seinen vormaligen Bewohner in seiner eigenen Gestalt: bald wie ein schmucker Ritter, hochaufgeschossen, mit schlankem Staffelgiebel auf dem Marktplatz prangend, bald plump und rußig wie der Grobschmiede Zunftmeister, mit breitschulteriger Behäbigkeit ans Straßeneck hingepflanzt; hier wie ein aufgeblähter Rathsherr in hundertlockiger Perücke mit kunstreich gemeiseltem Schnörkelwerk über und über verkräuselt; dort mit windschiefem First, drei Stockwerk hoch, zwei Fenster breit, mit knapper Noth sich an der Stadtmauer haltend, wie ein doppelt bezopfter ellenlanger Philister mit gelber Lederhose in den Kappenstiefeln; und drüben am Münster wieder arm und niedrig, wie ein greises gebücktes Mütterchen, das den wackeligen Kopf an die Kirchenmauer lehnt und betet.

Aber noch, mein lieber Begleiter, habe ich dir nicht gezeigt, weßhalb ich zu allermeist dich hergeführt. Siehst du, dort am südlichen Stadtthor, jenen erhabenen runden Platz und darauf, an die Ringmauer angelehnt, den finstern giebellosen Bau, aus dessen schwarzen Fensterhöhlen jetzt schreiende Dohlen flattern? Sieh' recht ihn an! Es ist ein uralt kaiserlicher Bau. Denn der im Reichswald den Eber erlegt, hier hat er in frohem Rittergelag ihn verzehrt und hat hier geschlafen, zu neuer Jagdlust zu erwachen — im alten „Barbarossaschloß." — Der „Rittersberg" ist noch heute des freien Platzes Name und die „Schloßgasse," die von da hinunter zur Stadt führt, kennt jedes Kind. Aber den „Storchenthurm" neben der Kaiserburg, den kennen die Kinder fast noch besser. Und dicht daran das stattliche Erkerhaus mit dem eisenblechernen Ritter als Wetterfahne auf dem spitzen Zinnengiebel, da, wo rückwärts an der Stadtmauer der Epheu am aller-

üppigsten wuchert und ins Zwingergärtchen in dichten Schlingen niederrankt — dies Haus kenn' ich am allerbesten, und kann dir von seinen Bewohnern gar viel erzählen. Denn das ist unseres künftigen Helden altes, friedliches Elternhaus.

* * *

Du siehst es nun selber: in der ganzen Stadt wohnte der Storch Niemanden näher, als diesem Erkerhause. Er hätte es von seinem Thurmnest wirklich so bequem gehabt, sich auch einmal auf diesen stolz ragenden Giebel zu setzen. Aber er flog abwechselnd wohl auf die meisten Tächer der ganzen Stadt; zum heimlichen Schrecken mancher Herren Väter und Frauen Mütter oft Jahr aus Jahr ein. Nur diesem einen, doch so poetisch traulichen Erkerhause versagte er in höchst unnachbarlicher Hartherzigkeit seinen vielbedeutenden klappernden Besuch, nach dem man sich doch drinnen schon so lang und schmerzlich sehnte.

O wie viel hundertmal seit dem merkwürdigen Jahr, da am Himmel der große Komet und auf Erden der Elferwein gleich feurig zusammenkamen, schaute der so ehrenwerthe wie gelehrte Rechtsanwalt und Doctor beider Rechte, Christoph Stark, aus seinem Arbeitszimmer heimlich seufzend hinauf zum Storchenthurm! Denn ach, der Himmel hatte dem kleinen schmächtigen Mann, mit seinem trockenen aber grundehrlichen Gesicht, wohl eine Ueberfülle von Bedenklichkeiten mit in die Wiege gelegt, daß er erst mit dem Antritt des bekannten Schwabenalters zum heiligen Ehestand sich ein Herz fassen konnte; aber die für seine Nachkommenschaft bestimmte Wiege harrte schon jahrelang stets vergeblich auf ihren kindlichen Bewohner. Und am traulichen Erkerfenster über einer Stiege begleitete gar oft des Doctors Stoßseufzer seine liebste Ehefrau Rosalie, eine geborne Ritter, die in der ehelichen Verschmelzung zu einem Leib und einer Seele durch sehr stattlichen Körperbau und resolutes Wesen ihre liebe männliche Ehehälfte so recht

harmonisch ausgleichen durfte. Dabei legte sie aber nicht die Hände in den Schooß, sondern nähte und strickte mit rührendem Fleiß und frommer Entsagung für die, deren Segen ihrem Herzen und Hause versagt blieb — für kleine Kinder, deren sie regelmäßig an Ostern und Weihnachten sechs arme Paare mit Hemden und Strümpfen von ihrer eigenen Hand beschenkte. Wie manche stille Thräne fiel dann oft auf ihre barmherzige Arbeit nieder!

Ach, und dann war ihr's immer, als ob in der großen behäbigen Erkerstube mit der braungetäfelten Holzdecke die alten Oelbilder der Starkschen Vorfahren mit heimlichem Vorwurf auf sie herabsähen, daß sie, die doch so unschuldige Frau, am jetzigen Aussterben des alten, ehrenfesten Bürgernamens der Stark die Schuld trüge. Besonders der Urgroßvater, der Bürgermeister Petrus Johannes Stark, mit dem kaiserlichen Gnadenkettlein um das goldverbrämte rothe Amtskleid, blickte gar so strengen Auges auf sie nieder. Diese stumme Anklage der Todten schnitt ihr aber noch um so tiefer in die Seele, als sie schon länger im Stillen bemerkte, daß auch ihr Mann diese Bilder nunmehr mit verstohlener Wehmuth betrachtete und jedes Gespräch darüber mit fremden Besuchern ausweichend abbrach. Und wie war er doch früher auf diese Familienreliquien, die er selber erst mit schwerem Gelde restauriren und in prunkende Goldrahmen fassen ließ, als der letzte Stark so stolz! Wie wußte er gar manchem auswärtigen Clienten mit nur allzu gründlicher genealogischer Kenntniß Bild für Bild zu erklären! Und jetzt schien ihm alle Lust daran verleidet. Einmal schlug er in einer Anwandlung tiefsten Trübsinns sogar vor, die alten Herren in das sogenannte „schöne Zimmer" hinüberzuhängen, weil dort im Winter nicht geheizt werde und Ofenwärme dem Oelfarbenglanze gar nicht zuträglich sei. Auch schade gar sehr der Tabaksrauch, der einer seiner sieben langen Pfeifen, mit dem betreffenden Wochentag auf dem weißen Kopf, in pedantischer Ordnung allabendlich entqualmte. Frau Rosalie verstand aber gar

wohl den herben Schmerz hinter dieſem ſcheinbar ſo harmloſen Vorſchlag, und es geſchah ihr darüber ſo weh ums Herz, daß die Bilder ein für allemal in der Erkerſtube hängen blieben, freilich aber auch immer wieder, beſonders an einſamen Winterabenden, das kinderloſe Ehepaar zu ſtummer Wehmuth anregten.

Nun ſagt zwar ein altes weiſes Wort: „die Zeit heilt jede Wunde.“ Aber ſtets neu getäuſchtes Hoffen, das man immer noch hegen und nähren darf, thut eben immer aufs Neue weh, und es braucht gar lange Zeit und ſtarke Entſagung, bis man mit der ſteten Nichterfüllung einer Sehnſucht auch die Sehnſucht ſelber vergeſſen und verſchmerzen kann.

Wie konnte der gute, ſonſt ſo gemeſſene Mann noch immer in tragikomiſche Aufregung gerathen, wenn dicht vor ſeinem Arbeitstiſche die ſittſame Schuljugend zu dem, mit ihrem früheſten Denken märchenhaft verwobenen Storchenthurm das rührende Lied: „Storch, Storch, Schnibelſchnabel mit der langen Heugabel“ hinaufſang und mit dem Endreim: „Klapperſtorch, heb' auf dein Bein, bring' ins Haus ein Kindelein!“ in lachendem Chorus die Schloßgaſſe hinunterſprang! Dann verwünſchte er dieſe „ſchamloſe, verdorbene Gaſſenbrut,“ deren harmloſes Lied ihm wie die boshafteſte Anſpielung auf ſeinen kinderloſen Eheſtand noch lang in den Ohren gellte und ihm zu gründlicher Arbeit alle weitere Luſt verdarb. Sein Humor und Appetit war dann gewöhnlich bedenklich geſtört, und Frau Roſalie mußte, wenn er in die Erkerſtube hinaufkam, allen Vorrath ihrer liebreichen Klugheit aufwenden, bis ſie ſeinem mißmuthigen Antlitz wieder ein trockenes Lächeln entlockte, was ihr aber nicht immer gelingen wollte.

Ja, das letztemal — es war gerade der achte Jahrestag ſeiner Ehe und ein recht ſonniger Maimorgen Anno 1819 — gerieth der gute Doctor Stark über dies heute mit beſonderer Innigkeit vorgetragene Storchenlied in ſolch' unbändigen Zorn, daß er eine ganze Wolke verlegenen Aktenſtaubes aus der wurmſtichigen

Bodendiele herausstampfte und den lachend abziehenden Storchenliedsängern nachschrie: „Der Guckguck hol' alle Gassenjungen, und alle Störche — und alle —" hier blieb ihm aber plötzlich das Wort im Munde stecken und mit merklich gesunkener Stimmlage stotterte er weiter: „Ich — ich mag nun gar kein Kind mehr — Kind mehr — und es ist überhaupt viel zu spät — zu spät — mag nun gar nicht mehr — wie — was?" — Hierauf ging er mit großen Schritten in seinem Berathungszimmer auf und nieder, wie in seinem Menagerieküfig ein sonst ganz zahmer Löwe kurz vor der Stunde der Fütterung.

Die jungen Schreiber in der anstoßenden Kanzleistube steckten ob dieses seltsamen unjuristischen Monologs ihres rechtsgelehrten Principals kichernd die Köpfe zusammen. Sogar der am Seitenpult in stolzer Abgeschiedenheit amtirende höckerige Registrator hatte kopfschüttelnd die Feder hinter's Ohr gesteckt und beliebte dann mit einer, dem Lachen der gemeinen Schreiber ziemlich ähnlichen, Mundwinkelverziehung einen Augenblick vor sich hin zu schmunzeln.

Anwalt Stark aber drückte seinen breitkrämpigen Filzhut heftig in den Kopf, nahm vom Schreibtisch den Aktenbündel unter die Linke, das spanische Rohr mit dem Elfenbeinknopf und der Lederquaste in die Rechte, und schritt in noch fieberhafter Erregtheit die Schloßgasse hinunter zum Tribunal. Damit aber ja das kleine Häflein ganz gewiß überlaufe, verlor er noch richtig vor lauter Verwirrung beim mündlichen Vortrag seinen heutigen Proceß, und gerade dieser dünkte seiner gewissenhaften Bedenklichkeit ganz besonders gerecht gewesen zu sein.

In schwarzgalligem Humor zum Boden niederstarrend, als wolle er mit jedem unschuldigen Pflasterstein einen Injurienhandel anfangen, stieg er gegen Mittag wieder herauf zum Rittersberg. Aber dort klapperte heute der Storch ungewöhnlich aufgeregt und auf einem ganz merkwürdigen First. Der eben so menschen- wie storchenfeindlich einherschreitende Doctor that aber keinen Blick zu

ihm hinauf — zum Storchenthurme, wo er ihn zu hören glaubte. Es stand in ihm unwiderruflich fest: die Akten seines nun achtjährigen Gemüthsprocesses mit diesem „unverschämten höhnischen Krötenfänger“ sollten jetzt mit vollster Rechtskraft in seinem Herzen abgeschlossen sein.

An seiner Haustreppe angelangt, blieb er indessen unwillkürlich stehen und murmelte vor sich hin: „Was dieser langbeinige Bursch heute doch wahrhaft polizeiwidrig frech auf mich heruntergespottet! doch klappere du nur, mich ärgerst du nimmer! wie? was?“ — Und doch — sonderbar! auf der ersten Treppenstufe riß es ihm wie mit Zaubergewalt den grämlichen Kopf senkrecht hinauf zur Wetterfahne. Und was erblickte da sein Auge? Herrje, mit Freudenschrecken sah er da den Storch auf des Ritters Eisenhaube sitzen, und mit solch' geschwätzigem Geklapper die Flügel gegen ihn auf- und niederschlagen, daß aus seinen verwundert ausgestreckten Armen der ganze Aktenbündel des verlorenen Processes sammt dem Rohrstock die Treppe hinunterfiel. Auf dem Rittersberg deuteten zwei zarte Mädchenhände mit schelmischem Kichern aus dem Fenster auf ihn hinüber. Er aber, dies sehend und hörend, simulirte jetzt ungewöhnlich energisch, aber höchst ungeschickt, ein nachträgliches Stolpern, hob zum Schein gewaltig hustend Akten und Stock rasch wieder auf, und schlug in peinlichster Verwirrung die zierlich geschnitzte Eichenthür hinter sich zu.

Wie er dann in die Erkerstube hinaufkam, trat ihm Frau Rosalie mit so seltsam glückseligem Gesicht entgegen und sie küßte ihn so von Herzen, während zwei stumme Freudenthränen ihr über die Wangen rannen, daß er gar nicht wußte, wie ihm geschah, und er selber zuletzt von freilich noch ziemlich dunkler Rührung überschlichen ward.

Auch die kluge Ehefrau hatte ja den Storch auf dem Hausgiebel klappern hören, und sie glaubte mit dankesfreudigem Herzen seiner hoffnungsreichen Verheißung.

Die alten Bilder der Starkschen Vorfahren blickten alle wie erheitert das Ehepaar an. Selbst der strenge Urgroßvater, der Bürgermeister mit den dickbuschigen Augenbraunen, sah jetzt sichtlich schmunzelnd auf seinen verblüfften, nun achtundvierzigjährigen Urenkel nieder.

Von nun an stand der Storch bei dem zukünftigen „Vater" Stark gar hoch in Gnaden und Ehren. Und so oft jetzt die Schulkinder vor seinem Arbeitszimmer das alte Storchenlied sangen, trat er auch aus dem verwickeltsten Aktenstudium ans Fenster, sah mit der „lieben muntern Jugend," wie er sie auf einmal gar zärtlich nannte, zum Storchenthurm, und fiel immer mit kindlicher Freude summend in den Endreim ein:

„Klapperstorch, heb' auf dein Bein,
Bring' ins Haus ein Kindelein!"

II.

Der junge Cheruſker und der myſtiſche Frackſchneider.

„Was lange währt, wird gut.“ — Dieſem alten deutſchen Wort wollte der alſo heiß Erſehnte ſogleich bei ſeiner irdiſchen Ankunft alle ſeinem zarten Alter nur irgend mögliche Ehre machen, gleichſam zur Sühne dafür, daß er ſich zu ſolchem Schmerze ſeiner guten Eltern ſo gar lange nicht entſchließen konnte, das goldene Licht der Welt zu erblicken. Und ſo betheuerten denn auch die nudeldicke Amme, wie der eingetrocknete Sakriſtan in ergreifender Uebereinſtimmung bei der heiligen Taufe, daß ihnen in ihrer ganzen, doch ſchon ſo langjährigen Praxis noch nie ein Junge von ähnlicher Körperentwicklung unter die Hand gekommen ſei.

Natürlich ſtimmten beim nachmittägigen Kindtaufſchmaus im „ſchönen Zimmer“ alle Gäſte in den auserleſenſten Betheuerungen in dies Bewundern ein. Beſonders die weiblichen Sachverſtändigen, denen der junge Kronprinz im ſpitzenverbrämten Taufkleid und mit haubenloſem Kopf von der herausgeputzten, mundfertigen Amme jedes einzeln vorgehalten ward. Und das ging wie am Schnürlein und quoll wie ein Brünnlein: was das doch für ein ganz prächtiges, ganz ſeltenes Kind ſei. Ja, gerade nur zu reden brauche dieſer Junge, ſo verſtändig ſehe er Jeden ſchon an. Und dies volle goldige Haar, das ſich ſchon ganz herrlich ſcheiteln

laſſe. Aber wer in der ganzen Verwandtſchaft habe denn nur ſo lichte Haare, daß da auf einmal ein ſolches Flachsköpfchen herausgekommen ſei? Und Baſen und Gevatterinnen ſchüttelten verwundert die Köpfe. Dann kam es auf ein anderes Kapitel. Aber nun ſollten ſie ihn doch nur einmal ſelber wiegen. Nein, dieſe Schwere! rein lächerlich, und doch ſo zartgliederig dabei! — Da ward jeder Arm ihm zu einer neuen Wage. Jede brachte eine andere Pfundzahl heraus. Und zuletzt ſtimmte der ganze Chor unisono in ſolchem presto fortissimo der Verwunderung zuſammen, daß der alſo handgreiflich gequälte junge Weltbürger ſtürmiſch zu proteſtiren anhub, und der umſchnatterte Doctor Stark, der aus Höflichkeit und Vaterſtolz mitten drunter ſtand, nach den männlichen Gäſten, die lachend in den Fenſterniſchen ſich gruppirten, ganz neidiſch hinüberſchielte.

Da ward der Kaffee aufgetragen. Und ſiehe, der bezaubernde Anblick der Kannen und Taſſen nebſt dem türkiſchen Bunde that bei dem weiblichen Chor ungefähr dieſelbe Wirkung, wie wenn vor'm Beginn der Ouvertüre die Geigen und Bratſchen, Klarinetten und Trompeten ihre instrumentalischen Stimmübungen machten, und plötzlich der Kapellmeiſter mit dem Ebenholzſcepter die bekannten drei Klopfer thut. Kurz, eine andächtige Stille trat ein. Der mit der allererſten Note körperlichen Wohlbefindens abſolvirte kindliche Erdencandidat wandelte zu der ihn ungeduldig erwartenden Frau Mutter im Nebenzimmer, deſſen Thür nun offen ſtehen blieb. Alle Gäſte ſuchten auf den Roſazetteln, die auf dem langen Tiſche lagen, ihren von dem geſchickten Regiſtrator zierlich verſchnörkelten Namen auf. Und nach ſtandesmäßiger gegenſeitiger Verneigung der Tiſchnachbarn ſetzte man ſich an die mit Topfblumen ſeltenſter Art geſchmückte Feſttafel.

Der Duft und Farbenglanz that allen Gäſten in dem behaglich warmen Putzzimmer um ſo wohler, als draußen dichte

Schneeflocken von einem trüben Februarhimmel niederwirbelten. Und so war auch des staunenden Lobes über diesen prächtigen Blumenflor gar kein Ende. Und hätten sie erst gewußt, mit welch' ängstlicher Sorgfalt der glückliche Vater, als leidenschaftlicher Blumenzüchter, diese Prachtexemplare schon seit Monaten eigens für den heutigen Festtag gepflegt hatte! Jetzt war er aber viel zu dankbaren Gemüthes für das himmlische Geschenk dieser unsterblichen Menschenblume, um aus den andern verwelklichen viel Wesen zu machen. Und so lächelte er denn auch während all dieser Lobsprüche nur in stummer Freude vor sich hin.

Aber auch die alten Familienbilder waren für heute in das „schöne Zimmer" mit herübergewandert. Diese Todten, meinte Vater Stark, mußten ja vor allen Lebenden die Verjüngung ihres alten Namens mitfeiern helfen. Und er hatte sich's in seiner Freude gar nicht nehmen lassen, mit eigener Hand die Nägel hiezu in die mit rothen und blauen Blumen durchschlängelte Tapete einzuschlagen. Freilich in ganz anderer Stimmung, als er die Bilder früher angeblich wegen der Ofenwärme und des Tabakrauches herüberhängen wollte.

Dicht unter dem stattlichen Urgroßvater, zwischen dem Anwalt Stark und dessen Schwager, dem Gerichtsarzt Doctor Philipp Ritter, nahm nach Gebühr der Pathe des Neugetauften den Ehrenplatz ein: der höchst achtbare Notar, Herr Hermann Ritter, der Frau Rosalie noch sehr wohlerhaltener Vater. Es war für den Enkel gewissermaßen ein Glück, daß sein anderer Großvater, der weiland Justizrath Stark, ihn nimmer aus der Taufe heben konnte. Sonst hätte er ohne Zweifel den etwas schwerfälligen lateinischen Namen „Bartholomäus" sein Lebtag mit sich herumtragen müssen. Und wäre er ihm auch in der ortsüblichen Verkleinerung „Barthel" etwas erleichtert worden, so hätte er ihn doch später, besonders zur Zeit der ersten Liebe, gewiß lange nicht so wohllautend angemuthet, wie der echt deutsche „Hermann,"

der noch obendrein mit seinem Familiennamen „Stark“ in solch historisch-symbolischer Harmonie zusammenklang.

Kaum waren indessen die ersten Tassen Kaffee in einer gewissen Feststimmung getrunken, so verlangte, vorab beim zarten Geschlecht, der uralte Naturtrieb der Rede wieder sein Recht, und im Kern der weiblichen Armee ging das Haupttreffen wieder los. Um aber unparteiisch die Wahrheit zu berichten, hatte diesmal eine nasentönige Männerstimme, welche dem Professor der ersten Lateinschule angehörte, den unbestrittenen Oberbefehl an sich gerissen.

Seit fünfunddreißig kurzen Jährchen unterster altrömischer Exerciermeister der germanischen Jugend, dabei ältestes ordentliches Mitglied und unordentlicher Kassier des vermögenslosen historisch-germanischen Vereins, rühmte sich dieses philologische Original, zugleich ganz junger Vater einer mehr als confusen Denkschrift zu sein „über die Burg, Körper- und sonstigen Familienverhältnisse des Kaisers Barbarossa.“ Und neben diesen verschiedenen gelehrten Stellungen war er obendrein Besitzer eines, man kann wohl sagen, in der Stadt bereits historisch gewordenen blauen Frackes mit gelben Messingknöpfen, der, wenn auch jedes Jahrzehnt im Tuche verjüngt, doch als eigensinnigster Modeverächter bis zum heutigen Tage seinem ursprünglichen Schnitt aus dem vorigen Jahrhundert treu geblieben war.

In diesem Frack also, mit erhobenem Zeigefinger und aufgestülpten Lippen sein spitzes Kinn tief in die weiße Halsbinde bohrend, und vor Allem zum weiblichen Auditorium sich wendend, entwickelte jetzt der Herr Professor Balthasar Schneider, vulgo „Frackschneider,“ mit haarsträubender Gelehrsamkeit den mystischen Satz: daß die Nähe der alten Kaiserburg auf diese ganz abnorme Körperentwicklung ihres kindlichen Nachbars zweifelsohne einen geheimnißvollen Einfluß ausgeübt haben dürfte. Und dieses dünke ihm um so wahrscheinlicher, weil er just an einem vorjährigen

Maiabend ſeine Denkſchrift über Kaiſer Rothbart als alter Hausfreund dem Starkſchen Ehepaare wörtlich vorgeleſen habe. Dabei blinzelte er ſchelmiſch auf Vater Stark hinüber, der äußerlich mit freundlichem Kopfnicken, und innerlich mit noch nachträglichem Seufzen, die Thatſache dieſer Vorleſung beſtätigte.

„Aber, meine verehrten Damen“ — fuhr jetzt der Frackſchneider mit noch erhöhtem Eifer fort, während ſeine langen Vatermörder die blaue Brille ganz verſchoben, „wir haben ja noch einen ganz andern, rein unwiderleglichen Beweis. Ei, ſo ſagen Sie mir doch, woher ſind denn unſerm lieben Jungen die Haare ſo goldgelb gewachſen? — Woher denn? — Von Vater oder Mutter? — Gott bewahre! — Oder von den Großeltern? — Auch nicht. Alle waren entſchieden dunkelhaarig. Ich habe ſie ja nur zu gut gekannt. — Aber vielleicht der Ur- oder Ururgroßvater? War vielleicht von dieſen Einer ein Flachskopf? Ei, da hängen ſie ja leibhaftig vor euern Augen. Alſo, woher nun dieſes Goldhaar bei unſerm Rieſenjungen? Woher? — Zweifelt ihr noch, meine Freundinnen? Vom Kaiſer Barbaroſſa, zu deutſch: Rothbart, kommt das Alles. Jawohl, nur von ihm und keinem Andern. Und ich bleibe dabei, wenn ich's wohl auch nicht ſelber erlebe: unſer Kindlein wird einmal übergroß an Körper wie an Geiſt werden, ein bürgerliches Seitenſtück zum hocherlauchteſten Kaiſer Barbaroſſa. — Begreifen Sie nun den mehr als merkwürdigen geheimen Zuſammenhang zwiſchen dem Rothbart, reſpective meiner gelehrten Denkſchrift, und unſerem coloſſalen, blondhaarigen Jungen? — Sehen Sie, meine Damen, das heißt man: myſtiſch!“

Verhaltenes Lachen oder ehrfurchtsvolles Staunen folgte, je nach dem Bildungsgrade der Zuhörer, dieſer ſeltſamen Rede, während im Nebenzimmer die junge Mutter, über dieſe myſtiſche Prophezeiung des Frackſchneiders ſtill vor ſich hinlächelnd, erſt recht glücklich den kräftigen Knaben ans Herz drückte.

Riesige Torten, alle mit einem weißzuckerigen H gar kunstreich verziert, und ein paar Dutzend Rheinweinflaschen verkündeten jetzt im Taufschmaus einen neuen, erfreulichen Abschnitt. Statt des mystischen Frackschneiders unter seinen Damen spielte nun der Feuergeist der Reben die erste Rolle bei den Männern, daß es gar bald von ausgelassener Laune, namentlich der Alten, nur so sprudelte, und auf Vater Starks trockenem Gesicht der längst ansäßige Ernst von vagabundirendem Lächeln stets wieder verjagt wurde. Zuletzt flogen aber die schalkhaften Neckereien über sein Riesenkind in so raschem Tempo um seinen Kopf, daß er sich vor lauter Verschämtheit ins Nebenzimmer wegstehlen wollte. Doch die muthwilligen Veteranen drängten den heimlich desertirenden väterlichen Rekruten zwangsweise wieder auf seinen Posten zurück. Und Einer nach dem Andern stieß nun mit dem „Riesenvater," mit dem „Fortpflanzer des Barbarossageschlechts" so begeistert an, daß die Gläser wie helles Geläute der Freude zusammenklangen.

Nur ein Gast starrte, im schroffsten Gegensatz zu dieser allgemeinen Ausgelassenheit, schon während der ganzen Zeit in die neben seinem vollen Weinglase stehende leere Kaffeetasse, in deren Henkel noch immer sein rechter Zeigefinger stak, so daß sich die bedächtige Dorothee gar nicht getraut hatte, sie ihm gleich den andern Gästen wegzunehmen. Dabei zupfte seine Linke den steif gestärkten Hemdkragen krumm und immer krümmer. Seine Lippen bewegten sich augenscheinlich in rhythmischem Schwung, seine Augenbraunen zogen über seiner Brille die seltsamsten Linien ... und siehe, schon rückte einer der Gäste befangen den Stuhl, hustete ein wenig und wollte eben mit dem Messer ans Glas klopfen. Blitzartig aber schnellte der Frackschneider auf, um diesem Unberufenen zuvorzukommen. Vor lauter Hast vergaß er ganz den herkömmlichen räuspernden Eingang. In seiner stadtkundigen Zerstreutheit erhob er statt des Weinkelches die noch immer mit seinem Zeigefinger vermählte Kaffeetasse. Und im höchsten Nasalton

entquollen ihm die folgenden, aus Reſpect vor den alten Römern zwar lateiniſch gedachten, jedoch aus Rückſicht für das größtentheils ungelehrte Publicum deutſch geſprochenen claſſiſchen Diſtichen:

„Lange verwehrten die Götter dem Starkiſchen Hauſe den Sprößling;
Endlich erhörete Zeus ſein achtjähriges Flehn.
Schüttelte gnädig das Haupt, und es murmelte erdwärts der Donn'rer:
Weil ihr ſo lange geharrt, ſei's auch der Mühe nun werth.
Nomen et Omen erfüll' ſich beim Erſtling des Starkiſchen Ehpaars!
Und nicht nur heißen ſoll er, ſondern auch wirklich ſein ſtark!" —

Weinſelige Bravo's mit ſchallendem Gelächter, namentlich auch über die Kaffeetaſſe, bejubelten dies ſinnige Wortſpiel mit dem Familiennamen des kleinen Hermann. Der beim Anſtoßen nun auch von dem gelehrten Poeten bemerkte Irrthum brachte ihn indeſſen nicht im mindeſten aus der Faſſung. Mit altrömiſchem Gleichmuth vertauſchte er die Taſſe mit dem Weinkelch. Mit einem langgedehnten „Pſt" und gebieteriſch ausgeſtrecktem Arm erzwang er ſich ein neues Silentium, um nun als Mitglied des hiſtoriſch-germaniſchen Vereins zum zweiten Theile ſeines Trinkſpruches überzugehen, während der erſtere, antike, den Profeſſor der Lateinſchule repräſentirte. Und in ſolcher, über den glänzenden Erfolg des altrömiſchen Theils hochgehobenen, Stimmung toaſtirte er noch viel begeiſterter hiſtoriſch-germaniſch weiter:

„Wahrlich, der Fürſt der Cherusker, der Namensvetter des Kleinen,
Schaut aus Walhalla gar ſtolz auf dies cheruskiſche Kind.
Iſt's doch gediehn in derſelbigen urgermaniſchen Vollkraft,
Die einſt in Teutoburgs Wald Varus Legionen bezwang.
Auch im Kyffhäuſer der träumende Rothbart freut ſich gewißlich,
Daß, wie er ſelber ſo ſtark, Jungen noch kommen zur Welt.
Und zumal in der Nachbarſchaft ſeines eigenen Schloſſes,
Drin er voreinſt nach der Jagd aß — und dann trank und dann ſchlief.
Ja, ihr verehrten Gäſte, mir ſagt es ein myſtiſches Ahnen:
Rothbart hat auf dies Kind Einfluß geübet fürwahr.

Und so erhebet das Glas! Hoch lebe der junge Cherusker,
Und wie Arminius einst werd' er ein mächtiger Held!
Jeglichen Feind, den schlag' er, wie Jener den Varus, zu Boden!
Vivat Hermann Stark! — Christoph und Rosalia! —"

Ein wenn möglich noch stärkerer Beifallssturm brauste auch diesen Versen nach. Alles drängte sich um den gewaltigen Redner, stieß mit ihm an und beglückwünschte ihn mit solch' überströmenden Lobsprüchen, daß er selber vor Rührung mit seinem geblümten Taschentuch ein paarmal unter die blaue Brille fuhr.

Vater Stark aber erhielt von ihm einen langen saftigen Kuß, und benützte jetzt das allgemeine Gedränge, um sich an die Thüre des Nebenzimmers zu schleichen und sein immer ungestümeres Heimweh nach seiner liebsten Frau und seinem Herzensjungen einmal stillen zu können.

Der Letztere ruhte von seinen überstandenen ersten Strapazen trotz alles Lärmens im tiefsten Schlummer am Mutterherzen aus. Frau Rosalie selber hatte, in ihrem schneeweißen Anzug aufrecht sitzend, mit glückstrahlendem Antlitz all dem Jubel über ihren neuen Hausſegen gelauscht. Und eben legten sich ihre Hände wieder zu herzlichem Dankgebete zusammen, und berührten noch leise das mit Rosaseide gefütterte Spitzenhäubchen des heute so stürmisch Gefeierten.

So traf sie Vater Stark. Als er ihre Hände gefaltet sah, verschlang er die seinigen mit den ihren, küßte erst die Mutter und dann sein Kind, und sprach zu ihr: „Ach, gute Frau, wie wurden wir doch nun vom lieben Gott so reich gesegnet! Wie wollen wir's ihm aber auch danken! Du weißt ja schon ... Ihm versagte die Stimme zu weiterer Rede. Auch sie vermochte nicht, ihm zu antworten, und drückte mit mutterseligem Kopfnicken seine ehrliche Vaterhand. Darauf küßte er nochmal Mutter und Kind und ging in stummer Ergriffenheit wieder in die Feststube. Auch darin ward es nun aus Rücksicht für die Wöchnerin allmälig

ſtiller und leerer, wonach er ſich bei allem Glück doch herzlich ſehnte. Denn ſeit ſeiner Hochzeit hatte der eingezogene Mann, dies Muſter nüchterner Ordnung, ſolch ungewöhnlich lauten Tag nimmer erlebt.

So ward unſer junger Held, Hermann Stark, bei ſeinem Eintritt ins Leben mit herzlichem Jubel, wie ſeltſamer Prophezeiung, begrüßt; und ſeine ſpäte Geburt, wie deren ſo fröhliche Feier war in der damals ſehr ſtillen, abgelegenen Kleinſtadt noch für längere Zeit ein vielleicht ſo wichtiges Ereigniß, wie zehn Jahre zuvor in der franzöſiſchen Metropole die gleich heißerſehnte Geburt des jungen Königs von Rom.

Eine Woche darauf, am Tage der Ausſegnung der Frau Stark, erfuhren zwölf arme Kinder in ihrem neuen Winteranzuge gar deutlich, welche Art frommen Dankes das glückliche Elternpaar damals gemeint, aber vor Rührung nicht näher ausgeſprochen hatte.

III.

Ein Kapitel von der väterlichen Gewalt.

Doch alle Luſt hat auch ihr Leid. — Dies uralte Thema des unvollkommenen Erdenlebens ſollte nun auch der glückliche Vater Stark, obwohl er, einen längſt verunglückten Flötenunterricht abgerechnet, durchaus nicht muſikaliſch gebildet war, dennoch in den feinſten Variationen auf ſeinen zarten Nervenſaiten durchſpielen.

Denn ach, der feſte Schlaf des kleinen Hermann bei all dem Lärm des Kindtaufſchmauſes, der dem noch ſehr naiven Elternpaar ein ſo voreilig beruhigendes Prognoſtikon ſtellte, erwies ſich in den nachfolgenden Nächten als ſo trügeriſcher Art, daß Vater Stark und Mutter Roſalie durch dies „ſchreiende Bedürfniß“ des jüngſten Inwohners gar oft Gelegenheit fanden, den Stundenruf des hinkenden Nachtwächters auf dem Mittersberge zu vernehmen, deſſen ſympathiſcher Bariton nach vorhergehendem Hornſolo die grabſtumm lauſchende Winternacht entzückte. Und von nun an zwang der wochenlang gleich rebelliſche Sohn den armen Vater Stark zu ſo regelmäßigem Anhören dieſes in Local und Beleuchtung, Honorar und Beifall wohl beſcheidenſten aller wandernden Concertanten, daß er bei allem unfeinen Gehör doch zuletzt Text und Melodie des nächtlichen Geſangs- und Hornvirtuoſen übergenau auswendig lernte.

Nun bettelte freilich die bereits fünfzigjährige Dorothee — zu ihrer Ehre ſei's geſagt — jeden Abend aufs Neue darum, den kleinen Schreier in den Nachtſtunden ihr ganz allein zur Warte zu überlaſſen. Und es war neben dem Mitleid für ihren ſchlafloſen Dienſtherrn auch noch ihr eigener tiefgekränkter Ehrgeiz dabei im Spiele. Denn, ſobald der ſtürmiſche Junge nur in die Activität des Lebens eingetreten war, hatte das Elternpaar für gut befunden, ſie als frühere Köchin zu penſioniren und zur nunmehrigen Kindsmagd zu degradiren. Und mit welch conſtitutioneller Beſchränkung hatte ſie ſchon ſeit Vater Starks Verheirathung das Küchenminiſterium verwaltet, nachdem ſie volle zehn Jahre zuvor als abſolut regierende Haushälterin und mit unbeſchränkter, budgetloſer Omnipotenz ſeiner Hageſtolzwirthſchaft ſo glorreich vorgeſtanden war! Aber das Räderwerk ihres Kochorgans war endlich ſo bedenklich ausgelaufen, daß es jetzt in vollſtändigſte Ruhe verſetzt werden mußte, ſollte nicht zuletzt der Magen ihrer guten Herrſchaft gar zu empfindlichen Schaden darunter leiden, ſo ſchwer auch ihrem Herzen dieſe Erniedrigung der alten Köchin angekommen war. So wollte denn die Dorothee als nunmehrige Kindswärterin ſich in dieſer neuen Stellung möglichſt wichtig und unentbehrlich machen, um darin wenigſtens eine nothdürftige Entſchädigung für ihren ſo ſchwer verletzten Stolz zu finden. Und es war ihr ſomit auch heiliger Ernſt, als ſie einen Abend um den andern mit aller Beredſamkeit bald Vater Stark, bald Mutter Roſalie drängte, doch von nun an den rückſichtsloſen Nachtſchwärmer aus dem elterlichen Schlafzimmer zu verbannen, und ihn ihrem eigenen Wärterarme zu überlaſſen. Doch einmal nährte ihn Roſaliens Mutterbruſt, und dann wollte es auch dem Vater Stark „als eben ſo unmännliche wie unchriſtliche Charakterſchwäche“ dünken, ſeine „heilige Vaterpflicht,“ — wie er pathetiſch ſagte — ſich von der Kindsmagd abnehmen zu laſſen, ſo daß er ſich nicht um Alles entſchließen konnte, den

kindlichen Störer seiner väterlichen Nachtruhe „in so feiger Bequemlichkeit“ auch nur ein einzigmal von [redacted] zu entfernen.

In solchen schlaflosen Stunden klang ihm nun gerade des Nachtwächters ergreifendes Hornsolo oft wie ein himmlischer Trostruf ins Herz; und mehr als einmal, wenn seine Langmuth in Aerger umschlagen wollte, ward er durch den frommsinnigen Inhalt dieser nächtlichen Stundenrufe zu neuem Ausharren in väterlicher Geduld ermahnt und auch gestärkt.

Doch, wenn er auch in also gehobener Stimmung dann mit festestem Vorsatze die Augen zudrückte, um sich selber weis zu machen, daß er nun ganz ungestört schlafe; und wenn auch Webers ewig schöner „Freischütz“ damals die Welt noch nicht entzückte — Agathens spätere Liebesklage:

„Wie nahte mir der Schlummer,
Bevor ich ihn gesehn!
Ach, Liebe pflegt mit Kummer
Stets Hand in Hand zu gehn.“

ward doch später nicht einmal von der Sonntag inniger empfunden vorgetragen, als sie schon damals Vater Stark in solchem Scheinschlafe vor sich hinseufzte.

Was wirkt aber nicht zuletzt die Gewohnheit, diese starke Trösterin in allen großen und kleinen Leiden! Und so, wie in alten Zeiten die Menschen hieb-, stich- und schußfest gemacht wurden, ward Vater Stark endlich schreifest. Wollten indeß die Sturmrufe des jungen Aufrührers manchmal jedes vernünftige Maß überschreiten, so schlich in seinen Aerger zuletzt noch gar ein trockener Humor ein, der ihm dann über alles kleinliche Jammern schwunghaft hinweghalf. Ja, einmal ward in solch nächtlicher Laune der gute Doctor sogar zum parodirenden Dichter. Und in höchst primitivem Kostüm den schreienden Sohn in der Stube auf und nieder tragend, sang er ihm in der berühmten Eiapopeia-

Melodie die aus Wilhelm Meiſters Lehrjahren weltbekannten, von ihm aber alſo umgeſchaffenen Verſe vor:

„Wer nie ein ſchreiend Kind umfing,
Mit ihm durch ſchlummerloſe Nächte
Im Hemde auf und nieder ging,
Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte.“

Wohl ein dutzendmal wiederholte er höchſt ſelbſtgefällig dieſe Verſe und jedesmal kamen ſie ihm humoriſtiſcher vor, ſo daß er endlich im Stillen ganz ſtolz darauf ward, und andern Tags, ganz gegen ſeine ſonſtige ſchüchterne Beſcheidenheit, noch gar ſeine Parodie unter allgemeinem Beifall auf dem Caſino zum Beſten gab. Dabei machte er ſich noch nebenbei damit groß, mit Napoleon ein gleich kurzes Schlafbedürfniß gemein zu haben, der auf ſeinen Feldzügen bekanntlich auch blos zwei bis drei Stunden geſchlummert habe.

Das wäre nun, was die Nacht betrifft, Alles gut geweſen. Aber die ſtillen Qualen des Tages waren in ſeiner öffentlichen Stellung als Rechtsanwalt noch viel feinerer Art und drohten ſeine ohnehin überzarten Nerven noch vollends aufzureiben.

O wie oft, namentlich wenn draußen der Winterſturm den mächtigen Reichswald erdröhnen und auf dem Erkerhauſe den Wetterfahnritter knarren machte, überkam dann auch am hellen Tage den kindlichen Schreier ein unbezwinglicher Drang, mit dem Aufgebot all ſeiner Stimmmittel ebenfalls in dieſe gewaltige Sturmſymphonie mit einzufallen, ſo ſehr auch Mutter Roſalie mit Milch „frommer Denkungsart,“ und die geſchäftige Dorothee mit Kamillenthee dieſen Naturdrang in ihm zu ſänftigen ſich bemühten. Und was half dann die dünne Decke, die des Sohnes Zimmer von jenem des unter ihm Akten ſtudirenden Vaters trennte? Wie ſtand dann die ſcharfe Logik ſeiner juriſtiſchen Diagnoſe in ſteter Gefahr, durch die überlaute Rabuliſterei des Sohnes über den Haufen geworfen zu werden! Dann ſprang der aufgeregte Mann

oft ganz löwengrimmig in den ersten Stock hinauf, um wegen solch flagranter Störung des Hausfriedens als Kläger und Richter das allerentschiedenste Urtheil zu sprechen. Aber wie selten hielt sein Jähzorn bis ins obere Stockwerk an! Und gar, wenn er statt der Dorothee, bei der er sich schon eher getraute, seinen Aerger herauszustottern, die liebe Mutter selber, als das Bild aller Geduld, den schreienden Friedensstörer umsonst beruhigen sah! Wie klang da seine Frage so sanft im grellsten Gegensatze zu seinem Hereinstürmen: „Aber liebe Rosalie, könntest du denn unser liebes Kindchen nicht durch irgend ein Mittelchen ein wenig besänftigen? wie, was? —“ Oder, wenn das „liebe Kindchen“ schon von selber bei seinem Eintritt wieder still geworden war, wie konnte er dann so zärtlich einlenken: „Grüßgott, liebes Frauchen! ich wollte mir von unserm Herzensjungen da oben nur geschwind ein Küßchen holen, dann schmeckt die Arbeit drunten wieder um so süßer.“

Wenn er aber dann wieder etwas beruhigt an seinen Akten saß und der junge musikalische Sohn ohne jegliche Aufforderung des Hauspublicums in stetem Dacapo weiter concertirte, da fiel der gute Doctor gar oft mit tiefen Seufzern ein und sah nurmehr mit halbem Auge zum nun dickverschneiten Storchenthurme. Oder er rieb sich, mit vollen Backen die innere Erregtheit hinausblasend, die brennende Stirn. Und einmal sank er sogar, wie ein schon halb verlorner Mann, auf seinen ledernen Drehstuhl nieder, und senkte mit hochtragischer Haltung sein Haupt in die Hand, um über solch' „schreienden“ Gegensatz von Theorie und Praxis die allerschmerzlichsten Betrachtungen anzustellen.

O mit welch heiligem Feuereifer hatte er einst als promovirender Doctor utriusque juris gerade die schwierigsten Sätze der altrömischen Lehre von der väterlichen Gewalt ins Treffen geführt, und gegen alle Scheinangriffe der scharlachrothen Togaträger den Doctorhut siegreich erobert! Und mit welch hämischer

Ironie machte nun des ungelehrten Sohnes Praxis die hochgelehrte Theorie des Vaters zu Schanden! Wer war jetzt — so rief er oft in leidvollem Pathos aus — der Inhaber und Ausüber der von ihm einst so glorreich vertheidigten väterlichen Gewalt? Der Vater oder der Sohn? —

Und aufgestachelt von solchen juristischen Betrachtungen über diesen völligen Umsturz seines nach Natur- und Civilrecht so streng geordnet gewesenen Haushalts, verstieg sich sein sonst sehr gläubiger Geist auch noch kritisirend in die heiligen Regionen der Theologie. Und er konnte nicht umhin, es als eine ziemlich bedenkliche Lücke im Buche Mosis zu erachten, daß darin bezüglich der Kinder einzig nur der Schmerzen des Weibes gedacht werde, und die viel feineren Qualen des Mannes mit so höchst ungerechtfertigtem Schweigen übergangen seien.

Armer, in den ersten Vaterfreuden prakticirender Doctor Stark, welch empfindsames Herz möchte dir sehr Mitgefühl versagen?

Das Leben ist indessen auch wieder barmherzig und hat für jede seiner Prüfungen die Frist der Erlösung festgesetzt. Und als in den letzten warmen Märztagen die Störche ihr Nest auf dem alten Thurm wieder wohnlich herrichteten, da legte der junge Usurpator, wie der medicinische Onkel Philipp ziemlich genau vorhergesagt, das Hausregiment in die Hände seines rechtmäßigen Inhabers nieder, und Theorie und Praxis von der väterlichen Gewalt kamen so ziemlich wieder ins alte Gleichgewicht.

So geht's aber im Leben. Liegt der Mensch nur einmal in der Wiege, so wird er in steter, nie befriedigter Hast erst durch der Eltern und dann durch seinen eigenen Wunsch unbewußt wieder aus dem Leben hinaus und ins Grab hineingedrängt. Und er wird so selber wider Willen der eifrigste Vollstrecker der über ihn verhängten göttlichen Satzung: „Aus Staub bist du geboren und Staub sollst du wieder werden!" —

Mutter Rosalie saß an einem sonnigen Nachmittag zum

erstenmale wieder im Zwingergärtchen an der Stadtmauer. Das Wickelkind in ihrem Schooß suchte dem neben ihm sitzenden Vater durch den süßen Reiz des ersten Lächelns alle ausgestandenen Mühsale wieder vergessen zu machen. Der ungeduldige Doctor meinte aber, wie so tausend Väter vor und nach ihm: „Gottlob, daß ich doch so weit mit ihm bin. Doch, wenn er jetzt nur auch noch aus den Windeln wär', und Vater sagen könnte; — ach, und wenn er nur auch schon Hosen trüge! Denn in Hosen muß doch ein solch prächtiger Junge noch am allerliebsten sein! — Und gar," schwärmte er feuchten Auges weiter, „wenn er sich dann körperlich wie geistig entwickelt, dies stufenweise Fortschreiten so zu belauschen, so gleichsam die eigene Kinderzeit noch einmal in der seinigen zu durchleben . . . ach, liebstes Rosalchen, meinst du nicht auch, das muß ja wohl ein ganz herrliches Leben werden! wie, was?"

Und die liebste Rosalie nickte ihm zu mit allem Mutterglück in ihrem klugen Gesichte.

„Gewiß, lieber Christoph! Wenn ihn der liebe Gott nur gesund erhält!"

„Und gieb einmal Acht!" — verlor sich der Doctor immer tiefer — „wie ich dieses Jungen geistige Entwicklung dann regeln und überwachen werde. Ich habe mir hiezu ein ganz eigenes Educationssystem schon im Kopfe völlig ausgearbeitet. Nur die Eintheilung in Kapitel und Paragraphe fehlt noch. Weißt du? strenge gesetzmäßige Schranken, ohne gerade die naturnothwendige Freiheit zu verkürzen. Darin bist du doch wohl mit mir im Princip einverstanden, nicht wahr, beste Mutter?"

Die „beste Mutter" drückte dem väterlichen Theoretiker die Hand mit dem praktischen Spruch: „Kommt Zeit, kommt Rath, guter Mann!"

Das Wickelkind aber lächelte den in seiner künftigen Entwicklung schwärmenden Vater Christoph an — fast wie schelmisch.

IV.

Nach eigenen Heften.

Peter Starks „Educationssystem" für seinen „heißgeliebten Sohn Hermann" war in seinen abendlichen Mußestunden zu seiner liebsten inneren Erholung dem Abschluß nahe gebracht worden.

Psychologische und pädagogische Autoren, alle ziemlich veralteten Datums, soviel er deren bei Gelegenheit einer Gerichtsverhandlung in der Provinzhauptstadt antiquarisch auftreiben konnte, waren von ihm mit scharfer Kritik ausgezogen und benutzt worden. Seine selbstständigen principiellen Anschauungen durchdrangen aber doch in solchem Maße sein ganzes System, daß er nach allem akademischen Gewohnheitsrechte von sich behaupten konnte, er lese „nach eigenen Heften." Und man mußte diesem Handbuch zum häuslichen Privatissimum das Zeugniß geben, daß geistige Tiefe und strenge Logik sich darin Blatt für Blatt die Note „ausgezeichnet" streitig machten.

Jeden Abend las nun der väterliche Systematiker ein neues, definitiv redigirtes Kapitel mit wohlgefälligem Behagen der lieben Mutter Rosalie vor, welche, bei allem innerlichen Kopfschütteln, dennoch der seelenguten väterlichen Meinung zu Liebe in seine allabendliche pädagogische Schwärmerei gutherzig einstimmte.

„Was soll ich schon jetzt dem braven Mann seine Freude

verderben, die ihm so viel Fleiß und Studium gekostet hat? Die Zeit wird ja doch viel wahrer, als ich, ihm später sagen, was darin richtig ist und falsch, oder zu gelehrt und unpraktisch. Das schickt sich auch viel besser, als für mich mit meinem hausbackenen Verstand, und beleidigt ihn dann nicht. O nur Friede zwischen Mann und Frau und im ganzen Hause! Das ist die frischeste Luft und wärmste Sonne für das gesegnete Gedeihen unseres Kindes." — Ein praktischer Wink der Mutter Rosalie, der ihrem klaren Hausverstand und guten Herzen gewiß nur alle Ehre machte.

Wie kindlich gut es aber der theoretische Vater Stark mit der Erziehung seines Sohnes meinte, dafür bürge dir, lieber Begleiter, sein glaubensinniges Vorwort an Gott selber, das er seinem vollendeten und in liebesrothen Saffian gebundenen „Educationssystem" auf die erste Seite voranschrieb, und das ich dir nicht gerne vorenthalten möchte. Es lautete:

„Den Samen streu' ich aus
In meines Kindes Herz,
Und rufe himmelwärts:
Gott, reif' du Früchte draus!
Die Regeln schrieb ich hin
Für meines Kindes Heil.
Schenk' ihm dein Gnadentheil,
Daß ich gesegnet bin!
Nur dir und deiner Ehr'
Will ich mein Kind erziehn;
Dich suchen, Sünde fliehn
Sei meiner Liebe Lehr'!
So schütze du mein Haus,
Stärk' meine schwache Hand,
Gieb meiner Zucht Verstand,
Geh' helfend ein und aus!
Daß ich einst Rechenschaft
Kann legen von mir ab,

Wie treu gemeint ich's hab'
Mit meiner schwachen Kraft;
Daß, wenn ich einst mein Kind
Verlassen muß allhier,
Ich's doch nur kurz verlier',
Und ewig wiederfind'."

Du wunderst dich wohl über diese poetische Ader des sonst so trockenen Altenmannes! Und doch hast du aus seinem ganzen Wesen gewiß schon Eines herausgefühlt, was im letzten Grunde ja doch immer die geweihte Wohnung aller Poesie war und bleiben wird — ein tiefes, echt menschliches Gemüth.

Trotzdem aber gab sich Vater Stark seinem geheimen Genius nur höchst ausnahmsweise hin, und nur bei ganz feierlichen Lebensmomenten. Und ich selber, der ihn doch so genau kannte, weiß mich nur an drei Fälle und eben so viele Species zu erinnern. Das erstemal vor zwanzig Jahren war es eine Elegie bei dem Tode seiner Mutter, an der er als schon gestandener Mann noch mit der ganzen Zärtlichkeit eines Kindes gehangen. Das andere mal, im Jahre 1811, sang er ein dithyrambisches Brautlied nach der Verlobung mit seiner Rosalie, wobei er auf einem hoffnungsgrünen, mit Rosen umkränzten Blatte dem sinnigen Gedanken schwungvollen Ausdruck gab, daß der Komet nach dem Volksglauben wohl Krieg prophezeie, nach seines Herzens Glauben aber für ihren zukünftigen Ehestand gewiß nur allzeit glückseligen Frieden bedeuten solle. Und das drittemal dichtete er eine Hymne nach der glorreichen Leipziger Völkerschlacht, wobei sein jahrelang verschlossener Dichterborn so kühn hervorschoß, daß unser verlappter Poet auf das unwiderstehliche Drängen einiger eingeweihten Cafefreunde sich dazu entschloß, seine Befreiungshymne sogar im „Wochenblatt" öffentlich drucken zu lassen. Als er dann aber den Correcturbogen mit seinem vollen Namen Christoph Stark, Dr. u. j., von der Druckerei zugeschickt erhielt, da zitterte der Aethstift

in seiner Hand, die Druckfehler flirrten vor seinen Augen, und seine angeborene Bescheidenheit erschrak hinterher über dieses Wagniß so gewaltig, daß er augenblicklich einen Herbstschnupfen simulirte und drei Tage lang das Zimmer hütete, um allen möglichen Gratulationen über sein bis dahin so unbekannt gebliebenes patriotisch-poetisches Talent aus dem Wege zu gehen.

Rechnest du also diesen heutigen vierten Erguß, den ich als „Gebet" specificiren will, dazu, so ergibt sich genau auf je ein Lustrum ein einziges Poem, und der liederreiche Gott Apollo darf sich gewiß nicht über besondere Zudringlichkeit dieses bescheidenen Jüngers beschweren.

Und so kam in der nimmer rastenden Zeit nach dieses Kindes erstem Frühling und Sommer sein erster Herbst. Die Blätter der Bäume und des jungen Cheruskers Windeln fielen nieder. Der Winter brachte der Erde sein alljährliches schneeflockiges Kleid und dem Jungen sein erstes wollenes Röckchen. Und wieder kam einmal ein Frühling ins schwellende Land gegangen, und der dürre Schneider hüpfte ins Erkerhaus, und maß dem blühenden Knaben die früher so heiß ersehnten ersten Höschen an.

Kein Apfel- und kein Birnbaum in den Wallgräben oder draußen in den Obstgärten erblühte aber in so üppigen Knospen, als schon jetzt immer kräftiger von Monat zu Monat der Wille des jungen Arminius ausgeschlagen war. Und seine energische Natur, die sich schon in den Windeln so stürmisch laut geoffenbart, war in jedem neuen Stadium der Entwicklung auch in neuen überraschenden Zügen zu Tage getreten.

Es wird wohl auch noch heute, in unserer doch so hastig wirbelnden Zeit, gewiß wenig Kinderrasseln geben, die eines rascheren Umschwunges sich rühmen können, als jene, welche sich in der Hand dieses kindlichen Kleinstädters heilschnarrend um ihre Achse drehte. Und wohl selten hatte ein hölzerner Wiegengaul einen schärferen Reiter, und selten sich aus seinem zerpeitschten

Dasein heißer nach dem erlösenden Grab in der Rumpelkammer, darin später alle die verschiedenen Christkindchen und Namenstaggeschenke, verwüstete Städte mit geknickten Pappelalleen, räderlose Frachtwagen und zertrümmerte Staatskutschen, Wälder und Meierhöfe sammt kopf- und beinlosem Wild und Hornvieh, über das Vernichtungsgenie ihres früheren Besitzers gemeinsame trübsinnige Meditationen anstellten.

Der buntfarbige Lederball sprang von des Knaben Hermann Wurf an die Stadtmauer so hoch als nur möglich, um ihn nicht zu nach heftigerem Anprall zu reizen. Und der Kreisel tanzte auf der Steinplatte vor der Hausthür, so lange sein Odem nur aushielt, aus beständiger Angst vor einem neuen scharfen Peitschenhiebe seines kleinen Tyrannen. Denselben heiligen Respekt hatten vor ihm alle Bilderbogen, trotzdem sie von dem fürsorgenden Vater dem ritterlichen Schutz eines halbzolldicken Pappendeckels anvertraut waren. Ob darauf auch Löwen und Tiger die Zähne grimmig fletschten, ob eine Escadron Kürassiere mit gezücktem Säbel gegen ihn heranrasselte, oder ein Artilleriepark aus Vierundzwanzigpfündern Tod und Verderben spie, sie zitterten doch Alle, Bestien wie Krieger, gleichmäßig unter seiner unerbittlich vernichtenden Hand. Ja, sogar eine ganze hölzerne Armee aller Waffengattungen, die eine drei Fuß hohe sebastopolähnliche Pappendeckelfestung belagerte, ergab sich ihm schon nach drei Tagen in schimpflichster Niederlage sammt der von ihr bestürmten, ehrlos kapitulirenden Veste — ein in der Kriegsgeschichte aller Völker und Zeiten gewiß unerhörter Fall.

Darauf an einem schönen Nachmittag, da die Frau Mutter in ihrem Mittwochkränzchen arglos eine Partie Whist spielte, und die zur Obhut bestellte Dorothee gerade den Morgenkaffee zum Vesperbrod aufwärmte, unter der eindringlichen Mahnung an Hermann, Dekans Theodor, Forstmeisters Rudolf und noch zwei andere Gespiele, „indessen ja recht ordentlich zu bleiben," — an

diesem Nachmittag warf unser sinnreicher junger Feldherr nach abgehaltenem Kriegsrath die ganze, bereits höchst lazarethbedürftige, Armee mit Zelten und Kanonen in die zerfetzten Forts, trug den ganzen Plunder hinunter in die Waschküche, und war er auch mit dem rühmlichen Vorgang von Nikolaus Briny's Heldenweibe noch unbekannt, so hatte er es doch in der Minikunst schon so weit gebracht, aus forstmeisterlichem Pulver einen kolossalen Speitenfel zu verfertigen und Minen anzulegen. So ließ er denn also auch dieses Miniatur-Scogeth sammt der darin eingeschlossenen Mannschaft in sprühendem Feuerregen in Asche sinken, daß der Pulverdampf aus der offenen Thüre der Waschküche bis zum Wetterfahnenritter emporqualmte, und die ganze Nachbarschaft des Rittersbergs mit witternder Nase erschrocken zusammen lief.

Als dann Vater Stark und zu gleicher Zeit Frau Rosalie mit ihm nach Hause kam, und sie darauf in der Waschküche vor den verkohlten Armee- und Festungsresten, und dem, wohl mehr ob der mütterlichen praktischen Ohrfeige, als des Vaters theoretischem Strafsermon hinausweinenden, fünfjährigen Zerstörer standen — — s. Dr. Starks Educationssystem, Kapitel I. §. 1—20, „von den Willensäußerungen des Kindes vor der Schulzeit" — wie sanft auch du jetzt vor diesen rauchigen Ruinen in Trümmer und Asche!

Doch glaube ja Niemand, daß diese zwanzig Paragraphe eines gründlich psychologischen Fundaments ermangelt hätten! O, gewiß nicht. Wie alle Glieder einer eisernen Kette, eben so fest schloß sich in diesem Kapitel unzertrennbar logisch ein Paragraph an den andern. Aber sag' nur selber, konnte denn der kleine schmächtige Mann ahnen, ja, konnte er es nach den bisher erforschten Generationsgesetzen nur für denkbar möglich halten, daß aus seinem so bedächtig pulsirenden Blut der zahmen kaukasischen Menschenrace ein solcher, an Körper und Geist gleich unbändiger, junger Patagonier entsprießen werde?

O du des Frackschneiders prophetisches Gemüth, als du in dem historisch-germanischen Trinkspruch von dieses jungen Cheruskers Vollkraft und seinem, jeglichen Varus zu Boden schlagenden, Vorbild Arminius gesprochen — von wannen kam dir damals diese scharfsängige Eehergabe? —

Vater Stark ging nach dieser feurigen Waschküchenscene in der Erkerstube mit großen Schritten auf und nieder, der stets sichtbare Ausdruck seiner jeweiligen innersten Erregtheit. Mutter Rosalie saß schweigend am Nähtisch in der Fenstermische. Der urgermanische Cheruskr war im Kindszimmer vom vielen Weinen frühzeitig sanft eingeschlummert. Die getreue Dorothee endlich saß als irdischer Schutzengel an seinem Gitterbettstättchen. Dabei las sie aus Kummer über ihren in der ersten väterlichen Aufregung erhaltenen ungerechten Wischer in dem, auf dem letzten Weihnachtsmarkte von ihr gekauften, Volksbuch und suchte Trost in der alten rührenden Geschichte von der gleichfalls unschuldig leidenden Genofeva und der barmherzigen Hirschkuh....

Im Erkerhaus und auf dem Rittersberg athmete tiefe Stille. Und Vater Stark, noch immer die Stube durchschreitend, löste endlich mit bewegter Stimme dieses Schweigens unheimlichen Bann, nachdem er wahrscheinlich bereits einen großen Theil seiner Gedankenfolge in innerlichem Monolog ausgesprochen hatte:

„Ja wohl, das pädagogische Princip meines Systems war in seinem innersten Fundamente richtig; ebenso war jeder meiner Schlüsse schulgerecht logisch. Nur freilich, in den Prämissen hab' ich mich getäuscht. Aber dafür kann ich von Niemanden und auch von dir nicht, Rosalie, verantwortlich gemacht werden. Wie, was?"

Frau Rosalie seufzte zwar hörbar und suchte vergeblich im Dämmerlicht ihre Nadel einzufädeln; aber bei diesem Seufzer ließ sie es bewenden und schaute zerstreut auf ihr Nähkissen.

Aber Vater Stark fuhr über dieses Schweigen nur noch ärgerlicher weiter: „Ich hatte in §. 5 des ersten Kapitels genau

den Zeitpunkt fixirt, an dem sich nach mehr als hundertjähriger Erfahrung das noch instinctiv dunkle Begehren des Kindes von dem geistig bewußten Willen sondert. Aber kann ich dafür, daß dieser unbändige Junge diesen Termin von vornherein schon so völlig verrückt hat, daß ich gar nie recht wissen konnte, wann ich eigentlich die erziehende Hand an ihn anlegen sollte. Wie, was? Kann ich dafür, daß dann jegliches von allen versuchten pädagogischen Heilmitteln gegen sein krankhaft ungestümes Wesen dies Uebel nur noch steigerte, statt es abzuschwächen? Ja, vor einem ganzen Congreß von Pädagogen will ich mein System siegreich vertheidigen. Ein wahres psychologisches Meisterwerk ist es. Aber freilich, nur für ein geistig normal organisirtes Kind, nur für ein solches, wie wir mit Recht von der Summa unserer beiden Naturen erwarten konnten, doch nicht für einen solchen Ausnahmsjungen, an dem auch der allerbedächtigste Pädagog zu Schanden werden muß. Wie — was?"

Nach dieser langathmigen Auslassung warf er sich auf den ihm gerade nächststehenden Stuhl, fuhr mit der Hand mehrmals heftig über seine gedankendurchtobte Stirn und hörte kaum, wie sich die sanftmüthige Rosalie von ihrem Nähtisch aus bemühte, ihn zu beruhigen.

„Aber, liebster Mann! wie kannst du dich nur so schrecklich ereifern, und so auf deine schwachen Nerven losstürmen? Das ist ja nimmer zum anhören."

„Wie, was? Da soll man auch noch ruhig sein können, bei diesem ganz unfolgsamen, ungezogenen, durch und durch verderbenen Jungen?"

„Ach Herr Jesus, so gieb ihm doch nur gleich alle Scheltwörter der ganzen Welt! In einer Viertelstunde glaubst du sie ja selber nimmer, und bist der Erste wieder, der ihn Herzenssohn heißt und Zuckermännchen und Goldkäfer, und alles mögliche."

„Wie — was? — Ich? — O nein! nie mehr! — Das

iſt nun für alle Zeit vorüber. Wie kannſt aber du mir den Vorwurf ſolcher Inconſequenz ins Geſicht ſchleudern? Weißt du, daß ich mir das von dir verbitten muß, Roſalie, und ſehr ernſtlich verbitten?“ — Bei dieſen grollenden Worten war er aufgeſprungen und durchmaß im Sturmſchritt wieder die Erkerſtube und noch dazu das anſtoßende Schlafzimmer, da er deſſen Thür mit mächtigem Ruck aufgeſtoßen hatte.

Ein ſolcher Ausbruch des eheherrlichen choleriſchen Temperaments brachte zuletzt auch das entſchieden phlegmatiſche der Frau Doctorin aus dem Gleichgewicht, während ſie indeſſen leiblich noch ganz ruhig ſitzen blieb.

„In Gottes Namen, lieber Chriſtoph, ſo zürn' du jetzt nur auch mit mir! Es geht nun in Einem hin. Fang' du nur mit unſerm Herrgott einen Proceß an, weil er uns unſer einziges Kind ſo kräftig an Leib und Seele geſchenkt hat und gedeihen läßt. O, ich, lieber Mann, ich helfe dir bei dieſem Proceß nicht. Gott bewahre! Ich für meinen Theil dank' ihm darum. O ich bin, weiß der Himmel, auch nicht blind für ſeine Fehler und Unarten, aber ich ſeh' auf den Grund unſeres Kindes, und der Grund, Gottlob, der iſt gut, ganz gut. Ei, ſag' doch ſelber, iſt er nicht offen und ehrlich? Wann hat er uns noch angelogen oder uns was vorgeheuchelt? Hat er uns nicht ſchon oft ſelber dran gemahnt, wenn er geglaubt, daß wir mit ihm zu beten vergeſſen hätten? Siehſt du, auf dieſen Grund ſchau' ich. Und ſprudelt ſein Kopf nicht nur ſo von lauter Talent? Und da ſoll ich nun ſogleich außer mir kommen, weil er einmal einen muthwilligen Bubenſtreich macht? Da ſoll ich über einer Unart ſogleich zehnfache Freude vergeſſen? O Gott bewahre! Das thu' ich nicht. Ich laſſ' ihm wahrhaftig auch nichts hingehen. Aber magſt du noch ſo ſehr über den Jungen toben, ich wenigſtens werd' immer daran denken, mit welcher Sehnſucht wir ihn uns vom lieben Gott erbetet haben und wie wir ihm nun auch drum danken ſollen.

Und nochmal, das laſſ' ich mir einmal nicht wegdisputiren, und wenn du der geſcheidteſte Advokat auf der ganzen Welt wäreſt: der Grund iſt gut, und das iſt die Hauptſache, und das iſt meine Freude und Zuverſicht, und das ſoll in Gottes Namen auch deine ſein, lieber Chriſtoph!"

Vater Starks erregte Geſichtszüge wurden während dieſer Troſt- und Mahnrede nach und nach immer ſchlaffer, und zuletzt gerieth ſeine Stimme in ihr bei jeder Erregung charakteriſtiſches Stottern.

„Nun ja, meinetwegen, — ich hab' ja auch nicht gerade behauptet .... behauptet, daß ſein Grund ſchlecht iſt, aber ... aber trotz alledem .... dem, muß doch Zucht ſein ... Zucht ſein. Das mußt du mir doch .... doch auch zugeben .... geben, wie — was?"

„Gewiß, lieber, guter Mann, Zucht muß ſein," erwiederte Frau Roſalie mit dem ganzen Vollton ihres Mutterherzens, trat von ihrem Nähtiſch an ſeinen Stuhl, ergriff ſeine Hand und legte beruhigend ihr Haupt über das ſeine. „Aber ſiehſt du, lieber Chriſtoph, einen ſo kräftigen, geſcheidten Jungen zu erziehen, das geht nun einmal nicht ſo accurat am Schnürchen, wie du dir's in deinem gelehrten Kopf ausgeſponnen haſt. Ich hab's im voraus gewußt, hab' dich aber nicht damit kränken wollen. Aber nicht wahr, jetzt ſiehſt du's wohl ſelber ein und läſſeſt auch mich ein wenig in deine Zucht mit hinein reden? Es thut einmal nicht gut, wenn Vater und Mutter aparte Wege gehen wollen. Wir müſſen zuſammen halten, lieber Mann, ein Leib und eine Seele, — bei unſerm Kind, wie bei uns ſelber. Nicht wahr, lieber Mann, ſo ſoll's von nun an zwiſchen uns gehalten werden?" Dabei küßte ſie ihn herzlich auf die Wange. Vater Stark mußte ſich aus allen Kräften innerlich wehren. So tief ergriffen ihn dieſe letzten Worte ſeiner treuen verſtändigen Ehehälfte.

Durch raſches Aufſtehen von ſeinem Stuhl entwand er ſich indeſſen dem Arme der Frau Roſalie und bildete ſich zu ſeiner

inneren Ermahnung einen neuen Zorn ein, um ja nicht durch irgend welche äußere Rührung ſeine ohnedem ſchon ſtark genug bedrohte Gatten- und Vater-Autorität noch mehr bloszuſtellen.

„Nun alſo, recht ſo, ja wohl, ich ſeh's ein. Denn im Grund iſt's dein Sohn ſo gut, wie meiner, und du haſt einen eben ſo klugen Kopf, wie ein gutes frommes Herz. Aber — das ſag' ich dir, Roſalie," fuhr er mit rollenden Blicken wieder weiter: „mit aller Energie verbitt' ich mir von nun an dieſes ewige unbefugte Einmiſchen von dritten Perſonen, die gar viel daran ſchuld ſind, daß mein ganzes Syſtem ſo in die Brüche gerathen iſt, weil ſie mir immer hineingepfuſcht und Alles hinterwärts in dieſen Buben hineingeſteckt und hineingeſchwätzt haben. Da vor Allem ſein Großvater, und dieſe ganze Baſenſchaft, ach, und gar ſeine Kindsmagd, dieſe alte unnütze Perſon, dieſe Dorothee. Wie — was?"

„Wenn man den Wolf nennt, kommt er gerennt," ſagt ein Sprichwort. So trat auch richtig dieſe „alte unnütze" Dorothee mit einem Arm voll Teller in die Erkerſtube. Mutter Roſalie ging hinaus, um in der Küche nachzuſehen, wie ſie ſagte, und nebenbei auch ein wenig im Kinderzimmer, was ſie aber nicht ſagte.

Dorothee, die noch immer wegen ihres ungerechten Verweiſes trutzte und jetzt auch bei ihrem Eintritt noch mit halbem Ohr vernommen hatte, daß ihr Name auch neuerdings mit nicht gerade zärtlichem Accent vom Herrn Doctor betont worden ſei, ſetzte mit ſchmollendem Geſicht die Teller auf das Eckſchränkchen, holte Tiſchzeug und Beſteckkorb heraus, deckte zum Nachteſſen und wollte ſich lautlos, wie ſie gekommen, wieder entfernen. Doctor Stark aber hielt ſie an der Thür zurück und diesmal mit einem ſo milden Ton in dem erhabenen, „Gottgeſchenkte" bedeutenden, Namen Dorothee, daß es gegen den letzten Donner wie Frühlingsſäuſeln von ſeinen Lippen hauchte.

„Dorothee, hör' sie einmal!"

„Herr Doctor?" war die trockene Antwort.

„Dorothee, komm sie einmal da zu mir her! Gute Dorothee!" — Dabei zog er sie ganz vertraulich am Arm in die Erkernische.

Der kälteste Schnee hätte von diesem sonnigen Hauch in Vater Starks Worten wohl schmelzen müssen. Wie konnte da das treue Herz der guten Dorothee noch länger trutzen?

Hatte ihr nun sechsundfünfzigjähriges Antlitz noch kurz zuvor einer trüben Herbstlandschaft geglichen, so strahlte dasselbe nun in freundlichster Frühlingsbeleuchtung. Auch ihre Antwort entbehrte nimmer des süßen Zauberklanges einer nach kurzer Kränkung wieder versöhnten edlen Seele.

„Sag' sie mir einmal, liebe Dorothee, ist Hermann schon sehr bald eingeschlafen?"

„O ja, Herr Doctor! es hat kaum ein Viertelstündchen gedauert. Erst hat er noch ganz ordentlich sein Vaterunser und seinen Schutzengel gebetet und seitdem schläft er ganz ruhig."

„So, nun das ist mir aber lieb. Also ganz ordentlich gebetet hat er auch noch? Das war aber doch recht brav von diesem guten Jungen, nicht wahr, Dorothee? — Und sag' sie mir einmal, aber natürlich ganz im Vertrauen zwischen uns zweien . . . die Ohrfeige meiner guten Frau wird ihm doch nicht allzusehr den Kopf angegriffen haben? Wie — was?"

„Ei behüte, Herr Doctor! So eine Ohrfeige zur rechten Zeit ist manchmal ganz gesund."

„So, gesund? Meint sie das wirklich? Hm, hm! Und sag' sie mir auch noch weiter: hat sie nach dieser Ohrfeige nicht einen gewissen grollenden Unmuth in seinem kindlichen Gemüthe bemerken können?"

„Ei, wo denken Sie hin, Herr Doctor! Er hat wohl recht geweint und es hat ihn im Schlaf noch oft gestoßen, aber er war

doch soweit ganz vergnügt dabei. Und warten Sie einmal, wie er morgen so lustig aufwacht und den ganzen Tag so gut parirt!"

„Ei, was sie nicht sagt, Dorothee! Hm, hm hm!" Und im Innern sprach er für sich weiter: „Da schiene also auch mein Paragraph 15, welcher jede körperliche Züchtigung, als des Menschen, qua Ebenbild Gottes, unwürdig, und das Gemüth des Kindes verbitternd, ausschließt, doch nicht so ganz stichhaltig zu sein. — Aber nicht wahr, beste Dorothee," fuhr er laut wieder weiter, „sie ist doch immer recht sanft und geduldig mit ihm! Weiß sie, sein stürmisches Temperament bedarf einer paralysirenden Gegenwirkung."

„Was meinen Sie, Herr Doctor? Das versteh' ich nicht."

„Je nun, weiß sie, ich meine eben, daß sie sein ohnehin so lebhaftes Temperament nicht noch etwa durch rauhe Worte reizen möchte. Nicht wahr, das hielte sie doch selber auch nicht für räthlich?"

„Ei, Herr Doctor! Wie Sie nur so plaudern können! Ich glaube gar, Sie meinen, ich könnte grob mit ihm sein! Du lieber Himmel! Ich weiß ja gar nicht, was Grobheit ist. Und erst bei diesem lieben prächtigen Buben! Da müßte sich Unsereins ja Sünde fürchten. O! ich hab' mein Hermännle, weiß Gott, gerade so lieb und vielleicht noch lieber, als Sie selber, und könnt' mein Leben für ihn geben. Ja wohl, da haben Sie ausgesorgt, Herr Doctor!"

„Sieht sie, das ist schön gesprochen," erwiederte der gute Vater Stark mit überfließendem Herzen. „Ja, liebste Dorothee! Sie ist auch eine so gute, treue Person. Ist ja schon zwanzig Jahre in meinem Hause, und hat mir's ja schon so accurat geführt, wie ich noch gar nicht im heiligen Ehestand war. Nicht wahr? Wie haben wir friedlich mit einander gehaust? Das will ich meinen. Und geradeso hilft sie mir jetzt in christlicher Treue bei der Erziehung meines liebsten Kindes. Gelt, gute Dorothee?

Ja freilich, auch sie muß mithelfen. Das versteht sich. Die Kindsmagd ist eine gar wichtige Person dabei, und kommt sogleich nach den Eltern. Und weiß sie, liebe Dorothee! sie soll auch nie mehr aus meinem Hause kommen! Kein Spital oder Armenhaus, Gott bewahre! Wenn's eben nicht mehr geht, dann geb' ich ihr das Gnadenbrod. Ja wohl, in dem hintern Stübchen, da kann sie's dann ganz behaglich im Alter verzehren. Und so lang ihr ein treues Auge offen steht, in gesunden und kranken Tagen, o, wir wollen sie schon recht gut pflegen. Und nur einmal aus meinem Hause soll sie auf den Gottesacker hinaus getragen werden, mit allen Ehren, wie Eins von unserm Stande. Die ganze Stadt soll das einmal sehen, was ihre Herrschaft auf sie gehalten hat, weil sie ein so treuer Dienstbote war. Und alle die andern sollen sich's zum christlichen Exempel nehmen. O, ich will ihr schon vergelten, was sie an meinem Kinde Gutes thut, im Leben und im Tod, so wahr der liebe Gott auch mir einst möge barmherzig sein. — Und weiß sie, gute Dorothee! wenn ich vorhin ein wenig hitzig mit ihr war, so hab' ich's nicht bös gemeint. Denk' sie nimmer dran! So, und nun bring' sie die Suppe und ruf' sie mir meine Frau! — Ich habe wirklich Appetit bekommen."

Wohl nicht viele Stellen in der Schürze der guten Dorothee mögen mehr trocken geblieben sein, so oft wischte sie sich bei dieser Rede ihres seelenguten Dienstherrn die Augen.

„Gott vergelt's Ihnen, guter Herr Doctor!" Damit küßte sie noch seine Hand und ging rasch hinaus. Er aber that einen so tiefen Seufzer, als wolle er mit ihm einen ganz neuen Abschnitt seines väterlichen Daseins und Wirkens beginnen.

Frau Rosalie trat wieder in die Erkerstube. Vater Stark ging ihr rasch entgegen und faßte sie gar zärtlich bei der Hand.

„Liebste Frau, heut wollen wir uns aber einmal das Nachtessen recht gut schmecken lassen. Ich sag' dir: ich bin sehr, sehr vergnügt. Aber frag' mich nicht, warum? Es würde mich jetzt

zu ſehr angreifen. Du wirſt es ſpäter ſchon ſehen, und deine Freude daran haben. Und wenn ich vorhin auch gegen dich ein wenig hitzig geweſen, und du mir vielleicht eine ſchlechte Note in dein ſchwarzes Buch eingeſchrieben haſt, ſo bitt' ich dich: ſtreich's wieder aus! Es ſoll nimmer vorkommen. Und jetzt komm her, gute Seele, und gieb mir einen recht lieben Kuß!"

Wenn auch Mutter Roſalie zwiſchen dem verweinten und doch ſtrahlenden Geſicht der Dorothee in der Küche, und ihrem ſo freudig gerührten Ehegatten in der Stube nur einen dunkeln Zuſammenhang ahnen konnte, ſo war ihr die Gewißheit von dem wiederhergeſtellten Hausfrieden doch freudiger Grund genug, um mit aller Wärme Vater Starks Bitte um einen lieben Kuß zu gewähren. Gehorſam ſeinem geheimnißvollen Verbote, fragte ſie auch nicht um die Löſung ſeiner räthſelhaften Stimmung. Sie war ihm vielmehr nach ſeinem Herzenswunſch auch heut Abend in Appetit und Humor, was ſie ihm in Freud und Leid alle Tage ſein wollte, ein Leib und eine Seele.

* * *

Vater Stark trank bei jeder Mahlzeit einen einzigen Schoppen leichten Tiſchwein. Seit mehr als zwanzig Jahren wurde er jeden Mittag und Abend in einer braunen Kryſtallflaſche, die genau dieſes Maß faßte, beim nachbarlichen Weinwirth „zum goldenen Stern" von der Dorothee geholt. Eigenen Wein im Keller zu halten, dünkte ihm Verſchwendung. Er trank faſt niemals mehr, aber auch niemals weniger. Bevor er das erſte Glas einſchenkte, hielt er regelmäßig die Flaſche ans Licht, und wenn zwiſchen dem Wein und dem kryſtallenen Pfropfen der leere Raum einen Tag ihm größer dünkte, als geſetzmäßig war, ſo wurde er über das „ſchlechte nachläſſige Meſſen" des Wirthes ärgerlich und machte die unſchuldige Dorothee dafür verantwortlich. Ebenſo ließ er auch keinen Tropfen in der Flaſche, und hielt ſie ſo lange

bedächtig über das Glas, als noch eine einzige Weinperle an ihrem geschliffenen Rande schwebte. Niemals hielt ein Weintrinker eine gewissenhaftere Nagelprobe. Kehrte aber ein besonderes Glück in sein Haus ein, wie z. B. die Gewinnung eines wichtigen Processes, so kam es zuweilen vor, daß er in solcher rosigen Stimmung seine Krystallflasche nochmals füllen ließ, aber stets nur zur Hälfte. Dieser halbe Schoppen war jedesmal der höchste Stand im Barometer seiner guten Wetterlaune.

Und so hatte Vater Stark eben den letzten möglichen Tropfen in sein Glas perlen lassen. Frau Rosalie sah mit schmunzelndem Gesicht ihrem mäßigen Gatten und Herrn den inneren Kampf an, in welchem er verlegen mit den Fingern an der leeren Flasche spielte.

„Was meinst du, Rosalchen! weil wir heute gar so glücklich bei einander sitzen — wie, was? Meinst du nicht auch?"

„Ei freilich, liebes Männchen! freilich!" kam sie ermuthigend seiner Schüchternheit zu Hilfe.

Mit energischer Gebieterhand setzte er hierauf die Tischglocke in Bewegung und rief mit der Stentorstimme eines Obersten vor dem Regiment nach der Dorothee.

Diese trat auf das zu solcher Stunde ungewöhnliche Alarmzeichen ganz erschrocken ein.

„Herr Doctor, um Gottes willen, was gibt's?"

Und der Herr Doctor streckte ihr mit weitausholendem Arm und seltsam bewegter Stimme die leere Krystallflasche entgegen.

„Dorothee, noch einen Halben!"

Frau Rosalie und Dorothee nickten einander heimlich zu. Sie wußten gar wohl, was dieser „Halbe" zu bedeuten habe.

V.

Der Gaſſenbube und ein neuer Pädagog.

1.

Schon wieder iſt ein Jahr über dem Erkerhauſe dahingezogen. Wie ein Ammenmärchen im Geiſte des heranblühenden Knaben war allmälig Vater Starks Educationstheorie im Lichte des wirklichen Lebens zerronnen. Frühlingstage der Elternfreude, lind und ſonnig, waren gar viele aus dem jungen Leben ſeines Kindes ihm aufgegangen. Aber auch der April, der muthwillige Wildfang unter den Monaten, war ſtets bei der Hand, oft mitten in den heiterſten Himmel mit ſeinen Neckereien hineinzuplatzen. Wie manchen ſolcher launiſchen Wettertage aus Hermanns Kinderzeit möchte ich dir noch ſchildern, aber aus meiner eigenen Schulzeit tönt der weiſe Spruch: „Maß zu halten iſt gut, ſagt Cleobulus aus Lindus,“ zu mir mahnend herüber. Ich will ihm befolgen und mich beſchränken, zumal in unſerer ſo haſtig vorwärts drängenden Zeit, in der ſo ſelten mehr ſtille Beſchaulichkeit im Herzen des Zuhörers einkehrt.

Und ſo führe ich dir denn unſern lieben Helden aus der Kinderſtube, in der wir ihn verlaſſen, ſogleich hinaus auf die Gaſſe. Ich laſſe die Knechtſchaft des deutſchen Schulzimmers, darin ſein Baum der Erkenntniß die erſten Wurzeln faßte, noch

völlig bei Seite. Nur in den Stunden seiner Freiheit mögest du ihm wieder begegnen!

„Denn vor allem bedarf der Mensch zu seiner körperlichen, wie geistigen Entwicklung ein bestimmtes Maß frischer Luft und freier Bewegung. —" Dieser alten sanitätlichen Weisheit huldigte unser Freund schon seit seinen ersten Hosen in immer tieferer Erkenntniß und strengerer Befolgung.

So hatten die Bewohner des Rittersberges schon längst hinlänglich Gelegenheit gehabt, des vormaligen Schreiers ungewöhnlich metallreiches Organ zu bewundern, wenn er auf einem abgebrochenen Bohnenstecken mit seinem Dutzend gleichberittener Reisigen auf dem, für den Schuster, wie seinen „Rappen," gleich vortrefflichen löcherigen Pflaster, seine kühnen Reiterübungen ausführte. Und gewiß war keinem Zuschauer die Wahrnehmung dabei entgangen, wie mit seiner Lunge auch sein knabenhaftes Selbstbewußtsein merkwürdig frühzeitig ausgebildet gewesen. Ritt er doch seiner jungen Mannschaft stets nur als Befehlshaber voran, und seine ganze stolze Haltung, wie der Ton seiner Stimme, wenn er mit hochgeschwungenem Blechsäbel sein Commando erschallen ließ, konnte keinen Zweifel darüber lassen, wie entschieden er sich zu solchem Oberbefehl seiner ganzen Natur nach berechtigt glaubte.

Und sonderbar, so oft auch die andern Knaben murrten und des „Starken Hermann" despotisches Regiment abschütteln wollten, sie fügten sich immer wieder drein und wußten selber nicht recht, warum. Aber ein dunkles Gefühl überkam sie allezeit, als ob dieser „Starken Hermann" viel, viel älter sei und gescheidter, als sie Alle, und überhaupt eine geheime Macht über sie ausübe, der sie sich ein für allemal unterwerfen müßten.

Selbst des Tribunalpräsidenten eitler und jähzorniger Eugen, sowie des Dekans gutmüthiger Theodor mußten sich seiner Mannszucht unterordnen und konnten es unter ihm höchstens bis zum

Lieutenant bringen. Er aber blieb jederzeit, mit Ueberſpringung aller Zwiſchenchargen, der ſelbſternannte General, beförderte und ſetzte zurück, wie es gerade ſeinem militäriſchen Scharfblick gutdünkte.

So war durch ſeine erſte Energie in der Kinderzeit auch für die ſpäteren Schuljahre ſeine Autorität feſtgeſtellt. Auch zu Winterszeiten beim Schneeballenſturm war nur unſer junger Held der Höchſtcommandirende, aber auch der muthigſte Schütze unter ſeinen kriegsluſtigen Kameraden. Oder ſie ſchoſſen unter ſeiner Anführung auf Schlitten die ſteile Schloßgaſſe hinunter. Mochte ſich dann auch die löbliche Straßenpolizei noch ſo oft wehrend ins Mittel legen; hei, wie ſchnell hatte der kühne Obercommandant Hermann Stark die furchtſamen Ausreißer wieder unter ſeinen Befehl geſammelt! Und mit neuem ſtürmiſchen Hurrah verhöhnte die hinunterſchießende Schlittenkarawane die lauernden Stadtſoldaten.

Aber erſt im Frühjahr, wenn ſie unter ſeiner Hauptmannſchaft „Räuber“ ſpielten! Huſſa, war das ein Heidenlärm in den Hintergaſſen und an der Stadtmauer, als treibe der leibhaftige Schinderhannes ſammt dem ſchwarzen Peter in dieſer friedlichen Stadt ſein keckes, wildromantiſches Handwerk!

In einem halb verſchütteten Kellergewölbe der Barbaroſſaburg befand ſich die „Räuberhöhle.“ Darin verſteckt berieth der Hauptmann Hermann vor dem jedesmaligen Raubzug die geſetzwidrigen Pläne mit ſeinen jugendlichen Spießgeſellen. Doch mit des Geſchickes Mächten iſt kein ewiger Bund zu flechten und — die Gendarmen ſchreiten ſchnell! — So thronte auch dicht über dieſem unterirdiſchen Schlupfwinkel in dem einſtigen Bankettſaale mit geborſtenen Pfeilern die hochpeinliche Juſtizcommiſſion. Auf längſt herabgefallenen Gewölbſteinen ſaßen die ſtrengen Richter. Von Gendarmenhänden zuletzt programmmäßig feſtgehalten, wurden die, nach hartem Kampfe überwundenen, Miſſethäter den Richtern

vorgeführt. Im letzten Act des blutigen Drama durfte meistentheils des Präsidenten Eugen aus schuldigem Respect für die Stellung seines Vaters das Todesurtheil sprechen. Dekans Theodor hielt als Pfarrerssohn gewöhnlich den Galgensermon. Das ganze Justizcollegium folgte in feierlichem Zug unter einem lamentablen Grabgesang dem armen Sünder hinter die Stadtmauer. Dort ging zum Schluß die grausige Ceremonie des Kopfabschlagens vor sich, die dem strammen „Metzgers Daniel" als ständige Scharfrichterrolle zugewiesen war.

So ging's oft wochenlang fort. An jedem Nachmittag das Schulränzchen hingeworfen, ein Stück Schwarzbrod und ein paar Aepfel in die Tasche gesteckt, und die Wildfänge flogen hinaus in die Gassen. Die Räuberbande begann aufs Neue ihre Missethaten und die Gendarmerie ihren Kampf mit ihr. Dabei wurden die Rollen oft lächerlich gewechselt. Mancher durchtriebene Räuber von gestern war heute der diensteifrigste Gendarm, und sogar hochpeinliche Richter waren am andern Tage recht abgefeimte Spitzbuben geworden. Sogar der Galgenpater Theodor und Scharfrichter Daniel gingen eines Tages zur Abwechslung des langweiligen Einerlei unter die Räuber, was sie aber an der ferneren Ausübung ihres traurigen Amtes nicht im mindesten hinderte. Nur Hermanns Hauptmannsrolle wechselte nie, trotz allem Protest von Räubern, Richtern, Gendarmen und Henkern. Diesen Vorrang ließ er sich um keinen Preis abstreiten. Ueberhaupt, wer wollte ihm gebieten? Nur gehorchen mußte man ihm. Er war der einzige Hert unter seinen Buben, er der gescheidteste, muthigste und stärkste; er, der Urheber dieser romantischen Spiele und ihr täglicher, stets in neuer Abwechslung gewandte Regisseur.

O frische, fröhliche Zeit der Knabenspiele in der Kleinstadt, unter deren Sonne noch die ächten deutschen Gassenbuben erblühen, aus deren schwellendem Keime doch noch immer früh genug ganz

„anſtändige, gebildete" Männer reifen! Was wiſſen von deinen Freuden und Erinnerungen die armen Knaben in dem volkreichen Gewühle der großen Hauptſtadt? Oder gar ſolche verzärtelte Treibhauspflanzen, die in der Geſtalt frühreifer, geſchniegelter Elegants nur an des pädagogiſchen Schutzgeiſtes Hand Gottes freie Luft einathmen dürfen? Aber ihr naturwüchſigen Provinzjungen, ihr habt eure frohe Knabenzeit genoſſen bis zum letzten erfriſchenden Tropfen, im ſchwellenden Frühling, da ihr eure markigen Arme kampfluſtig aneinander erprobtet, und im entblätternden Herbſt, da euere langgeſchwänzten Drachen mit eueren Herzen gegen Himmel flogen; am ſchwülen Sommertag, da ihr als verwegene Schwimmer lachend kopfüber in die klaftertiefe Fluth euch ſtürztet, und im Winterfroſt, da ihr im Schneeballenkrieg euch beſtürmtet oder der Schlittſchuh euch ſauſend über den Eisſpiegel trug! Noch als ſtämmige Männer gedenkt ihr mit friſcher Luſt jener lenzigen Tage, da euer junges Leben ſolch' heitere Knospen trieb!

Du aber, blondlockiger, friſchwangiger deutſcher Kernbube, Hermann Stark, du warſt von dieſer Species junger Menſchenblumen ein wahrhaftiges Prachtexemplar, des allererſten Preiſes würdig — an Leib und Seele! —

Ob freilich alle Herren Väter und Frauen Mütter dieſer Söhne damals tagtäglich in dieſen meinen ſchwungvollen Hymnus über die Bubenzeit mit enthuſiaſtiſchem Hochgefühl eingeſtimmt hätten?

Von *einem* Vater wenigſtens muß ich leider berichten, daß es nur ſehr vereinzelte Tage waren, in denen ſein Herz dieſen Lobgeſang etwa ſo harmoniſch begleitet hätte, wie Harfenklang und Flötenton lieblich zuſammenſtimmt. Aber viel öfter hätte *ſeine* Meinung von der Knabenzeit und ihren muthwilligen Spielen meinen vorigen Hymnus nur als wehthuender Mißklang durchkreuzt.

O guter Doctor Christoph Stark, du idealstes Ideal eines ordnungsliebenden Welt- und Staatsbürgers, ich zürne dir darum nicht. Nein, ich begreife dich.

Du wandelloser Mann, du vom frühesten Morgen bis zum späten Abend wie aus dem Ei Geschälter! Man muß dich im Leben nur leibhaftig, so wie ich, gekannt haben. Wie du am ersten Januar eines Jahres deine schneeweiße Halsbinde mit kunstreicher Hand in den zwei exactesten Zipfeln der Welt um den Hals schlangst; wie du deine fein geglätteten Vatermörder die mikroskopisch scharfe Linie einhalten ließest vom Ohrläppchen bis zum Mundwinkel; wie jede Falte der Hemdkrause pünktlichst von dir angewiesen war, und du mit friseurgewandten Fingern deine zwei Haarlocken um die gedankenreichen Schläfe wölbtest — am ersten Januar — so fand auch der letzte Dezember deiner beiden Halstuchzipfel Form, deiner Vatermörder Richtungsnorm, deiner Hemdkrause Falten und dein Lockenpaar, sowie deine Nasenspitze — unwandelbar. Ebenso befleißigten sich deine Hosen einer kindlich naiven Kürze, um sie vor jeglichem Ausfranzen zu bewahren. Fleckenwasser war ihnen, wie deinen Röcken, ein unbekanntes Heilmittel. Und ein schwarzes Handschuhpaar ruhte Jahre lang in derselben Unschuld, wie es aus dem Laden gekommen, an Sonn- und Feiertagen ewig unangezogen in deiner rechten Hand.

Und nun dieses conservativsten Vaters leibhaftiger Sohn!

Wo nur am Tisch eine beliebige Sauce zu verschütten, oder in der Küche ein Oelkrug umzustoßen, wo nur ein blutrother Kirschen- oder höllenschwarzer Tintenflecken zu erobern war, unser Held ließ sich diese Gelegenheit gewiß nicht entgehen. Je neuer das Wämmschen, je hellfarbiger die Hosen, desto gieriger machte er darauf Jagd. Wo irgend ein Nagel noch so versteckt hervorstach, seine Aermel knüpften sogleich ein Verhältniß anhänglicher Bekanntschaft an. Dabei hatte er es bei den Gassenspielen zu einer besonderen Virtuosität gebracht, sich zum Hinfallen gerade

den ſpitzigſten Pflaſterſtein aufzuſuchen, damit er doch ja dem Flickſchneider oder zur Noth auch der geſchickten Frau Mutter Gelegenheit verſchaffe, an ganz beſonders ausgefranzten Dreiangeln die höheren Regeln der ſo nützlichen Stopfkunſt zu verwerthen. Ebenſo hatte er mit den Stiefeln ſeine eigene, barocke Paſſion. Wie gewöhnliche Menſchenkinder nur die Sohlen nach und nach durchzutreten, das dünkte ſeinem ſchwunghaften Geiſte viel zu niedrig. Er für ſeine Perſon hielt es für genialer, vor Allem auf möglichſt ſchnelle Vernichtung der Stiefelſpitzen, ſowie überhaupt des Oberleders, ſeine Bemühungen zu richten, wozu das ſchlechte Pflaſter des Rittersberges, ſowie der Trümmerſchutt der Kaiſerburg ihm bereitwilligſt Beihilfe leiſteten. Und erſt in der ſo nützlichen Kunſt des Verlierens, auf welche beſonders die ſorgſamen Mütter ſo viel halten, welch erſtaunliche Höhe hatte unſer junger Freund darin erklommen! In jeder Woche mindeſtens ein Taſchentuch, das Mutter Roſalie ihm in ſtets neuer Geduld mit rothem Zeichengarn wieder numerirt, nimmer mitheimzubringen, das war für ihn ein Kinderſpiel. Aber er hatte es in dieſer Virtuoſität zuletzt noch ſo weit gebracht, zweimal ſogar vom eigenen Kopfe die Mütze zu verlieren, wofür er zum Erſatz von der hocherzürnten Mama bei all ihrer Langmuth jedesmal eine ſehr entſchiedene Ohrfeige zur momentanen Kopfbedeckung erhalten hatte.

Ach! Und erſt ein ganz anderes Kapitel! Des armen Vaters Arbeits- und Berathungszimmer! — O war das ſonſt eine idylliſch paradieſiſche Zeit, da auf dem betreffenden Schreibtiſch das Federmeſſer, Falzbein und Petſchaft, die Papierſcheere und Oblatenſchachtel, der Siegellack und Briefbeſchwerer, am Samſtag Abend noch auf demſelben abgezirkelten Platze lagen, wie Montag früh; da alle Briefe in ihren Fächern von A bis Z ſinnend auf Beantwortung warteten; da nur der Parzenſchnitt der väterlichen Scheere den Lebensfaden des Aktenſchnurknäuels zu kürzen wagte;

und ach, da noch ein Tintenkleck auf einem Stempelbogen eine so undenkbare Verirrung war, wie eine schwarze Schuld auf einer schneeweißen Kinderseele.

Und nun denk' dir einmal z. B. Vater Starks Stimmung, als Hermann eines schönen Nachmittags, da gerade in der Schule die Siegelmanie grassirte, zur Grundlage seiner Sammlung alle Siegel an den sämmtlichen Geschäftsbriefen sammt einem guten Theil ihres Textes in den dreißig Fächern abgeschnitten und dann noch obendrein, durch die unerwartet schnelle Heimkehr des Vaters erschreckt, das ganze Tintenfaß über ein erst abgeschriebenes juristisches Gutachten von zehn Stempelbogen umgeschüttet hatte!...

O ganze Bände von Tragikomödien könnte ich dir darüber schreiben, in denen dieses Vernichtungsgenie Hermanns die ergreifendsten häuslichen Scenen dramatisirte! Aber wie so mancher salbungsvolle Kanzelredner muß auch ich pathetisch ausrufen: „Wo soll ich anfangen, wo enden?" —

So will ich aus diesem gewaltigen Dramencyclus nur ein einziges vor dir spielen lassen, eine wahrhaftige Mustervorstellung auf dem Stark'schen Haustheater, und ich lasse das in entschieden romantischem Style gehaltene Vorspiel vorausgehen.

Der Kampf der Räuber mit den Gendarmen war an einem Samstagnachmittag einmal wieder ganz besonders stürmisch gewesen. Der Hauptmann Hermann nämlich hatte vier Gendarmen nach überlautem Ringkampfe noch dicht vor der Kaiserburg, ganz gegen alles frühere Programm, zu Boden geworfen, weil er sich heut einmal in den Kopf gesetzt, sich nicht von niedrigem Schergenvolk vor den Richter führen zu lassen, sondern gleich seinem poetischen Vorgänger Karl Moor sich als freier Mann der Justiz zu überliefern.

Seine Kameraden hatten einmal wieder recht gründlich an ihm kennen gelernt, daß er nicht ohne Grund Hermann Stark heiße, und ihnen miteinander weitaus überlegen sei. Dieses

gefährliche Bewußtſein blitzte jetzt aus ſeinem blutrothen Geſicht, als er, nach Luft ringend, durch die zerrauften Locken fuhr, während die vier von ihm überwältigten Gendarmen ſich mühſam vom Boden aufrafften, und halb zornig, halb verlegen ihn anblickten.

Und zu dem ſtärkſten der vier Knaben, der weinend bald ſeinen verrenkten Arm mit den Händen rieb, bald den zerriſſenen Rockärmel muſterte, rief der triumphirende Hauptmann:

„Gelt, Daniel, gelt, du haſt mich auch nicht gepackt? Ja, haſt du gemeint, weil dein Vater ein Metzger iſt und dreimal ſo ſtark wie meiner, da müßteſt du auch dreimal ſtärker ſein, als ich? Nun haſt du's geſehen! Ha! ha! ha! Dafür bin ich auch euer Hauptmann. Aber nun kommt! 's iſt Alles ja nur Spaß geweſen. Kommt Kameraden! Jetzt ruhen wir aus in der Burg.“

Und der Hauptmann mit ſeinen Räubern, die Herren Richter mit den Gendarmen und Henkern lagerten in freundſchaftlichſter Collegialität noch eine Weile im einſtigen Bankettſaale des kaiſerlichen Jagdſchloſſes, darin ſie auf Pfeilertrümmern, Quadern und Gurtſteinen mitten im Trümmerſchutt einer großen Vergangenheit in blühender Jugend maleriſch umeinander ſaßen.

Nach vielem andern Bubengerede brach endlich ein Streit darüber aus, ob die Dohlen in ihren Mauerhöhlen gerade ſolche Neſter bauen, wie die Störche auf dem anſtoßenden Thurm mit Reiſern und Federn, oder ob ſie ſich nur in den blanken Steinen einquartieren. Hermann behauptete das Erſtere und erfuhr heftigen Widerſpruch. Mit der ihm angebornen Heißblütigkeit erbot er ſich, im Augenblick ſeinen Ausſpruch durch zweifelloſe Indizien zu bekräftigen.

„Ja, du! Wie willſt du denn jetzt in ein ſo hohes Dohlenneſt hinaufkommen? Diesmal iſt dein Mund aber auch größer, wie deine Courage,“ höhnte ihn des Gerichtspräſidenten Eugen, der ſtets eine heimliche Eiferſucht gegen ihn nährte.

„Was sagst du, ich hätte keine Courage?“ donnerte der Hauptmann ihn an. „Das will ich dir aber doch gleich beweisen, daß, wenn ich etwas sag', ich's auch kann.“

„Hermann, thu's nicht! 's ist zu hoch!“ warnte ihn Dekans Theodor, sein treuester Spielgenosse, der mit einer gewissen Ehrfurcht an ihm hing, wie der Schwächere an dem Stärkeren.

„Ei was! Zu hoch? Ich komme schon hinauf, und herunter wird es auch keine Hexerei sein. Und jetzt muß ich erst recht hinauf, weil der da meint, daß mein Mund größer sei, als meine Courage. Christian und Peter, seid einmal so gut und stellt euch her! 's thut gar nicht weh.“

Flugs waren diese zwei stämmigen Buben von ihm an die Mauer postirt. Behend erklomm er ihre Schultern. Von da kletterte er unter dem Aufwand all' seiner Muskelkraft an den Ritzen der Quadern noch zwei Mannshöhen weiter. Ein Dohlennest war siegreich erstiegen. Furchtlos wie ein Alpenjäger in den Adlerhorst streckte er die Hand in die Mauerspalte. Zwei Dohlen schoßen kreischend hervor und streiften mit den Flügeln noch sein Gesicht. Plötzlich erschrocken zog er die Hand wieder zurück. Um ein Haar verlor er das Gleichgewicht. Die Buben drunten, die alle dicht an die Mauer getreten, gafften vor Schrecken und Staunen offenen Mundes zu ihm hinauf. Schnell aber faßte er sich wieder, griff nochmals hinein und warf ein ganzes Dohlennest auf ihre Gesichter herunter. Ha, wie sie da die Reiser und Federn von sich wegbliesen! Er aber lachte sie droben siegreich aus:

„Gelt, ich bin heraufgekommen? So, nun wischt euch nur die Augen recht aus! Ha! ha! ha! Nun, Eugen, hab' ich Courage, und kann ich, was ich will?“

Wie er aber an der Mauer wieder heruntersah, ward ihm sogleich klar, daß das Herabkommen doch noch viel gefährlicher sei. Sein Herz fing an gewaltig zu schlagen. Doch vor den

andern Buben sich nur die leiseste Angst anmerken zu lassen, dazu war er als ihre stete Respectsperson viel zu stolz. Und so klammerte sich unser nun achtjähriger Held an der fast hundertmal älteren Mauer krampfhaft fest, wie ein junger Leopard am Felsgehänge. Kein Zug im Gesicht durfte seine Stimmung verrathen. Mit tastendem Fuße senkte er sich zollweise nieder. Endlich stand er auf einem spitz hervorspringenden Stein. Aufathmend ruhte er einen Augenblick aus. Die Entfernung vom Boden war noch immer mannshoch. Aber gerade dieser gewagte Sprung reizte ihn. Noch ein prüfender Blick in den weichen Schutt unter ihm. Und hurrah! da sprang er mit kühnem Satz auch schon hinunter. An dem spitzen Quadereck verfingen sich seine Hosen. Ein Angstschrei seiner Kameraden, ein krachender Riß und kopfüber in den Schutt stürzen, das Alles war das Werk einer Secunde. Wie ein im Lager aufgespürtes Reh sprang er elastisch wieder auf, wischte sich mit beiden Händen den Mörtelstaub aus dem Gesicht und herrschte seine vom letzten Schrecken noch ganz verblüfften Kameraden an, als sei gar nichts geschehen:

„Nun, haben die Tohlen Nester, oder haben sie keine? Gelt, nun hab' ich euch bewiesen, daß ich Recht hab', und wenn ich euch etwas sage, so hab' ich immer Recht. Das merkt euch jetzt!"

Sie merkten sich's auch und wußten kein Wort mehr zu sagen. Des Präsidenten Eugen schlich sich, ohne ein Wort, beschämt davon. Hermann selber merkte aber auch jetzt erst den Riß am rechten Hosenbein von unten bis oben, der gerade so energisch war, wie seine letzte militärisch-lakonische Anrede.

So lang er nun auch zögernd bis zur völligen Dämmerung in der alten Burg verblieb, einmal mußte er ja doch mit diesem Riß nach Hause. Er hatte indessen vor, wie sich dieser Plan schon gar oft als praktisch erwiesen, sich auch heut Abend erst in die Kammer der getreuen Dorothee zu schleichen, um sich von ihrer nachsichtigen Hand mit Nadel und Bürste zuvor ein wenig restau-

riren zu lassen, bevor er als solch' überführter Delinquent vor dem Richterauge des Vaters zu erscheinen wagte.

So ging er denn ins Erkerhaus hinüber, dann äußerst vorsichtig über den Gang und die Treppe, und auf so leisen Sohlen trat er auf, als sei er aus irgend einem beliebigen Geisterstoffe gewoben und gar nicht aus Fleisch und Blut. Aber, lieber Himmel, was nützt alles noch so geisterhafte Hinaufschleichen, wenn der böse Zufall es fügt, daß der Vater, und noch dazu mit einem Licht in der Hand, aus der Stube gerade herunter will? Hermann erschrack über dieses unerwartete Erscheinen seines leibhaftigen Vaters auf der Treppe so im innersten Mark und Bein, wie der bekannte Dänenprinz Hamlet vor seines Vaters Geist auf der Schloßterrasse zu Helsingör wohl auch nicht gewaltiger erschrocken sein konnte. Sein kindlicher Abendgruß blieb ihm völlig in der Kehle stecken. Um so sprudelnder ergoß sich aber des Vaters Wort an den Sohn, während sein väterlicher Daumen und Zeigefinger mit einem Zipfel des kindlichen Gehörorgans nähere Bekanntschaft machte, und daran dessen jungen Besitzer als Arrestanten in die Erkerstube hinaufführte.

„Nein, es ist unerhört. Junge, wie siehst du wieder aus? O diese prächtigen, nagelneuen Hosen, die erst gestern vom Schneider kamen! Und nun so jämmerlich wieder zerrissen! Fünf volle Jahre hab' ich sie vor dir getragen, ohne den mindesten Riß oder Flecken. Und du ruinirst sie schon am ersten Tag auf so gewaltsame Weise! Nein, für solche beispiellose Ungezogenheit mußt du aber jetzt ganz exemplarisch gezüchtigt werden. In einem solch' flagranten Fall, da hören alle pädagogischen Theorien auf und die Praxis fängt an. Siehst du, Junge, wohin du mich endlich gebracht hast? Aber ich muß. Wie, was?"

Diese schon früher einmal angewandte „Praxis" bestand nun darin, daß unter Umsturz des früher schon erwähnten philanthropischen §. 15 der erzürnte Vater dem seiner Zucht verfallenen

Sohn nur mit den Fingerſpitzen auf Arme und Schultern, ſogar einmal an beide Wangen, höchſt unſchuldige Tupfer gab. Dabei fragte er beſtändig:

„Wie, was? Spürſt du's wohl? Thut's auch weh? Wie, was?“

Der Herr Sohn ermangelte natürlich nicht, dieſe naiven väterlichen Fragen mit lautem Schmerzensrufe zu bejahen. Dabei proteſtirte er fort und fort, für Vater Stark freilich ſehr räthſelhaft:

„Papa, die Dohlen ſind an Allem ſchuld. Ich will dir Alles genau erzählen. Ganz gewiß nur die Dohlen.“

Endlich hatte dieſer Lärm auch die Mutter Roſalie aus der Küche in die Erkerſtube hereingetrieben.

„Aber ums Himmels willen, Chriſtoph! Was iſt denn wieder ſo Arges paſſirt? Die Leute auf dem Rittersberg müſſen ja Wunder was von uns denken, wenn ſie dieſen Heidenlärm hinunterhören.“

„Wie? Was? Du auch noch? Da ſchau' her, wie dieſer verdorbene Ruinirjunge wieder heimgekommen iſt, wie ein verwahrloſtes Vagabundenkind, beſchmutzt und zerriſſen! Und du willſt dich auch noch um die Leute auf dem Rittersberg kümmern? Meinetwegen kann die ganze Stadt ſammt dem Bürgermeiſter drunten zuſammenlaufen, ich kümmere mich um rein gar nichts, als um meine Vaterpflicht und dieſes Jungen Zucht. Wie, was?“

Frau Roſalie erkannte nach dieſen Worten augenblicklich, daß ihr vor dem Knaben jede weitere Gegenrede ſtreng unterſagt ſei, und ſie lenkte kluger Weiſe noch zur rechten Zeit ein: „Ja freilich, liebſter, beſter Mann, ganz Recht haſt du! Jetzt ſeh' ich ja erſt, wie Hermann ausſieht. Ja wohl, Bube, der Vater hat ſehr Recht gehabt, dich für dieſe Unart ſo zu züchtigen. Ja, willſt du denn gar nie folgſam und ordentlich werden und den lieben Gott und deine Eltern fort und fort ſo betrüben? Ach armer Papa! Haſt du dich jetzt wieder ſo ärgern müſſen! Wie mir das herzlich leid thut!“

Der „arme Papa“ achtete jedoch ſehr wenig auf dieſe zärtliche

Ansprache, trotz der sie begleitenden schmeichelnden Hand, und voll finstern Mißmuths blickte er drein.

Unterdessen hatte sich auch die Dorothee wie ein lauernder Rachegeist auf der Thürschwelle eingefunden.

Vater Stark bemerkte sie kaum, als er auch sogleich sein hitziges Commandowort erschallen ließ.

„Dorothee, bring' sie mir diesen unnützen Jungen sogleich ins Bett. Einen Teller Suppe und damit basta! Vorwärts marsch! Ich will in diesen Buben Ordnung bringen. Wie, was?" —

Der also Abgewandelte marschirte in heroischer Resignation an der Hand seines weiblichen Gendarmen in das Seitenzimmer ab.

Frau Rosalie setzte sich, ohne zu wissen, was sie eigentlich arbeiten wolle, schweigend in die Erkernische. Vater Stark hingegen ging nach langer Unterbrechung wieder einmal stürmisch auf und nieder.

„Nein, nun sind alle meine Hoffnungen auf Besserung wieder mit Einem Schlage vernichtet. Aus dem Jungen wird nichts, kann nichts werden. Und wenn er hundertmal in der Schule der Erste ist, in der Moral wird er stets nur der Letzte sein. An Leib und Seele geht er zu Grund und ich mit ihm. — O, o, es ist schrecklich!"

„Christoph," fuhr da Rosalie von ihrem Stuhl in die Höhe, „aber so komm doch nur ein wenig zu dir! Mit zerrissenen Hosen heimzukommen, ist denn das so was ganz Entsetzliches? Du lieber Himmel, wenn deßhalb sogleich alle Buben an Leib und Seele zu Grunde gehen müßten, dann wären alle rechtschaffenen Männer ja schon längst ausgestorben. Hast du als Bube denn gar nie deine Hosen zerrissen?"

„Was? Ich? — Hosen zerrissen? — Welche Beleidigung! O nie, niemals! Nein, das kann ich mich noch ganz genau erinnern. Wie mich meine Mutter, Gott hab' sie selig, am frühen Morgen angezogen hatte, so sauber und ordentlich war ich noch

am ſpäten Abend. Nicht einmal in meine Haare hab' ich mehr hineingelangt, wenn ſie mir einmal glatt gekämmt waren. Kaum merkliche Falten hab' ich in mein Röckchen geſeſſen, ſo vorſichtig hab' ich es immer vor dem Sitzen erſt aufgehoben. Wie, was? Aber ein Flecken oder gar ein Riß, o das kam bei mir gar niemals vor. Und noch dazu in ſolch' nagelneue Hoſen!"

„Aber, Chriſtoph, wie kannſt du jetzt nur von nagelneuen Hoſen reden? Du haſt ſie ja fünf volle Jahre zuvor ſelber getragen und da iſt's doch wahrhaftig kein Wunder, wenn endlich das zundermürbe Tuch zerreißt, ſobald man's nur recht angreift. Das mußt du doch auch in Anſchlag bringen und billig ſein!"

„So — und das entſchuldigſt du auch noch? Statt daß gerade dieſer Umſtand dieſes Jungen Reſpect erhöhen und ihn aneifern ſollte, meine in dieſen Hoſen vormals bewährte Ordnungsliebe nun auch darin nachzuahmen, ſtatt deſſen ſoll ihm das zur Entſchuldigung dienen? O ſind das verwirrte, ja, nimm mir's nicht übel, ſchier unmoraliſche Begriffe! Wie, was?"

In dieſem lamentabeln Ton ergoß ſich Vater Stark wunden Herzens noch weiter, und es hätte wenig gefehlt, ſo wäre er in ſeiner optiſchen Täuſchung noch bei der Behauptung angelangt, ſich ſchon als Wickelkind eigenhändig auf- und zugewickelt, und die Schleife ſeines Tragkiſſens gerade ſo zierlich verſchlungen zu haben, wie heutzutage die Zwillingszipfel ſeiner weißen Halsbinde.

Daß mir aber ja kein väterlicher Leſer meinen guten Vater Stark deßhalb allzu ſpöttiſch auslache!

Es iſt zwar allerdings richtig, daß dieſe chroniſche Krankheit der optiſchen Täuſchung bei ihm etwas ſtark ausgeprägt war, und der Gegenſatz ſeiner Gemüthsart zu der ſeines Sohnes verſtärkte ſie noch. Aber, ehrlich geſtanden, leiden wir Menſchenkinder nicht mehr oder minder alle daran, die wir das hohe Amt der väterlichen Autorität an unſern Sprößlingen ausüben? Und wenn wir Herren Väter uns unſern Söhnen als früheres Muſterbild von

Wohlanständigkeit und kindlichem Gehorsam zur täglichen Nachahmung darstellen, dann ist es recht gut, wenn nicht unsere eigenen Väter mit all' ihren Erinnerungen an uns selber hinter den Enkeln stehen, um bei unserer Selbstverherrlichung nicht zu ironischem Lächeln den großväterlichen Mund verziehen zu müssen.

Nach dieser selbstverleugnenden Parenthese wollen wir uns heute, Samstag Abends, gleich den Eltern Stark einem Kopf und Herz beruhigenden Schlummer hingeben und am morgigen Sonntag mit dem rechten Fuße zuerst, und somit, nach einem alten tiefsinnigen Volksglauben, mit bester Laune wieder aufstehen.

2.

Auch Vater und Mutter Stark hoben nun beim Aufstehen an diesem Sonntagsmorgen den rechten Fuß zuerst aus dem Bett. Sie hatten beide den löblichen Entschluß gefaßt, daß sie gerade so vergnügt und einträchtig diesen Tag durchleben wollten, wie ihr gestriger Abend unerquicklich gewesen. Der Riß in Hermanns Hosen war zwar von Mutter Rosalie noch nicht geflickt, aber die mütterliche Hand der versöhnenden Nacht hatte den gestrigen Riß in den beiderseitigen Elternherzen bereits wieder vollständig geheilt. Und als Vater und Mutter Stark mit Hermann im neuen Sonntagskleid, und im vollen Lichte der Elternfreude strahlend, in die Kirche gingen, um im Dreiklang ihrer Herzen den Tag des Herrn zu feiern, da ward kein Auge gewahr, daß auf diesem leuchtenden Bilde häuslichen Glückes noch gestern Abend solcher Schatten gelagert gewesen.

Wie drei von Gottes Hand eben erst neu gestimmte Harfen kehrten sie wieder ins Erkerhaus zurück. Da wehte ihnen schon im Hausgang ein eigenthümlich süßer Duft entgegen, daß davon der Mund des Hausherrn ganz wässerig ward. Auch der Sohn

theilte sofort dieses väterliche Gefühl, und mit pfiffigem Gesichte hielt er den Zeigefinger in die Höhe.

„Papa, ich rieche was! Jetzt weiß ich auch, was es heute gibt."

„Nun, was denn, mein gescheidter Goldjunge, was denn?" fragte er schmunzelnd seinen ahnungsreichen Sprößling.

„Ei — meine Leibspeise und deine auch. Ja, Papa, ich weiß schon" — lachte Hermann, mit den großen Augen ein wenig blinzelnd.

Ich würde vielleicht Anstand nehmen, diese Leibspeise unverhohlen bei ihrem deutschen Namen zu nennen. Seitdem aber selbst der Heros der deutschen Romantik sie mit dem Glanze seiner Poesie verklärt und sogar mit „Venus in den Rosen" verglichen hat, darf wohl auch ich ohne Besorgniß vor zu prosaischer Färbung von Vater und Sohn getrost heraussagen: Es war dieses duftende Lieblingsgericht — Schweinefleisch und Sauerkraut; ganz von demselben irdischen Stoffe, wie jener in unseres nun verklärten Uhlands urdeutschem „Metzelsuppenliede."

Da es immer noch eine Stunde bis zum Mittagessen währte, so wollte der Doctor in seiner Studirstube den Vortrag für die morgige Sitzung noch schnell überfliegen, während der Sohn zu einigen lockenden Buben auf den Rittersberg hinauseilte, um trotz des Sonntags im Nußspiel seine neue Pechkugel zu probiren.

Kaum aber setzte sich Vater Stark seelenvergnügt an den Arbeitstisch, so klopfte es ziemlich unwirsch an seiner Thür, und die nicht gerade wegen Sentimentalität bekannte nachbarliche Frau Metzgerin trat, ein Päckchen unterm Arm, sehr kurz angebunden herein.

„Guten Morgen, Herr Doctor!"

„Ei, schönen guten Morgen, Frau Nachbarin!" gab ihr der Begrüßte, auf seinem Drehstuhl sich herumschwenkend, freundlich zurück. „Nun, nun, was bringt mir die Frau Metzgerin Gutes?"

„O Gutes eben gar nicht, Herr Nachbar!“ — erwiederte ſie ſchnippiſch, indem ſie zugleich ein Wämmschen mit herausgeriſſenem Aermel geſchäftig entfaltete, und mit fabelhafter Zungenfertigkeit dem armen Herrn Doctor ſtets näher auf den Leib rückte.

„Da ſehen Sie nur her, was Ihr ungezogener Bube dem meinigen wieder angethan hat! Den ganzen Aermel rundweg abgeriſſen! Iſt das auch eine Manier? Und ſolch' ein Thunichtgut will ordentlicher Leute Kind ſein? O, mein Daniel ſpielt auch auf der Gaſſe, warum denn nicht? Friſche Luft müſſen und ſollen ja die Buben nach der Schule ſchnappen. Aber lauter Spitzbuben und Räuber ſpielen, wie Ihr ſauberes Früchtchen meinem Buben angelernt hat, dafür bedank' ich mich ſchön. Jawohl, wenn wir auch keine Advokatensleute ſind, unſer gutes Auskommen haben wir doch. Steuern und Abgaben zahlen wir gerade ſo gut, wie Sie, Herr Doctor! Und wir ſind keinem Menſchen was ſchuldig, aber bei uns ſind gerade Leute genug ſchuldig. O, mitunter ganz noble Beamtensleute, die oft ein Vierteljahr ihr Fleiſchbüchel nicht zahlen und die Unſereins dann doch auf der Straße über die Achſel anſchauen wollen. Ja, wenn man davon nur plaudern wollte!“

„Aber, beſte Frau, ich bitte Sie um Alles, ich bin Ihnen doch keinen Heller ſchuldig!“ proteſtirte ganz aufgeregt Vater Stark.

„Ei, das hab' ich auch gar nicht geſagt. 's iſt ja nur, daß man davon red't. Und mein Mann könnt' ganz gut in den Stadtrath kommen, wenn er nur wollte. Jawohl. Aber er will gar nicht. Ei, er hat auch ganz Recht. Was ſoll er da droben ſeine gute Zeit verhocken und ſein ſchönes Geſchäft verſäumen, wo wir alle Tage friſch ſchlachten müſſen? Gott bewahre! Deßhalb hat man doch gerade ſo viel Reſpect vor meinem Mann, wenn er auch kein Stadtrath und kein Studirter iſt. Und drum, daß Sie's nur wiſſen, laſſen wir uns von Ihrem nichtsnutzigen Buben gar nichts gefallen. Ei, zum Guckguck! Meinem Danielchen, dem lamm-

frommen Kind, den Arm ſchier aus dem Leib zu reißen! Und wir ſind chriſtliche Leute, Herr Doctor! Und wenn Sie Ihr Früchtchen durchaus einmal als Schinderhannes am Galgen haben wollen, o da liegt uns gar nichts dran. Aber unſer liebes Danielchen ſoll einmal kein Spitzbube werden und auch kein Gendarm, ſo ein hungriger Bettelleutfänger. Ja, das wär' mir das Wahre. Ein Stadtkind, wie meines, das einmal ein ſo ſchönes Geſchäft zu erben bekommt. Und wenn Sie Ihren wilden Vogel in Gottes Namen nicht zahm machen können, da wollt' ich Ihnen nur ſagen, daß dann die Polizei auch noch da iſt, und daß mein Mann mit dem Commiſſär ganz gut ſteht, wo er auch bei uns ganz allein ſein Fleiſch holen läßt und meinen Mann noch gar niemals nicht wegen ſchlechtem Gewicht oder andern Lumpereien auf die Polizei citirt hat. Aber deßwegen wiſſen wir doch, wo der Barthel den Moſt holt, und wo dem Herrn Commiſſär ſein Bureau iſt. Und das hab' ich eben jetzt geſchwind ſagen wollen. Flicken thu' ich das Wämmschen von meinem Daniel ſchon ſelber. O! Wir ſind noble Leute, denen es auf das Bischen Faden auch nimmer ankommt. Aber, 's iſt nur, daß Sie's ſelber geſehen haben und daß man davon red't. Und nun Adjes Herr Doctor, und nichts für ungut! Und bleiben Sie uns gute Kunden! Sie werden gewiß heut mit dem Schweinebraten zufrieden ſein. Sie haben wahrhaftig wieder das allerbeſte Stück bekommen wie immer. Ganz natürlich! Man ſchaut doch zuerſt auf ſeine Nachbarſchaft, und voraus auf Sie, wo Sie Alles immer ſo ſchön gleich baar bezahlen. Und morgen haben wir friſche Nieren. Sprechen Sie fein zu! Ich weiß ja doch von der alten Dorothee, daß Sie ſie ſo gern eſſen. Alſo guten Morgen, Herr Doctor! Nichts für ungut! Ich hab' halt gered't, wie mir der Schnabel gewachſen iſt. Adjes!" —

Während des letzten Satzes hatte ſie mit überaus flinker Hand ihres „lammfrommen" Daniels Wämmschen wieder zuſammengerollt ... Und huſſa, da ſchoß der junge Angeklagte rittlings

auf dem Treppengeländer in den ersten Stock herunter und riß die Thür des Studirzimmers auf, mit einem so durchdringenden Ruf, als ob das ganze Haus in Flammen stände:

„Papa — zum Ef — feu — der Schweinebra —“

Da wehe! mitten in diesem Worte sah sein Auge die Frau Metzgerin mit brennrothem Gesicht und das corpus delicti unter ihrem Arm. Er wußte genug. Die letzte Silbe seiner Lieblingsspeise blieb ihm unausgesprochen in der Kehle stecken. Verblüfft starrte er zu Boden. Die Frau Metzgerin wollte sich flugs davon machen.

Doch Vater Stark hielt sie mit aller Kraft am zarten Arme zurück.

„Nein, Frau Metzgerin, Sie dürfen jetzt nicht fort, und ich bitte höflichst, Platz zu nehmen. Nach der Anklage meines Sohnes sind Sie mir nun auch schuldig, seine Verurtheilung mit anzuhören.“

„Aber, Herr Doctor! was fällt Ihnen denn ein? Was geht denn das mich an? So lassen Sie mich doch hinaus! Ich muß zum Mittagessen.“ Und sie griff eilig zur Thürklinge.

„Nein, nein! Sie bleiben!“ herrschte Vater Stark gebieterisch. „Hier auf das Kanapee niedersetzen, sag' ich. Sie sollen sogleich mit eigenen Ohren hören, daß ich kein schwacher Vater bin, sondern im Gegentheil sehr energisch zu züchtigen weiß. Dann können Sie's meinetwegen Ihrer ganzen Kundschaft weiter erzählen. O, ich bin ein ganz exemplarisch strenger Vater! Wie — was?“

Damit drängte er die Frau Metzgerin auf das harte Seegraskanapee, auf dem sie wohl oder übel Platz nehmen mußte. Der junge Angeklagte hielt zur Abwehr der in Aussicht gestellten Züchtigung seine Hand instinktmäßig bald an seine Ohren, bald auf einen andern bedrohten Körpertheil. Auch die Frau Nachbarin hegte diese Furcht. Ihr empfindsames Mutterherz erweichte sich für diesen fremden Sohn, und sie streckte protestirend die zwei strammen Arme vor.

„Aber, Herr Doctor, Sie werden doch den armen Buben

jetzt nicht malträtiren wollen von wegen dem einfältigen Bämmschen da, wo er doch sonst ein so braver, fleißiger Sohn ist und immer die ersten Prämien kriegt! Gehen Sie! Machen Sie doch keinen solchen Spectakel wegen der Bagatelle da, und lassen Sie mich hinaus! Denn ich muß zum Mittagessen, hab' ich Ihnen schon einmal gesagt."

Und wieder erhob sie sich und wollte dem Doctor entwischen. Aber, wie er nur auf einmal solche Körperkraft errungen! Auch diesmal drängte er die robuste Nachbarin auf ihren Sitz zurück.

„Nein, Sie bleiben! Doch bangen Sie nicht vor irgend welcher körperlichen Züchtigung! Dieses Wort hab' ich bloß im bildlichen Sinne gebraucht. O, mein Educationsprincip steht auf einem höheren, rein moralischen Standpunkt."

Zu gleicher Zeit war durch dieses Geschrei auch Frau Rosalie in die Kanzleistube herunter getrieben worden. Daß ihr die Dorothee, wie ein Adjutant dem General auf dem Exercierplatz, nachflog, versteht sich von selbst.

So war also das Scenarium folgendes: Die beiden weiblichen Mitglieder horchten als unsichtbare Statisten an der Thüre der Kanzleistube. Die Frau Metzgerin saß nur mit halbem Körpergewicht und der verdrießlichsten Miene auf dem benutzten Kanapee. Der junge Delinquent lehnte mit scheuem Verbrecherblick und etwas hinaufgezogenem Bein am väterlichen Schreibtisch. Und Vater Stark, nachdem er ein einzigesmal auf und ab gegangen war, faßte an der Thüre Posto, um mit immer bewegterer Stimme seinen rasch improvisirten Richterspruch zu verkünden.

„Hermann, mein Sohn! Dein eigenes Gewissen wird dir wohl am besten sagen, was diese sehr achtbare Frau Metzgerin bei mir gewollt hat. Soweit ist es also mit deiner Verdorbenheit bereits gekommen, daß du nicht nur deine eigenen Kleider ruinierst, nein, auch jene von fremden Kindern müssen durch dein unbändiges Wesen Schaden leiden! So vernimm denn:

Ich bin nicht nur dein leiblicher Vater, ich bin auch dein von Gott bestellter geistiger Wächter. Begreifst du, was das heißt, wie, was? — Mit welchem Eifer ich dies Amt an dir verwalten werde, dafür bin ich einst Rechenschaft schuldig vor dem Throne meines eigenen Richters, und wahrlich, ich will nicht als ein gewissenloser Verwalter befunden werden. — Du weißt nun schon zur Genüge, mein Sohn, wie ich für dein zeitliches und ewiges Heil dir jedes Opfer gern und freudig bringe. Aber von allen Opfern meines Herzens ist mir die Strafe immer das schwerste. Weiß es der liebe Gott, sie thut mir jedesmal weher, wie dir selber. Und heute, mein Sohn, muß diese Strafe eine exemplarische werden."

Damit hielt er ein wenig inne, um zum eigentlichen Urtheil die gehörige Fassung zu erringen. Die Frau Metzgerin wischte, bereits gerührt, über die Augen, und sagte vor sich hin: „Ach du lieber Herrgott! wie schön der Mann nur predigen kann, justament wie der Herr Pfarrer auf der Kanzel!"

Vater Stark vollendete seinen salbungsvollen Urtheilsspruch: „Unser bescheidener Tisch bringt uns nun heute deine und, ich will es gerne gestehen, auch meine Leibspeise. O wie gern hätt' ich mich mit dir gemeinsam daran ergötzt! Aber heute zwingst du mich, statt des wohlschmeckenden sonntägigen Schweinebratens mit Sauerkraut dich zu einer einfacher Suppe mit einem Stück Schwarzbrod zu verurtheilen, und zwar von deinen Eltern abgesondert, an einem einsamen Strafttisch in deinem Kinderzimmer. Mögest du, mein Sohn, darin nachdenken über die Sträflichkeit deines zuchtlosen Benehmens, und heilsame Entschlüsse fassen zu wahrhaft dauernder Besserung! Ich habe genug gesagt. Nun geh' und kehr' gebessert an mein Herz zurück, das dir zwar für heute verschlossen bleibt, für deine reuige Rückkehr aber mit der alten Liebe wieder geöffnet werden soll. — Und nun fort aus meinen Augen!"

Der also Verurtheilte schlich sich mäuschenstill hinaus und hinauf, um vor Allem bei seiner Dorothee Trost und Hilfe zu suchen. Den beiden Lauscherinnen hinter der Kanzleithüre war das Herz ganz wehmüthig geworden und sie gingen mit leisen Schritten wieder in den obern Stock. Im Hause herrschte eine peinliche Stille, wie in einem Gerichtssaale nach dem Urtheilsspruch.

„Nun, Frau Metzgerin, sind Sie mit mir zufrieden?" unterbrach jetzt Vater Stark die stumme Scene.

„Ach, Herr Doctor," gab sie halb ärgerlich, halb weich gestimmt zur Antwort, „gehen Sie mir doch weg mit denen Geschichten! Den armen Buben da um so einen guten Schweinebraten bringen, wo ich Ihnen justament so ein Extrastück hab' herausbauen lassen. Meinem Danielchen sein Wämmschen wird ja wieder gestickt und damit basta, und den Hermann lassen Sie miteffen! O was werden Sie noch Freud' an dem erleben, wo er einen so gescheidten Kopf hat! Warten Sie nur einmal! Und es ist ja Stünd' und Schad' um einen so schönen Braten. Denn Sie verpfuschen sich ja doch nur selber Ihr eigenes Mittagessen! O ich kenn' mich aus in denen Geschichten."

„O nein, Frau Metzgerin," perorirte Vater Stark noch in gleichem Grade der Aufregung, „ganz vortrefflich wird es mir schmecken. Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen und nach gethaner Pflicht ist auch gut essen. O mein Appetit hat im Gegentheil noch sehr zugenommen. Wie, was? Und es bleibt dabei."

No, mir ist's recht, Herr Doctor! — Aber Herrje, da läutet's schon zwölf Uhr und um dreiviertel soll immer die Suppe schon auf dem Tisch stehen. Da wird mein Mann schön räsonniren. Also nichts für ungut, und einen rechten guten Appetit zu meinem Schweinebraten!" —

Die Metzgerin schlug die Thüre zu und rannte über den Rittersberg. Vater Stark ging gemessenen Schrittes hinauf in die Erkerstube zum Mittagessen — ohne Sohn.

Obwohl die alte Dorothee das Strafurtheil, wie wir wissen, bereits kannte, hatte sie doch auch für den jungen Sträfling gedeckt, um jeden Verdacht ihres Lauschens fern zu halten, und auch nebenbei in der leisen Hoffnung, daß der erzürnte Vater, durch den Anblick des kindlichen Tellers und Bestecks gerührt, vielleicht wieder zur Aufhebung seines strengen Richterspruches bewogen werde. Auch Mutter Rosalie theilte diese Hoffnung und kam dem Doctor mit einem besonders freundlichen „Grüß Gott!" schon unter der Thür entgegen. Doch er blieb in seinem Urtheile standhaft und ordnete sogleich bei seinem Eintritt dessen Ausführung an. Die Mutter ihrerseits gab ohne ein Wort der Widerrede der Dorothee ihre weiteren Befehle. Hermanns Teller und Besteck ward mit düsterer Miene von ihr entfernt, und ein einzelner Suppenteller sammt Löffel und einem tüchtigen Stück Schwarzbrod zu ihm in das Kinderzimmer hinübergetragen.

Die beiden Eheleute setzten sich schweigend zum Tisch. Die Suppe ward aufgetragen. Vater Stark übernahm ausnahmsweise heute für den abwesenden Sohn das Amt des Vorbeters und eine leise Wehmuth dämpfte seine Stimme:

„Komm Herr Jesu Christ, sei unser Gast,
„Segne, was du uns bescheeret hast!"

„Amen!" seufzte Mutter Rosalie; „wünsche guten Appetit."

Doch sowohl ihr jetziger, wie der Metzgerin voriger Wunsch ging nicht einmal annäherungsweise in Erfüllung. Schon nach einigen Löffeln schob er den Teller zurück.

„Ich weiß gar nicht, diese Griessuppe will mir heute nicht recht schmecken. Ich esse sie überhaupt nicht besonders gern."

„So? Ei das ist mir ja ganz neu und thut mir recht leid. Sonst hätte ich gewiß eine andere bestellt. Nun, vielleicht geht's mit dem Rindfleisch besser, guter Christoph!" tröstete Frau Rosalie.

„Ich weiß nicht, 's kann sein," sagte kleinlaut der gute Doctor.

Das Rindfleisch kam. Vater Stark übte das ihm gewöhnlich zustehende und von ihm kunstgerecht verwaltete Amt eines Vorschneiders aus. Er nahm einige Bissen davon. Dann legte er auch hier appetitlos die Gabel auf den Tisch.

„Ist dir denn nicht recht wohl? Geh', du machst mich schier ängstlich, Alter!"

„Nun, es fehlt mir gerade nichts Wesentliches. Aber es scheint, daß mein Magen nicht ganz in Ordnung ist," erwiederte verlegen der Doctor. „Jedenfalls ist es nur vorübergehend. Drum bitt' ich dich, Rosalie: nichtwahr? Iß du nur nach Herzenslust! Und wenn ich heute nur wenig esse, so mache dir keine Sorge! Es ist vielleicht besser, wenn ich ein wenig faste. Die Natur ist in solchen Fällen immer der beste Arzt."

„Nun freilich, lieber Vater! Aber vielleicht schmeckt dir dann das Schweinefleisch und Sauerkraut um so besser. Das war doch sonst immer deine Leibspeise."

„Wohl möglich, aber ich weiß doch nicht, ob gerade Schweinebraten mir heute sonderlich zuträglich sein mag. Will eben sehen."

Und es kam der Schweinebraten sammt dem Sauerkraut. Auch Erbsen waren zur wohlschmeckenden Vermengung mit letzterem nicht vergessen. —

O Menschenleben mit all deinen Hoffnungen, wie bist du doch oft eine herzlose, höhnische Lügnerin! Wie appetitreizend begrüßte vor einer Stunde den so glücklich heimgekehrten Vater Stark des Schweinebratens süßer Duft! Und in welch' gedrückter Stimmung saß Ersterer nun appetitlos vor letzterem da! Wie gedachte er, mit dem lieben Sohne sich an der gemeinsamen Leibspeise so recht gütlich zu thun! Und jetzt saß er als verstimmter Richter da und der verurtheilte Sohn getrennt von ihm, an einem magern Nebentische.

O, wer von Beiden durch dieses Urtheil wohl am härtesten getroffen worden war?

Das wenigstens weiß ich genau, daß auch dieser Schweinebraten mit all' seinem verlockenden Duft des Vaters verdorbenen Appetit nicht wieder lüstern machen konnte. Er drückte wohl ein erstes und ein zweites Stück davon gewaltsam hinunter. Aber es wollte eben doch nicht gehen. Ein halbes Stück Schwarzbrod und sein gewöhnlicher Schoppen Tischwein war der Hauptbestandtheil seines ganzen Mittagmahles. Er wischte aus alter Gewohnheit gewissenhaft den Mund, was heute wahrlich gar nicht Noth gethan hätte. Dann rollte er seine Serviette fein säuberlich zusammen, steckte sie in das perlengestickte, mit den Buchstaben C S durchwobene Band, das ihm seine Rosalie noch als Braut gehäkelt hatte, und stand auf. Erst hustete er einigemal ohne den mindesten Reiz im Kehlkopf und dann sprach er:

„Liebste Rosalie, es geht einmal heute nicht. Was soll ich mich darum unnöthig zwingen? Ich denke, 's ist am besten, ich trinke heut auf dem Kasino meinen Kaffee ganz schwarz mit einem Gläschen Arak. Das soll ja für den Magen ein ganz gutes Mittel sein. Heb' eben den Schweinebraten für heut Abend auf! Er wird auch gewärmt noch gut sein. Und das Sauerkraut wird durch aufwärmen ja sogar noch besser. Bis dahin wird sich mein verloren gegangener Hunger gewiß wieder einstellen. Also mach' dir keine unnöthigen Sorgen und sei wie immer meine liebe verständige Frau! Behüt' dich Gott .... Doch halt! Jetzt hätt' ich schier aufs Beten vergessen. Und hat mir's auch heute nur sehr wenig geschmeckt, gar viel tausend Menschen wären doch von Herzen froh, wenn sie alle Tage nur so viel hätten, als ich heute gegessen habe."

Und er bekreuzte sich, faltete die Hände und sprach:

„Gott dem Herrn sei Lob und Dank
„Für alle empfangene Speis' und Trank."

„Segne dir's Gott, lieber Mann!" fiel Frau Rosalie wehmüthig ein.

Es klang in dieſer eigenthümlichen Lage aus dem Gebet des Doctors, wie aus dem Wunſche Roſaliens ein rührend komiſcher Ton.

Darauf küßte er ſeine liebſte Frau auf die Wange, was er bei ſeiner jedesmaligen Verabſchiedung regelmäßig that und ſie ſtreichelte hierauf voll Mitleid ſein Geſicht.

„Armer Vater! Haſt dich heute wieder ſo ärgern müſſen! Wie du mich dauerſt! Doch ſei nur getroſt, morgen kommt wieder ein froherer Tag. Mein Gott! Es iſt eben Menſchenleben. Heute ſo und morgen anders. Aber ich und meine Liebe ſoll gewiß immer gleich gegen dich ſein und ich will dir beiſtehen, wo und wie und ſo gut ich kann. Gelt Alter, wir Zwei bleiben einen Tag wie den andern dieſelben. Und mit unſerm Hermann wollen wir eben in Gottes Namen Geduld haben, und miteinander getreulich unſere Schuldigkeit thun. Es wird ſchon noch gut werden. Vertraue nur darauf! Der liebe Gott läßt uns nicht im Stich mit ihm."

„Geb's der Himmel, gute Frau," erwiederte Vater Stark, da er, ſeine innere Erregtheit bekämpfend, ihre Hand in ſeine nahm. „Aber, wenn auch das heutige letzte Mittel nicht hilft, und Hermann nicht bald und nicht gründlich ſich beſſert, dann iſt es mit ihm aus und auch mit meiner Freude an ihm und am ganzen Leben. Ich ſage dir: nochmals ein Tag wie der heutige, und ich kann wahrlich nimmer recht froh werden. Ach, wenn die Kinder wüßten, wie die Eltern ſie lieb haben und was ſie im Stillen um ſie leiden, weiß Gott, ſie müßten gegen ſie ſo gehorſam ſein, wie die Engel im Himmel gegen unſern Herrgott. Doch ſchweigen wir darüber! Ich rede jetzt nicht gern davon. — Ich will dir nur noch ſagen, daß du dem Hermann um vier Uhr zu ſeinem friſchen Sonntagskaffee ſtatt des gewöhnlichen einzigen Weckens vielleicht zwei geben könnteſt. Natürlich nur ganz ausnahmsweiſe für den heutigen beſondern Fall. Denn eigentlich

Hunger leiden soll mir der Junge doch nicht. Das könnte seiner Gesundheit schädlich sein. Also nochmals behüt dich Gott!"

„Und gelt, guter Mann, komm eben vergnügter heim, als du jetzt fortgehst!" gab ihm Frau Rosalie im zärtlichsten Ton noch mit auf den Weg.

„Es kann sein. Ich will eben sehen," entgegnete der kleinmüthige arme Tocter, und ging betrübten Herzens auf sein Kasino. —

O seiest du schon selber Vater oder nur deines Vaters Sohn, lieber Begleiter, weihe unserm gemeinsamen Freund Christoph Stark eine mitleidige Thräne edler Rührung! Und daß du bei dieser tragischen Geschichte mit dem Schweinebraten deine Lippen nicht zu allzu ironischem Lächeln verziehest, dafür bürgt mir dein menschlich fühlendes Herz. —

Und der bestrafte Sohn? — O wie niederschmetternd werden erst bei dem dieses Urtheils Wirkungen gewesen sein! Der Vater hatte doch wenigstens das Schweinefleisch noch leibhaft vor sich stehen und konnte doch essen, wenn er nur wollte. Aber der Sohn! Ein trockenes Stück Schwarzbrod für einen saftigen Schweinebraten! Nein, dieser vom Vater Stark anbefohlene Stoffwechsel der Mutter Natur war doch gar zu unbarmherzig. Doch am besten ist's, wir gehen sogleich selber mit Mutter Rosalie, die ohnedem gerade im Kinderzimmer nachsehen will, zu ihm hinüber — zu seiner nähern leiblichen wie geistigen Betrachtung. —

Ei der Tausend! Ist es Wahrheit oder Traum? Da sieh' nur hin, da sitzt er ja ganz gemüthlich bei seiner alten Dorothee am Katzentisch und macht ein so vergnügtes Gesicht, wie unser Herrgott in Frankreich. Das nenn' ich großartige Resignation! Bei einem Stück Brod an einem Sonntage sitzen und noch dazu lustig sein, das heiß' ich einen Charakter.

Mutter Rosalie warf schon beim Hereintreten einen forschenden Blick auf den von Fettglanz und einigen Resten Streuzucker

verdächtig schimmernden Zinnteller des so munteren Sträflings, und frag'te nur so leichthin:

„Nun, Hermann, hat dein trockenes Stück Brod gut geschmeckt?"

Er war sichtlich um die Antwort verlegen und zauderte. Um so rascher fiel die Dorothee anstatt seiner ein:

„O ja, Frau Doctorin, ganz prächtig hat's uns geschmeckt. Gelt, Hermännle? Hunger ist der beste Koch."

„Ja, Doro—thee," erwiederte das Hermännle auffallend schüchtern.

„So, so, ja, ja!" nahm Frau Rosalie in immer mehr inquisitorischem Tone das Wort: „Nicht wahr, besonders wenn der Hunger zu seiner Kocherei recht Schmalz und Zucker hat? Gelt, Dorothee?"

Die Dorothee fühlte diesen Stich sehr wohl und wußte im Augenblicke wirklich nicht, was sie darauf sagen sollte. Hermann hingegen blickte noch verdutzter auf seinen Teller, und merkte erst jetzt, wie leichtsinnig er ihn ausgewischt hatte.

„Nicht wahr, Hermann," fuhr die Mutter wie ein geriebener Untersuchungsrichter weiter, „dein trockenes Schwarzbrod war heute wohl recht fett?"

„Fett? — Mein Schwarzbrod? Ach nein! Aber — o gute Mama, sei mir nicht böse — ich kann und ich will nicht lügen — aber die gute Dorothee hat mir einen — einen —"

„Nun — einen — einen — — half die Dorothee ihrem stotternden Schützling unmuthig weiter. Was drückst du so lange herum? So soll's heraus! Was ist denn auch dahinter? Einen Pfannenkuchen hab' ich ihm gebacken. So, nun wissen Sie's, Frau Doctorin! und hat die arme Seel' eine Ruh'. Allmächtiger, himmlischer Vater! Am Sonntag ein Stück Schwarzbrod! Prost Mahlzeit! — Wo sogar in der heiligen Faste der Bischof selber sein Stück Fleisch bekommt, da soll so ein unschuldiges Kind nicht

einmal eine so gemeine Mehlspeise, wie einen Pfannenkuchen, kriegen? Ja, da bin ich auch noch da. Und wenn der Herr Doctor mir drüber den Kopf herunter reißen will, nun in Gottes Namen! Er setzt ihn mir schon wieder auf und ist zuletzt froh drum, wenn nur ich wieder gut mit ihm bin. Es ist ja nicht das erstemal und ich kenn' ihn, und er kennt mich. Lieber Himmel, wer wird denn gleich so oben hinaus sein, wenn so eine böse Rippe, wie die Frau Metzgerin, hergelaufen kommt und raisonnirt? Die hat ja so das ganze Jahr mit der Nachbarschaft Spektakel. Ja, die hätt' einmal an mich kommen sollen. Ich wollt' ihr schon weisen, wo der Zimmermann das Loch gemacht hat. Drum seien Sie jetzt gescheidt, Frau Doctorin, und lassen Sie's gut sein mit dem Bischen Mehlbrei und Schmalz! Denn, meiner Seel', wenn's bei dem armen Herrn noch lang so fortgeht mit dem ewigen Aerger um jeden Pfifferling, dann ist's mit ihm bald Matthäi am Letzten, wo er doch wahrhaftig kein Riese Goliath ist und ein so windelweiches Gemüth hat, wie nicht das hundertste Kind. Und wenn Sie nur zugehört hätten, was ich dem Hermann beim Pfannenkuchen für gute Lehren gegeben hab' und wie er mir hoch und heilig versprochen hat, aber ganz gewiß brav und ordentlich zu werden, so hätten Sie darüber weinen müssen. Gelt, Hermännle? Du hast's deiner Dorothee steif und fest versprochen? Und du hältst's aber auch steif und fest! O ich kenn' ja mein Bübchen so gut und vielleicht noch besser, als Vater und Mutter. Also für was jetzt noch einmal Spektakel ins Haus machen? Der Pfannenkuchen ist gegessen und noch lange kein Schweinebraten und der Bub ist wieder brav. Unser Herrgott muß ja auch uns alle Tag' hundertmal durch die Finger gucken, sonst müßt' man ja die Hölle noch tausendmal größer machen, daß alle Menschen drin Platz hätten. Also, Frau Doctorin, kommen Sie her und geben Sie mir die Hand, und seien Sie still! — Punktum! Sand drauf! —"

Was wollte sich die Frau Doctorin diesem sprudelnden Strome populärer Beredsamkeit, darin jede neue Woge, wenn auch in etwas derber Melodie, von treuer Dienerliebe rauschte, gewaltsam entgegenstemmen? Die Dorothee hatte freilich die Schranken ihrer häuslichen Competenz mit kühnem Fuß überschritten. Aber im Grund ihres Redeflusses lagen doch wieder so viel Goldkörner von Wahrheit verborgen, daß Frau Rosalie vor sorglichem Nachdenken darüber völlig vergaß, der eigenmächtigen Pfannenkuchenbäckerin auch nur einen gelinden Verweis zu ertheilen. Mit wenigen, aber innigen Worten mütterlicher Ermahnung verabschiedete sie sich von Hermann, der ihr diesmal mit elegischer Miene nachsah, und dann mit der Dorothee eine mehr als regelwidrige Partie Damenbrett spielte.

Dann aber sagte er in ganz weichherzigem Tone: „Gut's Dorthele, komm, wir gehen jetzt miteinander hinunter in den Garten. Da setzen wir uns wieder an die Stadtmauer, wie vorgestern Abends. O, das war gar so schön. Und du erzählst mir wieder ein neues Märchen! Weißt du noch eins, Dorthele?

„O ja, lieber Bube! Und heute sollst du noch das allerschönste zu hören bekommen; aber dann mußt du auch künftighin ganz brav werden!"

„Gewiß, Dorthele, das will ich schon."

Und sie gingen zusammen hinunter in das Zwingergärtchen und setzten sich an die alte Stadtmauer mit den riesigen Epheuschlingen. Und sie erzählte ihm ihr neues Märchen vom Königssohn und der Prinzessin. Da ward sein stürmisches Bubenherz merkwürdig ruhig und sanft. Der Wind strich durch die Epheublätter und der träumerische Knabe fragte die alte Märchenerzählerin, ob das wohl Stimmen von Geistern seien? Und sie sagte ihm: „Ja, lieb's Hermännle, das sind die guten Geister deiner Kindheit." Und er horchte noch viel, viel aufmerksamer auf ihr sinnreiches Märchen, und vergaß es nie und nimmer. —

Mutter Rosalie saß indessen drüben im Erker und las, wie fast jeden Sonntag Nachmittag, in ihrem Thomas a Kempis, dem liebsten Führer ihres Seelenlebens. Aber es wollte mit ihrer andächtigen Stimmung heute gar nicht recht gehen. Nach dem siebzehnten Kapitel des dritten Buches, vom innern Trost, mit der Aufschrift: „Stell' all' deine Sorgen Gott anheim!" legte sie das Buch mit nassen Augen auf das Fensterbrett. Und während sie mit in den Schooß gefalteten Händen traurig vor sich hinsann, kamen ihr eigenthümliche Gedanken:

„Ist dieses Leben doch voll Sorg' und Widerspruch! Ich liebe, das weiß der allheilige Gott, die Wahrheit, wie ihn selber. Noch mit keiner Silbe hab' ich sie meinem guten Manne je verläugnet, und er auch mir nicht. Und, Gott sei darum gedankt, auch mein Kind hat das von uns gelernt, und bei all' seinen Fehlern, das weiß ich gewiß, gelogen hat er noch nie. Das ist meines Mutterherzens höchster Stolz und auch sein tiefster Trost. Denn die Lüge ist die Wurzel alles menschlichen Verderbens, sie war es von Anbeginn und wird es ewig bleiben. — Was soll ich nun ferner thun? Ich weiß mir wahrlich keinen rechten Rath.. Wie mich der engelsgute Mann dauert, daß er bei jeder kleinen Unart unseres Kindes sich ohne Noth so das Leben verbittert, das kann ich gar nicht mit Worten sagen. Das weiß nur unser Herrgott. Aber so kann es nimmer fortgehen. Die Dorothee hat ganz Recht. Am Ende wird er noch sterbenskrank vor lauter unnöthigem Aerger. Und was hab' dann ich, was hat unser Kind davon? — Ich weiß es gewiß und hab' es dem armen Manne schon tausendmal gesagt und ihn damit trösten wollen: alle die jetzigen Unarten Hermanns liegen nicht in seinem Herzen, sondern in seinem Alter. Die Buben machen's mehr oder weniger alle so. In seinem Herzen ist Alles ganz gut bestellt. Seine Eltern haben drin ein ganz reines, frommes Plätzchen, und auch unser Herrgott, ich vertraue darauf, freut sich gnädig an seiner

unſchuldigen Kinderſeele. Und kommen nur die verſtändigen Jahre, ſo gehen die unverſtändigen Unarten alle von ſelber fort. Aber was nützt mich all mein Reden und Tröſten? Der gute Mann glaubt mir niemals länger, als bis zum nächſten Tag. Und es kommt mir leider vor, daß das immer ärger, ſtatt ſchwächer wird. Und dann kann es freilich ſo kommen, wie die Dorothee prophezeit hat, daß man den guten Mann vor der Zeit auf den Kirchhof hinausträgt. O du barmherziger Gott, wenn ich nur auf hundert Stunden Wegs an dieſen Fall denke, könnt' ich mich ja ſchon zu Tod weinen für mich und unſer Kind. — Nein, um aller Heiligen willen, das darf nicht geſchehen. Ich hab' ihm bis jetzt wegen Hermann nie was bemäntelt und nie was verheimlicht. Aber es geht nimmer ſo. Ich muß es anders halten. Ich muß den guten Mann ſchonen, ſoviel ich nur immer kann. Meines und ſeines Kindes verſtändiger Zucht ſoll es gewiß nicht ſchaden. Aber ſeines liebſten Vaters Geſundheit und Frieden ſoll es nützen. Ja, ſo will ich's machen. Meine Meinung iſt wahrhaftig gut. Unſer Herrgott weiß es am allerbeſten, wie ſchwer es mich ankommt, von nun an dem ängſtlichen Mann nimmer Alles ſagen zu dürfen. Und er verzeih mir die Sünde, wenn ich damit ein Unrecht thu', das ich in meinem Herzen nicht will. —"

Nach dieſer Meditation athmete ſie tief auf, wie Jemand, der eine quälende Laſt abgeſchüttelt hat, und ihr wieder hell gewordenes Auge zeigte, daß ihr Herz mit ſich ins Reine gekommen ſei.

Welcher ſtrenge Moraliſt möchte über Mutter Roſalie wegen dieſes Entſchluſſes ein allzuhartes Urtheil fällen? Thu' er's immerhin! Die ſteile Höhe aſcetiſcher Heiligkeit hatte ſie freilich damit nicht erklommen. Aber wer wollte dennoch ihre menſchlich frommen Beweggründe nicht billig ehren? Wollte Gott nur, wir dürften in unſern deutſchen Häuſern nach Tauſenden ſolche Frauen und Mütter zählen, wie dieſe herzens- und ſittenreine, kluge und

liebreiche, deutsche Hausfrau Rosalie Stark, die in allen Lagen ihres Lebens immer nur die beste Meinung hatte, und Kopf und Herz auf dem rechten Fleck. —

Noch am selben Abend, an welchem Vater Stark im Humor und Magen noch immer ziemlich niedergedrückt heimgekommen war, wußte ihm Rosalie so viel Tröstliches davon zu erzählen, wie Hermann so ruhig geworden und dann mit der Dorothee im Zwingergärtchen gesessen sei und mit welch' sanftem Gemüth er auf ihr neues Märchen gehorcht habe, daß dem guten Manne vor Freude darüber der Appetit wieder so kräftig auflebte, wie ein halb verglommener Lampendocht, der mit frischem Oele neu genährt wird. Und ich kann jedem mitleidigen Herzen die tröstliche Thatsache berichten, daß der aufgewärmte Schweinebraten sammt Sauerkraut sich auch von Seite Vater Starks der wärmsten handgreiflichen Theilnahme zu erfreuen hatte. Mit dem Schlaf in seine Augen war auch der Friede wieder in sein Herz gekommen und seine letzten historischen Worte vor der völligen Hingabe an Gott Morpheus lauteten:

„Du wirst sehen, liebe Rosalie, diese heutige Strafe mit dem Schweinebraten wird in Hermanns Leben noch lang eine wichtige pädagogische Rolle spielen. Ich habe darüber ein ganz eigenthümliches, klares Vorgefühl. Wie — was?"

„Ich auch, guter Christoph!" entgegnete Frau Rosalie mit innigster Zustimmung auf ihrem freundnachbarlichen Ruhelager.

„Du auch? Nun das ist aber schön von dir. Drum wollen wir in Gottes Namen heute recht fröhlich einschlafen und morgen vertrauensvoll aufwachen. Also gute Nacht, beste Frau, schlaf' recht wohl!"

„Du auch, bester Mann!"

„Ich danke dir. Komm, gieb mir nochmals deine liebe Hand!"

Rosalie reichte sie ihm hinüber, die er innig drückte: „Also nochmals gute Nacht, du liebe treue Seele!"

Sprach's, blies nach altem Vorrecht auf dem Nachttiſch das Licht aus, zog die weiße Schlafmütze, wie immer, bis auf die Augenwimpern nieder, und betete ſein Nachtgebet. Gar bald darauf entſchwebten holde Traumgeiſter der feierlichen Nacht und ſpielten mit ſeinem ſchlafbefangenen Geiſte gar bunte neckiſche Spiele, wie jener Elfe Trull mit dem Weber Zettel in Shakeſpeare's märchenduftigem „Sommernachtstraum.“ Nur ſpielte in Vater Starks Traumgebilden kein Eſel, ſondern ein anderes nützliches, viel ſchmackhafteres Hausthier den komiſchen animaliſchen Part. Auch nahm es nie die Stelle von Vater Starks ehrwürdigem Haupt in reſpectswidriger Verwandlung nur einen Augenblick für ſich in Anſpruch. —

„Du haſt heute Nacht ein Bischen unruhig geſchlafen, guter Alter!“ ſagte Frau Roſalie am andern Morgen, als die beiden Gatten miteinander gemüthlich beim Kaffee ſaßen. „Hat dir gewiß was Schweres geträumt, weil du mitunter ſo arg geſtöhnt haſt?“

„Ach, du haſt Recht, liebe Frau! Es iſt doch merkwürdig, was Einem für närriſches Zeug im Schlafe vorkommen kann. Da hab' ich nun die ganze liebe, lange Nacht von nichts als Schweinen geträumt. Bald haben ſie Flügel gehabt und ſind mir wie koloſſale Fledermäuſe um die Naſe geſchwirrt, als ich in einem wunderſchönen Garten ſpazieren ging, und immer dann, wenn ich gerade an einer ſeltenen Blume riechen wollte. Dann hörte ich wieder eine Muſik, ſo wunderbar, wie die Engel im Himmel wohl ſingen mögen. Aber wenn ich in einem herrlichen Accord gerade recht ſchwelgen wollte, da grunzte ſtets ein ſolches Thier wie ein hölliſcher Geiſt unmelodiſch dazwiſchen. Ich war wirklich ganz froh, wie ich die Augen aufſchlug. Nicht wahr, das wird doch wohl nichts Schlimmes bedeuten? Ei was! Träume ſind Schäume. Gelt, liebe Frau?“

„Nun freilich!“ tröſtete Roſalie, „der Volksglaube ſagt wohl,

daß das Begegnen von Schweinen nichts Gutes bedeute. Aber das Träumen von ihnen ist ganz gewiß was Unschuldiges. Weißt du, das kommt eben Alles von dem gestrigen Schweinebraten."

„Ja wohl, gutes Herz, das wird wohl die einfachste Auslegung sein. Aber ich sage dir auch heute Morgens wieder: ich bringe das vorahnende Gefühl einmal nicht los, daß es vom nun an mit Hermann entschieden besser gehe und der Gedanke mit dem Schweinebraten gestern ein höchst glücklicher, ja, ich möchte fast sagen, ein von oben eingegebener war."

„Bleib nur bei diesem Gefühl, guter Mann!" bestärkte ihn Frau Rosalie mit dem ganzen Wohllaut ihres Herzens. „Was man so bestimmt vorausempfindet, wird auch gewöhnlich wahr. Ich wenigstens zweifle nicht im mindesten daran." —

Nach diesen Worten hustete sie auffallend stark, was diesmal so viel bedeuten sollte, wie wenn in kleinen Provinztheatern die Schelle den Anfang eines Aufzuges verkündet. Es ging nun zwar kein Vorhang, aber doch die Thür des Kinderzimmers auf, und Hermann trat, mit heute besonders glatt gekämmtem Goldkopf und sonntäglich angezogen, einen riesigen Blumenstrauß in der Hand, auf die Bretter der Erkerstube. Die Dorothee blieb als freudestrahlender Genius ohne Flügel unter der Thüre stehen.

Und Hermann ging schüchtern zum Vater hin, gab ihm mit der linken Hand den Strauß und streckte ihm die rechte entgegen, mit der von Thränen erstickten Bitte:

„Papa, ich bitt' um Verzeihung. Ich will's nimmer thun, und ganz gewiß recht brav werden. Sei nur auch du mir jetzt wieder gut!" —

So kurz diese dramatische Anrede auch war und so einfach die Inscenirung, so war das anwesende Publikum dennoch dermaßen davon ergriffen, daß es sogleich selber in dramatische Activität überging. Und gar mancher Jünger der dramatischen Muse hätte sich an diesem Auftritte für seine künftigen Stücke ein Muster

nehmen können, mit den einfachsten Mitteln dennoch den unwiderstehlichsten Effect echter Naturwahrheit zu erzielen.

Vater Stark hob den kindlichen Künstler auf seine Kniee, drückte sein liebes Lockenhaupt fest an sein Herz und küßte gar lange seinen blühenden Mund. Er konnte vor Innigkeit nur die Worte herausstammeln: „Ach mein Kind, mein liebes, gutes, einziges Kind!“ — Dann reichte er seiner Rosalie, in der sein Auge sogleich den liebreichen Regisseur erkannte, zum Danke die Hand und rief zuletzt noch der Dorothee in ihrem bescheidenen Hintergrunde.

„O komm sie her und geb' auch sie mir ihre Hand! Sie gehört ja doch auch zu uns.“

Dorothee folgte gerührt dieser schmeichelhaften Einladung, und ward dadurch nicht wenig in ihrem Selbstbewußtsein gehoben. Dabei unterließ sie nicht, mit beredtem Blick ihrer Herrin noch ihren besonderen Dank dafür auszusprechen, daß sie ihre ordnungswidrige Pfannenkuchenbäckerei dem Oberbefehlshaber des häuslichen Regiments nicht angezeigt hatte.

Mit dieser letzten allseitigen Versöhnungsscene endete diese Mustervorstellung auf den Stubenbodenbrettern des Stark'schen Hauses. Und wenn die erfahrungsmäßige Wahrheit, daß bei jedem dramatischen Werke der glückliche Schluß auf die Beurtheilung des Ganzen vortheilhaft zurückwirke, auch hier ihre Geltung findet, so kann ich mein hochgeneigtes Publikum wohl mit freudiger Herzensruhe für heut entlassen.

Nur als kurzen Epilog noch Folgendes.

Vater Starks so richtig vorahnendes Gefühl von der Wirkung des entzogenen Schweinebratens ging natürlich auch pünktlichst in Erfüllung. Und dieses fragliche Rippenstück unseres so beliebten Hausthieres schlug im Laufe der Zeit gerade so gut hundertfachen unnöthigen väterlichen Aerger über harmlose Bubenstreiche nieder, wie jener in der alttestamentarischen Zeit so berühmt gewordene Eselskinnbacken die tausend Philister.

Dabei kann ich schließlich für alle ängstlichen väterlichen wie mütterlichen Gemüther die tröstliche Versicherung hinzufügen, daß Mutter Rosalie dieses unendlich gut gemeinte Vertuschungssystem mit einer so wunderbar instinktiven Frauenklugheit durchführte, und nicht ein einzigmal in Gegenwart des Sohnes, daß weder die väterliche Autorität, noch der kindliche Gehorsam, oder gar seine angeborne Liebe zur Wahrheit darunter im mindesten zu leiden hatte.

Vater Starks Herz aber ward aus lauter Freude über diese merkwürdige Wandlung seines Sohnes von Woche zu Woche stiller und heiterer. Sein trockenes Gesicht strahlte mehr und mehr von frischer Gesundheit. Erst jetzt kam die Zeit, in der er sich so recht von Herzen an dem Himmelsgeschenke seines Sohnes freuen durfte. Und noch lange danach sprach er in vielfacher Variante den stolzen Gedanken aus: „Siehst du, Rosalie, das kommt Alles von meinem klugen Einfall mit dem Schweinebraten. Ja, man sollte es kaum für möglich halten, und dennoch ist es unwiderlegliche Wahrheit: Dieser Schweinebraten war doch wirklich ein ganz merkwürdiger Pädagog." —

VI.

Der Lateiner und der Kaiſerjäger.

„Der liebe Gott bewahre mich vor einem eben ſo ungezogenen wie ungebildeten Sohne, wie dieſer Hermann Stark! Wie bin ich glücklich, daß ihm der meinige nicht im mindeſten ähnlich iſt!“ — Ob nicht vielleicht ſchon die eine oder andere Frau Mutter alſo im Stillen ausgerufen hat? Es ſoll auch keiner nur mit einem Gedanken verargt werden. Weiß ich doch zu gut, daß ſolche „Gaſſenbuben“ nicht nach aller Eltern Geſchmack ſind, und gar mancher vornehmen „Mama“ ihr bereits ſalonfähiger Miniatur-Dandy in ſeinen feinen Glacés viel poetiſcher dünken mag, als dieſer ungeleckte Provinzjunge, deſſen Finger außer dem unförmlichen Haſenpelzhandſchuh, in dem nur der Daumen ſeinen beſonderen Platz einnimmt, noch niemals eine andere Umhüllung verſpürt haben.

Könnte ich aber eine ſolche „Mama“ nur ſo recht in Kopf und Herz dieſes Gaſſenbuben hineinſchauen und ſie ahnen laſſen, welch' fruchtreifen Herbſt ſein geiſtiger Frühling verhieß — ſie würde doch vielleicht aus dem Lenzſturm dieſer Knabenſeele ſich gern einen erfriſchenden Hauch für den eigenen, allzu ängſtlich gepflegten Sprößling gefallen laſſen.

Daß unſer junger Freund auf der Gaſſe ſtets der unbeſtrittene Held geweſen, das wiſſen wir bereits zur Genüge. Aber er war

auch stets der glorreiche Sieger auf der Schulbank, und in keinem der ersten vier deutschen Lehrjahre ließ er sich die Trophäen streitig machen.

O war ein solcher Tag der Preisvertheilung stets ein Fest des elterlichen Stolzes für den guten Vater Stark, seine Rosalie, die alte Dorothee und die ganze weitverzweigte Verwandtschaft! Das Licht solch' eines einzigen Nachmittags, wenn im Rathhaussaal und dann noch auf der Gasse bis zum Erkerhaus Jedermann den blondlockigen, hellängigen Preisträger mit lachendem Gesicht und Herzen beglückwünschte, dieses Sonnenlicht warf immer auf das ganze, an Freuden und Leiden wechselvolle, Schuljahr seine verklärenden Strahlen, und das hochbeglückte Haus sonnte sich dann buchstäblich an seinem jüngsten Bewohner.

An solchen Triumphtagen Hermanns trat den Eltern, wie auch der Dorothee, immer wieder aufs Neue das Räthsel entgegen, und sie konnten es niemals recht lösen: wo und wann er denn eigentlich das Alles gelernt habe? Denn, weiß der liebe Gott, sagten sie sich einander, im Stubenhocken war er ganz sicherlich von allen seinen Mitschülern der letzte, aber eben so gewiß auf der Gasse der allererste gewesen. Drängten sie ihn dann selber zu näherer Aufklärung dieser dunklen Frage, so klang seine naive Antwort fast ebenso räthselvoll: „Ei was! Ich weiß selber nicht, wie ich's gelernt hab'. Ich kann's eben." Und die Fragenden wußten so viel, wie zuvor.

Ja, wo auch dieser weise Pädagog zu finden wäre, der da gründlich zu erklären wüßte, warum der eine Knabe das Blatt seines Buches nur zu überfliegen braucht, und warum der andere sich stundenlang daran abquälen muß und es noch immer nicht völlig zu seinem geistigen Besitz erobern kann! Wir haben kein irdisches Organ, um dieses übersinnliche Räthsel zu lösen. Das aber war sonnenklar: als für den Knaben Hermann Stark das Pfund der geistigen Gaben abgewogen ward, mag diese himmlische

Schale wohl in ſeltener Schwere ſich niedergeſenkt haben. — Er ſelber war ſich dieſes Gnadenreichthums wohl am wenigſten bewußt. Aber ſeine Eltern wurden ihn von Jahr zu Jahr mehr inne, und ihr inſtändiger Dank gegen den göttlichen Geber wuchs im ſchönſten Gleichmaß mit dieſer Erkenntniß. —

Die deutſche Schulbank war auf das glücklichſte abſolvirt, und der zehnjährige Jünger aller Wiſſenſchaften ward nun feierlich eingeführt in die vier erſten Vorhöfe des Tempels altklaſſiſcher Weisheit und Formſchöne.

Im allererſten beſcheidenen Raume führte, wie ſchon bekannt, der alte „Fracſchneider“ ſeit faſt Menſchengedenken den längſt wurmſtichigen Schulſcepter. Wie gerne hätte er den letzten Troſt noch erlebt, in dem Geiſte dieſes urgermaniſchen Cheruskers, dem er in ſeinem berühmten Trinkſpruche vor zehn Jahren ein ſo „myſtiſches“ Horoſkop geſtellt hatte, nun auch den erſten Samen altrömiſcher Bildung ausſtreuen zu dürfen. Nach dieſem letzten Berufswerke hätte er ſeine ruhmvolle philologiſche Laufbahn aus freiem Antriebe willig abgeſchloſſen. Aber das unerbittliche Schickſal wollte es anders. Sein ſchon früher genährter Hang zur Myſtik hatte ſich nämlich in den letzten Jahren in ſolchem Maße der Verworrenheit geſteigert, und ſeine Klaſſe war ein ſo fruchtbarer Boden für alle möglichen Genieſtreiche ſeiner Schüler geworden, daß die allweiſe Staatsregierung dem guten Veteranen zuvorkam, und ihn, ohne jegliche Bitte ſeinerſeits, „in den nach mehr als vierzigjährigen, ebenſo treu wie eifrig geleiſteten, Dienſten wohlverdienten Ruheſtand“ verſetzte. Dieſer unerwartete Schlag that ihm aber ſo wehe, daß ihm ſchon ein halbes Jahr darauf das himmliſche Decret ausgefertigt ward zu ſeiner völligen Penſionirung auf Erden und nunmehrigen Activität in der Myſtik der Ewigkeit. Die ganze Stadt begleitete ihr ausgeprägteſtes Original zu ſeiner letzten Ruhe. Jede Straße, jedes Kind vermißte noch lange Zeit den Verſtorbenen. Aber Keiner unter Allen weinte ſo

heiße Thränen um den alten Hausfreund, als Vater Stark, der es sich nicht nehmen ließ, unter den allervordersten Leidtragenden dem Sarge nachzugehen.

Ob auch sein historischer blauer Frack in irgend einem Antikenkabinete des Landes aufbewahrt oder von barbarischen Erben einem banalen Trödeljuden überantwortet wurde, darüber konnte ich leider keine verlässige Urkunde auffinden und will, da ich nur nach authentischen Quellen berichte, jede subjective Muthmaßung lieber unterlassen.

Kehren wir von dem frischen Grabe unseres ältesten Freundes zu dem frischen Leben unseres jüngsten wieder zurück!

Auch an dem schon umfangreicheren, jährlich sich mehr verzweigenden Baume von Rom und Hellas bewährte sich die merkwürdige Schnellkraft seines selten begabten Geistes. Wo die meisten seiner Mitschüler mühsam mit Händen und Füßen hinankletterten, um gar oft wieder herunter zu purzeln, da schwang sein Genie sich flugs hinan mit elastischem Schwung, und riß im Fluge die goldenen Früchte herunter. Nur seltsam! — Gegen Eine Wissenschaft verspürte er noch von der deutschen Schule her eine immer mehr wachsende heimliche Abneigung. Das war die Mathematik, von den vier Species bis später zu den schwierigsten Sätzen der Trigonometrie. Es geschah seinem weitschweifenden, ungebundenen Geist ungefähr wie einem ungarischen Haideroß, das aus dem schrankenlosen Tummelplatze der Pußta in die kaiserliche Reitschule gebannt wird, und nun, ungestüm in die Silberstange knirschend, in abgezirkeltem Schritt die kleine und große Volte traben muß. — Aber noch immer überwand der Ehrgeiz seine angeborne, immer wachsende Abneigung gegen diese scharf abgegrenzte Welt von Zahlen, den geschwornen Feinden seiner Phantasie. Und so marschirte unser Held auch in der Lateinschule stets an der Spitze der Civilisation und ließ sich in keiner Klasse den gewohnten ersten Preis entreißen.

Ein noch viel glorreicherer Feiertag als die Preisvertheilung war aber für unſern jungen Freund der lateiniſchen Schule jährliches Maifeſt.

O wenn ich dich nur einmal leibhaftig an dem erſten Tage des Wonnemonats in jenen Rathhausſaal, der den ergrauten Vätern der Stadt, wie ihrer blühenden Jugend gleich willig ſich erſchloß, hinein verſetzen könnte! So tritt denn wenigſtens im letzten Jahre mit mir herein! — Siehſt du dort droben auf jener Eſtrade, darauf der weiſe Stadrath ſonſt ſein Licht leuchten läßt, ſiehſt du von duftenden Blumen rings umblüht dieſe friſche Menſchenblume ſtehen? Erkennſt du ihn wohl? — Wie der gedrängt volle Saal erwartungsvoll ihm lauſcht! — Auf der erſten Stuhlreihe, mitten unter den unbeſtritten erſten Honoratioren, ſogar zwiſchen dem Herrn Tribunalpräſidenten und ſeiner Gemahlin, nimmt Vater und Mutter Stark heute den Ehrenplatz ein. Ach, wie ihre Elternherzen bange Angſt zuſammenſchnürt! Wie wagen ſie kaum zu athmen, und nur mit ſcheuem Blick zu ihm hinaufzuſchauen! Und doch, wie ſteht er droben zu ihrer und aller andern neidloſen Eltern ſüßer Augenweide! Wie ſtechen die Hoſen, weiß wie Maiblüthen, von dem ſchwarzen Sammtrocke leuchtend ab, und wie ringeln ſich ſeine Goldlocken maleriſch um den breiten Spitzenkragen, den Mutter Roſalie mit eigener Hand für dieſen Feſttag geſtickt hat! — Horch! Er declamirt von Uhland „des Sängers Fluch.“ Er ſelber der „blühende Genoß,“ wie jener Sohn des Alten mit der Harfe. — Wie melodiſch und doch wie voll und muthig klingt ſeine Stimme, wie klar blickt ſein Auge nieder! Nur ſeine den Vortrag begleitende Handbewegung entbehrt noch der nöthigen Schönheitslinie und gleicht mehr den winklichen Zeichen des vormaligen nichtelektriſchen Telegraphen. — Jetzt ſpricht er mit feierlichem Pathos: „Verſunken und vergeſſen, das iſt des Sängers Fluch.“ — Erſt noch einen Augenblick athemloſe Stille. Der junge Declamator verneigt noch etwas linkiſch, jedenfalls viel zu tief ſein

Haupt, so daß die Lockenfülle ihm völlig das Gesicht umfluthet. Kühn wirft er sie aber wieder in den Nacken zurück und tritt ab, selbstbewußt wie ein Sieger vom Kampfplatze. Da bricht das Eis, und der Strom der Begeisterung wird frei. Der ganze Saal klatscht und ruft ihm rauschenden Beifall zu. Kein Zweifel. Sein Vortrag war die Krone des ganzen Festes. Vater und Mutter Stark athmen klaftertief auf, und erst jetzt läßt die überwundene Angst in ihr Auge zwei Thränen der Rührung heraufsteigen, welche schon vorher die Blicke gar mancher Zuhörer genetzt hatten.

Allseitiges freudiges Gemurmel umsummt sie wie ein Bienenschwarm. Sogar die Frau Präsidentin unterdrückte ihre Eifersucht und flüsterte der glücklichen Mutter mit sauersüßem Lächeln die inhaltsreichen Worte zu: „Wirklich charmant, ein ganz netter Junge!“

Und wieder wird es feierlich still. Ein Kreis von Lateinschülern hat sich auf der Estrade versammelt, und singt einen vom Musiklehrer componirten und eigenhändig dirigirten Choral: „Lobet den Herrn!“ — Wie von Engelstimmen rauscht der volle Chor. Und hörst du's? „Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor.“ Erkennst du ihn wieder? Jetzt schließt der Chor mit einer künstlichen Fuge zu denselben Worten, welche ihn eingeleitet: „Lobet den Herrn!“ — Vater und Mutter Stark getrauen sich nun wieder, glückselig auf und in ihren Sohn hineinzuschauen, wie in den makellosen Spiegel ihres reichsten Glückes. Und, „lobet den Herrn! —“ so jauchzt in dankestrunkener Andacht ihre Seele mit dem brausenden Chor der Knaben: „Lobe den Herrn, der uns solch einen Sohn gegeben!“ —

* * *

„O nur Friede zwischen Mann und Frau und im ganzen Hause! Das ist die frischeste Luft und wärmste Sonne für das gesegnete Gedeihen unseres Kindes!“ — So lautete vor mehr als

einem Jahrzehnt ein gar verständiges Wort der Frau Doctorin Stark, als sie über das gelehrte Educationssystem ihres unpraktischen Mannes kopfschüttelnd nachsann. Soll ich dir nun noch betheuern, daß dieses Friedens wohlthätige Luft im Hause Stark auch wirklich wehte? Dich selber hat sie ja angehaucht, so oft ich dich hineingeführt, und du hast es miterlebt: wenn auch dann und wann flüchtige Sturmwolken aufgezogen waren, so funkelte gar bald wieder ein ganzer Himmel voll einträchtiger Liebe in des Erkerhauses behagliche Räume.

Doch noch ein anderer, tieferer Geist des Friedens durchathmete diese echt deutsche Bürgersfamilie von altem Schrot und Korn. Das war ihr steter Friede mit ihrem Gott und dessen tägliche Offenbarung in und außer ihrem Hause. —

Es gibt einen göttlichen Glauben, der so wahrhaftig und menschlich schön, so wortkarg und nicht aufdringlich, und doch durch stille Werke überzeugend, so gottesernst und menschenfreundlich, so streng und doch so reich an milder Liebe, im einzelnen Menschenleben sich offenbart, daß ihm Niemand, dessen Herz nicht ganz und gar verknöchert oder verwildert ist, seine geheime Ehrfurcht versagen kann. Einen solchen Glauben beherbergte das Erkerhaus. Und könnte ich jetzt mit all' der Gottesfurcht und Menschenliebe, mit all' dem Seelenfrieden und werkthätigen Mitleid dieses Elternpaares in einem einzigen Accord eine fremde Seele durchklingen lassen, ich weiß gewiß, vor dem echt christlichen Hause Stark würde auch der fortgeschrittenste, aber noch edel denkende, Freigeist unserer Tage in Gedanken sein Haupt verneigen, und nicht der leiseste unschöne Zug skeptischer Ironie möchte sein Antlitz entstellen.

Dieser feste Glaube von der durch und durch wahrhaften Frömmigkeit im Erkerhause war auch in der ganzen Stadt ein allgemeiner, da sie Jedem, der darin ein- und ausging, als milder Sonnenschein gottdurchglühter Nächstenliebe wohlthuend entgegen-

strahlte. — Wer darum von den Frauen irgend eine barmherzige That ins Werk setzen wollte, der zog vor Allem die Mutter Rosalie ins Geheimniß, und war ihres klugen Beiraths und kräftigen Mithelfens im vornherein versichert. Bei solchen Unternehmungen und Vereinen war sie aber niemals zu bewegen gewesen, sich mit ihrer Person an die Spitze zu stellen, und das Wort des Evangeliums: „Die Linke soll nicht wissen, was die Rechte thut," fand an ihrer bescheidenen Herzenseinfalt eine fast allzu ängstliche Auslegerin. Trotzdem konnte sie's natürlich nicht verhindern, daß so mancher heimliche Gang, den sie im Halbdunkel in ein einsames Krankenstübchen machte, dann bei hellem Tageslichte bekannt und gerühmt wurde; und ebensowenig brachte sie's dahin, daß das Dutzend gebrechlicher Handwerker und alter Mütterchen, die jeden Mittwoch und Samstag im Erkerhause gespeist wurden, nicht stets als neue, gleich beredte Zeugen ihrer Barmherzigkeit in die armen Kammern heimkehrte.

Ebenso war unser Vater Stark, dieses rührende Urbild aller Ehrlichkeit, im Gegensatz zu diesem und jenem habsüchtigen Collegen, der trostreiche Rettungsanker für gar manchen seiner Mitbürger, der oft ohne seine Schuld in einen Prozeß verwickelt worden war und die Kosten und Vorschüsse dafür nicht augenblicklich erschwingen konnte. Und wie oft, wenn Vater Stark unterliegen mußte, ließ er sich von seiner bedrängten Partei gar nur durch stummen Händedruck und ein tausendfaches Vergeltsgott bezahlen. Ja, selbst bei seinen wohlhabenden Clienten ging ihm das Gold der Wahrheit über alles noch so reichliche Honorar, und manchen langwierigen Prozeß, den er für sich als eine wahre Goldgrube hätte Jahre lang ausbeuten können, wies er von vornherein völlig zurück, weil er ihn mit seinem Gewissen nicht vertreten konnte; oder er ruhte nicht, bis er ihn durch einen gütlichen Vergleich, aus dem ihm freilich kaum der hundertste Theil von Nutzen geflossen war, geschlichtet hatte. — An einem solchen Morgen, an

dem er einen großartigen, aber nach seiner Meinung ungerechten, Erbschaftsprozeß rundweg abgewiesen und dafür noch sehr unhöfliche Worte zu hören bekommen hatte, kam er wie ein glückliches Kind in die Erkerstube herauf und sagte lächelnd zu Mutter Rosalie: „Heute hab' ich wieder ein außerordentlich glänzendes Geschäft gemacht und ein kolossales Honorar dafür eingenommen. Aber ich hab' es gleich da droben im Himmel deponirt und darum gebeten, daß es für unsern Sohn sammt Zinsen admassirt und ihm später in lauter göttlichem Segen ausbezahlt werde, namentlich in Goldmünzen echtester Wahrhaftigkeit, darunter auch nicht ein einziges falsches Stück sich befinde." —

So klangen Glaube und Leben dieser Eltern harmonisch wie zwei wohlgestimmte Glocken durch den klaren Morgen ihres Sohnes. Und da so sein Herz in seinem Hause nur freudigsten Frieden einathmete, da sein Auge nur die zärtlichste Liebe drin walten sah und sein Ohr nur von Eintracht und Erbarmen reden hörte, wie hätte da seine Seele nicht auch die Quelle des ewigen Heiles lieben lernen sollen, aus der dieser heitere, klare Strom ihres gesegneten Lebens Tag für Tag entquoll? So ward ihm der Eltern schlichtes Wort, was dem Tag die Sonne. Sie geht auf und der Tag bricht an. Jene redeten ihm von der ewigen Sonne; sein Herz glaubte und ward von ihrem Aufgange beleuchtet.

Vater und Mutter Stark waren aus alter Familientradition, wie eigener, innigster Ueberzeugung, streng gläubige Katholiken, in freudigem Gehorsam die Gebräuche und Gebote der Kirche während und befolgend, ohne sie jemals als leere Schale prunkend zur Schau zu tragen. Neben aller dogmatischen Rechtgläubigkeit wohnte aber in diesen edlen Menschenherzen die liebreichste Toleranz gegen ihre protestantischen Mitbürger verträglich zusammen. Nicht jene Toleranz in ihrer gedankenlosen, auf der Gasse gebrauchten Bedeutung, wohl aber die durch bewußte Liebe geläuterte geistige Duldsamkeit, eine der edelsten Töchter des Evange-

liums, die, ohne vom eigenen confessionellen Glauben in vagem Vergleich auch nur ein Jota aufzugeben, doch auch für den Andersgläubigen ein so vollgefülltes Maß von Achtung und Nächstenliebe auszuschöpfen vermag, wie für den Bekenner der eigenen Confession, und so viel als der Mensch in beiden verdient.

Dieselbe religiöse Toleranz, wenn auch nicht immer in diesem höheren Geiste, waltete damals in allen Familien der Stadt. Sie lag, so zu sagen, noch in der Luft jener Zeit, in der die heutzutage so scharfäugig erwachten Gegensätze noch in unthätigem Halbschlummer nebeneinander ruhten. Man glaubte hüben und drüben, bald wärmer, bald lauer. Aber das Gesammtbewußtsein war noch ein entschieden christliches, und einem ausgesprochenen Gottesleugner würde man mit einer ängstlichen Scheu aus dem Wege gegangen sein.

Dabei leuchteten, was wohl diesen religiösen Frieden am kräftigsten förderte und erhielt, der äußerst mild gesinnte katholische Dechant im Vereine mit dem besonnenen protestantischen Dekan als Vorbild confessioneller Eintracht ihren Gemeinden in lebendiger Predigt voran. Und bei aller Wahrung ihrer Pflichten und Rechte mißlang es ihnen doch niemals, eine drohende Zwietracht schon im ersten Erglimmen mit dem Mantel der Versöhnung wieder zu ersticken.

So lag das Feld religiöser Polemik völlig brach und Niemand vermißte dessen an nährendem Weizen so fragliche, an ritzenden Dornen aber meist so sichere Ernte. Am allerwenigsten sehnte sich unser Vater Stark danach, trotzdem er mit ziemlich scharfem Auge in das Gebiet der confessionellen Gegensätze hineingeblickt und sich vor einem ehrlichen wissenschaftlichen Kampfe gerade nicht zu fürchten hatte. Aber er verspürte keinen innerlichen Anlaß dazu, aus dem ihm vom Leben angewiesenen Bereiche des juristischen Streites auch noch in das viel peinlichere des theologischen herauszutreten. Sein hauptsächlicher religiöser Beruf dünkte ihm der, das geordnete Verhältniß seiner eigenen Seele,

wie der ſeiner nächſten Angehörigen, zu ihrem Glauben ſtreng zu überwachen und damit in wahrhaftem Einklang zu erhalten. Zum eifernden Glaubens- und Sittenrichter ſeiner Mitmenſchen ſich ſelbſtgerecht aufzuwerfen, dazu war er innerlich viel zu demüthig und von Herzen fromm, und ſpürte ſtets eine heimliche Angſt davor, am unheiligen Feuereifer ſolcher Polemik gegen Andere die reinen Schwingen der eigenen Nächſtenliebe und Herzenseinfalt verſengen zu können.

In ſolch' geſunder religiöſer Luft blühte unſer junger Held heran, wie ein ſchwellender Eichenſchößling, auf deſſen Blättern friſcher Morgenthau funkelt und deſſen Wipfel fröhlich hinantreibt, zum ewigen Lichte des Himmels. —

Von allen guten Gemüthsanlagen, die in unſeres Cheruskers Wiege ſchon gelegen, ſtrahlte aber eine urgermaniſche Kerntugend, die Wahrhaftigkeit, im hellſten Lichte durch des herzensluſtigen Wildfangs junges Leben. Und da ſein zartes Alter ihm noch keine Gelegenheit bot, ſie in ritterlicher Mannesthat zu beweiſen, ſo mögen es einſtweilen ſeine knabenhaften Spiele thun. —

Eines ſchönen Nachmittags kam ihm in ſeines Vaters Bücherſchrank, den er einmal wieder inſpicirte, des Frackſchneiders gelehrte Denkſchrift über den Rothbart in die Hände. Flugs ſteckte er das Buch in die Taſche und ſtahl ſich mit ihm ganz allein hinüber in den alten Ritterſaal der Kaiſerburg. Auf einem geborſtenen Pfeiler ſitzend, begann er dann ſeine archäologiſch-hiſtoriſchen Studien, und die aus dem ſchwarzen Gemäuer krächzend aus- und einfliegenden Dohlen verſetzten ihn in vortreffliche Stimmung zu ſeiner romantiſchen Lectüre. Da der Verfaſſer ſeine ganze Denkſchrift fein ſäuberlich in kleine Kapitel eingetheilt hatte, ſo konnte Hermann gar manches ihm allzu trocken dünkende überfliegen, und er beſchäftigte ſich hauptſächlich mit dem Reichswald und den darin abgehaltenen Kaiſerjagden. Noch höher aber ſchlug ſein junges, erregbares Herz, als er die letzte Druckſeite vom Kyffhäuſer und ſeinen

Raben las, und der mystische Frackschneider in bombastisch-prophetischer Begeisterung die Auferstehung des alten Rothbarts und des deutschen Reiches verkündete. Um sein volles Herz zum Ueberfließen anzuschwellen, entdeckte er dann auch noch auf der allerletzten Seite von des Frackschneiders eigener Hand niedergeschrieben jenen doppelten, antiken und historisch-germanischen Trinkspruch: „beim Taufschmaus des jungen Cheruskers Hermann Stark, am 6. Februar 1820, ausgebracht von dem alten, treuen Hausfreunde Balthasar Schneider, Professor." Kaum traute er seinen blitzenden Augen, als er ihn las. Vor Allem jener historisch-germanische Theil, in dem ihn der selige Frackschneider schon als Täufling prophetisch mit Arminius vergleicht, der jeden Varus einst niederschlagen werde, indem er ferner sein mystisches Ahnen ausspricht, daß Rothbarts Geist auf seine Geburt eine geheime Wirkung ausgeübt habe — diese seltsamen Strophen, von dem schwärmerischen Knaben jetzt in des Rothbarts eigener zerfallener Burg in einsamer Dämmerstunde zum erstenmal gelesen, wie wurden sie von seinen großen Augen verschlungen, die mit seinen Wangen um die Wette glühten! Und wie im geheimnißvollen Dunkel der Nacht ein schmaler Purpursaum den Sonnenaufgang verkündet, so säumte jetzt ein goldener Dämmerstreif der Sehnsucht nach dem Sonnenaufgang alter deutscher Macht die noch traumbefangene Seele des nun vierzehnjährigen deutschen Knaben, Hermann Stark.

Die Stimmung dieses Abends hallte in immer tiefer klingenden Tonwellen fort und fort durch sein ganzes Leben.

So oft er von nun an, besonders zur Dämmerzeit, in die geborstene Wölbung des kaiserlichen Rittersaales hineinschaute, da war es ihm, als sähe er den Rothbart von Gnomen umgeben leibhaftig an seinem steinernen Tische sitzen, und er müsse nun aufwachen und in voller kaiserlicher Majestät mit dem Reichsschwerte heraustreten. Führte sein Weg ihn dann in den Reichswald, so hörte seine rege Phantasie die Hifthörner des kaiserlichen Jagdzuges

erschallen. Und weil der Rothbart trotz allen Rabenschreies immer noch nicht erwachen wollte, so mußte er wenigstens als Kaiserjäger im Reichswalde nach sieben Jahrhunderten wieder auferstehen. —

Rasch hatte er seine Kameraden für diese neue romantische Idee geworben und begeistert. Und es währte kaum einige Tage, hei, wie flog unser junger Held mit seinen Spielgenossen hinaus in den frisch duftigen Reichswald, zur althistorischen Kaiserjagd, unter ihm, dem auferstandenen Rothbart, dem unbestritten Alle huldigten! Das verstand sich von selber.

Am Waldsaum angelangt, vertheilte wieder nur er mit scharfem Blick und Wort die Rollen der Jagd und Alle nahmen sie aus seiner Hand an, sie mochten wollen oder nicht. Auf sein energisches „vorwärts marsch" sprangen schreiend und grunzend die Hirsche und Eber voraus und versteckten sich in den Brombeerhecken und hinter den dicksten Stämmen. Ihnen nach hetzten mit lautem Gebell die Hunde und spürten nach dem Wild in seinem Versteck. Und mitten in seinem kaiserlichen Jagdgefolge schritt der junge Rothbart in sein von Tannenriesen umrauschtes Jagdrevier, „den Tannengarten," wie noch heute sein poetischer Name heißt. — Ein Eichenkranz war sein kaiserliches Diadem, und aus gelbem Flachs, vom „Seilerstoffel" heimlich herbeigeschafft, wallte der historische Bart von seinem frischen Gesicht auf die kräftige Brust hernieder. Sein Oberstjägermeister, des Forstmeisters Rudolf, stieß auf seinen Wink in die zum Hifthorn umgewandelte hohle Faust. Der junge Kaiser erhob mit schallendem „Halli, hallo" den Bogen empor, und hussa, ward es da ein wildes Jagen, daß von der kläffenden Meute und dem schreienden Wild der grüne Tannengarten wiederhallte und alle Vögel erschrocken in ihre Nester huschten! — Waren dann die Hirsche und Eber niedergeworfen, so schwangen die Bannerträger die bunten Schnupftücher auf ihren Stöcken. Alles todte Wild sammt der

Meute verwandelte sich in Knappen und Ritter, und sie folgten ihrem stolz voranschreitenden Kaiser zum fröhlichen Jagdgelag in seine Burg. Die thürmte sich aus verwitterten grauen Steinen, die Fugen mit Moos verstopft, unter den ältesten Tannen; und vom grünen Reiserdach flatterte gar schnell das größte bunteste Tuch als Reichsbanner in die würzige Waldluft. Ein lustiges Feuer fing an zu knistern. Umringt von seinen Würdenträgern und Rittern lagerte der junge Rothbart mit echt fürstlichem Behagen im Moose. Sein Oberstküchenmeister reichte ihm ehrerbietig auf einem Teller von Eichenblättern die gebratene Kartoffel, und aus dem Waldquell füllte das umgekehrte Schild seiner Mütze mit erfrischendem Trunke sein Mundschenk.

Hermanns kaiserliche Oberherrlichkeit sollte indessen nicht allzulange währen. Des Tribunalpräsidenten Eugen schürte fort und fort bei seinen Kameraden die stille Gluth der Eifersucht, bis er sie alle gegen ihn aufgestachelt hatte. Hermann aber durchschaute ihn gar wohl. Zudem war er von seinem innigsten Freund Theodor, der sich in das Complott nicht hineinziehen ließ, gewarnt.

Als er nun an einem Juniabend wieder gerade den Eichkranz sich aufgesetzt und auf seinen Befehl das Hifthorn den Beginn der Jagd verkündet hatte, da stellte plötzlich Gefolge, Wild und Meute in offenem Aufruhr sich ihm entgegen. Seine Absetzung ward unter allgemeiner Zustimmung von Eugen trotzig verkündet. Er aber, äußerlich sich rasch fassend, doch innerlich vor Zorn und Scham kochend, warf den Bogen ins Moos, riß rasch den Bart vom Gesicht, den Kranz vom Kopf, drückte diesen seinem heimtückischen Nebenbuhler ins Haar und ernannte ihn mit eisiger Ruhe zu seinem Nachfolger. Sich selber degradirte er zu dem allerniedrigsten Rang eines Ebers und sprang flugs hinter eine Brombeerstaude, auf den neuen Kaiserjäger lauernd. — Der drückte, halb verblüfft, halb frohlockend, den Binsenpfeil auf ihn ab; die

Hunde bellten schadenfroh ihn an. Ein höhnisches „Hallo, halli“ gellte ihm entgegen. Und hervorsprang im hellen Zorn der angeschossene Eber auf den neuen Kaiser los, und rannte ihn so jählings nieder, daß dieser schreiend auf ein Felsstück zurücktaumelte. All' sein verrätherisches Gefolge warf er darauf in wüthendem Handgemeng, Einen nach dem Andern, an die Hecken und Stämme. Hunde und Wild wichen erschrocken zurück und vergaßen vor solchem Ernst ihre Rollen des Jagdspiels. Mit flammendem Blick riß er von des weinenden Kaisers blutigem Haupte den Eichenkranz, setzte ihn sich selber wieder auf und rief voll Majestät seinen verstörten Kameraden zu: „Seht ihr's? Jetzt bin ich es doch wieder. Erst Eber und nun doch wieder Kaiser. Aber ich veracht' euch jetzt miteinander, denn ihr seid elende, feige, hinterlistige Verräther!“ —

Beschämt und verdutzt ließ er sie Alle liegen und stehen, und ging mit zerrissenen Kleidern und blutig geritzten Händen sammt seinem treuen Theodor durch die Dämmerung stolz befriedigt nach Hause. — Vater und Mutter schlugen über sein verstörtes Aussehen erschrocken die Hände zusammen. Wie er ihnen aber Alles getreulich ohne jeden Hehl erzählte, und nochmals von ganzem Herzen weinte über diesen ersten Verrath seiner Kameraden, da überkam sie ein eigener Stolz über die Wahrhaftigkeit und den ritterlich offenen Muth ihres Sohnes, wie über seine zornige Verachtung aller tückischen Hinterlist. Und sie küßten ihn und drückten ihn ans Herz und schalten ihn diesmal mit keinem einzigen Wort.

Das war des Rothbarts letzte Kaiserjagd in seinem Reichswald.

VII.

Ein lichter Tag und trübe Wochen.

In jener nationalökonomisch noch sehr naiven Zeit wurden in unserer Kleinstadt alle Bürger, nach freilich sehr weit- und hochherzigen statistischen Motiven, in drei seltsame Kastenklassen eingetheilt: in die „Altdahiesigen," in die „Hiesigen" und die „Hergelaufenen." — Um zur ersten Klasse der „Altdahiesigen" gezählt zu werden, bedurfte es gerade so gut einer langen plebejischen Ahnenreihe, wie zur Erlangung von besonderen Ritterwürden in der wirklichen Aristokratie der Nachweis jener bekannten sieben doppelten Ahnen erfordert wird. Zur zweiten Klasse der „Hiesigen" zu gehören, befähigte schon eine einzige, in der Stadt eingebürgerte Generation. Endlich mit dem dritten spießbürgerlich discreten Klassentitel der „Hergelaufenen" beehrte der nativistische Bürgerstolz dieser Stadt die aus anderen Landesprovinzen hieher versetzten Beamten, und sonstige, erst kurze Zeit hier wohnende Leute. — Die hier nicht eingebürgerten Beamten aus der eigenen Provinz theilte man aus besonderer rücksichtsvoller Höflichkeit in gar keine dieser drei Klassen.

Von der Höhe dieser statistischen Anschauung aus mußten nun in allererster Reihe zwei Familien der Stadt in die oberste Kastenklasse der „Altdahiesigen" einregistrirt werden: nämlich die

des Rechtsanwaltes Christoph Stark, und des Dekans Gottlieb Faber, deren beiderseitige Voreltern schon vor der Reformationszeit in der Chronik der Stadt als würdentragende Väter vielfach und mit Ehren genannt wurden.

War nun schon dieses Bewußtsein gleichen historischen Alters ein gewisses Band für beide Familien, so war es doch durch die seit langen Jahren in Freud' und Leid gleich treu erprobte Nachbarschaft noch viel fester geschlungen worden. — Das Erkerhaus am Storchenthurm stand nämlich auf dem Rittersberg dem Dekanshause so nahe gegenüber, daß sich ihre Inwohner bequem aus den Fenstern guten Morgen und guten Abend sagen konnten, was auch seit langen Jahren unzählig oft geschehen war. Und nicht nur erst von den heutigen Familien, sondern schon lange zuvor, da Hermanns und Theodors Großväter, der selige Justizrath Bartholomäus Stark und der Dekan Friedrich Josias Faber, in denselben Häusern sich als gleich freundliche Nachbarn gegenüber wohnten. — Wie schon dazumal die Verschiedenheit der Confessionen den nachbarlichen Frieden nicht getrübt, und die gegenseitige Achtung und Freundschaft nicht geschwächt hatte, so waren auch später die Söhne dieser schönen Tradition ihrer Eltern treu geblieben. Man hing im Dekanshause mit eben so aufrichtigem festen Glauben an der protestantischen Lehre, wie das Erkerhaus wahrlich die herzensfreudigsten Bekenner der katholischen Kirche beherbergte. Aber neben dem verschiedenen dogmatischen Glauben ward eben auch in beiden Familien mit ganz gleicher Sorgfalt der wohl fruchtbarste Baum auf christlichem Boden gepflegt: eine recht innerliche, werkthätige Nächstenliebe, und dessen friedenduftende Blüthe — die wohlwollende Achtung vor der frommen, ehrlichen Meinung des Andersgläubigen.

So waren die Stark und Faber gute Nachbarn in dieses inhaltsreichen Wortes edelster Bedeutung. Keine große Freude und keine tiefe Trauer zog in das eine Haus ein, ohne daß es nicht

auch in dem andern die Augen hell oder trüb gemacht, keine Noth, der nicht nachbarliche Hilfe aufopfernd beigesprungen wäre.

Besonders die seelengute Frau Rosalie, da sie selber noch kinderlos war, wie stand sie theilnahmsvoll gar manchen Tag der um acht Jahre älteren Frau Dekanin Meta bei! Denn Theodor theilte als echter deutscher Pfarrerssohn die Elternliebe mit noch sieben Geschwistern, so daß in manchem Winter Frau Rosaliens Bruder, der Doctor Franz Philipp, im Dekanshause wie in einer Klinik für alle denkbaren Kinderkrankheiten oft wochenlang aus- und eingehen mußte. — Als dann aber die Frau Doctorin Stark selber endlich glückliche Mutter geworden, da ward ihr von der Frau Dekanin jeder Liebesgang mit gleich echter Münze wieder heimgezahlt. Den ganzen goldenen Schatz ihrer so vielfach erprobten mütterlichen Wissenschaft frommer Kindespflege theilte sie als längst schon absolvirte Professorin der noch unerfahrenen, aber sehr gelehrsamen Schülerin mit vollen Händen aus. Und als endlich der Storch, der es mit dem Dekanshause von jeher so überaus gut gemeint, ein Vierteljahr nach Hermanns Bescheerung auch noch zum Abschluß seiner Freigebigkeit für die Pfarrersehleute das Nestquäckchen Theodor aus dem Kindleinsbrunnen des Reichswaldes herausgeholt hatte — wie woben dann der beiden Mütter Hoffnungen und Sorgen um ihre zwei gleichalterigen Knaben diese alten Fäden der Nachbarschaft und Herzen zu einem immer noch festeren Bande!

So hielten es die beiden Frauen und Mütter. Die zwei Väter hinwieder, die sich schon lang über ein halbes Säculum mit ihren romantischen Namen „Christoph“ und „Gottlieb“ duzten, und alle Schulbänke treu befreundet mit einander abgesessen hatten, vom kindlichen A b c bis zum titanenhaften Aeschylos, waren auch in ihren jetzigen Stellungen bis zum heutigen Tag in der Zuneigung ihrer Herzen sich gleich geblieben. — Und so saßen sie nun auch jetzt jeden Nachmittag im Casino so regelmäßig bei einer

grabstummen Schachpartie zusammen, daß deren besonderes Ecktischchen wie ein geheiligter Platz von allen andern Gästen respectirt ward. Ein nicht minder pedantischer Rundgang um die Stadtmauer bot den beiden Schachgegnern hierauf die erwünschte Gelegenheit, die Gegensätze ihres kampferregten Gemüthes wieder in Frieden auszugleichen. Ob die Sonne schien oder der Wind ging, ob es in Strömen heruntergoß oder sie im Schnee bis an die Knöcheln wateten, all diese meteorologischen Erscheinungen blieben auf die beiden Spaziergänger ohne jeden Einfluß. Dafür hießen sie auch in der ganzen Stadt nur die zwei Inséparables. Der gelehrte Subrector hatte sie sogar einmal die beiden Dioskuren geheißen. — Schüttelten sich dann Castor und Pollux auf dem Rittersberge die Hand, so konnte man in der ganzen Nachbarschaft auch ohne jedwede Beihilfe einer Uhr mit Bestimmtheit wissen, daß es in der Minute Schlag vier Uhr sei, der genaue Zeitpunkt, an dem sich die beiden Freunde wieder auf ihr einsames Studirzimmer begaben, um über Schul- und Prozeßacten, Predigt und Vertheidigung die Süßigkeit ihres würdigen Berufes weiter zu verkosten.

Aber noch viel inniger als dies althistorische Band und die nachbarliche Freundschaft der beiderseitigen Eltern fesselte von nun an ein denkwürdiger Tag das Herz Theodors an seinen jungen Freund Hermann.

Laß mich das einfach erzählen!

Wenige Wochen nach dem blutigen Ende der letzten Kaiserjagd im Reichswald, nach welcher die Freundschaft der beiden Knaben noch um vieles stärker geworden, ging Theodor mit einigen Kameraden zum Baden an den „Blechhammer," einen an seinen schilfigen Ufern gefahrlos seichten, in der Mitte aber viele Klafter tiefen Weiher, der eine kleine halbe Stunde vor der Stadt von einer grünen Bucht des Reichswaldes umsäumt wird. Ein nun halb zerfallener düsterer Bau, vor Zeiten ein Blechhammer, der, von riesigen Tannen überragt, sich am Ufer in dem stahlblauen

Wasser abspiegelt, gab dem Weiher seinen Namen und eine eigenthümlich melancholische Stimmung.

Hermann, gewöhnlich beim Baden Theodors Begleiter, wollte noch für den morgigen Geburtstag seines Vaters einen selbstverfaßten Glückwunsch ins Reine schreiben und versprach, in einer halben Stunde nachzukommen.

Beobachtete nun auch der von Haus aus ängstliche Pfarrerssohn stets die Grenzlinie der Binsen, bei welchen der Grund sich immer tiefer senkte, da er bei dem Bewußtsein, seinen festen Boden mehr unter sich zu haben, alle Sicherheit des Schwimmens verlor, so war ihm doch auch in dieser ungefährlichen Tiefe nur dann recht wohl, wenn er Hermann, als seinen stets helfenden Schutzgeist, in seiner Nähe wußte. Denn schon jetzt mit seinen vierzehn Jahren that es dieser im Schwimmen, wie im Schlittschuhlaufen, an sicherer Gewandtheit den Aeltesten gleich, an waghalsiger Kühnheit übertraf er sie noch.

Um so vorsichtiger hielt sich heute der furchtsame Knabe in der Nähe des seichten Ufers, und mit einer seltsamen Sehnsucht mußte er ängstlichen Blickes in die Waldbucht hineinspähen, ob sein Freund noch immer nicht durch die Tannenreihe sichtbar werde.

Der dunkle Weiher mit den schwarzen sich darin spiegelnden Wipfeln kam ihm heute so unheimlich vor. Er dachte an einen Krampfanfall und alles mögliche plötzliche Unheil, und wollte lieber am Ufer warten, bis Hermann komme.

Seine jungen Genossen schwammen gerade von dem andern Weiherufer an ihn heran. In harmloser Offenheit gestand er ihnen sein banges Gefühl. Da fingen sie an, ihn zu necken und höhnen, und hießen ihn ein Mutterkind. Theodor ließ sich's beschämt gefallen und blickte immer scheuchtiger nach dem Walde. Als aber dann die spöttischen Jungen seinen Vater einen „Schwarzrock" schalten und lachend behaupteten, daß alle Schwarzröcke

buben keine Courage haben, da that ihm diese freche Beleidigung seines Vaters so in innerster Seele weh und er entschloß sich tiefgekränkt, so blitzschnell als Pfarrerssohn diese Behauptung Lügen zu strafen, daß er, alle Angst und Vorsicht vergessend, ohne langes Besinnen weit über die Binsen hinausschwamm mit dem zornesmuthigen Ausruf: „Nun sollt ihr aber doch gleich sehen, daß ihr Lügner seid, und auch Schwarzrocksbuben Courage haben!"

Wie er mit unsichern Armen die tiefe Fluth zertheilte, trat Hermann aus der schattigen Waldbucht an den von heißer Julisonne umglänzten und doch noch immer so düstern Weiher.

Die andern Knaben lachten über Theodors plötzliche Kühnheit hell auf durch die stille Luft der Waldeinsamkeit.

Hermann stutzte und im Nu übersah sein großes Auge den Teich. — Aber horch! Klingt das nicht jetzt wie Hilferuf? Und der dort immer hastiger mit dem Wasserspiegel ringt, ist das nicht Theodor? — Und die Andern, die jetzt zu ihm hinschwimmen, können ihn nicht retten! — Gott im Himmel! Und ruft es jetzt nicht angsterstickt: „Hermann — Hermann!" —

Und, „Theodor, Theodor, ich komme!" — klang's als stürmisches Echo hinüber. — Den Rock vom Leibe gerissen und wie er ging und stand, hinein in die Fluth und ungestüm auf den sinkenden Freund zugesteuert! — „Wo bist du, Theodor? Ich bin es — hörst du mich? — deine Hand, o nur deine Hand! — Gottlob, ich habe sie. Jetzt halt' dich nur recht fest an mir! — Aber nur ruhig! — Um Gottes willen, laß mir doch die Arme frei, sonst sink' ich mit dir unter. — So jetzt, jetzt geht's! Nun hab' nur keine Angst mehr! — Siehst du? Es geht ja ganz gut."

Und mit seiner schweren Last schwamm Hermann unter Anspannung all seiner Kraft ans Ufer, führte den vor Schrecken an allen Gliedern zitternden Freund unter eine Tanne, legte ihn sanft ins Moos, umhüllte ihn mit seinen Kleidern und sank dann selber triefend und schwer athmend neben ihm nieder.

Laß mich darüber flüchtig hinwegeilen, wie die beiden Knaben allmälig sich wieder erholten und Hermann seine nassen Kleider zur Noth an der heißen Mittagssonne über einem Tannenaste trocknete.

Hättest du die beiden Freunde dann durch den Reichswald heimgehen sehen, fest Hand in Hand geschlossen, hättest du in Theodors treuherzige Augen geschaut, wie daraus seine ganze Seele dem todesmuthigen Retter dankte, du würdest sicherlich seinem Worte geglaubt haben, nach welchem er seinem Freund um den Hals fiel: „Hermann, was du heute für mich gethan hast, das werd' ich dir, so lang ich lebe, nimmer vergessen!"

Und Hermann machte sich aus der stürmischen Umarmung los und erwiederte leichthin: „Ei was, Theodor, nun ist ja doch Alles glücklich vorbei und nun machst du so großes Wesen daraus! Wozu kann ich denn so gut schwimmen und bin viel stärker als du? Das wäre ja doch erbärmlich von mir gewesen, wenn ich dich nicht herausgeholt hätte. Aber, nun laß es auch gut sein! Wir haben uns ja zuvor schon recht gern gehabt und willst du mich jetzt noch lieber haben, so soll es bei mir auch so sein. Gelt, guter Kerl? Die Andern sind ja so alle zusammen falsch und haben keine Ehre und keine Courage. Weißt du? im Reichswald haben sie mir's gerade so gemacht. Aber du bleibst mir treu! Siehst du, darum bin ich auch heute für dich ins Wasser gesprungen. Ja, lieber Theodor, wir zwei wollen auch unser Lebtag recht fest zusammenhalten. Gelt, Alter?"

„Gewiß, Hermann!" sagte Theodor mit aller Innigkeit seines dankerfüllten Herzens. „An mir wenigstens sollst du gewiß nie was Falsches erleben."

„Ei, das glaub' ich ja," fiel Hermann in seines Freundes emphatischen Ton ein, „du warst ja von jeher ehrlich. Aber weißt du, was mir bei dieser Geschichte am unliebsten ist?"

„Nun Hermann, was denn?" fragte erschrocken der gute Theodor.

„Siehst du, das will ich dir sagen: daß nun meine und

deine Eltern gar arg erschrecken werden, wenn wir ihnen Alles erzählen, und wir am Ende nun gar nicht mehr im Blechhammer baden dürfen. Und dann lachen mich die andern Buben aus und sagen, daß ich keine Courage mehr habe. Und das thäte mich entsetzlich ärgern, wo ich doch am meisten Courage habe von allen in der ganzen Stadt."

„Ja freilich, das fürcht' ich auch. Aber meinst du denn, wir sollten's zu Hause gar nicht sagen? Das wäre doch auch nicht Recht. Gelt, Hermann?"

„Nein, Theodor, ganz gewiß nicht. Weißt du? Komm' es, wie es wolle, aber lügen wollen wir nicht. Ich weiß ganz gewiß, mein Vater hat auch sein Lebtag noch nicht gelogen."

„O, meiner auch nicht, Hermann, das darfst du schon glauben," fiel Theodor ihm rasch ins Wort, um jeden Verdacht gegen seines Vaters Wahrhaftigkeit zu beseitigen.

„Nun freilich, das weiß ich ja; aber ich meine ja nur, daß wir darum auch nicht lügen sollen. Siehst du, jeden Bubenstreich darf ich bei meinem Vater thun und wenn er noch so arg darüber zankt, er wird jedesmal wieder gut mit mir. Aber lügen, ich glaube, das würd' er im Leben mir nimmer verzeihen. Und er hat auch ganz Recht. O pfui! lügen, das thun ja nur die Falschen und Spitzbuben und andere schlechte Kerle. — Nein, Theodor, es ist am besten, wir sagen's, gerade wie's war, und da dürfen wir doch vielleicht wieder baden gehen."

„Ach ja, wir sagen Alles daheim," bestätigte Theodor. „Denn ihnen verschweigen, was du heute für mich gethan hast, das brächt' ich gar nicht übers Herz. Nein, sie müssen es wissen, so gut wie ich, daß auch sie dir ihr ganzes Leben darum danken können."

„Geh', jetzt fängst du schon wieder mit dem Danken an, das wird ja ganz langweilig," suchte Hermann auszuweichen. „Komm, wir wollen lieber schneller gehen, daß du nicht am Ende krank wirst. Das ist gescheidter, als dein ewiges Danken."

Und sie eilten rascher durch das düstere Gehölz. Aber die beiden Knaben brauchten es daheim nicht erst zu sagen. Die Väter wenigstens wußten es schon.

Doctor Stark und Dekan Faber waren eben von ihrem Rundgang um die Stadtmauer Punkt vier Uhr auf den Rittersberg gekommen und wollten sich mit dem gewöhnlichen Händedruck verabschieden, als jene Knaben, welche Theodor zu seinem Wagniß gereizt und ihn dann doch muthlos im Stiche gelassen, auf dem Platze standen, und im eifrigsten Gespräch mit andern Schulgenossen die Namen Stark und Faber aussprachen. Die beiden Väter stutzten um so mehr, als sie in den verstörten Mienen der jungen Erzähler augenblicklich ein auffallendes Ereigniß ahnen mußten, mit dem ihre Söhne in nächster Verbindung standen. Auf ihre immer energischer gestellte Frage, da die Knaben anfangs mit der Antwort sich nicht herauswagten, erfuhren sie endlich den ganzen Hergang, und eilten ohne Verzug mit zitternden Schritten dem Blechhammer zu durch den Reichswald.

Ihre beiden Knaben traten eben an den Saum des Waldes. Die Dämmerung sank in die duftenden Hallen. Der Abendwind flüsterte darin, wie Gebet.

„Ach Hermann," sagte Theodor mit immer wieder neu erwachendem Danke, „wenn ich daran denke, daß ich nun schon todt in dem finstern Blechhammer liegen könnte, so schauert's mich ganz. Und nun darf ich wieder heim zu meinen Eltern gehen. O, wie ich mich auf sie freue und auf alle meine Geschwister! Du glaubst gar nicht, wie so froh ich bin. Siehst du, heimfliegen möcht' ich vor lauter Freude, daß ich nun doch noch leben darf."

„Du hast Recht, lieber Theodor, es ist auch so schön auf der Welt und auch ich lebe gar zu gern. Und gieb nur Acht, wenn ich einmal groß geworden bin, die Menschen sollen schon vor mir Respect bekommen."

Diesen muthigen Satz begleitete er, plötzlich frierend, mit solchem Zähneklappern, daß es schier komisch klang.

„Aber Hermann, du frierst ja! Gott! Du wirst doch nicht krank werden?“ rief erschrocken Theodor.

„Ei krank! warum nicht gar? Das kommt nur von den noch halb nassen Kleidern. O ich fürchte mich vor keiner Krankheit. Sie kann mir ja doch nichts anhaben. Weißt du, dazu bin ich viel zu stark.“

Aber trotz aller inneren Energie konnte er ein heimliches Zittern doch nicht verbergen.

Mit diesen Worten traten sie aus den letzten Föhren heraus. Und „Hermann!“ — „Theodor!“ — rief es ihnen jubelnd entgegen, und jeder Knabe ward von seines Vaters Arm umschlungen, von seinem Munde geküßt, von seinen Thränen benetzt, wie Freude, Stolz und Dank sie jedem der beiden erschütterten Männer bei diesem Wiedersehen ihrer Kinder entlockten.

Soll ich dir auch noch dasselbe von den beiden Müttern daheim erzählen? Soll ich dir den Jubel der Geschwister über den geretteten Bruder schildern?

Wenn du mit eigenen Augen die Sonne leuchtend über die dämmerige Erde heraufsteigen siehst, soll ich dir dann noch sagen, daß es Tag geworden sei? Und da ich dich diese sonnenhelle That nun selber miterleben ließ, soll ich dir sagen, daß jener Eltern Herz tageshell von Dank erglühte für den fremden Sohn, der ihren eigenen vor der Nacht des Todes wahrte?....

Und die Dämmerung des Vergessens senkte nie sich nieder.

* * *

Aber über das Erkerhaus brachen nach diesem einen lichten Tage viele trübe Wochen herein voll unsäglicher Trauer und Angst.

Dieser heimliche Frost, den Hermann schon im Reichswalde verspürt, wollte ihn auch nach seiner Heimkunft nicht verlassen.

So lange noch all' die dankenden und bewundernden Begrüßungen im Eltern- und Freundhause unsern todesmuthigen Helden zerstreuten, wurde er dessen nicht so sehr inne. Doch als denn der stille Abend kam, mußte er seine ganze Kraft zusammen nehmen. Ganz gegen seine Gewohnheit drückte er sich in das Kanapee zurück, weil er nicht frieren wollte. Aber die zarte Natur war eben doch stärker, als die junge Kraft seiner vierzehn Jahre, und trotz all seines inneren Widerstandes kennzeichnete seine Züge immer sichtbarer jene unheimliche Stimmung, die gewöhnlich wie ein Bote der ernstlichen Erkrankung vorausseilt, um sie warnend anzumelden.

Die besorgten Eltern beobachteten ihn mit steigender Angst und auch ihnen ward heiß und kalt.

„Hermann! Um Gottes willen! Du wirst uns doch nicht krank werden?" fragte mit gepreßter Stimme Vater Stark und ergriff seine Hand.

Mutter Natalie sahe ihm prüfend über Stirn und Wangen und sagte ruhig: „Komm, liebes Kind, komm ins Bett!"

„Ach, seid nur nicht ängstlich, es ist mir ja gar nichts," beruhigte sie Hermann, da er sich mit Gewalt aufraffte. „Ich bin ja kein so zimperlicher Bube. Mir thut das nichts." Diese Worte suchte er durch heiteres Lächeln zu beglaubigen. Aber im Nu straften seine klappernden Zähne ihn wieder Lügen und er blickte beklommen vor sich hin.

„Aber ums Blut Christi willen, sag' mir nur, Hermann, wurst du denn recht erhitzt, als du ins Wasser sprangst?" fragte vor lauter Angst selber frierend Vater Stark.

„Weiß nicht, lieber Vater," entgegnete Hermann, von innerm fürchterem Froste geschüttelt. „Aber es war schon recht schwül, und ich kann' mich ja nicht lange besinnen."

„O Gott! du mein Gott!" rief Vater Stark und schlug die Hände zusammen, alle Fassung verlierend, da er kopfschüttelnd auf und nieder ging.

„Aber Christoph, Vater, so behalt' doch deinen Kopf noch oben!" mahnte im Tone sanfter Zurechtweisung Frau Rosalie. „Mit einer Tasse Holländerthee ist ja vielleicht Alles gethan. Und den will ich sogleich selber machen. Unterdessen kann die Lisbeth meinem Bruder aufsuchen."

„Nein, laß lieber mich nach ihm sehen! Wer weiß, wo er jetzt am Abend ist, und ich mach' ihn doch leichter ausfindig .... Aber wo ist doch nur mein Hut und mein Stock?" — Dabei tappte der arme Mann mit zitternder Hand in der Luft umher. „Mein Gott, ich finde ja heute gar nichts. Alles ist verräumt und verlegt; wie — was?"

„Aber du bist ja noch in Pantoffeln, guter Mann! So zieh' doch nur erst Stiefel an!"

„Ach was! Stiefel, Pantoffel! Langweiliges Zeug! Zum Doctor muß ich und wenn ich barfuß wär'! Und ich bin schon gleich wieder da. Mach nur einstweilen den Thee! Und daß er sich nicht aufdeckt! Nur recht warm halten! O mein Gott und Herr! — Wie — was?"

Mit diesen wirren Worten stürzte er hinaus und die Dorothee erschrocken herein, daß sie unter der Thür noch aneinander prallten.

„Ach, was gibt's denn, daß der Herr Doctor so schreit und forttennt? Ist's denn dem Hermann gar schlechter geworden?"

„Gott bewahre, Dorothee!" beruhigte sie Frau Rosalie absichtlich recht laut. „Aber es ist gerade recht, daß sie kommt. Helf' sie mir nur jetzt den Hermann ins Bett bringen! Indeß besorg' ich draußen den Thee. Er muß nur ein wenig schwitzen, dann ist Alles wieder vorüber." Und im Hinausgehen flüsterte sie ihr zu: „Gelt Dorothee? Sei sie mir fein gescheidt mit ihren Reden! Ach, ich fürcht' immer, er wird uns recht krank werden."

„Das verhüte ja der barmherzige Gott!" erwiederte mit halber Stimme die Dorothee. Dann wandte sie sich mit ihrem ganzen plötzlichen Schmeicheltone zu Hermann, der bei all' dem bisherigen

Gespräche theilnahmelos im Kanapee zurückgelehnt liegen geblieben war.

„Komm, guter Hermann, komm! Jetzt gehen wir schön brav in unser Bett."

„Ja, Dorthele, ins Bett!" seufzte der noch kurz zuvor so muthige Bube jetzt ganz kleinlaut, und wankte von ihrem Arm unterstützt ins Schlafzimmer.

Und während sie ihn auf dem Stuhl ausziehen half und dann ins Bett brachte, sprach sie fort und fort in ihn hinein:

„Gelt, armer Kerl, es friert dich? Mein Gott, wie dich's schüttelt! Aber wart' du nur, guter Bube, wie es uns auf den Thee so gut warm und wohl wird. O ja, ganz prächtig wird's uns drauf werden. Das will ich meinen. Ja, ganz gewiß, gut's Hermännle, du kannst und darfst gar nicht krank werden. Denn was du heute Mittag am Blechhammer draußen für den Theodor gethan hast, o das wissen jetzt schon alle Engel im Himmel droben und singen vor lauter Freude darüber Halleluja. Und jetzt solltest du deßwegen krank werden müssen? Das wäre mir ein schöner Himmel! Erst über dich jubiliren und dann dir doch nicht helfen wollen! O bewahr', guter Bube, dafür kenn' ich unsern Herrgott schon viel zu lang und zu genau. Nein, Hermännle! Weißt du, ich merk's schon. Die Krankheit möchte schon gern zu dir kommen, aber sie darf nicht. Ja freilich! Siehst du, da steht dein Schutzengel mit dem feurigen Schwert am Bett und sagt: was, du garstiges Fieber, einem solchen braven, frommen Buben willst du was zu Leid thun, der erst heut seinen Kameraden aus dem Wasser gezogen hat? Ja, komm nur her, da steh' ich Schildwacht mit meinem feurigen Schwert. Probir's einmal, wenn du Courage hast! Ach, und da kriegt das Fieber aber eine Angst, daß es noch viel ärger zittert, als du selber, und es fliegt und fliegt bis ans Ende der Welt."

Mit so fruchtbarer Phantasie sprach die alte, gedrungstigte

Kindsmagd zu ihm, um ſich ſelber weis zu machen, daß ſie keine Furcht für ihn habe. Er hörte ihr zu mit immer hohleren Augen. Aber er fror nun nicht mehr. Brennende Fieberroſen waren auf ſeinen Wangen plötzlich aufgeſchoſſen, und gläſern ſtarrte ſein Auge in den Winkel, während ſeine Arme krampfhaft ihren Hals umklammerten.

„O nein, nein, Dorthele, das Fieber hat keine Angſt vor dem feurigen Schwert, und es fliegt auch nicht fort. Nein, nein! Siehſt du, dort im Winkel hockt es, kohlſchwarz und mit glühenden Augen. O Dorthele, ich ſpür' ſie brennen bis an mein Bett. O fühl' nur her! Jag' mir das garſtige Thier weg! Wo iſt mein Schutzengel mit ſeinem Schwert? Ich ſeh' ihn nicht. Aber das Thier dort im Winkel, o, wie das immer feuriger brennt! Dorthele, bleib' bei mir, ich hab' ſolche Angſt vor dem feurigen Thier."

Da drückte er ſeinen brennenden Kopf feſt an das Herz ſeiner alten Dorothee, um ſich vor dem Fiebergebilde zu verſtecken. Frau Roſalie trat mit dem Thee ins Schlafzimmer. Vater Stark mit ſeinem Schwager, dem Gerichtsarzte, folgte in athemloſer Eile. Er war ihm auf dem Rittersberg zu gutem Glück in die Hände gelaufen. Sie traten zu Dreien an Hermanns Bett. Sie riefen abwechſelnd in allen ihnen möglichen Tönen der Angſt und Liebe ſeinen Namen. Er hörte ſie wohl, aber ſein Auge ſtarrte fort und fort in die Ecke, und ſeine ganze Antwort war der ihnen unverſtändliche Angſtruf: „Fort, fort, du garſtiges Thier, ich mag dich nicht, brenn' mich nicht ſo! Wo biſt du, Schutzengel? So komm doch, ſchaff' mir das Thier weg!"

„Aber Hermännle, um Chriſti Jeſu willen, was denn für ein Thier? Es iſt ja keines im ganzen Zimmer," jammerte Vater Stark.

„Ach, er meint eben ſein hitziges Fieber, Herr Doctor!" klärte die Dorothee ihn auf, und hielt die Schürze vors Geſicht.

„O, ich hab' es ja gleich gesagt, daß es so schlimm wird," wehklagte wieder leise der Vater. „Ach, mein Kind, mein einziges, herrliches Kind!"

„Christoph! Dorothee!" mahnte dann wiederholt die entschlossene Frau Rosalie. „Aber ich bitt' euch um Alles! Verliert doch nicht gleich den Kopf! Guter Gott, wo sollen wir sonst hinkommen?"

Der Gerichtsarzt hatte indessen mit immer bedenklicherer, eiskalter Miene Hermanns Puls gefühlt und redete kein Wort. Seine Art war immer verschlossen und kalt, sogar im Hause der Schwester. Und als diese endlich ihn muthig zu fragen wagte: „Nun, lieber Bruder, was meinst du wohl?" Da warf er ohne jeden mildernden Ton den bangenden drei Leuten rauhherzig hin: „Ja, ihr müßt euch schon auf ein Nervenfieber gefaßt machen! Der Bube hat mir schon seit ein paar Wochen nimmer recht gefallen, und der tolle Streich von heute hat die Krankheit nur schneller herausgetrieben."

„Nervenfieber!" — wiederhallte da in allen drei Köpfen und Herzen dieses schreckliche Wort. Selbst der standhaften Frau Rosalie wankten die Kniee und sie verlor auf einen Augenblick alle Fassung.

„Nun, was ist's denn nachher?" fuhr der Gerichtsarzt nicht minder rauhen Tones, wie zuvor, in ihr Schweigen. „Er ist ja nicht der Einzige, der's gerade hat. Es regiert ja ohnedem in der Stadt, und muß ja nicht Jeder gleich daran sterben...."

Ich weiß nicht, lieber Begleiter, ob du schon selber einmal einen solchen Augenblick erlebt hast, in dem es vor der Seele plötzlich Nacht wird; wo du nurmehr dumpf vernimmst, wie das ganze Gebäude deines Glücks in seinen Grundfesten erbebt, und du nicht weißt, ob es noch völlig einstürzen wird und all dein Glück darunter begraben, oder nicht.

Ein solcher Augenblick umnachtete jetzt der drei guten Men-

ſchen Herz, da ſie an Hermanns Bette ſtanden, der ſchwer athmend noch immer in den Winkel ſtarrte.

„Es muß ja nicht Jeder gleich daran ſterben! — Ach, aber des Forſtmeiſters Rudolf hat erſt vor acht Tagen daran ſterben müſſen! Und Hermann ging mit ſeiner Leiche und ſang das Solo im Grabchor ſeiner Kameraden. Und das klang damals ſo ſchauerlich, daß es Einem fröſtelnd durch Mark und Bein ging. Ach, und nun liegt er ſelber da, an derſelben mörderiſchen Krankheit. O Gott, ſei barmherzig mit uns, denn ach! es iſt ja unſer einziges, einziges Kind!“

So klagte es jetzt durch die weinenden Elternherzen wie ſtöhnender Herbſtwind über nächtige Haide.

Wer noch heute Mittag das an Elternglück ſo reiche Erkerhaus beſucht hätte und wieder heut Abend, er würde es ſo wenig mehr erkannt haben, wie einen blühenden Garten, darin er zur Frühlingszeit auf die Nachtigall horchte, und den er im liederarmen Spätherbſt wiederſah, da in kaltem Nebel die erfrorenen Blätter niederſchauerten. Und athmeten am Morgen noch alle Bewohner dieſes Hauſes gar freien Herzens unter dem blumenbekränzten Scepter heitern Friedens — ſchon zur Nachtzeit war dieſer langjährige milde Hausbeherrſcher mit verhülltem Haupte hinausgezogen, ein ſcheuer Flüchtling. Aber die Angſt, die grimme Todesangſt mit dem herzlos eiſigen Blick, hatte dicht über dem Krankenbette dieſes einzigen Sohnes ihren ſchwarzen Thron aufgeſchlagen, und alle Herzen im Hauſe ſeufzten unter ihrer mitleidloſen Tyrannei. —

O wurden das jetzt traurige, düſtere Tage, und noch qualvollere, ſternenloſe Nächte! —

Schon iſt der heißerſehnte ſiebente Tag vorüber, und die Fiebernacht in Hermanns umſchleierten Geiſt war vor ihm nicht gelichtet worden. — Alſo wieder ſieben neue, ewiglange, marternde Tage und Nächte durchzuharren auf einen neuen Hoffnungsſchimmer,

der vielleicht eben ſo trügeriſch wieder erliſcht! Und am Bette des einzigen Sohnes, einſt ſo heiß erſehnt, dann ſo herrlich erblüht, und nun im tödtlichen Fieber bewußtlos ächzend, ein Spielball zwiſchen Leben und Sterben! So kurz noch der Jubel und das Morgenroth ſeines Hauſes, und nun ſein Jammer und hereinbrechender Abend; ſeiner Eltern „Schreckenskind“ in dieſes Wortes ergreifendſter Wahrheit.

Was dieſe litten, wie kann ich dir's völlig ſagen? O, ſieh' nur ſelber ihn an, unſern guten, armen Vater Stark! Jeder dieſer Tage hat um ein Jahr ihn älter gemacht. So gebeugt ſitzt er bald betend am Krankenbette, bald geht er in planloſer Unruhe ein paar dutzendmal von einem Zimmer durchs andere; bald flüchtet er ſich mit ſeiner Angſt wieder ins Studirzimmer hinunter, zwingt ſich eine Stunde zur Arbeit und wiegt ſein Herz in ſüßes Hoffen ein. O vielleicht, wenn er wieder hinaufkommt, tönt ihm die ſelige Botſchaft entgegen: „Gott ſei Lob und Dank, es geht beſſer!“ — Müden Fußes und klopfenden Herzens ſchleicht er dann hinauf, öffnet leiſe die Thür des Kinderzimmers und lauſcht hinein mit der zaghaften Frage: „Nun Mutter, wie geht's?“ — Aber ach, ſie fliegt ihm nicht entgegen, wie er ſich's drunten geträumt. Mit geſenktem Kopfe bleibt ſie am Bette ſitzen und flüſtert ihm zu: „Nun, es geht nicht ſchlechter, guter Mann!“

„Nicht ſchlechter?“ erwiedert er mit wieder völlig gebrochenem Muth. „Aber du barmherziger Gott, wann wird es denn wohl endlich beſſer werden? Ach, am Ende gar nicht mehr! O Roſalie, dieſen Jammer überleb' ich nicht.“ Und er ſinkt in ihre Arme und weint an ihrem Halſe ſich aus, wie ein Kind am Herzen der Mutter.

Da weint ſie wohl mit ihm. Aber mitten aus ihren Thränen bricht auch ſogleich die Tulderkraft des ſtärkeren Frauenherzens wieder ſiegreich hervor.

„Ach guter Vater, wein' dich aus, aber harr' auch aus! —

Sieh', es iſt eben eine ſchwere Prüfung, aber wir wollen ſie auch beſtehen und nicht kleinmüthig werden. Was frommt uns ſonſt all' unſer Glaube, wenn er uns jetzt nicht helfen und ſtützen ſoll, wo wir ja Niemand anders zum Stab und Tröſter haben, als nur ihn? O, jetzt laß uns dem lieben Gott beweiſen, daß wir chriſtliche Eheleute und Eltern ſind, nicht nur dem todten Namen nach, ſondern wirkliche und lebendige, im Geiſt und in der Wahrheit! Jetzt laß uns ihm zeigen, daß wir mit gleicher Demuth uns beugen unter ſeine ſegnende wie prüfende Hand, und daß wir auch in dieſer ſchweren Zeit nur ein Leib und eine Seele ſind im Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe."

„Amen!" ſprach die Dorothee voll Andacht, die unterdeſſen wartend unter der Thüre geſtanden.

„Ich danke dir, gute, fromme Frau! O Gott vergelte dir's!" Mehr konnte Vater Stark vor innerer Bewegung nicht hervorbringen. Dann blickte er auf Hermann, und man ſah es ſeinem Aug' und Mund und noch deutlicher ſeinen gefalteten Händen an, daß ſeine Seele ſich im innerlichen Gebete ſtärkte, um Mutter Roſaliens glaubensmuthige Mahnung als ein eben ſo ſtarker und ergebener Vater befolgen zu können. —

„Komm, guter Mann! Ich gehe mit dir ein wenig ins Gärtchen hinunter," knüpfte Frau Roſalie das Geſpräch wieder an, nachdem ſie geſehen, daß ſein ſtummes Gebet zu Ende war, das ſie innerlich mit dem ihren harmoniſch begleitet. Und ſie zwang ihr übernächtiges Antlitz zu mildem Lächeln, da ſie ihn bei der Hand nahm. „Du biſt ja nun ſchon drei Tage nicht mehr aus dem Hauſe gekommen, und die friſche Morgenluft wird dir wohl thun. Sonſt wirſt du mir zuletzt auch noch krank, und das Elend wird nur noch größer. Auch müſſen ja jetzt deine Roſen gar ſchön aufgegangen ſein. Komm, wir ſehen ein wenig nach ihnen."

„Meine Roſen?" entgegnete ſchmerzlich fragend Vater Stark und zeigte mit der Hand aufs Krankenbett. „Ach, liebe Frau, da

liegt mein ganzer Garten. Wenn nur der mir einmal wieder blühen wird!"

„Mit Gottes Hilfe kommt auch wieder diese Zeit. Nur Geduld und Vertrauen! — Dorothee! Wir kommen schon bald wieder herauf."

„O bleiben Sie nur so lang, als Sie's freut, Frau Doctorin! Sie wissen ja, bei mir ist mein Hermännle gut verforgt." Mit diesen Worten setzte sich die treue Dorothee als Wächterin ans Bett, und die Beiden gingen langsam hinunter in den Garten. —

Wenn jemals ein wahres Wort gesprochen werden, so war es diese schlichte Aeußerung der Dorothee, daß ihr Hermännle gut bei ihr verfort sei. Ich brauche wirklich nicht viel darüber zu reden. Ich bitte dich jetzt nur, lieber Begleiter, schau' du selber in ihre hohlen rothgeränderten Augen, und diese stummen Zeugen treu durchwachter Nächte erzählen dir Alles viel beredter, als ich es vermag. — Wie manchen Abend ward sie von ihrer besorgten Herrin gedrängt und gebeten: „Aber Dorothee, heute Nacht muß sie einmal in ihr Bett und sich einen ordentlichen Schlaf gönnen. Sie kann es ja mit dieser steten Nachtwache unmöglich länger aushalten!" — Aber immer war ihre Antwort die gleiche: „Ach Frau Doctorin, thuen Sie mir doch das Leid nicht an, daß Sie mich nicht bei meinem Hermännle wachen lassen wollen. Ich kann ja in keinem Bett nur eine Stunde lang liegen bleiben und ich hab' auch wahrhaftig gar keinen Schlaf. Der wird im Alter so immer weniger, und kommt noch solcher Jammer dazu, dann ist ein Stündlein gerade genug; und das kann ich ja viel ruhiger gleich hier am Bett im Sitzen verschlafen. Ich höre ja doch jeden Odemzug, und bin sogleich bei der Hand, wenn der Hermann mich nöthig hat."

Diese treuen Worte der bekümmerten Magd waren auch wahrhaftig keine leere Redensart. Buchstäblich war sie seit der Erkrankung ihres Hermännle in kein Bett und nimmer aus den

Kleidern gekommen. Und war sie gegen Morgen dieses einzige Stündlein eingenickt, so merkte Niemand am Tage von ihrer durchwachten Nacht. Höchstens, daß sie am Nachmittag sich ganz verstohlen hinter den Küchenherd kauerte und, während die Köchin abspülte, den müden alten Kopf ein wenig in die Hand stützte.

Als aber gar einmal der Gerichtsarzt den Vorschlag machte, eine Spitalwärterin zur Aushilfe zu nehmen, da war die Dorothee ganz untröstlich. Bei all' ihrer Angst um ihren Hermann hatte sie schon lange keine Thräne mehr. So viel hatte sie die ersten Tage und Nächte geweint. Aber bei dieser neuen drohenden Gefahr für sie selber, da strömte dieser bittere Brunnen auf einmal wieder so reichlich, als sei vorher noch kein Tropfen daraus über ihre tief gefurchten Wangen hinuntergeträufelt.

„Was, Frau Doctorin? Eine Spitalwärterin nehmen! So arg könnten Sie mich kränken und beschimpfen wollen? Nein, das können und dürfen Sie nicht! In mein Haus und zu meinem Buben darf kein anderer Mensch zum Warten herein, als nur meine Herrschaft und ich. Ich hab' ihn zu allererst auf dem Arme gehabt, wie er auf die Welt gekommen ist. Von mir hat er das Essen, das Gehen, Reden und Beten gelernt. Ich hab' ihn groß gezogen bis zu dieser Stunde. Und jetzt, wo ihn unser Herrgott mir so jämmerlich hingelegt hat, soll mir auch Niemand anders in meine Krankenwart hineinpfuschen. Und gar eine so grobe Spitalwärterin? Ja, die wär' mir gerade die rechte. Und der Herr Onkel kann meinetwegen ein ganz geschickter Doctor sein, was versteh' ich davon? Aber von der Krankenpflege versteht er einmal gar nichts. Als ob das so das Nämliche wäre, wer einem Kranken wartet, ob bloß des Geldes oder der Liebe halber! — O, wenn das Hermännle auch jetzt nicht viel von sich weiß, er spürt doch ganz gut, wer neben ihm sitzt, ob seine Mutter und ich, oder so eine bezahlte Person. Und ein kalter Aufschlag, den wir zwei ihm machen, der thut seinem brennenden Kopf ganz

gewiß viel wohler, als einer von einer so wildfremden Hand. — Nein, Frau Doctorin, und wenn der Herr Onkel noch so scharf commandirt, aus dem Spital laß' ich zu dem armen Buben nun einmal Niemand herein. Eher geh' ich zum Haus hinaus, und dann können Sie in acht Tagen im Wochenblatt lesen, daß ich in irgend einem Winkel der Stadt vor lauter Herzleid gestorben bin."

Diesen letzten Satz, zu dem auch Vater Stark ins Zimmer getreten war, hatte sie unter so heftigem Schluchzen hervorgestoßen, daß die gute Frau Rosalie alle Mühe hatte, sie zu beruhigen, indem sie ihr aufs heiligste versicherte, daß keine andere Wärterin ins Haus kommen dürfe. Vater Stark gab ihr aber ergriffen die Hand und sagte mit gehobener Stimme: „Dorothee, ja sie hat Recht, ganz Recht! Aus dem Spital darf Niemand herein. Und warte sie nur, wenn sie einmal selber krank und elend in unserm Hause liegt, dann soll sie aber auch nicht ins Spital hinaus, und sie soll wahrhaftig mit uns gerade so zufrieden sein, wie wir jetzt mit ihr. Das hört jetzt der barmherzige Gott." —

Siehst du, lieber Begleiter, so ging an dem gramumnachteten Himmel dieses Hauses doch auch dann und wann ein lichtes Sternbild auf, das im Glanze himmlischer Ergebung und irdischer Treue tröstend herniederstrahlte. Und nachdem nur die erste grimmige Todesangst in ihrem Verdunkeln aller Sinne überwunden war, da stieg auch das Gebet aus den Tiefen des Menschenherzens immer höher und lichtvoller herauf, und verklärte mit seinem heiligen Schimmer dieser kummervollen Wochen ganze Nacht.

Aber auch noch ein anderes helles Gestirn verbreitete seinen wohlthuenden Glanz.

Auch außerhalb des Krankenzimmers, war das ein treues Mitgefühl in der ganzen Stadt! Vor Allem in dem gegenüberliegenden Nachbarhause des Dekans! Da lag wohl auch der frohsinnige Friede danieder, dessen Krankheit und Genesung alltäglich

Hand in Hand mit jener unſeres jungen Helden ging. Auch hier war die ganze Familie wie verſtört. Wie ließ der dankbare Theodor immer trauriger den Kopf hängen, ſo oft er von der Nachfrage im Erkerhaus über den Rittersberg wieder heimkam! Wie fühlte ſich der Dekan betrübt und verwaist, als er Nachmittags ohne den alten Begleiter um die Stadtmauer den Rundgang machte, und dann bei ſeiner Heimkehr in ſtets wachſender Angſt drüben vergeblich nach beſſerer Botſchaft ſich erkundigte! Und wie erbat ſich Frau Meta tagtäglich aufs Neue den Liebesdienſt einer Nachtwache, bis es ihr endlich gelang, das Bedürfniß ihres Mutterherzens an dem Retter ihres eigenen Kindes ein paarmal erfüllen zu dürfen!

Und ſo geſchah es in der ganzen Stadt. — Wie vorher Hermanns muthige Heldenthat ihre allſeitige Freude geweſen, ſo war nun ſeine ſchwere Erkrankung auch ihre allſeitige Sorge geworden. Wo man ſich auf der Straße begegnete, fragte man nach ihm. Auch die ärmſten Handwerker und Taglöhner waren um das Erkerhaus dankbar bekümmert. Sie wußten gar wohl, warum.

Auf die gemeinſame Anordnung der beiden Stadtpfarrer ward in allen Schulen und Kirchen für Hermann gebetet, nach der katholiſchen Meſſe ſo gut und ſo herzlich, wie nach der Predigt auf der proteſtantiſchen Kanzel. Wußte man doch allzu gut, wie die Menſchenliebe und Barmherzigkeit im ſtreng katholiſchen Hauſe Stark auch niemals erſt nach der Confeſſion fragte, wenn es an den Bekennern dieſer oder jener ihr echt chriſtliches Licht mit gleicher Wärme leuchten ließ. —

Und heut iſt der einundzwanzigſte Tag, ein neuer Markſtein der Hoffnung auf dem düſtern Wege dieſer Krankheit, daran ſie ſich überwunden ſeitwärts wenden, und die Geneſung den Kranken wieder zurückführen ſoll zu den lachenden Auen des Lebens. — Aber ach, ſchon iſt es Abend geworden, und noch immer unerfülltes Hoffen!

Und wie es nur möglich ist, daß ein solcher Abend nicht genesen machen kann!

Das Fenster des Krankenzimmers ist offen. Es geht in den Garten hinunter. Fühle nur, welch' würzige Luft heraufweht! Und drunten, da blühen Vater Starks Rosen so duftig. Die Amsel schlägt so süß im Hollunderbusch an der alten Stadtmauer. Recke, junge Sperlinge, diese Gassenbuben unter den Vögeln, spielen in den Wartthürmen mit muthwilligem Geschrei Versteckens. Und hoch am abendrothvergoldeten Himmel schwimmen lichte Wolken, und schauen mit heiterm Lächeln auf die friedliche Stadt herunter, die aus ihren dampfenden Schlöten ihnen neue lustige Genossen in blauen Rauchsäulen aufwärts sendet.

Und drinnen im Krankenzimmer! — Ist ein solcher Gegensatz von Natur und Menschenleben denn nur möglich? Da knieen Vater und Mutter Stark mit der Dorothee an Hermanns Bett, darin er ein wenig aufrecht sitzt mit geisterhaft großem Blick. Sieh', keine Miene verzieht sich in ihren bleichen Gesichtern. Wie leblos horchen sie auf seine Rede und werden von ihr durchschauert wie vom eisigen Anhauch des leibhaftigen Todes. Und horch nur, was er ihnen jetzt sagt mit unheimlich feierlicher Stimme:

„Und am Sonntag will ich begraben sein — und hinter meinem Sarge — gleich nach dem Vater — da soll der Rothbart mitgehen mit Kron' und Scepter. O er braucht sich gar nicht zu geniren. Der Frackschneider trägt ihm ja die Schleppe an seinem goldenen Mantel. Und sein großes Reichsschwert sollen sie mir oben auf den Sarg legen. — Ja freilich, der Rothbart hat mich ja auch so lieb gehabt, und ich auch ihn. Das will ich glauben. Ich bin ja eigentlich der junge Rothbart. Gelt, Frackschneider, es ist wahr? —. Ach du lieber Gott, jetzt muß ich aber doch schier lachen. Ha, ha, ha!"

War das ein Mark und Bein erschütterndes Lachen! Und plötzlich fuhr er im selben gehobenen Tone weiter:

„Und alle Dohlen von der Burg, die ſollen auch mit meiner Leiche fliegen. Aber ſie dürfen gar nicht krächzen, ſonſt müſſen ſie alle daheimbleiben. Und mein Grablied, das darf nur der Theodor ſingen. Und alle Fiſche im Blechhammer müſſen auch mitſingen. Theodor, weißt du, ganz das nämliche Lied mußt du mir ſingen, wie ich dem Rudolf. Das klingt ſchön recht ſchauerlich. Hörſt du? Dieſes Lied mein' ich, das will ich haben....“

Und während die Amſel drunten ihn jubelnd begleitete, hob er mit ſeiner hellen Discantſtimme in den höchſten Molltönen herzerſchütternd die letzte Strophe jenes Grabliedes zu ſingen an:

„Bei ihm nun ew'ger Morgen iſt,
„Ihr ſitzet noch im Dunkel da!
„Gelobt ſei'ſt Du, Herr Jeſu Chriſt —
„Halleluja, Halleluja!“ —

Bei jedem Verſe hatte er einen Augenblick geſtockt, aber den abgeriſſenen Faden immer wieder gefunden. Seine Stimme war immer ſchwächer geworden, nur das zweimalige Halleluja ſang er wieder lauter.

Dann neigte ſich ſein Kopf langſam auf die Seite. War das der Tod? — In bangſter Stille des Gebetes knieten die Drei wie gebannt noch immer am Boden und getrauten ſich nicht aufzuſehen. Das Opfer demüthiger Ergebung war in ihren Herzen gebracht. Endlich ermannte ſich Mutter Roſalie, trat muthig ans Bett und beugte ſich lauſchend über ihn.

Aber, barmherziger Gott, welche Seligkeit! — Er ſchläft ja nur! Und gar nicht fieberhaft, wie in all' den Schreckenswochen. O nein, ganz ſanften, ruhigen Odems ſchläft er, wie in früheren glücklichen Tagen.

Wie jetzt der Freudenſchimmer in Roſaliens Antlitz auch den noch ganz zerſchlagenen Vater und die von den vielen Nachtwachen ſtumpf gewordene Dorothee ermuthigte, nun auch ans Bett

zu treten! Und auch sie jubeln, freilich noch ganz verzagt: wahrhaftig, er schläft nur, und wie ruhig! — O du grundgütiger, barmherziger Gott, wär' es möglich? — Ihn dir schon geopfert zu haben und ihn nun wieder aufs Neue geschenkt zu erhalten? — Sollte das wirklich der Schlaf der Genesung sein? ....

Da trat der Onkel Philipp ein. Er fühlt Hermanns Puls. Aller Augen hängen fragend an seinen Zügen. Doch auch sein kaltes Gesicht erheitert sich ....

Hast du's im Frühjahr schon erlebt? Es liegt der Wald noch stumm und starr im Winterschlafe. Da zwitschert erst eine einzige Haidelerche auf einer kahlen Staude neben dem Weg. Ob das auch wirklich den Frühling bedeute? — Und an den Hecken und Büschen lauscht eine Knospe nach der andern schüchternen Auges fragend hervor, ob das der Frühling sei? — Aber die Amsel im Dickicht bejaht es schon viel muthiger mit weithin klingendem, goldenen Schlag. — Wahrhaftig! — „Der Frühling, der Frühling!" — schauert die sonnige Botschaft durch die stolz gekrönten Eichen und Buchen. Und ihre Freude darüber bricht in abertausend schimmernden Blättern hervor. „Der Frühling!" schallt's immer vielstimmiger aus der aufgewachten Vögel klingenden Kehlen. „Der Frühling!" rieseln die Bronnen und grüßen alle Waldblumen. Und zuletzt rauscht ein einziger hehrer Hymnus durch die grünen duftenden Hallen: „Der Frühling! Halleluja!" —

Und wie im Walde zur Frühlingszeit, so klang's nun auch im Erkerhause zur Zeit der Genesung. Erst nur ganz verzagt, und dann lauter und immer lauter von Jubel und Dank: „Er ist gerettet! Halleluja!" —

Univ.
Mon

Zweiter Abschnitt.

In der ersten Fremde.

I.

Die Frau Professorin Moser.

O du altes, trauliches Erkerhaus am Storchenthurm, wie schautest du doch an jenem Octobermorgen des Jahres 1834 trübselig drein, als dein jüngster Bewohner, dein Stolz und deine Lust, zum letztenmal auf dem Rittersberg dir aus der Lohnkutsche heraus den Abschiedsgruß zuwinkte und dann mit den schweigenden Eltern die Schloßgasse hinunterfuhr! — Da hattest du Niemand mehr von all' deinen Lieben als die alte Dorothee, die sich nun in ihr Hinterstübchen hinaufschlich, darin sie von heut an, auch als Kindsmagd völlig pensionirt, das Gnadenbrod essen sollte. Aber vor lauter Herzeleid brachte sie den ganzen Tag keinen Bissen über die Lippen, und sie weinte sich satt, weil sie nun ihr Hermännle so gar lange nimmer sehen durfte.

Fünf Minuten darauf rasselte vom Dekanshause drüben ein zweiter Wagen durch den nebligten Morgen dem ersten nach.

Jawohl, auf lange, lange Jahre sollte Hermann sammt seinem Theodor von dem guten Elternhause wehmüthigen Abschied nehmen, um nurmehr dann und wann in den schönen Ferientagen zum alten heimischen Neste heimfliegen zu dürfen.

Die Lateinschule war glücklich absolvirt. Und die zwei alten

Kutschen mit ihren vier gleichalterigen hypochondrischen Rennern schaukelten nun Eltern und Söhne nach der eine kleine Tagreise entfernten größern Provinzstadt, dem Sitze des Gymnasiums.

Bei anbrechender Dämmerung mit nicht im mindesten steifen Gliedern in den damals überaus bequemen Kutschenkasten allseits glücklich angelangt, stiegen unsere sechs erlösten Freunde auf dem Marktplatz im „goldenen Löwen" ab. Nach oberflächlicher Restauration der ein klein wenig verschüttelten mütterlichen Frisuren und vom Landstraßenstaube zart angehauchten väterlichen, wie kindlichen Röcke, wurden noch am selben Abend beide jungen Freunde in ihre neue Heimath geführt, zur ungesäumten Vorstellung bei der Frau Professorswittwe, Emilie Moser, Schustergasse Nr. 19, im Hinterhause.

Voll freudiger Spannung trat das doppelte Elternpaar, jeden Sohn an der schützenden Vaterhand, die wichtige Entdeckungsfahrt an. Die Gesellschaft bog aber schon am Ecke des Marktplatzes mit etwas herabgestimmter Erwartung in die enge, sonnenlose Schustergasse ein, darin auch wirklich, zur Erläuterung ihres nicht gerade sehr poetischen Namens, aus manch' offenem Fenster der muntere Tactschlag eines Schusterhammers in den windstillen Abend hinausklang. Jeder Schusterbube konnte von seinem erhabenen Rundstuhl über dem ersten, schüchternen Sohlversuch schon an der ganzen Haltung und Mimik der sechs fremden Wanderer, zumal am fünfzehnten October, deren unzweifelhafte Beziehung zum Gymnasium abmerken. Und das ihnen nachschallende Gelächter der Gesellen ließ auf manchen genialen Witz dieser naturwüchsigen jungen Humoristen einen wohlberechtigten Schluß ziehen.

So gingen sie also in bedächtigem Doppelterzett dahin, und alle zwölf Augen halfen einander, über den Häusern das Numero ihrer stets wachsenden Sehnsucht auszukundschaften.

„Ich hab's, ich hab's," rief plötzlich schon auf fünf Häuser weit der scharfsehende Hermann.

„Ich auch," hinkte Theodors Ausruf nach.

„Wo denn, wo?" riefen die Väter und Mütter und die Neugierde verjüngte ihre Schritte.

Und wirklich, der Blick der Söhne hatte recht gesehen. Das Numero 19 prangte auf einer neuen Blechtafel unzweideutig über einem schmutzigen und geborstenen Hausbogen.

„Das da?" — klang bei diesem nicht sehr einladenden Eingang der Eltern langgezogene Frage.

„Aber wartet doch nur! Die Frau Professorin wohnt ja im Hinterhause, und dieses ist erst das Vorderhaus," tröstete mit rasch gedachtem Einwande Hermann seine fünf verblüfften Begleiter, die mit tragischer Miene das Haus Nr. 19, von morosem Alter und Steinkohlenruß gleich finster, vom überhängenden Giebel bis zum verwitterten Sockel musterten. — Trotz alledem blieb ihnen keine Wahl und sie wanderten durch den feuchten, halbdunkeln Gang dieses Vorderhauses über einen winklichten, dumpfen Hofraum ans ersehnte Hinterhaus. Aber ach! Mit seiner nebelgrauen Wand, daran sich noch zur romantischen Steigerung eine lückenhafte Holzgalerie hinzog, schmollte dieses Hinterhaus gerade so griesgrämig in seinen Hofwinkel herunter, wie das Vorderhaus in seine Schustergasse. Die an den hinfälligen Pfosten blendendweiß hernieder wehende Wäsche war der einzige heitere Lichtblick unter all' diesen düsteren Eindrücken, welche alle sechs Herzen Schritt für Schritt beklommener schlagen gemacht hatten, von dem ersten Eintritt in die sonnenlose Schustergasse, bis hierher in diesen alhambrischen Hofraum.

Mit um so froherer Ueberraschung traten sie daher jetzt in den steinernen Hausflur des Hinterhauses, dessen rothe Tafeln gar blank gescheuert aus dem darüber gestreuten weißen Sande hervorblickten. Und wie sie dann die helle Treppe hinaufstiegen, von der jede Stufe für die ganz musterhafte Reinlichkeit der Miethbewohnerin ein neues Zeugniß ausstellte, da nickten die

Eltern über diesen unerwarteten Gegensatz in stummem Verständniß sich einander zu, und alle Gesichter wurden heiterer.

Die Frau Professorin Moser saß indessen in ihrem einfachen Wohnzimmer bei ihren zwei Töchterchen am Fenster. Sie unterwies mit kundiger Hand die aufmerksame, ernste, dreizehnjährige Elisabeth, im Hause nur kurzweg „Bettchen" genannt, an ihrem Stickrahmen in dem neuen Muster für die ersten bei ihr bestellten Pantoffel. Das um ein Jahr jüngere Linchen, Bettchens munterer Gegensatz, wie Aennchen zu Agathe, strickte unterdessen mit lustigem Gesichte merkwürdig gewandt darauf los. War es doch der letzte von ihren zwölf Paar Strümpfen, auf den sie jetzt mit so glücklicher Selbstbefriedigung niederlachte.

Da hörte die Professorin zu ihrem größten Erstaunen, wie die erst am andern Morgen von ihr Erwarteten die Magd auf dem Vorplatze nach ihrem Namen fragten. Eilig ließ sie die Sticknadel auf den Stramin fallen, ging hinaus und führte ihre neuen Gäste mit freundlichster Begrüßung in das Zimmer, aus dessen Fensternischen die zwei neugierig drein lächelnden Mädchen mit natürlichster Grazie ihnen entgegenknixten.

Der feine und doch so ungezwungene Anstand der mehr als vierzigjährigen, aber immer noch edelschönen Wittwe, mit ihren sichtlich wohlerzogenen Töchterchen in den reinlichen Kattunkleidern, stimmte so harmonisch zu dem Geiste der Ordnung und Sauberheit in der einfachen Zimmereinrichtung, daß sich alle Eingetretenen wie in einer Luft des Friedens gar bald wohl und heimisch fühlten. Besonders die beiden Frauen athmeten darin instinktmäßig so tief auf, als sei ihnen plötzlich eine schwere Last vom Herzen genommen worden.

Nach Auswechslung der ersten Begrüßungsreden führte sodann die Frau Professorin ohne Verzug ihre lieben Gäste in die für die neuen Pflegesöhne bestimmten zwei anstoßenden Zimmerchen. Und auch hier war in dem, wenn auch fast dürftigen, Meublement

dennoch der Ordnungssinn der Pflegemutter so sichtlich, daß sich der Eltern Augen immer befriedigter umsahen. Hermann und Theodor prüften sogleich Schreibtisch und Büchergestell, mit denen sie ganz zufrieden schienen. Als sie aber dann ans Fenster traten und vor ihren erstaunten Blicken ein freundliches Wiesenthal liegen sahen, das von einem in Obstbäumen versteckten Dörfchen abgeschlossen ward, da klatschte Hermann in die Hände: „Ach, seht doch, seht, welch wunderschöne Aussicht!“ — Theodors Auge glänzte in stiller Befriedigung. Und auch die Eltern waren so voll des Lobes über diese liebliche Fernsicht, die gute Luft und die netten, gemüthlichen Stübchen, daß die Frau Professorin ganz glücklich dreinschaute und die beiden Mädchen die vorwitzigen Köpfe seelenvergnügt zur Thür hereinstreckten. —

„Nicht wahr? Ich hab' es ja gleich gesagt, ihr sollt nur erst auf das Hinterhaus warten!“ erinnerte Hermann ganz stolz bei der Heimkehr zum goldenen Löwen, wo die beiden Knaben zum letztenmal auf längere Zeit mit ihren Eltern unter einem Dache schlafen durften. — Und Doctor Stark meinte beim Ausgang aus der dumpfen Schustergasse: „Das hätt' ich doch in meinem ganzen Leben nicht für möglich gehalten, daß ein so schmutziges Hinterhaus in solchem finstern Hofwinkel sich vornheraus so überaus schön und wohnlich ausnehmen könnte. Nein, ich muß wirklich sagen: Haus und Zimmer, Frau und Töchter, Aussicht und Luft, Reinlichkeit, kurz Alles in Summa ganz vortrefflich. Wie, was?“

„Ich bin des festen Glaubens,“ ergänzte mit etwas an die Kanzel erinnernder Salbung der Dekan Faber, „wir dürfen dem Herrn recht dankbar sein für dieses Hinterhaus in der Schustergasse. Meint ihr nicht auch, liebe Freunde?“

Die allseitige Zustimmung in allen möglichen Einzelheiten wollte auf dem Heimweg und noch spät in der Nacht gar kein Ende nehmen. Es schlug schon zwölf Uhr und die beiden Mütter und

Knaben plauderten noch immer von der Frau Profeſſorin, den freundlichen Mädchen und heimlichen Stübchen. Vater Stark aber und Dekan Faber ſchliefen bereits ſeit zehn Uhr den Schlaf der Gerechten und ſpielten, Jeder für ſich nach eigener Melodie, ein ſchnarrendes Schlummerliedſolo, deſſen Ton an jenes dickſaitige Inſtrument erinnerte, von denen heute der Himmel ihrer beiden Söhne über und über voll hing.

* * *

Die Frau Profeſſorin Moſer hatte ſchon frühzeitig mit ſo vielen tauſend deutſchen Beamten-, Profeſſors- und Pfarrerswittwen das gleiche trübſelige Loos theilen müſſen, von der beſcheidenen Höhe eines mäßigen Einkommens plötzlich in eine ſo troſtlos tiefe pecuniäre Armſeligkeit geſtürzt zu werden, daß auch ſie mit ihren zwei Töchterchen nach der populären tragiſchen Redensart „zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben“ hatte. Vorausgeſetzt, daß man unter letzteres nicht auch die Begräbnißkoſten miteinrechnet, wodurch ſonſt auch ſehr leicht aus dieſem Zuviel ein Zuwenig ſich entziffern dürfte.

Eine Penſion aus einem in bitterſter Ironie ſogenannten „Standesgehalte“ von ſechshundert Gulden! — Dividire dieſe Summe durch die Zahl fünf für die Wittwe, und fünf mal fünf für jede der beiden Waiſen, und du haſt bis auf den letzten Gulden das trübſelige Exempel gelöst, welch' finſtere Noth in ſolcher „Hinterlaſſenen“ Hauſe zurückbleibt, wenn darin die Hand des Todes die hellen Augen des Verſorgers ſchließt.

Die Wittwe Moſer ſah aber dem feindlichen Leben mit muthiger Entſchloſſenheit ins kalte, herzloſe Geſicht. Und ſo hatte ſie kurz nach dem Tod ihres Mannes, der gerade von einem Blutſturz hingerafft worden, da er nach endloſem Harren eine wirkliche Studienlehrerſtelle errungen, dieſes Amt einer Koſt- und

Pflegemutter junger Studenten mit schwerem Herzen auf sich genommen, aber auch mit starker sittlicher Kraft.

Es war der fein erzogenen, zartfühlenden Frau in dem sorgenlosen Haus ihres als Regierungsrath zu früh verstorbenen Vaters dieses Geschick wohl auch nicht an der Wiege gesungen worden. Und auch die platonisch schwärmenden Brautlieder des hektisch schlanken Theologie- und Philologie-Candidaten, Heinrich Moser, enthielten nicht die versteckteste prophetische Andeutung davon, daß seine Emilie nach zehnjähriger, liebesgeduldiger Brautzeit, und dann so flüchtigem Glückstraum, ihre besten Jahre als einsame Wittwe mit dem entsagungsreichen Beruf ausfüllen sollte, fremder Eltern Söhne zu erziehen und zu pflegen, nur um den eigenen Kindern das tägliche Brod mühsam, aber ehrbar, erwerben zu müssen.

Doch auch der alte blinde Bettler an der Landstraße kann den Purpurmantel königlichen Sinnes um seine zerfetzten Kleider schlagen, der dem wirklichen König auf dem goldenen Thronstuhle vielleicht fehlt. Es kommt nur darauf an, mit welch' innerem Aufblick er Sturm und Regen, Staub und Sonnenbrand erträgt und die zitternde Hand hinhält, um den gewöhnlichen Pfennig wie das seltene Goldstück mit gleich demüthigem Danke darin aufzunehmen. — Und ein brustkrankes Mütterlein auf dürftigem Bett in armseliger Dachkammer, das jeden schweren Odemzug mit geduldigem Gebet begleitet, und dennoch für fremde Leute strickt und flickt, um sich die Krankensuppe zu verdienen, es trägt ein Diadem fürstlicher Hoheit auf dem niedern Haupte, dessen Glanz von gar mancher Fürstin juwelenumblitzter Locke noch niemals herniederstrahlte.

So adelte auch die arme Professorswittwe ihr kümmerliches Dasein und den ihr nun einmal vom Leben zugefallenen Beruf einer Kostmutter junger Gymnasiasten durch die ernste Gewissenhaftigkeit, und vor Allem durch die sittlich religiöse Auffassung,

mit der sie ihn erfüllte. Den ihrer Pflege und Obhut anvertrauten fremden Söhnen die ferne, wirkliche Mutter mit allen Kräften ihres Verstandes, mit aller Wärme des Herzens in Wahrheit zu ersetzen — der Hauch dieses edlen Gedankens klärte von Jahr zu Jahr ihre Erwerbsquelle zu einem immer reineren strahlenden Wasser, darin sich zuletzt mit freudigster Berufsliebe ihr mütterliches Herz versenkte und es fast ganz vergaß, daß auch daraus ihr und ihren Kindern die tägliche Nahrung zufließen mußte.

Nicht nur in der Gymnasialstadt, sondern in jedem Städtchen der Provinz, das eine Lateinschule besaß, war aber auch die Professorin und ihr Kosthaus so bekannt und geehrt; die fernen Mütter wußten sie so vollkommen in ihrem seltenen Werthe zu würdigen, daß schon ein Jahr voraus die Aufnahme bei ihr vorgemerkt werden mußte und es jeder Familie als ein besonderes Glück erschien, wenn ein Sohn bei der Frau Professorin Moser untergebracht werden konnte.

Mehr als sechs Pflegbefohlene aufzunehmen, konnte sie sich trotz allem Zureden des Rectors, der ihr mit besonderer Achtung zugethan war, nicht entschließen, da sie in ihrer Wohnung ohnedem schon ihr einziges freies Wohnzimmer Mittags und Abends zum gemeinsamen Speisesaal ihrer Studenten herleihen mußte, und ihr und ihrer Töchterchen ungestörtes Territorium auf ein halbdunkles Schlafzimmer in den Hof hinaus eingeschränkt war. Noch mehr aber, als diese Rücksicht, der sie durch eine größere Miethwohnung schon hätte begegnen können, wog bei ihrem Entschluß die gewissenhafte Erwägung, daß sie bei einer noch größeren Zahl von Pflegesöhnen unmöglich mehr ihre Pflicht so getreu erfüllen könnte, wie sie sich's im Innern bewußt sein mußte, um diese Stellung einer Kostmutter im Sinn eines höheren sittlichen Berufes mit Freuden ertragen zu können.

Wie ruhig konnten daher auch unsere beiden Familien Stark

und Faber ihre Söhne in der ersten Fremde dieser mütterlich sorgsamen Frau Professorin überlassen! —

Als am andern Morgen die Eltern mit ihren Knaben wieder in das ihnen so schnell lieb gewonnene Hinterhaus zurückgekehrt waren, um Abschied zu nehmen, da war auch die Frau Dekanin Meta Faber um ihren Theodor wirklich ruhig. — Die Herzensharfe einer Mutter von acht Kindern klingt eben auch für das einzelne Kind nicht mehr in jenem zart nüancirten und ängstlich ausgeführten Solo, wie das die Mutterforge um den einzigen Sohn zu spielen sich immer mehr vervollkommnet. In der Mutterliebe für ihre acht Kinder klang aber das Herz der Dekanin gewiß eben so voll und rein, wie das der Frau Rosalie für das einzige. — Zudem war es heute nicht der erste, wohl aber der allerleichteste Fall, daß sich Frau Faber von einem Kinde trennen mußte.

Pfarrerskinder müssen in frühzeitiger Selbstständigkeit dem Haus entwachsen — das war der klugen Eltern stete Lebensansicht, die sie auch möglichst schnell praktisch ausführten. Denn, wenn der Vater ins Grab hineinsinkt, steigt mit dem Schmerze der Kinder auch noch die Sorge für sie heraus, und dann ist es gut, wenn sie zum Kampfe mit ihr frühzeitig gerüstet sind.

So war des Dekans ältester Sohn, Karl, bereits seit fünf Jahren an der preußisch-russischen Grenze erster Buchhalter in einem großen Pelzhandelsgeschäft. Die Tochter Emma lebte als Gouvernante auf dem prächtigen Edelsitz eines Lords im schottischen Hochland. Zwei andere Schwestern Theodors waren bei Verwandten gleichsam an Kindesstatt untergebracht. Und mit ihrem zweiten Sohn Adolf theilten die Eltern nicht einmal mehr denselben Welttheil, da er in Newyork sich zum Theilhaber eines schwunghaften deutschen Exportgeschäftes durch treuesten Fleiß hinaufgearbeitet hatte. Und gar mancher klingende Wechsel kindlich dankbarer Beständigkeit suchte den Eltern daheim die herbe Trennung durch die weite Salzfluth zu versüßen.

So weit aber auch dieſe Geſchwiſter vom Leben auseinander geworfen waren — an die kalte nordiſche Ebene, ins neblichte Hochland, an den brauſenden Ocean — das beſcheidene Pfarrhaus der deutſchen Vaterſtadt blieb ihnen doch immer die Stätte ihrer gemeinſamen Liebe, wo ihre fernen Herzen zuſammenklangen in jenem angewohnten Vollton kindlicher und geſchwiſterlicher Pietät, die nicht Berg und Thal, und ſelbſt nicht das Weltmeer trennen oder ſchwächen kann.

Wie natürlich war es daher, daß die Eltern Theodors für dieſen völlig beruhigten Gemüthes ſcheiden konnten! Ahnete er doch nun in dem Hauſe der Profeſſorin dieſelbe verwandte Luft, die daheim ſein eigenes durchwehte — die Luft ehrbaren Fleißes und entſagender Genügſamkeit! —

Dem Vater Stark und der Mutter Roſalie fiel der Abſchied freilich zehnfach ſchwerer aufs Herz. Im Dekanshauſe begrüßten ja doch noch immer zwei liebe Töchter die heimgekehrten Eltern. Aber ſie? — Wen konnten ſie in dem ausgeſtorbenen Hauſe wieder finden? Wer ſollte ihren Herzen Erſatz werden für das einzige Kind, das ſie in der Fremde zurücklaſſen mußten? —

O wie Frau Roſalie, trotz allem Troſt, ihren Hermann nun ſo gut aufgehoben zu wiſſen, ihn doch noch mit allem Erdenklichen verſorgte, was nur ein Mutterherz ausſinnen kann: mit einem ganzen Faß voll Aepfel und einem Sack Nüſſe aus des großväterlichen Pathen Garten im Stadtgraben, mit einem Dutzend hausgemachter feiner Würſte, und einem Pfund Chocolade vom Vetter Zuckerbäcker, damit doch ja bei der Verzehrung dieſer heimiſchen Artikel dem Genuß der erſten Fremde noch eine Zeit lang ein ſüßer Nachgeſchmack der lieben Heimath beigemengt werde. —

„Und theile nur ja getreulich Alles mit deinem Theodor!“ flüſterte ihm noch die gute Frau als beſondere Gebrauchsanweiſung ins Ohr, als ſie ihm all' die leckere Mitgift übergab. —

Dieſe mildherzige Mahnung konnte aber, um ein wenig vor-

zugreifen, von Hermann nie erfüllt werden, so herzlich er auch bei seinem Freunde darauf dringen mochte. — Wie Theodor früher seine Kameraden mit neidlosen Augen beim Vieruhressen in die saftigen Aepfel oder in die Butterschnitte beißen sah, während er sein Vesperbrod in dieses Wortes trockenster Bedeutung verzehrte, sich mit dem heitern Sprüchlein tröstend: „Schwarzbrod macht Backen roth" — so blickte er auch heute mit ruhigem Gesicht auf das Aepfelfaß und die hausgemachten Würste. Er war viel zu genügsam gewöhnt und zu verständig, um nicht die Lage Hermanns, als eines einzigen Advocatensohnes, mit der geringen Besoldung seines Vaters, der noch für zwei Töchter zu sorgen hatte, richtig zu vergleichen. Aber bei all' seiner Bescheidenheit hatte er doch auch seinen eigenen Stolz und konnte nicht um Alles beredet werden, sein Stück Schwarzbrod der Frau Professorin auch nur ein einzigmal mit einem Apfel oder einer Scheibe Wurst aus Hermanns reichem Vorrath zu würzen. Das hätte ihn für sich, wie seine Eltern, gleich niedergedrückt, sowie seine Zufriedenheit mit seinem trockenen Stück Brod ihn zu gar manchem frohen Scherz über die Crösuseigenschaft eines deutschen Pfarrerssohnes verlockte. —

Doch kehren wir zum Vormittag unserer Erzählung zurück!

Zwei seidene Halstücher und wollene Schürzen wurden zum Schlusse von den beiden Frauen den Mädchen der Frau Professorin zum Geschenk überreicht. Aber sowohl die verlegen nach der Mutter schauenden Gesichter der Kleinen, wie auch ein schmerzlicher Zug in den edlen Mienen der Wittwe, als sie mit gepreßter Stimme dafür dankte, belehrten die beiden Mütter im Augenblicke, daß solche Geschenke in diesem Hause nicht Sitte seien und sie durch ihre so wohlgemeinte Tactlosigkeit das Zartgefühl der Professorin empfindlich verletzt haben mußten.

So getrauten sich denn Frau Stark und Faber auch gar nimmer recht, ihre Zähne mit besonderem Nachdruck ihrer Obhut

zu empfehlen. Es war aber auch wirklich nicht vonnöthen. Die Professorin kam ihrer Befangenheit schon selber zu Hilfe und ihre einzige Rede: „Gehen Sie mit Gott! Ihre Kinder sollen an mir eine Mutter haben, und mit meiner Liebe und Sorgfalt gewiß zufrieden sein!“ erstickte in den Beiden jedes weitere Wort der Empfehlung. Statt dessen küßten die zwei Frauen die Professorswittwe mit so glaubensvoller Innigkeit, wie eine von Gott selber für ihre Kinder berufene mütterliche Stellvertreterin.

Unterdessen waren auch die beiden Väter vom Rector und Klassenprofessor zurückgekehrt, denen sie das Wohl ihrer Söhne noch ganz besonders ans Herz gelegt. — So war denn Alles freilich besorgt, was gute Eltern für ihre Kinder in der ersten Fremde zu thun vermochten. Und die schwere Stunde des Scheidens, vor der sich Alle schon so lange heimlich gefürchtet, war gekommen. —

Der ruhige, verständige Theodor, der noch den früheren traurigen Abschied seiner Geschwister gar wohl in der Erinnerung hatte, wollte nun den seinigen so leicht als möglich machen. Mit verhaltener Wehmuth trug er in seinem Stübchen für seine daheimgebliebenen Schwestern einen herzlichen Gruß auf. Der Dekan legte die Hand segnend auf sein Haupt und sprach ergriffen: „Theodor, bleibe brav und gottesfürchtig, der Herr behüte dich!“ — Die Mutter hielt ihre Hand schweigend vors Gesicht. Dann noch ein allseitiger, langer, inniger Kuß — und es war geschehen. Als dann die Eltern in das Wohnzimmer der Professorin hinübergingen, blieb Theodor allein zurück und ließ erst jetzt, ans Fenster tretend, seinen hervorbrechenden Thränen ihren ungesehenen Lauf.

Nebendran im andern Stübchen ging's freilich mit dem Abschiednehmen nicht so leicht.

Vater und Mutter Stark konnten sich von Hermann gar nicht losreißen, so hingen sie immer wieder küssend an seinem Halse. — Es war, als ob sie all' ihre Liebe nun nochmals in einem

einzigen letzten Erguß über ihn ausströmen wollten. Da ward auch er beim Scheiden erst inne, wie fest sein Herz mit dem ihren verwachsen sei, und wie weh ihm nun geschah, sich davon loszutrennen. Endlich bat er von Wehmuth ganz überwältigt: „O Vater und Mutter, was ich euch jemals Leides gethan, verzeiht mir's jetzt und segnet mich, daß es mir gut ergehe und ich euch Freude mache!" — Und sie segneten ihn und weinten bitterlich. Dann stand er auf und sagte gefaßt: „Ich dank' euch und nun laßt mich hier nur allein! Ich kann euch nicht fortfahren sehen. Und grüßt mir den Großvater und den Onkel Philipp und die ganze Verwandtschaft und vergeßt mir ja nicht meine gute, alte Dorothee! — Und ich schreib' schon bald. — Lebt wohl! — O Gott!" Lebt wohl! —"

Noch ein letztes Küssen und Umarmen — ein gewaltsames Sichlosreißen, und das Scheiden war auch hier überstanden.

Dann ging Hermann hinüber zu Theodor, der noch immer, verloren am Fenster, stand und er lehnte seinen Kopf auf dessen Schulter. „Ach, Theodor, wie bin ich froh, daß ich doch dich hier habe! Gelt? wir halten aber auch hier zusammen, wie daheim!" —

„Gewiß Hermann, wir bleiben auch hier die Alten. Wenn ich dir nur gut genug bin, wie freut mich das!" erwiederte der treuherzige, bescheidene Pfarrerssohn.

Bald darauf rasselten zwei alte Lohnkutschen aus der Stadt. Das Elternpaar in der einen fuhr voll stummer Betrübniß in ein kinderloses Haus zurück.

II.

Meeresſtille vor dem Sturme.

Am andern Morgen, als die Bäckerbuben wie flinke Geſpenſter pfeifend durch die noch verſchlafenen Gaſſen huſchten, hielten die beiden Wagen wieder ſtill auf dem Rittersberg der heimathlichen Kleinſtadt. War das eine äußerlich und innerlich mühſelige Fahrt! Und als die Eltern Stark dann ausgeſtiegen waren, wie unheimlich leer und ſtill empfing ſie das ganze Haus!

Da habt ihr nun ſo lange geharrt und gehofft, bis der Segen eines Kindes in euer Haus eingezogen war! Da habt ihr nun vierzehn Jahre euch über ihn gefreut und bekümmert! Habt Tag und Nacht das Zuſammenleben mit ihm zärtlich gepflegt, wie eine im Frühling und Winter gleich duftende Blume, und nun hat ſie das hartherzige Leben euch weggenommen und in den Boden der Fremde verſetzt, daß ihr vereinſamt daheim um ſie trauern müßt! — Ihr armen Eltern dauert mich!

Vater Stark, ſo ſehr er auch an Heimweh krankte, hatte doch wenigſtens zur Zerſtreuung ſeine Kanzlei, ſein Tribunal, ſeine Schachpartie und ſeinen Rundgang um die Stadtmauer. Aber ſie, die Mutter! Wie ging ſie doch wochenlang ruhelos von einer Stube zur andern und meinte immer, daß ſie ihr fernes Kind in irgend einer unverſehens finden müſſe. Und wenn ſie vom Erk-

fenster hinunterſah — der Rittersberg, die Schloßgaſſe, Gott, wie leer und öde, wie ihr Mutterherz! — Wie mancherlei Arbeit fing ſie an und keine ward fertig! Ihr einziger Troſt war die Kirche, in der ſie jeden Morgen ihr Heimweh dem lieben Gott aufopferte, und des Abends das Nachbarhaus des Dekans, bei deſſen daheim gebliebenen Kindern ſie ihr heimwehmüdes Herz ein wenig ausruhen und zerſtreuen ließ. — Und erſt die alte Dorothee! Dieſe wußte nun gar nimmer die langen Tage herumzubringen. Wohl ſaß ſie ſtundenlang an ihrem Spinnrad und ſpann und ſann, und ſprach mit ſich ſelber, und wackelte dabei mit dem ſchneeweißen Kopfe. Dann trippelte ſie wieder im ganzen Hauſe herum und machte ſich allerhand unnöthige Arbeit. Aber die Zeit wollte ihr doch nicht herumgehen, und ſie hielt manchen langgeſponnenen Monolog mit dem ſtets gleichen Seufzer: Wenn ſie doch unſer Herrgott nun zu ſich nähme, da ſie jetzt zu gar nichts mehr nütz auf der Welt ſei! — Vater Stark hingegen war merkwürdig in ſich gekehrt und ſprach von ſeinem Heimweh nur ſelten. Er wollte doch als Herr des Hauſes ihm auch an moraliſchem Muthe vorleuchten, was ihm jedoch hundertmal härter ankam, als er ſich merken ließ. Nur nach dem Nachteſſen, wenn er bei ſeiner einſamen Roſalie die gewohnte Pfeife rauchte, da konnte er manchmal einen tiefen Seufzer nicht unterdrücken. Und einmal, an einem recht troſtloſen November-abend, ſprach er den ſcheinbar oberflächlichen und doch in ſeiner heutigen Stimmung ſo traurigen Satz aus: „Ach ja, du mein Gott, ſo geht's eben auf der Welt.“

„Du haſt Recht, lieber Mann!“ fiel Mutter Roſalie ein. „Ach ja, eine eigene Welt! — Es iſt nur gut, daß nach dieſem Leben noch ein anderes kommt. Sonſt wär's, weiß Gott, gar nicht der Mühe werth, daß man zu leben anfängt, um ſich ſo viel abkümmern zu müſſen.“

Dann ſahen ſie Beide vor ſich hin. Mutter Roſalie ermannte ſich indeſſen ſogleich wieder zu neuem Troſtwort: „Aber gieb dich

nur drein, guter Chriſtoph, es muß einmal ſo ſein, da wollen wir es auch geduldig tragen und unſer Herrgott wird unſern Hermann ſchon behüten an Leib und Seele."

Ging da dem Vater das ſchwere Herz auf, und wie that ihm ſo wohl, daß er nur einmal davon reden konnte!

„Ich hoff' es, gute Frau, und bete darum alle Tage. Aber es iſt doch hart, ſo lange von ſeinem Kinde getrennt zu ſein. Ich hätt' es früher ſelbſt nicht ſo geglaubt, und ſtatt leichter wird mir's immer ſchwerer."

„O, mir auch, lieber Mann!" beſtärkte ihn Frau Roſalie darin mit aller Offenherzigkeit.

„Dir auch? Nun das freut mich. Aber freilich, wir zwei haben ihn ja gleich lieb, da muß uns auch das Herz um ihn gleich wehe thun. Lieber Gott, wir müſſen es eben überwinden und uns an unſer leeres Haus gewöhnen."

„Doch an Oſtern kommt er ja wieder!" — fuhr es auf einmal ganz hell durch Mutter Roſaliens düſtere Gedanken. „Ach, guter Chriſtoph, wird das eine Freude für uns werden!"

Wie da Vater Starks Auge leuchtete! „Ach ja, an Oſtern kommt er ja wieder! O du mein Heiland! Wie ſoll da mein' Herz mit dir in ihm auferſtehen! — Aber," ſprach er wieder gedehnt, „es iſt doch noch recht lange bis Oſtern."

„Es kommt auch dieſe Zeit, lieber Mann, nur Geduld!"

„Ja Geduld! Wenn die nicht wäre, wäre das ein ſchweres Leben! — O Gott, Geduld!" —

Solche elegiſche Zwiegeſpräche kehrten noch gar oft zurück an den ſtillen Winterabenden.

Aber wenn dann der Briefträger ins Erkerhaus kam und dem guten Doctor ſchon unter der Kanzleithür mit freudiger Miene den erſehnten Brief emporhielt und rief: „Herr Doctor, heut bring ich wieder den rechten!" war es dann auch ein Feſttag im ganzen Hauſe für alle ſeine Bewohner! Welche Freude durch-

flog dann die friedlichen Räume von der Kanzlei bis zur Erkerstube, wohin Vater Stark athemlos der Mutter die trostvolle Botschaft hinauftrug, und dann wieder ins Hinterstübchen zur alten Dorothee, die immer gar nicht laut genug darüber jubiliren konnte, daß es ihrem „Herzenshermännle" in der Fremde doch so wohl ergehe.

Und es ging ihm wirklich gut. — Wenn irgendwie das treubesorgte Elternhaus dem Kinde durch ein fremdes ersetzt werden kann, so that es das Kosthaus der Frau Professorin Moser. Die Einfalt und der Friede dieser Familie heimelte gar bald die beiden Freunde an. Sie fühlten gar wohl, daß sie nicht bloß um des Kostgeldes willen, sondern in einem viel edleren Geiste wahrhaft mütterlicher Pflege wie eigene Söhne versorgt waren. Die gute „Mutter Moser," wie sie seit Jahren von ihren Studenten genannt wurde, war die Liebe und sorgliche Aufmerksamkeit selber. Selbst ihre Stimme hatte einen so wohlthuenden, gar nicht fremden Klang. Und die beiden geschäftigen Mädchen, wie waren sie ihnen doch wie liebe Geschwister, die ihnen stündlich an den Augen absahen, mit was sie ihnen einen freundlichen Dienst erweisen konnten. Das muntere Linchen zeigte für Hermann eine besonders freudige Dienstfertigkeit, während das träumerische Bettchen sich mehr zu dem in sich gekehrten Theodor in kindlicher Unbefangenheit hingezogen fühlte.

So hatte Hermann, um sich recht in der Erinnerung an das liebe Elternhaus zu erhalten, über seinem Bett ein Crucifix mit lebendigem Epheu aus dem heimischen Garten umrankt. Auch Theodor ahmte ihm darin nach. Und Vater Stark machte vom gleichen Stocke, der für Hermann seine Schößlinge abgab, auch für das Kreuz des Freundes die nöthige Pflanze zum Geschenk. — In die sorgliche Pflege dieses Epheuschmuckes theilten sich nun die beiden lieben Mädchen in strengster Geschiedenheit. Linchen begoß einzig die Töpfe Hermanns, Bettchen nur jene Theodors.

Und jedes von den Mädchen war über das andere eifersüchtig, daß ja kein Stock saftigere Blätter treibe als der andere. Ebenso gewissenhaft versorgte Linchen den Weihwasserkessel Hermanns mit frischem Wasser, das sie immer selber beim katholischen Pfarrer in ihrem kleinen Krüglein holte, um ja über die Echtheit der Qualität gewiß zu sein.

So versorgte das Haus der Frau Professorin unsern lieben jungen Helden mit Allem, was ihm nur nöthig war an Leib und Seele. Nur Eines konnte es ihm dennoch nicht ganz ersetzen, — das wirkliche Elternhaus in der lieben fernen Heimath.

Jetzt erst fing von der Gluth der Sehnsucht die Kindesliebe in ihm zu blühen und zu duften an, wie sie nie zuvor das Herz der Eltern daheim erquickt hatte. Sogar das Heimweh ließ in den ersten Wochen mehrmals seine Aeolsharfentöne in der Seele des muthigen Knaben erklingen. Dann saß er an seinem einsamen Fenster, und sah in weichster Stimmung hinaus in das spätherbstliche Wiesenthal.

Wie kalt und flüchtig war oft daheim sein Gruß gewesen, wenn er von seinen Knabenspielen ermüdet und erhitzt in die Erkerstube hinaufgesprungen kam, und vor allem sich nach dem Essen erkundigte! Und jetzt, was hätte er darum gegeben, jeden Tag beim Aufstehen und Schlafengehen nur ein einzigmal in die treuen Augen der Eltern schauen zu dürfen! So legte er denn seine ganze Sohnesliebe, davon sein Herz so übervoll war, in seine Briefe nach der Heimath, und er selber merkte gar nicht den anfangs elegischen Ton, der seinem ausgeprägt sanguinischen Temperament früher so völlig fremd gewesen. Und wenn dann sein Briefstag war, den die Eltern Stark in jeder Woche so regelmäßig einhielten, wie Sonne und Mond ihren Auf- und Niedergang, wie war Hermann dann vor und nach dem Empfang des treuen elterlichen Wortes so eigenthümlich aufgeregt! Er, der daheim der Eltern liebreiche Mahnungen so hundertmal überhört hatte,

wie bedächtig und nachdenklich las er jetzt Wort für Wort ihrer besorgt warnenden Liebe! — Schon nach einer halben Stunde holte er das liebe Blatt wieder hervor, und las es nochmals und abermals, und immer war die Lesung seinem Herzen gleich erquickend. Aber vor dem Einschlafen mußte er sich in die liebe Botschaft aus dem Elternhause erst noch einmal recht tief versenken, als ob er ihren wohlthuenden Inhalt noch gar nicht kenne.

Hättet ihr einem Sohn vor solchem Einschlafen einmal belauschen können, ihr treuen Eltern Stark, euer stummes Herzleid wäre gewiß laute Herzensfreude geworden. O dann wölbte sich zwischen ihm und euch des Gebetes himmlischer Steg, und ihr ginget darauf Hand in Hand aus der Heimath zu ihm in die erste Fremde, tratet an sein Bett, legtet eure Hand auf sein Haupt und neigtet euren Mund über den seinen! — Da wart ihr so ganz leibhaftig bei ihm und er bei euch, und die drei Herzen wußten von keiner Trennung!

Seine früher so ungestüme Natur ward durch diese erste Stimmung in der Fremde sichtlich gemildert, und die immer innigere bewußte Herzensgemeinschaft mit seinem Freunde Theodor nährte fort und fort diese stille läuternde Flamme.

Dieser allein war sein treuer Begleiter in den Stunden der Erholung, er war sein Genosse bei der Arbeit und hing an ihm mit rührender Treue und Ergebenheit. Jener Abend am Blechhammer ward von ihm nie und nimmer vergessen. — Theodors ruhiges, bescheidenes Gemüth war die harmonische Ergänzung von Hermanns rasch fliegendem Geiste. Und so verschmolz sich ihr jugendliches Herz immer mehr zu jenem selbstsuchtlosen Ideal schwärmerischer Freundschaft, das nur die frische Poesie harmloser Jugendjahre erstreben und erreichen kann.

Wie so mancher in ernster Ruhe durch die Ebene hinfließende Strom mußte erst als junger Wildbach in der Gebirgsheimath seiner Kindheit über Felsen und Baumstämme brausend hinunter-

ſtürzen. Und auch der Strom des Menſchenlebens hat ſeine fort und fort wechſelnde Zeit des ſchäumenden Sturzes und der ruhigen klaren Quelle.

So floſſen auch in Hermanns Leben in der erſten Fremde nun Wochen, Monate und Jahre in heiterer Ruhe dahin. Es ſchien, als habe er ſeine frühere unbändige Natur wie ein verbrauchtes Kleid in ſeiner Heimath zurückgelaſſen, und hier für immer einen neuen Menſchen angezogen. Die Frau Profeſſorin konnte nur die freudigſten Briefe über ihn heimſchreiben. Und im Fortgang war er in den verſchiedenen Klaſſen immer einer der Erſten. Namentlich in der deutſchen Sprache und Geſchichte war er ſtets der unbeſtrittene Sieger geblieben. Nur Eines kam auch hier wieder zum Vorſchein, das war ſein alter Haß gegen die Mathematik; und dieſer blieb ſich nicht nur gleich, ſondern ſteigerte ſich noch von Jahr zu Jahr. Hermann fand ſogar eine ſtolze Befriedigung darin, ſeine Geringſchätzung dieſer Wiſſenſchaft ganz offen an den Tag zu legen, und jeder Mahnung ſeines Mathematik-Profeſſors ſetzte er ein trotziges: „ich will nicht!“ entgegen. Mit beſtimmten Zahlen auf dem Papier, wie mit klugen Gründen im Leben zu rechnen, in den Bann geometriſcher wie menſchlicher Verhältniſſe ſeinen freiheitsbedürftigen Geiſt einzwängen zu laſſen, das ward ihm, von Jahr zu Jahr bewußter, ein gleich verhaßtes, faſt niedriges Geſchäft.

Um ſo lieber verſenkte ſich ſein idealer Geiſt, von Theodors poetiſchem Schönheitsgefühl ſtets angeregt und unterſtützt, mit immer friſcherer Luſt und geiſtigerem Verſtändniß in die alten und neuen Dichter, um aus freiem Antrieb die tägliche Einförmigkeit der trockenen Schulaufgaben und ſtarren Formübungen mit ſtets neu wechſelndem Reize zu beleben.

Wie die zwei aufblühenden Jünglinge in trunkener Schwärmerei darin mit einander wetteiferten! Wie ſie im ewigen Schönheitsſtrome des größten Erdendichters wahrhafter Natur, des ewig

jungen alten Homer, die heißen Herzen wonniglich badeten! Wie sie sich erfrischten am sprudelnden Quell horazischer witziger Weisheit, und im gottdurchhauchten Sophokles das Maß adeliger Schönheit bewundern lernten! Dann sonnte sich ihr geistiges Auge wieder am hehren Glanze der Schiller'schen Menschheitsideale. Für Freiheit und Vaterland erglühten ihre Herzen in Körners „Leier und Schwert," und Uhlands urdeutscher romantischer Duft umwob erquickend ihr sinniges Gemüth.

Und wie sie also begeistert Hand in Hand umherschweiften auf den lichten Höhen ihrer alten und neuen Lieblingsdichter und ihr Geist mit Idealen sich bereicherte, so wanderten sie auch leiblich in jeder Jahreszeit durch Wiesen und Wälder. Die kühle Welle wie der Eisspiegel halfen ihren Körper erstarken machen, und die weise Diätetik der Alten: „mens sana in corpore sano" fand an ihnen ihre herrlichste Bestätigung.

Ja, damals war die pädagogische Weisheit unserer heutigen Schulplankünstler noch nicht zu solch' menschenquälender Geistlosigkeit verflacht, mit der heute der junge Student in der bunten Zwangsjacke seichter Vielwisserei an Leib und Seele niedergehalten wird, um ihm so jede frische Lernlust schon im Keime zu verkümmern. Man gönnte seinem heranwachsenden Geist und Körper auch noch die nöthige Luft und Freiheit, um auch außer der Schulbank fröhlich treiben zu können, damit die Wissenschaft dem Jüngling eine weise, treue Führerin werde im großen Lichtreiche des Geistes, und dem Mann für alle Zeit eine geliebte Freundin bleibe, erheiternd und erfrischend durch sein späteres oft nur allzu reizlos trockenes Berufsleben.

O war das für unsere beiden Freunde eine schöne erquickende Jugendzeit! Wie ein frischer Morgengang durch Feld und Wald, da die Blumen aus den Aehren nicken und am Strauche die Rosen grüßend den jungen Wanderer fragen, ob er sie nicht brechen und an sein Herz stecken wolle. —

So kam Hermann immer ſchöner an Leib und Seele heim, ein immer ſüßeres Labſal ſeiner glücklichen Eltern. Und wer zu Oſtern oder im Spätſommer die jungen Studenten mit dem Ränzchen über Berg und Thal in ihre Vaterſtadt heimwandern ſah, der blieb auf dem Wege ſtehen und ſah vor allen Andern dem goldlockigen Wandersmann mit lachenden Augen nach, und pries im Stillen die Eltern glücklich, die ihn ihren lieben Sohn nennen durften. —

Doch auch die ſpiegelklarſte Meeresſtille birgt den Sturm in der Tiefe, und kein kundiger Schiffer, der hinaustreibt in die glatte Woge, vergißt darauf, daß ſie ſich urplötzlich in Berg und Thal verwandeln und ſein Fahrzeug verſchlingen könne.

Aber den guten Eltern Stark erging es nicht wie dem meererfahrnen Schiffer. Sie vergaßen über der langen Meeresſtille in Hermanns Leben ganz und gar auf allen Sturm. Und einmal kehrte er doch zurück, der Wellenſpiegel von Hermanns Herzen ward Berg und Thal, und das Fahrzeug ſeines Lebensglückes ſchwankte darauf ächzend auf und nieder.

III.

Der Korporal und sein Rekrut.

Woher es doch wohl kommen mag, daß die gelehrte Zunft der Philologen, namentlich auf den Lateinschulen und Gymnasien, von allen gebildeten Menschenklassen vielleicht die verhältnißmäßig größte Zahl komischer Originale aufzuweisen hat? Wenn oft nur ein Dutzend Männer sich ihre Erinnerungen aus dieser römisch-hellenischen Schulzeit mittheilen wollten, welches ganz unterhaltende Büchlein voll ergötzlicher Sonderlichkeiten könnten sie zusammenschreiben!

Auch ich wäre nun im Stande, zu einer allenfallsigen Geschichte philologischer Urbilder aus Hermanns Schulzeit außer dem seligen Frackschneider noch manches „schätzbare Material" zu liefern. Doch mein Weg ist noch zu weit. Leider darf ich mich bei dieser ganz unschädlichen Species abnormer Gewächse an unseres Helden Lebenspfad nicht länger aufhalten. Aber bei einer ganz besonders stachlichten philologischen Distel, die das junge Leben unseres Helden fast zu Tode ritzte, muß ich doch eine kleine Weile stehen bleiben. —

Professor der vorletzten Gymnasialklasse war damals ein nun längst verstorbener, kupfernasiger Glückspilz mit goldener Brille, dessen geckenhafte Toilette die Eleganz seiner Latinität weitaus übertraf, und der sich stets an einer morschen Eselsbrücke ängstlich anklammern mußte, wollte er den tiefen Gedankenstrom der

griechischen Dichter rauschen hören, um ihren Geist dann doch nicht zu verstehen.

Kreatur und Vetter eines in der Landeshauptstadt einflußreichen Ministerialbeamten war er allen seinen Collegen um so verhaßter und gefährlicher, als seine offenkundige Ignoranz in der Wissenschaft mit lügnerischer Vielwisserei in politischer Spionage vortrefflich gleichen Schritt hielt. Alle Versuche des würdigen Rectors, diese Giftbeule aus dem gesunden Lehrkörper der ihm anvertrauten Lehranstalt auszuscheiden, waren stets durch die heimlichen Gegenoperationen des intriguirenden Protectors vereitelt worden.

Aber er war auch ein Opiumtrank für die Lernlust seiner Schüler und die stete Zielscheibe für die heimlichen Pfeile ihres jugendkecken Witzes. Darin übertraf indessen dieser würdige Lehrer seine Schüler noch weit, nur daß sein eigener, hämischer Witz einem andern doppelten Ziele galt, daran seine Unwissenheit als buntlappiger Hanswurst armselige Possen machte.

Da war kein gelehrter deutscher Philolog, irgendwie um die Heroen altklassischer Kunst und Wissenschaft verdient, dessen gründliche Forschung er nicht durch unwürdigen Spott vor seinen Schülern lächerlich gemacht, um so vor ihnen den traurigen Ernst seiner eigenen philologischen Stümperei zu verstecken. Da war aber auch kein Schüler, dessen Talent und Wissen er kannte und fürchtete, in dem er nicht planmäßig schon von vornherein durch alle möglichen höhnischen Chicanen die leiseste Lust erstickt hätte, an der Gründlichkeit seiner höchst fraglichen Wissenschaft jemals zweifeln zu wollen.

So war diese Klasse schon seit Jahren gerade für die Talentvollsten ein wahres pädagogisches Fegfeuer und sie sehnten sich nach der Oberklasse beim würdigen Rector, wie ein Gefangener nach seiner Befreiung. Alle hatten indessen ohne Ausnahme in stummer Knechtschaft dieses niedrige Joch schon seit Jahren

getragen, und so den frivolen Sarcasmus dieses Ignoranten bis zum feistesten Uebermuthe gemästet.

Nur bei einem Einzigen hatte er sich gründlich verrechnet. Und du ahnest wohl, wer dieser Eine war. Aber auch vor keinem all' seiner zahlreichen Schüler in fünfzehn Jahren hatte der Professor jemals eine so tiefe, instinktmäßige Scheu gehegt. Der ganze Jüngling hatte für ihn von vornherein etwas mysteriös Verhängnißvolles, ohne daß er sich eigentlich darüber Rechenschaft geben konnte. Er mußte sich an diesen trotzigen Ernst in Hermanns stolzem Gesichte förmlich erst gewöhnen. Und das reizte ihn nur noch mehr, diesen gefährlichen Schüler mit allen erdenklichen Mitteln spöttischer Geringschätzung niederzuhalten.

Gerade so instinktmäßig war aber auch diesem Schüler der ganze Mensch an dem Professor nach außen und innen schon seit der ersten Stunde zuwider, und er ahnte es merkwürdig lange voraus, daß sie einmal gewaltig auf einander platzen würden. In solchem Gefühle bereitete Hermann gerade in dieser Klasse sich ganz besonders gründlich und mit doppeltem Zeitaufwand auf jeden Unterricht vor. Jede Variante des Textes, jede Auslegung des Sinnes stand ihm zu Gebote, wie einem gelehrten Philologen. Denn er durchschaute bei dem Professor gar bald seine ihm schon vorher bekannte Stümperei, besonders bei seiner schülerhaften Erklärung der griechischen Tragiker. Und es war ihm gar oft ein wonniges Behagen, gegen den wackeligen Bau dieser philologischen Kenntnisse mit keckem Wort einen erschütternden Ruck zu thun. Dann übergoß ihn der Professor im Nu mit der schärfsten Lauge seines Spottes, um seine eigene Niederlage rasch vergessen zu machen. Hermann wußte das jedesmal im voraus, und er that es doch. Gerade das reizte seine nach Jahren wieder aufgewühlte Sturmnatur. Dann lachten alle seine Mitschüler über den Professor schadenfroh sich einander zu, und blickten mit großen Augen nach dem kühnen Hermann Stark, der das wagte, was sie sich

Alle nicht getrauten. Nur Theodor ſaß oft beklommen da und wußte nicht, was daraus noch werden ſollte.

Lange, für ſein heißblütiges Weſen bewundernswerth lange, ertrug Hermann jede unverdiente Zurechtweiſung, jeden unwürdigen Spott des „Korporals," — ein Spitzname, den dieſer Profeſſor ſchon ſeit langen Jahren führte und der ſich ſogleich von ſelber erklären wird.

„Steh' er auf!" näſelte der Profeſſor gar oft in karrikirtem Korporalston. Und Hermann ſprang am Eckplatze der erſten Bank mit beiden Füßen auf und ſchaute mit verhaltenem Hohnlachen ihm ins Geſicht.

„Gerade ſteh' der Rekrut! Stell' er ſich nicht ſo querbeinig hin! — Rekrut! Hat er was gelernt?"

„Ja wohl!" gab ihm Hermann in entſchiedener Betonung zurück.

„So fang' er an!" erklang ein neues Commandowort, und die ganze Klaſſe ſpitzte die Ohren.

Gar oft aber, und gerade wenn Hermanns Ueberſetzung beſonders gut war, unterbrach er ihn mitten darin: „Setz' er ſich, Rekrut! Das nächſtemal werd' ich ihm mit dem Korporalsſtock kommen."

Und Hermann ſetzte ſich mit verächtlicher oder lachender Miene, je nachdem er aufgelegt war, und ſo lang ihm dies Alles in der erſten Zeit noch eine gewiſſe Unterhaltung gewährte. Sogar den Superlativ der ſeltſamen Bezeichnungen des Profeſſors: „moraliſcher Krüppel!" den er indeß nur in der höchſten Aufregung ausſprach, ließ ſich Hermann einmal ruhig gefallen. Aber ſchon damals zuckte es wie ein elektriſcher Strahl über ſein zornglühendes Geſicht. „Moraliſcher Krüppel!" hallte es in ſeinem ſchwer verletzten Herzen wieder. — „Gieb Acht, Korporal, dieſen Schimpf ſollſt du mir noch heimbezahlen."

Als dann aber das erſte halbe Jahr vorüber war, da zer-

rann in des nun siebzehnjährigen Jünglings stolzem Gemüth auch der letzte Hauch von komischer Wirkung, und der bitterste Ernst edler Entrüstung über dieses nichtswürdige Possenspiel mit der Jugend und Wissenschaft, die gründlichste Verachtung dieses Stümpers, fing so gewaltig in ihm an zu gähren, daß er von nun an nur auf Eines heimlich brütete und sich selber darüber völlig vergaß.

„Fort mußt du, Vogt! Deine Uhr ist abgelaufen!“ — so beschloß er, ein anderer kühner Tell, gegen diesen hämischen, gewaltthätigen Schulvogt. Aber offen, Aug' in Auge, wollte er ihn vernichten, nicht wie jener, heimlich hinter dem verbergenden Hollunderstrauch, worin er mit seinem unsterblichen Lieblingsdichter niemals ganz einverstanden war, so begeistert er auch sonst für dessen Helden schwärmte.

Und auch ihm war die Gelegenheit günstig.

Sophokles' Antigone, die Hermann besonders liebte, ward an einem sommerlichen Nachmittag vom Professor wieder einmal gründlich mißhandelt, und er mit ihr. An den Nachmittagen war der „Korporal“ überhaupt immer besonders sarkastisch aufgelegt, und sein weinglänzendes Gesicht gab deutlich Kunde von dem innern Grunde seiner Erregtheit. Kurz, Hermann mochte übersetzen wie er wollte, Alles war heute wieder „schlechte, liederliche Schuljungenarbeit.“

„Setz' er sich, fauler Rekrut!“ donnerte der „Korporal.“ Da ward er von dem alten Pedell unvermuthet hinausgerufen. In der Ueberraschung ließ er sein dickes Exemplar des Sophokles offen aufgeschlagen auf dem Katheder liegen, das er sonst immer mit sichtlicher Aengstlichkeit vor den Luchsaugen seiner Schüler, namentlich vor denen Hermanns, fern gehalten hatte.

Wie der Blitz sprang Hermann auf den Katheder und an das ungewöhnlich umfangreiche, mehrfach durchschossene Buch, nur allzulange schon der Gegenstand seiner ungestümsten Neugierde. Sein hastiger Blick verschlang nur so die geschriebenen Blätter

neben dem gedruckten Texte. Alle ſeine Kameraden ſchauten ängſtlich bald nach ihm, bald nach der Thüre. Beſonders der treue Theodor mahnte beſtändig: „Hermann, er kommt!“ — Mit hochklopfendem Herzen kehrte dieſer an ſeinen Platz zurück. Ha, wie er heimlich aufjubelte! Er wußte genug.

Der „Korporal“ trat wieder ein, mit ſichtlichem Aerger einen Brief verbergend, nahm das Buch vom Katheder und rief Hermann wiederholt auf, um in ſeinem jetzigen Mißmuth die unterbrochene Chicane nur noch beißender an ihm fortzuſetzen. — Hermann ſtand auf. Mit unheimlicher Kälte faßte er den „Korporal“ feſt ins Auge und antwortete auf jede Frage mit ſeltſam abgemeſſenem Ton. Es war eine Ruhe der Spannung in der Klaſſe eingetreten, als ob Alle den Odem anhielten.

Da kreiſchte plötzlich der „Korporal“ wüthend ihn an: „Falſch exercirt, ſchlechter Rekrut, dummer Querkopf! Ich werd' ihm mit dem Korporalſtock kommen.“

„Nein, recht exercirt, ſchlechter Korporal!“ warf Hermann ihm blitzſchnell ins Geſicht.

„Moraliſcher Krüppel! Will er ſchweigen?“ flog es Hermann jach entgegen. Des Profeſſors Fauſt ballte ſich gegen ihn und der Weindunſt ſeines Mundes ſchnob ihn an.

Er aber mit einem Satz [illegible] der Bank heraus! Wie ein junger Löwe trat er jetzt an ihn heran mit zornſprühendem Blick, und mit ſeiner ganzen Kraft warf er ihm den Sophokles vor die Füße.

„Pfui, pfui, Korporal! Mich ſo zu mißhandeln! — Jetzt aber iſt es aus zwiſchen uns Beiden!“

Der Profeſſor flüchtete ſich in feiger Angſt zur Thür und ſchrie auf dem Gange nach dem Pedell um Hülfe.

Hermann aber rief mit ſtrahlendem Geſichte ſeinen verblüfften Mitſchülern zu: „Danket mir, denn euch Alle werd' ich nun an ihm rächen.“ Alle waren vor Staunen ſtumm. Nur Theodor

rief voll tiefster Bewegung: „O Hermann! Was hast du gethan?“

Der „Korporal“ kam, noch an allen Gliedern bebend, mit dem Pedell zurück. Ohne ein Wort der Widerrede ließ sich der rebellische Rekrut in den Carcer abführen. Nur unter der Thüre warf er dem „Korporal“ noch einen scharfen Blick zu, mit drohend erhobener Hand: „O Herr Professor, mit dem Einsperren ist's noch lange nicht vorbei! Wir zwei reden schon noch mit einander.“

Nach dieser unerhörten Scene ward die Klasse heute noch vor dem Stundenläuten geschlossen. Im erregtesten Schritt und Gespräche vertheilten sich die Schüler in die Gassen und Gäßchen. Theodor allein folgte stumm hinten drein, und schüttelte schmerzlich den Kopf, daß er seinen besten Freund von dieser unseligen That nicht abhalten konnte.

Wie ein Lauffeuer ging diese Nachricht durch die ganze Stadt. In den Familien, wie in den Wirthshäusern und Studentenstuben sprach Jedermann an diesem Abend von dem Professor, dem allverhaßten „Korporal,“ und dem schönen Studenten Hermann Stark, den Jedermann lieb hatte, wenn er ihn auch nur auf der Gasse sah, und der nun ganz ruhig, und sogar mit dem stolzen Bewußtsein einer großen That, als Gefangener in seinem Carcer saß. —

Und die gute Mutter Moser! — Wie Theodor bestürzt heimkam und ihr und den beiden Mädchen den ganzen Vorgang erzählte, war das ein Herzeleid im ganzen Hause!

„Gott, Gott! Wie kann ich nur helfen?“ jammerte die Frau Professorin fort und fort und ging verstört im Zimmer umher. Die beiden Mädchen ließen so traurig die Köpfe hängen, wie um einen gefangenen lieben Bruder. Auch dem treuen Theodor ward das Freundesherz aufs Neue schwer, und er zog sein Gesicht in finstere Falten. Endlich ging es der guten Pflegemutter auf, wie ein helles Licht: „Heimschreiben, augenblicklich Vater und

Mutter zu kommen bitten, ſo ſauer auch ihnen dieſer Weg werden muß; ja das iſt das einzige Mittel, um Hermann vielleicht noch vor dem Aergſten retten zu können." — Und ſie ſchrieb ohne Verzug Alles, Alles ohne Hehl und Beſchönigung. Bettchen und Linchen trugen mit klopfendem Herzen den Brief ſelber auf die Poſt, damit er ja ganz pünktlich noch heute Nacht abgehe. Ach, war das eine Verwirrung und Unruhe in dem ſonſt ſo ſtillen Wittwenhauſe!

Die gewiſſenhafte Frau ſchloß vor Kummer die ganze Nacht kein Auge und dachte bis zum Morgen über Alles nach, bis ſie endlich vor Müdigkeit ein wenig einnickte. Auch die beiden Töchterchen ſtöhnten gar oft in ihren unruhigen, ſtets wieder unterbrochenen Träumen. Der treue Theodor hörte jede Stunde der Nacht auf dem Kirchthurme ſchlagen, und dachte immer wieder mit bekümmertem Herzen: „O wenn ich doch nur mit ihm reden könnte, daß er wenigſtens jetzt noch zu ſich käme!" —

Am zweiten Morgen nach dieſem Auftritt ſaßen alle Profeſſoren des Gymnaſiums in dem großen Rectoratszimmer, den Katheder mit dem Richterſtuhle zu vertauſchen. Mehrere Schüler waren als Zeugen verhört worden. Der letzte trat eben ab. Da ward Hermann auf einen Wink des Rectors eingeführt. Er wollte dieſen verhängnißvollen Abſchnitt ſeines Lebens mit einer gewiſſen Feierlichkeit beſchließen, und erſchien vor dem Profeſſorencollegium in ſeinem beſten Sonntagskleid, das man ihm auf ſeine Bitten in den Carcer gebracht hatte. Es war für die Blicke ſeiner Richter ein ergreifender Gegenſatz, der alle, beſonders den greiſen, milden Rector wehmüthig ſtimmte. — In ihrer Mitte dieſer Kläger, von Allen im Stillen verachtet, mit dem unſtet lauernden Spionenblick und der Schlemmerſignatur auf dem gedunſenen Geſichte, und vor ihnen als Angeklagter der ſiebzehnjährige Hermann, von Allen geliebt, der Stolz des Gymnaſiums, das Urbild eines edlen deutſchen Jünglings. Die Roſen ſeiner Wangen waren ein

wenig bleich geworden, aber sein großes Auge strahlte heute klarer denn je; und wohlgeordnet quollen seine Locken um den polnischen Schnürrock, dessen knapper Schnitt seine kräftige, schlanke Gestalt so recht zu wohlthuendem Anschauen brachte.

Der fast siebzigjährige Rector hielt ihm sein Vergehen vor, als eine That, die er seit seinem dreißigjährigen Rectorat in den Annalen seiner Anstalt noch nicht verzeichnet habe, und, das weiße Haupt schüttelnd, betonte er gar schmerzlich, daß gerade er, von dem er so viel gehofft, zu solch' unverantwortlichem Schritt sich habe hinreißen lassen.

Hermann, zu seiner Rechtfertigung aufgefordert, fuhr erst noch einmal über seine hochgewölbte Stirn, dann zwang er sich zu ruhiger Antwort:

„Herr Rector und ihr Herren Professoren! — Ja es ist wahr, ich hab's gethan! Und nachdem ich in meiner Haft wohl genug Zeit zum Ueberlegen hatte, erkläre ich jetzt mit aller Ruhe: Ich würde meinen Sophokles dem vor mir sitzenden Herrn Professor nun nicht mehr vor die Füße werfen. Ich bereue das."

Darauf starrte er vor sich hin. Der Sturm in seinem Innern benahm ihm die Stimme.

Der menschenfreundliche Rector gab kopfnickend den Collegen seine Freude über dieses reuevolle Geständniß des jungen Delinquenten zu erkennen. Hermann aber sah diesen wohlwollenden Blick des väterlichen Freundes nicht, und fuhr mit wiedergewonnener Ruhe weiter:

„Doch, Herr Rector und ihr Herren Professoren! Verstehen Sie mich wohl! Ich sagte: meinen Sophokles. Denn mein Sophokles, den ich dem Herrn Professor vor die Füße warf, der enthielt nichts, als den einfachen griechischen Text der Antigone. — Aber," fuhr Hermann mit schärfster Betonung fort, „ich kenne ein anderes Exemplar der Antigone, das ist wohl noch dreimal so dick, wie das meinige. Und in diesem, da steht nicht nur die

ganze deutsche Ueberſetzung hineingeſchrieben, oft zwei- und dreifach, o nein, da ſteht noch viel mehr. Da ſteht auch jedes ſchwere griechiſche Wort drin, wie man's declinirt und conjugirt. Und jede Regel iſt drin aufgeſchrieben Wort für Wort."

Mit ſteigender Spannung lauſchten ſie Alle dieſer noch räthſelhaften Wendung. Der betroffene Profeſſor ward auf ſeinem Stuhl unruhig und blinzelte haſtig unter ſeiner goldenen Brille. Hermanns Ton ward jetzt noch immer bitterer:

„Aber das iſt noch lange nicht Alles. O nein! In dieſem Exemplar, da ſteht auch Seite für Seite jeder ſchlechte höhniſche Witz, mit dem man uns unſere Freude an den alten Klaſſikern verleidet, mit dem man uns Tag für Tag alle großen Philologen lächerlich macht, weil ſie was gelernt und gedacht haben. Nur von dem Einen, was wir ſo gerne hätten erfahren mögen, davon ſteht keine Silbe darin, nämlich vom Sinn und Geiſt des Sophokles und von ſeiner ſchönen Form. O davon, ihr Herren Profeſſoren, davon haben wir das ganze Jahr kein einziges Wort gehört, ſo lange wir uns auch auf der Schulbank plagen und ärgern mußten, ſo erbärmlich man uns auch verhöhnt und mißhandelt hat. — Dies Eſelsbrückenexemplar, das gehört dem Herrn Profeſſor hier, und dieſes hätt' ich ihm vor die Füße werfen ſollen. Das meinige mit dem einfachen Text der Antigone war viel zu gut dazu. Ja, Herr Rector, ich hab's gethan! Nur vergriffen hab' ich mich im richtigen Exemplar. — Und das allein bereu' ich jetzt."

Da hielt er tief aufathmend inne, und zitterte am ganzen Leibe.

Der Eindruck dieſes Auftrittes war ein unbeſchreiblicher. Der alte Rector ſuchte umſonſt nach dem Worte der Erwiederung, und ſein Auge hielt fragende Umſchau bei ſeinen nicht minder erſtaunten, aber innerlich frohlockenden Collegen. Ihrer Aller Blicke wendeten ſich nach dem Profeſſor, der ſich vor Hermanns immer ſchärferen Angriffen in Wort und Blick völlig in ſich verkriechen

wollte. Seine sonst so überkecke Spionennatur enthüllte nun wider Willen ihr innerstes Wesen, die Feigheit Aug' in Auge. Nicht einmal zu protestiren wagte er jetzt und fuhr nur verächtlich lächelnd um seinen dicklippigen Mund, mit dem nicht allzu beherzten Ausrufe: „Niederträchtige Lüge, was dieser Bube da sagt." — Allen war plötzlich klar, die Rollen des Anklägers und Angeklagten waren umgewechselt worden. Auf dem Stuhle der scheu den Boden suchende Professor, das war jetzt der Angeklagte. Vor ihnen der im edelsten Zorne sein Haupt hochtragende Schüler, das war der Kläger. Und sie, die Geschwornen, mit ihrem silberhaarigen Obmann, sprachen triumphirend in ihrem Herzen gegen den Professor den Wahrspruch: „Ja, der Angeklagte ist schuldig."

Aber freilich durften sie nur heimlich also sprechen. Denn das Schulgesetz, das Hermann in so unerhörter Kühnheit mit Füßen trat, sprach zu laut, zu bestimmt gegen ihn. Das aber wußte er selber am allerbesten. Und bevor noch der Rector ihm erwiederte, fuhr er mit etwas weich gewordenem Tone fort:

„O ich weiß wohl, was mir bevorsteht. Ich bin alt genug, um das zu wissen, und ich hab' es vorher gewußt und dennoch gethan. — Herr Rector, strafen Sie mich durch Entlassung! Ich weiß, Sie können nicht anders. Aber seien Sie auch gerecht gegen diesen, der dreimal älter und dreimal schuldiger ist als ich! Schicken Sie jetzt sogleich zu ihm in sein Zimmer! Lassen Sie seine Bücher confisciren, vor allen jenen Sophokles, den ich selber durchblättert habe! Schicken Sie diese Bücher unserm Landesherrn, damit auch er sie lese, damit er erfahre, was das für ein Professor ist; damit er ihm seinen Korporalstock vor die Füße werfe, wie ich, sein Rekrut, meinen Sophokles. — Ja, Herr Rector, ein Rekrut will ich werden, wie dieser Korporal mich so oft geschimpft hat. Was bleibt mir Anderes mehr übrig? Ich habe mir vorgenommen, ein ganzer Mann zu werden, und auch mit dem Säbel in der Faust werd' ich kein halber sein."

Nach dieſen Worten ſchweifte plötzlich ſein Geiſt heim ins Elternhaus. Des Vaters und der Mutter bekümmertes Antlitz ſah ihn mahnend an. Seine Lippen zitterten, wie ſeine Stimme.

„O mich jammern nur meine guten armen Eltern, die ſo feſt auf mich gehofft und gebaut, und die ich nun ſo tief betrüben muß, bis ich es ihnen als Soldat wieder vergeſſen und verſchmerzen machen kann“ ....

„Aber nein, weg damit! Das gehört nicht hieher. Das muß ich mit mir ſelber ausmachen. Ich bin fertig mit Allem. Ja wohl Herr Rector, dimittiren Sie mich, aber ſchicken Sie auch dieſen fort, der ſo lange mich verhöhnt und mißhandelt hat, bis ich ſoweit mit ihm gekommen bin! Sonſt, das ſchwör' ich jetzt beim allmächtigen Gott, ſoll er an mir erfahren, was ich für ein moraliſcher Krüppel bin, wie er erſt vor zwei Tagen mich geſcholten hat.“

Und wieder trug er frei ſein ſtolzes Haupt und ſchämte ſich hinterher, daß er öffentlich ſo weich geworden war. —

Dumpfe Stille folgte Hermanns letzten Worten, die den Rector dermaßen ergriffen, daß er in ſtummer Uebereinſtimmung mit ſeinen Kollegen für heute die Sitzung ſchloß. Hermann trat ab, und zwar frei. Sein Urtheil ſollte ihm morgen verkündet werden. Das Profeſſorencollegium ging mit dem Rector ſtaunend und bewegt auseinander. Den „Korporal“ ließ jeder allein im Saale ſtehen. Und als er nach Hauſe gekommen, ſchloß er ſich in ſeinem Zimmer erſchöpft und verwirrt ein, wie ein Mann, der eben vom Gerichtsſaale gekommen, darin ihm das moraliſche Todesurtheil gefällt worden iſt. —

Zu gleicher Zeit ſaß Hermann auf dem Zimmer ſeines Buſenfreundes Theodor, wehmüthig triumphirend, wie ein junger ſiegreicher Held, der ſeinen ärgſten Feind in offener Feldſchlacht geſchlagen und vernichtet hat, aber ſelber bis zum Tode verwundet auf der Wahlſtatt liegt.

Und der treue Theodor sprach bekümmert:

„Aber liebster Hermann! Wie konntest du ums Himmels willen gar noch vor dem Rector und den anderen Professoren so groß thun, statt ihnen zu sagen, daß du Alles nur in der Hitze gethan und nun bei ruhigem Blute bereuest? Man hätte es dir ganz gewiß verziehen. Und nun hast du Alles noch zehnmal schlimmer gemacht! — Nein, so hart mir's auch ankommt, diesmal kann ich dir nicht Recht geben."

„Was sagst du, Theodor, bereuen? Ich kann's nun einmal nicht bereuen und darum hab' ich auch keine Reue heucheln können, geh' es mir auch noch so schlecht. Das ist nun einmal so meine Natur. Und glaub' nur ja nicht, daß es mir dann besser gegangen wäre. Ich hätte ja doch dimittirt werden müssen, das geht gar nicht anders. Und was hätt' ich dann von meinem feigen Bitten und Weinen gehabt? Den Hohn des Korporals und die Schande vor mir selber noch obendrein. Und dann hätt' ich mich erst recht zu Grunde gerichtet. Weißt du? Da, da drinnen. Und das ist zuletzt noch hundertmal ärger. Aber so, so hab' ich doch den Stolz in mir, daß ich nicht hinterdrein feig gewinselt habe, nachdem ich zuerst soviel Muth gehabt, das zu thun. Sieh', ein solches Bewußtsein ist auch was werth. Und so kann ich doch hoffen, daß ich auch diesen Korporal bis zum Tode getroffen, und ihm sein chicanöses Handwerk für alle Zeit gelegt habe. O hättest du nur gesehen, wie der sich vor mir ordentlich verkrochen hat, und wie der Rector und die Professoren ihn so verächtlich angeschaut haben! O ganz gewiß, mit dem dauert's auch nimmer lang. Und das hab' ich doch gewollt, als ich ihm meinen Sophokles vor die Füße warf. Wie hätt' ich nun hinterher wieder winseln und jammern dürfen? Nein, Theodor, ich bin siebzehn Jahre alt. Da muß man sich entscheiden, ob man ein Mann werden will oder ewig ein Bube bleiben. — Und ich — je nun — ich habe mich entschieden."

„Aber ſo ſag' mir nur, was willſt du jetzt anfangen?“ meinte Theodor mit immer beſorgterer Miene.

„Was? — O das hab' ich mir im Carcer ſchon Alles überlegt und rund heraus hab' ich es ihnen geſagt: Soldat werd' ich, ein Rekrut, wie der Korporal mich ſo oft geheißen hat. Wer weiß, wozu es gut geweſen iſt? Aber nicht bei uns in dem langweiligen Gamaſchendienſt. Gott behüte! Das brächte mich um. Weißt du, in fremde Dienſte tret' ich, was weiß ich, wohin? Nach Algier oder nach Batavia, wo's eben noch etwas für mich zu thun gibt und ich mich auszeichnen kann. O! laß mich nur in der Fremde ſein, es ſoll kein Kamerad ſich zu ſchämen brauchen, daß ich einmal daheim ſein Freund geweſen bin. Man braucht gerade nicht auf der Schulbank langſam vorwärts zu kriechen, wie eine Schnecke; man kann auch fliegen, wie ein Adler! Was wäre denn aus ſo manchem großem Feldherrn geworden, wenn er ruhig und feig daheim ſitzen geblieben wäre? Und ich glaub', ich tauge überhaupt viel beſſer in die weite, ſtürmiſche Welt, wo es noch etwas zu wagen und zu gewinnen giebt, als ſo ein Federfuchſer werden. Das hab' ich ſchon auf dem Rittersberg und im Tannengarten verſpürt. — Ein Arminius will ich werden, der jeden Varus zu Boden ſchlägt, wie ich dieſen Korporal heute niedergeſchmettert. So hat's mir ſchon der Frackſchneider bei meiner Kindtaufe prophezeit, und er ſoll Recht bekommen!“ —

Jetzt ſah Theodor ihm ernſt mahnend in die vor innerer Erregtheit rollenden Augen.

„Und deine armen Eltern? Haſt du auch an dieſe ſchon gedacht? Glaubſt du wirklich, daß auch dieſe damit zufrieden ſind und dich ſo leichten Herzens als Soldat ſo aufs Ungewiſſe hin in die weite Welt ziehen laſſen? Oder willſt du gar hinter ihrem Rücken heimlich auf und davon gehen, daß ſie vor Kummer über dich vielleicht ſterben müſſen?“ —

Als wäre ihm plötzlich alles kochende Blut zu Eis gefroren,

starrte Hermann jetzt bei den Worten „arme Eltern“ vor sich hin, wie leblos. Heiße Thränen stürzten aus seinen Augen und er stöhnte vor sich hin:

„Geh' doch! Mir jetzt das zu sagen! — Meine Eltern! Ach, meine armen, armen Eltern!“ — —

Und hätte er jetzt hinausblicken können auf die von wochenlangem Regen bodenlos gemachte Landstraße, hätte er in die alte herumgeschüttelte Postkutsche hineinschauen und die zwei traurigen, alten Leute darin betrachten können, gewiß auch den letzten Rest von trotzigem Stolz über seine verwegene Heldenthat hätte er gerne diesen beiden tiefbetrübten Passagieren demüthig zu Füßen gelegt!

Wie die goldenen Aehrenfelder draußen im Morgenwinde wogten und die Lerchen in den sich aufklärenden Himmel wie gottesfreudige Gedanken jubelnd aufstiegen! Aber diesen beiden Reisenden that das Rauschen und Singen gleich wehe. Ihre Herzen waren wohl auch noch kurz zuvor jubelnde Lerchen, die danksingend ein goldenes, reiche Frucht verheißendes Aehrenfeld umschwebten. — Nun sollten sie's vom Sturm über Nacht zerschlagen finden. Und die Raben, die von den Peitschenhieben des Postillons aus den Pappelreihen krächzend aufflogen, stimmten heute viel verwandter zu ihren bangen Gedanken. — O du Sohn dieser Eltern, welches Maß von Liebe thäte dir wohl noth, um ihnen diese eine sorgendurchwachte Nacht und dieses einen trostarmen Tages mühselige Fahrt mit neuer Freude wieder heimzuzahlen! Aber der großmüthigste Gläubiger der ganzen Welt ist treuer Eltern liebreiches und liebebedürftiges Herz, und für den hundertsten Theil williger Abzahlung quittirt es so gerne gleich die ganze Schuld, um vertrauensvoll wieder neue, noch größere Summen von Liebe vorzustrecken. —

Laß mich das schmerzliche Wiedersehen von Eltern und Sohn nicht weiter ausmalen! Die Farben dieses Bildes liegen in jedem

fühlenden Menſchenherzen ſelber geborgen. So führ' es auch du dir ſelber aus! — Laß mich auch davon ſchweigen, mit welch' klopfendem Herzen die zwei niedergedrückten Leute noch am ſelben Abend bei dem menſchenfreundlichen Rector für den einzigen Sohn, die Hoffnung ihres Lebens, wie für ſich ſelber, die ſchuldloſen und doch am ſchwerſten geſtraften Eltern, um Gnade fürſprachen! —

Ich will dich lieber wieder am andern Nachmittag hinaus auf dieſelbe bodenloſe Landſtraße führen, in denſelben Poſtwagen dich hineinblicken laſſen, und du ſiehſt den Geſichtern der zwei älteren Reiſenden gewiß ſogleich an: ihre Herzen ruhen von einem ſchweren Kummer aus, und die milde Hand freudigen Dankes wiſcht immer ſichtlicher den düſtern Ernſt aus ihren abgehärmten Zügen. Das Aehrenwogen und der Lerchenjubel thut ihnen heute nimmer wehe, wie geſtern. Denn der Sonnenſchein der Gnade und der friſche Hauch der Hoffnung hat ihr hingeworfenes Aehrenfeld wieder aufgerichtet. Und ihre Seelen wagen es wieder, ſich ſingend darüber zu wiegen, wenn auch nur noch ſchüchtern, wie zwei junge Neſtlerchen, die zum erſtenmal ihre ſchwachen Flügel verſuchen. Auch das Antlitz des jungen Reiſenden ihnen gegenüber iſt ruhig, wenn auch ſehr ernſt. Seine Hand iſt abwechſelnd von der des Vaters und der Mutter feſt umſchloſſen. Es iſt ihnen Beiden Bedürfniß, ihr wiedererrungenes Glück fortwährend mit den Händen feſtzuhalten, aus Angſt, daß es wie ein Traum ihnen wieder entrinnen könnte.

So fuhren die drei Reiſenden wieder heim in die alte Vaterſtadt. Nach dem Ausſpruche des Profeſſorencollegiums ſollte Hermann in wohlwollender Abwägung aller ſo eigenthümlichen Gründe, als deren ſchwerſter die Ignoranz und brutale Behandlung des „Korporals" den Ausſchlag gab, die letzten noch übrigen Monate des Schuljahrs bei ſeinen Eltern verbringen, und dann für die Oberklaſſe ſich einer beſonderen Strafprüfung unterwerfen. — Dieſen mildeſten möglichen Ausſpruch erleichterte noch gar ſehr

das Gesuch jenes Professors um Versetzung. Er fühlte sich durch die offene Anklage seines eigenen Schülers doch zu tief gedemüthigt, um ein längeres Verbleiben unter seinen Collegen ertragen zu können. Der würdige Rector aber bot alle Mittel auf, um auch ein anderes Gymnasium vor diesem unwürdigen Lehrer zu bewahren. Alle Gegenzüge seines Protektors in der Hauptstadt wurden diesmal glücklich vereitelt, und so war der Schluß des Schuljahrs auch das Ende seiner Professur. — Im Ruhestande verscholl dieser seltsame „Korporal" in der kleinen Gebirgsstadt einer fernen Provinz, und ist nicht viele Jahre darauf zur ewigen Armee einberufen worden. — —

„Und wie Arminius einst, werd' er ein mächtiger Held,
Jeglichen Feind, den schlag' er, wie Jener den Varus, zu Boden!" —

Wie hatten vor siebzehn Jahren die Kindtaufgäste über diese Verse des mystischen Frackschneiders doch aus vollen Kehlen gelacht! — Aber siehe, lieber Begleiter, das Leben unseres jungen Helden macht sie ernster von Jahr zu Jahr. —

IV.

Der Zauber im Erker und der Seeſturm.

Iſt ein Strom einmal aus ſeinem bisherigen ebenen Bett über einen jähen Felshang plötzlich hinuntergeſtürzt, ſo dauert es ſtets eine geraume Zeit, bis er aus dem erſten ſprudelnden Schaume ſich wieder zur alten klaren Welle beruhigt.

So erging's auch unſerm jungen Freunde. So mild auch ſein Urtheil zu nennen war, und ſo gar nicht ehrlos ſein Vergehen, ſein Gemüth verdüſterte ſich dennoch in dieſen Monaten ſeines erſten Exils. Denn er ſpürte jetzt nur die niederdrückende Ohnmacht ſeiner eigenen vermeintlichen Niederlage, und ſein ſtolzes Herz ward dadurch tief verwundet. Aber Niemand ſollte davon erfahren. Abgeſchloſſen ſaß er den ganzen Tag über ſeinen Büchern auf ſeinem einſamen Zimmer. Er ſcheute ſich, nur auf der Straße geſehen zu werden, die er in der früheren Ferienzeit mit ſolch frohſinnigem Behagen durchſchritten. Seine liebſte Erholung fand er im Reichswald, in den er ſich zur Dämmerzeit hinausſchlich. In den Abendſtunden ſaß er in einſilbigem Ernſte bei ſeinen Eltern und brütete über ſeinem nunmehrigen Lieblingsdichter, dem Shakeſpeare, in deſſen heißblutigen Rieſengeſtalten menſchlicher Leidenſchaften ſeine tief verſtimmte Seele immer gieriger Nahrung ſog, in deren geiſtigem Umgange ſie ſich immer

verwandter fühlte. — Wohl fragte bald der Vater, bald die Mutter um Aufklärung dieses ihnen räthselhaften Trübsinnes, da doch Alles noch so überaus glücklich sich gewendet hatte. Aber jedesmal beruhigte er sie oder wich aus. Er war ein Bestrafter. Und sein verhaßter Gegner, wie er damals noch irrthümlich gemeint, triumphirte darüber. Das war der düstere Grundton seiner ganzen Stimmung.

Nur, als sein Herzensfreund Theodor in die Ferien heimkam, stahl sich von dem milden Lichte seines Umgangs dann und wann auch an Hermanns trübem Himmel das alte, heitere Blau hervor. Der Frühling glücklicher Jugend umblühte wieder manche Stunde seine Seele. Und auch die Herzen der armen Eltern getrauten sich, darin froh zu werden, wie zwei winterstarre Bäume, die lenziger Odem wieder anhaucht zur Auferstehung neuen Lebens.

Als er endlich nach glorreich bestandener Strafprüfung vom Rector mit dem alten Wohlwollen in die Oberklasse aufgenommen worden war, und vor Allem, als er die Pensionirung des Korporals erfuhr — sein eigenstes Werk — da hielt all sein vormaliger Stolz auf diese kühne That in seinem Herzen wieder lauten triumphirenden Einzug. Mit Jubel ward seine Rückkehr von allen Mitschülern gefeiert, wie ein Siegesfest jugendlichen Muthes gegen ignorante, brutale Schultyrannei. Alle blickten von nun an mit einer gewissen Ehrfurcht zu ihm auf, so daß sich der nun fast achtzehnjährige Oberklässer noch viel bestimmter bewußt ward, mit welch' geistiger Ueberlegenheit er unter seinen Altersgenossen hervorragte. Ein gefährliches Ahnen zog durch seinen Geist, was er im Leben wagen und was ihm gelingen könne, wenn er nur wolle. Und der Eltern Ermahnungen zur nunmehrigen Demuth und Selbstbeschränkung, die sie ihm diesmal als gute Engel mit auf den Weg gegeben, sie zerrannen gar bald wieder im Sturmhauche dieses frohlockenden Bewußtseins.

Sogar, als er die alten Straßen der Gymnasialstadt wieder

durchwanderte, konnte er es in ſeine eigenen Ohren hören, wie die Philiſter aus Thüren und Fenſter ſeinen Namen ſich zuflüſterten, und die Blicke nach ihm waren des erklärenden Commentars genug, in welchem Sinne die Nennung ſeines Namens für ihn zu deuten war.

Ja, ſelbſt bis ins Penſionat der Madame Manſuy war der Ruf ſeiner verwegenen That und ihres ſpäteren Sieges gedrungen.

So oft Demoiſelle Marguerite als Wächterin am Ende des ſchwarzen Mädchenzuges mit brennrothen Shawls in der mächtigen Lindenallee ihm begegnete, entſtand in der langen Reihe ein Gezwitſcher, wie von jungen Schwalben, und alle Hälſe waren in ſteter Gefahr, ſich einmal ernſtlich zu verrenken. Das fein geübte Ohr eines Etymologen hätte indeſſen aus dieſem Geflüſter ziemlich leicht herauslauſchen können, daß es nichts anders war, als der ein paar dutzendmal durcheinander geſprochene idylliſche Name „Louiſe.“ — Aber, wenn irgend eine ſchöne neugierige Mitſchweſter, nachdem ich dies einmal verrathen, nun meinen ſollte, daß Hermann für eine Louiſe aus dieſer ſchwarzen Inſtitutsſchaar in romantiſcher Jugendliebe geſchwärmt hätte, ſo muß ich ihr leider ſagen, daß ſein äſthetiſcher Sinn ſchon viel zu fein und geſund ausgebildet war, um in dieſem ſo überaus poetiſchen Coſtüm die Poeſie der erſten Liebe pflegen zu können, ſo verlockend auch die Shawls dieſer „internes“ die ſymboliſche Farbe brennender Liebe zur Schau trugen, und die grünen Schärpen der ſchon gereifteren Jungfrauenknospen zur Hoffnung ſtummer Gegenliebe ermuthigten.

Aber vielleicht haben dieſe internes der Madame Manſuy nur eine „externe“ Louiſe gemeint? Denn man ſoll gar nicht glauben, mit welch' rührender Theilnahme dieſe internes ſich mit ihren externen Mitſchweſtern beſchäftigen, und wie die letzteren wieder den erſteren dieſes edle Mitgefühl durch Mittheilung aller erdenklichen Stadtneuigkeiten zu lohnen ſuchen. Gewiß ein ſehr edler Zug weiblicher Nächſtenliebe und Dankbarkeit!

Nun ging freilich dieser schöne Student Hermann Stark an einem ehrwürdigen Kaufherrnhause in der Hauptstraße auffallend oft vorüber, und immer in den süßen Dämmerstunden, in denen der scheidende Tag mit der kommenden Nacht noch trauliche Zwiesprache hält, und die lauten Menschenherzen stiller zu schlagen beginnen. Wenn ich aber jeder meiner weiblichen Begleiterinnen nur so recht ausmalen könnte, wie dieses alte Kaufherrnhaus einem andern in der fernen Heimath auf dem Rittersberge so geschwisterlich ähnlich sah, als ob vor Jahrhunderten derselbe Meister beide ersonnen und erbaut hätte, sie würden sicherlich die kindliche Pietät Hermanns für das geliebte Elternhaus begreifen und ehren, mit der sein sehnsüchtiges Auge bis zu des Tages letztem Abschiedsblick an diesem lieben, trauten Erker hing. Oder hätte er vielleicht sein Auge davon abwenden sollen, weil, so oft er zum Erkerfenster hinaufsah, des Kaufherrn frühlingsfrisches Töchterlein ganz zufällig zu ihm herunterschaute? Gehört nicht zur vollen Poesie eines solchen altdeutschen Erkers auch ein Mädchenbild in seinen Rahmen, wie die schwellende Knospe an den Rosenstrauch? Und wenn er sie auf dem Hinweg und bei der Rückkehr grüßte, und diesen Willkomm- und Abschiedsgruß wohl jeden Abend ein dutzendmal mit ihr tauschte, wer wollte ihn darum schelten, daß er so höflich gewesen? — War doch der gute Vater Stark selber das Urbild aller Höflichkeit und hatte er diese schöne Tugend ihm doch von Kind auf eingeschärft! — Vor Allem gegen ältere Damen höflich sein! war stets sein mahnendes Wört daheim. Und des Sohnes Herz setzte nun in der Fremde ergänzend hinzu: Und nicht minder gegen junge, liebliche Mädchen!

Jeden Abend begleitete ihn sein treuer Pylades Theodor auf diesem verschwiegenen Gang. Er opferte ihm gern all' die tausend und abertausend Schritte, weil er gar bald inne ward, welch sänftigender Thau auf das unruhige Herz seines Freundes aus diesem Erkerfenster niederquoll. Auch dieses nimmermüde Freundes-

geleit galt seinem treuen Herzen als ein Tropfen aus dem Meere der Dankbarkeit, das er für seinen Lebensretter glaubte gar nie erschöpfen zu können.

So ward Hermanns stürmisches Herz durch diesen geheimen Zauber wieder allmälig ruhig, und das letzte Jahr der Oberklasse ward für ihn und seine Eltern noch das allerglücklichste. Wie dankten die guten Leute in mehreren Briefen dem würdigen Rector für solche überaus kluge Seelenführung ihres Sohnes! Und der erfahrene Pädagog antwortete einmal: „Ja, wahrlich, völlig wie umgewandelt dünkt mir sein ganzes Wesen. Sogar der Mathematikprofessor spricht mir dieselbe Wahrnehmung aus. Wirklich, ich bin fast versucht, in meinen alten Jahren noch eitel zu werden, daß mir auch die Lösung dieses schwierigen pädagogischen Problems so glücklich gelungen ist. Fürwahr, es will mir oft selber wie ein Zauber dünken."

Ja wohl, aber an den verschwiegenen Zauber in jenem Erkerfenster dachte Niemand als der Verzauberte selber und sein schweigsamer Pylades.

Und wenn ich nun erst von dem Letztern, diesem so außerordentlich ruhigen Pfarrerssohn, Etwas noch viel, viel Verschwiegeneres ausplaudern wollte!

Doch ich will vor der Hand lieber ebenso verschwiegen sein, wie er selber. Später muß ich es ja doch verrathen, ob ich will oder nicht. Und so laß mich jetzt nur noch von Hermanns letzter Schulaufgabe bei der Absolutorialprüfung dir erzählen! — Eine zwar äußerlich sehr einfache aber dennoch innerlich eigenthümliche Geschichte.

Der Herr Prüfungscommissär beim Absolutorium, mit seinen in der Mitte gescheitelten, grauen langen Haaren der germanische Urtypus eines ordentlichen Professors altklassischer Philologie, beliebte nämlich in seiner unerforschlichen pädagogischen Weisheit, den Abiturienten für die Prüfung aus der deutschen Stylistik zur Aufgabe zu bestimmen: „Schilderung eines Seesturmes."

„Ein Seesturm? — Was?“ — war das scrupulöse Echo in allen Köpfen der Oberklässer, und wohl nur sehr natürlich! Lag doch die wirkliche Bühne, darauf jene jungen, unkundigen Regisseure solch großartiges Naturschauspiel in Scene zu setzen hatten, ihrer eigenen Anschauung so merkwürdig nahe! O bloß ein paar hundert, und damals noch ziemlich eisenbahnlose Stunden. So ungefähr eine neue Auflage von Seume's „Spaziergang nach Syracus.“ — Und so rieben denn die Einen den Kopf mit der Hand oder trommelten mit dem Finger auf dem Sitz aller Gedanken, um ihrem Hirn die betreffenden Bilder zu entlocken. Andere kauten an ihren Gänsefedern und mißhandelten vergeblich das flügellahme Roß ihrer Phantasie, um den Stadtbach, Mühlteich oder irgend ein anderes bescheidenes Wässerlein ihrer Heimath zu einem rasenden Ocean auszudehnen und aufzuwirbeln.

Selbst der so bilderreiche Geist des sinnigen Theodor ward heute von seinem wogenden Gedankenmeer wie ein ankerloses Schiff hin und hergeschleudert, so krampfhaft er sich auch sogleich an Schillers „Taucher,“ als einzigen Retter in der Noth, angeklammert hatte. Kaum, daß er drei Zeilen schrieb, strich er sie auch schon wieder aus. Kurz, vor lauter Wallen, Brausen und Zischen war in allen Köpfen der Oberklässer ein allgemeiner Schiffbruch der Ideen eingetreten.

Auch der kluge Rector ging mit verdrießlichem Kopfschütteln in der Klasse auf und nieder und verließ zuletzt sogar völlig das Schulzimmer, vor lauter Aerger über dieses absonderliche, wildfremde Thema des hochweisen Herrn Absolutorialcommissärs. Letzterer aber sah mit schadenfrohem Selbstgenügen von seinem Katheder auf all die verlegenen Schülerköpfe hernieder, und sprach ebenso geist- wie gemüthreich für sich selber:

„Ganz recht so, ganz, wie ich mir's gedacht habe. Diese dummen Jungen! — Wozu wär' ich denn in den letzten Herbstferien von Hamburg nach Helgoland gesegelt und von dieser

ungaſtlichen Meerfluth raſendem Gotte ſo jämmerlich herumgeſchüttelt worden, daß die göttliche Hygieia meinem umgekehrten Magen alle Gunſt entzog, und des Orcus düſterer Fährmann mich in ſeinen Nachen einzuladen bereits ernſtlich Miene machte? — Gut! — Nun will ich mich an dieſen albernen Jungen dafür rächen."

Kaum aber hatte er dieſen gedankentiefen Monolog beendigt, ſo ſah er zu ſeinem gerechten Erſtaunen, wie während des Stirnreibens und Federkauens der Andern ein Schüler plötzlich ſeinen Lockenkopf energiſch zurückwarf und in ſichtlichem Gedankenfluge Zeil' um Zeile niederſchrieb.

Und der Herr Prüfungscommiſſär, ſolches betrachtend, ſetzte ſeinen Monolog weiter fort: „Ei ſieh! Das iſt ja dieſer Hermann Stark, dieſer gefährliche Burſche, der erſt voriges Jahr in ſolcher Kühnheit gegen ſeinen eigenen Profeſſor rebellirte. Ein kleiner Catilina! — Ja wohl, ließ mir bereits von ihm erzählen. Bin ich doch begierig, was der für tolles Zeug zuſammenſchreibt, weil er gar ſo dreiſt in die Welt hineinkritzelt. — Oder ſollte der vielleicht ſchon ſelber auf dem wirklichen Meere gefahren ſein? — Doch wo, wie und wann? — ubi, quibus auxiliis, quomodo, quando?"

Gott bewahre, Herr Prüfungscommiſſär! — Der Blechhammer, an deſſen Ufer Hermann früher die Binſen zu ſeinen Pfeilen für die Kaiſerjagd geſchnitten, aus deſſen Fluth er einſt ſeinen Freund herausgezogen, das war ſein größtes, wildeſtes Waſſer, das er im Leben jemals geſehen. Aber in dem Kanzleizimmer ſeines Vaters, über dem bewußten Seegraskanapee, da hing als feuchteſter Gegenſatz zu dem trockenen Berufe ſeines Bewohners ein rieſiges Oelgemälde eines ganz entſetzlich grauſigen Seeſturmes. In das nächtliche Gewirre von ſtürzenden Wellen und fliegenden Wolken warf ein Leuchtthurm als einziger Lichtpunkt ſeine matten Strahlen. — Anwalt Stark hatte dieſes Bild

einst von einem bankerott gewordenen Kunsthändler an Zahlungsstatt angenommen. Und so mußte es auch aktenmäßig just in dem Kanzleizimmer hängen bleiben. Verspürte nun Vater Stark schon Gänsehaut vom bloßen Anschauen der rasenden Fluthen, darauf ein Fischer mit seinem Weibe voll Todesangst auf und niederflog, so nährte der Sohn Hermann eine stets wachsende Liebe zu diesem Gemälde. Die Wuth des entfesselten Elementes und der todesmuthige Kampf des Menschen mit ihm im armseligen Nachen, das Alles zog ihn mächtig an. Und so oft sein Blick an diesem Schauspiele hing, fing er kühner zu glühen an, besonders in seiner Stimmung der letzten Herbstferien. Shakespeare's Tragödien und dieser Seesturm, die beiden hatten gar oft seinen gedrückten Geist mächtig aufgerichtet. — Und an diesem Bilde, Herr Prüfungscommissär, hing jetzt Hermanns geistiges Auge, als seine Hand so flüchtig über die Blätter fuhr. — Alles lebte vor seinem erregten Geist in symbolischer Deutung, und der Inhalt seines Aufsatzes lautete, mit freilich noch etwas schwülstiger Rhetorik, wie die jugendliche Phantasie sie so gerne gebraucht:

„Ein junger Fischer zog auf sicherem Boote mit seinem Weibe hinaus in das riesige Meer, das in abendlicher Ruhe vor ihnen dalag. Und der Fischer warf voll Hoffnung auf reichen Fang das Netz in die stille Fluth. Dann legten sie Hand in Hand, und schauten glücklich und vertrauend über den Meeresspiegel, darin die Sonne vor dem Schlafengehen sich wohlgefällig noch beschaute, daß die Wogen davon erglühten wie Purpur und Gold. Und je tiefer der Fischer ins Meer hineinruderte, um so schwerer zog er das Netz herauf, und er senkte und hob es immer hastiger. Immer gieriger ward sein Verlangen nach immer reicherem Fang, und er hatte nie genug. Aber der Sturm lag schon im brütenden Traum auf des Meeres glatten Kissen. Des Fischers Weib ahnte das wohl in ihrem frommen Gemüth. Denn bei all dem überreichen Fang ward ihr das Herz schwer. Und je mehr des

Fiſchers Begierde wuchs, deſto unheimlicher ward ihr zu Muth. Mit ſtets innigerem Flehen mahnte ſie ihn darum zur Genügſamkeit und Heimkehr. Denn ſchon hob der Sturm erwachend ſein Haupt und ſchüttelte die Locken, daß gar bald weithin die Wogen rauſchten und ſchäumten, und am finſteren Himmel vor der Zeit der Tag ſein Auge ſchloß. Aber der Fiſcher in ſeiner noch immer wachſenden Habgier hörte nicht des Weibes Bitten, und ſah nicht den drohenden Sturm, und nicht ſeine finſtere Gehilfin, die krauſende Nacht. Nacht und Sturm düſterer Leidenſchaft war lauernd in ſein eigenes Herz gezogen. Er ſelber war geworden das ſtürmiſche, grundloſe Meer. — Und wie des Fiſchers Weib auch nach dem Leuchtthurm deutete, der wogenumbrauſt ſein rettendes Licht in die heulende Waſſerwüſte ſandte und zur ſicheren Heimfahrt winkte, — des Mannes umdunkeltes Auge ſah dieſe wegweiſende Flamme nimmer, und des Strandes ſichere Richtung ward ſeinem Auge verkehrt. Immer tiefer trieb er athemlos rudernd ins Meer hinein. Jede neue Woge, die freideweiß heran ſich wälzte, hielt ſein Auge für den rettenden, ſtets aufs Neue trügenden Strand. Da ſank er endlich zum Tode erſchöpft in des Nachens Grund. Und des Weibes gottvertrauender Arm hob auf das entfallene Ruder. — Mit ihres Gebetes Ruf den heulenden Nachtwind noch übertönend, lenkte ſie den ſchwankenden Nachen dem Lichte des Leuchtthurms zu, das ihrem Aug' über den Wogen das Ufer zeigte. — Und die Berge des Meeres trugen ſie ſicher und die Thäler verſchlangen ſie nicht. Und als ſie zum Strande trieben, da ſchlief der Sturmwind ein und der ohnmächtige Fiſcher erwachte. Des Leuchtthurms tröſtender Strahl fiel in ſein geängſtigtes Herz und weinend ſank er ſeinem todesmuthigen Weib in den rettenden Arm. — Dann knieten ſie zuſammen an dem Leuchtthurme nieder. Die Sterne gingen über ihren Häuptern auf — friedeſtrahlend. Und das Meer war wieder ſtill geworden, wie des Fiſchers Herz." —

Das war Hermanns letzte Aufgabe auf der Schulbank des Gymnasiums. Ihr so ganz eigenthümlicher Inhalt entlockte selbst dem Prüfungscommissär ein staunendes Kopfschütteln. Der merkwürdige Aufsatz wanderte wie eine Curiosität beim ganzen Professorencollegium von Hand zu Hand. Er stach zu sehr ab von allen anderen Schülerarbeiten, und enthüllte wieder einmal so ganz die abnorme geistige Natur des jungen Verfassers, dem dieser „Seesturm" die erste Note des Absolutoriums eintrug. —

Aber auch in der spätern „Schule des Lebens" erinnerte sich Hermann Stark noch manchmal dieses Aufsatzes. Darum bitt' ich dich, lieber Begleiter, behalt' ihn auch du in treuem Gedächtniß! —

Dritter Abschnitt.

Zwischen Frosch und Fuchs.

I.

Studentische Metamorphosen.[1]

Ihr Minister und Präsidenten, ihr Hofmarschälle und geheimen Räthe und all ihr anderen „Civilisten," die ihr sonst noch mit klingendem Titel und ordenbesternter Brust auf der Würdenleiter der civilisirten Menschheit sitzet und dem Wahne fröhnet, daß es über euch nun keine höheren Chargen mehr gebe, es sei denn ein gekröntes oder prinzliches Haupt — ich will euch einen blutjungen Sterblichen nennen, der steht mit seinem Selbstbewußtsein doch noch hoch über euch, und müßte er im kecken Uebermuth auf eure eigenen, ehren- und sorgenbeladenen Schultern hinaufklettern. Und wißt ihr, wer dieser Selbstbewußteste aller Sterblichen ist? — Das ist ein weiland deutscher Oberkässer mit dem noch tintenfeuchten Absolutorium in der Tasche.

Er hat an Hochgefühl seiner eigenen Person nur einen einzigen ebenbürtigen Rivalen in der gebildeten Menschheit, aber in ihrer anderen, militärischen Abtheilung. Das ist der neugebackene

[1] Bei den nun folgenden Bildern aus dem deutschen Studententhum ersuche ich alle meine lieben Begleiter, die einst Studenten gewesen oder noch sind, sich freundlich daran zu erinnern, daß, ein so gemeinsamer Geist auch das Corpsleben aller deutschen Hochschulen durchweht, doch Ausdrücke und Bräuche nicht überall bis aufs kleinste genau dieselben sind.

Lieutenant, der zum erstenmale mit dem Offiziers-Portepee durch alle Gassen stolzirt, wo eine Schildwache steht, und mit ausgeprägtester Lieutenantsmiene den gewichsten Schnurrbart streicht, wenn er überhaupt schon einen hat.

Doch gestatte mir, lieber Begleiter, hier erst einen naturwissenschaftlichen Excurs einzuschalten, und zwar seltsamen zoologisch-anthropologisch-metamorphosischen Inhalts. Ich fülle damit in unserer populären Wissenschaft eine ebenso unbegreifliche, wie unverantwortliche Lücke aus, die trotz allen hochgepriesenen, mirakulösen Fortschritten in unserem materialistischen Jahrhundert doch wieder die alte Wahrheit zum demüthigenden Bewußtsein bringt, daß alles menschliche Wissen eben doch nur immer eitles Stückwerk sei.

Daß ein gemeiner Engerling aus irgend einer schmutzigen Erdscholle sich durch unaufhaltsame Protection der Mutter Natur zu solch' übermüthigem Selbstbewußtsein aufschwingt, um später keine Menschennase für zu hochgetragen zu erachten, die er nicht als kecker Maikäfer zu umschwirren sich getraute; — über diese niedrige Metamorphose des Engerlings zu einem Maikäfer sind schon Foliobände mit den umständlichsten Abbildungen gedruckt worden.

Nicht minder, daß eine häßliche Raupe, über deren Anblick ein nervöses Fräulein erst in Ohnmacht gefallen, dann einen Monat später als farbenstrahlender Falter von demselben zarten Wesen, als naiv dahinhüpfender Schmetterlingsjägerin, jubelnd eingefangen und an ihrer Busennadel zappelnd mit sentimentalster Mimik von ihr bewundert wird — auch über diese Wandlung gibt's Bücher und Bilder, daran auch nicht das feinste Farbenstäubchen fehlen darf.

Und daß endlich die Frösche in ihrem frühesten Kindheitstraume Schwänze tragen, sie aber bei ausgebildeterem ästhetischen Bewußtsein, trotz dem formverwandten sogar hoffähigen Menschenfrack, dennoch als unanständig wieder ablegen — wer könnte

läugnen, daß auch hierüber die wissenschaftlichsten Erörterungen vorhanden sind?

Und doch, auf welch' tiefer, noch rein animalischer Stufe bewegen sich alle diese genannten Metamorphosenstudien!

Aber von den tausendmal staunenswertheren Wandlungen, die der Mensch, der Herr und die Krone aller geschaffenen Wesen, in einem gewissen halbgebildeten Lebensstadium bei uns zu durchlaufen hat, davon schweigen alle deutschen Naturforscher, vom berühmtesten, ordensreichen geheimen Rath, bis zum obscursten Privatdocenten mit noch völlig durchsichtigem Knopfloch.

Ich schweige hier völlig von dem schönen oder zarten Geschlecht unserer lieben deutschen Schwestern. Der noch ganz junge „Grasaffe," der halbwüchsige „Backfisch," und die schon etwas ältere „Schneegans" sollen aus ritterlicher Galanterie gar nicht in Betracht kommen. — Ich meine jetzt bloß den deutschen jugendlichen Mann.

Dieses vornehme wissenschaftliche Ignoriren seiner merkwürdigen Wandlungen dünkt mir aber noch um so schuldbarer, als dieselben sich bekannter Maßen niemals bis in den niedrigen Dunstkreis von Schuster- und Schneiderwerkstätten oder Kramläden verlieren, sondern sich stets nur an solchen seiner organisirten Exemplaren der Menschheit offenbaren, welche den heiligen Berg zum Sonnentempel klassischer Bildung hinanwandeln, und als somit auch jeder deutsche Professor der Naturwissenschaft diese Wandlungen selber einmal an seiner eigensten Person durchgemacht hat. — Erwägt man obendrein, daß diese Metamorphosen eine rein germanische Species von Naturerscheinungen darstellen, so wird dieses Verschweigen von Seite der deutschen Wissenschaft absolut unverzeihlich.

Welchen Spielraum scharfsinniger Conjecturen haben unsere Gelehrten aber auch durch diese Unterlassungssünde verloren gegeben! — Man höre nur und staune! —

Ein körperlich ganz wohlgebildeter, geiſtig ganz normal organiſirter Menſch, auf der Schulbank des Gymnaſiums in der Doppelblüthe ſeines Geiſtes und Leibes ſchwellend, iſt demnach — wahrlich ein unicum von mirabile dictu et auditu! — ein „Froſch!“

Welches Meer von grundloſen wiſſenſchaftlichen Vertiefungen und hochgehenden Geiſteswogen!

Dieſer „Froſch“ wird durch das Abſolutorium von der Schulknechtſchaft freigeſprochen. Er darf nun in akademiſcher Freiheit weiter hüpfen. Seine Froſchnatur ſcheint uns demnach eine prophetiſche Anſpielung auf dieſes ſpätere freie Davonhüpfen in ſich geborgen zu haben.

Aber nein, die Natur iſt ewig räthſelhaft, und läßt ſich nicht ſo flüchtig löſen.

Sie verwandelt den abſolvirten, geſchmeidigen helläugigen „Froſch“ in der Ferienzeit vom Abſolutorium bis zum Antritt des akademiſchen Bürgerthums flugs in einen plumpen ſtruppigen „Mauleſel.“

Welch neues Gebirge koloſſaler Räthſelmaſſen! — Welch neuer, materialiſtiſch-phosphoreſcirender Lichtblick in die Entſtehungsgeſchichte des Menſchen würde vielleicht den begeiſterten Anhängern der Affentheorie auf dieſem Berggipfel aufleuchten!

Eine neue „Mauleſeltheorie!“ — Wie ganz und gar noch nicht dageweſen und unverbraucht!

Doch ſiehe, noch iſt des Weltgeiſtes Kraft und Luſt zu neuen Metamorphoſen nicht erſchöpft.

Kaum hat der hochgelehrteſte Rector magnificus der Hochſchule den „Mauleſel“ durch Handgelübde in die heiligen Hallen der akademiſchen Freiheit eingeführt, ſo verwandelt ſich dieſes plumpe, geiſtesträge Saumthier buchſtäblich unter den Händen Seiner Magnificenz in einen verſchmitzten „Fuchs,“ der von nun an alle Schliche kennt, wie man das Colleg „ſchwänzt,“ den

nur, das gute, besorgte Bettchen legt eben ein neues, feuchtes Tuch sorgfältig um seine Stirn, wobei sie ihm zugleich in die düstern Augen sieht mit der stummen Frage, ob ihm denn immer noch nicht besser sei. — O sein brennender Kopf schmerzt ihn so sehr und sein Puls fiebert. Aber auch die aufregende Arbeit des Absolutoriums, drei volle Tage in dieser Augusthitze! Ja wohl! und dazu noch seine schwachen Nerven. Armer Theodor! — Aber nicht wahr? die kalten Umschläge von dieses siebzehnjährigen Kindes lieber, sorgsamer Hand thun dir doch recht wohl! — Ja, es ist gewiß wahr: Niemand pflegt so heilsam als zarte Frauenhand mit ihrer geheimen magnetischen Kraft. — Und die verständige Frau Professorin hatte es ja selber so angeordnet, und wie oft schon früher durch ihr populäres „Handbuch von hundert probaten Hausmitteln" ihren Pflegebefohlenen den gelehrten Doctor und seine Deserviten erspart! — Da muß ja wohl auch das heutige Recept seine wohlthuende Wirkung thun: „Nur Ruhe und den Kopf mit kaltem Wasser recht kühl halten, daß die gereizten Nerven sich wieder besänftigen!" — O, gewiß, ein ganz vortreffliches Mittel, besonders, wenn es nach der arglosen Mutter Auftrag mit so rührendem kindlichen Gehorsam von der lieben Tochter angewendet wird!

O belausche diese Wärterin nur ein klein wenig, wie sie mit jedem neuen Umschlag auch wieder mit neuer, stummer Frage um sein Befinden ihm ins Auge schaut! — Armer, junger Freund, mußt du so viel leiden von diesem brennenden Kopf, von dieser lieben, pflegenden Hand und diesen noch lieberen fragenden Augen! — ist dir immer noch nicht besser? —

Indessen saß die Frau Professorin im Wohnzimmer an ihrem massiven Schreibtisch, einem Erbstück ihres Vaters, und fertigte für die sechs Pflegesöhne die halbjährigen Rechnungen aus, daß morgen frühe bei der Abreise Alles in bester Ordnung sei.

Das sechzehnjährige, immer gleich muntere Linchen, das blitz-

ſchnell im Kopfe zu addiren verſtand, hatte, neben der Mutter ſitzend, das große Hausbuch auf dem Schooße liegen und dictirte ihr als merkwürdig gewandter Rechnungsführer die einzelnen Poſten ſogleich ſummirt in die Feder.

Und draußen in Theodors Stübchen ſchlug ihre Schweſter eben wieder einen neuen Umſchlag um ſeine glühende Stirn und fragte in gar weichem Tone:

„Iſt's Ihnen noch nicht beſſer, Theodor?"

Und der träumeriſche Pfarrersſohn ergriff plötzlich ihre liebe Hand, drückte ſie krampfhaft an ſeinen Mund, ſah ihr mit einem durchdringenden Blick voll tiefſter Wehmuth durch die Augen bis mitten ins Herz hinein, und ſagte nichts als dieſes eine Wort, aber mit unſäglicher Feierlichkeit: „Eliſabeth!"

Dann rannen zwei große Perlen über ſeine Wangen.

Und wie geſchah ihr's doch? Neigte ſie da nicht ihr Haupt zu dem ſeinen und küßte ſie ihn nicht? — Zum erſtenmale!

Armer Theodor! Iſt dir noch immer nicht beſſer? —

Da knarrte die Thüre des Wohnzimmers. Theodor wiſchte blitzſchnell über ſeine naſſen Wangen. Eliſabeth tauchte, an Leib und Seele heimlich zitternd, die Binde in die Waſſerſchüſſel, tief gebückt, damit ſie nicht aufblicken mußte.

Die Profeſſorin trat ein.

„Nun Theodor, hat Ihnen der Umſchlag noch nicht gut gethan?"

„O ja, ich danke," ſagte er kaum hörbar, vom erſten Kuſſe noch ganz durchſchauert.

„Nicht wahr? Ich ſagt' es ja gleich. Kaltes Waſſer hat eine merkwürdige Heilkraft."

Ja wohl, gute Mutter, kaltes Waſſer und deines Kindes warmer, heimlicher, heilender Kuß! —

„Aber wollen Sie nicht noch ein wenig friſche Luft ſchöpfen? Kommen Sie, lieber Theodor! Der Abend iſt ſo ſchön. Sie

treffen Hermann gewiß noch, und ein kleiner Spaziergang thut Ihnen wohl .... Bettchen! Die Tücher schön auswaschen und zum Trocknen hängen!"

„Ja, liebe Mutter!" klang Bettchens Antwort unendlich leise, und sie war froh, eine Gelegenheit zu finden, mit ihrem hochklopfenden Herzen sich in die frische Luft flüchten zu dürfen.

So trat sie denn auf die alte Holzgalerie, wusch die Tücher aus und hängte sie zwischen den Pfosten zum Trocknen auf. Wie bald war das geschehen! Aber ihre Augen, die nun, da sie allein war, über und über naß geworden, wann sollten diese wohl wieder völlig trocken werden? —

Und draußen wandelte Theodor in dieses ersten Kusses glückseligem Gedanken durch den trauten abendlichen Thalgrund. Der Nachthauch wob weiße Schleier um die duftenden Wiesen. Aus dem blauen Himmel zitterte der Abendstern, der Stern der Liebe. Die Vesperglocke klang aus dem nahen Dorf. Und horch! Jetzt ist sie verhallt, und ganz deutlich hört er von seinen schwärmenden Corpsbrüdern wieder herüberſingen:

„Dir sind wir auf ewig getraut,
Cheruscia, himmlische Braut!" —

Und Theodor blickte zum Abendstern und auf die weißen Schleier über den Wiesen, und wie im Gebet sprach er vor sich hin:

„Dir bin ich auf ewig getraut,
Elisabeth, süßeste Braut!"

III.

Von verſchwiegener Liebe.

Dieſe hinfällige, braune Holzgalerie, die vom Hinterhaus in der Schuſtergaſſe ſo lebensüberdrüſſig in ihren dumpfen Hofwinkel herniederhing, ſie hätte beim erſten Eintritt jener zwei Gymnaſiaſten vor nun bald vier Jahren es ſich auch wohl nicht träumen laſſen, daß ſie dem einen dieſer Freunde heute beim letzten Ausgang das trauernde Bild ſeiner erſten Liebe als ſolch poetiſcher Rahmen umfaſſen dürfte.

Und doch war es heute Morgen ſo gekommen.

Die gute Frau Profeſſorin hatte im Laufe von nun über zwölf Jahren wohl ſchon oft Gelegenheit gehabt, ſich als Studentenmutter in der allzeit ſchweren Kunſt des Abſchiednehmens einzuüben. Aber wie ſie nun heute daran kam, von Hermann und Theodor zu ſcheiden, da gab dieſer Gedanke ſchon ein paar Stunden zuvor ihrem Herzen ſo heimliche Stöße, als habe ſie noch nie einem ihrer zahlreichen Pflegeſöhne Lebewohl geſagt. Was das nur war? So wehe geſchah ihr noch bei keinem andern. Und doch war ſie gewiß allen dieſelbe ſorgliche Mutter geweſen, frei von jeder launiſchen Bevorzugung. Aber an dieſen beiden hatte ihr Herz doch ganz beſonders zärtlich gehangen. War es der vortreffliche Kern, den ſie vom Elternhauſe mitgebracht,

war es ihr frisches, edles Wesen? Oder war es ihre treue Anhänglichkeit an sie und ihre Kinder? Denn keiner all' der früheren Studenten war in ihrem Kosthause so daheim und so mit ihnen in Freud' und Leid verwachsen geworden, wie diese Zwei. Oder war es ein unerklärliches, halb freudiges, halb angstvolles Vorgefühl, daß noch einmal eine Zeit kommen werde, wo diese Beiden ihrem Haus und Herzen wieder nahe stehen und noch viel näher, als jetzt? Was war es doch von dem Allem, daß sich die Frau Professorin gerade vor diesem Abschiede jetzt so fürchtete? —

So lange sie noch im Hause früh Morgens nachzusehen und der beiden Freunde Koffer zu ordnen hatte, da war es mit stillen Seufzern gethan. Als sie aber dann mit den grünen Reiseränzchen auf dem Rücken vor ihr standen, um mit froher Wanderfreiheit über Berg und Thal in die Heimath zu ziehen, da sank der treuen Pflegemutter plötzlich aller Muth. Küssend und weinend fiel sie jedem ein um das anderemal um den Hals, daß auch ihnen das Herz gar schwer ward und jeder nur ein paar abgerissene Worte dankenden Abschieds hervorstammeln konnte. — Auch das muntere Linchen drückte unter so lautem Schluchzen den Kopf an das Fenster, als ob ihr junges neckisches Herz nun nie mehr froh werden könnte. Nur Elisabeth, wie wir von nun an das elegische Bettchen nennen, war ängstlich ruhig und gefaßt. Mit thränenleerem, aber um so schmerzvollerem Auge stand sie da und blickte scheinbar theilnahmslos zu Boden. Dann gab sie erst Hermann und hierauf Theodor die Hand, drückte sie diesem heimlich und hauchte kaum vernehmlich: „Adieu!"

Die beiden Freunde waren schon auf der Treppe, und die Professorin starrte noch immer von dem Stuhle, darauf sie zuletzt niedergesunken, regungslos vor sich hin. Seit dem Todestag ihres seligen Mannes hatte sie so starker Schmerz nicht mehr überwältigt. Aber warum denn nur? Es waren ja doch nur immer fremder Eltern Söhne, von denen sie sich nun losgerissen hatte!

— Ach, laß ſie doch trauern! — Kannſt denn du ſo genau wiſſen, ob außer dieſem Abſchiede nicht noch ein anderes ſchneidiges Schwert jetzt durch ihre Mutterſeele ging? — Eliſabeth und dieſer ſchmerzensſtumme Blick, und dieſes lautloſe Abſchiedswort! — In ihre kurz zuvor noch dämmernde Mutterahnung plötzlich welch' erſchreckender Lichtſtrahl! — O Theodor! Ahnteſt du wohl, was du mit deiner Liebe für die Tochter nun für ein Leid dieſer Mutter zurückgelaſſen hatteſt? — Verſtehſt du ſie nun, lieber Begleiter? — O laß ſie doch trauern um ihr daheim gebliebenes Kind! —

Ihr Mutterblick ſtreifte voll angſtvollen Wehes Eliſabeths noch immer verloren dreinſchauendes Auge. Da ſchlug dieſe es nieder, und innerlich zitternd ging ſie leiſe hinaus.

Als dann die beiden Freunde drunten durch den dumpfen Hofraum gegen den Gang des Vorderhauſes gingen, ſah Theodor noch einmal zurück — ein blitzſchneller Augenblick, von Hermann kaum bemerkt. Und ſieh', da ſtand Eliſabeth auf der Holzgalerie, den jungfräulich knospenden Leib von den altersgrauen Pfoſten eingerahmt. Bleichen, trauerernſten Antlitzes hatte ſie die Hände auf das Herz gelegt, als wolle ſie damit ihr ſchweres Athmen bemeiſtern. Noch ein gegenſeitiges, letztes, leuchtendes Grüßen in den größer gewordenen Augen! — Und ſie hatten ſich Beide von einander gewendet. —

Theodor ſchritt in wirren Träumen durch die engen Gaſſen. Eliſabeth ging in die Wohnſtube zurück, ſetzte ſich laut- und thränenlos an ihr gewohntes Fenſterplätzchen und ſtickte weiter an einem koſtbaren Hochzeitsſchleier für ein reiches Gaſtwirthstöchterlein, ſo täuſchend ruhigen Herzens, als ſei darin gar nichts vorgegangen. Am andern Fenſter ſaß Linchen und blickte mit hängendem Köpfchen auf die Roſen ihres Teppichs für die Ausſteuer derſelben Braut. Die Mutter hatte ſich inmitten der beiden Fenſter an ihren Schreibpult geſetzt und überlas, die Stirn in die Hand geſtützt, nochmals den Jahresſchluß in ihrem großen

Hausbuche. Doch die Worte und Zahlen verschwammen vor ihren immer noch weinenden Augen. Im Zimmer war es todtenstill geworden. Man konnte hören, wie Elisabeth den feinen Faden wie träumend durch den Brautschleier zog. Aber die Gedanken, die ihr junges verlobtes Herz durchzogen bei dieser heute so traurigen Arbeit für eine andere Braut um armseligen Wochenlohn, diese stummen Gedanken hörte Niemand, so still es auch war. — Nur das Auge der Mutter, das las jetzt in der Tochter stumm ergebenem Antlitz den Anfang der leidvoll glückseligen Geschichte ihrer eigenen Liebe.

Fahrt wohl, ihr herzensguten Menschen! Ich muß auf lange Zeit von euch Abschied nehmen. Fahr' wohl, du friedliche Wittwenstätte, in der die Armuth, diese sonst so niedrige, neidische Magd, zu so fürstlichem Adel erhöht worden ist! — Ich drücke dir herzlich die Hand, du treue, besorgte Pflegemutter. Härme dich nicht allzusehr! — Behüte dich Gott, Linchen! dich und dein heiteres Gemüth, du muntere Forelle, und lach' und schäckere bald wieder! — Und dir, elegische Elisabeth, dir lege ich zum Abschied meine Hand auf dein schönes, sinnendes Haupt. Wann wirst du wohl jenen Schleier sticken dürfen, der um deine eigenen Schläfe hochzeitlich niederwallt? Wie viel Sehnen und Harren mag noch dazwischen liegen? — Und dein sanftes Auge antwortet mir: „Und muß ich noch so lange harren und mich sehnen, ich weiß, es kommt dennoch der Tag, an dem er in treuester Liebe wiederkehren wird." — So hoff' und harr' auf diese Stunde! — Und jetzt fahrt wohl für lange, lange Zeit! —

* * *

So reiß' auch du dich los, lieber Begleiter, und eile mit mir unsern beiden Freunden nach, die nun schon lange draußen als rüstige Fußgänger Feld und Gehölz durchschweifen. Und indeß

ich noch mit dir allein gehe, laß mich dir von Theodor und Elisabeth was Heimliches anvertrauen!

Glaubst du, der leise Händedruck in der Wohnstube und dann der letzte Scheideblick auf der Holzgalerie sei zu solchem Abschied der Beiden ganzes Lebewohl gewesen? — Hab' ich dich gestern Abend sogar den ersten Kuß belauschen lassen, was soll ich dir nun diesen letzten Abschied verschweigen? Aber denke dir nicht, daß sie heimlich mit einander geherzt oder zusammen geweint hätten. Nein, die Brautfeier des ersten Kusses blieb unentweiht. Keine einzige laute Rede war mehr unter ihnen gewechselt worden. Nur auf der geistigen Brücke geschriebenen Wortes kamen ihre Herzen nochmals in stiller Nachtzeit zusammen und nahmen von einander traurigen Abschied.

Das geschah zum erstenmal, als Theodor gestern Abend vor dem Nachtessen ihr einen Brief in die Hand gedrückt, und zum andernmale, da er spät vor dem Schlafengehen ihre Antwort in Witschels „Morgen- und Abendopfer" versteckt gefunden, darin zu lesen er keinen Tag versäumte. Und da ich dir einmal so viel verrathen, sollst du auch die Briefe selber hören — die ganze Vorgeschichte ihrer jungen Liebe.

Der Brief des sinnigen Pfarrerssohnes lautete:

„Meine Elisabeth für jetzt und immer!

Wenn wir morgen frühe von einander scheiden müssen, so laß es Niemanden merken, wie weh unsern Herzen dabei geschieht. Ein leiser Druck der Hand, ein stummer Blick sei uns gerade genug. Auch heimlich wollen wir nicht von einander Abschied nehmen. Mein Herz sagt mir, daß es nicht gut und löblich sei. Unser erster Kuß von heut Abend hat uns ja doch nun für immer verlobt. Darum soll es auch unser einziger und letzter sein für lange, lange Zeit. Ich werde dir auch nicht schreiben und erwarte auch von dir keine Zeile. Unsere steten Gedanken, unsere Gebete

für einander seien unsere einzigen heimlichen Liebesbriefe. Laß auch später deiner Mutter und dem Linchen nichts von unserer Liebe merken. Auch ich will sie daheim verschwiegen halten. Ich rechne das uns Beiden zu keiner Sünde. Wir wollen ja durch unser jetziges Schweigen unseren Lieben nur unnöthige Besorgniß unsertwegen ersparen, bis daß die Zeit gekommen, wo wir vor sie hintreten können, in aller Ehrfurcht um ihren Elternsegen zu bitten. Ich weiß gewiß, mein Vater und dein seliger haben auch schon auf dem Gymnasium unsere Mütter lieb gehabt. Sie sind auch arm gewesen und sind doch endlich zum glückseligen Ziele gekommen.

Meine allerliebste Elisabeth! Auch wir Beide sind recht arm an äußerem irdischen Gute. Gottlob! — Denn das ist die tiefste Poesie unserer jungen Liebe. Die Armuth und der Seelenadel, mit dem ich dich Jahre lang sie verklären sah, das war der überirdische Magnet, der mich so mächtig zu dir hingezogen. Darum ist die ganze Luft deines Hauses, sowie dein liebes einfaches Wesen mir so schnell heimisch geworden, als seiest du meine Schwester gewesen. Und darum will ich auch nie und nimmer von dir lassen. Denn meine Seele verheißt mir: mein Leben wird mit dir gesegnet sein.

In Reichthum und Ueppigkeit müh- und sorgenlos zusammenkommen, was ist viel daran? Das können auch zwei kalte, schwache oder leichtfertige Herzen. Aber auf einander harren lange, lange Jahre, mit dem sorgenvollen Leben kämpfend, und dann doch seine Armuth überwinden durch den noch viel mächtigeren Reichthum an selbstsuchtloser, gottvertrauender Liebe und ausharrender Treue — o Elisabeth, das ist himmlischer Reiz und unergründliches Genügen. Darum laß uns dankbar unsere Armuth segnen! Denn sie war der Magnet unserer Herzen, sie wird unserer Liebe Prüfstein werden und unseres Gottvertrauens festes Fundament. — Lebe wohl, Elisabeth, und harr' aus, seien es auch noch so viele

Jahre! Und ſo feſt und fromm, wie du glaubſt an unſern Herrgott, der ſein und bleiben mög' unſerer Liebe Schirm und ſegnender Hort, ſo feſt glaube daran: es kommt der Tag, an dem ich mein Schweigen brechen und in deinem Hauſe wieder erſcheinen werde, um dich in meines heimzuführen als das gleich heiß geliebte wie erſehnte Weib

deines

ewig treuen
Theodor."

So feſt die Züge dieſes Briefes, in ebenſo ſichtlicher Angſt hatte Eliſabeth ihre Antwort nur mit Bleiſtift auf einen Zettel hingeworfen in den wenigen Minuten, die ſie in ihrem Schlafzimmer unbelauſcht erobern konnte.

„Mit heißen Thränen, mein liebſter Theodor, habe ich eben deinen, ich kann es ja gar nicht ſagen, wie einzig theuren Brief benetzt. O tauſendfachen, herzinnigſten Dank für jedes liebe, treue Wort. Glaube mir, ich verſtehe ſeine ganze Poeſie. Ja, ſo ſoll Alles ſein, wie du mir geſagt haſt! — Arm an irdiſchen Gütern, aber unendlich reich an liebetreuem Ausharren und felſenfeſtem Gottvertrauen. Und ich weiß, jener Tag, an den ich glauben ſoll, er wird gewiß auch kommen und alle Glückſeligkeit der Welt beſcheeren

deiner
armen, aber in deiner Liebe ſo reichen
Eliſabeth.

P. S. Leb' wohl, leb' wohl, mein theures, ſüßes Leben!
Verſchwiegen, gottvertrauend und ergeben! —

Ach, lieber Gott! Vor lauter Liebe werde ich ſchier noch poetiſch. Lache mich nicht aus! Aber du ſollſt morgen frühe mit

mir zufrieden sein — morgen und allezeit! — Verzeihe mir nur meine schlechte Schrift! Die Angst war daran Schuld.

Ewig

deine

E."

Nun weißt du Alles, lieber Begleiter, was ich dir von diesem heimlichen Brautpaar anzuvertrauen vermochte. Und du fühlst es dem ganzen Ton dieser Briefe gewiß an, aus welch' wahrhaften Herzen jedes Wort entquollen war. Nur eine einzige kleine Unwahrheit lag in der Bemerkung versteckt, als ob Elisabeth heute zum allererstenmale so ganz unversehens aus lauter Liebe zur Dichterin geworden wäre. Weiß ich doch in ihrer Kommodschublade gar sorglich geborgen ein kleines Büchlein mit Goldschnitt, und kenne ich doch darin gar manches Gedicht, das von Liebe und Treue, wenn auch in sehr falschen Reimen und naiver Metrik an einsamen Sonntagnachmittagen von ihr verfaßt worden war. Und wer den mindesten Zweifel hätte, wem diese Verse wohl gelten sollten, der dürfte nur sogleich beim ersten Gedicht, „von verschwiegener Liebe" betitelt, die zwölf Anfangsbuchstaben lesen und er wüßte es ganz genau. Sogar nach dem dort aufgeschriebenen Datum könnte er es auf den Tag ausrechnen, wie nun gerade seit Jahresfrist Elisabeth ihren Theodor ins stille Herz geschlossen, ohne es ihm je in Prosa oder Versen gestanden zu haben. Und so war es auch ihm ergangen. Der gestrige Kuß war der Beiden erstes, offenes Bekenntniß; eine der tausend möglichen Variationen jenes uralten Liederthema's:

„Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß,
Als heimliche Liebe, von der Niemand was weiß." —

Doch blick' um dich, lieber Begleiter! — Wie weit sind wir schon mit einander aus der Stadt gewandert und haben es gar

nicht gemerkt. Und siehe, da haben wir unsere Freunde schon eingeholt. Dort an der waldigen Halde machen sie eben Rast. Behaglich ausgestreckt liegt Hermann im Moos unterm Eichenrauschen. Ränzchen und Cheruskermütze hat er abgeworfen. Und sein zurückgelehntes Antlitz lacht empor in den heitern Augusthimmel. Theodor stützt neben ihm sitzend den Kopf in die Hand und schaut in den erlenumsäumten Forellenbach zu seinen Füßen.

„Aber Theodor, was ist dir denn? Auf dem ganzen Wege hast du melancholisch den Kopf gehängt, und jetzt schaust du wieder so tiefsinnig ins Wasser hinein, als müßtest du alle Kieselsteine darin zählen. Ist's denn nur möglich, daß du mit solchem Gesichte das Absolutorium in der Tasche haben kannst? Meint man nicht viel eher, du seiest jämmerlich durchgefallen und müßtest nun nochmals Frosch werden, statt daß du jetzt ein freier Maulesel bist? — Theodor, so wach' doch auf! sing' mit! Ich die erste Stimme, du die zweite. 's ist ja doch sonst so gut zusammengegangen."

Und aus voller Kehle sang Hermann in die Morgenluft, von lustigem Finkenschlag begleitet:

„Die Philister sind uns gewogen meist,
Sie ahnen im Burschen, was Freiheit heißt,
Frei ist der Bursch, frei ist der Bursch!"

Mit zum Himmel ausgestrecktem Arme ließ er den letzten Endreim in lang gezogenen Tönen ausklingen, während Theodor die zweite Stimme nur gezwungen vor sich hingesummt hatte, daß Hermann nach beendigtem Liede hellauf lachen mußte.

„O liebster Freund, wenn die Burschenfreiheit nicht anders wäre, als du jetzt von ihr gesungen hast, Himmel! gäbe das eine langweilige Geschichte. Ja, so sag' doch nur, auf welch' ganz eigene Art bist du denn in dein Bettchen verliebt, daß du dermaßen traurig werden konntest? Ich wenigstens, lieber Theodor

— nun, du weißt's doch selber von mir beim Louischen — ei, so beicht' mir doch einmal, du verliebter Duckmäuser!"

„Lieber, guter Hermann," fiel ihm da Theodor ungestüm ins Wort, „fordere jedes Opfer der Freundschaft von mir, ich werd' es dir bringen. Aber um Eines bitt' ich dich inständig: Rede nichts mehr, frage mich nichts mehr von Elisabeth!"

„Ach du lieber Himmel! du machst es ja schrecklich ernst! Nun, also gut! Das hättest du mir ja schon unterwegs sagen können, du närrischer Kerl! Dann hätt' ich schon dort mein Necken gelassen. Doch ich weiß jetzt gerade genug. Also, meine Hand darauf: bei mir soll diese Geschichte von nun an wie im Grabe liegen. „Ewigkeit geschwornen Eiden!" sagt Schiller, und jetzt auch ich."

„Ich danke dir, lieber Hermann," erwiederte Theodor, ihm innig die Hand drückend. „Und sei mir nur ja nicht böse! Aber ich mußte dich darum bitten."

„Nun, Gott sei Dank, daß das einmal glücklich abgemacht ist. Das wäre ja sonst zwischen uns Beiden rein nimmer zum aushalten gewesen," entgegnete Hermann in treuherzigem Scherze. „Aber gelt, du nimmst mir's nicht übel, wenn ich jetzt noch eines singe. Und dich will ich gerne von der Begleitung dispensiren."

Und wieder erklang sein heller Tenor:

„Wohl auf, noch getrunken den funkelnden Wein!
Ade nun, ihr Lieben, geschieden muß sein!
Ade nun, ihr Berge, du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne mich mächtig hinaus!
Juvivallera, Juvivallera, juvivalleralleralera."

Wie er zum zweitenmale mit voller Seele so sang, da zog hoch über ihm, wie ein wandelnder Punkt am sonnigen Horizont, ein Habicht seine luftigen Kreise.

Und Hermann sah zu ihm auf und rief mit hinandeutender Hand:

„Siehſt du, Theodor, den Habicht da droben? — Das bin ich, und ſo liegt unter mir die ganze, weite Welt.“

Zu gleicher Zeit flog ein Wildtaubenpaar aus den Stoppelfeldern über dem Forellenbach auf, und flatterte über die beiden Freunde hinüber zum heimiſchen Wipfelneſt. Theodors Auge ſah ihnen ſtille nach.

Da ward für ſeinen träumenden Geiſt die ganze, weite Welt, Himmel und Erde, von jener alten Holzgalerie eingerahmt. Darin ſtand mit großem Aug' Eliſabeth, die Hand auf das Herz gedrückt. Und der Forellenbach und der Eichwald rauſchte mit einer Seele:

„Fahr' wohl, fahr' wohl, mein theures, ſüßes Leben!
Verſchwiegen, gottvertrauend und ergeben!“ —

IV.

Mauleſelferien und der Geleitsbrief zur Hochſchule.

Eine Mauleſelferienzeit — welch' eigenthümlicher Abſchnitt im Leben des deutſchen Studenten!

Da liegt die überwundene Nacht des Schulzwanges hinter ihm, vor ihm dämmert der Morgen der akademiſchen Freiheit, und er ſelber ſteht als Mauleſel wie in einem Halbdunkel zwiſchen beiden Tageszeiten. Ihm iſt zu Muthe, wie einem Mädchen, das als kurz erklärte Braut die erſten officiellen Beſuche macht. Noch kann ſie nicht recht daran glauben. Noch liegt ihre Zukunft wie in Morgendämmer gehüllt. Aber das Ahnen des vollen Glanzes macht ihr Herz ſchon höher ſchwellen, ihr Auge heller leuchten. So ſteht ſie zwiſchen ihren noch unverlobten Geſpielinnen und den ſchon verheiratheten Mitſchweſtern wie eine eben erſt aufbrechende Roſe zwiſchen noch grünen Knoſpen und ſchon völlig erſchloſſenen Kelchen.

Du ſiehſt unſern jungen Helden Hermann Stark nun als die allerwichtigſte Reſpectsperſon in den Gaſſen ſeiner kleinen Vaterſtadt umherſtolziren, und zwar noch mit Mütze und Corpsband der edlen Cheruscia; dazu mit dem unzweideutigen Freiheitsſymbol der langen Quaſtenpfeife. — Mich wundert nur, daß die alten Häuſer des Rittersberges und der Schloßgaſſe vor dem nun

ſo ſtolz bewußten Mauleſelgang des früheren Steckenreitergenerals ſich nicht mit ihren Giebeln ein klein wenig verneigt hatten; und daß die ſchwarze Barbaroſſaburg vor ihrem früheren Räuberhauptmann ſo gar mauerfeſt drein geſchaut. Wäre ihnen irgend eine Bewegung erlaubt geweſen, ſie hätten ihm gewiß auch noch durch andere Grußzeichen ihre freudige Theilnahme ausgedrückt, die ſie wenigſtens mit Beihilfe der Herbſtſonne durch merklich heitere Stimmung vom Sockel bis zum Firſt ihm zu erkennen gaben.

Und in dem elterlichen Erkerhauſe, hei! wie war bei ſeinem diesmaligen Eintritt die alte Stille ängſtlich hinausgehuſcht, und traute ſich nurmehr in ſpäter Abendzeit verſtohlen heimzuſchleichen. Und gar die eichene Hausthüre konnte ſich vor lauter Auf- und Zuſchlagen des Cheruskerſeniors und der Herren Frankencorpsburſchen der Hochſchule gar nimmer erholen und ſeufzte beſtändig nach der Ruhe der Nachtſtunden.

Selbſt das ſeit urvordenklichen Zeiten ſo ungeſtörte Zwingergärtchen an der Stadtmauer ward jetzt in lärmende Mitleidenſchaft gezogen. —

Daß unſer Cheruskerſenior auf der Hochſchule ſofort in ein „Corps“ eintreten werde, wer möchte nach den rühmlichen Vorſtudien auf dem Gymnaſium daran noch zweifeln? Wenn aber wirklich dieſes Vorhaben noch einer Beſtärkung von außen bedurft hätte, ſo wären die ſechs Frankencorpsburſchen, die ihre Ferienzeit hier zubrachten, wahrlich Manns genug geweſen, um dieſes ganz ſeltene Prachtexemplar eines Fuchſes für ihre Verbindung mit allen Künſten der Verführung ſo eifrig zu „keilen,“ wie ein vormaliger verſchmitzter Werber einen ſieben Fuß langen Bauernjungen für die Leibgarde des Landgrafen von Heſſen.

Aber auch unſerm guten Vater Stark, der zum Verwundern ſelber einmal der nämlichen Landsmannſchaft angehörte, ſtrahlte die Erinnerung an dieſe heiteren Tage mit ſo frohem Licht in ſeinen Lebensabend, daß er die ſtille Freude, nun bald auch ſeinen

liebsten Sohn mit den Farben der eigenen Jugend geschmückt zu sehen, viel mehr im Herzen mit sich herumtrug, als er sich's äußerlich anmerken ließ.

Es war diese väterliche Freude eigentlich ein sehr großmüthiger Zug seines immer gleich edlen Menschenherzens. Denn nach dem Drange niedrigen Rachegefühls hätte er ihm den Eintritt in die Franconia viel eher geradezu verbieten müssen. Aber warum denn? — Ei, so denk' dir nur, lieber Begleiter, unser ehrwürdiger Freund zählte sich sogar zu den Mitstiftern der Franconia. Wenigstens ist aktenmäßig gewiß, daß er bei der Gründung vor nun circa sechsundvierzig Jahren der erste und älteste Fuchs gewesen war. Und dennoch konnte er es damals nicht zum dreifarbigen Corpsburschen bringen und nahm nur das grün-weiße Renoncenband ins Philisterium mit hinüber. [1] — Nun sag' nur selber, war das in der Ordnung gewesen, unsern biedern, trefflichen Vater Stark, den alle Welt jetzt so hochschätzt und lieb hat, in seiner damaligen Studentencarriere so kränkend zurückzusetzen? Und glaubst du nicht, daß auch er, so gut wie die anderen Mitstifter, ein ganz flotter und „forscher" Bruder Studio gewesen, mit dem

[1] Zum Verständniß! Jedes Corps theilt sich in „Corpsburschen" und „Renoncen." Die ersteren bilden den eigentlichen Kern, den engern Corpsverband, und tragen die drei Farben der „Verbindung." — Die letzteren, in den ersten zwei Semestern Renoncefüchse, später Renonceburschen, sind die Adspiranten der Corpsburschenwürde, tragen bloß ein zweifarbiges Band — in einigen Landsmannschaften auch umgekehrt — und haben einen eigenen Renoncencondent unter der Leitung des Conseniors, des zweiten „Chargirten," während der erste, der Senior, dem Corpsconvente vorsitzt. — Die durch ihren Abgang von der Universität ausscheidenden Mitglieder des engeren Corpsverbandes heißen später „Corpsphilister;" jene, die höchst ausnahmsweise nur als absolvirte Renoncen ihre Burschenlaufbahn beschließen, verbleiben auch nur als „Renoncephilister" mit dem Corps in fernerem Verband, und sind auch dann nur zu den Renoncenfarben berechtigt.

Schläger in der markigen Fauſt und den Becher an zechender Lippe? — Wie? Du verziehſt den Mund zu zweifelndem Lächeln? Du glaubſt es nicht? — Nun wohl, lieber Begleiter, ſo lächle immerhin und ſchüttle ſcrupulös das Haupt! Aber ich — nun ja, ich will dir's nur im Vertrauen geſtehen, ich ſelber — glaub' es auch nicht. Habe ich doch auf meine genaueſten Nachfragen zu beſtimmt erfahren, daß Vater Stark wohl ein wahres Urbild deutſcher Redlichkeit und bedächtiger Ueberlegung, eiſernen Fleißes und goldenen Schweigens geweſen, aber in der Virtuoſität des deutſchen Burſchenlebens auf ſo niedriger Schülerſtufe ſtehen geblieben war, daß er auch in den brauſenden Jünglingsjahren ſeinen ſinnig erfundenen, etwas an bedächtiges Alter erinnernden, Kneipnamen „Männchen" immer mehr an ſich zur Wahrheit, und ſeine Uebergehung zum Corpsburſchen ſtets begreiflicher machte.

Wie aber Vater Stark ſchon in früheren Fällen manchmal an optiſcher Täuſchung litt, ſo trat dieſe Krankheit nun auch jetzt wieder an ihm hervor. Aber diesmal in umgekehrter Richtung. Und ſo bildete er ſich ohne jedes Bewußtſein innerer Unwahrheit auch jetzt nach einem halben Jahrhundert getroſten Muthes ein, daß auch er einmal ein ganz flotter, ausgelaſſener Franke geweſen, deſſen damalige Zurückſetzung einzig und allein in falſcher Beurtheilung ſeiner burſchikoſen Fähigkeiten gelegen habe, wie er dieſes auf Hermanns undelicate Frage, freilich etwas ſtotternd und mit verſchiedenen „wie — was?" ausführlich ihm erklärte.

Die weitere Frage jedoch nach ſeinem ehemaligen, ihm noch gar wohl bekannten Kneipnamen, ließ er dem etwas gar zu neugierigen Sohne völlig unbeantwortet und brach ſie mit der Bemerkung empfindlich ab, daß ſolches Ausfragen ſich für das Reſpectsverhältniß zwiſchen Vater und Sohn ein für allemal nicht ſchicke. Freilich aber war ihm bei dieſem Schweigen vielmehr darum zu thun geweſen, damit auch die Erklärung des ominöſen Namens „Männchen" umgangen zu haben. —

So ſtand alſo unſer lieber „Mauleſel“ in dieſer Ferienzeit zwiſchen dem vormaligen Cheruskerſenior und dem angehenden Frankenfuchs, freilich eine ſcheinbar bedenkliche Degradation, die aber durch den Vergleich der Hochſchule mit dem Gymnaſium jede Signatur des Schimpflichen ſo gut verlor, wie wenn z. B. ein Präſident eines Gerichtes erſter Inſtanz zum jüngſten Rath des oberſten Juſtizhofes befördert wird.

Nun weiß aber auch Jeder, der einmal deutſcher Corpsſtudent geweſen, daß, wie der Rekrut ſeinen Korporal, ſo auch der Fuchs ſeinen „Leibburſchen“ braucht, der ihn vor Allem im edlen Waffenſpiel „einpaukt,“ dann in den tiefdurchdachten, altehrwürdigen Geſetzescodex des deutſchen Corpslebens, mit dem ſeltſamer Weiſe franzöſiſchen Namen „Comment,“ einführt, und überhaupt auf den unbekannten Wegen der neuen Laufbahn ihn leitet und beſchützt als treuer Freund und erfahrener Mentor. Im Lexikon der Studentenſprache wird daher einem ſolchen Burſchen und Fuchs das ſinnige Wort „Leib“ vorausgeſetzt, ganz ähnlich wie bei Kutſcher und Kammerdiener, Medicus und Huſar und dergleichen anderen intimen Hofſtellungen. — So wirſt du nach dieſen Erläuterungen nun auch die Begriffe „Leibburſch“ und „Leibfuchs“ in der ganzen Tiefe ihrer idealen Bedeutung hinlänglich verſtehen.

Unſer angehender Fuchs der edlen Franconia hatte ſich nun ſchon in dieſen Ferien, nach dem ihm geſetzlich zukommenden freien Wahlrechte, ſeinen zukünftigen Leibburſchen in der Perſon ſeines Landsmannes Fritz Kreutzer auserkoren. Dieſer hinwiederum, ein grundehrliches Kind unſerer Kleinſtadt, begann auch ſchon jetzt mit ſeinem proviſoriſchen Leibfuchs ſein pflichtenreiches Amt auszuüben, vor Allem im Einpauken auf dem Fechtboden, wozu nach erhaltener väterlicher Genehmigung das Zwingergärtchen hinter dem Erkerhauſe auserſehen ward.

Wie nun da drinnen zum erſtenmal an einem September-

morgen von Hermanns kräftigen Hieben die horizontalen und ſteilen Quarten am Rappier des Leibburſchen klingend abprallten — hei! wie fuhr dieſer ſo lang nimmer gehörte Schall der alten Ringmauer bis ins innerſte Geſtein, Kriegsluſt weckend, wie in alten blutigen Tagen, da ſie die Stadt vor'm Reichsfeind geſchirmt! Der vielhundertjährige Epheu, ihr einſtiger Kampfgenoſſe, hob lauſchend die Blätter, was dieſes Schwertergeklirr wohl bedeute. Und die zerfallenen Wartthürme lugten in finſterer Wehmuth nieder, wie ein verſtümmelter Invalide, der bei ausbrechendem Krieg nach ſeinem Schwerte greifen will, und ihm fehlt der Arm, um damit auszuholen. — Als ſie dann aber, vom erſten Schrecken erholt, in dem einen Schläger des Erkerhauſes blühenden Sproſſen erkannten, da ſahen ſie täglich mit behaglich ſinnender Ruhe dem klingenden Waffenſpiele zu. All' die verwitterten Steine der Mauer und Thürme horchten auf den erzenen Klang, in alte Kriegserinnerung verloren. Und der Epheu flüſterte dazu manch' längſt verſchollenes deutſches Lied aus längſt verſunkenen, ſchlachtenluſtigen Zeiten.

Auch die alte Dorothee ſchaute regelmäßig in dieſer Morgenſtunde von ihrem Hinterſtübchen in den Garten hinunter und konnte ſich an der Gewandtheit und Stärke ihres Hermännle gar nicht ſatt ſehen. Als aber einmal der ſonſt ſo gelehrige Fechtſchüler den Hieb ſeines Leibburſchen mit dem Geſichte parirte, da ward ihr trotz des ſchützenden Viſiers an ihrem Fenſter droben gar bange, und es ſcholl auch ſogleich ihr beſorgter Mahnruf hinunter: „Hermännle, paß fein auf, laß dir nicht weh thun!"

Und er rief zu ihr hinan, da er das Viſier abnahm: „Ei was, Dorthele, jetzt thut's noch nichts. Aber ſpäter, wenn's einmal im Ernſt geht. Siehſt du? — ſo!"

Dabei machte er mit dem Zeigefinger auf der linken Wange vom Ohr bis zum Mundwinkel einen Strich.

„Das verhüt' ja der liebe Gott, Hermännle!"

„O warum? Das ſteht recht ſchön. Wart' nur einmal, Dorthele!"

Da hielt die Dorothee vor lauter ſympathiſcher Angſt über dieſe einſtige Möglichkeit ſich ſchon jetzt den eigenen Backen mit der Hand zu, während ſie mit der andern ſcheltend hinunterrief: „O Hermännle, biſt du aber draußen ein bitterböſer Bube geworden und warſt bei mir daheim ein ſo braves Kind geweſen!"

Und Leibfuchs und Leibburſch lachten voll jugendlichen Frohſinns ſchallend zu ihr hinauf.

Aber auch Vater Stark hatte von ſeinem Treibhauſe, darin er ſich zu dieſer Stunde ſtets was zu ſchaffen machte, dieſen Fechtübungen gar manchmal zugeſehen, ohne freilich dadurch in ſeiner angebornen Friedensliebe zu irgend welcher Kriegsluſt angefeuert zu werden. Doch das poetiſche Bild ſeines Sohnes, als junger markiger Fechter, muthete auch ihn gar wohlthuend an, und bei jedem neuen, ſcharfſauſenden Hiebe dachte er bei ſich: „Gott, iſt das doch ein herrlicher Jüngling, wie ein antiker Gladiator, und ich bin ſein glücklicher Vater! Wie — was?"

Ging er dann wieder ins Haus hinein, ſo bekam Mutter Roſalie jedesmal einen Extrakuß zum Danke dafür, daß ſie ihm dieſen prächtigen Sohn geboren. Erkannte er doch gar wohl, daß deſſen leibliche Vorzüge als glückliches Erbtheil viel entſchiedener der mütterlichen als der eigenen väterlichen Conſtitution zuzuſchreiben ſeien.

* * *

„Ach, wenn die Zeit nur ſtille halten und ihn mir gerade, ſo wie er jetzt iſt, daheim laſſen wollte, bis an mein Ende! — Aber die Tage fliegen nur ſo dahin. Und wie es nur kommt! Je älter der Menſch wird, deſto ſchneller eilt ſein Leben dem Grab entgegen. Warum doch nur? — Und ich möchte meine alten Tage doch lieber langſam, recht bedächtig langſam hinfließen

ſehen. Sie ſind ja jetzt ſo ſchön und friedlich. Aber freilich, die Jugend will auch ihr Recht und das Alter muß ihr's willig gönnen. — Ach, wenn ich es doch nur erlebe, daß er nach der Univerſität wieder völlig in unſer Haus zurückkehrt und ich gar nimmer von ihm laſſen muß, außer im allerletzten Scheiden. — Und wenn er nur gerade ſo unverdorben an Leib und Seele wieder heimkommt, wie er jetzt von mir fortgeht. O das iſt jetzt meine größte Sorge bei Tag und Nacht."

So ungefähr klang nun der Grundton in Vater Starks Gemüth. Wer irgend auf der Gaſſe oder dem Caſino ihm zu ſeinem ſeltenen Vaterglück an dieſem ſchönen, wohlgerathenen Sohne gratulirte, dem gab er ſtets die gleiche ängſtliche Antwort zurück: „Ach, wenn er nur auch ſo bleibt!" — Je näher jetzt der Tag von Hermanns Abreiſe heranrückte, um ſo wortkarger ward ſeine Unterhaltung und weder im Studirzimmer noch im Treibhauſe konnte er es länger aushalten.

Die letzten drei Tage vor Hermanns Scheiden ward er endlich wie gemüthskrank. Er getraute ſich gar nicht mehr, ihn nur recht anzuſchauen. Und that er es einmal nur ſo von der Seite, ſo wendete ſich ſein Auge ſogleich wieder von ihm ab. Nicht einmal mehr auf das Caſino ging er des Nachmittags. Nur um die Stadtmauer machte er ſeinen täglichen Rundgang, aber ganz allein. Denn ſein ſeit über dreißig Jahre treuer täglicher Begleiter, Dekan Faber, mußte ſchon ſeit einigen Wochen kränkelnd das Zimmer hüten. So war unſerm betrübten Vater Stark ſelbſt dieſer Troſt, ſowie der andere ſeiner Schachpartie verkümmert. Des Abends endlich ſchloß er ſich in ſeinem Studirzimmer ab und Niemand wußte, was er darin ſo verſtohlen zu arbeiten habe.

Einmal faßte ſich aber Frau Roſalie doch ein Herz. Wie ſie das ſo oft that, wenn ſie um ihren guten Mann beſorgt war, legte ſie auch jetzt den Arm um ſeine Schulter, als er vor dem

Mittagessen allein in die Erkerstube heraufkam, und fragte ihn mit ihrer treuherzigen Stimme:

„Alter, dir fehlt was. Komm, sag mir's! Hast du was gegen Hermann?"

„O nein, behüte Gott, ich habe gar nichts gegen ihn und mir fehlt auch nichts, gute Frau," suchte der bekümmerte Mann auszuweichen.

„Aber du bekommst immer nasse Augen, wenn du ihn nur ansiehst, und du meidest sogar seinen Blick! Es muß dir doch was sein. Komm, vertraue mir's an! Es kann gewiß Alles geschlichtet werden, wenn du es nur einmal offen aussprichst."

„Jetzt nicht, liebe Rosalie, heut Abend! — Ich hör' ihn gerade die Treppe heraufkommen. Gelt, laß dir nichts vor ihm anmerken! Auch ich will mich heute recht zusammennehmen. Mein Gott, was kann denn er dafür, daß er so bald uns wieder verlassen muß? Darum wollen wir auch heute recht vergnügt mit ihm zu Mittag essen, und ihm nicht die letzten Tage verbittern. — Ach ja, so geht's nun einmal!" —

Am selben Abend kam Vater Stark schon eine Stunde vor dem Nachtessen aus seinem Studirzimmer herauf und sagte zur Mutter Rosalie:

„Liebe Frau, sei doch so gut und komm eine Viertelstunde zu mir herunter in mein Zimmer! Hermann wird ohnehin noch bis zum Nachtessen ausbleiben, und ich habe dir etwas sehr Wichtiges vorzulesen. Du sollst jetzt erfahren, warum ich mich in den letzten Abenden immer so allein drunten eingeschlossen habe."

„Recht gern, lieber Mann! Aber es wird doch nichts Aengstliches sein?"

„Gott bewahre! Ich hoffe vielmehr, es wird dir das Anhören gerade so wohl thun, wie mir das Schreiben mein schweres Herz erleichtert hat. Du mußt mir's ja an den Augen ansehen, wie ich nun wieder ruhig und heiter geworden bin."

„Nun Gott Lob und Dank! Da freue ich mich ja recht herzlich darauf. Komm, guter Alter, ſo wollen wir auch ſogleich miteinander hinuntergehen.“

„Ja, aber wart' nur ein klein wenig! Die Dorothee muß es auch mit anhören.“

„Die Dorothee? — Ja, aber was iſt es denn eigentlich, was du uns vorleſen willſt?“ fragte mit gereizter Wißbegier Frau Roſalie.

„Nur Geduld, liebe Mutter! Das werdet ihr Alles drunten hören. Sieh' du jetzt nur nach der Dorothee, und ich gehe einſtweilen voraus. Aber komm ſogleich dann nach! Nicht wahr? So ſchnell als möglich!“

„Gewiß, guter Chriſtoph!“ Und im Hinausgehen ſprach ſie noch zu ſich: „Was er uns nur ſo Wichtiges vorzuleſen hat? Und daß er auch die Dorothee dabei haben will? — Guter Gott, er wird doch nicht ans Sterben denken und uns am Ende gar ſein Teſtament vorleſen wollen? Aber ſollte er dann ſo vergnügt ſein können? — Hm, hm! Bin ich doch wirklich begierig!“ Und kopfſchüttelnd ſuchte ſie nach der Dorothee in ihrem Hinterſtübchen.

Unterdeſſen ſetzte ſich Vater Stark drunten an ſeinen Schreibtiſch und las mit ſichtlichem Wohlgefallen in einem großen Briefbogen. Mutter Roſalie trat ein und nach ihr, ganz verblüfft dreinſchauend, die Dorothee, welche noch viel weniger als ihre Herrin begreifen konnte, was denn der Herr Doctor auch ihr ſo ganz beſonders Wichtiges vorzuleſen habe. — Da ihr „prophetiſches Gemüth“ aber doch dunkel ahnte, daß das etwas nicht ganz Gewöhnliches ſein könne, hatte ſie noch ſchnell ihre groblinnene Schürze mit einer blau und roth geſtreiften für die Feiertage gewechſelt und ihre ſchwarzſammtene Haube aufgeſetzt, um doch auch ihrerſeits zu der geheimnißvollen Vorleſung ihren Theil von feierlichem Anſtriche beizutragen.

„So, da ſeid ihr ja ſchon! Nun das iſt ſchön. Alſo recht guten Abend!“ Damit eröffnete Vater Stark den myſteriöſen Act.

„Roſalie, nun bitt' ich dich, ſetz' dich auf das Kanapee, hier gegen mich, und ſie, Dorothee, ſie ſetzt ſich neben meine Frau an ihre linke Seite."

Die Dorothee in ihrem feinen Inſtinkte für Etikette erlaubte ſich aber mit aller Entſchiedenheit gegen dieſe Anordnung zu proteſtiren. —

„Ei, wo denken Sie hin? Ich neben der Frau Doctorin ſitzen? Das wäre mir eine ſchöne, neue Mode! Nein, Herr Doctor, das thu' ich nicht. Ich brauch' mich überhaupt gar nicht zu ſetzen, wenn meine Herrſchaft ſitzt. Ich kann ja ganz bequem an der Thüre ſtehen bleiben. O, meine alten Beine ſind hart wie Eiſen, Herr Doctor, und tragen mich ſchon noch."

„Dorothee! Niederſetzen ſag' ich," commandirte der Doctor ärgerlich, „ſonſt ſtört ſie meine Stimmung."

„Nun in Gottes Namen, Herr Doctor, ſo ſetz' ich mich, aber da, in dem Winkel iſt mein Platz, wo ſich's allenfalls noch für mich ſchickt. Nichts für ungut, Herr Doctor!"

Mit dieſen Worten ſtellte ſie ſich einen Stuhl in die Ecke und ſetzte ſich.

„So, Herr Doctor, jetzt ſitz' ich. Von mir aus können Sie anfangen. Ich weiß zwar noch gar nicht, was Sie uns vorleſen wollen. Aber das iſt ganz egal. Unſer Herrgott vergelt's Ihnen doch tauſendmal, daß Sie auch mich dazu invitirt haben. Das war recht ſchön und chriſtlich von Ihnen, guter Herr Doctor!" —

„Daß ich euch nun ſogleich ſage, was ich euch vorleſen will," hub Vater Stark jetzt an mit gehobenem Tone, „ſo wißt: es iſt mein väterlicher Geleitsbrief für unſern lieben, guten Hermann. Weißt du Roſalie: litera scripta manet, hab' ich mir gedacht. Geſchriebenes Wort bleibt, aber geſprochenes verfliegt gar ſchnell. — Zudem ließe mich mein Schmerz beim Abſchiede ganz unmöglich ſo gründlich und von Herzen mit ihm reden, wie ich es jetzt hier ſchriftlich thun konnte."

„Ach du lieber Gott!“ ſeufzte die Dorothee.

„Alſo das war deine geheime Abendarbeit?“ ſagte Roſalie gerührt. „O ich danke dir ſchon im voraus dafür, guter Vater!“

„Aber, Dorothee, nicht wahr, ſie hört nun ganz ſtill zu und will mich nicht etwa gar mitten drin unterbrechen? — Weiß ſie, das würde mich und meine gute Frau aus aller Stimmung bringen,“ ermahnte der Doctor noch vorher die alte Magd, deren Mundwerk ihm heute zu beſonders geſchäftiger Thätigkeit aufgelegt ſchien.

„Gott bewahre, Herr Doctor! Mäuschenſtill werd' ich ſein, wie in der Kirche. Ich weiß überhaupt gar nicht, wie Sie darauf kommen, daß ich hineinſchwätzen könnte. Sie werden ſchon ſehen.“

„Nun denn, ſo hört!“ Damit begann mit tiefer Bewegung der Doctor vorzuleſen:

„Mein heißgeliebter, mein einziger Sohn!“

„Ach du himmliſcher Heiland!“ ſeufzte die Dorothee noch viel lauter, wie das erſtemal; „'s iſt aber auch wahr.“

„Pſt, Dorothee!“ mahnte Frau Roſalie faſt unhörbar mit dem Zeigefinger in die Ecke.

Vater Stark aber fuhr ſie ſchon mit bedeutender Ungeduld an:

„Aber Dorothee! Nun unterbricht ſie mich ja ſchon bei der Anrede. Und was hat ſie mir gerad' erſt im Augenblick verſprochen? Will ſie mir ruhig zuhören oder nicht? frag' ich ſie jetzt ein für allemal.“

„Ach Gott, Herr Doctor! Seien Sie mir ja nicht böſe! Es ſoll gewiß das erſte und letztemal ſein,“ bat ſie weinerlich. „Wiſſen Sie, das Wort „einziger,“ das hat mir nur jetzt einen ſolchen Stich ins Herz gegeben, daß mir's eben ſo herausgefahren iſt. Und das „heißgeliebter,“ das war auch ſo ſchön. Lieber Gott! Ich weiß ja ſo gut, wie Sie ſelber, was das heißen will, ſo ein einziges Kind, das man ſo lieb hat, nun ſo mutterſeelenallein

in die weite, weite Welt hinauszugeben. Ach du guter himmlischer Vater!“ —

„Nun also, recht, liebe Dorothee,“ erwiederte Vater Stark mit neuer Sanftmuth. „Ihre Gefühle, die sie da eben aussprach, sind sehr schön und löblich. Aber nun lasse sie es auch zum allerletztenmale dabei bewenden, daß auch ich einmal zum Wort komme. Sonst sitzen wir noch um Mitternacht da, und ich bin mit meinem Abschiedsbriefe noch nicht über die Anrede hinausgekommen, weil sie mir immer drein schwätzt.“

„Herr Doctor!“ bekräftigte hierauf mit sehr entschiedener Betonung die Dorothee, „wenn ich jetzt noch einmal den Mund aufthue, dann jagen Sie mich nur gleich ohne Umstände zur Thür hinaus! Denn dann verdien' ich's nicht besser. — Jetzt werden Sie mir aber gewiß glauben, daß ich schweigen kann, wenn's gerade sein muß! Also fangen Sie jetzt nur ganz ruhig nochmal von vorn an!“ — Zum sichtbaren Ausdruck, daß es ihr nun gewiß heiliger Ernst mit dieser Rede sei, legte sie die Hände platt auf den Schooß und neigte den Kopf ein wenig auf die rechte Schulter, genau so, wie sie es jeden Sonntag bei der Predigt zu thun gewohnt war.

Frau Rosalie sah erwartungsvoll sinnend drein, das klare, kluge Bild einer guten Mutter.

Vater Stark nahm also nochmals seinen großen Briefbogen in die Hand und begann mit andachtsvoller Stimme vorzulesen:

„Mein heißgeliebter, mein einziger Sohn!

Du wirst nun dein Elternhaus von Neuem verlassen und weit von uns fortziehen, so weit, wie noch nie. Wie unendlich voll ist darum jetzt mein Herz, und wie viel möchte dir dein alter Vater da noch sagen! — Ja, dein alter Vater, mein guter Sohn! — Denn sein letzter Geburtstag war sein sechsundsechzigster. So höre denn auch mit jener Ehrfurcht zu, wie sie dem Alter gebührt, wenn es zur Jugend redet. Nicht wahr, das

willſt du nun, mein guter Hermann? — Und ſo ſitze ich nun im Geiſte vor dir. Meine Vaterhand ruht liebend auf deinem theuren Haupte und dein klares Auge ſieht mich verſtändig an. Deine gute Mutter ſitzt neben mir und hat ihren treuen Arm friedlich auf meine Schulter gelegt. Deine alte Dorothee ſteht mit gefalteten Händen, wie ein guter Hausgeiſt, unter der Thüre. Gottes Friede weht durch unſer Haus. Dein Engel hört mir zu und der Herr der Heerſchaaren ſelber ſchaut mit gnädigem Blick auf das Bild unſerer häuslichen Eintracht." —

Vater Stark hielt einen Augenblick inne. Nicht einmal das Athmen ward mehr vernommen. Es war einer der feierlich ſtummen Augenblicke, von denen man im Volke ſagt, daß ein Engel durch das Zimmer fliege. Und er las weiter:

„Ach mein Sohn! Da liegt dein achtzehnjähriges junges Menſchenleben vor mir da mit aller Freud' und Sorge unſerer elterlichen Herzen, die ſie Jahr um Jahr mit ihm verwoben haben, von jener frohen Stunde, da du uns geboren wardſt als die leibhaftige Erhörung unſrer Gebete, bis zu dieſer traurigen, da du wieder von uns fortziehſt, in eine neue Welt, gefährlich deinem Leib und deiner Seele. — Mein Sohn! Mein Auge verſenkt ſich in das deine, meine Hand fühlt an dein Herz. Und ich weiß genug. Meine Seele frohlocket über dich und preiſt voll Dank den lieben Gott als deinen allheiligen Hort und allwiſſenden Wächter. — Wie ein friſches, klares Waſſer, bis auf deſſen Grund die Sonne Gottes niederſtrahlt, ſo ziehſt du jetzt aus deinem Elternhauſe hinaus. Wie wirſt du einſt zu ihm wiederkehren?

Mein Sohn! Du weißt mit welcher Zärtlichkeit ich die Blumen liebe und auch du biſt ihnen gar freundlich zugethan. Aber dein Herz liebe ich noch tauſendmal mehr. Und eher ſollte keiner einzigen Blume Glanz und Duft mich mehr erfreuen, als daß zwei andere in deinem Herzen Schaden litten, die deiner

Eltern Hand so ängstlich gepflegt, und ihr mahnender, betender Mund so sorglich umhaucht — die schneeweiße Lilie in deines Herzens Garten und deiner Gottesfurcht glühende Rose. O diese zwei Blumen, lieber Sohn, bring' uns vor allen wieder heim, mit demselben Duft, mit demselben Glanz!

Du bist jung, mein Sohn! — O so freue dich auch deiner Jugend aus der tiefsten Fülle deines Herzens! Wie über Alles gerne sei dir jede heitere Stunde gegönnt und gesegnet! — Bade deine junge Seele im Morgenrothe frischen, fröhlichen Lebens! Aber bleib' auch stets ein tapferer, unbefleckter Ritter, der das Gemeine haßt und niederkämpft in und außer sich! Und auf dem rosenumblühten Wege jungen Frohsinns wandle niemals anders, als im Angesichte Gottes!

Mehr sage ich nicht. Du weißt genug! — Und nun laß uns von einander scheiden! Doch nur dem Leibe nach, im Geiste nie und nimmer! — Nicht wahr? nie wird es geschehen, daß du eines Tages heimkehrest und zu mir sagtest: „Vater, wir zwei verstehen uns nimmer. Vater, was du mir einst gesagt, sind nur veraltete Märchen." — Nein, mein Sohn, was ich dir gesagt und dich gelehrt, ist und bleibt ewig wahr, wie der ewige Gott, in dessen Geist ich dich geliebt und ewig liebe, in dem deines Hauses Friede ruht, auf den all sein Glück und Hoffen gegründet ist. —

So nimm jetzt dieses Blatt, lies es aber und abermals und denke stets daran, daß ich es in sorglichster Liebe für dich beschrieben habe. Es sei dein Geleit und Schirm in der Fremde! Deines Vaters ferne Hand soll es dir ersetzen! O ergreife sie, wenn du ihrer bedarfst! Halte dich schutzend an ihr fest mit derselben vertrauensvollen heiligen Liebe, mit der dich jetzt segnet

dein

ewig treuer Vater
Christoph Stark."

am 15. October im J. d. H. 1838.

Nicht wahr, lieber Begleiter, wie nur unſeres ehrwürdigen Freundes Geiſt ſich in dieſem Briefe mit einemmale zu ſolchem Fluge der Gedanken erſchwingen und ſich wieder in ſolche Gemüthstiefe verſenken konnte! — Aber ich weiß, du ſtaunest doch nicht allzuſehr darüber! Durch all' die ängſtliche, unweltläufige Pedanterie, die oft wie ein Schleier den ſeltenen Edelſtein ſeines inneren Lebens verhüllte, haſt du doch auch vorher immer den Glanz dieſes Juwels durchſchimmern ſehen. Nun ſchauteſt du ihn einmal wieder von der Hand der Einſamkeit völlig entſchleiert, wie vor vielen Jahren in jenen Verſen, die er als Vorwort ſeiner Educationstheorie aus ſeinem edeln Herzen niederſchrieb. —

Als Vater Stark ſeinen Brief zu Ende geleſen, ſaßen ſeine zwei Zuhörerinnen noch immer in tiefſter Verſunkenheit da. Mutter Roſalie hielt den Kopf in die Hand geſtützt und vor lauter Sinnen über dem Zuhören war ſie gar nicht inne worden, daß der Brief nun zu Ende ſei. — Die Dorothee hatte während der ganzen Vorleſung nur dann und wann mit den Augen etwas ſtärker geblinzelt und ſich nicht einmal getraut, an ihre naſſen Wangen hinaufzugreifen.

Da brach Vater Stark dieſes Schweigen, indem er den Brief auf den Schreibtiſch legte und ſich zu Mutter Roſalie hinüber wendete.

„Nun, gute Frau, biſt du mit dieſem Geleitsbrief wohl zufrieden?"

„O viel mehr als das! — Komm, laß mich die Hand küſſen, die dieſe goldenen Worte geſchrieben hat." Dabei ſtand ſie auf und drückte ſeine Hand an die Lippen.

„Und hat ſie auch Alles verſtanden, gute Dorothee?" — fragte der Doctor nun auch dieſe, die ganz froh war, durch dieſe Frage von ihrer unfreiwilligen ſtummen Rolle wieder erlöst zu werden.

„O gewiß, Herr Doctor, hab' ich's verſtanden; wenigſtens

so von Weitem. Nein, ich sag' nur, wie man es so schön zusammenbringen kann, wo Sie doch gar nicht auf Pfarrer extra studirt haben! — Ach Gott, da weint sich mein Hermännle bald zu Tode drüber. Ich kenn' ja sein gutes Gemüth. Es ist aber auch gar zu schön gewesen. Und wissen Sie, Herr Doctor, besonders das da, wo Sie gesagt haben — von den Rosen und Lilien — ach Gott, wie hat es nur geschwind geheißen? — Helfen Sie mir doch ein wenig drauf!"

„Schon gut, schon gut, Dorothee," unterbrach er sie rasch, und wendete sich gegen seine Frau, indem er den Brief wieder in die Hand nahm: „Ich habe dir auch hier die letzte Seite freigelassen, wenn auch du ihm vielleicht ein paar Worte mitschreiben wolltest, die ihn gewiß ebenso freuen, wie ihm nützen würden."

„Ich danke dir, lieber Christoph! Ja ich will ihm doch auch von mir ein Geleitswort mit auf den Weg geben."

„Ich gehe einstweilen hinauf, daß doch Jemand da ist, wenn Hermann etwa kommen sollte. Bleib' eben nicht gar zu lange!" — —

Damit ging Vater Stark hinauf in die Erkerstube. Die Dorothee aber blieb noch erwartungsvoll an der Thüre stehen, wobei sie eine bestimmte heimliche Absicht hatte.

Mutter Rosalie setzte sich an den Schreibtisch und fuhr mit der linken Hand ein paarmal über die Stirne. Dann schrieb sie:

„Was soll ich dir noch zum Abschied sagen, mein liebstes, theuerstes Kind, das dir dein guter, treuer Vater nicht schon in seinem Briefe so schön und rührend geschrieben hätte? — O Hermann, deine Mutter ist keine gelehrte Frau und kann sich nicht viel in schönen Worten bewegen. Aber mein Mutterherz ist doch so tief, wie eines auf der ganzen Welt. Und in dieses Herz schließe ich dich jetzt ein und du bleibst darin, wenn du nun auch noch so lang und noch so weit von mir fortgehst. Ach mein Kind, mein einziges, einst so heiß erbetetes Kind, bleibe gut,

brav und fromm! — Ich ſegne dich in ewig treuer Liebe. Lebe wohl, lebe wohl! — Ich kann vor Weinen nichts mehr ſehen — Gott mit dir und deiner Mutter!“ —

Die letzten Worte waren kaum mehr leſerlich und von zwei großen Thränen getränkt. Sie ſtand auf und ſeufzte:

„Ach, ſo ein Kind! — Sie wiſſen's alle nicht, was eine Mutter iſt.“

Darauf wollte ſie hinausgehen. Aber die Dorothee an der Thür ſagte ganz verzagt, was ſonſt gar nicht ihre Art geweſen:

„O Frau Doctorin, nehmen Sie mir's nicht übel! Haben Sie vielleicht auch für mich noch ein ganz kleines Plätzchen übrig, wenn's auch nur handbreit iſt? Ich möcht' ihm doch gar zu gern auch was hineinſchreiben.“

„Sie, liebe Dorothee? — Aber ſie kann ja gar nicht ſchreiben,“ fragte ihre Herrin ein wenig lächelnd.

„O das thut gar nichts, Frau Doctorin,“ entgegnete ſie mit komiſcher Beſtimmtheit. „Ich will Ihnen ſchon ſagen, was Sie für mich ſchreiben ſollen, und dann mach' ich meine drei Kreuze darunter, dann weiß er doch, daß das von ſeiner Dorothee kommt, und kann noch obendrein an die drei höchſten Namen dabei denken, was ihm auch ganz gut iſt. — Alſo jetzt, Frau Doctorin, ſeien Sie ſo gut und ſchreiben Sie, was ich Ihnen da vorſage! — Sie wollen's doch?“

„Gewiß, liebe Dorothee, Wort für Wort. Fange ſie nur gleich an!“

Roſalie ſetzte ſich wieder zum Schreibtiſch und die Dorothee ſtrengte nun alle ihre Styliſtik an, um etwas recht Gediegenes zu redigiren. So dictirte ſie alſo, wohl zum allererſtenmal in ihrem ganzen, nun gerade einundſiebzigjährigen Leben:

„Und, mein lieb's Hermännle, jetzt kommt zum Schluß auch noch dein altes Dorthele und ſagt dir weiter nichts, als was das: Liebes, gutes Kind! — du haſt einen Vater und du haſt eine Mutter,

wie es auf der ganzen Welt keine besseren gar nimmer geben kann. Darum folg' ihnen nun auch recht brav und denke daran, was sie dir da jetzt so wunderschön aufgeschrieben haben. Lieb's, gut's Hermännle! — vergiß mir fein niemals das vierte Gebot, und auch mir mach' immer nur Ehr' und keine Schand' unter den fremden Leuten, wo du mich sonst bis in den Tod betrüben thätest, und wo du von mir aus niemals gar nichts Schlechtes gelernt hast. So, nun hab' ich dir auch mein Theil geschrieben. Jetzt behüt' dich Gott! Ich will schon recht für dich beten; vergiß nur auch du mich nicht! Und bei den drei Kreuzen denk' immer an die drei höchsten Namen. — Es küßt dich also tausendmal deine alte, treue Dorothee." —

„So, ich bin fertig. Nun will ich noch meine drei Kreuze machen. Gott vergelt's Ihnen, Frau Doctorin!"

„Ist gern geschehen, gute Dorothee!" sagte aufstehend Frau Rosalie, um deren klugen Mund jetzt ein heiteres Lächeln spielte. —

Hierauf machte die Dorothee mit ungewandter Hand ihre drei Kreuze, und Herrin und Magd gingen in stummer Wehmuth hinauf in die Erkerstube.

* * *

Während so diese drei Herzen durch ihren Geleitsbrief zum morgigen Abschied vom Sohne des Hauses sich gestärkt hatten, sagte dieser einer andern treuen Seele Lebewohl.

Seit dem ersten Denken und Empfinden hatte das Leben die beiden Söhne Hermann Stark und Theodor Faber als treueste Freunde zusammengeführt und beisammen gelassen. Und gerade jetzt in der glücklichen Zeit akademischer Freiheit sollten ihre Wege auseinander gehen, aber nie und nimmer ihre Herzen. Dem bescheidenen und dürftigen Pfarrerssohn winkte jetzt nicht das deutsche Studentenleben mit all seiner poetischen Jugendlust. Das zweifach härteste Opfer, das er noch je zu überwinden gehabt,

war ihm aufgelegt worden — von seinem liebsten Freunde sich nun loszureißen und, nicht minder schwer, von seinem theuern deutschen Vaterlande. — Während Hermann auf der Höhe deutscher Burschenzeit lustwandelte, sollte er in der Niederung holländischer Nüchternheit seine Tage hinbringen, und zwar an der Utrechter Hochschule, an der ein vor hundert Jahren dort verstorbener Theologieprofessor zur Erinnerung an seine deutsche Heimath zwei Stipendien für diese Provinz gestiftet hatte. — Und doch, wie mußte Theodor diese finanzielle Wohlthat trotz all seiner inneren Trauer dankbar begrüßen! — Denn, wie so oft in diesem wechselvollen Leben der höchsten Seligkeit der tiefste Kummer auf dem Fuße folgt, so fing gerade in diesen Herbstferien, in die er so schwärmerisch heimgekehrt war, sein theuerster Vater, nun auch schon ein starker Sechziger, an einem so bösen Husten zu kränkeln an, daß die Frau Dekanin sich der finsteren Ahnung nicht erwehren konnte, das theure Haupt ihres Hauses werde wohl kaum die Wiederkehr der Schwalben im Frühjahre mehr erleben. So hatte der arme Theodor, in nächster Zeit wohl schon vater- und vermögenslos, vier lange Universitätsjahre vor sich liegen, ein harter Winter im Frühling seines Lebens. — Denn, wenn auch die Dekanin mit ihrem knappen Wittthum, aber reichen Schatz von Genügsamkeit, sich gerade nicht vor der ganz gemeinen Noth zu fürchten hatte, und ihre zwei noch unversorgten Töchter schon seit Jahren bei ihr in die Schule des Fleißes gegangen waren, so blieb doch noch immer ihres Letztgebornen Zukunft die drückendste Mutterſorge. In mancher Nacht, wenn des Dekans Athemnoth sie keine Stunde das Auge schließen ließ, saß auch sie wachend im Bett, und mitten in ihren Schmerz um den hinsiechenden Mann drängte sich immer wieder diese Sorge, und bewies ihr als übereifriger Rechner die bare Unmöglichkeit, trotz allem Fleiß und Sparen auch für Theodors Universitätsjahre nur den kleinsten Ueberschuß erringen zu können. Und sie ließ

mit Gewalt ab, dieses folternde Rechenexempel weiter zu verfolgen, und theilte die übrigen Stunden der Nacht gar manchmal zwischen tröstendem Zwiegespräch mit ihrem kranken Manne und stummem Gebet zu ihrem Gott.

Da bewahrheitete sich auch bei ihr das alte Glaubenswort: „Wo die Noth am größten, ist Gott am nächsten." — Das Utrechter Stipendium, auf das die Dekanin gar nimmer hoffen konnte, weil es schon einem noch ärmeren Doppelwaisen eines Landpfarrers verliehen war, ward durch dessen unerwarteten Verzicht auf das Studium der Theologie wiederholt erledigt. So schwer es aber auch den kranken Dekan ankam, bei seiner anhänglichen Liebe für deutsches Wesen und deutsche Bildung seinen lieben Sohn dem trockenen holländischen Geistesleben hinzugeben, so bewarb er sich dennoch für Theodor um dieses Stipendium, um wenigstens durch die Abnahme dieser Herzenslast als treuer Hausvater den letzten irdischen Abschied sich zu erleichtern. Es dauerte keine zwei Wochen, und seine Bitte, die letzte seines Lebens, war in Erfüllung gegangen. Wenige Tage später, als Hermann in frohester Kameradschaft nach seiner deutschen Musenstadt fortzog, sollte Theodor seinen andern, einsam ernsten Weg antreten nach der Hochschule von Holland.

Und jetzt, in dieser Nachmittagsstunde, nahmen die beiden jungen Freunde von einander Abschied, den ersten ihres Lebens. Ohne es gerade einander zu sagen, wohin, waren sie aus der Stadt gegangen und endlich unvermerkt in den alten Reichswald gekommen, dessen herbstliche Stimmung so recht im Einklange stand mit ihren Gedanken. Kaum daß Hermann des Weges achtete, verloren sie sich immer weiter. Gleich den braunen Blättern, die vor ihnen in den Sand niederwehten, entrangen sich spärliche Worte ihren gedrückten Herzen. Und wie sie jetzt aus dem buntgefärbten Laubwald in das dunkle Nadelholz herausgetreten waren, da sah am Ende der Waldbucht durch die hoch-

ragenden Tannenſäulen der Blechhammerweiher zu ihnen herüber, wie die leibhaftige Melancholie inmitten kühner, himmelanſtrebender Gedanken. Aber Hermanns Blick wendete ſich raſch vom Weiher ab. Die Beſorgniß, Theodor könne meinen, er habe ihn abſichtlich gerade hierher geführt, um ihn nochmals an ſeine längſt mit Zinſeszinſen bezahlte Dankesſchuld zu mahnen, durchzuckte ihn augenblicklich mit edlem Unmuthe.

„Komm Theodor, kehren wir um, es wird zu ſpät," warf er ſcheinbar gleichgültig hin und nahm ihn beim Arm, um ihn zum Rückweg zu bewegen.

Aber Theodors Auge hing jetzt leuchtend an dem Waſſerſpiegel, ſo glanzlos er auch zu ihm herüberſchaute. „Nein, Hermann," rief er aus, „nicht umkehren, ein wenig ſtille ſtehen, hier von einander Abſchied nehmen wollen wir, hier, wo die Hand des Himmels unſere Herzen erſt recht zur Freundſchaft eingeweiht. Hier laß mich zum letztenmale für lange Zeit dich umarmen! Denn kein Zufall, mein eigenes Herz hat dich jetzt hierher geführt. Ach Hermann, iſt es denn wirklich wahr, müſſen wir denn wirklich von einander ſcheiden?"

Er ſank ihm um den Hals und eine Thräne ſchlug die andere. Auch Hermanns Herz ward ſchwer und weich. Endlich machte er ſich von ihm los. Mit gewohnter Willenskraft bemeiſterte er ſeine Bewegung und tröſtete den weinenden Freund:

„Liebſter, beſter Theodor, ſei ruhig und gib dich drein! — Denn müßt' ich auch tauſend Stunden Weges von dir gehen, glaube mir, es wird doch keiner meinem Herzen jemals näher ſtehen, als du; und können wir künftighin nicht mehr leiblich mit einander reden, ſo wollen wir es geiſtig thun in immer gleich treuer Nähe des Herzens. O wie wird es mir immer ein gar lieber Tag ſein, wenn ein Brief von dir kommt und mir erzählt, wie dir's geht, und daß du mir in der alten Liebe gut geblieben! Und du ſollſt gewiß nicht lang auf Antwort warten! Die Zeit

geht ja ſo ſchnell vorüber, und dann kommen wir ſchon übers Jahr wieder zuſammen, und es iſt, als ob wir gar niemals getrennt geweſen. Gelt, gutes Herz, ſo wollen wir's halten. — Durch weite Länder geſchieden und doch im engen Herzen beiſammen!"

„Ich danke dir darum," entgegnete Theodor nun auch ſchon gefaßter. „Ja, ſo wollen wir's halten! Schreib' mir eben recht oft, und laß dich die Mühe nicht verdrießen! Bei jedem Briefe denke dir, daß er ein Almoſen für mich iſt in dem fremden Lande mit ſeinen reichen kalten Menſchen. Und hab' nur keine Angſt, wenn du mir recht viel von deinem luſtigen Studentenleben erzählſt, daß mich das einmal traurig machen könnte, weil ich vielleicht recht ſtill und einſam leben muß. O gewiß nicht! — Nein, jeden beſonders fröhlichen Tag, jedes ausgelaſſene Abenteuer, jeden muthigen Streich, Alles, Alles mußt du mir haarklein beſchreiben! Und deine ganze ſchöne Studentenzeit werd' ich mit dir durchleben, froh und glücklich, wie du ſelber. — Mein Gott, es kann ja nicht Jeder gleich reich und luſtig durchs Leben gehen! Die Zufriedenheit des Herzens gleicht ja doch alle Unterſchiede wieder aus. Und zufrieden, ja das ſoll Gott wiſſen, und hätte ich noch ſo wenig, und ginge mir's noch ſo kümmerlich, aber zufrieden will und werd' ich ſein. Und ſiehſt du, lieber Hermann," fuhr er mit gehobener Stimme weiter, da er mit großen Augen nach dem Blechhammer hinüber deutete, „ſiehſt du, ſehe ich jetzt da hinüber nach dieſem unheimlichen Waſſer, das einſt nach meinem Leben verlangt, dem du es aber wieder entriſſen, da werde ich erſt ſo recht im innerſten Herzen zufrieden. Denn auch in der Entbehrung hab' ich das Leben ſo lieb, und es iſt auch ſo ſchön, wenn man's da drinnen nur einzurichten weiß. Und Gottlob, das hab' ich gelernt von meinem Vater, meiner Mutter und meinen Geſchwiſtern, und ich ſegne ſie für dieſe Lehre alle Tage des Lebens. — Und jetzt, an dieſer ſchönſten Stelle auf dem Weg

unſerer Freundſchaft, hier laß uns jetzt auseinander gehen, ſo wie du mir verſprochen; durch weite Länder geſchieden und doch im engen Herzen zuſammen. — Lebe wohl, glücklich und zufrieden!“

So unzählig oft auch zwei Freunde auf dieſer Erde ſich ſchon Lebewohl geſagt, ein treuerer Scheidegruß als dieſer war wohl ſelten von Freundeslippen gehört und dann durch Händedruck und letzten Kuß beſiegelt worden.

Dann zog Theodor noch ungeſtüm ein Blatt Papier aus ſeiner Brieftaſche und reichte es ſeinem Freunde mit den haſtigen Worten: „Und hier dieſes Blatt nimm noch, zum Zeichen, wie lieb ich dich habe!“

Eiligen Schrittes trennte er ſich hierauf von ihm; an der Krümmung des Waldweges winkte er ihm nochmals mit der Hand. Dann war er verſchwunden.

Und Hermann nahm das Blatt und las:

„Liebſter, einziger Hermann!

Ich bring' es nicht über mich, von dir zu ſcheiden, ohne mein glückſeligſtes Geheimniß in dein treues Freundesherz noch niedergelegt zu haben. Wie oft haben meine Lippen ſich geöffnet, aber immer mußte ich wieder ſchweigen. Ich weiß kaum ſelber, warum. Doch mit dieſem Geheimniß zwiſchen dir und mir nun auf ſo lange Zeit von dir fortzugehen, das hab' ich doch unmöglich gekonnt. Wie das Gefühl eines Verraths an dem ſchrankenloſen Vertrauen unſerer Freundſchaft wäre dieſes Geheimniß mit mir fortgezogen. Vor Vater und Mutter kann ich ſchweigen, vor deinem Freundesherzen nicht. So wiſſe denn: nicht verliebt bin ich in Eliſabeth, wie du mich geneckt, nein, ich liebe ſie und werde ſie lieben durch mein ganzes Leben. Mit bräutlichem Kuſſe haben wir unſere Herzen verlobt zu ewiger Treue. — Wann ich ſie einſt heimführen darf, Gott weiß es allein. Und in Gott hoffen wir Beide auf dieſen Tag. Bis dahin ſchweigen auch wir.

Unſere Gebete, unſere Gedanken ſeien die einzigen Liebesbriefe. So ſchrieb ich ihr. Darum ſchweig' auch du, einziger Vertrauter meiner Liebe! — Und kommt einſt die Zeit, dann wirſt du davon als der Erſte hören. Nun weißt du Alles! Und jetzt erſt ſage ich dir mit völlig freiem Herzen nochmals Lebewohl als

dein

ewig treuer
Theodor."

Laſſen wir nun Hermann von uns unbelauſcht im einzigen Geleite ſeiner Gedanken heimwärts wandern! Wir treffen ihn ja doch ſchon morgen frühe wieder, wenn er vom Elternhauſe Abſchied nimmt. Aber ſeinen edlen Freund wollen wir bis zum Waldſaume draußen begleiten. Wer weiß, wann ich dich wieder mit ihm zuſammenbringen kann. So wollen wir wenigſtens heut Abend noch ein Viertelſtündchen bei ihm verweilen! —

Wie oft, lieber Begleiter, haſt du's wohl ſchon ſelber im eigenen Herzen erlebt, wie es ſich anfangs gedrückt fühlt, wann im Spätherbſt die Nebel wallen und die Blätter ihren Fall beginnen, und wie es im Frühjahr dann wieder aufjubelt mit der erſten Lerche, die zum ſonnigen Himmel ſteigt! — So fühl' jetzt im eigenen Herzen die Stimmung unſeres jungen Freundes nach!

Nicht nur die Blätter der Bäume ſanken jetzt, Wehmuth weckend, auf ſeinem Heimwege vor ihm nieder, und nicht nur graue Nebel umſchleierten den ſchweigenden Forſt. O wär' es nur dieſer Spätherbſt geweſen, dem immer wieder ein neuer Frühling folgt, er hätte ihn jetzt wohl nimmer traurig gemacht in ſolchen jungen, nur zum Frohſinn geſchaffenen Jahren. — Aber ſein Auge ſah jetzt von einem ganz andern Baume die welkenden Blätter fallen, von einem Baume, deſſen Frucht ihn genährt, ihn und all' ſeine Lieben, unter deſſen ſchirmendem Dach ſein junges Leben erblüht, unter dem ſein ganzes Haus ſo treuen Schutz

geſunden. — Und wie lange wird es währen, ſo legt der Tod ſein ſchonungsloſes Beil an den morſch gewordenen Baum, und dieſer ſinkt hin, um auf Erden nie wieder zu neuem Triebe zu erſtehen. Die Nebel der Bekümmerniß wallen um das vaterloſe Haus und der Winter der Noth ſteht vor ſeiner Thüre.

Da überkam unter ſo troſtloſen Gedanken eine heiße Sehnſucht nach Gebet ſein gläubiges Gemüth. Er that ihm Genüge mit der ganzen Inbrunſt ſeiner Seele. Und — wie doch das Menſchenherz wieder, ſo lang es noch jung iſt, ſo gern und ſchnell düſteres Verzagen mit lichtem Hoffen und bitteren Kummer mit ſüßem Troſte tauſcht! — da geſchah auch ihm allmälig, als ſei wie vor einem Zauber der Nebel des Spätherbſtes zerronnen; der froſtige Winter war überwunden, ſein Leben ſchwoll und grünte wieder frühlingsmächtig, und deſſen zu höchſt ragender Wipfel rauſchte: „Eliſabeth!“ ...

Ja, armer junger Freund, harr' aus und hoff' auf dieſen Frühling! — Er wird dir anbrechen zur rechten Zeit. Und jetzt ſag' auch ich dir Lebewohl. Schon hier am Waldſaum laß mich auf lange Zeit dir die Hand zum Abſchied geben! — Dabei zu ſein, wenn du, in wenigen Tagen dein Haus verlaſſend, die zitternde Hand des halb ſterbenden Vaters drückeſt — zum allerletzten, ewigen Lebewohl — verzeihe mir's, junger Freund! Ich kann es nicht über mich bringen.

* * *

Am andern Morgen kniete Hermann zwiſchen Vater und Mutter in der alten Pfarrkirche. Auch die Dorothee fehlte nicht an ihrem beſcheidenen Plätzchen unter der Emporbühne. Die frommen Eltern erfüllten damit ein dringendes Bedürfniß ihres Herzens, ihren Sohn vor dieſem ſo wichtigen, gefahrenreichen Austritt aus dem Elternhauſe noch ganz beſonders herzlich dem Schutze Gottes zu empfehlen.

Nach dieſem Kirchgang war Vater Stark merkwürdig ruhig und ſtandhaft. Er übergab droben in der Erkerſtube Hermann den dreifachen Geleitsbrief, und da er des Sohnes Hand erfaßte, war ſein ganzes Abſchiedswort:

„Hermann! Was ich und deine Mutter bei dieſem ſo unendlich wichtigen Scheiden vom Elternhauſe dir zu ſagen haben, Alles, Alles ſteht in dieſem Abſchiedsbriefe geſchrieben. Nimm ihn mit auf den Weg, wie deinen guten Engel, von dem du niemals laſſen mögeſt! — Jedes andere Wort dünkt mir unnützes Gerede. So gehe! Gott und unſer Segen ziehe mit dir allezeit!“

Die Lohnkutſche mit zwei Corpsburſchen der Franconia ſammt dem Leibburſchen Kreutzer war unten bereits vorgefahren und wartete auf den angehenden Leibfuchs....

Droben noch ſchmerzlich inniges Umarmen. — Dann war das Erkerhaus abermals ſtille geworden. — Sein brauſender Frühling zog hinaus in die weite, lachende Welt, und der Spätherbſt der Einſamkeit blieb den zwei verwaiſten Herzen darin zurück.

Das iſt freud- und leidvoll Elternloos!

Vierter Abschnitt.

Von der akademischen Freiheit.

I.

Welche Luſt gewährt das Reiſen!

„Ha, welche Luſt gewährt das Reiſen!“ ſingt bekanntlich die ſchöne Prinzeſſin von Navarra in Boieldieu's romantiſchem „Johann von Paris.“ Und welche poetiſche Wanderluſt mag das auch geweſen ſein! — So auf ſchlankem Silberzelter mit fröhlichem Gefolge plaudernd dahinzureiten, bald durch kühlen Lorbeerwald, bald in farbenreich lachender Landſchaft! — Und dann wieder ſein Ruhelager flüchtig aufzuſchlagen an rauſchendem Bergſtrom, unterm Piniendach auf indiſchem Teppiche hingegoſſen, da der Troubadour eiferſüchtig vor der reizenden Herrin lagert, mit goldenem Lied den Becher Weines überbietend, den ein gluthäugiger Page ihrem lächelnden Munde kredenzt. — Ha, welche Luſt gewährt das Reiſen! —

Von ſolch' überzartem poetiſchen Duft war nun freilich die Fahrt nicht umwoben, auf der jetzt unſer lieber Frankenfuchs Hermann Stark mit den zwei „Hirſchen,“ wie der prahlende Kutſcher ſeine alten Gäule nannte, hinausraſſelte in die „weite, weite Welt,“ wie die Dorothee ſagte. —

Fünf volle Tage vom Morgenroth bis zum Sternenſchein in einem ſchlotterigen Kutſchenkaſten herumgeſchüttelt zu werden, „ha, welche Luſt gewährt das Reiſen?“ möchte man da mit einem ſtarken Fragezeichen ausrufen. — Und doch trotz alledem,

welch' kernige, frohſinnige Poeſie ſtak auch noch in einer ſolch' mühſeligen Lohnkutſchenfahrt jener damals noch ziemlich eiſenbahnloſen deutſchen Wanderzeit! — Welch' geſunder Humor ſaß da noch neben dem Kutſcher auf dem luftigen Bock und drinnen im engen Kaſten bei den Paſſagieren. Und je holpriger draußen die Landſtraße, je ſchärfer drinnen die Rippenſtöße, nur um ſo froher lachte dann dieſes launigen Reiſegefährten Geſicht. — Ja wohl, — „ha, welche Luſt gewährt das Reiſen!“ — Wie jubelte ſo unſer junger Freund nicht minder begeiſtert, wie jene Amazone, da ihm die Vaterſtadt nur erſt hinter dem Rücken lag und ein neues Stück deutſcher Welt ihm aufging auf dieſer erſten, großen Fahrt! —

Heiſa, war das auf der Heerſtraße noch ein buntes, frohes Wanderleben!

Da fuhr im geſtreckten Trab mit vierſpänniger Extrapoſt der Grandſeigneur im bequemen Reiſewagen ausgeſtreckt, und der flotte Poſtillon, im Gallawamms und mit dem Federbuſch auf dem Sattelgaul reitend, blies in den letzten fünf Minuten vor erreichter Station noch ein beſonders ſchmelzendes Volks- oder Alpenlied, um auf ein ſplendides Extratrinkgeld zu ſpeculiren, ſo oft auch bei dem hochgehenden Trab ein noch höherer Ton ihm überſchnappte oder ſtecken blieb. — Ha, welche Luſt gewährt das Reiſen!

Aber ein noch viel ſtolzerer Herr auf der Landſtraße dünkte ſich der Frachtfuhrmann. — So ſchau' ihn nur an mit den ſchneeweißen Strümpfen unter der goldgelben Lederhoſe und dem Dreiſpalter über dem blauen Hemd! — Hei, mit welch' bewußtem Gebieterſtolz er über dem ſtattlichen Achtgeſpann die Peitſche ſchwingt und wie ſeine ſtrammen Gäule die Köpfe ſchütteln, daß das weithin ganz ſonntäglich klingelt von all' dem meſſingenen Zierrath an den geflochtenen Mähnen. — Und neben den Vordergäulen ſchreitet breitſpurig und nicht minder ſtolz der kernige Fuhrmanns-

kube. In immer rascherem Tempo übt er sich im Peitschenknallen ein, und läßt weithin sein lustiges Lied erschallen:

„Bin ich ein lust'ger Fuhrmannsbub',
Bin ich ein lustiger Bub'!"

Und siehe, dort unter den ersten Häusern des Städtleins winkt schon die stattliche Fuhrmannsherberge „zum goldenen Faß." Und der blaue Rauch, der vom Schornstein in den Abendhimmel wirbelt, der kommt von dem saftigen Braten drunten in der Küche. — Mit lachendem Gruße steht die Kellnerin auf der Treppe. Die Hengste wiehern nach ihrem gar wohl bekannten Stall. — Und „juchhe" schreit der Fuhrmannsbub' und knallt noch schneller. — Ha, welche Lust gewährt das Reisen!

Und jetzt, horch, welch' dumpfes Rollen schon aus weiter Ferne! — Sieh' hin, der Postwagen ist es, der im vorschriftmäßigen, schwerfälligen Dienstrab über das Pflaster hereinrumpelt. Herrje, mögen die armen Passagiere drinnen steif gesessen sein! — O ja gewiß! — Aber trotz alledem blick einmal hinein in den plumpen vollgepfropften Kasten! — Sieh' da, mit welch' lustigen, vertraulichen Gesichtern sie miteinander plaudern und lachen! — Noch am Morgen landfremd miteinander eingestiegen, wie sind sie, körperlich nur allzunahe, auch in den Herzen gar bald sich näher gekommen, und haben zusammen geschwätzt und gewitzelt über das gemeinsame Geschüttelt- und Gerütteltwerden! Wie sind sie schon bei dem heißersehnten, gemüthlichen Mittagsmahl gute Bekannte gewesen! — Und da sie jetzt aussteigen, drücken sie sich wie alte Freunde die Hand, [illegible] Einer weiß von des Andern Leben zu erzählen, da der gleich enge Raum sie gleich gesprächig gemacht. Und gar das eine junge Pärchen, das dort unterm Postthor jetzt so vertraulich Abschied nimmt und sich des Morgens doch zum allererstenmale sah — an dem, glaub' ich immer, ist Schillers schönes Wort: „Raum ist in der kleinsten Hütte für ein

glücklich liebend Paar," auch in der engen Poſtwagenhütte in poetiſche Erfüllung gegangen. Wie mögen wohl dieſe Beiden erſt im ſtillen Herzen jubeln: „Ha, welche Luſt gewährt das Reiſen!"

Und ſiehſt du jetzt! — ein ganz anderes Wandern — die drei Brüder Straubinger mit ihren dünnen Felleiſen und dicken Knotenſtöcken? — Ein prächtiges Trifolium aus Neſtroys „Lumpazivagabundus!" — Gerade machen ſie ſich aus dem Chauſſeegraben auf. Die Toilette für den Einzug in das Städtlein iſt vollendet. Trotz der Warnungstafel am Thore: „Das Fechten iſt verboten," ſtimmen ſie dennoch mit polizeiwidrigem Bewußtſein und lebensluſtigem Geſichte Bruder Knieriems Fechterlied an, um allem Rechtsſtaate zum Hohn ihre lang geübte Fechtkunſt an den hieſigen Spießbürgerthüren ſo reich wie möglich zu verwerthen. — Steckt nicht auch in dieſen Handwerksburſchengeſtalten ein Stück urdeutſcher, bald ganz verſchollener Wanderpoeſie? — So ſchau' ſie nur recht an! — Auch auf ihren wettergebräunten Geſichtern ſteht ja geſchrieben: „Ha, welche Luſt gewährt das Reiſen!"

Aber erſt jetzt! — Hörſt du ſchon von weitem auf der Landſtraße den frohen Chorus durch die Dämmerung ſchallen?

„Die Philiſter ſind uns gewogen meiſt,
Sie ahnen im Burſchen, was Freiheit heißt,
Frei iſt der Burſch! frei iſt der Burſch!" —

Jetzt kommen die allerluſtigſten von allen Paſſagieren angefahren. Das wiſſen dieſes Städtleins Gaſſenbuben am beſten. Hurrah, wie der Wind ſind ſie aus den Stuben und umlaufen als Ehrengeleite die langſam einherſchlotternde Kutſche mit ihren nun lebensmüd ächzenden zwei „Hirſchen." —

„Die Studenten kommen, die Studenten!" ſchreit die Schuljugend durch die winkeligten Gaſſen. — Sieh' her, wie lockt da

der burſchikoſe Cantus den Philiſter unter die Hausthür und Weib und Töchter ans Fenſter. Und die loſen ſingenden Vögel, Hermann mitten drinnen, grüßen mit den zärtlichſten Geberden aus dem ledernen Vorhange lederne Spießbürger, friſchwangige Mädchen, runzlichte alte Weiber, was ihnen juſt in den Wurf kommt, und empfangen bald luſtig lachenden, bald halb verſchämten Gegengruß oder gar ein mürriſches Trutzgeſicht, was ſie erſt recht zu ſchallendem Gelächter reizt. — Ha, welche Luſt gewährt das Reiſen! —

Wie ging aber auch außer ſolchen humoriſtiſchen Erlebniſſen unſerm jungen Freund auf dieſer Fahrt zur Hochſchule das deutſche Leben auf in ſeinem ganzen urkräftigen Behagen!

All' die deutſchen Städtchen und Märkte mit ihren zwar oft pfahlbürgerlichen, aber immer originellen, althiſtoriſchen Phyſiognomien, wie feſſelten ſie ihm Herz und Geiſt! Welch' Gefühl friſcher Poeſie überkam ihn oft bei der Durchfahrt wie bei der Herberge in ihren zinnenbekränzten Mauern!

Ob ſie dann bis zur ſinkenden Nacht in den engen Gaſſen luſtwandelnd ſich von des Tages Strapazen erholten und zu manchem Giebelhauſe hinaufſchauten, daraus ein behäbiger Kleinſtädter ſeine Pfeife in den Feierabend hinausſchmauchte; ob ein paar muntere Stadtjüngferchen in ſchalkhaften Gloſſen ſie muſterten, was ſie ihnen redlich mit gleicher Münze heimbezahlten; ob ſie vor dem alten ſtattlichen Rathhaus auf dem Marktplatz Halt machten, an deſſen vielröhrigem Brunnen noch ſpät Abends die Mägde ſchwatzten und lachten, wobei ſie ihrerſeits ihre Dialektſtudien bereicherten; — oder ob ſie endlich wieder in ihr Wirthshaus heimkehrten, darin ſie von der redſeligen Frau Wirthin unter dem Beiſtand ihres ſchmucken Töchterleins mit Speiſe und Trank wie mit traulicher Zuſprache verſorgt wurden, als ob ſie alte Hausfreunde wären — o welch' wohlthuender Duft lag über einem ſolchen Abend auf der Reiſe, wie über dem ſauber

ausgeführten Bild eines altdeutſchen Meiſters, darin er mit gleich warmem Herzen und Farbenglanz uns ein Stück behaglichen deutſchen Bürgerlebens vor die Sinne führt.

Dann ward zum Nachtiſch erſt nochmals die Guitarre von der Wand genommen. „Vom hoh'n Olymp herab," erſcholl unter ihrer Begleitung der ſtürmiſche Cantus, dieweil die Saiten ſonſt nur gar zimpferlich gerührt worden zu dem rührenden Mondſcheinlied aus der Pretioſa: „Einſam bin ich nicht alleine." — Draußen füllt ſich die Gaſſe von ungeladenen Zuhörern. Und im Keſſel drinnen brodelt die zum letzten Trunke beſtellte Punſchbowle. Dann wird gar noch ein luſtiges Tänzchen improviſirt, — ha, welche Luſt gewährt das Reiſen! —

Und wie ſo unſer junger Freund auf dieſer Fahrt das deutſche Bürgerthum kennen und ehren lernte, wie aller Ehren werth erſchien ihm auch des deutſchen Volkes anderer geſunder Kern ſeines Bauernſtandes, da ſie Tag für Tag durch all' die fleißig bebauten Gefilde, durch all' die ſauberen, ſtattlichen Dörfer fuhren, wie kein anderes Land der Erde ſie ſchöner aufzuweiſen hat, die beredteſten Zeugen für unſeres Volkes Tüchtigkeit und Wohlſtand.

Dann ſtieg wieder mitten aus dieſer üppig blühenden Gegenwart ein halbverfallener Zeuge deutſcher Vergangenheit vor ihnen auf und lockte ſie wie ein Sagenbild Uhland'ſcher Romantik zu ſich hinan. Wie konnten ſie dieſer Einladung widerſtehen? Sie ſind ja die Alleinherrſcher in ihrer Kutſche. Und im rebenbekränzten Städtchen zu des alten Bergſchloſſes Füßen wird ohnehin Mittag gemacht. — „Halt, Kutſcher, fahr' voraus und beſtell' ein gutes Eſſen!" — Aus dem dumpfen Wagen geſprungen, den luſtigen Hügel hinangeklommen und droben auf dem Trümmerſchutte ſitzend als echte Deutſche noch ein wenig poetiſch geſchwärmt und geſungen:

An der Saale fernem Strande
Stehen Burgen ſtolz und kühn.

Ihre Dächer ſind verfallen,
Und der Wind ſtreicht durch die Hallen,
Wolken ziehen drüber hin."

Himmel, gab das droben geſunde Herzen und drunten gesunden Hunger! — Ha, welche Luſt gewährt das Reiſen! —

„Und ſiehſt du," rief jetzt gegen Abend mit einemmale der Leibburſch Kreutzer ſeinem Leibfuchs zu, und deutete aus dem Wagenſchlag auf einen tannengrünen Kegel hinüber, aus deſſen Plattform ein paar Ziegeldächer hervorlugten, „ſiehſt du, Leibfuchs, das da droben iſt alſo der „Bergkeller!" Gieb einmal Acht, wie luſtig wir da noch ſein werden! Und gerade drunter liegt die Stadt. Nur noch ums Eck herum und in zehn Minuten ſind wir drinnen."

„Vorwärts, Kutſcher, und nun flott gefahren!" — Da bedurfte es nur eines leiſen Zungenſchnalzens und die zwei todesmüden, aber noch immer ehrgeizigen „Hirſche" nahmen mit aufgereckten Köpfen ihre letzte Lebenskraft zuſammen, um ihren bedeutſamen Namen beim Abſchluſſe dieſer fünftägigen Reiſe jetzt wieder zu Ehren zu bringen. In fieberhaft trippelndem Trabe zogen ſie an den Strängen, als ſeien ſie eben erſt von der Krippe gekommen. — Und da fahren ſie ja ſchon durch die alten, halb finſtern Gaſſen. —

„Cantus!" ruft jetzt der Leibfuchs Hermann Stark höchſt kommentwidrig den Corpsburſchen zu und beginnt zu ſingen: „Es blinken drei freundliche Sterne ins Dunkel des Lebens herein." Und mit voller Bruſt fallen die Andern ein: „Die Sterne, ſie blinken ſo traulich, ſie heißen Lied, Liebe und Wein." —

Und horch, da ſchallt auch ſchon ein anderer kräftiger Burſchenchor die Straße herauf. Der kommt vom Commershauſe der Franconia. — Jetzt hält der Wagen daran ſtill. — „Hurrah!" jubeln die neuen Ankömmlinge in die hell erleuchteten Fenſter. Und „hurrah!" ſchallt es als freudiges Echo aus dem Kneipſaale.

Heraus ſtürzen all' die ſchon angekommenen Franken und ziehen die andern aus dem Wagen: „Grüß' Gott, grüß' Gott!“ tönt's in freudigem Durcheinander. — Kuß und Handſchlag wechſeln ſtürmiſch. — Die Hallen der ſtudentiſchen Walhalla ſind aufgethan. — Unſerm jungen Arminius ſchwindelt's ganz ... Ha, welche Luſt gewährt das Reiſen! —

II.

In der Musenstadt.

Eine kleine deutsche Universitätsstadt! — Welch' echtestes „deutsches Leben" beherbergen ihre Mauern! — Wanderst du während der Collegienstunden in ihren fast verkehrslosen Gassen umher, deren Häusergesichter dich weder mit übermüthig burschikosem, noch pedantisch gelehrtem Ausdruck anschauen, sondern gerade so alltäglich wie die philiströse Physiognomie jeder andern Provinzschwester, so mag dich wohl so öde Langeweile beschleichen, wie den erzgegossenen Stifter dieser Hochschule, der nun schon ein Vierteljahrhundert baarhäuptig in jedem Wetter auf dem grastreibenden Universitätsplatze steht und dazu in fortwährend fürstlicher Steifheit die Stiftungsurkunde wagerecht hinaushalten muß, ohne daß sie ihm jemals vom hochweisen Senate drunten abgenommen würde.

Aber sieh', die Mittagsstunde läutet. Die Collegiensäle leeren sich. Wie mit einem Zauberschlag ist die stille Stadt verwandelt. Deutsches Leben in seinem freudigsten Blühen, in seinem kräftigsten Mark wandelt in hundertfältigen Gestalten durch die jetzt lärmenden Gassen. Und du siehst ihnen an, in Haltung und Gesicht, wie sie die Köpfe unter den bunten Mützen tragen und

ſelbſtbewußt ausſchreiten, in dieſer kleinen Muſenſtadt iſt die erſte Menſchenklaſſe — der Student.

O könnten jetzt all' die ſchwärmeriſchen Jugendträume, die ſeit Jahrhunderten in dieſen Philiſterhäuſern ausgeträumt worden, könnten ſie jetzt alle leibhaftig aus den Fenſtern auf dich herniederſchauen, hätten ſich all' die Abenteuer und luſtigen Streiche dieſen Wänden eingeprägt; würden dieſe alten Giebel jetzt wiederſtrahlen von all' dem begeiſterten Willkomm der eingezogenen Füchſe und all' der bemoosten Häupter Scheidegruß; könnte all' der Waffenklang und deutſche Sang, der je in dieſer Stadt getönt, dir jetzt Ohr und Herz umſchallen — wahrhaftig, dir würde ſo friſch und kühn zu Muthe, wie dem uralten Tannenwalde droben, der mit immergrünem Schmuck über dieſer Stadt ſeine brauſenden Wipfel zum Himmel ſtreckt.

Und ſiehſt du jetzt, nachdem der Studenten erſter Anſturm ſich ein wenig verlaufen, die gelehrten Geſtalten mit und ohne Zopf in die ſtilleren Seitengaſſen ſich verlieren, bald mit pedantiſchem Stolziren, bald im emſigen Eilſchritt? — Das iſt dieſer Studentenſtadt zweites Element — die Herren Profeſſoren.

O könnte ich dich jetzt mit einemmale ſie alle ſchauen laſſen, die bienengleichen, ernſten Arbeiter an dem einen großen Geiſteswerke deutſcher Bildung, die auch hier ſeit Jahrhunderten ihre verborgene Werkſtatt aufgeſchlagen! — Mit welcher Ehrfurcht würdeſt du vielleicht in manch' abgelegener Hintergaſſe ſtehen bleiben, darin Jahrzehnte lang grübelnder Forſcherfleiß einen Gedanken groß gezogen, der dann aus beſcheidenſter Gelehrtenſtube hinausgeſchritten in die laute Welt, als ſtolzer Mitbeherrſcher in der Wiſſenſchaft weltumfaſſendem Königreich!

Und daß ich dieſer Studentenſtadt drittes Element jetzt nicht vergeſſe — die neuteſtamentariſchen „Philiſter."

Aber lieber Begleiter, was ſoll ich dir eine lange Beſchreibung von ihnen entwerfen? Vielleicht langweilt ſie dich nur.

Komm, mitten unter ſie wollen wir hineintreten! Leibhaftig ſollſt du ſie ſehen und hören! — Denn ſieh' nur her, es iſt gerade Sonntag Nachmittags. Und da ſtehen ja ganz prächtige Exemplare auf dem Marktplatze vor der Stadtkirche. Feiertäglich herausgeputzt warten ſie auf die Predigt, die ihnen zu einem gemüthlichen Nachmittagsſchläfchen nach alter Gewohnheit willkommene Gelegenheit bietet. Und da es eben erſt zum zweitenmale geläutet hat, ſo benützen ſie dieſe Pauſe bis zum Zuſammenſchlagen zu einem ſchwatzhaften Congreß über die neueſten Univerſitätsangelegenheiten. Iſt es doch oft rührend, mit welcher Naivetät die Gevatter Schneider und Handſchuhmacher allherbſtlich jeden neuen Ankömmling muſtern und ſich ſofort möglichſt genau um ſeine Familien- und hauptſächlich Finanzverhältniſſe zu bekümmern beſtreben. Und horch, der ehrbare Kappenmacher Fiedler eröffnet dieſe ſtehende Sitzung:

„Herrje, hat euch die Franconia aber diesmal Füchſe bekommen! Ich ſag' euch, zehn Stück, einer flotter wie der andere. Aber der allerſchönſte, der wohnt bei mir. Meiner Seel', ſeit zwanzig Jahren hab' ich noch keinen ſolchen geſehen. Ich bin ganz ſtolz auf ihn. Und Stark heißt er, Hermann Stark. Na, der Name paßt auch ganz auf ihn. Denn ich ſag' euch, es iſt ein Burſche, wie eine junge Kerneiche, mit langen Locken wie pures Gold. — Na, der wird auch nicht lange zum Senior brauchen. Den darf man nur gehen ſehen. Da weiß man gerade genug. Und Weißzeug und Montirung hat er euch mitgebracht — zwei gedrückte Koffer voll, daß meine zwei Käſten gar nicht gelangt haben. — Reſpect vor dem ſeiner Mutter, wenn ich ſie auch nicht kenne, — hat meine Frau beim Auspacken geſagt. Und ſie hat auch Recht. Denn ich habe ſchon Barone und ſogar einmal einen Grafen im Quartier gehabt. Aber ſo ſolide Wäſche hab' ich doch noch bei keinem einzigen zu ſehen gekriegt. Glaub's gern. Er iſt auch das einzige Kind und ſein Vater iſt ein

Advokat. Und die wiſſen das Geld ſchon herauszuprozeſſiren, heißt das — für ihren eigenen Beutel. — Solche Füchſe laſſ' ich mir gefallen, Männer! Die können wir miteinander brauchen. Meint ihr nicht auch?"

„Ob wir die brauchen können? Das will ich wiſſen," beſtätigte der ehrſame Schuhmachermeiſter Sachs, vielleicht ein ſpäter Enkel ſeines poetiſchen Collegen „Hans." „Es waren ohnehin voriges Jahr Schuldenmacher genug bei den Franken. Da ſieht man doch auch mal wieder baar Geld."

„Ha, wegen dem!" replicirte der als Financier beſonders gewichste Schneider Stichelmeier: „Kriegen thun wir das Geld zuletzt doch. Dafür iſt ja das Belegen von denen Abgangszeugniſſen da. Und darum ſchlagen wir auch von vorneherein unſere zwanzig Prozent darauf für das lange Warten. Ei was! — Viel Pump bei denen Studenten, viel Verdienſt für uns, ſag' ich immer zu meiner Frau, wenn ſie mir wegen den vielen Rechnungen die Ohren voll lamentirt."

„Na, ich weiß nicht, Schneider," warf der Bierwirth Müller ein, bei dem die Franken ihre Exkneipe hatten, „da hab' ich doch eine andere Anſicht. Baare Bezahlung geht mir über Alles. Und wenn ich eines bereue, ſo iſt es das, daß ich da dem Volkmann, dem Conſenior von den Franken, nun ſchon an die hundert Gulden Bier verzapft habe. Und der Guckguck weiß, wenn ich einmal einen Kreuzer zu ſehen kriege. Denn der iſt ſo in der ganzen Stadt ſchuldig. Und ich glaub' immer, der brennt zehnmal lieber durch und läßt Zeugniſſe und Alles im Stich, ehe der einen Kreuzer zahlt, der prahlige Bengel, der."

„Aber wie kannſt du dem auch nur ſo lange pumpen? Das wäre mir doch der Allerletzte!" nahm der Schneider im Bewußtſein ſeiner geiſtigen Ueberlegenheit wieder das Wort. „Kennen muß man ſeine Leut', das iſt die Hauptſache beim Geſchäft. Mich hat er ein einzigesmal mit einer Weſte um fünf Gulden an-

geſchmiert, wo er mir ſein Ehrenwort nicht gehalten hat. Und aus war's bei mir, und wenn er um ein paar Hoſen auf die Kniee bei mir niederfiele. Ich ſag' aber auch nur, wie die Franken, die doch ſonſt ein ſo nobles Corps ſind, den Menſchen da zum Conſenior haben wählen können. Und nicht einmal ein feiner Schläger ſoll er ſein, hab' ich mir ſagen laſſen. Und das iſt doch das Proprimo für einen Conſenior, ſoweit ich die Sache verſtehe. Ei, was kann er denn? Nichts kann er, als die Füchſe im Schlauch bemogeln, Punſchbowlen, feine Cigarren und Reitgäule aus ihrem Sack herausluchſen und ſie dann hinterdrein doch nur kujoniren, hab' ich mir von ſeinem Stiefelfuchs erzählen laſſen. Ja, den kenn' ich ſchon, den Dreiſtöckigen, und es wäre für die ganze Franconia ſchöner, wenn der gar nicht drin wär', oder doch wenigſtens kein zweiter Chargirter, wie man auch noch für Conſenior ſagen kann. O, in denen Studentengeſchichten bin ich euch daheim, als ob ich ſchon ſelber einmal Senior geweſen wäre. — Na, wart' nur, Kappenmacher, dein Goldfuchs wird beim Volkmann auch Haare genug laſſen und ſein ſchönes Weißzeug wird gar bald zum Vetter wandern, wie die Studenten das Leihhaus immer tituliren; und der Aaron, der auf zwanzig Prozent Zinſen borgt, Gott der Gerechte, wird der Katzenbuckel vor ihm machen!"

„Ja Schneider, Recht haſt du ſchon mit dem Volkmann," beſtätigte nun auch der Kappenmacher. „Aber lieber Gott, wie's eben oft bei denen Wahlen geht, juſtament wie bei unſerer letzten Bürgermeiſterwahl. Wißt ihr, das kommt Alles von denen dummen Parteien. Da will die eine den Hans, die andere den Peter; und damit keine Recht kriegt, wählen ſie alle zuſammen den Stoffel. Und ſeht, ſo haben wir einen Erzſtoffel zum Bürgermeiſter gekriegt und die Franken einen Erzflegel zum Conſenior. Gelt, Männer, das heißt man den Nagel auf den Kopf treffen? — Ja, mir ſoll Einer mit was kommen, wo ich mich

nicht auskennen thu'. Aber der Senior von den Franken, der Bergheim, allen Reſpect vor dem, das muß man auch wieder ſagen. Das iſt ein prächtiger Kerl, nobel, was nobel heißt."

„Ja, der Herr von Bergheim, da haſt du auch wieder Recht, Kappenmacher," fiel Stichelmeier enthuſiaſtiſch ein. „Dem guckt der Edelmann aus jedem Knopfloch heraus. Er läßt aber auch Alles nur bei mir arbeiten und erſt heute Morgen hab' ich ihm einen neuen polniſchen Schnürrock geliefert. Da hat er mich gleich in blanken Dukaten ausbezahlt und meinem Lehrbuben noch einen Gulden Trinkgeld extra ſpendirt. Na, es wär' aber auch gar zu toll, wenn in einem ſo noblen Corps der Conſenior und der Senior....."

„Aber guckt einmal, Männer," unterbrach plötzlich der Kappenmacher, da er die Straße hinausdeutete, „da kommen die Franken juſtament die lange Gaſſe her. Aha, die gehen vermuthlich zum Bergkeller zu friſchen Schweinswürſten. Na, ſo ſchaut euch einmal meinen Fuchs an! Ihr ſeht ihn ja gleich herausſtechen mit den langen, goldigen Locken. Nicht wahr, iſt das ein Stolz in dem Menſchen? Aber auch eine Schönheit. Kreuzſapperment! ein Mädel, wenn ich wär', ſchnurſtracks thät' ich mich in den vergucken."

„O je, Meiſter Fiedler, dafür braucht ihr nicht zu ſorgen," ließ ſich jetzt auch der ehrſame Buchbinder vernehmen. „Dafür ſind ſchon die Profeſſorentöchter da und vorab dem närriſchen Scheppert ſeine ſieben da drüben, von der vierzigjährigen Thusnelde, die jetzt ſchon vom fünften Bräutigam ſitzen gelaſſen worden iſt, bis herunter zum Backfiſch, dem Mechthildchen, das ſchon im Inſtitut mit dem relegirten Rhenanenfuchs eine Liebſchaft angefangen hat. — Je, werden die gleich nach ihm ſchmachtlappig thun, und alle ſieben ein Verhältniß mit ihm einfädeln wollen!"

„Ja, dem Scheppert ſeine," nahm jetzt der Bierwirth wieder das Wort, „da habt ihr Recht! Die heißen ja ſo nur in der

Stadt die ſieben thörichten Jungfrauen. Und ich wollte wetten darauf, daß die von dem ſchönen Frankenfuchs ſchon Wind haben. Denn, das hat mir der Pedell geſagt, daß, wie nur ein neuer Student immatrikulirt wird, an dem ein Bischen was iſt, dann muß er ihn gleich hinüber melden. Und das trägt ihm jedesmal ein paar Maß Bier. — Na, der ſchöne Frankenfuchs wäre ſchon einen ganzen Eimer werth."

Allgemeines Gelächter folgte dieſer Rede des wohlbeleibten Bierwirths.

Unterdeſſen war das Corps der Franken mit ihren grün-weiß-rothen Mützen und Bändern dem Marktplatze nahe gekommen. Der Fuchs Hermann Stark ging zwiſchen dem Senior Hans von Bergheim und ſeinem Leibburſchen, Fritz Kreutzer. Des Conſeniors Volkmann lange Geſtalt ragte hintendrein unter dem Haufen der anderen neun neuen Füchſe hervor. — Und Schneidermeiſter Stichelmeier, mit mäkelndem Geisbockblick den ſchönen Frankenfuchs von oben bis unten muſternd, erhob aufs Neue ſein gewichtiges Wort:

„Kappenmacher, ich weiß doch nicht, ein ſchöner Kerl iſt er, aber ſein Rock ſitzt ihm noch lange nicht flott genug. Den hat gewiß noch ſo ein Pfuſcher in irgend einem Neſte gemacht. Den muß ich euch einmal erſt neu herausſtaffiren. Herr Gott! da ſoll ſich der ganze Menſch noch ganz anders ausnehmen."

„Seine Stiefel haben auch nicht die rechte Façon," ergänzte der Schuhmacher von ſeinem ledernen Standpunkte. „Dem will ich einmal einen Fuß herrichten, als ob er ein Tanzmeiſter wäre. Aber das ſag' ich dir, Kappenmacher, daß du ihn nur zu mir ſchickſt. Du weißt ja ſchon, daß ich meine Studenten auch nur immer zu dir recommandire."

„Na, das verſteht ſich von ſelber;" erwiederte der Hausherr Hermanns, „es bleibt bei unſerm alten Cartel, wie die Studenten ſagen. — Aber jetzt kommt herein, Männer! Vor lauter

Geplauder haben wir das Zuſammenſchlagen ganz überhört. Und horch, jetzt fängt gar das Lied ſchon an und der Herr Pfarrer macht ſo immer gleich ein brummiges Geſicht, wenn man nicht juſt zum erſten Verſe kommt."

Die Schaar Philiſter verlor ſich in der Kirchthüre, während unſer alſo glorreich beſprochener Frankenfuchs mit dem geſammten Corps über den Marktplatz zog.

Und ſiehe, aus einem gegenüber liegenden offenen Fenſter huſcht ſchnell ein hehres Frauenbild mit majeſtätiſchen Schmachtlocken hinweg. Rauſchende Clavierbegleitung hebt jetzt an, und ein lang gezogenes Tremolo zittert durch die Lüfte:

„Kennſt du der Liebe Sehnen,
Kennſt du der Liebe Schmerz?"

Ha, ha, ha, lachte der Senior hellauf, „hört ihr's? Schepperts Thusnelde! — Ich will wetten, das gilt unſerm Fuchs da." Und Alle ſtimmten lachend ein, während Hermann verlegen mit ihnen weiter ging.

Bevor ſie aber den Marktplatz noch hinter ſich hatten, war die ſchmelzende Sehnſuchts- und Schmerzensarie vom Winde verweht. Ihre etwas verblühte Sängerin bog ſich nun weit zur Fenſterbrüſtung heraus und warf einen ſchmachtenden Scheideblick nach dem Fuchs Hermann Stark, dem wirklich ihr Sirenengeſang gegolten hatte.

Als die bedeutendſte Schülerin ihres übergelehrten, deutſche Urgeſchichte und Götterlehre leſenden Herrn Vaters, Doctor Gotthold Daniel Scheppert, der es aber gewöhnlich nur zu einem honorarfreien „Publicum" mit alltäglich wechſelnden Zuhörern bringen konnte, hielt ſie darauf folgenden germaniſchen Monolog:

„Nein, wirklich ein wahrer goldlockiger Arminius, herrlich, göttergleich! — Genau ſo denke ich mir unſern germaniſchen Urahn in ſeinen Jünglingsjahren. Und Hermann heißt er auch

ſogar. Und Stark iſt ſein Familienname. Ach, wie ſymboliſch! Und ich heiße Thusnelda. Welch' ahnungsreiche Verbindung unſerer Namen! O daß ich doch nicht ſpäter geboren ward oder er wenigſtens etwas früher! — Gleichviel! — Aber ich darf ja doch noch für ihn ſchwärmen. O ſchon aus altgermaniſchem Patriotismus für dieſes reizende Urbild. Und er vielleicht — wer weiß? Der Zug der Seelen iſt oft unerklärlich wunderbar. O nur eine geweihte, platoniſche Liebe ohne jedes niedrige Eheverſprechen! — Mir wäre es ja der walhalliſchen Götterluſt ſchon übergenug."

Da bog ſie ſich zum allerletzten Blick noch weiter heraus. Und Herrje, was ſah ſie da? — An jedem der ſechs Fenſter lehnte ganz in derſelben ſüßen Augenweide eine andere Schweſter heraus: die Elsbeth, die Hedwig, die Adelgunde, die Krimhilde, die Hildegard und ſogar das Mechthildchen. Und jede ſah ſie ſo ſpöttiſch lächelnd an, daß ſie das Fenſter in heiligem Zorne zuſchlug. „Einfältige, unpoetiſche Backfiſche!" klang es bitter von ihren Lippen, während ſogleich darauf ein neuer, ſüßer Sang auf deren längſt verblichenem Purpur ſich wiegte und ihre große germaniſche Seele unter ſentimentalem Schaukeln ihrer Schmachtlocken ſich in neuer Liebesklage ergoß:

„Ach, wenn du wärſt mein eigen,
Wie lieb ſollt'ſt du mir ſein!"

III.

Beim Berggirgl.

Unterdeſſen wanderte die edle Franconia bereits zwiſchen mächtigen Felsblöcken und himmelhohen Tannen den Asphaltkegel hinan zum Bergkeller. Unter einem langen aus Lindenzweigen geflochtenem Laubdache ſaß das Corps gar bald darauf zechend vor dem Wirthshaus, von den nahen Felſenkellern ſchlechtweg nur der „Bergkeller“ genannt, das ſeit der Stiftung der Franconia die weitberühmte Stätte ihrer ländlichen Kneipereien geweſen, und deſſen niedrige Stube doch immer Platz genug gehabt, auch den noch ſo hoch fliegenden Humor ſeiner zechenden Gäſte in ſich aufzunehmen.

Mit dieſer naturwüchſigen Studentenkneipe war die Perſon ihres Wirthes unzertrennlich verbunden. Und wer in den letzten dreißig Jahren als flotter Student mit frohem Behagen auf dem Bergkeller gekneipt, der denkt gewiß ebenſo gern an dich, du ureigenſtes Original eines nie fälſchenden Bierwirths und virtuoſen Schweinemetzgers, eines urfidelen Kneipcompans und aufopfernden Studentenfreundes in einer und derſelben Perſon — an dich „Berggirgl,“ du nur fünf Fuß hoher, dafür aber auch drei Fuß breiter alter Burſche mit ausgepolſtertem immer gleich jovialen Geſicht und blitzenden Kinderaugen — du grundehrliche, deutſche Haut!

Was die Franconia nur immer an Glanz und Ehre, an Sieg und Niederlage das Jahr über zu erleben hatte, der Berggirgl war darin eingeweiht und ſein Herz dabei betheiligt, als ob es das Wohl und Wehe ſeines eigenen Hauſes berühre. Und genau ſo ſtand auch das Schickſal des Einzelnen ſeinem ehrlichen Herzen nahe. Mit jedem Franken ſtand er auf dem vertrauten Fuße des „Du und Du.“ All' ihre Geheimniſſe des Herzens, wie beſonders auch des Geldbeutels wußte er genau. Und nicht nur, daß er gar vielen ſeiner Freunde und Brüder ein ganzes Semeſter lang Bier und Schweinernes aller Sorten mit gleich freundlichem Geſichte nur auf Pump kredenzte, ſo griff er auch gar manchem, zu dem ſein edles Herz ſich beſonders hingezogen fühlte, noch mit baarem Gelde zu chriſtlichen „Bier vom Hundert“ unter die Arme, um ihn vor dem gefährlichen Fall in des Juden Aaron zwanzigprozentigen Wucherarm zu behüten.

Und wie könnte ich erſt all' die unzähligen und unbezahlbaren Knappendienſte nach Verdienſt rühmen, die der Berggirgl der Franconia geleiſtet, wenn ihre Helden im nahen Wäldchen „auf der Menſur“ ſich erprobten! — Was war er in ſolchen kritiſchen Augenblicken ein ſchlauer Wächter! Welch' ſorglicher Samaritan in der erſten Hilfe für die verwundeten „Brüder!“ Wie viel hundertmal mußte ſein eigener, ſo friedlich geſinnter Strohſack die blutdürſtenden Schläger verſtecken, und von ſeinen ſonſt ſo ſittſamen zwei Töchtern jede je eine Paukhoſe hinter dem Sonntagsſtaat in ihrem Kaſten beherbergen! Ja wahrhaftig, die Franken hätten kühn den Berggirgl wie einen alten Ritter in das Feld ihres Bundeswappens aufnehmen dürfen und es wäre dadurch nicht im mindeſten geſchändet worden.

Du kannſt dir nun ungefähr vorſtellen, mit welcher Theilnahme der Berggirgl heute die zehn neuen Frankenfüchſe muſterte, denen er unter forſchendem Kennerblicke ſo eben die Steinkrüge vorgeſetzt hatte. Wußte ſein im Corpsleben erfahrener Geiſt

doch ſo gut die Wichtigkeit ſolchen Nachwuchſes zum ferneren Gedeihen und Blühen der Francenia zu würdigen, ſowie ein ergrauter Forſtmann den kräftigen Trieb junger Schläge, die Zukunft des Forſtes, auch noch viel freudiger anſchaut, als den ſeiner Obhut entwachſenen Hochwald, der ſchon der Axt verfallen iſt.

Wie der Berggirgl aber juſt in der beſten Fuchsrevüe begriffen war, unterbrach ihn der Conſenior Volkmann, mit dem der Girgl nie recht warm werden konnte, und ſtellte ihn den zehn Füchſen mit der etwas derb burſchikoſen Anrede vor:

„Alſo, ihr Füchſe, das iſt unſer weltberühmter Berggirgl. Daß ihr ihm fein den gehörigen Reſpect bezeigt, das ſag' ich euch. Denn der gehört zur Francenia, wie die Naſe zum Geſicht. Ihr ſeht, ein Kapitalsburſche! Ein lebendiger Nußknacker. Und jeder Finger eine Leberwurſt. Dabei immer kreuzfidel. — Gelt Girgl? — Sollſt leben, alter Schwede! Es kommt dir ein Schoppen. — Trink!"

Dabei trank er ihm zu in ſo langen Zügen, daß im Steinkruge kein Tropfen übrig blieb. Zu gleicher Zeit that auch der Berggirgl dem Conſenior commentmäßigen Beſcheid. Aber man ſah es ſeinem mißmuthigen Geſicht ſelbſt unterm Trinken an, wie arg ihn dieſe erſte rohe Vorſtellung verdroſſen hatte. Er wendete ihm auch ſogleich den Rücken und murmelte vor ſich hin: „Wenn nur der Patron nimmer heraufkäm' und überhaupt ganz beim Teufel wäre! Der ſchimpfirt mir noch mein ganzes Corps und verdirbt gleich immer alle Gemüthlichkeit."

„Na, Girgl," warf ihm Volkmann in gleich rüder Weiſe wieder hin, „ſo ſchau' dir meine heurigen Füchſe einmal recht an! Wie gefallen ſie dir? Gelt, ganz flotte Exemplare? Nur noch Treſſur brauchen ſie. Und nun aufgepaßt, Füchſe!" commandirte er jetzt mit ſeiner Stentorſtimme, da er den neugefüllten Steinkrug erfaßte.

„Auf das Wohl unseres Verggirgls einen Salamander gerieben und Nagelprobe! das sag' ich euch. Also fertig! eins — zwei — drei.....

Und die zehn Füchse rieben indessen ihre Steinkrüge im Kreise auf dem Tische, mit dem mysteriösen Gemurmel: „Salamander, Salamander," und setzten sie beim „drei" vorschriftsmäßig an den Mund.

„Eins — zwei — drei!" erscholl, während sie tranken, darauf noch lauter des Conseniors Commando. Und ein paar besonders schüchterne Füchslein mühten sich sichtlich ab, um ja bald mit dem Inhalt ihres Kruges fertig zu werden und sich dadurch beim Consenior einzuschmeicheln.

Der Fuchs Hermann Stark that ganz ruhig nur ein paar bequeme Züge und setzte mit seinen Consfüchsen zu gleicher Zeit ab.

„Eins — zwei — drei!" herrschte da zum letztenmale der Consenior, und die zehn Füchse stießen die Steinkrüge schallend auf den Tisch, daß von jenem Hermanns der drinnen gebliebene halbe Schoppen verrätherisch aufspritzte.

„Fuchs!" schrie darüber wüthend der Consenior und sprang auf. „Was ist das für ein Exercitium? Hab' ich nicht befohlen: Nagelprobe? — Sogleich exercirst du mir nach und trinkst deinen lumpigen Rest! Ich will dich Mores lehren, wenn ich dir commandire."

„Nun, nun, so tob' nur nicht gleich so!" beschwichtigte der Leibbursch Kreutzer, über Volkmanns Rohheit vor Hermann ganz verlegen. Auch der Senior Hans von Bergheim, eine edle, imponirende Gestalt, kam ihm zu Hilfe: „Geh' doch, Volkmann, laß es gut sein!"

„Ei was! Wenn ich Consenior bin, müssen die Füchse mir auch pariren. Ich bin ihr Herr und lasse mir von Niemand was einreden," gab Volkmann energisch zurück. „Fuchs, du exercirst nach und damit basta! — Meinst du, weil du einmal ein

einfältiger Maulesselsenior gewesen bist, deßhalb wärest du was Besseres, wie die andern Füchse? — Also fertig! Salamander! eins — nun, wird's bald?"

Aber Hermann legte nicht einmal die Hand an den Krug, sondern sah in ruhigem Trotze vor sich hin. Das ganze Corps blickte halb erwartungsvoll, halb ärgerlich über diesen Auftritt auf Hermann und gar die Füchse stutzten miteinander über ihren widerspenstigen Confuchs. Der Berggirgl stand unter dem Hausflur und lachte jetzt wieder mit seinem ganzen, ehrlichen Gesichte, weil er sich königlich über Volkmanns Grimm und den couragirten jungen Fuchs freute, dessen erster Anblick ihm schon instinctmäßig sein Herz gewonnen hatte. „O, wenn er ihn nur jetzt recht ablaufen ließe, diesen Grobian, diesen Saufhals, den Händelsucher und Schuldenmacher! — Meiner Seel', einen Eimer Bier wollt' ich drum aufwichsen!"

Volkmann suchte sich jedoch mit verdoppelter Energie aus seiner Verlegenheit zu helfen. „Fuchs, ich sag' dir's jetzt zum letztenmal: exercir' nach! Also, Salamander — eins — zwei ... was? Du rührst noch immer keine Hand? Du willst mir wirklich nicht pariren? Nun, warte nur, du sollst mich noch kennen lernen!"

„O du mich auch, Volkmann," gab ihm jetzt Hermann mit beißender Kälte zurück. „Meinst du, weil du der Consenior bist und ich nur ein Fuchs, da ließ' ich mich von dir tyranniſiren, Valt wenn ich noch ein Schulbub' wär'? O das hab' ich nicht einmal von meinem Professor gelitten, wie ich wirklich noch auf der Schulbank gesessen bin, und habe mit ihm gestritten auf Leben und Tod. Und jetzt, wo ich ein freier Student bin, so gut wie du, jetzt laß' ich mir deine Cujonage erst recht nicht gefallen. Ich bin, weiß Gott, zu den Franken gegangen, um ein so flotter Student zu werden, wie nur Einer, und ihr sollt mich wahrhaftig nicht als Duckmäuser oder Memme kennen lernen! —

O, wenn ich auch schon einmal ein Mauleselsenior gewesen bin, so weiß ich doch ganz gut, daß ich hier erst als Fuchs wieder von vorn anfangen muß, so gut wie jeder andere. Aber bei allen Fuchsdiensten muß man doch noch immer wissen und spüren, daß man als freier Student respectirt wird, so gut, wie jeder Corpsbursch. Der rechte Humor muß noch drin stecken und auf die Manier kommt's an, mit der Alles getrieben wird. — Drum sag' ich dir's jetzt rund heraus, Volkmann: so wie du es nun seit den drei Tagen mit mir treibst, so laß' ich mir's ein für allemal nimmer gefallen. Da hört der Witz auf und das Cujoniren fängt an. Und so gern ich bei den Franken bin, so will ich doch hundertmal lieber ein freier Obscurant sein, als ein Frankenfuchs unter deiner Tyrannei. Drum sag' ich dir: das Trinken oder vielmehr das Saufen commandiren zu lassen, dazu bin ich mir viel zu gut und zu stolz. Und keinen Tropfen trink' ich mehr, als mir schmeckt und ich will. — So, jetzt hab' ich mein Herz ausgeleert, und jetzt leer' ich auch meinen Krug. Aber nur, weil ich Durst bekommen habe. Verstanden? — Berggirgl, ihr sollt leben!"

„Vivas Bruder, schmolles!" gab ihm der Berggirgl mit glühendem Gesichte zurück, nahm flugs den nächsten Krug vom Tisch, leerte ihn in einem einzigen Zug und drückte mit saftigster Inbrunst den Bruderkuß auf den kühnen Mund, der gerade dem ihm von jeher verhaßten Volkmann so muthig den Text gelesen hatte. „Bruder, du sollst leben, bleib' mir Freund!" sagte der Berggirgl als gewöhnliche Schmollisformel, flüsterte ihm dabei aber noch ins Ohr: „Und ich dank' dir recht schön, du prächtiger Kerl, du!"

Dieses blitzschnell auf Hermanns schneidige Rede gefolgte, gemüthliche Intermezzo des Berggirgl trug einigermaßen dazu bei, die peinliche Stimmung zu verbergen, die sich ihrer Aller unter dem Lindendache bemächtigt hatte. Jeder erwartete einen

noch heftigeren Zornausbruch Volkmanns, und der Senior, des Conſeniors und ſeiner kleinen Partei ſteter Gegner, war ſchon darauf vorbereitet, mit all' ſeiner Autorität eine neue Scene ſogleich im Beginne zu vereiteln.

Da ſchlug der Conſenior gegen alles Vermuthen plötzlich einen andern, witzigen Ton an, dem zwar ein geübteres Ohr deutlich den gezwungenen Humor anmerkte, der aber doch Allen äußerſt erwünſcht kam, da er das harmoniſche Anſtimmen allgemeiner Fröhlichkeit in Lied und Zwiegeſpräch wieder ermöglichte.

„Ha, ha, ha, da hör' mir Einer den närriſchen Fuchs! — Häng' ihm erſt vorgeſtern das Fuchsband um und verpflicht' ihn feierlich auf die Statuten, darin der §. 3 vom Gehorſam gegen den Conſenior handelt, und heute will er mir ſchon aufbrummer. — Aber ich weiß nicht, Fuchs, du gefällſt mir trotz alledem und ich habe mein Plaiſir an dir. Bürſchchen, in dir ſteckt Zeug von meiner Natur! Und zeigſt du einmal nur halb ſo viel Courage mit dem blanken Schläger, wie jetzt mit deinem Schwertmaul, ſo gratulir' ich dir und uns dazu. Uebrigens reden wir noch ein Wörtchen mit einander morgen im Convent. Hört ihr's, ihr andern Füchſe? Nicht daß ihr etwa meint, damit ſei's für heute ſchon abgethan! Und damit gut für jetzt! Trink, Fuchs! Unſere Freundſchaft ſoll leben!"

Hermann that ihm gemeſſenen Beſcheid. Aber auf ſeinem Munde lag noch immer, ſogar nachdem er an dem Kruge genippt, ein Zug bitterer Ironie und am ganzen Tiſche wollte die rechte Stimmung nicht aufkommen.

Da rief der Senior, ſchnell gefaßt: „Cantus!" um durch ein ſchallendes Burſchenlied die gedrückte Luft zu reinigen. „Wir ſingen: Auf, auf, ihr Brüder, und ſeid froh!"

Und brauſend, wie ein Bergſtrom, ſtieg aus vierzig deutſchen jungen Herzen dieſes glühende Lied von deutſcher Treu' und deutſchem Wein durch das Lindendach zum blauen Himmel. Aber

keiner unter Allen sang jetzt begeisterter als der Fuchs Hermann Stark, dieses Urbild deutscher Redlichkeit:

„Lebt wohl, ihr theuren Brüder all',
Durch Biedersinn vereint!
Wer redlich denkt und redlich ist,
Sei brüderlich von uns geküßt,
Sei ewig unser Freund!

Und niedre Falschheit sei verbannt
Aus eines Jeden Brust!
Wer sich durch Sclavensinn entehrt,
Ist dieses Göttertranks nicht werth,
Nicht werth der reinsten Luft."

O schau' ihn nur an, wie flammte da sein Aug' und wie schoß ihm das Blut ins glühende Gesicht! Es war eine helle Lust, ihn anzusehen. — Und kaum war der letzte Vers verklungen, so rief's von mehreren Corpsburschen in frohem Durcheinander ihm zu: „Trink' Fuchs! Fuchs, sollst leben! Stark, es kommt dir was." Sogar der Senior ließ sich huldvoll herab, mit ihm über den Tisch hinüber anzustoßen, so daß Hermann mit dem Nachtrinken ganz ins Gedränge kam. — Diese offenbare Demonstration der Corpspartei gegen den Consenior machte Volkmanns Zorn gegen Hermann, dem er diese wiederholte Verdemüthigung zu danken hatte, nur noch heißer entbrennen, obwohl er's für heute am gerathensten hielt, seinen Unmuth hinter falschem Humor zu verstecken.

„Na Fuchs, du machst ja prächtige Fortschritte! — Bravo, bravo! Nur jeden Tag einen Schoppen mehr, dann kannst du's noch bequem zum Fürsten von Thoren bringen."

Volkmanns unzeitiger Witz wollte indessen weder bei Hermann, noch sonst einem der Corpsburschen verfangen. Er verhallte ohne jedes heitere Gegenwort, weil wohl Alle bei sich im Stillen dachten, was der Berggirgl unter der Hausthür in sein

Toppelkinn hineinmurmelte: „Ja freilich, mach' nur mit dem Fuchs, der dich so heimgeschickt, noch schlechte Witze! Es glaubt sie dir ja doch kein Mensch."

Und wieder lag's wie ein Bann über den sonst so redseligen Zechern. Volkmanns Anwesenheit hatte heute nun einmal alles Zusammenklingen der Herzen gründlich verstimmt. Und der Senior wußte auch jetzt wieder kein anderes Mittel, diese Stimmung zu verscheuchen, als wiederholt zum Liede seine Zuflucht zu nehmen. Ohne indessen diesmal mit officiellem Commandowort zum Singen aufzufordern, hub er für sich allein an und legte dabei den Arm um seines Nachbarn Schulter. Seine einzige Stimme ward dann allmälig nur von einigen andern begleitet, doch schon am Schlusse der ersten Strophe sang der volle Chor in die Abendluft:

„Ade nun, ihr Berge, du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne mich mächtig hinaus."

Hermann fühlte sich von diesem herzinnigen Liede, das von Heimath und Wanderdrang gleich poetische Kunde gibt, wunderbar erregt und auf dessen klingenden Wellen trieb sein Geist hinunter zur fernen eigenen Heimath.

Und wie er jetzt zum Schlusse sang:

„Die Vögel sie kennen sein väterlich Haus,
Die Blumen einst pflanzt' er der Liebe zum Strauß;
Und Liebe, die folgt ihm, die geht ihm zur Hand,
So wird ihm zur Heimath das fernste Land!" —

da sah er träumend vor sich hin. Dann stand er unbemerkt auf und ging seitwärts in den nahen Tannenwald, der das Wirthshaus zum Bergkeller umgrünte.

Vor einem mächtigen Felsblock lagerte er sich ins Moos und schaute durch die alten Tannen hinunter auf das weite, von blauen Bergen umrahmte ebene Land, darin aus fruchtreichen

Obstgärten die Dörfer weithin glänzten und ihre Rauchsäulen aufwärts sendeten. Die Herbstsonne war eben am Untergehen. Das Abendgeläute der schlanken Kirchthürme gab ihr ringsum den Abschiedsgruß. Die alten Tannen ihm zu Häupten rauschten so vertrauten Tones zu ihm nieder, wie einst ihre fernen Schwestern im heimathlichen Tannengarten, da er darin als der Rothbart seine Kaiserjagden abgehalten in [illegible] Knabenspiel.

„Und Liebe, die folgt ihm, die geht ihm zur Hand;
So wird ihm zur Heimath das fernste Land."

So klang es jetzt nochmals durch [illegible] Seele. Aber welche Liebe war es denn nur, die ihm aus der Heimath zur Fremde hieher gefolgt, und sie ihm nun wieder zur Heimath machte? Ob der sinnige Justinus Kerner dabei wohl auch an diese Liebe gedacht?

Und siehe, jetzt zieht er ein Papier hervor. Mit welcher Ehrfurcht er es entfaltet und durchliest! Wie sich sein Auge daran weidet und von Satz zu Satz immer lichter wird! — Nur bei der letzten Seite lächelt er. Kannst du dir wohl noch denken, warum? — Dann legte er das Blatt neben sich ins Moos und schaute wieder hinüber zu den fernen Hügeln, deren Häupter nun strahlen von der Sonne letztem Scheideblick. Und weit über die Hügel hinaus, immer weiter schweift sein heimatherfehnendes Auge. Und da steht es ja schon, das alte, trauliche Haus, daraus die Liebe ihm folgt, die zur Heimath ihm schafft das fernste Land. Und da kehrt er im Geiste ja schon ein und grüßt und umarmt seines Herzens Geliebten, deren dreifachen Abschiedsbrief er eben gelesen.

„O Vater und Mutter, wie denk' ich jetzt eurer, wie will ich im Herzen bewahren eurer Liebe segnendes Wort! — Und auch du, alte, treue Dorothee mit deinen ehrlichen drei Kreuzer, grüß' dich Gott!"

Und wieder nahm er den Brief in die Hand und las daraus halblaut vor ſich hin.

„Du biſt jung, mein Sohn! O, ſo freue dich auch deiner Jugend aus der tiefſten Fülle deines Herzens! Wie über Alles gerne ſei dir jede heitere Stunde gegönnt und geſegnet! Bade deine junge Seele im Morgenroth friſchen, fröhlichen Lebens, aber bleib' auch ſtets ein tapferer, unbefleckter Ritter, der das Gemeine haßt und niederkämpft in und außer ſich!“ —

„Ja, ſo ſoll es ſein, alter Vater!“ unterbrach er ſich da ſelber beim Leſen und ſein Auge rollte wieder feurig und verlor den ſchwärmeriſchen [illegible]. „Heute hab' ich dazu den Anfang gemacht — und ſo will ich fortfahren.“

Mit dieſen Worten wollte er den Brief wieder einſtecken, als ihm plötzlich eine fremde Hand denſelben von rücklings entriß. Da er ſich blitzſchnell umwandte, ſtand Volkmann mit brennrothem Geſichte vor ihm und hielt halb taumelnd den Brief in die Höhe, mit ſchwerer Zunge lallend:

„Ha, ha, ha, Fuchs, hab' ich dich erwiſcht und deinen Liebesbrief dazu? Will ich doch ſehen, wie dein Schatz heißt und was er dir darin Alles ſchreibt, — du freches Bürſchchen, du!“

Soll ich dir noch lange ſagen, mit welch' zornſchnellem Satze Hermann da gegen den Conſenior aufgeſprungen war? „Volkmann, den Brief her!“ herrſchte er ihn wüthend an und ſtreckte den Arm nach ihm aus.

„Parir', Fuchs, wenn du ſchon was kannſt!“ höhnte der trunkene Conſenior, und hieb mit ſeinem Stock in der Luft herum. „Aber den Liebesbrief da muß ich erſt leſen. Na Fuchs, wie heißt deine Dulcinea?“

„Volkmann!“ donnerte ihn jetzt Hermann nur noch ungeſtümer an, daß es weithin an der Felſenwand wiederklang. „Ich ſage dir, gieb mir den Brief her, denn er iſt von meinem Vater.“

„So, ſo, ha, ha, ein Liebesbrief von deinem Vater! — Ja

wohl, hab' mir ſchon von ihm erzählen laſſen. Jetzt muß ich erſt recht leſen, was dein Alter dir ſchreibt. Und komm' mir nicht nahe, ſonſt regnet mein Stock ſteile Terzen auf dich nieder." Und wankend ſtierte er den Brief an. „Wie heißt das? — Mein heißgeliebter, mein einziger Sohn! — O je, welch' ſentimentales Gewäſche! Iſt auch der Mühe werth für dich! Ha, ha! dein Vater, der alte, närriſche Zopf!"

Kaum aber hatte Volkmann das letzte Wort herausgelallt, da war auch Hermann im Nu ſchon an ihn herangeſprungen, riß ihm erſt den Stock aus der Hand, den er weit wegſchleuderte und rang dann mit all' ſeiner jungen Kraft mit ihm um den Brief, den jener höhnend in die Höhe hielt.

„Nein, Fuchs, jetzt erſt recht nicht! — Eher zerreiß' ich ihn in tauſend Fetzen."

„Zerreißen?" — hallte es da noch in Hermanns Hirn als letzter, lichter Gedanke; dann ward es von wildem Zorn umnachtet und hei! wie er da blitzſchnell den mit ihm Ringenden losließ, einen Schritt zurückwich und dann mit wuthgeballter Fauſt gegen ihn anrannte, daß der Brief deſſen Hand entſank, wie ein welkes Blatt im Winterſturm, und Volkmann ſelber rücklings hinprallte, als habe ihn ein Blitzſtrahl niedergeſchmettert.

„Nun, willſt du mir meines Vaters Brief noch immer zerreißen, du trunkener Prahler? Siehſt du, diesmal hat der Fuchs den Wolf bezwungen," rief Hermann triumphirend zu dem halb Bewußtloſen nieder, hob den Brief neben ihm auf und wiſchte ſich die Tropfen aus dem Geſichte.

Gedenkſt du noch, lieber Begleiter, jenes andern Tags, da der Knabe Hermann Stark in gleichem Tannenwald als Eber den verrätheriſchen Kaiſer niedergeſtreckt? So ſtand er nun auch heute wieder da, vier Jahre ſpäter, ein markiger Jüngling, und ſah voll heiliger Entrüſtung auf den überwundenen plumpen Gegner nieder: „Ich will dich lehren, meinen alten Vater zu verſpotten."

Da fuhr der Herbſtwind voller durch die Tannenwipfel. Und rauſchten ſie jetzt nicht nieder: „du braver Sohn!“ — Und ihr drei Schreiber dieſes Briefes im fernen Erkerhauſe ſeid ihr in dieſer Dämmerſtunde nicht ahnend inne geworden, wie dieſes Hauſes Sohn jetzt ſo muthig euerer gedacht? —

„Holzerei, Holzerei!“ ſchrie's jetzt vom Bergkeller zum Waldſaum herüber und zwei Corpsburſchen, Volkmanns Parteigenoſſen, die noch eben geſehen, wie er von Hermanns Stoß zurückgetaumelt, ſprangen herbei. — Das ganze Corps war im Nu auf dieſen Ruf herübergeeilt. — Auch der Senior ſtand bald mitten unter ihnen Allen, wie der oberſte Richter.

Verwundert ſahen ſie auf Volkmann nieder, der ſich unterdeſſen mit halbem Leibe aufrichtete, während Hermann ohne alle Scheu ſogleich das Wort ergriff:

„Ja, kommt nur her, mir ganz recht! — Niedergeworfen hab' ich ihn. Ja wohl. Und hundertmal würde ich im gleichen Falle daſſelbe thun. Seht her! dieſen Brief meiner Eltern hat er mir rücklings aus der Hand geriſſen und hat darüber gemeine Witze gemacht und meinen Vater einen alten, närriſchen Zopf geſcholten. — Ich hab' ihn um Alles beſchworen, den Brief mir wieder zu geben. Aber mit dem Stock hat er nach mir geſchlagen, da ich meinen Brief ihm entreißen wollte. Dann fing er mit mir an, um den Brief zu ringen. In Fetzen wollt' er ihn mir zerreißen. Was hatte ich da noch für eine Wahl? Da rannt' ich ihn nieder und rettete mir den unbezahlbar theuern Brief. — Nun wißt ihr Alles. Ein Hundsfott will ich ſein, wenn ein Wort zu viel oder eines zu wenig iſt. — Nun, ſagt ſelber, wer war im Recht geweſen, ich oder er?“

„Volkmann, iſt es ſo?“ fragte jetzt der Senior in kaltem Ernſt, obwohl er ſelber nicht im mindeſten an Hermanns Ausſage zweifelte, da jedes Wort darin unverfälſchte Wahrheit athmete.

„Von hinten hat er mich unverſehens gepackt und nieder-

geworfen, der heimtückische Bube. Und an der Geschichte mit dem Brief ist keine wahre Silbe," versuchte Volkmann mit auf den Boden stierendem Blick als falscher Kläger sich hinauszulügen.

„Ganz recht, so haben auch wir es gesehen," bestätigte einer von Volkmanns intimen Freunden, die das Geschrei „Holzerei" vorhin erhoben hatten.

Hermann lachte bitter vor sich hin.

„So, Volkmann, so vertheidigst du dich? Und ihr Zwei helft ihm auch noch durch falsches Zeugniß? — O pfui! das hätte ich von deutschen Studenten nie und nimmer für möglich gehalten. Aber ich schwör' euch jetzt mit heiligem Eid und unser Herrgott hat's mit angesehen: was ich euch gesagt, ist wahr, und eben so erlogen, schimpflich erlogen, was dieser euch sagt mit seinen falschen Zeugen."

„Laß unsern Herrgott aus dem Spiel, braver Kerl!" rief jetzt eine andere kräftige Stimme, und der Berggirgl drängte sich mit starken Ellenbogen durch den Kreis, hinter dem er bisher als unbemerkter Zuhörer gestanden.

„Ja wohl, da steht auch noch Einer, der's außer unserm Herrgott mit angesehen. — Da seht her! Hinter diesem Felsen bin ich die ganze Zeit gestanden und habe gepaßt, ob ich nicht vielleicht nöthig wäre, weil mir's ordentlich geschwant hat, daß der Volkmann dem Stark was anthun möchte, wie er halb trunken ihm nachgegangen ist. — Und wie's der Fuchs euch gesagt hat, accurat so ist's auch gewesen. Da fehlt kein Tüpfelchen daran. Unser Herrgott soll mich und meine Kinder keine Stunde mehr gesund bleiben lassen, wenn es nicht so ist. Das sagt euch jetzt der Berggirgl, dem auch seiner Lebtag noch keine Lüge in den Mund gekommen ist. Und ich sag' noch obendrein: Respect vor dem Fuchs, der so auf seinen alten Vater hält! Und schäm' dich, Volkmann, daß du's so weit hast zwischen euch kommen lassen, wo ich höchstens nur zu deiner Ehre glauben kann, daß

mein ſtarkes Bier mehr daran Schuld iſt, als du ſelber. — Ich treib's nun ſeit dreißig Jahren mit der Franconia, bin mit ihr durch Dick und Dünn gegangen, als immer gleich ehrlicher Kerl und war ſchon mit manchem von euren Vätern auf Du und Du geſtanden, wo ſie an euch noch gar nicht gedacht haben. Darum dürft ihr's nun auch nicht krumm nehmen, wenn ſich der Berggirgl was herausnimmt und kein Blatt vors Maul. — So, jetzt wißt ihr's! Nun macht im Convent, was ihr wollt und was mich nicht weiter angeht. — Aber wahr muß wahr bleiben, ſonſt ſchlag' ein heiliges Kreuzdonnerwetter in die ganze nichtsnutzige Welt ſammt der Franconia. Punktum! — Guten Abend beiſammen!"

Damit ging der Berggirgl ruhig, als ob nichts geſchehen, in ſeine Schenke hinüber. Der Senior aber machte der ganzen peinlichen Scene mit dem ſcharf betonten Wort ein Ende: „Im Convent reden wir weiter über Alles. Und für heute hat die Kneiperei ein Ende. — Füchſe, Fackeln herbei!"

Dem Ausſpruche des Seniors gehorchend, ging das Corps zum Bergkeller hinüber und machte ſich zum Heimwege bereit. Volkmann wechſelte mit ſeinen zwei Freunden ein paar heimliche Worte und ſchlug dann ſchon vom Wald aus einen verſchiedenen Weg mit ihnen ein, was allen andern Franken nur höchſt erwünſcht war.

Die Dämmerung war unterdeſſen mit Macht hereingebrochen. Die zehn Füchſe, unter ihnen auch Hermann, traten, wie es der Senior befohlen, mit langen, flackernden Kienſcheiten aus der Küche, und marſchirten dann, wie das ſeit alten Zeiten beim nächtlichen Heimgange Sitte geweſen, den Corpsburſchen durch die Felsblöcke voranleuchtend, den rabenſchwarzen Wald hinunter. Ein romantiſches Nachtſtück! —

Hermann, vor dem ſeine Confüchſe heut einen heiligen Reſpect bekommen, ging als erſter voraus. Und unbekümmert, welch'

neuer Streit ihm morgen aus dem heutigen erblühen möge, sang er im Hochgefühle seines heutigen Triumphes eines seiner Lieblingslieder in die schweigende Nacht hinaus.

Erst stimmten die Füchse und dann auch sämmtliche Corpsburschen mit ein.

Wie das durch die gespenstig umqualmten Tannen niederbrauste, vor Allem, da er aus vollster Brust die Strophe sang:

Stoßt an! Kühne That lebe! Hurrah, hoch!
Wer die Folgen ängstlich zuvor erwägt,
Der beugt sich, wo die Gewalt sich regt.
Frei ist der Bursch! frei ist der Bursch!

IV.

Das Fuchscomplott.

Die letzten Tritte der von ihren Kneipen ſingend und plaudernd heimkehrenden Studenten waren nach Mitternacht in den menſchenleeren Gaſſen verhallt. Nur die Nachtwache von ein paar lendenlahmen Spießbürgern, die dieſem Namen mit ihren roſtigen Polizeiſpießen heute Nacht alle Ehre machten, ſchlenderte halb im Schlafe, dann und wann über ihr eigenes Stolpern aufſchreckend, durch die traumbefangene Stadt, um ihre Ordnung aufrecht zu erhalten. — Alle Fenſter waren nach und nach dunkel geworden, und ſelbſt die Straßenlaternen ſchienen ſich ihres trüben Oellampenſchimmers ein wenig zu ſchämen, ſo verlegen blinzelten ſie nieder. Denn der Vollmond ſtand heute nicht nur im Kalender, ſondern auch am Himmel, wenn ihn auch freilich finſtere Herbſtwolken oft verhinderten, ſeinen ewigen Glanz mit voller Ironie über dieſe magiſtratiſchen Lampendochte auszugießen.

Nur Einer lehnte noch wach im offenen Fenſter. Und wie die fliehenden Wolken hoch über ihm, ſo flogen dunkle Gedanken durch ſein einſames Sinnen. — An was dachte der wohl jetzt in dieſer Mitternachtsſtunde?

Der dachte an ein ſtilles Haus, fern von hier und doch vom ſelben Mondenglanze beſchienen. — Und den Vater ſah er darin

ſchlafen, wie das leibhaftige gute Gewiſſen. Er beugte ſich im Geiſte jetzt über ihn und drückte ſeine Hand, die ehrlichſte Menſchenhand der ganzen Welt. Dann lauſchte er an ſeinem Herzen, und horch! welche Liebe ſchlug drinnen für ihn, den fernen Sohn! Welch' kindliches Wohlwollen für alle, alle Menſchen!

So ſah er eine Weile mild ſinnend vor ſich hin in die glänzende Mondnacht.

Da geſchah ihm plötzlich, als würde droben auf dem Bergkeller der alte Tannenwald von wüthendem Sturme gepackt und geſchüttelt und es ſchwölle das Heulen und Dröhnen ſeiner Wipfel bis herunter an ſein Fenſter und durch die Mitternacht hörte er's wie widerliches Gelächter gellen: „Ha, ha, dein Vater, der alte, närriſche Zopf!"

Mit geballter Fauſt ſchlug er jetzt das Fenſter zu und ſchritt ſchwer athmend in der mondhellen Stube auf und nieder.

„Und wenn ich mein ganzes Studentenleben dadurch mir verderben müßte, den Schimpf laſſ' ich auf deinem Haupte nicht ruhen, Vater! — Und morgen in aller Frühe ſchon beginn' ich damit, ihn wegzutilgen. — O wäre die lange Nacht nur ſchon vorbei!"

Ungeſtüm warf er ſich aufs Bett und ſann und ſann und legte ſich ſeine Entſchlüſſe zurecht. Und wie er über Alles klar geworden, da ward ſein aufgewühltes Herz wieder ſo ſpiegelklar, wie ein Bergſee in warmer Sommernacht. Des Vaters Bild ſtrahlte milden Glanzes in die Fluth wie der Vollmond, der jetzt wolkenlos am Himmel ſtand. — Und mit dem letzten Worte „gute Nacht, lieber Vater!" kam auch der Schlaf über die Augen dieſes treuen Sohnes. —

Es war ein in Hermanns Leben ſich merkwürdig gleich bleibender Zug, daß ſein offenes, friſches, kräftiges Weſen unendlich raſch das Herz ſeiner Altersgenoſſen gewann; daß aber mit dieſer Zuneigung unvermerkt auch ſeine Uebermacht Hand in Hand ging.

deren ſich ſeine Freunde erſt bewußt geworden, nachdem ſie lange zuvor ſchon in ihrem Dienſte geſtanden waren. — Und obwohl der frühere Steckenreitergeneral und Räuberhauptmann, der Kaiſerjäger und Cheruskerſenior eigentlich erſt jetzt zum erſtenmal in ſeinem Leben als gemeiner Fuchs, wie jeder andere, von unten auf dienen mußte, ſo hatte doch ſchon der geſtrige Auftritt auf dem Bergkeller vollſtändig genügt, daß Hermanns Confüchſe ebenfalls ſeine Ueberlegenheit fühlten. Und ſie ſchämten ſich dieſes Bewußtſeins um ſo weniger, als ja ſogar der deſpotiſche Conſenior ſelber vor ſeinem eigenen Fuchs ſo zu Kreuz gekrochen war. — So erkannten ſie in ihm nunmehr ihren berufenen Schützer und Vorkämpfer gegen fernere brutale Mißachtung ihrer Studentenwürde und darum war es auch kein Wunder, daß ſie heute Morgen auf Hermanns Einladung ausnahmslos nach ſeiner Stube gefolgt waren.

Wie er früher ſchon bei ſeinen Knabenſpielen auf dem Rittersberg und im Reichswald es vortrefflich verſtand, ſeine Perſon durch gewiſſe Formen ſo recht in den Mittelgrund zu ſtellen und ihr Anſehen dadurch zu erhöhen, ſo hatte er auch jetzt dafür geſorgt, daß ſchon beim Eintritt ſeiner Confüchſe neun Stühle im Halbkreiſe bereit ſtanden, um dieſe Beſprechung von vornherein mit dem Nimbus einer feierlichen Sitzung zu umgeben.

Daß er, der einſt zwei Jahre zuvor als furchtloſer Ankläger ſeines eigenen Profeſſors mitten im Lehrercollegium geſtanden und ſeiner Anwaltſchaft für Wahrheit und Recht auch in rhetoriſcher Hinſicht damals keine Schande gemacht, daß er nun auch vor dieſem jugendlichen Gerichte nicht im mindeſten befangen war, die volle Würde eines Sprechers zu wahren, daran zweifelt wohl Niemand, der unſern jungen Helden von der Wiege bis hierher mit aufmerkſamer Theilnahme begleitet hat.

Und ſo, nachdem die neun Füchſe auf Hermanns Einladung im Halbkreiſe Platz genommen und mit ſichtlicher Spannung zu

ihm auffahen, haranguirte er, vor ihnen stehen bleibend, seine jungen Genossen:

„Ihr Alle wißt, was gestern Abend auf dem Bergkeller zwischen dem Consenior und mir vorgegangen ist. Ich weiß nun nicht, meine lieben Confüchse, ob ihr noch alle einen Vater am Leben habt. Aber das weiß ich von euch, daß keiner seinen Vater verhöhnen ließe, so wenig als ich, und von keinem Menschen auf der ganzen Welt. Denn der Sohn, der diese Schmach seinem leibhaftigen Vater ungestraft anthun ließe, der wär' in meinen Augen ein feiger, erbärmlicher Schuft. — Und ich halt' euch miteinander für couragirte, ehrenfeste Kerle."

Während seine überraschten Zuhörer zwar schwiegen, aber doch durch ihre belebten Blicke ihm zustimmten, was ihm nicht entging, nahm er den bereit liegenden väterlichen Abschiedsbrief vom Schreibpult und fuhr weiter:

„Nun hört einmal Confüchse, was mir mein Vater, den dieser rohe Trunkenbold einen alten närrischen Zopf gescholten, mir in diesem Abschiedsbrief unter anderm geschrieben hat!" —

„„So freue dich auch deines jungen Lebens aus der tiefsten Fülle deines Herzens! Wie über Alles gerne sei dir jede heitere Stunde gegönnt und gesegnet! — Bade deine junge Seele im Morgenrothe frischen, fröhlichen Lebens. Aber bleib' auch stets ein tapferer, unbefleckter Ritter, der das Gemeine haßt und niederkämpft in und außer sich.““ —

„Nicht wahr, ist das eine närrische, zopfige Rede? — Nun seht, mein Vater hat diese Worte freilich zunächst nur an mich gerichtet. Aber ich denke, liebe Confüchse, ihr dürftet sie mit einander auch von euch selber gelten lassen. Denn, wenn eure Väter diese Worte jetzt hören würden und ihr fragtet sie darum, was sie davon hielten, so schrieben sie ganz gewiß auch für jeden von euch ihren ehrlichen Namen darunter? — Nun frag' ich aber: was könnt ihr euch als freie, junge Männer noch viel Gemei-

neres denken, als wenn ein Student dem andern ſeinen Vater verhöhnt, wie es der Conſenior mir gethan hat mit meinem ſechsundſechzigjährigen, von Grund aus vortrefflichen, durch und durch ehrwürdigen Vater! — Aber die Gemeinheit bleibt ſich ganz gleich. Und wenn mein Vater hundertmal wirklich das wäre, was ihn dieſer geſcholten hat: ein alter, närriſcher Zopf, was er Gottlob nicht iſt; — ſo wär' und blieb' er doch mein Vater, und ich wäre ſein Sohn, und wahrhaftig nicht werth, daß ich lebte, ließe ich hingehen auch nur ein einziges Schimpfwort gegen den, der mir das Leben gegeben hat. — Und darum ſag' ich euch: des Conſeniors Gemeinheit traf geſtern Abend nicht nur mich allein. — Nein, euch Alle miteinander hat ſie getroffen. Eure eigenen Väter ſind geſtern in dem meinigen verhöhnt worden. Und habt ihr ſie nur halb ſo lieb, als ich den meinen, ſo fühlt auch ihr euch Alle von dieſem rohen, gemeinen Burſchen in euren Vätern ſchwer beleidigt, ſo gut wie ich, und ihr macht mit mir gemeinſame Sache gegen ihn, ein Jeder von euch der gleich tapfere, unbefleckte Ritter, der das Gemeine haßt und niederkämpft in und außer ſich, wie mein alter Vater daheim mir angerathen hat."

„Was willſt du aber jetzt thun, Stark?" nahm ſich endlich Einer den Muth zu fragen, während die Andern unter dem ungewohnten Eindruck von Hermanns ſchneidiger Rede wie niedergedonnert daſaßen.

„Was ich thun will?" entgegnete Hermann raſch gefaßt. „Das will ich euch ſogleich ſagen: auf keinen Fall mehr länger als Fuchs unter dieſem Menſchen als Conſenior ſtehen. Das iſt kurz geſagt, was ich thun will und auch werde. — Und das erklär' ich noch heute dem Corpsconvent. Dann kann er beſchließen, was er für gut befindet. Denn ſoviel ſteht bei mir felſenfeſt: mag ich nun allein ſtehen oder nicht, mag er oder ich den Sieg gewinnen — gleichviel! — Aber wir Zwei können als Fuchs und Conſenior unmöglich neben einander fortexiſtiren. — Das

hab' ich mir geſchworen bei der Ehre und dem Leben meines Vaters ....."

„Aber glaubt nur ja nicht, daß ich euch jetzt moraliſch überrumpeln wollte," warf er augenblicklich wieder leichteren Tones hin, als er auf den meiſten Geſichtern die zweifelhafte Zuſtimmung las: „Gott behüte, daß ich von euch verlangen wollte, ihr ſolltet nun gleich voll Entrüſtung mir zurufen: ja, du haſt ganz Recht! Wir Alle ſtehen oder fallen mit dir, und dergleichen. Ei wo denk' ich daran? — Ein Jeder von euch hat ſeinen Verſtand und freien Willen, ſo gut wie ich, und Keiner von uns iſt mehr oder weniger als eben ein Fuchs von ein paar Tagen. Aber wißt ihr, liebe Confüchſe, nur darum hab' ich euch Alles offen mitgetheilt, damit ihr die Wahl habt, euch mir gegen Volkmann anzuſchließen oder nicht. Mit andern Worten, ob ihr euch ſeine brutale Behandlung ein für allemal gutwillig gefallen laſſen, oder ob ihr dagegen als freie Studenten energiſch proteſtiren und ſeine Tyrannei von euch abſchütteln wollt. Das könnt ihr alſo halten ſo oder ſo, und iſt eben Temperamentsſache. — Aber das ſag' ich euch: Ich führe meine Sache hinaus, und ſelber, wenn ihr mich Alle verließet, wenn ich unterm Hohngelächter des Conſeniors aus der Franconia dimittirt würde und von euch Allen verfehmt als Obſcurant hier herumgehen müßte — ſelbſt dann wäre mir mein Studentenleben noch hundertmal lieber und ehrenvoller, weil ich das Bewußtſein mit mir herumtrüge, mir ſelber treu geblieben zu ſein, meiner Freiheit, meiner Ehre, meinem Stolz und meinem alten Vater. — Jetzt wißt ihr Alles! Nun redet ihr!"

Aber es war gar nimmer nöthig, noch lange mit gewählten Reden ihm zuzuſtimmen, ſo hatten ſeine Worte ſchon in Aller Herzen gezündet. Jedes bedächtige Abwägen von Gründen dafür und dawider war vor Hermanns überwältigendem Angriffe ſchon lange auf der Flucht, bevor er nur beendet. — Und da nur erſt ein Einziger aufgeſprungen war mit dem entſcheidenden

Ausrufe: „Ja, du haſt Recht, Confuchs, ich wenigſtens ſtehe zu dir," da ließ es auch keinen Einzigen der acht andern eine Secunde länger ſitzen. — Und mit den verworrenen Rufen: „Ich halt' es auch mit dir — und ich — ja, entweder er oder wir — wir laſſen uns keine Cujonage gefallen — lieber gründen wir ein eigenes Corps — —" umringten ſie ihn.

Das Fuchscomplott war fertig und Hermann Stark, erſt ſein Anſtifter, nun ſelbſtverſtändlich auch ſein Führer.

„So iſt es recht, Confüchſe, ſo hab' ich euch mir gedacht," triumphirte jetzt Hermann und ſchüttelte ihnen nach einander die Hände. „Ich dank' euch im Namen der akademiſchen Freiheit, für meinen Vater dank' ich euch und ihr ſollt's gewiß nicht bereuen. Laßt mich jetzt nur ruhig weiter machen, und ſchweigt vorerſt wie das Grab! Euer Wort darauf! — Um zwei Uhr kommt dann wieder zu mir her! Dann leg' ich euch unſere Erklärung zur Unterſchrift vor. — Schon heut Abend kommt ſie dann noch in den Corpsconvent. Ich weiß, um ſechs Uhr halten ſie einen. — Ja, gebt nur Acht, was das für ein Halloh und Durcheinander darin werden wird, wenn wir zehn Füchſe wie eine Bombe in den Hochlöblichen hineinplatzen werden. — Ei, ſie ſollen ſchon Reſpect vor uns kriegen und erfahren, daß Füchſe noch lange keine Hunde ſind, die ſogleich den Schweif einziehen, wenn man ſie tritt. Und wir wollen doch einmal ſehen, wer's eher thut, dieſer Conſenior oder wir. — So, das wäre vorerſt einmal das Präludium geweſen, das mir ſo weit ganz gut gefallen hat. — Jetzt kommt! Es iſt Zeit zum Fechtboden. — Um zwei Uhr dann wieder hier!"

V.

Vorſtudien auf dem Fechtboden.

Eine halbe Stunde darauf ſtand Hermann Stark auf dem Fechtboden mit Paukhoſe, Stulphandſchuh und Viſier zum alltäglichen Einpauken fertig vor ſeinem Leibburſchen Fritz Kreutzer.

„Leibburſch,“ ſagte er, „geh', laſſen wir heut einmal das langweilige Quarten- und Terzenſchlagen ſein. Ich denke, ſie gehen vorderhand gut genug. Laß mich lieber einmal zum Spaß vierundzwanzig Gänge mit dir machen! Ich hätte juſt heute ein beſonderes Verlangen danach. Aber hörſt du? Nimm's mit mir gerade ſo ſtreng, als ſtänd' ich mit dir im Ernſt auf der Menſur. Ich möchte doch einmal an dir probiren, was ich überhaupt ſchon kann. — He, wer will uns ſecundiren?“

Bereitwillig traten auf dieſe Frage zwei Corpsburſchen als Secundanten heran. Auch ein Unparteiiſcher hatte ſich zur Vervollſtändigung dieſer fingirten Paukerei aufgeſtellt, und zeichnete mit Kreide die Grenzen der Menſur auf dem Boden. Das unblutige Waffenſpiel nahm in regelrechter Form ſeinen Fortgang. Erſt ziemlich unbemerkt von den andern Corpsburſchen, die in dem langen gewölbten Saale bald die von ihren Leibfüchſen noch linkiſch geſchlagenen Quarten mit geringſchätzender Sicherheit parirten, bald ihren zu ſehr gebogenen Arm wieder ſteifer richteten, oder ihren

zu ſteifen Knöchel gelenkiger zu machen ſuchten, wie ein Tambourmajor dem Trommlerlehrbuben. — Nur der Senior und ein paar ältere Corpsburſchen ſahen anfangs zu und hatten ihre ſtille Freude daran, mit welch' kalter Ruhe der blutjunge Fuchs ſeines Leibburſchen Hiebe parirte und welch' ſchulgerechte Quarten er ihm wieder entgegenſchlug. Dabei ergötzten ſie ſich lachend an ſeinem wahrhaft löwengrimmigen Geſicht, das er unterm Viſier ſeinem gutmüthigen Lehrmeiſter hinüber zeigte, als ob er ſeinen verhaßteſten Feind vor ſich habe, an dem er ſich blutig rächen wolle. — Das in raſchem Tempo ſich folgende Klingklang der Rappiere, ſowie das immer hitziger erſchallende „Halt" der Secundanten erregte indeſſen mehr und mehr die Aufmerkſamkeit der übrigen Fechterpaare. Namentlich die Confüchſe Hermanns ſchielten, ſtets unaufmerkſamer auf die eigene Lehrſtunde, voll Neugier und Neid ſo lange zu ihm hinüber, bis ihre Leibburſchen ſelber allmälig das Exercitium einſtellten und ſammt ihren Leibfüchſen mit prüfendem Kennerblick ſich um die beiden Schläger gruppirten.

Der Conſenior Volkmann, den ſein Amt auch zur Aufſicht über den Fechtboden verpflichtete, ſchritt unterdeſſen voll Unmuth auf und ab und ſchaute nur dann und wann nach dem ihm verhaßten Fuchs hinüber. Als er aber jetzt dem jungen Schläger für jeden beſonders gewandten Hieb immer lautere Bravo's zurufen hörte, da ward ſein Aerger aufs höchſte geſteigert. Und um ihm Luft zu machen, platzte er plump wie immer in die behagliche Theilnahme der geſpannten Zuſchauer.

„He, Füchſe, was haltet ihr hier Maulaffen feil? — Vorwärts an eure Plätze und Quarten exercirt! Sonſt ſetzt es Strafen im Convent. — Und ihr, Leibburſchen, könntet auch was Beſſeres thun, als ſie zur Faulheit zu verführen. Vorwärts, wohin ihr gehört!" —

Die Füchſe traten zurück und der verächtliche Mißmuth auf ihren Geſichtern ſagte beredt genug, wie wenig ſie ihr Complott

von heut Morgen bereuten. — Und hätte Volkmann erſt das Hohnlachen unter Hermanns Viſier geſehen! — Auch die Corpsburſchen, die Volkmann vor ihren Leibfüchſen ſo gröblich beleidigt hatte, begannen mit verhaltenem Groll ihre vorigen Uebungen. Nur im Augenblick wollten ſie vor ihren Leibfüchſen nicht das Beiſpiel der Unbotmäßigkeit geben. Aber im Herzen ſehnten ſie ſich nach der Stunde, es ihm vollauf heimzahlen zu können. Selbſt der Senior biß ſich auf die Lippen und wollte ſeine Mißbilligung lieber bis heut Abend zum Convent verſparen, darin ohnedem der ganze geſtrige Auftritt zur Verhandlung kommen ſollte.

Volkmann hatte indeſſen mit dieſer derben Zurechtweiſung ſeine gereizte Stimmung nur zur Hälfte befriedigt. Und da Hermann und Kreutzer, die eben am zwanzigſten Gange waren, noch immer keine Miene machten, aufzuhören, polterte er weiter:

„Nun, Kreutzer, wird's noch kein Ende? — Ich dächte, für den Fuchs da wäre es auch vernünftiger, wenn du ihm erſt eine gute Quart beibrächteſt, ſtatt ſchon jetzt ſolch' Larifari zu treiben, daß er ſich Wunder was einbildet auf ſeine ſchlechten Mauleſelhiebe. — Erſt kommt die Schule, dann macht man die Gänge. Verſtanden? — Das ſollteſt du mit ſechs Semeſtern doch nun ſelber wiſſen!"

Dieſe neue, liebliche Anrede klang auch dem äußerſt friedfertigen Kreutzer doch ein wenig zu aufreizend. Raſch ließ er das Rappier ſinken und nahm das Viſier ab. Auch Hermann that's, weil er mit innerſtem Behagen fühlte, daß es nun losgehe, wobei auch er wieder ſeinen vollen Mann zu ſtellen habe.

„Was, Mauleſelhiebe?" gab Kreutzer dem Conſenior jetzt entrüſtet zurück. „Von mir hat er ſie gelernt, von mir ganz allein. Ob nun ſchon als Maulеſel oder jetzt als Fuchs, das bleibt ſich völlig gleich. Und hat er ſich in ſechs Wochen daheim ſchon ſo eingepaukt, wie's oft Andere hier in acht Semeſtern nicht lernen, ſo hat er eben ein Extragenie dazu und iſt ihm deßhalb nicht

der Text von dir zu leſen. — Alles, was Recht iſt, Volkmann! — Du biſt der Conſenior und der Fechtboden ſteht unter dir, aber offenbares Unrecht laſſ' auch ich mir von dir nicht gefallen. Und das ganze Corps ruf' ich jetzt zum Zeugen dafür auf, ob das vorhin ſchlechte Mauleſelhiebe waren, oder ſo ſchulgerechte, wie ſich deren kein ausgelernter Corpsburſch zu ſchämen braucht."

Unter dem Eindrucke dieſes neuen überlauten Auftrittes hatten ſich alle Rappiere wieder geſenkt und Burſchen wie Füchſe waren aufs Neue geſpannte Zuſchauer geworden. — Da war Hermann auch ſeinem Leibburſchen ſchon muthig beigeſprungen.

„Ja wohl, Volkmann," lachte er ihn voll bittern Hohnes an: „Ja wohl! — Lange, bevor ich ſo glücklich war, deine liebenswürdige Bekanntſchaft zu machen, hab' ich da, mit dieſem nämlichen Rappier, in unſerm Zwingergärtchen daheim prakticirt; und ſchon meine alte Kindsmagd, die doch auch was davon verſteht, hat meine Mauleſelhiebe approbirt, — ha ha ha! Und ich wette darauf, ſogar die alten Wartthürme an der Stadtmauer haben Reſpect vor meinen Quarten bekommen. Und die wiſſen doch auch was von dieſem Handwerk zu ſagen, das ſie nur um ein paar Hundert Jährchen früher mit angeſehen, als man daran gedacht hat, dich zum Conſenior der Franconia zu machen."

Halb ſchallendes, halb unterdrücktes Gelächter bewies, wie tief des Conſeniors Anſehen und Achtung bereits im Corps untergraben war und wie ſehr der überkühne Fuchs Grund hatte, in ſeinem Streit gegen Volkmann den Kopf nun erſt recht hoch zu tragen.

Es war ein Glück, daß bei dieſem letzten Auftritt die Fechtſtunde bereits abgelaufen war und die Rhenanen, die mit den Franken in „Corpshatze" d. h. in offenem Kriege lebten, vom Saale Beſitz nahmen, als eben das ſchadenfrohe Hohngelächter an der langen Wölbung verklungen war. — Wer weiß, bis zu welch' bedenklichem Grade dieſe letzte Scene ſonſt noch ausgeartet wäre!

Das vor Zorn gluthrothe Geſicht Volkmanns wenigſtens ließ jede denkbare Ausſchreitung ſtudentiſcher Sitte erwarten.

So aber kamen die mit commentmäßig bärbeißigen Mienen hereinſtrömenden Rhenanen im rechten Augenblick dem Senior zu Hilfe. Seine einzige nur halblaut hingeworfene Mahnung: „Ruhe jetzt! Die Rhenanen! — Blamirt unſere Farben nicht!“ Dieſe wenigen Worte genügten, um jeden Franken und ſogar auch den wuthſchäumenden Conſenior zu dem Bewußtſein zu bringen, daß in Gegenwart dieſer offenen Feinde jedes weitere Zurſchautragen innerlicher Zwietracht ein Hochverrath an der Ehre der Franconia ſei. — Und das ganze Corps räumte im tiefſten Schweigen den Fechtboden.

Dafür aber brütete der Conſenior auf dem ganzen Heimwege mit ſeinen zwei edlen Parteigängern nach, wie er es heut Abend im Convent am ſchlaueſten anſtelle, daß dieſem „frechen, unverſchämten Buben“ mit Schimpf und Schande der Laufzettel expedirt werde. —

Zu gleicher Zeit fragte Fritz Kreutzer, wenige Schritte hinter Volkmann mit Hermann Arm in Arm gehend:

„Sag' mir einmal ehrlich, Leibfuchs, nicht wahr, du haſt dir heut auf dem Fechtboden unter mir einen ganz Andern vorgeſtellt, weil du gar ſo grimmig mich anſchauteſt! Aber du ſchlugſt wahrhaftig wie ein junger Gott! Und wie du nur ſo kalt dabei bleiben konnteſt, daß ich faſt hitzig wurde und vollauf mit dir zu thun hatte! Teufelsbürſchchen, du!“

Und Hermann geſtand ihm mit ſeiner ganzen Treuherzigkeit:

„Ja, Leibburſch, du haſt wirklich Recht. Sieh', an zwei Menſchen hab' ich bei jedem Hiebe gedacht; an einen, den ich unendlich verachte, und an einen andern, den ich unendlich ehre, an den Conſenior und meinen Vater. — Und du wirſt ſchon noch ſehen, wie Alles weiter geht. Wart' nur erſt heut Abend!“

„Heut Abend?“ fragte Kreutzer erſtaunt. „Nun, was denn?

Und davon weiß ich von dir noch kein Sterbenswort und bin doch dein Leibburſch! Iſt das auch Recht?"

„Leibburſch, ſei mir darum nicht böſe!" beſänftigte ihn Hermann. „Aber ſieh', ich hab' mich vor dir rein gefürchtet, du könnteſt mich mit deiner Gutmüthigkeit wieder von meinem Entſchluſſe gegen Volkmann abwendig machen. Und ich glaub', ich wäre unglücklich darüber geworden, wenn ich mich mit dem jemals wieder verſöhnt hätte. — Und jetzt, nicht wahr, lieber Leibburſch, frägſt du mich nichts mehr! Denn wir haben uns das Wort gegeben, vorher keine Silbe zu verrathen."

„Wir? — Ja, wer denn?" drängte ihn trotz alledem die neue Ueberraſchung, zu fragen.

„Heut Abend wirſt du Alles erfahren und halt' eben zu uns!" wich Hermann aufs Neue aus. „Mehr darf ich jetzt nicht ſagen. Aber das darfſt du glauben, Schande wird dir dein Leibfuchs wahrhaftig keine machen. Auch mit meinen Mauleſelhieben nicht. — Ja, wart' nur!" —

VI.

Im Corpsconvent.

Es iſt nicht nur der ungebundene Frohſinn akademiſcher Jugend, dem das ausſchließlich deutſche Leben der Studentencorps vollſte Befriedigung bietet. Auch der Ernſt des heranblühenden Mannes findet darin Spielraum genug, zu erſtarken und ſich in ſeiner Kraft geltend zu machen. Ruht doch der ganze Bau einer ſolchen Verbindung auf breiteſter demokratiſcher Grundlage ſelbſtgegebener Geſetze, ſelbſtgewählten Regimentes und eigener Verwaltung; und iſt doch ihre Stärke wie ihr Zerfall nur Verdienſt oder Schuld ihrer ſämmtlichen Glieder. Grund genug, daß jeder Einzelne mit dem vollen Ernſt ſeiner Ehre ſich aufgefordert fühle, zum ſicheren Beſtande des ganzen Gebäudes eine tüchtige Stütze zu werden. — Der Uneingeweihte, der nur von weitem auf Band und Mütze eines deutſchen Corpsſtudenten die ſchillernden Farben ſieht, ahnt es wohl kaum, daß in dem winzigen, unbeachteten Gebiet einer ſolchen Miniaturrepublik im Laufe der Zeit ganz dieſelben Erſcheinungen zu Tage treten, wie in unſerm wirklichen Staatsleben, darin Reactionsperioden mit liberalen Strömungen wechſeln, darin ſittlicher Aufſchwung geiſtiger Verſumpfung folgt und das Recht und die nationale Ehre über volksfeindliche Gewalt den endlichen Sieg erringt.

An einem ſolch' entſcheidenden Wendepunkt war nun auch das Studentencorps der Franconia angelangt. —

„Ja gebt nur Acht, was das für ein Durcheinander und Halloh werden wird, wenn wir zehn Füchſe wie eine Bombe in den „Hochlöblichen“ hineinplatzen werden,“ hatte heute Morgen der Anſtifter des Fuchscomplotts ſeinen jungen Mitverſchworenen zugerufen und nicht unrichtig vorhergeſagt. —

„Es iſt vielleicht eine der wichtigſten Berathungen, ſeit die Franconia beſteht, die wir heute abzuhalten haben,“ begann der Senior Hans von Bergheim in gehobenem Tone die heutige denkwürdige Sitzung, der ſämmtliche einundzwanzig Corpsburſche in dem gewöhnlichen Saale des Commershauſes, zu beiden Seiten an einem langen Tiſche ſitzend, beiwohnten.

Der Ernſt des zu verhandelnden geſtrigen Auftrittes war allen Geſichtern aufgeprägt. Nur in des Conſeniors Miene ſpielte der Zug verächtlichen Hohnes, während ſeine zwei gleichgeſinnten Freunde mit geringſchätzendem Lächeln umherblickten, um dadurch des Seniors Eingangsworte bei den Uebrigen wieder abzuſchwächen.

„Und dieſer Convent,“ fuhr der Vorſitzende myſteriös weiter, „wird um ſo wichtiger, als nicht nur der Vorgang auf dem Bergkeller uns zur Entſcheidung vorliegt, ſondern auch noch ein viel bedeutſameres Schreiben, das ſich hierauf bezieht und alſo lautet:“

Die Aufmerkſamkeit Aller ward noch verſtärkt und der Senior las mit ſcheinbarer Gleichgültigkeit:

„Hochlöblicher Corpsconvent!

Was geſtern Abend auf dem Bergkeller geſchehen, bedarf nicht nochmals unſerer ausführlichen Erzählung, denn das ganze Corps war Zeuge dieſes Vorfalls. — Heute fühlen ſich die ganz gehorſamſt unterzeichneten zehn Füchſe einfach gedrungen, in folgenden Punkten ihre ehrerbietigſte Erklärung vor einem hohen Corpsconvent niederzulegen:

„1. Wir erachten uns insgeſammt ohne Ausnahme durch das geſtrige, unwürdige Benehmen des Conſeniors Volkmann ſchwer beleidigt, wie wir überhaupt gegen die ganze Art und Weiſe ſeines Fuchsregiments hiemit energiſchen Proteſt einlegen.“

Volkmann zuckte hohnlachend mit den Achſeln. Der Senior ſah es wohl, aber er las ungeſtört weiter:

„2. Wir können uns bei aller Anhänglichkeit an unſere geliebte Franconia unmöglich entſchließen, unter dem Conſenior Volkmann noch länger das Fuchsband zu tragen, und betrachten es als eine Forderung unſerer Studentenwürde, wenn wir ſonach den hochlöblichen Corpsconvent geziemend bitten, entweder den Conſenior ſeiner Charge zu entſetzen oder uns den Austritt zu geſtatten.“

„Oho!“ ſchrie jetzt Volkmann auf und ſprang in die Höhe. „Das kommt ja immer ſchöner. Und einen ſolchen erbärmlichen Wiſch kann man überhaupt im Corpsconvent nur vorleſen? — Ich ſtelle den Antrag, dieſen unverſchämten Fuchs, dieſen Stark, der das Alles angezettelt hat, augenblicklich zu dimittiren. Und ich garantire dafür, daß die andern aufgehetzten Füchſe ſich nimmer muckſen, und noch darum betteln, daß wir nicht auch ihnen den Laufpaß geben. Alſo fordere ich Abſtimmung für meinen Antrag und das ſogleich.“

„Ja wohl,“ fiel einer von Volkmanns Freunden kreiſchend ein: „Abſtimmen! — Damit ſchlagen wir das ganze Geſchwätz dieſer dummen Jungen todt.“

„Erſt laßt mich zu Ende leſen, denn es fehlt noch der Schlußſatz,“ entgegnete der Senior mit einer Ruhe, die gegen die Heftigkeit Volkmanns um ſo mehr abſtach. Und er las weiter:

„3. Von dieſer Forderung unter keiner Bedingung abzuſtehen, ſondern vielmehr auf der Erfüllung in der einen oder andern Richtung feſt zu beharren, haben wir uns ſämmtliche zehn Füchſe, einer dem andern, mit unſerm Ehrenworte feierlich

gelobt. — Der Corpsconvent möge daraus erſehen, daß wir unſere perſönliche Ehre als unantaſtbares Gut gegen jeden Angriff zu wahren den Muth haben. Wir bedauern es tief, daß unſere erſtmalige Abwehr ſogleich gegen unſern eigenen Conſenior gerichtet werden mußte. Aber das Corps möge die heilige Verſicherung von uns hinnehmen, daß, falls durch die Entſetzung des Conſeniors unſer Verbleiben möglich gemacht werden will, wir insgeſammt auch in Zukunft gleich feſt entſchloſſen ſind, jeden Angriff auf unſere und der Franconia Ehre gleich kräftig zurückzuweiſen, und in jeder Hinſicht uns der grün-weiß-rothen Farben würdig zu machen. Aber freilich in einem ganz andern Geiſte, als uns ſeit unſerer Reception vom Conſenior angeſonnen worden iſt. — Mit dieſer wohlüberlegten, durch gegenſeitiges Ehrenwort beſiegelten Erklärung verharren wir eines hochlöblichen Corpsconvents ehrerbietigſt ergebene, ſämmtliche zehn Füchſe der Franconia."

Damit legte der Senior das Schriftſtück vor ſich hin, ohne vorderhand weitere Bemerkung, mit dem einzigen lakoniſchen Satze:

„Das war's. Nun ſprecht euch darüber aus!" — —

Aber nur allgemeines Schweigen folgte dieſer Aufforderung. Selbſt die zwei Freunde Volkmanns ſahen einander verlegen an. Der Conſenior ſelber war von der Wucht dieſer Erklärung niedergedonnert. War ihm doch wie allen Andern nur allzu klar, daß hier nur eine Wahl übrig blieb: ſeine Entſetzung oder der Verluſt ſämmtlicher Füchſe, der dem zeitigen Ruin des Corps ziemlich gleich kam. Trotzdem aber gab er die Hoffnung nicht völlig auf, durch ſein gewohntes, rohes Selbſtbewußtſein ſeine Corpsbrüder erſt aus der Faſſung zu bringen und ſie dann zu ſeinen Gunſten wieder umzuſtimmen. Und raſch gefaßt, ſeine eigentliche Stimmung verläugnend, ſprang er wieder auf und fiel in das Schweigen der Andern polternd ein:

„So, das alſo wäre der neueſte Comment? — Die Füchſe rebelliren gegen das Corps, und der hochlöbliche Convent läßt erſchrocken die Köpfe hängen, als wärd' ihm ſchon der Garaus gemacht? — Ei ſieh', was man nicht Alles erleben kann. — Ich aber kann nur herzlich darüber lachen, wenn ich euch jetzt ſo anſehen muß, wie ihr daſitzt und kein einziges Wort dafür habt, um dieſe frechen zehn Buben mit dem rechten Namen heimzuſchicken. Nun gut, der Senior ſchweigt, ſo will ich denn das Wort ergreifen."

„So hört! Nicht nur den einen Anſtifter, nein, auch die andern neun einfältigen Gimpel, die an ſeiner Leimruthe hängen geblieben, alle zehn beantrag' ich jetzt zu ſofortiger Dimiſſion — Ei was — Füchſe hin, Füchſe her! — Wir einundzwanzig Corpsburſchen ſind die Franconia und wahrlich Manns genug, um zwei Semeſter lang auch ohne Füchſe mit Ehren auszuhalten. — Oder wollt ihr feig die Rollen wechſeln? Sollen dieſe jungen Lecker, die kaum bei uns warm und hinter den Ohren noch nicht trocken geworden, ſollen ſie nun uns commandiren oder wir ihnen? Wollt ihr unſere alten Corpsſtatuten von ihnen umſchmeißen laſſen wie ein Kartenhaus? — Was hab' ich anders gethan, als auf Disciplin gehalten, wie es mein Amt erfordert, und wie es von jeher geweſen? Und wenn jetzt dieſe kecken Jungen gegen mich revoltiren, wollt ihr nun das Gleiche thun? Wollt ihr, geſtandene Corpsburſchen, euch von dieſem windigen Füchslein die Piſtole auf die Bruſt ſetzen laſſen? Wollt ihr bei den andern Corps hier und auswärts zum Kindergeſpött werden? — Schimpf und Schande ſag' ich, wer das ſich von euch gefallen läßt, und Schmach unſern alten, ſtets mit Ehren getragenen Farben, wenn ihr ſie feig jetzt in den Koth treten laßt! — Darum nochmals und als letztes Wort: Ein Corps ohne Füchſe, aber mit dem Bewußtſein unſerer eigenen Kraft, — das iſt unſere Ehre und unſer Triumph. Den Füchſen in armſeliger Schwäche nachgeben, —

das iſt unſere Niederlage und unſere Schande. — Nun wählt! Ich habe geſprochen.“ —

Darauf ſetzte er ſich nieder, von ſeinen zwei Freunden mit beredtem Augenwinken für ſeine Rede beglückwünſcht, und er ſah mit ſtolzer Befriedigung auf gar manchem Geſichte die Spur der Verblüffung, die ſeine keck hingeworfenen Worte darauf zurückgelaſſen hatten. Nur die älteren Corpsburſchen bewahrten ihren vorigen Ernſt und namentlich der Senior ſah ſo ruhig drein, als ſei ſein Ohr von Volkmanns Sturmrede gar nicht berührt worden. Darauf hub er an, ihm mit feſter Stimme zu entgegnen:

„Volkmann, ich habe dich ruhig ausreden laſſen, damit du zu deinen Gunſten Alles vorbringen konnteſt und mich deßhalb kein Vorwurf treffe. Das gleiche Recht nehme nun auch ich für mich in Anſpruch, aber *gegen* dich.“

Dieſe letzten zwei Worte des Seniors, noch dazu im Tone vollſter Leidenſchaftsloſigkeit geſprochen, verſetzten das ganze Corps wiederholt in fieberhafte Spannung, und Hans von Bergheim fuhr mit der vorigen Kälte weiter:

„Du haſt nun eben mehrmals von der Ehre unſeres Corps *geſprochen* und du glaubſt wohl, mit dem bloßen Reden davon ſei's auch ſchon abgethan. Was du aber für die Ehre unſerer Farben noch *gethan* haſt, nimm mir's nicht übel, Volkmann, daß ich ſo rund herausrede, von ſolcher That haben wir noch blutwenig geſehen. Denn, wenn du etwa meinſt, durch maß- und zuchtloſe Kneipereien, brutale Cujonage der Füchſe, Händelſuchen und Schuldenmachen ſei's mit unſerer Ehre ſchon gut beſtellt, ſo habe wenigſtens ich den Muth, dir ins Geſicht hineinzuſagen: daß, was du Ehre heißeſt, ich dann Schande nenne, und ich, ganz gewiß mit den Meiſten hier unter uns, unter Ehre etwas verſtehe, wovon du gar wenig Tropfen in deinem Blute haſt!“

„Unverschämter!“ schrie Volkmann, vor Zorn ganz außer sich.... „Ist das eine Sprache im Convent?“

„Pfui, Senior, pfui!“ secundirten seine zwei Parteigänger.

„Ausreden lassen..... Ruhe, Volkmann... der Senior hat das Wort, — — Bergheim, rede weiter!“

So flog es wirr durcheinander und Alle zusammen hatte die Erregtheit von ihren Stühlen aufgejagt.

Nur der Senior bewahrte ruhig seinen Vorsitz und herrschte die zerstreut stehenden Gruppen an: „Ruhe, sag' ich, und sitzen bleiben! — Im Corpsconvent bin ich allein der Herr.“ —

„Volkmann, so frag' ich dich nebst deinen Freunden: Willst du mich nun zu Ende hören oder lieber gleich den Convent verlassen? — Daß wir zwei uns dann noch wo anders Rede stehen, das bleibt dir wie mir natürlich unbenommen.“

„Ei, das versteht sich wohl am Rand,“ entgegnete Volkmann höhnisch. — „Und deßhalb recht! Also rede weiter! — Ich will dir extra das Plaisir machen, dabei sitzen zu bleiben und ohne weitere Störung zuzuhören — notabene mit Vorbehalt der Erwiederung an einem anderen Orte.“

„Wann und wie es beliebt,“ warf der Senior noch leicht hin. Dann nahm er, nachdem Alle sich niedergesetzt, mit der alten Ruhe seine Worte wieder auf.

„Volkmann! Du hast nun vorhin weiter gesagt, du habest nur auf Disciplin gehalten, wie's dein Amt erfordert, und wie's von jeher gewesen. Darauf sag' ich dir wieder offen ins Gesicht, das ist nicht wahr, Volkmann! — Was du auf Disciplin halten nennst, das hat dein Amt nicht erfordert, und das ist nicht von jeher so gewesen, sondern erst seit jener Zeit, da man dich zum Consenior gewählt hat, woran ich wenigstens mehr als unschuldig bin, wie weitaus die Meisten, die hier sitzen. Denn der Kern jener Partei, die dich einst dazu gemacht, hat im letzten Semester unserm Corps Valet gesagt und ich setze dazu: Gottlob! sollte

nicht der alte Geiſt der Franconia und ihr ganzer makelloſer Ruf zu Grunde gehen."

„Weißt du, Volkmann, was dein Amt als Conſenior erfordert hätte?" fuhr er jetzt mit auf einmal gehobener Stimme weiter, ſo keck und doch verlegen ihm auch der Conſenior ins Geſicht lachte, „den Füchſen ein Vorbild ſein eines echten Corpsſtudenten, das Gefühl der Ehre in ihnen pflegen, ausrotten jede Faſer niedriger Geſinnung und ihnen ein treuer Freund und erfahrener Führer werden in ihrer neuen ungewohnten Freiheit. — Siehſt du, das hätte dein Amt erfordert. So haben wir und du ſelber es an unſerm Conſenior erlebt. Und die Disciplin hatte ſich von ſelber gegeben, weil wir unſern Conſenior lieb hatten und ihn ehrten. Und nun, gieb der Wahrheit die Ehre, ſag', hat dein Amt als Conſenior, hat die Disciplin erfordert, daß du geſtern Abend auf dem Bergkeller dich ſo weit gegen den Fuchs Stark vergeſſen, und war ein ſolches Benehmen von jeher die Art des Conſeniors bei uns geweſen? — Und vor Allem frag' ich dich, Volkmann: war es von jeher bei uns der Brauch, daß der Conſenior hinterher dann auch noch gelogen hat? — Iſt es darum nicht natürlich, daß unſere Füchſe gegen dich rebelliren und deine Abſetzung oder ihren Austritt begehren? — Du haſt ſie zwar vorhin einfältige Gimpel und freche Buben geheißen. Ich, Volkmann, ich hab' einen andern und beſſeren Namen für ſie. Mir wenigſtens hat ihr ehrenfeſtes Auftreten wohl gethan und ich begrüß' es als die Wiederkehr des alten Geiſtes der Franconia. — Das iſt meine Meinung und ich glaube feſt, ich ſtehe unter euch mit ihr nicht allein."

„Aber trotz alledem," ſchloß der Senior ſeine bis daher immer wärmer gewordene Rede mit plötzlich wieder kaltem Tone, „halte ich jetzt dafür, daß über dieſen in unſern Annalen ganz unerhörten Fall, eine wahre Lebensfrage des Corps, wir nicht allein zu entſcheiden haben. Wir bedürfen nach meinem Gefühle

unbedingt der erfahrenen Mitberathung unſerer Corpsphiliſter, ſo viel wir deren von hier und aus dem nächſten Umkreiſe zuziehen können. Ich verſchiebe daher die endliche Entſcheidung auf einen Philiſterconvent heut über drei Tage. Und damit erkläre ich die heutige Sitzung für geſchloſſen.“ —

Dieſen Ausgang hatte Volkmann nicht erwartet. Das Wort „Philiſterconvent“ ſchoß ihm wie Feuer ins Geſicht. Denn er wußte zu gut, was er von ihm für ſich zu gewärtigen hatte. War er doch mit allen hieſigen Corpsphiliſtern durch ſeine Roheit längſt ſchon überworfen! Dieſem neuen Convent daher jetzt ſchon ſelber zuvorzukommen und die Wiederholung noch empfindlicherer Demüthigung abzuſchneiden, blitzte ihm als einziger klarer Gedanke durch den verwirrten Kopf. Und ſo hatte der Senior kaum ſein letztes Wort geſprochen, ſo riß Volkmann auch ſchon mit krampfhafter Fauſt ſein Corpsband über der Bruſt entzwei und kreiſchte mit vor innerer Wuth gepreßter Stimme:

„Halt' noch ein wenig, Senior! Den Schluß mach' jetzt ich. — Pfui, ſag' ich, pfui! über dieſe nun ſo ſchmutzigen Farben! — Seht her, vom Leibe hab' ich euer Band geriſſen und mein Lebtag ſoll mir's nimmer über die Bruſt kommen. — Und pfui! ruf' ich über euch Alle, pfui Corpsburſchen, die ihr euch von erbärmlichen Füchſen ins Bockshorn jagen laßt, pfui! die ganze edle Franconia! — Wer noch Ehre im Leibe hat, der kehrt ſich jetzt mit Verachtung von ihr ab und ruft ihr ein Pereat zu, wie ich. Und da habt ihr den ganzen erbärmlichen Bettel!“ —

Damit warf er ſein Corpsband mit ſolcher Heftigkeit über den Tiſch, daß es dem Senior noch das Geſicht ſtreifte. Dann verließ er ſchnurſtracks den Saal und ſchlug deſſen Thüre hinter ſich zu, als ſollte ſie aus Rand und Band fahren.

„Halt', Volkmann! Wir kommen mit!“ riefen ihm noch ſeine zwei Freunde nach und beide warfen gleich ihm das Corpsband auf den Boden. Unter der Thüre rief dann noch der Eine: „Pfui,

Corpsconvent, darin die Füchſe Trumpf ſpielen und die Corpsburſchen Matſch werden.“ Der Andere begnügte ſich mit dem kürzeren Abſchiedsgruße: „Pereat Franconia!“ — Und Beide folgten Volkmann auf dem Fuße.

Das Alles ging in ſo knappem, dramatiſchem Tempo, daß das übrige Corps mit Aug' und Ohr nur ſo gefangen daſaß. Und ſelbſt der Senior, der heut ein ſo großes Maß kalten Ernſtes bewahrt, ward auf einen Augenblick von dieſem unerwarteten draſtiſchen Schluß überrumpelt. Kaum aber war die Thüre von den beiden Freunden Volkmanns zugeſchlagen, ſo hatte auch er ſeine vorige Ruhe wieder gewonnen und beherrſchte mit ihr wieder vollſtändig die entſtandene Verwirrung mit den trockenen Worten:

„Silentium! Ich eröffne wieder die Sitzung.“

„Was ihr gerade geſehen und gehört habt, das brauch' ich euch nicht nochmal auseinanderzuſetzen. Aber ihr Alle wißt, daß nach unſeren Statuten Niemand aus dem Corpsverband austreten kann — außer mit Genehmigung des Corpsconvents. Der §. 25 der Statuten ſagt ausdrücklich: „Eigenmächtiger Austritt gilt gleich der Timiſſion.“ — Und ich glaube, es iſt wohl Keiner unter euch, der nach den Abſchiedsworten dieſer Drei, wie wir ſie ſo eben vernommen, noch den mindeſten Anſtand nehmen wird, die Timiſſion dieſer auf ſo unerhört ſchimpfliche Art eigenmächtig Ausgetretenen noch heut Abend in aller Form auszuſprechen. Wer dagegen reden will, thu' es!“

Wiederum allgemeines Schweigen. Hermanns Leibburſch Kreutzer unterbrach dann die ſo beredte Stille:

„Ich glaube, dieſes Schweigen ſagt mehr, als wenn wir noch ſo viel darüber redeten, daß das ganze Corps mit dem Antrag des Seniors einverſtanden iſt.“

„Nun gut,“ fiel der Senior ein, „ſo halt' ich meinen Antrag für genehmigt und ſprech' es hiemit feierlich aus: Der frühere

Consenior Volkmann und die Corpsburschen Kolb und Fischer sind hiemit dimittirt. — Und ich setze hinzu: wohl uns, und unserer lieben, edlen Franconia! Denn diese Drei haben sich selber ihr Urtheil gesprochen. Sie haben zwar über uns pfui gerufen, unsere Farben schmutzig genannt und ein Pereat war ihr edler Abschiedsgruß. Aber ich sage: unserer Ehre einziges Pfui und unserer Farben einziger Schmutz, das waren eben diese Drei. Darum weiß ich auch gewiß, ihr Pereat wird sich für uns in ein vivat, crescat, floreat verwandeln. Unser grün-weiß-rothes Panier wird in unbeflecktem Glanze wieder hoch flattern und eine neue Aera ritterlichen Geistes wird im Leben unseres Corps anbrechen. Denn die Gemeinheit ist jetzt von ihr ausgeschieden. — So schließ' ich jetzt diese denkwürdige Sitzung mit dem aus meinem tiefsten Herzen kommenden Freudenruf, in den ihr wohl Alle mit einstimmt: „Hoch lebe unsere gereinigte Franconia!"

„Hoch, hoch und abermals hoch!" — Hei, wie gab das volltönenden Wiederhall! — Darauf traten Alle zum Senior hin und schüttelten ihm dankend die Hand, die heute so stark und sicher das Schifflein der Franconia im Sturm geleitet hatte.

Und draußen vor dem Commershause, da standen die zehn Füchse in aufgeregten Gruppen und wußten sich das Alles noch gar nicht bestimmt zu deuten, was sie vorhin auf der Straße sahen und hörten. — Erst war der Consenior mit bloßem Kopf an ihnen vorüber gerannt. Dann eilten die zwei andern Corpsburschen ihm nach. „Hurrah, Consfüchse, gebt Acht, die nehmen unserthalb Reißaus," hatte da Hermann den andern in jubelnder Ahnung zugeflüstert. Und jetzt gar dieses stürmische, dreimalige Hoch, das aus dem Convent die halbe Straße hinunter klang. „Hört ihr's?" triumphirte jetzt Hermann aufs Neue in höchster Erregtheit, „das ist ganz gewiß unser gewonnener Sieg. — O ihr Consfüchse, ich weiß mich vor Freude gar nicht zu fassen."

Da trat Kreutzer zum Thor heraus und Hermann ſtürzte ihm entgegen mit der haſtigen Frage: „Nun, Leibburſch, wie ſteht's?“

„Er iſt dimittirt,“ war die heimliche Antwort.

„Dimittirt, o ganz famos!“ ſchrie der Leibfuchs recht ſtudentiſch hinaus, und trat unter ſeine jungen Mitverſchwornen.

„Hört ihr's, der Conſenior iſt dimittirt, hurrah!“

Und „hurrah“ riefen ſie ihm alle nach. Dann aber faßte ſich Hermann wieder ſchnell. Auf ſein Geſicht trat ſein ganzer Jugendmuth und er ſagte: „Leibburſch, jetzt muß ich aber der Erſte ſein, der mit ihm auf die Menſur tritt. Gleich morgen früh mußt du mir ihn fordern. — Und gieb Acht, jetzt kommen meine Mauleſelhiebe zu Ehren.“

Fünf Minuten darauf war der Saal des Corpsconvents wieder zur Kneipe umgewandelt. In erregteſtem Geſpräche ſaßen ſie Alle am Zechtiſch und die Steinkrüge der Corpsburſchen und Füchſe klangen überall brüderlich zuſammen.

Da rief der Senior: „Cantus!“ und — als habe ihm Hermann für ſeine fehdeluſtige Stimmung gerade dieſe Wahl zugeflüſtert: — „Wir ſingen das Lied Seite 39: der Gott, der Eiſen wachſen ließ.“

Und das brauſte aus den jungen Kehlen hervor, als gälte es die Vorfeier eines großen, heiligen Schlachttages:

„Der Gott, der Eiſen wachſen ließ,
Der wollte keine Knechte;
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in ſeine Rechte;
Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er beſtände bis aufs Blut,
Bis in den Tod die Fehde.“ —

VII.

Für des Vaters Ehre.

Beim Berggirgl droben war heute schon vor Tagesanbruch eine ungewöhnliche Unruhe. — Obwohl in solcher Frühe gar nie ein Gast bei ihm einkehrte, so stand er doch an diesem Samstagmorgen schon um sieben Uhr in vollster Wirthstoilette mit ganz frischer Schürze unter dem Doppelkinn- und auch letzteres glänzte heute schon blank rasirt, was gewöhnlich erst vor dem sonntäglichen Kirchengang der Fall gewesen.

Seine beiden Töchterchen Annemarie und Evchen standen ebenso sauber herausgeputzt unter dem Hausflur und lugten hinaus ins Gehölz, aus welchem der Weg aus der Stadt herausführte. Und sogar „der alte Hans", in seinem kleinen Austrägerstübchen, des Berggirgls halbblinder, achtzigjähriger Vater, hatte heute Morgen keine Rast im Bette, das er gewöhnlich immer bis gegen Mittag hütete.

So schlüpfte er gerade mit Hilfe seines Enkelsohnes Konrad in die dreißigjährige, nicht allzu fleckenlose Hirschlederhose, um doch auch dabei zu sein, wenn's heute Morgen „losgeht," wie er sich als uralter Studentenwirth noch immer etwas burschikos ausdrückte. — Nachdem seine unverfälschte Landestracht noch in einer gewaltigen Pelzmütze die letzte Vollendung erhalten, schlotterte er

mit ſeinen altersklahmen Beinen auf den Stock geſtützt vors Haus hinaus, ſetzte ſich auf ſeine eigens für ihn hergerichtete Bank an der Rebenwand und fragte voll Ungeduld ſeine beiden Enkelinnen, ob noch immer nichts zu ſehen ſei.

Auch den Berggirgl trieb's jetzt aus dem Zimmer, um nach den Erwarteten auszulugen. Er hatte unterdeſſen, wie das immer ſein Geſchäft geweſen, die Schläger aus dem unwürdigen Gefängniß ſeines Strohſackes befreit, worin ſie gemeinſam mit den heraufgeſchleppten Feindeswaffen der Rhenania im engſten Vereine zugebracht hatten. Auch die Paukhoſen ſammt Armſtulpen hatten das viel intereſſantere Verſteck des jungfräulichen Kleiderſchreines verlaſſen. — Und ſo harrten dieſe Kampfrequiſiten nur noch des kühnen jungen Helden, der mit ſeinem viel älteren Gegner heute zum erſtenmale die Menſur betreten ſollte — zu Franconia's und noch viel mehr zu ſeines Vaters Ehre. — Du weißt nun ſchon zur Genüge, lieber Begleiter, wer es eigentlich war, auf den die ganze Familie des Berggirgl mit ſolcher Unruhe wartete.

„Ich habe, mein Seel', mein Lebtag Paukereien ſchon nach Hunderten hier oben zugeſehen," ſagte jetzt der alte Hans mit ſeiner noch immer feſten Baßſtimme zu ſeinem Sohne Berggirgl, „und jetzt dreh' ich mich nicht einmal mehr in meinem Bett herum, wenn ſie ſich vor meinem Fenſter die Geſichter verhauen. Aber heute hat's mich herausgetrieben, als ob mir's an den eigenen Leib ginge. Heute muß ich nochmal dabei ſein, wenn der brave Fuchs mit dieſem groben Bengel für ſeinen alten Vater auf der Menſur ſteht. Und wenn ich's auch nimmer recht ſehen kann, hören thu' ich es doch, daß ich mich auskenne; und den Daumen kann ich dem Fuchs halten, daß er ihm eine richtige Quart über ſein freches Maul ſchmeißt. — O einen Brabanterthaler gäb' ich drum, wenn das wahr würde. So bin ich dem Vollmann gram und ſo lieb hab' ich den Fuchs, weil er ſo auf ſeinen alten Vater hält, wie du auch auf mich, lieber Girgl, mit all' meinen Enkel-

kindern. — Drum sag' ich euch, Mädels," gebot er jetzt mit aufgehobenem Finger, „daß fein auch ihr mir für meinen Fuchs den Daumen haltet!"

„Gewiß, Großvater, alle zwei Daumen halt' ich," versprach das lustige Evchen, „das gibt noch mehr aus."

„Und ich, Großvater," sagte die bedächtige Annemarie, „ich bete noch obendrein ein Vaterunser, das geht ganz gewiß noch über das Daumenhalten."

„Also gut, ihr Mädels, so macht ihr's," rief der alte Hans im Tone vollster Gewißheit. „Ihr haltet die Daumen, der Volkmann wird ausgeschmiert — und damit basta!"

„Nun, wißt ihr, Vater," nahm jetzt auch der Berggirgl das Wort, „ausgeschmiert ist der Volkmann eigentlich schon, und zehnmal mehr, als wenn ihm der Stark ein Dutzend Schmisse gegeben hätte. Haben sie ihn doch mit Schimpf und Schande davon gejagt. Aber deßwegen thät' ich doch auch jetzt noch einen Eimer Bier dafür spendiren, wenn er jetzt zum zweitenmal ausgeschmiert würd' — auch in sein unverschämtes Gesicht. — Na, und 's kann schon wahr werden, denn mit dem Volkmann seiner Kunst ist's nicht gar weit her. Und der Stark, hat mir gestern der Senior gesagt, soll schon jetzt eine verflucht feine Quart schlagen. — So denk' ich mir immer, dem Fuchs seine Faust soll dem Volkmann noch ein Bischen mehr zu schaffen geben, als unser Daumenhalten."

„Vater, Großvater, da kommen die Franken," rief jetzt Evchen, das kein Auge vom Tannenwald verwendete, daraus Hermann Stark Arm in Arm mit seinem gestern zum Consenior gewählten Leibburschen Kreutzer zu allererst gegen den Bergkeller heraustrat. — Das ganze Corps sammt den übrigen neun Füchsen folgte ihnen auf dem Fuße. Neben dem Senior ging ein Heidelberger „Westphale" als „Unparteiischer." — Zwei „Landdoctoren" folgten ihnen in einiger Entfernung nach.

„Aha, und da kommt auch ſchon mein lieber Freund, der Volkmann, mit den andern zwei Patronen, und der Rhenanenconſenior ſammt ein paar Füchſen iſt auch dabei," ſagte jetzt, zu einem andern, links gelegenen Waldweg hinüberſchauend der Berggirgl. „Na, pünktlich eingetroffen iſt er; das muß man ihm laſſen."

„Und was macht der Volkmann für ein Geſicht, Girgl?" fragte der alte Hans auf der Bank.

„Na, Vater, ſoweit noch ein recht patziges mit ein Bischen Ingrimm dazu. Wollen eben ſehen, ob's nicht ſpäter noch anders wird."

„Und der Stark?"

„O, der, ein ganz fideles, als ob er nur zu friſchen Würſten heraufkäme."

„Mädels, ihr geht jetzt ins Haus hinein und laßt euch vor der Hand nimmer blicken!" herrſchte darauf der Berggirgl ſeine Töchter an. „Zum Kammerfenſter könnt ihr meinetwegen auf die Paukerei ſchon herauslugen, aber vorſichtig! — Verſtanden! — Und jetzt ſtellt einſtweilen drinnen die Waſchſchüſſeln zurecht, und ſorgt für friſches Waſſer. — So, vorwärts!"

Und ſie gingen gehorſam, wenn auch etwas zögernd, in den Hausflur. Denn der Berggirgl hielt auf ſtrenge Zucht, an die ſie von Kindesbeinen an gewohnt waren.

„Aber das Daumenhalten nicht vergeſſen, Mädels!" rief ihnen der alte Hans nochmal nach. Und das witzige Evchen ſtreckte den Kopf aus der Hausthür heraus und neckte dazu: „Alle zehn Finger halt' ich, Großvater!"

„Wart', du kleine Hexe," drohte er ihr lachend mit der Hand. Dann war ſie wie der Wind hineingehuſcht.

Unterdeſſen waren die beiden Gegner auf ihren verſchiedenen Wegen ſammt ihrer Begleitung vor dem Wirthshauſe ſich nahe gekommen. — Volkmann und Stark ſahen ſich wie zwei land-

fremde Menschen einander an und gingen wieder nach links und rechts auseinander.

„Guten Morgen, Berggirgl! — Grüß' Gott, alter Hans! — Schon so früh auf den Beinen, Großvater?" — erscholl der Gruß der Franken vielstimmig durcheinander.

„Guten Morgen, Leute," grüßte der Berggirgl vertraulich, und schüttelte dem Senior und manch' Anderm die Hand.

„Ei, wer heut auch im Bette liegen könnte!" rief der Großvater, auf seiner Bank ruhig sitzen bleibend.

„Füchse! Schläger und Paukzeug herbei!" commandirte jetzt der Consenior Kreutzer.

„Kommt mit!" befahl sein Amtsgenosse der Rhenanen gleich abgemessen.

Und beide Consenioren traten mit ihren Füchsen in die Wirthsstube, wohin auch der Berggirgl folgte, um ihnen Alles in bester Ordnung zu übergeben.

So heiter auch Hermanns Gesicht nach dieser ersten, kalten Begegnung wieder geworden, um so mehr verfinsterten sich jetzt Volkmanns unsympathische Züge. Er trat eine geraume Strecke vom Bergkeller zurück. Dann blieb er allein stehen und sah in den Tannenwald hinein, darin er am letzten Sonntag die Saat ausgeworfen, die ihm so schnell danach als unheilvolle Frucht aufgegangen. — Das war sicher: hätte der dimittirte Consenior den Fuchs Hermann Stark vor acht Tagen so gekannt, wie heute, er hätte ihn dazumal dort drüben im Tannenwalde seines Vaters Brief ganz gewiß ungestört zu Ende lesen lassen.

Während Volkmann über seine frühere und jetzige Lage so nachbrütete, stand sein junger Gegner im vertraulichen Gespräch bei Vater Hans vor seiner Bank, wie die kräftige Jugend beim gebrechlichen Alter.

„Weißt du, lieber Fuchs," docirte ihm der Großvater und schlug sein Gesicht in noch tiefere Runzeln. „Ich bin kein heuriger

Hase und thu' schon fünfzig Jahre bei den Studenten mit. Und drum sag' ich dir: die erste Regel auf der Mensur heißt — kalt, nur immer kalt! — Das ist schon halb gepaukt. Und wenn du jetzt meinen thätest, das Herz im Leibe müßte dir verbrennen vor lauter hitziger Wuth, so sag' ich dir doch, mein lieber Sohn: bleib' kalt wie Eis! — Glaub' mir, ich habe schon gar Manchem hier zugeschaut; der hat Quarten und Terzen geschlagen, scharf wie ein Rasiermesser, und sein Gegenpart war im Schlagen ein Lehrbube dagegen. — Aber der war kalt und der andere war hitzig, und der kalte Lehrbube hat den hitzigen Meister ausgeschmiert. — Und weißt du, den Volkmann, den kenn' ich, wie der paukt. Der gehört so zu den ganz groben Dreinschlägern, als ob er einen Dreschflegel hätt', und wird ihm nur das Ohrläppchen geritzt, so wird er gleich wüthend wie ein Stier vor einem rothen Tuch. — Drum bitt' ich dich recht schön, du mein braver Sohn, glaub' dem alten Hans, und bleib' auch du mir kalt! — Wär' ja Sünd' und Schade für dein schönes Gesichtchen, wenn so ein Kumpan ihm einen Gedenkzettel hineinkratzen thäte. Ei was, Fuchs, du mußt ihm eins versetzen, daß ihm für all' sein Lebtag die Lust vergeht, nochmals einen alten Vater auszuspotten. — Darum kalt, nur immer kalt!"

„Ich dank' euch recht schön, Großvater, daß ihr es so gut mit mir meint," gab Hermann unter Händeschütteln treuherzig zurück, „und ich will gewiß eure gute Lehre beherzigen. Aber seid nur ruhig! Ich hab' es im Gefühl — es wird mir gut gehen."

„O freilich geht dir's gut, es muß dir ja gut gehen, du guter Sohn!" brach jetzt der alte Hans in einen ganz weichen Ton aus. Dabei tätschelte er Hermanns Wange. „Ich halte dir ja auch den Daumen, braver Junge! Und ich bin auch ein alter Vater, dem es gar wohl thut, daß ihn sein Sohn gerade so in Ehren hält, wie du den deinen."

Dann umfaßte er mit beiden Händen Hermanns Haupt und drückte raſch einen Kuß auf ſeine Stirne.

„So, nun hab' ich dir auch noch den Segen gegeben und wenn's auch nicht dein eigener Vater that, 's war doch ein Vaterſegen."

Unter dieſen letzten Worten waren die beiden Conſenioren aus dem Hauſe getreten. Die Füchſe, die verſchiedenen Paukrequiſiten herbeitragend, folgten. — Volkmann trat raſch heran, ebenſo Hermann. Die Paukтoilette ging mit Hilfe der Conſenioren bei jedem Paukanten vor ſich. — Während dieſes Geſchäftes ſtellte ſich ein halbes Dutzend Frankencorpsburſchen an verſchiedenen Waldſtellen als Wächter aus. Sie hatten ſich heute freiwillig zu dieſer Rolle herbeigelaſſen, um keinem der neun anweſenden Füchſe, die außerdem dazu verpflichtet geweſen wären, den ebenſo ermuthigenden, wie lehrreichen Genuß zu entziehen, ihren Confuchs unter ſo außerordentlichen Umſtänden zum erſtenmal auf der Menſur zu ſehen. — Beide Gegner ſtanden jetzt mit Paukhoſe, Armſtulpe und kleiner Cravatte fertig ausgerüſtet da, und warfen nun auch noch die Mützen weg, ſo daß der Berggirgl mit verdutztem Geſichte daſtand und ſich gar nicht recht auskannte.

„Ja, was ſoll denn jetzt das bedeuten?" murmelte er in ſeinen Bart. „Bloßköpfig wollen die pauken? — Das iſt ja gar kein Comment!"

Der Berggirgl hatte darin auch wirklich eine ganz correcte Anſicht. — Während zu jener Zeit gewöhnliche Forderungen unter den activen hieſigen Corpsſtudenten „auf zwölf Gänge mit großen Mützen" lauteten, deren lächerlich großer Umfang im Verein mit der rieſigen Cravatte, worin das ganze Geſicht Platz hatte, die Duellanten eher einer phantaſtiſchen Vogelſcheuche ähnlich machte, paukte man mit fremden Corpsmitgliedern oder Obſcuranten gewöhnlich „auf vierundzwanzig Gänge mit kleinen Mützen," wobei denn auch die Cravatte auf die gewöhnliche Größe zurückging. —

Jedesmal, wenn ein Gegner den andern traf, ob „blutig“ oder nicht, ſprang der Secundant desjenigen, der eben getroffen worden, ein, und ſein „Halt“ beendigte immer einen Gang. — Eine noch ſchärfere Forderung, als dieſe letztere, lautete „auf einen Gang.“ — Dann waren die Schläger ohne Unterbrechung der einzelnen Gänge ſo lange in fortwährender Action, bis entweder einer der beiden Gegner kampfunfähig gemacht worden, oder die Paukerei eine volle Viertelſtunde gewährt hatte. — Aber auch bei dieſer Forderung war die Bedeckung mit den gewöhnlichen Studentenmützen damals immer noch feſte Regel.

Unſer tapferer junger Fuchs hatte nun ſeinen Gegner Volkmann, um zumal bei dieſer ſchweren Beleidigung ſogleich recht „forſch“ aufzutreten, auf „einen Gang“ fordern laſſen.

Volkmann, ohnehin durch ſeine Dimiſſion in der übelſten Stimmung und nun auch durch dieſe Forderung des ihm verhaßten Fuchſes noch mehr erzürnt, hatte ſie wohl angenommen, da er ſie füglich nicht ablehnen konnte. Dafür hatte er ſie aber mit dem höhniſchen Zuſatz verſtärkt:

„Ganz recht, aber nur ohne Mützen! — Der Fuchs ſoll bedenken, mit wem er paukt. Und überhaupt kann er ſo am beſten beweiſen, ob es mit ſeiner Courage ſo weit her iſt, als mit ſeinem vorlauten Maul. Alſo nochmals, nur ohne Mützen, anders nicht!“

„Ohne Mützen? — Aber das iſt ja kein Comment,“ — hatte der Conſenior Kreutzer als Hermanns Cartelträger befremdet eingewendet.

„Was Comment? Wer will da überhaupt noch von Comment reden?“ war Volkmann dreingefahren. „Dieſe ganze ſchändliche Intrigue gegen mich, ein ewiger Schimpf für euch, iſt auch kein Comment geweſen. Alſo damit baſta! Im bloßen Kopf oder gar nicht!“

Wie Kreutzer dieſe regelwidrige Bedingung ſeinem in fieber-

haſter Spannung harrenden Leibfuchs mittheilte, da war dieſer wohl auf einen Augenblick ſtutzig geworden. Aber eben ſo ſchnell war er auch damit einverſtanden.

„Nun gut, lieber Leibburſch, alſo ohne Mützen, recht ſo! — Ha, er ſoll nur kommen! — Auf dieſes Bischen Tuch und Schild an einer Mütze kommt's mir nun auch nimmer an. Und wer weiß, wer ſie dann auf ſeinem Kopf mehr vermißt, ich oder er? Alſo friſch zu! Ohne Mütze! 's bleibt dabei!“ —

Und ſo ſtanden ſie denn auch heute Morgen im bloßen Kopfe auf dem gewohnten Paukplatz, einer kaum zwanzig Schritte vom Wirthshaus entfernten Haide, dicht vor dem Tannenwald. — Noch hielten zwei Füchſe die gegneriſchen Schläger, während die Paukanten ſelber ihren rechten Arm auf deren Schultern ruhen ließen, um die Hand vor Blutandrang zu ſchützen. — Die beiden Conſenioren legten ſich nun in ihrer vollen Armslänge mit den Secundirſchlägern aus. Der „Unparteiiſche“ grub hinter ihrem zu weiteſt ausgeſtreckten linken Fuße mit einem Rappier die Grenze der Menſur in den weichen Haideſand. — Dann trat er gegen den Wald fünf Schritte zurück und lehnte ſich zu ſeiner ferneren Beobachtung mit überſchlagenen Armen an eine Tanne.

„Fertig!“ — erklang jetzt der Secundanten Ruf. Volkmann und Stark griffen zum Schläger.

Wie es da ringsum ſtille ward! — Nur vom Thale herauf klang eine einzelne Glocke. Der Morgenwind ſang in den Tannenwipfeln. Da gedachte der Eine bei dem Läuten und Rauſchen nochmals des Abends da drinnen im Tannendüſter, als er unter dem Leſen jenes Abſchiedsbriefes den gleichen Klängen gelauſcht. — Jetzt flog ein Rabe krächzend über ihn hin. Und ſchrie er nicht höhniſch zu ihm nieder: „Dein Vater, der alte, närriſche Zopf!“ — Und jetzt noch einen Blick zum Bergkeller hinüber! — Da ſaß der alte Hans noch immer auf ſeiner Bank. Der Berggirgl ſtand neben ihm. Zu ihren Häupten ſtand am Kammer-

fenſter die Annemarie mit zuſammengelegten Händen. Das vorwitzige Eychen lugte furchtſam über ihre Schultern hinweg. — „Nur kalt, immer kalt, mein Sohn!“ hörte da Hermann des Großvaters mahnende Stimme zu ſich herüber wehen. — Ein blitzſchneller Ruck in ſeinem kochenden Zorn. Und zum Kampfe bereit ſtand er da, kalten Blutes, als habe ihm Der gegenüber noch kein Haar gekrümmt, und mauerfeſt, als könnte deſſen ſcharfe Klinge nicht die Haut ihm ritzen.

„Auf die Menſur! — Legt euch aus! — Los!“ — klang jetzt der Secundanten Commando durch die ſtille Morgenluft....

In ſenkrechter Auslage, von ſeinem Schlägerkorbe ſicher gedeckt, ſah Hermann mit ernſtem Blick in Volkmanns verächtlich lachendes Geſicht. — Um jeden Preis vermied der Fuchs den erſten Hieb. Da ſchnellte jener voll Unmuth über dieſes Zögern mit mächtigſter Wuth ihm eine ſteile Terz über den Kopf. Aber wie ein klingender Fels ſie pariren und aus geſchulteſtem Handgelenk ihm eine Tiefquart unter ſeiner ſchlechten Parade über die Bruſt durchziehen, daß im Nu das bauſchige Hemd in Fetzen hing, — das war wie der Blitz Hermanns ſauſende Antwort.

„Bravo, Leibfuchs!“ flüſterte ihm ſein ſecundirender Leibburſch ins Ohr. — Und ſchon wieder hatte Jener Volkmanns plumpen Gegenhieb mit gewandteſter Eleganz parirt.

Jetzt ſtanden ſie ſich aufs Neue lauernd gegenüber. Volkmann hatte nun ſchon ſein voriges Lachen mit ſichtlichem Ingrimm vertauſcht, da er auf das Blut an ſeinem zerhauenen Hemde niedergeſchielt, wenn auch die Bruſt ſelber nur leicht geritzt war. — Durch das Mißlingen ſeines erſten Hiebes gewitzigt, zog nun auch er es vor, des Fuchſes Anhieb diesmal erſt abzuwarten. — Lange maßen ſie ſich mit finſteren Blicken. — Da reizte ihn Hermann endlich mit geſchickter Finte, dennoch zuerſt loszuſchlagen. — Sacht deutete er eine ſteile Quart nur in der Luft gegen ihn an und pfeilſchnell kehrte er wieder in den Schutz ſeiner Parade zurück.

— „Platſch, Platſch!“ prallte da Volkmanns plumper Gegenhieb an Hermanns Klinge flachtönig ab. — Durch das übermäßige Ausholen ſtand er einen Augenblick völlig bloß. — Und mit ſcharfem Adlerblick dieſe Schwäche erſpähend und kalt beſonnen benützend, hei, wie zuckte da des Fuchſes elektriſcher Hieb ſchräg über Volkmanns Stirn bis nieder zum Kinn! — Ein blutrother Strahl — eine tief klaffende Wunde — — —

„Halt!“ ſchrie der Rhenanenconſenior laut auf und ſprang ein, um den ſo ſchwer Verwundeten vor nochmaligem Hiebe zu ſchützen.

Aber dieſes „Halt“ klang noch in der Luft. — In blinder Wuth ſchlug Volkmann nochmals auf Hermann los. Der noch viel mächtigere Ruf „Nachhieb“ erſcholl aus Kreutzers Mund. Und alſogleich tränkte auch aus Hermanns linker Wange derſelbe roſige Strahl den gelben Haideſand.

„Kein Nachhieb! Er kam zugleich mit meinem Halt,“ proteſtirte pflichtgemäß Volkmanns Secundant.

„Nein, Nachhieb!“ replicirte Kreutzer noch beſtimmter. — „Der Hieb fiel erſt nach dem Halt, und mein Paukant hatte den Schläger ſchon geſenkt. — Unparteiiſcher, wie war's?“

„Nachhieb!“ beſtätigte mit der angebornen Ruhe ſeiner Landsleute der Weſtphale. —

So war die Waffenehre Hermanns gerettet und auch mit dem gegneriſchen Nachhieb im Geſichte, der nach den Paukgeſetzen gar nicht zählte, blieb er unbeſtrittener Sieger.

Volkmanns zwei Freunde waren augenblicklich ihm beigeſprungen. Der ältere der zwei Paukdoctoren beſichtigte raſch die gewaltige Wunde.

„Kann unmöglich weiter pauken,“ ſagte er lakoniſch.

„Silentium! — Unſer Paukant iſt abgeführt,“ erklärte Volkmanns Secundant. — Damit war die Paukerei commentmäßig zu Ende.

„Und wie ſteht es ſonſt?“ fragte einer von Volkmanns Freunden den Paukdoctor.

„O gut! das Aug' iſt unverſehrt und ſonſt keine Gefahr. Der Hieb war zum guten Glück ſehr ſcharf,“ lautete ſein beruhigender Ausſpruch.

„O Gott ſei Lob und Dank, ſein Aug' iſt unverſehrt! Mir fällt ein Centnerſtein vom Herzen,“ ſeufzte Hermann aus ſchwergedrückter Bruſt, und dachte gar nicht mehr an die eigene brennende Wunde.

„Schnell ausziehen und in die Wirthsſtube zum Verband! Es iſt hier zu kalt, ſonſt gibt's Rothlauf,“ befahl der vorige, ältere Arzt in gleichgültigem Tone, der bewies, wie ſehr er an ſolche Erlebniſſe gewohnt war. Der jüngere, ein eben erſt neugebackener Doctor medicinae, ſelber ein Frankenphiliſter, eilte voraus, um alles Nöthige drinnen vorzubereiten.

Raſch waren den Beiden die Paukhoſen von den Füchſen losgeſchnallt. Manchem zitterte vor Aufregung über das eben Geſehene die Kniee. — Die beiden verwundeten Gegner gingen mit ihren Freunden hinüber zum Bergkeller. — Der eine mit tiefgeſenktem, bluttriefendem Geſichte, von ſeinen zwei Freunden unterm Arme gehalten, wie ein zu Grunde gerichteter Mann. — Der andere, die Wange nur mit ſeinem Taſchentuche zuſammendrückend, aufrecht und leuchtenden Auges, wie ein junger Heerführer nach gewonnener erſtmaliger Schlacht über einen viel älteren Gegner. —

Und drüben im Bergkeller, hei, wie hatte da beim erſten „Halt“ der ſcharf ſpähende Berggirgl aufgeſchriem: „Vater, der Volkmann hat diesmal genug gekriegt!“

Und der alte Hans, wie war der verjüngt aufgeſprungen von ſeiner Bank, hinüber jubelnd: „Victoria, braver Fuchs!“ — Aber wie hatte er bei dem andern Rufe „Nachhieb“ ſogleich wieder zornig die Fauſt geballt: „Ah, haut der Bengel auch noch nach!

— Das sieht ihm gleich. — Hat es dem Stark was gethan, Girgel?"

„Und ob, Vater! — Den ganzen Backen hat er ihm entzwei gehauen."

„Na, weil's doch nur ein elender Nachhieb ist! Richtig ausgeschmiert hat der Fuchs ihn ja doch, und das ist die Hauptsache; basta!" tröstete sich wieder der Großvater und stützte sich auf des Berggirgls Schulter.

Und über ihnen waren zu gleicher Zeit die beiden Enkeltöchter zu Tod erschrocken vom Kammerfenster zurückgefahren.

Die Annemarie schlug die Hände vor die Augen: „Großer Gott! der Volkmann! — Mein Lebtag' seh ich nimmer zu."

Und das Evchen jammerte: „Ach, und dem Stark sein schönes Gesicht! — Und ich hab' ihm doch alle zehn Finger gehalten."

Die beiden Paukdoctoren waren in der Wirthsstube mit ihrer Kunst an den beiden Verwundeten, die nebeneinander saßen, beschäftigt. Der Berggirgl half wie ein absolvirter chirurgischer Assistent wie gewöhnlich redlich mit. — Der alte Hans saß unterdessen im Austräglerstübchen in seinem ledernen Lehnstuhle.

Annemarie und Evchen trauten sich aus ihrer obern Kammer gar nimmer herunter und blickten, ohne zu wissen warum, hinaus in den Wald, den kalte Nebel immer düsterer umwoben.

Eine Stunde darauf lag unser verwundeter Fuchs in des alten Hans eigenem Bett, das die beiden Mädchen in geschäftiger Eile frisch überzogen hatten. — Der sorgsame Arzt hatte bei dem eingefallenen Nebel den sofortigen Heimweg auf das strengste widerrathen, dem Fuchs sowohl mit seinen „zehn Nadeln" im Gesichte, wie noch entschiedener dem viel schwerer verwundeten Volkmann. — Der Berggirgl hatte mit seinem guten Herzen auch ihm alle erdenklichen guten Worte gegeben, um ihn zum Dableiben zu bewegen. Die obere Kammer seiner Töchter sollte zu seiner Aufnahme bereit stehen. Annemarie und Evchen wollten herzlich gerne

in der Wirthsſtube ſich ein nothdürftiges Lager herrichten. Hermann ſelber bat ſeinen Gegner darum, ſo gut es ihn die eigene Wunde nur thun ließ. Und er reichte ihm die Hand zur Verſöhnung.

Aber Volkmanns rohes Herz blieb unbewegt. Mit abwehrender Hand kehrte er ſich weg. Da ſeine, von vierzehn Nadeln zuſammengenähte Wunde, die von der Stirne bis über die Lippen ſchräg herunterreichte, ihn keinen Laut hervorbringen ließ, griff er unmuthig nach ſeiner Brieftaſche und ſchrieb auf ein Blatt die flüchtigen Worte:

„Um keinen Preis der Welt mit dieſem Buben länger unter einem Dache bleiben! — Lieber jetzt fort und müßte ich darüber zu Grunde gehen. — Ich beſchwöre euch, Rhenanen, bei eurer Feindſchaft gegen die Franconia, bringt mich jetzt nach Buchenreut! Dann heute Nacht in einem Wagen nach Hauſe!“ —

Das Wirthshaus Buchenreut lag kaum zehn Minuten weit am andern Waldabhange des Berges, den vor etwa fünfzig Jahren ein nun ausgereuteter Buchenwald umgrünte. Das im Thal allein ſtehende Wirthshaus trug von dieſer Ausrodung den Namen und diente ſeit langen Jahren dem Corps Rhenania zur ſelben ländlichen Kneipe, wie der Bergkeller den Franken.

Der Rhenanenconſenior, der nach Durchleſung des Blattes ſogleich die Verpflichtung erkannte, dieſen Wunſch auch zu gewähren, da er ihm einmal als Secundant mit Rhenanenwaffen zur Seite geſtanden, flüſterte ihm ſogleich zu: „Es iſt gut, Volkmann, gehen wir!“

Und völlig unverſöhnt, ohne jede Miene eines Abſchiedsgrußes ging Volkmann, durch ſeine ſchwere Wunde zu langſamem Ausſchreiten gezwungen, in der finſterſten Stimmung mit dem Rhenanenconſenior, ſeinen zwei Freunden und den Füchſen über die nebelumdüſterte Halde hinunter nach Buchenreut.

Während ſo der Eine im ungaſtlichen Geleite ſeines alten

Grolles hinausgegangen war, stand an des Andern Lager im warmen Großvaterstübchen die besorgteste, wartende Liebe.

Obwohl für je sechs Stunden bei Tag und Nacht zwei Confüchse des Verwundeten vom Consenior als Krankenwärter commandirt waren, so konnten sie doch nie recht dazu kommen, ihre Pflicht auszuüben. So sehr standen Annemarie und Evchen ihnen stets im Wege. Höchstens, daß sie ihnen erlaubten, für frisches Wasser Sorge zu tragen. Aber die Aufschläge selber durfte nur ihre eigene Mädchenhand abwechslungsweise auf Hermanns brennende Wange legen. Und drängte sich je einmal die Hand eines Fuchses in ihr Geschäft, so sahen sie unwillig drein und auch Hermann spürte es sogleich, selbst wenn er im Halbschlummer lag, daß das kühlende Tuch ihm diesmal von keiner seiner zwei lieben Samariterinnen aufgelegt worden war.

Wäre es möglich gewesen, so hätte der alte Hans seine zwei Enkeltöchter in sorglicher Pflege Hermanns noch übertroffen. — Aber mit seinen gebrechlichen Beinen und halb blinden Augen, was konnte er viel Anderes thun, als im großen Lederstuhle vor seinem Bette zu sitzen und ihm plaudernd die Zeit zu verkürzen? Und so erzählte er ihm, seine Erinnerungen wie eine Chronik vor ihm durchblätternd, von alter, lustiger Studentenzeit hier eben, da die Franconia eben gestiftet worden und er als junger Mann die Bergkellerwirthschaft von seinem Vater übernommen hatte. — Dabei dämmerte in seinem Gedächtniß noch gar wohl das Bild jenes stillen, schmächtigen Fuchses, Christoph Stark, als dessen an Gestalt und Temperament so ganz unähnlicher Sohn, nun dieser andere Fuchs, für seines Vaters Ehre verwundet, im Bette lag. — Da klang diesem solch' Erzählen des Großvaters wie ein altes Lied aus der Heimath, und ihm geschah so wohl dabei, als säße sein eigener Vater plaudernd vor ihm da, als wäre es seine treue Hand, wenn der alte Hans ihm schmeichelnd dann und wann die Locken aus der Stirne strich.

Auch der treue Berggirgl ging, nach Hermann sich umsehend, ab und zu, so oft sein irdischer Beruf eines Schweinemetzgers ihm nur ein paar Minuten Zeit dazu übrig ließ. Er hätte es gewiß ebenso wie Vater Hans, Annemarie und Evchen, auch für viel poetischer gehalten, sich mit ihnen in die Pflege dieses jungen Helden zu theilen, als an zwei am Thürhaken aufgehängten Frischlingen seine anatomische Kunst auszuüben und dann nebst seinem Sohne Konrad auf dem Eichenklotz ein gar taktfestes Hackmesserquartett aufzuspielen.

Aber morgen war ja Sonntag, dessen Nachmittag für die Gäste auf dem Bergkeller so innig mit frischen Schweinswürsten zusammenhing, wie der Vormittag mit dem Kirchengang. Und so mußten sogar die zwei barmherzigen Schwestern nach dem Mittagessen sich so weit erniedrigen, statt des romantischen, kalten Aufschlages auf des schönen Studenten Wange sich mit dem prosaischen, heißen Brühkessel abzugeben, um darin die väterlichen Leber- und Blutwürste dem kochenden Sprudel zu übergeben und dann im Stadium der Genießbarkeit wieder mit gewandter Gabel herauszufischen.

Als dann aber die Dämmerung kam, da lösten sie, rasch in ihre vorigen, reinen Kleider sich werfend, die Füchse augenblicklich wieder ab, und wichen die ganze Nacht keine Stunde von Hermanns Lager.

Um jedoch dem nächtlichen Schlummer, diesem anhänglichen, trauten Gesellen der Jugend, heute nicht sogleich jede Freundschaft aufzusagen, sollte nach ihrer Verabredung immer die eine Schwester eine Stunde auf dem Stuhle sitzend einnicken dürfen, während die andre die Aufschläge besorgte. Aber der achtzigjährige Hans in seinem Großvaterstuhle, bei dem der feste Schlaf, des Alters flüchtiger Gast, stets nur ein paar Stunden Einkehr gehalten, der hörte jeden Guckgucksruf der buntbemalten Schwarzwälderuhr, und hieß als nimmermüder Wächter bald die eine Schwester aus-

zuruhen, bald rief er die andre wach, genau so, wie sie ihre Nachtwache selber geregelt hatten. Dabei trat er manchmal selber zu Hermann ans Bett, wenn er ihn im Wundfieber stöhnen hörte, streichelte seine Hand und theilte ihm so lange den ganzen Schatz seiner Schmeichelwörter aus, bis er wieder mit leichterem Athmen eingeschlummert war. —

Drunten aber in der Stadt, da hatte man, wie früher einmal in der Gymnasialzeit, so nun auch an diesem Abend im Professorenkasino, wie in den Studentenkneipen, von nichts Anderem geredet, als von dem Frankenfuchs Hermann Stark, der auf dem Bergkeller so glorios für seines Vaters Ehre gepaukt hatte. —

Aber die glühendste Begeisterung brannte doch in dem germanischen Jungfrauenbusen der Thusnelda Scheppert. Noch um Mitternacht saß sie am Klavier und sang wohl ein dutzendmal voll Verzückung Theodor Körners Lied: „Der Ritter muß zum blutigen Kampf hinaus." Besonders die anzüglichen Verse, und zwar mit kleiner Textveränderung, konnte sie gar nicht schmelzend genug wiederholen:

„O weine nicht die Aeuglein roth,
Als ob nicht Trost und Hoffnung bliebe!
Bleib' ich doch treu bis in den Tod —
Dem Grün — weiß — roth
Und meiner Liebe!" —

* * *

Und ferne von diesem stillen Austräglerstübchen, da saßen am fünften Abend in der heimathlichen Erkerstube Vater Stark schmauchend auf dem Kanapee und ihm gegenüber Mutter Rosalie am Tisch und nähte. Die alte Dorothee ließ in respectvoller Entfernung von ihrer Herrschaft das Spinnrad schnurren, dessen traulicher Ton mit dem Feuer im Ofen behaglich zusammenklang.

Seit Hermann aus dem Erkerhause fortgezogen war, mußte seine alte Kindsmagd jeden Abend zu den Eltern herübersitzen. War ihnen doch dann viel stiller zu Muth, als ob in ihr auch ein Theil ihres einstigen Pfleglings bei ihnen säße, und aus ihren alten Augen Hermanns Kinderzeit ihnen ins Herz schaute.

Aber trotz aller Traulichkeit von Spinnradschnurren und Feuerknistern wollte dem Vater heut Abend die Pfeife gar nicht munden; und auch die Mutter stach manchen Stich fehl. — Die Dorothee endlich ließ so traurig den Faden durch ihre Hand gleiten, als wüßte sie bestimmt, es werde der Weber daraus für sie noch diesen Winter das Todtenhemd weben.

Da stellte endlich Vater Stark, als die gewöhnlich verzagtere Ehehälfte, die Pfeife bei Seite.

„Kurios, daß Einem der Tabak nicht schmecken will, wenn das Herz gedrückt ist."

„Aber was drückt dich denn gar so arg, guter Christoph?" fiel Frau Rosalie beschwichtigend ein, obwohl ihr selber das Gemüth nicht ganz sorgenfrei war. „Mein Gott! daß ein Brief sich jetzt um ein paar Tage verspätet! — Bedenk' doch nur, wie jeder Tag für Hermann jetzt noch neue Zerstreuung bringt! — Ja, wenn wir immer noch auf die erste Nachricht warten müßten! So aber haben wir ja schon einen zwölf Seiten langen Brief erhalten und beantwortet. Da hat er natürlich erst unsere Nachricht abgewartet. Das macht hin und her volle acht Tage. Also kann ja sein zweiter Brief eigentlich noch gar nicht da sein. O es ist ganz gewiß nichts Besonderes passirt. So glaub' es doch nur!"

„Ja, Mutter, das wäre Alles ganz gut gesagt," erwiederte der Doctor, nicht im mindesten beruhigt. „Aber in seinem ersten Briefe stand es eben mit klaren Worten: „„Ich warte eure Antwort nicht erst ab, weil das viel zu lange hergeht. Und längstens am Montag bekommt ihr meinen zweiten Brief."" — Hörst

du, Rosalie? Längstens am Montag! — Und heut ist es schon Donnerstag und noch immer keine Nachricht. Und da soll ich nicht ängstlich sein? — wie, was?"

Die Dorothee ihrerseits, die sonst so gerne den Dialog ihrer Herrschaft durchkreuzte, wenn es sich um ihr Hermännle drehte, verhielt sich diesmal auffallend schweigsam und spann weiter. — Dafür hatte sie aber schon vorhin bei den beruhigenden Worten der Frau Rosalie in unheimlicher Mimik ihr Haupt geschüttelt, ohne daß es bemerkt worden war. Und jetzt bei des Doctors erneutem Ausdrucke von Besorgniß wiederholte sie diese mimische Theilnahme am Gespräche. Nur daß sie diesmal statt des negirenden Kopfschüttelns auf ihren Garnspulen mehrmals bejahend herunter nickte, aber mit gar nicht freundlichem Ausdruck.

Vater Stark, dem dieses Letztere nicht entgangen war, fragte sie auch sogleich voll neuer Besorgniß:

„Was meint denn sie, Dorothee, weil sie so mit dem Kopf genickt hat? Um Gottes willen, sie wird doch nicht am Ende was wissen, was uns noch verborgen ist?" —

„Ich, Herr Doctor? — Ich hab' ja meinen Mund gar nicht aufgethan," protestirte die verrathene Spinnerin. „Du lieber Gott, was soll ich denn wissen?"

„Aber mit dem Kopfe hat sie genickt, und zwar mehrmals und höchst sonderbar hat sie genickt," drang Vater Stark energisch auf sie ein.

„Genickt hab' ich, Herr Doctor? — Guck einmal an! — Ei, das wird wohl von meinem alten Kopf kommen. Das passirt mir manchmal so," wich die Dorothee wiederholt aus.

„Dorothee, ich bitte sie um Alles, sag' sie uns die Wahrheit," drängte nun auch Mutter Rosalie, der dieses Kopfnicken ebenso befremdend aufgefallen war. „Weiß sie was Besonderes von Hermann? — Dorothee!" mahnte sie dann mit erhobenem Finger. „Keine leere Ausflucht, sondern die Wahrheit reden,

wie ſie's immer gethan hat. Was hat ſie vorhin mit dieſem unheimlichen Kopfnicken ſagen wollen?"

„Nun meinetwegen, weil Sie mich denn gar ſo arg bis aufs Blut tribuliren, ſo ſoll's auch heraus," erwiederte nun ganz ungehalten die alte Magd. „Alſo gut! — Aber ich kann dann nichts dafür, wenn's dem Herrn Doctor neue Scrupel und Aengſte macht. Das bitt' ich mir von vornherein aus. Alſo — heraus mit der Geſchichte!"

Dabei rückte ſie ihr Spinnrad ein wenig ſeitwärts, ſetzte ſich in die rechte Poſitur, und die Eltern Hermanns hingen an ihrem Munde, ungefähr ſo geſpannt, wie nach Virgilius einſt die Königin Dido ſammt Hofſtaat an jenem des Aeneas.

Die Dorothee hub an:

„Alſo Samſtag Nachts hab' ich gar zu lange nicht einſchlafen können. Ich habe zwölf Uhr ſchlagen hören, ein Uhr, zwei Uhr. Na, das wäre nun zwar nichts Beſonderes geweſen. — Warum? darum. Weil mir das ſchon öfters paſſirt iſt. Man iſt eben alt und hat überhaupt nimmer viel Schlaf. Aber! — Und nun fängt die Geſchichte ſchon an. Geben Sie Acht! — das war das Kurioſe dabei, daß, je länger ich nicht einſchlafen konnt', eine deſto größere Angſt über mich kam um mein Hermännle."

„Um ihr Hermännle?" fuhr ihr Vater ſtark geängſtigt ins Wort.

„Aber warum denn, liebe Dorothee?" fragte mit möglichſter Ruhe Mutter Roſalie.

„Ja warum? Wenn ich das ſelber wüßte! Kurzum, die Angſt war einmal da. Das war richtig. Aber ſchweigen Sie nur jetzt einmal ſtill und hören Sie weiter! Es kommt ſchon noch beſſer."

„Noch beſſer? — Ja was denn, Dorothee?" unterbrach der Doctor ſie neuerdings.

Mutter Roſalie ſchwieg und fuhr nur mit der Hand über die Stirne.

„Also gut! Zuletzt war ich aber doch eingeschlafen. Und da fing ich also, mir nichts, dir nichts, zu träumen an, was mir auch schon ewig lange nimmer passirt ist. Und was hab' ich geträumt? — Jetzt merken Sie auf, jetzt kommt eigentlich erst die Hauptsache."

„Nun? — Und? — Weiter, weiter, Dorothee! — Sie bringt Einen ja rein zum Verzweifeln mit dem ewigen Herumdrücken," drängte der Doctor.

„Nicht so ungeduldig, lieber Christoph!" mahnte sanft Rosalie, die nun schon wieder ruhiger geworden.

„Also gut, Dorothee, geträumt hat sie, und von was denn?"

„Von was, Frau Doctorin? — Von einem schwarzen Hund hab' ich geträumt, gleich dreimal so groß wie unser alter Ajax drunten. Und wie nur der Wirrwarr so durcheinander gegangen ist, der schwarze Hund, der hat eben mein Hermännle gebissen. Und doch ist er ihm nicht recht Herr worden. — Wie es der Hermann eigentlich mit ihm angestellt hat, das weiß ich selber nimmer recht. Wenigstens hab' ich den Hund hinterher schrecklich heulen hören. Kurz und gut, es war eben ein schwarzer Hund und der Hermann ist von ihm gebissen worden. Und Hundsbisse, vorab von so rabenschwarzen Kötern, das bedeutet einmal nichts Gutes. Das hab' ich schon einmal im Traumbuch gelesen und auch sonst schon oft gehört. Also das war diese kuriose, garstige Geschichte, die mir nun schon fünf volle Tage und Nächte im Kopf herumgeht. Und darum hab' ich vorhin auch mit dem Kopfe so geschüttelt und genickt. So — jetzt wissen Sie's!" —

Vater Stark saß noch wortlos da, ungefähr von dem nämlichen Schauer durchrieselt, wie einst Hermann, wenn ihm die Dorothee das Märchen von der Fee Holla erzählt hatte. Und auch Mutter Rosaliens klares Denken war von dem schwarzen, bissigen Hunde nicht völlig ungetrübt geblieben. —

Da klopfte es heftig an der Stubenthüre, daß alle drei unwillkürlich ſo zuſammenfuhren, als habe ſich ein Geiſt angemeldet. — Welches irdiſche Weſen ſollte in ſo ſpäter Abendſtunde hier noch anklopfen? —

Die muthige Hausfrau ermannte ſich aber dennoch und rief mit gepreßter Stimme: „herein!“

Und herein trat, einen Brief in der Hand, die gar wohlbekannte Menſchengeſtalt des Briefträgers mit der höchſt irdiſchen Anrede:

„Wünſch' guten Abend, Herr Doctor! — Eine höfliche Empfehlung vom Herrn Poſtverwalter. Und da wäre dieſer Brief heut Abend noch gekommen, hat er geſagt. Und weil „Cito“ darauf ſteht, da hat der Herr Poſtverwalter gemeint, er könnte preſſant ſein, und ich ſolle ihn lieber gleich heut Abend noch hertragen, hat er geſagt. Nichts für ungut, wenn ich geſtört habe! Gute Nacht, Herr Doctor, und Frau Doctorin!“

Damit hatte er den geheimnißvollen Brief dem Herrn des Hauſes in die zitternde Hand übergeben und ſich mit ſeinem gewöhnlichen Kopfnicken wieder empfohlen.

Aber — hatte auch kein Geiſt ſich angemeldet, welch' neuer Schrecken durchzuckte jetzt Vater Starks Herz, als Poſtſtempel und Adreſſe ſeinem flüchtigen Blicke zeigte, daß der Brief wohl von Hermanns Univerſitätsſtadt kam, aber von fremder Hand geſchrieben war!

„Da haſt du's ja, Roſalie, da haſt du's ja ſchon! — O meine Angſt war nicht umſonſt. Ach und welch' dicker Brief! — Der wird eine ſchöne Beſcheerung enthalten,“ wehklagte ſchon jetzt der Doctor, bevor er das Schreiben nur erbrochen hatte.

„Gelt, mein ſchwarzer Hund, Herr Doctor?“ jammerte die Dorothee.

„Aber ſo lies den Brief doch nur erſt, beſter Mann! Wie magſt du doch im Voraus ſo verzweifelt thun?“

„O ich kann ihn gar nicht leſen, denn ich weiß ja doch ſchon Alles, was drinnen ſteht.“

„Geh doch, Alter, wie kannſt du denn das ſchon wiſſen? Du weißt ja nicht einmal, wer ihn nur geſchrieben hat. Komm, ſo gieb mir ihn her! Es ſteht gewiß nichts ſo Schlimmes darin, als du fürchteſt, und vielleicht iſt es gar nur eine Prozeßſache.“

„Ja, Roſalchen, mach' du ihn zuerſt auf und ſieh', wie Alles mit Hermann ſteht! — Gott! mir iſt ja ganz ſchwarz vor den Augen.“

Und Frau Roſalie, ſelber voll trüber Ahnung, erbrach dennoch mit ſtarker Hand das Siegel, ſah bei dem acht Seiten langen Brief raſch nach der Unterſchrift, die lautete: „Hermanns Leibburſch, Fritz Kreutzer.“ — Aber wie ihr Auge ſich eben verdüſtern wollte, da ward es eben ſo ſchnell wieder klar. Denn unter dieſem Namen hatte ſie ja zugleich Hermanns eigene Zeilen mit den Blicken verſchlungen. Und, Gott ſei Dank, ſie klangen voll luſtigen Studentenhumors. Und da hatte er ja zum fröhlichen Schluſſe noch ſelber ſein Porträt hingezeichnet — mit einem Strich auf der Wange, deſſen Bedeutung ſie augenblicklich ahnte. — O wie da ihr Mutterherz wieder aufgeathmet!

„Siehſt du, Vater, es iſt nicht ſo gefährlich als du geglaubt! da lies nur vor Allem ſeine eigenen, glücklichen Worte!“

„Ja, hat er denn doch ſelber geſchrieben?“ — fragte Vater Stark mit verwunderten Blicken und ſtreckte ſeine Hand nach dem Briefe, den Roſalie ihm hinüberreichte.

„Fritz Kreutzer und Hermann haben mit einander geſchrieben,“ klärte ſie ihn auf. „Aber lies nur jetzt vor Allem, was er ſelber hier auf der letzten Seite ſchreibt, damit du nur erſt deine Angſt verlierſt. Dann leſen wir das Andere von ſeinem Leibburſchen um ſo ruhiger.“

Und Vater Stark fuhr erſt mit der linken Hand über die Augen, gleichſam um alle trübe Sorge noch zuvor daraus weg-

zuwiſchen, und hub an mit immer noch ſehr ſchüchterner Stimme vorzuleſen:

„Liebſte, beſte Eltern! Nun wißt ihr von meinem lieben Leibburſchen ganz genau, wie Alles zugegangen iſt.“

„Ja, was wiſſen wir denn?“ unterbrach er ſich zerſtreut. „Ich wenigſtens weiß rein noch gar nichts.“

„Aber lies doch nur erſt ruhig weiter, lieber Mann! das Alles werden wir dann aus Kreutzers Brief umſtändlich erfahren.“.

„Ja ſo, Roſalie, richtig! Ich bitte um Entſchuldigung.“

Und er las wieder weiter, bald ſtockend, bald haſtig:

„Darum bitte ich euch recht von Herzen, daß auch ihr euch mit mir über Alles freuen und mir ja nicht zürnen möget. Beſonders der gute Vater, hoffe ich, wird mit mir gewiß zufrieden ſein, da ich ja nur die Mahnung ſeines theuerſten Abſchiedsbriefes befolgt habe, ein tapferer, unbefleckter Ritter zu ſein, der das Gemeine haßt und niederkämpft in und außer ſich. Im Uebrigen geht's mir ganz gut und ich gäbe meinen Schmiß nun gar nimmer her, wenn er jetzt auch noch hölliſch brennt. Denn er wird mir einmal famos ſtehen und meine Conſüchſe ſind mir ſchon jetzt alle darum neidiſch. — Und habt nur ja keine Sorge um mich! Ich bin hier oben ſo herrlich verpflegt, wie ein verzauberter Königsſohn im Märchen von treuen Berggeiſtern und freundlichen Feen. — Nur das Schreiben im tiefen großväterlichen Federbett und mit meinem dickgeſchwollenen Geſichte wird mir noch etwas ſchwer, wie mein Gekritzel euch hinlänglich beweiſt. — Darum nehmt mit dieſen Zeilen für heute fürlieb! In ein paar Tagen mehr und beſſer! — Zum Zeichen meines luſtigen Humors folgt hier am Rande auch noch mein künftiges Porträt als Federſkizze. Zeigt's nur auch zugleich mit tauſend Grüßen dem Dorthele, und ſie ſoll nur dabei ans Zwingergärtchen und ihr Kammerfenſter denken, wo ich ihr das einſt prophezeit habe. — Nicht wahr, beſte Eltern, eine ganz flotte Quart! Ich werde mein Leben lang

meine Freude daran haben. Hab' ich sie doch nur aus Liebe für dich, mein geliebtester Vater, erhalten, den ich nicht ungestraft verspotten ließ. Und obendrein ist's ja nur ein elender, commentwidriger Nachhieb, der eigentlich gar nicht zählt. — Denkt ihr noch, liebste Eltern, an des seligen Frackschneiders Trinkspruch bei meiner Kindtaufe? — Ich kann ihn noch heute ganz auswendig:

„Und wie Arminius einst werd' er ein mächtiger Held!
Jeglichen Feind, den schlag' er, wie Jener den Varus, zu Boden!"

Seht ihr, der ehrliche Frackschneider war doch kein so ganz schlechter Prophet. — Nun lacht mich nicht darum aus und ich bitte dringend, schreibt mir doch ja umgehend, daß ihr nicht um mich besorgt und mir nicht böse seid. Erst, wenn ich diese Gewißheit habe, kann auch ich so recht froh werden. Grüßt mir auch die alten Wachtthürme in unserm Zwingergärtchen! Sie werden wohl auch mit meinen Mauleselhieben zufrieden sein. — Und nun schick' ich euch tausend, tausend treue Küsse innigster Liebe und bleibt nur auch ihr von Herzen gut eurem zwar verwundeten, aber doch siegreichen Sohne

Arminius."

Als Vater Stark mit dieser Vorlesung zu Ende gekommen war, hatte er die ganze Tonleiter von Staunen und Rührung, dunklem Verständniß und aufleuchtendem Vaterstolz auf seinem Herzen durchgespielt.

„Hast du gehört, Mutter, für mich hat unser braver Sohn sich geschlagen, für seinen Vater, den er nicht hat verspotten lassen! — O du guter, du tapferer Sohn, wenn ich dich jetzt nur da hätte, wie wollte ich dich drücken und küssen dafür!"

„Aber," fuhr er wieder in einem anderen, gereizten Tone weiter, „aber, wer war denn nur dieser freche Bursche, der mich verspottet hat und wie so, und weßhalb denn nur? — Er kennt

mich ja wahrſcheinlich gar nicht. — Und ſollte der denn ſo ganz leer ausgegangen ſein? — Aber nein, richtig, Hermann ſagt ja ſelber am Schluſſe: „verwundet, aber doch ſiegreich.“ O jetzt nur ſchnell auch geleſen, was Alles Fritz Kreutzer ſchreibt! — Nun hab' ich Courage, Alles zu hören, und mir ſelber wird wieder ganz burſchikos zu Muthe, wie — was? — Aber Mütterchen, nicht wahr, lies du! Ich bin wirklich jetzt zu ungewöhnlich aufgeregt. Lies du, liebſte Frau!“

Mutter Roſalie nahm den Brief vom Tiſch, um Kreutzers fünf lange Seiten zu beginnen. Da verhinderte die Dorothee ſie daran mit dem mürriſchen Proteſt:

„So, und an mich denkt man gar nicht? Und läßt mich hier hocken, als wenn ich gar nicht ins Haus gehörte? Und hat nicht mein Hermännle gerad' erſt geſchrieben, daß man mir ſein Porträt gleich zeigen ſoll? — Ei, ſo laſſen Sie mich doch auch ein Bischen hineingucken, Herr Doctor und Frau Doctorin!“

Wie ihr Frau Roſalie Hermanns Porträt dann mit dem Strich auf der linken Wange hinüberzeigte, ſchlug die Dorothee die Hände zuſammen.

„Nein, meint man denn nur, daß es möglich iſt? — Juſtament accurat ſo hat er mir's ſchon mit dem Finger im Geſicht vorgemacht, wie ich aus dem Fenſter ins Gärtlein hinuntergeguckt habe, wo er mit dem Kreutzer immer herumgeſuchtelt hat. — Aber ſehen Sie jetzt meinen Traum? — Da haben wir ja den Hundsbiß ſchwarz auf weiß. Nun will ich doch nur ſehen, wie das andere Geträum mit dem Heulen von dem Hund noch hinausgeht. — So, jetzt dank' ich auch ſchön. Jetzt leſen Sie nur geſchwind weiter, Frau Doctorin!“

Und ſie las und las mit ihrer lieben, ſanften Mutterſtimme fünf dicht beſchriebene Seiten, von Hermanns erſtem Streite mit Volkmann unter dem Lindendach und dann dem zweiten drinnen im Tannenwald um ſeiner Lieben Abſchiedsbrief, vom Fuchscomplott

und dem Corpsconvent bis zu jenem blutigen Morgen auf der Haide und seiner treuen Wart im Austräglerstübchen des alten Hans — Alles, Alles, mit dem ganzen Feuer eines edlen deutschen Freundesherzens geschildert, las unseres jungen Helden tief bewegte Mutter nun vor in der heimathlichen Erkerstube.

Vater Stark hörte zu mit immer stärker klopfendem Herzen. Die Dorothee saß zuletzt wie eine Bildsäule da.

Und nun las die Mutter mit gehobenerm Ton und Herzen den Schluß:

„Ja, seien Sie stolz auf Ihren edlen Sohn, wie die ganze Franconia auf ihren so tapferen Fuchs stolz geworden ist. Verdankt sie doch nur seiner ritterlichen Gesinnung, daß aus ihrem Bunde die Gemeinheit ausgemerzt worden ist. — In der ganzen Stadt spricht man heute begeistert von Hermann, der die Beschimpfung seines alten Vaters so glorreich gerächt hat. Ich schätze mich glücklich, eines solchen Fuchses bescheidener Leibbursch zu sein, und alle diese schönen Züge Ihnen heute mittheilen zu dürfen. Voll aufrichtigster Verehrung Hermanns Leibbursch

Fritz Kreutzer."

Dann stand Vater Stark auf und umarmte Mutter Rosalie auf ihrem Stuhle mit weinenden Augen.

„Ach Mütterchen, haben wir einen guten, edlen Sohn!"

Und die Dorothee nahm den Brief von ihrer Herrin Schooß und drückte das Porträt mit dem Strich auf der Wange an ihren welken Mund:

„Gut's, lieb's Hermännle, auch ich dank' dir eben viel tausendmal — du braver, braver Bube!" —

Das war Hermanns erste Paukerei zu seines Vaters Ehre.

VIII.

Vom Fuchs zum Senior.

„Die Jahre fliehen pfeilgeſchwind.“ — Ob uns des Lebens Freude mit immer neuen, thaufriſchen Roſen die heiteren Schläfe kränzt, ob ſeine Sorge mit eiſernem Reif uns Herz und Stirne drückt; — ob wir den flüchtigen Tag aufhalten möchten, weil er unſerm Herzen gar lieblich dünkt mit ſeinem ſonnigen Schein, oder ob wir danach ſeufzen, daß die langſame Nacht vorübergehe, weil ihr Dunkel unſere Seele ängſtigt; — der lichte Tag, wie die finſtere Nacht, die Jahre der brauſenden Jugend, wie des bedächtigen Alters, die der Sehnſucht wie des Genuſſes, die eiligen, wie die trägen — ſie fliehen doch alle pfeilgeſchwind, eines wie das andere. Und keine Stundenwelle zählt einen Tropfen mehr der Zeit, als ihre Schweſter, die aus dem Meer der Ewigkeit ihr voraus entronnen oder nachfolgt.

Iſt mir doch jetzt, als ſei es erſt geſtern geweſen, daß ich dem erſten Waffengang unſeres jungen Helden zugeſehen! Und doch ſind ſchon wieder über drei Jahre dahingegangen — für den Sohn eine nur zu ſchnell verrauſchte Zeit jugendlichen Träumens und Schwärmens; für Vater und Mutter Stark eine Ewigkeit entſagenden Harrens. Und doch nun rückwärts nochmals im Geiſte durchlebt, für alle Drei gemeinſam nur wie ein Gedanke — pfeilgeſchwind entflohen!

Eine wie weite Strecke auf der Lebensbahn unseres Freundes hätten wir nun miteinander zurückzuwandern! — Aber ich will dich lieber auf eine kleine Höhe führen, von der du unseres flotten Studenten Thun und Treiben vor dir liegen siehst — von jenem denkwürdigen Tage, da du ihn verwundet im Austräglerstübchen verlassen, bis heute zum sechsten Semester seiner akademischen Freiheit.

Jener Eichenkranz der germanischen Jungfrau Thusnelde Scheppert, den sie durch den Pedell ihrem angebeteten Helden Arminius in den Carcer schicken ließ, war nicht der einzige Preis, den seine damalige That für seines Vaters Ehre davon getragen. Sein stolzes Haupt war noch mit einem ganz andern Kranze geschmückt worden, dessen Blätter ihren frischen Glanz durch lange Jahre bewahrten. Das war die hohe Achtung, mit der seit jenem Tage das ganze Corps und namentlich Hermanns Consüchse ihm anhingen, die es ihm niemals vergaßen, daß eigentlich nur er durch die Macht seines sittlichen Ernstes ihnen das Bewußtsein studentischer Freiheit und Ehre gerettet hatte. Aber auch die Corpsburschen dankten ihm sein energisches Auftreten im Stillen und freuten sich seiner, als der Perle aller hiesigen Füchse, um die alle die andern Landsmannschaften der Franconia neidisch waren. —

Aber Volkmann war, als kaum seine Wunde geheilt gewesen, eines Tages spurlos verschwunden. Durch seine Dimission aus der Franconia hatte er, tief verschuldet, wie er war, allen Halt verloren. Und jener Bierwirth, der bei dem damaligen Philistercongreß auf dem Marktplatz behauptete, daß Volkmann Zeugniß und Alles im Stich lasse und hundertmal eher durchbrenne, als er einen Kreuzer bezahle, hatte leider zu seinem und aller übrigen Gläubiger größtem Herzleid Recht behalten. —

Und welch' ganz anderer Geist durchwehte jetzt das Corps der Franconia! —

Lief unter Vollmanns Herrſchaft noch jeder Fuchs beſtändig Gefahr, wegen fleißigen Collegienbeſuches als „Ochſer“ und „Büffler“ ſo lange von ihm verſpottet zu werden, bis endlich einer nach dem andern davon abließ, wie ganz anders war es ſeit dieſem Semeſter geworden! — „Der Letzte des Abends auf der Kneipe, der Erſte des Morgens im Colleg“ war des nunmehrigen braven Conſeniors Kreutzer ſtete Regel. Und fort und fort ermunterte er auch ſeine Füchſe zu deren Befolgung, darin keiner eifriger war, als ſein Leibfuchs Hermann Stark. Nur inſoferne wich dieſer von dem etwas gar zu pedantiſchen Pfade ſeines nicht gerade hochbegabten Leibburſchen ab, als dieſer jedes Colleg, auf das er einmal inſcribirt war, auch ausnahmslos mit gleichem Fleiße beſuchte, ſein weit genialerer Leibfuchs aber ſich hierin ſchon eine merklich freiere Bahn offen ließ.

Rollte doch daſſelbe Blut, das in dem Froſch gegen jenen ignoranten Schultyrannen aufgebraust, nun auch mindeſtens ebenſo heiß in dem jetzigen Fuchs. — Und auch dieſe Hochſchule zählte unter ihren Profeſſoren ein paar veraltete Zöpfe, deren geiſttödtendes Colleg im buchſtäblichen Sinne nur eine „Vorleſung“ war längſt zuſammengeſchriebener Hefte mit an den Rand verzeichneten, alljährlich ſich wiederholenden, banalen Witzen. Bei dieſen begnügte ſich Hermann vollſtändig damit, Perſon und Vortrag einmal der Kurioſität halber zu muſtern, um ihnen dann für alle Zeit den Rücken zu kehren, wenn er auch genau wußte, daß ihm dieſe Geringſchätzung im Schlußexamen wohl ſchwerlich zum Heil ausſchlagen werde. Zu einem geiſtloſen Pedanten war aber einmal unſer junger Held nicht geboren. „Der Buchſtabe tödtet, doch der Geiſt macht lebendig,“ — das war und blieb ſeines Studiums oberſte Deviſe. Und für ihn übte es nicht den mindeſten Reiz, was jenen Schüler im Fauſt ſo vollauf befriedigte: „Und was man ſchwarz auf weiß beſitzt, kann man getroſt nach Hauſe tragen.“

Und wie lohnte ihm dieser manneswürdige Fleiß mit immer neuen Reizen jeden erlaubten Genuß studentischer Freiheit! — Ob er des Abends im Commershause beim Steinkruge saß und aus voller Kehle in deutsche Burschenlieder einstimmte, ob er Mittwoch oder Samstag Nachmittags bei seinem treuen Berggirgl droben an „Schweinernem“ sich ergötzte und seiner ganzen Jugendlust die Zügel schießen ließ — oder ob er an Sonn- und Feiertagen als flotter Kutscher im Einspänner und als überkühner Reiter auf spathfüßigem Klepper abenteuerliche „Spritztouren“ machte, — wo war in der ganzen Musenstadt noch ein Student, der sich lustiger seines jungen Lebens gefreut, dabei so viel studirt und das Schild seiner Ehre so blank gehalten, als unser prächtiger, junger Freund?

Was Wunder, daß er auch schon in die Herbstferien mit dem dreifarbigen Corpsband heimkehrte und schon am Ende des dritten Semesters zur Würde des Conseniors einstimmig erwählt wurde! Und wahrhaftig nur zur Ehre seiner Franconia! —

Wie in alter Zeit der echte Ritter ohne Fehl und Tadel seinen jungen Knappen in allen Zweigen ritterlicher Kunst und des Waffenhandwerks unterwies, und noch viel eifriger daran arbeitete, daß dieser nicht nur das adelige Kriegspanier, sondern auch die Fahne des Seelenadels mitten durch die Feinde hoch und unbefleckt zu tragen lerne, so hielt auch der nunmehrige Consenior vor Allem darüber strengste Wacht, daß neben aller Zucht im Convent und auf dem Fechtboden seinen Füchsen das ganze Corpsleben für alle Zukunft eine fruchtbare Pflanzschule werde für Charakterfestigkeit und Mannesehre. Gemeinheit der Gesinnung fand an Hermann Stark ihren erbittertsten Gegner. Und in steter Erinnerung an Volkmanns verderbliches Beispiel drang er unnachsichtlich darauf, daß solch' niederes Element sofort ausgemerzt werde, bevor der neuerwachte sittliche Geist der Franconia wieder schlaffig werden könnte.

Aber auch bei den Zechgelagen — welch' ganz andere, edlere Luſtigkeit! Statt plumpen, verletzenden Gehänſels der Füchſe, ſtatt geiſtloſer Wetten, wer am meiſten Bierhörner vertilgen könne, und ſtatt pedantiſcher Handhabung der witzarmen Biergeſetze, welch' kecker ſprudelnder Humor, mit dem oft ſentimentale Poeſie nebſt der edlen Frau Muſica Hand in Hand ging, war jetzt in die Franconia eingezogen! Was immer an ſchalkhaftem Witz und ſinnigen Gedanken in den jungen Köpfen, wie an klaren Stimmen in den jungen Kehlen geborgen lag, das ward nun vom Conſenior Stark an das Licht gelockt.

Ein eigenes Blatt, von ihm gegründet und redigirt, wenn auch ungedruckt, aber mit ſchwarzen und colorirten Bildern illuſtrirt, gab an jedem Donnerſtag den ganzen, während der Woche geſammelten Schatz an launigen Einfällen, ſatyriſchen Epigrammen, geiſtreichen Leitartikeln, Romanzen und minnigen Verslein zum Beſten. — Wie ward aus ganzem Herzen gelacht und wieder Beifall geklatſcht! Dazwiſchen wechſelte vierſtimmiger Männergeſang. Ein Streichquartett folgte auf ein Lied von Schubert und Mendelsſohn; oder ein junger Fuchs ließ gar ſeine bisher unbekannte Virtuoſität auf irgend einem Inſtrumente vernehmen.

Wie da jede Woche das Comtmershaus voller und voller ward, daß zuletzt der Tanzboden über der Kneipe aushelfen mußte. In ſolchem Maße wuchs der Ruf der „Frankenchronik" und die Zahl der Gäſte bei der „Donnerſtagsfama." —

Selbſt ſeine Magnificenz, der Herr Prorector, fand es nicht unter ſeiner Würde, ſie mit ſeinem Beſuche zu beehren. Und als einmal ein noch ſtaunenswertherer Gaſt, der ſtets griesgrämige Univerſitätsrichter, ſich eines Donnerſtag Abends unter den Gäſten eingefunden hatte, da hörte er gerade beim Eintreten Hermann Stark einen ſelbſtverfaßten Leitartikel „über akademiſche Freiheit und akademiſche Pflichten" vorleſen und begleitete den ganzen Vortrag mit beſtändigem Kopfſchütteln. Nach deſſen Beendigung

konnte er nicht umhin, gravitätisch zu Hermann hinzuschreiten und ihn mit scrupulösester Mimik auf die bekannte Narbe seiner linken Wange zu tupfen: „Aber mein lieber, junger Freund, gehört das auch zu den akademischen Pflichten?“ — Und schnell gefaßt erwiederte Hermann lächelnd: „O ja, verehrtester Herr Universitätsrichter, diese Narbe schon. Die gehört so gut zu den akademischen Pflichten, wie zur akademischen Freiheit.“

Nach dieser Antwort rief' er sofort, halb voll Ernst, halb voll Humor: „Dem Herrn Universitätsrichter unsern begeisternden Dank dafür, daß er heute zum erstenmale unser Ehrengast! Ihm erschalle ein dreifaches, donnerndes Hoch!“ — Der Saal erdröhnte von mit Gelächter untermischten Hochs. Aber das drittemal war noch nicht verhallt und der lange hagere Mann hatte sich bereits zur Thüre hinausgedrängt und murmelte auf der Treppe in sein spitzes Kinn: „Unverbesserliche Taugenichtse! — Aber wartet nur, ich will euch schon noch mürbe machen!“

O Herr Universitätsrichter, wie denn und warum denn? Lassen Sie dieses widrige Geschäft doch dem kommenden Ernste des Lebens! Er wird nur allzufrühe mit diesem glücklichen Frohsinn fertig werden! —

Da hab' ich dir nun mit freilich sehr flüchtigen Zügen ein Bild von dem Studentenleben unseres Freundes hingeworfen. Aber auch schon nach dieser Skizze wirst du die allgemeine Trauer der Franconia begreifen, mit der sie ihn nach dem vierten Semester auf ein ganzes Jahr von sich scheiden sah. Ihm selber geschah wohl am wehesten dabei. Und es bedurfte der Macht seiner vollen Sehnsucht, auch noch auf andern Hochschulen bei den gefeiertsten Größen des juristischen Lehrfaches sein Wissen zu bereichern, um diesen Entschluß seinem Herzen möglich zu machen.

Ich sollte dich nun das eine Semester mit ihm zur idealen Musenstadt im poetischen Neckargrunde führen und das andere an den grünen Rhein, wo ihre nicht minder schöne Schwester auf

das ſagenreiche Siebengebirge hinausſchaut. Erſchließen ſollte ich dir den ganzen neuen Reichthum ſeines Gemüths- und Geiſteslebens, da ſein Genie zu den Füßen all' der weithin berühmten Lehrerheroen geſeſſen und ſein Herz in neu erſchloſſener deutſcher Poeſie ſich bereichert und erhoben.

Auf jener ſteinernen Elegie des Heidelberger Schloſſes ſollte ich dich mit ihm träumen laſſen, wie im Rieſendom des heiligen Cöln, dem nach Vollendung ringenden Symbol deutſcher Einheit. — Rhein auf- und abwärts ſollteſt du ihn geleiten durch all' das reiche deutſche Leben von Jetzt und Einſt in blühenden Städten und zerfallenen Burgen. Mitfühlen ſollte ich dich laſſen, wie er auf ſeiner Rheinfahrt all' den Sagen gelauſcht vom Hort der Nibelungen bis zur Lorelei, deren Zauberlied ihn nie verlockte; wie er auf dem Drachenfels den Becher goldenen Rheinweins dem deutſchen Vaterland begeiſtert ausgetrunken, und wie das Herz ihm wieder wehmüthig geworden zu Aachen, in der deutſchen Kaiſer alter Krönungsſtadt, nach der es ihn am Pfingſtfeſte mächtig hingezogen hatte.

Ausführlich ſollte ich dir erzählen, wie er auch fern von ſeiner geliebten Francenia als hochgeehrter Gaſt ihre Farben überall zu Ehren brachte, ſtets der gleich „unbefleckte Ritter.“ — Aber wie ihn ſelber, ſo zieht's auch mich wieder zu gewaltig zur kleinen beſcheidenen Muſenſtadt zurück, der Heimath ſeiner erſten akademiſchen Freiheit. — Kannſt du es mitfühlen, mit welchem Jubel er im Spätherbſte wieder von ſeiner Francenia empfangen worden?

Und ſchon ein paar Tage darauf erzählten ſich's die andern Corpsſtudenten in den Kneipen, wie die Philiſter auf der Gaſſe, als allerwichtigſte Stadtneuigkeit:

„Wißt ihr's ſchon? — Der Hermann Stark iſt Senior der Franken geworden.“

IX.

Ein siebzigjähriger junger Corpsbursch.

Und wieder ist ein Semester dahingegangen und ein anderes angebrochen, — das letzte unseres lieben Helden.

Ein wunderschöner Maitag hat sein heiter lachendes Antlitz aus der duftigen Dämmerung entschleiert. Dieselbe linde Luft weht mich an, wie an jenem Maimorgen, da der Storch vom Wetterfahnenritter des Erkerhauses seine Freudenbotschaft heruntergeklappert. Und nach all' diesen brausenden Studententagen unseres jungen Freundes überkömmt mich jetzt eine wahre Sehnsucht, auch wieder nach dem ruhig dahin rinnenden Leben unserer ältesten Freunde mich ein wenig umzusehen. Wer kann wissen, wie lange wir sie überhaupt noch haben dürfen? — Und ist es wohl herzerquickend, mit umherzuschweifen auf der Jugend heiteren Gefilden, daraus fort und fort die Lerchen der Freude zum wolkenlosen Himmel steigen, und darüber stolze Adler der Hoffnung ihre kühnen Kreise ziehen, so ist's doch auch ein wohlthuendes Behagen, am dämmernden Abend eines altgewordenen Ehepaares auf die Nachtigall zu horchen, wie sie von immer gleich treu gebliebener Liebe schlägt, und zu schauen, wie der Abendstern gerade so heiter über ihren greisen Häuptern funkelt, wie einst der Morgen über ihren jungen aufgegangen war.

Und ſiehe, da ſind wir ſchon zur Stelle in Vater Starks uns wohlbekanntem Arbeitszimmer, darin er ſo vielfach Freud' und Leid mit ſeinem liebſten Sohn erlebt hatte. Genau wie vor alter Zeit ſteht der Storch auch heute gravitätiſch auf einem Bein droben und ſucht ſich mit behaglichem Klappern den nächſten Giebel aus. Und der gute Doctor ſelber ſitzt am Arbeitstiſche, trotz ſeiner nun ſiebzig Jahre noch immer ſo rüſtig, als ob er auf der Liſte der Sterblichen von jenem menſchenfeindlichen, finſtern Regiſtrator ganz vergeſſen worden wäre. —

Da klopft, wie faſt alltäglich zu dieſer Morgenſtunde, der Briefträger an, ruft aber ſchon unter der Thüre mit lachendem Geſicht, da er eine kleine Schachtel emporhält: „Herr Doctor, etwas vom Herrn Sohne!“

„So, ſo — Und eine Schachtel? Ei, ei, was da drinnen nur ſtecken mag! Iſt dies doch überhaupt die erſte Schachtel, die mir mein Sohn geſchickt hat!“

Mit dieſem neugierigen Monolog, während deſſen ſich der Poſtbote ſchmunzelnd entfernte, unterzog Vater Stark die geheimnißvolle Sendung einer näheren Prüfung.

„Aber wie ſonderbar! — die Adreſſe iſt gar nicht von ſeiner Hand geſchrieben. Und das Siegel? Was nicht gar: „Corpsconvent der Francomia!“ — Kurios! Und an mich — vom Corpsconvent! — Ja, da bin ich ja mit vollſtem Rechte ganz überaus geſpannt, ſogar faſt ängſtlich. — Wie, was? —

Ganz gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit, die Schnur fein ſäuberlich aufzulöſen, ſchnitt er ſie diesmal mit der Papierſcheere ungeduldig durch und riß ſo haſtig, aber verkehrt, den Deckel auf, daß der ganze Inhalt auf den Boden herausfiel. Schier ängſtlich hob er ſodann den Hauptgegenſtand auf und entkleidete ihn ſeiner Umhüllung von weißem Seidenpapier. Vor Spannung wagte er kaum zu athmen. Und ſiehe, iſt es Wahrheit oder Traum? — Eine Cerevismütze! — Ja wahrhaftig, und was für

eine? — Der grün und rothe Sammt, von silbernen Eichenblättern strahlend durchwoben, und der Circulus der Franconia von einem sonnenartigen Stern umflammt!

„Ah! Ah!“ — das war sein ganzer Ausruf. Hätte der großmächtigste Schach von Persien unserm guten Vater Stark jetzt seinen pfannenkuchengroßen Sonnenorden in dieser Schachtel zugesendet, bei Allah und seinem Propheten Mahomet, er hätte ihn auch nicht verdutzter anschauen können, wie diese noch so räthselhafte Cerevismütze. Und erst, als er aus seiner ersten Verwunderung dazu kam, auch den auf dem Boden liegenden größeren und kleineren Brief aufzuheben und zu entfalten, drang allmälig Licht in den dunklen Irrgang seiner Vermuthungen.

Da er nach dem kleinen Brief in väterlichem Instinct zuerst gegriffen hatte, so soll auch dessen Inhalt zuerst zur Oeffentlichkeit gelangen. Er lautete:

„Mein bester, geliebtester Vater!

In größter Eile für heute nur wenige, flüchtige Worte. Du hast mir von meinen Bubenjahren bis auf diesen Tag schon so viele Mützen gekauft und ich habe so viele verdorben und verloren, daß es mich in kindlicher Dankbarkeit jetzt drängt, dir auch einmal eine zum Pretium zu machen, und zwar eine so kostbare, wie sie meiner und deiner Liebe würdig ist. — Aus anliegendem Schreiben unseres Corpsconventes magst du am besten ersehen, was ich hier gelte, als dein nicht ganz ungerathener Sohn, und in welchen Ehren du bei uns noch stehst, als mein unvergleichlich guter Vater. — Ja, komm, komm zu uns! Mein ganzes Herz schick' ich dir heute, daß es dich darum bitten und nicht eher davon ablassen soll, bis du zur Abreise im Wagen sitzest. Ich habe für dich bereits bei meinem Hausphilister ein sehr wohnliches Zimmer bestellt. Vater, du sollst von mir und unserm ganzen Corps auf den Händen getragen werden! Du darfst

um keinen Preis dabei fehlen! Küsse mir die gute Mutter und die alte Dorothee! — Sie sollen ja nicht ängstlich für dich sein. Und du findest gewiß auch Reisegesellschaft von andern Corpsphilistern. Fritz Kreutzer und Kreisgerichtsrath Horn kommen wenigstens ganz gewiß. Verzeihe heute meine Nachlässigkeit in Styl und Schrift. Aber mir ist der Kopf ganz voll vor lauter Vorbereitungen, die ich alle noch zu leiten habe, als Vorstand des Festcomité's. — In ein paar Tagen vielleicht ausführlicher! — Und habe ja nur keine Angst wegen meines Studiums! Ich habe auf das Examen schon tüchtig vorgearbeitet und kann nun ein wenig Zeit für diese Allotria dran setzen. Die Bearbeitung der juristischen Preisaufgabe liegt ohnedem schon seit acht Tagen fix und fertig im Pulte. Also nochmals, komm! Gott mit euch, bester Vater und liebste Mutter, und tausend Küsse von deinem dich von jeher als Sohn treuliebenden, nun aber auch mit Gruß und Handschlag dich herzlich grüßenden Freund und Bruder

Hermann,
Senior der Franconia."

Versetze dich nur ein wenig in die Stimmung des guten Doctors, als er diesen für ihn noch mehr als räthselhaften Brief Hermanns durchflog, und du begreifst, mit welcher Wißbegierde er nun auch das größere Schreiben erbrach.

Und siehe da, welch' neue Ueberraschung lachte ihn daraus an! Das grün-weiß-rothe Corpsband der Franconia. — Und seine Augen verschlangen mit noch stärkerem Heißhunger nach Aufklärung dieses neuen Räthsels dieses zweite Schreiben, das da wörtlich lautete:

„Hochverehrter Herr Doctor!
Vielgeliebter Freund und Bruder!

„Unsern Gruß zuvor! — Am 25. Mai feiert unsere edle Franconia das seltene Jubelfest ihrer fünfzigjährigen Stiftung.

Aus allen Gauen unseres Vaterlandes werden die einstigen Brüder, deren Brust das schöne grün-weiß-rothe Band umschlang, in Schaaren zu diesem Festtage herbeiströmen. Aber von allen theuern Gästen ersehnt der Corpsconvent doch jene hochherzigen Männer am tiefsten, welche vor einem halben Jahrhundert den Grundstein zu diesem nun so weiten Hause der Burschenehre und akademischen Fröhlichkeit gelegt haben. — Die Meisten schlafen bereits den Schlaf der Gerechten. — Nur drei hochgeehrte Namen weisen die Annalen unseres Corps nach, denen das schwarze Kreuz noch nicht vorgezeichnet ist. Diese drei noch lebenden Herren Stifter der Franconia sind: ihr vormaliger erster Senior, der nunmehrige pensionirte Oberappellationsgerichtspräsident, Friedrich Wilhelm von Schlehdorf; ihr erster Secretär, der nunmehrige pensionirte Buchhalter der Staatsschuldentilgungskasse, Joseph Tietz, und ihr vormals erster Fuchs, — Sie selber, hochgeehrter Herr Doctor Christoph Stark!

Wie der Corpsconvent übrigens in den Annalen weiters ersehen hat, steht Ihr Name nur unter den Renoncephilistern eingetragen, wozu wir uns die Randglosse schmerzlicher Verwunderung nicht ersparen zu können glauben. Wie? — Der leibliche Vater unseres nun so hochverehrten Seniors sollte damals nicht würdig gewesen sein, das grün-weiß-rothe Corpsband zu tragen? Nie und nimmer kann der heutige Corpsconvent diese ohne Zweifel irrige Meinung des damaligen vor fünfzig Jahren jetzt gutheißen. Er glaubt vielmehr, ohne jede nähere Untersuchung dieser auffallenden Thatsache, sich heute der heiligen Pflicht nicht entschlagen zu dürfen, an Ihnen jetzt glänzend gut zu machen, was vor fünfzig Jahren irgend welche falsche Vorurtheile gefehlt haben.

So lassen Sie sich denn, verehrtester Freund und Bruder, durch einstimmigen Beschluß des jetzigen Corpsconventes, der ohne Vorwissen und in Abwesenheit seines Seniors, Ihres Sohnes,

gefaßt worden, heute nach einem halben Jahrhundert die edle Brust mit dem so wohlverdienten Corpsbande schmücken. Es sei Ihnen dieser Beschluß ein Unterpfand dafür, wie hoch wir den verehrungswürdigen Mann zu schätzen wissen, der unserm heutigen, hochgefeierten Senior, dem geistigen Regenerator der Franconia, das leibliche Dasein gegeben hat.

Mit dieser Ihrer nachträglichen Reception zum Corpsburschen, respective Corpsphilister der Franconia, verbinden wir die dringlichste Bitte, bei der kommenden Jubelfeier unter allen Umständen gegenwärtig sein zu wollen, um dem Corpsconvent weitere Gelegenheit zu dem Beweise zu gewähren, wie heiliger Ernst es uns mit der Versicherung der aufrichtigsten Liebe und Verehrung sei, mit der unterzeichnet unseres nunmehrigen Freundes und Bruders mit Gruß und Handschlag ergebenster Corpsconvent der Franconia.

In Abwesenheit des Seniors

Der Consenior:

Am 27. April 1842. Rudolf Burger."

* * *

Wie wenig vermag doch oft alles noch so getreue Erzählen und Beschreiben! — So mußt du auch jetzt mit deiner eigenen Einbildungskraft unsern so glorreich ausgezeichneten Vater Stark dir vorstellen, wie er nach beendigter Lesung dieses Decretes dreinschaute, so von allen Hochgefühlen der Welt durchrieselt, wie etwa ein neugebackener Minister, der sich bei der ersten offiziellen Vorstellung von seinen früheren Ministerialcollegen zum erstenmale mit dem erhabenen Namen „Excellenz" betiteln hört.

„Nein, das muß ich aber sagen," athmete er endlich von seinem grenzenlosen Erstaunen ergriffen auf, „das ist von dieser Franconia aber doch sehr, sehr schön und rührt mich tief. — Diese meine endliche Ernennung zum Corpsburschen, auf die ich als Student stets vergeblich gehofft und geharrt, vermuthlich weil

ich bei der damaligen, etwas rüden Rauf- und Trinklust ihnen allzu friedlicher und nüchterner Natur dünkte, diese Ernennung ehrt den löblichen Corpscurrent so gut, wie mich selber, und noch vielmehr meinen Hermann. Denn dieses Schreiben sagt mir ja mehr des glänzendsten Lobes über ihn, als hundert Briefe der ganzen Professorenschaft. Und darum sei mir nun auch von ganzem Herzen gegrüßt, du heiteres grün-weiß-rothes Band! — Ich segne dich als ein neues Band der Liebe zwischen einem glücklichen Vater und einem herrlichen Sohn!"

In solchem Monologe nahm sein überströmendes Gefühl allmählig Gestalt an, indem er zugleich das Corpsband mit trunkenem Blick in die Hand nahm. „Siehst du, nun sind wir zwei ja doch noch zusammengekommen und mit tausendmal freudigerer Empfindung, als das vielleicht vor etwa fünfzig Jahren geschehen wäre. Aber komm, nun sollst du auch sogleich meine Brust schmücken! — Bin ich doch selber begierig, wie du mir jetzt noch stehen magst!"

Sprach's, zog den fadenscheinigen Studirrock aus, stellte sich in Hemdärmeln vor den Spiegel am Pfeiler, hängte sich das Corpsband um und setzte sich die Cerevismütze prüfend auf.

„Schau, schau, gar nicht so übel! — Solche farbige Dinger machen doch gleich einen eignen verjüngenden Effect. Und wie ich im Grund überhaupt noch frisch aussehe. Und siebzig Jahre sind doch wahrhaftig keine Kleinigkeit. Ja, meine geschonte Jugend! Das ist eben ein Kapital, das sich im Alter prächtig verzinst. Dazu meine so geregelte Lebensweise. Und freilich auch die herrliche Pflege meiner guten Frau nicht zu vergessen! — Ha, ha, werden sich meine alten und jungen Corpsbrüder unter mir ein altes verhutzeltes Männchen vorstellen! Ja, wartet nur, bis ihr mich leibhaftig seht! O ich bin noch nicht pensionirt, wie meine zwei Herrn Mitstifter. Gott bewahre! Noch höchst actiu. Ach, ich freue mich doch ganz entsetzlich darauf, einmal wieder auf ein paar Tage ein recht flotter Student zu sein."

Dabei durchströmte ihn ein so burschikoses Gefühl, wie, buchstäblich wahr, noch niemals zuvor. Dann zog er seinen guten Ausgehrock über das Corpsband an.

„Nun will ich aber doch sogleich zu meiner lieben Frau hinaufgehen. — Herrje, wird die Augen machen!“

Und also mit Cerevismütze und Band geschmückt, ging er hinauf zur Erkerstube und konnte schon auf der Treppe vor lauter Herzensfreude den Mund gar nicht mehr recht zusammenbringen. Um seinen Eintritt noch feierlicher zu machen, klopfte er gerade so vornehm an, wie die Frau Tribunalpräsidentin bei ihrer vierteljährigen Staatsvisite. Die gute Mutter Rosalie war eben in ihrem saubern Morgennegligé von der gewohnten Küchenconferenz wieder in die Erkerstube hereingetreten und griff bei diesem vornehmen Anklopfen unwillkürlich an ihr Morgenhäubchen, während sie ganz schüchtern „Herein“ rief.

Du kannst dir daher wohl ihre Ueberraschung denken, da Vater Stark als flotter Bruder Studio nun vor ihr stand, mit der räthselhaften Anrede:

„Da schau her, Mütterchen, was ich geworden bin.“

„Ja, ums Himmels willen, Alterchen, wie siehst du denn aus?“ — lachte sie, die Hände zusammenschlagend, ihn an. „Ja, was bist du denn geworden?“

„Ei, Corpsbursch bin ich geworden, Frauchen, oder eigentlich Corpsphilister. — Ja, da lies nur erst diesen großen und dann diesen kleinen Brief, dann wird dir Alles klar werden. Dieses Corpsband für mich ist nämlich von der Franconia, die ich einst mitstiften half. Ja wohl, das will ich meinen. — Und diese Cerevismütze da kommt von unserm guten, prächtigen Sohn. Am 25. Mai ist das fünfzigjährige Stiftungsfest. Ich bin auf das allerdringlichste dazu eingeladen und darf auch als einer der noch lebenden drei Stifter gar nicht fehlen. Und keine zehn Pferde sollen mich von dieser Reise abhalten. Ja, wenn Einer dabei

iſt, muß ich es ſein. So, nun weißt du in Bauſch und Bogen Alles! Wie — was?"

Vater Stark hatte dieſe Sätze vor freudigſter Bewegung nur ſo herausgeſtoßen, daß Frau Roſalie davon völlig überrumpelt ward. Erſt als ſie ſich in ihrem Kopf Alles ein wenig zurechtgelegt, getraute ſie ſich, ihrem Bedenken ſchüchternen Ausdruck zu geben.

„Aber, beſter Chriſtoph, iſt das auch dein Ernſt? Eine ſo weite, beſchwerliche Reiſe — und in deinem Alter!"

„Ach was! — Mit dieſen unziemlichen Anſpielungen auf mein Alter!" brauſte Vater Stark beleidigt auf. „Ich bin nicht alt. — Wer, wie ich, noch alle ſeine Zähne und Haare hat, ſechs Stunden alle Tage arbeiten und in Hitze, Regen und Schnee um die Stadtmauer gehen kann, ohne nur einen Schnupfen oder Rheumatismus zu bekommen, und wer ſich überhaupt noch ſo von Herzen ſeines Lebens freut, wie ich, der iſt nun einmal nicht alt, und wird auch gar nicht alt. Das ſind höchſt relative Begriffe. — Siehſt du, der Rentmeiſter Müller, der ſchon mit vierzig Jahren alle Jahre wegen Gicht ins Bad muß, und da drüben der Aſſeſſor Fink, erſt ein Fünfunddreißiger, der ewig hypochondriſch iſt mit ſeiner dicken Leber; und ferner der Rechtspraktikant Schmauſer, der mit kaum fünfundzwanzig auf ſeinem Kopf und in ſeinem Mund jetzt ſchon lauter Falſa herumträgt, und vor lauter Langeweile einen Zwicker von Fenſterglas ins Auge gekniffen hat, und noch ſo viele andere, die ich auslache, — ſiehſt du, das ſind alte Männer! Aber ich nicht, gutes Weibchen, ich wahrhaftig nicht! — Und gar eine beſchwerliche Reiſe? Nun, da iſt auch viel dahinter. — Ob ich nun vier Tage lang auf meinem Drehſtuhl drunten ſitze oder auf dem Kutſchenkiſſen, ei was, Leder iſt Leder und Roßhaar iſt Roßhaar. Alſo das Sitzen bleibt ſich ganz gleich. Zudem die Anregung durch das ſtete Neue, die Abwechslung der Gegend, das Wieder-

ſehen ſo vieler Jugendfreunde und all' der Orte meines luſtigen Studentenlebens, — dazu die Glorie dieſes allgeliebten Seniors, unſeres Sohnes! — Nein, Mutter, halt' mich nicht auf und probir's überhaupt nur gar Keiner von der ganzen Verwandtſchaft! Denn es hilft euch Alle miteinander nichts. — Wie heißt es doch in dem ſchönen Liede, das Hermann immer ſang? — Ja richtig, jetzt weiß ich's wieder:"

„Den Jüngling reißt es fort mit Sturmeswehn,
Für grün-weiß-roth in Kampf und Tod zu gehn."

Siehſt du nun, Mütterchen, wie alt ich bin? — Wie, was?"

Verwundere dich nun noch ſo ſehr über dieſes plötzlich aufflammende Jünglingsfeuer unſeres ſiebzigjährigen Freundes! Ich will dein Staunen ſehr begreiflich finden. Aber denke nur ja nicht, daß das nur ein flüchtiges Strohfeuer geweſen. Im Gegentheil, es ward von Tag zu Tag vom Hauche der Ungeduld immer ſtärker, und der Mund der ganzen Verwandtſchaft vermochte nicht, es wieder auszublaſen. Ja wohl, Vater Stark konnte bei all' ſeiner kindlichen Sanftmuth auch zu Zeiten merkwürdig energiſch ſein. Und eigenthümlich, dieſe früher ſo beſcheidene Geiſtesthätigkeit nahm mit ſeinen Jahren immer mehr zu, ſtatt ab, wie freilich der Eigenſinn auch bei andern Menſchenkindern ſehr oft von Jahr zu Jahr der ſtets anhänglichere Bruder des Alters wird.

So pfeilſchnell, wie die paar Wochen hinflogen, laß es nun auch jetzt ſelber thun! — Und ſiehe nur, ſchon ſteht der alte Miethwagen wieder einmal drunten vorm Erkerhauſe. Fritz Kreutzer und Gerichtsrath Horn ſind eben auf dem Rittersberge vorgefahren, um Vater Stark als Reiſebegleiter zur Hochſchule zu erwarten. Sie hatten Tags zuvor der beſorgten Mutter Roſalie alle nur erdenklichen Verſprechen gemacht, ihren Reiſe-

genossen wie ihren eigenen Vater zu pflegen und in Schutz zu nehmen. Dadurch ward ihr schweres Herz um ihn doch etwas leichter, und sie ergab sich als kluge Frau ins Unvermeidliche. So währte es auch kaum fünf Minuten, während deren Vater Starks Koffer zu den zwei andern hinten aufgebunden ward, und er selber erschien im Hausgang in eigenster Person am Arme seiner resignirt drein blickenden Rosalie, und strahlte von solch' muthiger Wanderlust, wie wenn er auf einer gefahrenreichen Rundfahrt um beide Hemisphären um jeden Preis einen sechsten Welttheil entdecken wollte. — Inzwischen hatte sich auch die ganze Verwandtschaft, männliche und weibliche, sowie die meisten Nachbarn vor dem Hause zum Abschied aufgestellt. War das ein Lebewohlsagen und Umarmen und Schnattern ohne Ende! — Vater Stark stieg endlich ein. Sein ehrliches Gesicht grüßte nochmals durch die lederne Gardine. Er streckte seine Hand der Mutter Rosalie hinaus.

Da drängte sich zuletzt noch die alte Dorothee geschäftig durch den Menschenknäuel an den Wagenschlag, die zinnerne Bettflasche voll heißen Wassers in hoch erhobener Hand: „Herr Doctor, Herr Doctor! noch was für die Füße!"

Er wies sie aber voll edler Entrüstung zurück.

„Ja, warum nicht gar, auch noch die Bettflasche, Ende Mai! — Bin ich denn ein Spitäler? oder ist sie närrisch, Dorothee? — Kutscher, vorwärts marsch! — Adieu, adieu! Und ich komme schon glücklich wieder."

Ein Peitschenknall — und der Wagen rasselte die Schloßgasse hinunter. Ein nochmaliges, vielstimmiges Grüßen und Winken von ein paar Dutzend Händen. Dann waren die Reisenden verschwunden.

Auf dem Rittersberge ging Alles still auseinander und Mutter Rosalie in ihr Haus, darin sie seit ihrer Verheirathung noch niemals so einsam zurückgeblieben war.

Auch die alte Dorothee trug tief verſtimmt ihre ſo wohl gemeinte Bettflaſche wieder in die Garderobe zurück und murmelte vor ſich hin:

„Nun meinetwegen! Er ſoll ſich nur erkälten! Aber ich bin dann meiner Seel' unſchuldig daran. Und Einen da gleich vor aller Welt närriſch zu heißen! Iſt das auch eine Manier? — Aber deßwegen will ich doch recht für ihn beten, daß ihm kein Leid geſchieht. Es iſt doch ein ſo kreuzbraver Herr, wie's gar keinen nimmer auf der Welt geben kann — der alte, eigenſinnige — brummige Mann, der!“ —

X.

Philiſterbegrüßung.

In wie viel deutſchen Studentenherzen mag wohl mitten in der Aera der akademiſchen Freiheit ſchon dann und wann der ernſte Gedanke in das künftige Philiſterium hinübergeſchweift ſein: die wir jetzt noch, vom gleichen Band umſchlungen, mit gleicher Freiheit und gleichen Rechten, mit gleicher Herzensluſt und Hoffnung, ins junge Leben ſchauen, — wie werden wir als geſtandene Männer uns einſtens wiederfinden? Wie ganz verſchieden werden uns des Lebens Looſe dann wohl gefallen ſein?

Ja wohl, wie ganz verſchieden! — Wie wird der Eine dann das Haupt noch frei und heiter tragen, des Glückes verhätſchelter Günſtling, und der Andere, vor den Jahren ergraut, es niederſenken, ein ſteter, unbeneideter Liebling der Sorge! — Wie wird dann vielleicht im hohen Staatsamte ſtehen, der ſich hier nur mit knapper Noth zum Corpsburſchen aufgeſchwungen; und wieder ein Anderer, der hier die höchſte Stufe burſchikoſer Fertigkeit in Trunk und Hieb erklommen hatte, wie wird der vielleicht als kärglich gelohnter Laſtarbeiter im unterſten Raume des Staatsſchiffes ſein ruhmloſes Daſein hinſchleppen! — Aber, wer hier als Student der Ehre reines Banner hochgehalten und jeder hübſchen Geſinnung den Krieg angekündigt, der wird auch im

Leben draußen ein Mann bleiben alle Zeit — ein ganzer, ehrenfeſter, deutſcher Mann.

Zu ſolchen Gedanken in die Zukunft waren jetzt nicht nur die activen Mitglieder der Franconia angeregt, ſondern zu noch viel ernſterem Rückblick deren Corpsphiliſter, die heute Abend von allen Theilen des Landes, oft drei bis vier Tagreiſen weit, zum fünfzigjährigen Stiftungsjubiläum in ihre alte Univerſitätsſtadt eingezogen kamen.

War das durch die ſonſt ſo verkehrsarmen Gaſſen ſchon ſtundenlang ein betäubendes Räderrollen und Kutſchenraſſeln! — Und droben im großen Tanzſaale des Frankencommershauſes, wie wogte immer dichter der Strom all' der angekommenen Philiſter, die ſich hier zur erſten Begrüßung eingefunden hatten — in allen Lebensſtellungen und Altersſtufen, — Beamte hoch und nieder, Profeſſoren, Aerzte und Paſtoren, vom Schnee des Siebzigers durch alle Mannesjahre bis zum jüngſten Rechtspraktikanten, und jetzt alle die gleichen Wallfahrer nach der fünfzigjährigen Stätte ihrer entſchwundenen, freien und frohen akademiſchen Jugendjahre.

O, daß ich doch vermöchte, dir all' die Scenen des Wiederſehens und Wiedererkennens zu ſchildern! — Aber ſieh' nur, wie das von ſtets neuen Ankömmlingen immer voller anſchwillt, die Hermann Stark als regierender Senior ſammt und ſonders zu begrüßen hat. — Altmodiſche, grün-weiß-rothe Mützen mit und ohne Schild, und gar vielfach vom „Landesvater" durchbohrt; längſt vergilbte beſchriebene Bänder und „Bierzipfel," wie ſie Jeder aus dem Antiquarium ſeiner Studentenzeit hervorgeholt, prangen jetzt auf Kopf und Bruſt der Corpsphiliſter.

Und ſiehe, da fällt ein wohlbeleibter Fünfziger mit glänzendem Vollmondsgeſicht und Pfeffer und Salz im Haar einem gleich alterigen, aber über Gebühr hageren Corpsbruder ſtürmiſch um den Hals.

„Ja, grüß dich Gott, alter, lieber Freund! — O wie es

mich freut, daß auch du gekommen biſt! — Gelt, ich hab' dich ſogleich wieder erkannt? — Denn du haſt dich auch rein gar nicht verändert! Nur ein Bischen ſchmäler biſt du geworden! — Nun ſag', wie geht dir's, lieber Schmalz, oder vielmehr lieber Schmalzpeter, obwohl du eigentlich Karl heißeſt! Siehſt du, ſelbſt deinen Kneipnamen weiß ich. Und wohlbeſtellter Gerichtsarzt biſt du! O ich habe deine Carriere immer verfolgt."

Aber der „Schmalzpeter," obwohl er den ſtürmiſchen Willkommgruß noch zärtlich zurückgegeben, wird bei dieſer wortreichen Begrüßung immer verlegener und endlich ermannt er ſich zu der unangenehmen Frage:

„Gelt, lieber Freund, du nimmſt mir's nicht übel! — Ich weiß ganz genau, daß ich dich kenne. Ich kenne dich ſogar ſehr gut. Aber du mußt mir doch ein wenig darauf helfen, wer du eigentlich biſt!"

„Was, du kennſt mich gar nimmer? — Ah, das iſt aber ſtark!" thut da der wohlgenährte Lebemann ungeheuer verwundert und lacht hellauf. „Ja, nicht wahr, ich hab' eben unterdeſſen ein ganz anſtändiges Bäuchlein bekommen, und bin auf dem Kopf ein Schimmel werden. Aber durchaus nicht vor Sorgen, Gott bewahre! Immer famos gelebt! — Aber ſo beſinn' dich doch ein wenig, alter Schmalzpeter! Ich bin ja der Schilling, dein alter Conſuchs, vulgo der Stutzel! — Na, kennſt du dich jetzt aus, alter Schwede?"

„Was, du biſt der Stutzel! Na, du haſt dich aber einmal kurios herausgegeſſen. — Ja, ſo eine fette Advocatur trägt's aber auch. — Gelt, jetzt kenn' ich mich aus? — O ſo komm ſogleich jetzt noch einmal her, du alter, lieber Stutzel!"

Und die Umarmung ward erſt jetzt eine recht herzliche. Dann ſetzten ſie ſich ins Nebenzimmer zum Bierkrug, um ſich ihre weiteren Erlebniſſe haarklein zu berichten. Und wie der „Schmalzpeter" dem „Stutzel" von den ewigen Krankheiten in ſeinem Hauſe und ſeinen drei raſch nach einander geſtorbenen Söhnen

erzählt, die er mit all' ſeiner mediziniſchen Kunſt nicht retten konnte, da wird dem dicken Advocaten, in deſſen Haus nie Tod oder Krankheit eingekehrt, klar, warum der Schmalzpeter trotz ſeines fetten Namens doch nur ſo hager geworden ſei.

Unterdeſſen laben im Saale draußen ſchon längſt wieder andere Erkennungsſcenen ſich einander gedrängt. —

„Leibburſch!“ ruft jetzt ein Vierziger mit fein geſchnittenem vornehmen Geſicht, und ſtreckt im Gedränge einem kleinen, faßrunden Corpsphiliſter die Hand entgegen, deſſen Aeußeres ungefähr ſo von dem ſeinen abſticht, wie eine elegante Villa von einer Bierſchenke. So deutlich iſt dem Letzteren in Geſicht und Anzug der zwanzigjährige Landgerichtsaſſeſſorsdienſt mitten auf dem flachen Lande aufgeprägt, und die kartoffelähnliche Kupfernaſe in dem urgemüthlichen Geſichte beweiſt, daß ihr Inhaber auch heute noch ſeinem früheren, ſymboliſchen Kneipnamen „Fäßle“ mehr als treu geblieben iſt. — Aber auch das unmodiſche „Fäßle“ hat nur eine dunkle Ahnung von der ariſtokratiſchen Perſon dieſes einen ſeiner vielen Leibfüchſe, deren er als renommirter Schläger und fideles Kneipgenie wohl über ein Dutzend zu Corpsburſchen herangezogen hatte. — Um deſto klarer iſt ihm jedoch, daß dieſer vornehme Leibfuchs es jedenfalls auf der bureaukratiſchen Leiter höher gebracht haben mußte, als er ſelber, und er wird ordentlich befangen, dieſen ariſtokratiſchen Herrn ſo aufs Gerathewohl zu duzen. Um ſo mehr, als ihm auf einmal über der Narbe auf der ſtolzen Stirne ein Licht aufgegangen iſt, mit wem er eigentlich zu ſprechen die Ehre habe.

„Ah, der Herr Regierungspräſident von Hirſchberg! — freut mich ganz außerordentlich, Sie einmal wieder zu ſehen. Sind gewiß jetzt ſchon zwanzig Jahre, da Sie ſelber mit mir noch Praktikant waren. — Ja, wie die Zeit herumgeht. Sie waren doch immer recht wohl, Herr Regierungspräſident?“

Mit dieſer verlegenen Anrede verband er eine ſo dienſtſchuldige

Verbeugung, wie etwa bei einer Amtsvisitation des eigenen höchsten Regierungschefs. Sein Leibfuchs aber, der als Präsident einer andern Provinz vorstand, erwiederte, da er ihm lachend auf die breite Schulter klopfte:

„Ja warum nicht gar. — Regierungspräsident! — und „Sie" sagen! — Geh', Leibbursch, was fällt dir denn ein? — Hier bin ich nichts, als dein alter Leibfuchs der Herschel. — Und du bist mein alter, guter Leibbursch „das Fäßle." Siehst du, wie gut ich noch Alles weiß? — Nun sag', wie geht dir's? Du siehst wenigstens mehr als gesund aus!"

„Nun weißt du, lieber Leibfuchs," erwiederte jetzt, aller unkeholfenen Etikette entledigt, das joviale „Fäßle" — „mir geht's eben, wie es einem so geplagten Bauernassessor gehen kann. Viel Schinderei und Aerger und wenig Einkommen. Aber Gottlob schmeckt mir mein Bier noch immer gut und mein alter Humor sitzt auch an seinem alten Fleck. — Dazu hab' ich eine kreuzbrave Frau und drei stolze Kapitalskerle von gesunden Buben, auf die ich mir schon was einbilde. Und so frettet man sich eben herum und ist im Ganzen doch nfidel dabei. Wir haben nicht viel, brauchen aber auch nicht viel. Und meine schlechteste Zeit im Jahr ist immer die, wenn das alte Bier auf die Neige geht, und das neue noch nichts werth ist. — Du siehst, ich bin eben immer noch das alte Fäßle. — Nun, und wie geht dir's? — Doch eigentlich braucht man da gar nicht zu fragen. Du bist eben unterdessen ein großer Herr geworden, dieweil ich unten hocken geblieben bin. Na, es kann nicht Jeder so hoch hinauf. Ich bin keinem Menschen neidisch. — Aber wie geht es dir sonst? — Bist du verheirathet? Hast du Kinder? Und vor Allem auch Buben?"

„Ich bin seit zwei Jahren Wittwer und Kinder hab' ich nie gehabt," erwiederte wehmüthig der so schnell emporgestiegene Leibfuchs, und seine hohe Stirne zog sich in Falten. „Glaub' mir's, Fäßle, du hast es im Glücklichsein weiter gebracht, als ich."

„Da dauerſt du mich aber, alter Freund! — Ja, mein Gott — 's iſt eben im Leben niemals Alles beiſammen;“ ſagte das Fäßle laut, indem er ihm mitleidig die fein gepflegte Hand drückte. Und für ſich dachte er: „O doch lieber zehnmal Bauernaſſeſſor ſein mit meiner braven Frau und meinen drei prächtigen Buben, als mit dieſem armen Präſidenten tauſchen.“

Auch dieſe beiden verloren ſich wieder in dem immer ſtärkeren Gedränge. — Da erſchollen plötzlich von der Muſikgalerie des Saales ſchmetternde Fanfaren. Alles ſchaute nach den weitgeöffneten Flügelthüren, und Hermann, der eben nochmals mit einem weißen Tuche den Trompetern hinaufgewinkt, rief jetzt mit mächtiger Stimme in das murmelnde Gewoge: „Die Stifter der Franconia hoch, hoch — und dreimal hoch!“ — Noch und abermals ertönten Trompeten und Pauken, darin der allgemeine Hochruf brauſend ſich ergoß. — Eine breite Gaſſe öffnete ſich, und mittendurch, vom Senior Stark geleitet, ſchritten jetzt, nach allen Seiten hocherfreut dankend, die beiden erſten Stifter der Franconia.

Der Eine, ihr erſter Senior, Friedrich Wilhelm von Schlehdorf, der Andere, ihr erſter Secretär, Joſeph Dietz. — Auf ihren beiden Häuptern lag der gleiche Schnee der ſiebzig Jahre. — Aber ſonſt, wie jetzt ſo grundverſchieden, die einſt vor einem halben Jahrhundert im gleichen Bande hier mit einander jung geweſen. Der Eine — vormals Präſident des höchſten Gerichtshofes im Lande; der Andere — früher Buchhalter der Staatsſchuldentilgungskaſſe. Der Eine — eine hohe, ehrfurchtgebietende Geſtalt, voll Adel vom Scheitel bis zur Sohle, wenn auch vordem nur ein ſchlichter Bürgersſohn: ein blühender Greis mit noch ſo jungen Augen und noch ſo klarer Stirne, die Jedem ſagte, wie unzählig geiſtreiche Gedanken, aber kein einziger gemeiner, in ſeinem Geiſt eingekehrt. Der Andere — der ausgeprägte Typus eines am Schubkarren niedern Bureaudienſtes mürbe gewordenen Lohnarbeiters.

Aber heute vergißt er auf alle ſeine armſelige Carriere eines Verbuchers der Staatsſchulden — die bitterſte Ironie auf ſeinen eigenen Haushalt, darin Activa und Paſſiva ſtets wirr durch einander lagen. Sogar ſein dreimaliger Durchfall beim juriſtiſchen Examen, der ihm das Leben ſo gründlich verpfuſcht hatte, iſt jetzt in ſeinem Gedächtniß ausgeſtrichen. Heute fühlt er ſich einzig und allein als der alte gemüthliche „Papa Schlauch," als welcher er dazumal immer im letzten kritiſchen Semeſter in das geborgte Pandektenheft auf ſeinen Knieen hinuntergeſchielt, während er oben auf dem Tiſche zu gleicher Zeit den unvermeidlichen „Schlauch" geſpielt. Aber ach, ſo fein er es auch verſtanden, als geriebenſter Kneippraktikus in dieſer Weiſe das utile mit dem dulce zu verbinden, ſo war er doch niemals bis zum Rechtspraktikanten aufgeſtiegen, von dem wohl auch des Terzky'ſchen Wachtmeiſters Wort gelten kann, wenn auch mit kleiner Variation: „Und wer's zum Rechtspraktikanten erſt hat gebracht, der ſteht auf der Leiter zur höchſten Macht."

So ward jetzt auch „Papa Schlauch" von gleichem Stifterhochgefühle durchſchauert, wie ſein hoher Collega-Präſident. Und als dann die Corpsphiliſter in allen Altersſtufen auch ihm, dem zweiten Gefeierten der Franconia, zum Willkomm die Hand ſchüttelten, da dachte er nurmehr an die kommenden Feſtjubeltage, die ihm die öde Trübſal ſeines ſauern Philiſterlebens verſchmerzen machen ſollten. Und was bei ſeinem ſo gehobenen Gefühl eine Hauptrolle ſpielte: hatte er doch als Ehrengaſt bei allen ihm winkenden luculliſchen Genüſſen niemals an den eigenen, ſchwindſüchtigen Geldbeutel zu denken, ſo wenig, wie auf der ganzen dreitägigen Reiſe per Extrapoſt, die ihm als Gaſt ſeines wohlhabenden Mitſtifters ſchon im Voraus ſo manches Feine in Speiſ' und Trank verkoſten ließ, was ihm ſeit undenklichen Zeiten nimmer über ſeine Buchhalterlippen gekommen war.

Und horch, ohne vom Senior dazu aufgefordert zu werden,

ſangen die Gäſte aus eigenem Herzensdrange jetzt das Bundeslied der Franconia. Keiner von Allen ſchloß am vollen Chor ſich aus, darin alle Herzen höher ſchlugen.

Der Senior allein ſingt bloß mit halber Stimme mit. Bei jedem neuen Ankömmling frägt er ſtets unruhiger: „Aber wo bleibt nur mein Vater? Er wollte doch um ſechs Uhr ſchon hier ſein und jetzt iſt es ſchon neun. Gott, es wird ihm unterwegs doch kein Unglück begegnet ſein? — Immer erregter ſieht er nach der jede Minute von neuen Ankömmlingen geöffneten Saalthüre....

Da werden gerade die Schlußworte geſungen:

„Unſer Banner ſei die Ehre,
Treu' und Eintracht unſer Hort,
Muth und Kraft, das ſei die Wehre,
Und Franconia unſer Wort!"

Und die Saalthür öffnet ſich wieder. — Inmitten zweier jüngerer Begleiter tritt mit funkelnagelneuem Corpsband und ſtrahlender Sammtcerevismütze zu aller Erſtaunen ein altes, ſchmächtiges Männchen herein, — — und „Vater, Vater!" ſchreit der Senior laut durch den brauſenden Chor, ſtürzt auf ihn hin und hält unter heißen Küſſen ihn umſchlungen, daß Alle freudig nach dem ſchönen Schauſpiele ſehen von Vater- und Sohnesliebe.

Und der Conſenior, mit einem einzigen Blicke den neuen greiſen Ankömmling errathend, winkt jetzt zu den Trompetern hinauf und ihre Fanfaren folgen unter mächtigen Hochrufen ſeinem begeiſterten Worte:

„Der erſte Fuchs der Franconia! — Hoch, hoch und dreimal hoch!"

* * *

Du haſt jetzt unſern guten Vater Stark bereits in ſo verſchiedenen Lebenslagen kennen gelernt, daß dir gewiß ſchon deine

eigene Phantaſie das Bild unſeres alten Freundes ausmalt bei dieſem ſo unerwartet großartigen Empfang. — Vor Rührung und kindlicher Verblüfftheit wagte er gar nicht recht auf und umzuſchauen. Selbſt Hermann ſtand einen Augenblick befangen da. Ueber aller Rührung ward aber dem von jeher ſo höflichen Vater Stark doch klar, daß er als Mann von guter Erziehung für ſolche Auszeichnung nun auch ebenſo feierlich danken müſſe. — Wie er ſich aber gerade den Eingang ſeiner Rede ein wenig rhetoriſch zurechtgelegt, um dann auf gut Glück weiter zu improviſiren, trat der erſte Stifter Schlehdorf in herzlichſter Freude auf ihn zu.

„Ja, Männchen, altes, gutes Männchen! Grüß dich Gott! So laß dich nur recht anſchauen! Ei, haſt dich ja ganz prächtig conſervirt. Aber kennſt du jetzt auch mich? rath' einmal, wer bin ich, Männchen?"

„Und wer bin ich, Männchen?" fragte nun auch der hinzugetretene Papa Schlauch. „Mich kennſt du ganz gewiß nicht mehr."

Aber das „Männchen" brauchte ja nur an das Schreiben des Corpsconvents zu denken und er wußte ſogleich, daß dieſe beiden gleich ihm ergrauten Corpsphiliſter nur Schlehdorf und Dietz ſein konnten. Denn wer anders als dieſe ſollten noch ſeinen ehemaligen Kneipnamen wiſſen? — Und den Appellationsgerichtspräſidenten vom Buchhalter der Staatsſchuldentilgungskaſſe in dieſen beiden von ihrem ſo verſchiedenen Lebensſchickſale gekennzeichneten Perſonen herauszufinden, das war natürlich auch nur ein Kinderſpiel. Und ſo gab er auch mit Kuß und Handſchlag ihre Begrüßung zurück:

„O ihr meint, ich kenn' euch nimmer? — Ei, du biſt der Schlehdorf, und du biſt der Dietz, der alte Papa Schlauch! — Aber nicht wahr, ich hab' mich auch gut gehalten? Und daß ihr's nur wißt, noch höchſt activer Advocat! — Und im Herzen jung, wie zwanzig Jahre. — Und," fuhr er für die Beiden noch

unverſtändlich weiter, „da ſeht nur einmal her auf Mütze und Band! Gelt, das Männchen iſt eben doch noch Corpsburſch geworden? Ja, es will eben Alles in der Welt nur ſeine Zeit haben — wie, was? Aber jetzt wollen wir einmal kreuzfidel mit einander ſein!“ ſchloß er im burſchikoſeſten Tone. „Wißt ihr, gerade ſo ausgelaſſen, wie vor fünfzig Jahren. Komm, lieber Sohn, ſchaff' uns was zu trinken, daß ich da gleich mit meinen alten Brüdern anſtoßen kann! — Aber weißt du, Wein! — nur Wein! Ich glaub', ich weiß gar nimmer recht, wie das Bier nur ſchmeckt.“

„Gewiß, lieber Vater, was du nur willſt: Franken-, Moſel-, Rheinwein — Champagner — nur gewünſcht! — Und Alles kommt, wie auf einem Tiſchchen Deckdich. — Ach, daß ich dich nur endlich da habe, und ſo froh und geſund. O liebſter Vater, wie mich das glücklich macht! Und von der Mutter iſt auch ſchon ein Brief für dich da. Gottlob, es geht im Hauſe Alles ſeinen ruhigen Gang, und du ſollſt nur recht ſorglos und luſtig ſein!“

„Das bin ich aber auch; ich bin ja bei dir, du guter treuer Sohn!“

Als ſie dann in das Nebenzimmer gingen, flüſterte ihm Hermann neckend zu: „Alſo — Männchen war dein Kneipname, lieber Vater! Siehſt du? jetzt iſt's doch herausgekommen. Aber das klingt ja ganz traulich und du haſt immer ſo geheim damit gethan! — Warum doch nur?“

„Ja weißt du, lieber Hermann,“ entſchuldigte ſich Vater Stark etwas verlegen, „nur deßhalb, daß du nicht etwa hätteſt meinen können, es habe dieſer Name gewiſſermaßen ſo etwas Altkluges, etwas Pedantiſches bedeutet, wo ich doch ſo gut ein luſtiger Bruder Studio geweſen, wie alle Andern. Wie — was?“

„Nun freilich, liebſter Vater,“ erwiederte Hermann kopfnickend. „Nur weil ſie dich eben recht lieb gehabt, wie alle Menſchen, haben ſie dich ſo gemüthlich Männchen geheißen.“

Damit waren ſie in die Nebenſtube gekommen und Vater Stark hoffte nun in ſeiner Naivetät, hier in der Geſellſchaft ſeiner zwei Mitſtifter und Hermanns bei einem Gläschen Rheinwein ein recht ruhiges Stündchen verleben zu können.

Wenn du dich nun erinnerſt, lieber Begleiter, wie es Vater Stark als Verehrer des goldenen Rebenſaftes niemals höher, als zu jenem bekannten Schoppen, mit der höchſt ſeltenen Steigerung um noch einen halben, gebracht hatte, ſo kannſt du dir ungefähr vorſtellen, in welche leibliche, wie geiſtige Verwirrung jetzt der erſte Fuchs der Franconia gerieth, als ein Corpsphiliſter nach dem andern nun zu Vater Stark hintrat, und zutrinkend bald die Hand ihm ſchüttelte, bald ihm einen Bruderkuß auf die Lippen drückte, ſo daß er vor lauter gegenſeitiger Vorſtellung, Beſcheidthun, Händedruck und Mundabwiſchen ſich gar nimmer zu helfen wußte.

Endlich kamen gar noch alle zwölf heurigen Füchſe in Pleno vor ihm aufmarſchirt, und der erſte, ein mächtiges Büffelhorn mit Silberrand an grün-roth-weißer Schnur tragend, reichte es ihm hin mit halb ernſtem, halb komiſchem Pathos:

„Erlauben Sie, erſter Fuchs der Franconia, daß die dießjährigen Frankenfüchſe zum Zeichen ihrer hohen Verehrung ihres älteſten Collegen dieſes Bierhorn mit Ihnen jetzt austrinken dürfen.“

„Himmel, welch' neue Ehre und gar noch in Bier!“ — ſeufzte da Vater Stark um ſo tiefer für ſich auf, als er auf einmal allein am Tiſche ſaß, da Hermann in ſeinem Seniorenamt unverſehens weggerufen und auch ſeine zwei Mitſtifter gerade auf ein paar neuentdeckte Freunde zugeeilt waren. So mußte er ſich alſo ganz allein aus dieſer fatalen Klemme helfen, und er raffte alle ihm noch zu Gebot ſtehende Klarheit ſeines ſchon ein wenig weindunſtumſchleierten Geiſtes zuſammen, um ſeine langgeübte Advokaten-Eloquenz jetzt ſo gut, als ihm noch möglich, zur Geltung zu bringen.

„O wirklich — außerordentlich viel Ehre für mich, meine jungen Herrn Füchſe! wie, was? Aber Sie entſchuldigen, — Biertrinken — oh, ich hab's vor fünfzig Jahren auch ganz prächtig gekonnt, wie, was? — nur wiſſen Sie, dann die langjährige Entwöhnung, o Sie verſtehen mich wohl, was ich meine, — wie, was? Und darum erlauben Sie mir wohl, aus dieſem Gläschen in Wein Beſcheid thun zu dürfen. Aber wie geſagt, ſehr anerkennenswerth, — nur viel zu viel Ehre für mich, und freut mich ungemein, die werthe Bekanntſchaft ſo vortrefflicher, junger Männer zu machen, die jetzt ſind, was ich einmal geweſen — Frankenfuchs. Freilich ſchon ſehr lange her. Alſo — meine Herrn Confüchſe ſozuſagen, heißt das, von früher her, denn wie Sie ſehen, bin ich jetzt eigentlich Corpsphiliſter. — Aber darum — ja wohl doch noch immer Confüchſe, wenn's Ihnen Vergnügen macht! — Alſo — Ihr werthes Wohlſein! Wie, was?“ —

Damit erhob er ſein Weinglas, daran der vorige Redner kräftig mit dem Büffelhorn anſtieß. Dann that Letzterer einen langen Zug daraus, während Vater Stark nur mit ängſtlicher Vorſicht an ſeinem ſtarken Rheinweine nippte. Wäre es aber auch damit nur in Bauſch und Bogen abgethan geweſen! Aber, lieber Himmel, das Horn wanderte jetzt noch elfmal von Hand zu Hand, und wollte der ſo dutzendmal Gefeierte nicht unhöflich ſein, ſo mußte er eben auch gerade ſo oft an ſeinem Weinglaſe nippen und ſich zu ſtets neuer Verſicherung der Verehrung von jedem Zutrinkenden, — und alſo in Summa zwölfmal die Hand ſchütteln und abküſſen laſſen.

Nach dem Abmarſch der Füchſe ſank er zuletzt erſchöpft auf den Stuhl und murmelte mit bereits gläſernen Augen: „Männchen, o du Männchen, ſchäm' dich, Männchen!“ — Und immer dichter wob der uralte, gewaltige Feuergeiſt der Reben ſeinen umdämmernden Schleier um die letzten klaren Gedanken dieſes gewiß mäßigſten aller anweſenden Zecher.

Indeß klang aus der Seitenstube, gleichsam zur Entschuldigung für Vater Stark, aber von ihm nur mehr wie im Traume gehört, von einem Kleeblatt lustiger Brüder der alte, deutsche Spruch: „Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann."

Hermann trat nun gerade wieder aus dem Saale herein, als der Vater sein ehrwürdiges Haupt schnarchend herunterneigte. Ganz unähnlich jenem spöttischen Sohne Noahs erweckte ihn Hermann mit einem Kuß, und brachte ihn mit den zarten Worten zu sich: „Komm, lieber Vater, komm! Du bist vor Müdigkeit von der Reise ein Bischen eingeschlafen und brauchst Ruhe in einem guten Bett. Es ist so schon Mitternacht. Das bist du ja gar nicht gewöhnt! Komm, ich führe dich jetzt heim in dein Stübchen gleich neben dem meinen. O wie herrlich du darin schlafen wirst! Und morgen frühe stehst du dann recht munter wieder auf, zu neuer Lust und Ehre! — Ja gieb nur Acht, lieber Vater, was du noch Alles bei uns auszustehen hast!"

„Ach, du bist doch immer mein gleich guter Herzenssohn," das war der einzige, klare Gedanke, der auch durch allen Dunst des Rheinweines in seinem Geiste nicht umschleiert worden, da Vater Stark sich zum Fortgehen an Hermanns Arm gehangen hatte.

Als er dann mit höchst unsicherem Fuße drüben bei Hermanns Hausphilister die Treppe hinaufstolperte, so besorgt auch Hermann ihm beistand, da dämmerte der andere Gedanke in nicht minder scharfem Umriß in ihm auf: „Ach Herrje, wenn mich jetzt mein Rosalchen so sähe, oder gar die alte Dorothee! — Wie, was?"

XI.

Die feierliche Ausfahrt.

Am andern ſchönen Maimorgen war trotz des Werktages die Hauptſtraße unſerer ſtillen Muſenſtadt ungewöhnlich belebt. Ganze Reihen müßiger Philiſter mit Weib und Nachkommenſchaft ſtanden längs den Häuſern aufgeſtellt, und ſtets brachten die engen Seitengaſſen neuen Zuwachs, der ſich dann an irgend einer Hausecke geſchwätzig gruppirte. Die Neugier auf allen Geſichtern zeigte deutlich, daß heute hier ein Schauſpiel aufgeführt werde, das nicht alle Tage zu ſehen ſei, nicht nur intereſſant genug für die löbliche Bürger- und Handwerkerſchaft, ſondern auch nicht minder für die gelehrte und ungelehrte haute volée in beiden Geſchlechtern. — Wenigſtens waren die Fenſter des Univerſitätsgebäudes von den Profeſſoren, ihren Frauen und Töchtern dicht beſetzt. Auf dem Balkon des Rathhauſes ſtand der Herr Bürgermeiſter ſammt mehreren Magiſtratsräthen. Und kein Sims in der ganzen Hauptſtraße war zu ſehen, daraus nicht ein paar Köpfe erwartungsvoll herunterlugten. — Zu alledem hingen aus zwei Dachfenſtern der Hochſchule ein paar ſchmachtlappige Fahnen mit den ſtark verwaſchenen Landesfarben herunter, mit denen trotz ihrer Matronenſchaft der kecke Morgenwind ſein ſpöttiſches Flatterſpiel

trieb; während zu höchſt auf dem Thurme der Sternwarte ein nagelneues, grün-weiß-rothes Banner ſich mit übermüthigem Geknatter über ſeine alten Schweſtern unter ihm luſtig machte. Faſt kein Philiſterhaus der ganzen Hauptſtraße entbehrte der feſtlichen Ausſchmückung in grün-weiß-roth, wenn auch oft nur ein paar winzige Kinderfähnlein oder germaniſche Eichenkränze, mit dreifarbigen Papierſtreifen umwickelt, die einförmige Façade maleriſch unterbrachen.

Mit dieſem einfachen Schmucke begnügten ſich indeſſen nicht alle Hausphiliſter, ſondern mehreren war es unabweisbares Herzensbedürfniß geweſen, ihren Gefühlen für die Franconia auch in ſinnreichen Inſchriften Ausdruck zu geben, welche ſämmtlich einen ſpäten Rivalen von Hans Sachs in der ergötzlichen Perſon des Vaders Ritz zum poetiſchen Vater hatten. — Und mit welcher Schnelligkeit waren dieſe Kinder aus ihrem urſprünglichen Nichts ins Leben getreten! Unterm Schaumſchlagen und Einſeifen des betreffenden Beſtellers hatte der Dichter ihre Production begonnen, und ſie waren bereits fix und fertig, ſobald er nur unter der durch ſeinen Daumen hinaufgeſtülpten Naſe mit kühnem Meſſerſchwung ſeine Kunſt beendigt hatte.

So prangte, um dir nur einige ſeiner Reimproben mitzutheilen, ſogleich oben an der Hauptſtraße an des Kappenmacher Fiedlers Hauſe, darin Hermann auch heute noch wohnte, folgende Inſchrift, in der Umrahmung eines halbfußdicken Eichenkranzes:

Franconia's alt' und neue Zeit,
Ihr erſter Fuchs, einſt recipirt,
Ihr Senior, der noch heut gebeut,
Die ſind bei mir jetzt einlogirt.
Zwei Männer, voll von deutſchem Mark,
Ihr Franken, o ihr kennt ſie ſchon!
Der Chriſtoph und der Hermann Stark, —
Vivat der Vater und der Sohn!

Zwanzig Schritte davon, an des Schneider Stichelmeiers Haus, das ſeinem hochaufgeſchoſſenen Herrn ziemlich ähnlich ſah, war auf einer herzähnlichen Tafel, an deren ſpitzem Ende Scheere und Bügeleiſen mit grün-weiß-rothem Griffe gemalt war, folgendes Gemiſch raffinirter Schmeichelei und hochſtrebenden Schneiderbewußtſeins eingeſchrieben:

Die Franken ſind gar flotte Leut',
Und das weiß ich am allerbeſten,
Mach' ihnen ſtets drum 's flottſte Kleid,
In Röcken, Hoſen und in Weſten.
Drum ruf' ich heut mit ſtolzem Muth:
Franconia hoch, zur Stiftungsfeier!
Und bleiben Sie nur mir auch gut!
Ihr treuer Diener Stichelmeier.

Du ſiehſt gewiß ſchon aus dieſen beiden Inſchriften, lieber Begleiter, welche Variationen in Stimmung und Versform dem poetiſchen Vater Riß zu Gebote ſtanden, wenn auch ſeine Reime nicht immer von Platen'ſcher Strenge zeugten. Bei all' ſeiner Production war aber der kaufmänniſche Grundſatz, „wie das Geld, ſo die Waare," von jeher ein ſehr gewichtiger Factor. So hatte ihm jetzt auch der ſplendide Schuſter auf dem Marktplatzeck für ſeine Feſtinſchrift ein paar Groſchen mehr geboten, als der etwas knickerige Prahlhans von Schneider, und Klapps ſtand am Schuſterladen mitten in einer Pyramide von Stiefeln und Schuhen folgende Inſchrift, die offenbar Stichelmeiers ſtolze Strophen wieder in den Schatten ſtellen ſollte. Sie lautete nämlich:

Auf großem Fuß die Franken leben,
Sie wiſſen ſchon warum;
Sie haben große Wechſel eben,
Und das iſt gar nicht dumm.
Trotzdem mach' ich die Stiefel ihnen
Ganz nach der Mode klein.

Mag ſie der Schneider auch bedienen
Mit Kleidern ziemlich fein, —
Thut draus ein plumper Stiefel gucken,
So fehlt das feinſte doch;
Den Vers mag jeder Schneider ſchlucken. —
Franconia vivat hoch!

Doch ſieh', erſt dort drüben vor jenem etwas verwitterten Hauſe mitten auf dem Marktplatze, welch' farbengrelles Gemälde ſtrahlt uns entgegen, daß alle dort ſich drängenden Philiſter und Landbewohner mit offenem Munde hinaufſchauen! Aber auch mit welch' großartiger Sinnigkeit erfunden! — Arminius, der bekannte Germanenfürſt, ſegnet das an einem Eichenſtamm lehnende Frankenpanier. Im Hintergrunde ragt ein Stück Säulenhalle der Walhalla hervor. Roſige Wolken aus dem Geiſterreiche umkräuſeln ſtatt Rahmen das ganze Gemälde. Und mitten drin, beim Hammer Thors, welch' kerngermaniſche Verſe!

Meinen Geiſtergruß, Urenkelſöhne!
Aus Walhalla ſchau' ich auf euch nieder,
Und mir glänzt im Aug' der Freude Thräne,
Segn' ich euer Banner, deutſche Brüder.
Mögt ihr immer eurem Urahn gleichen,
Stets von meines Muthes Feuer glühen,
Da des Teutoburgerwaldes Eichen,
Rauſchten um des Varus ſchimpflich Fliehen!
Mögt ihr nie im heil'gen Streit ermüden,
Weich gemacht von falſchem Buhlenkuß;
Franken, bleibet frank und frei hienieden!
Drohen dankt euch Arminius.

Wer wohl dieſer muſeſtätiſch einherſchreitenden Strophen geiſtreicher Vater geweſen? — Auch der ſchaumſchlagende Poet-Barbier? — Könnte deine kritiſche Seele wirklich daran glauben? Auch wenn Thusnelde Scheppert jetzt nicht im weißen Feſt-

kleid, eine Roſe im Haar, ans Fenſter träte? Auch wenn ſie jetzt nicht ſtrahlenden Blickes die Menge unter ſich lächelnd beſchaute, die immer wieder das Kunſtwerk ihres Pinſels anſtaunt und die Verſe buchſtabirt, als deren Mutter ihr das Herz ſo hoch ſchlägt, als habe die Maienſonne erſt achtzehnmal ihr hehres Jungfrauenhaupt umleuchtet!

Doch horch nur, welche Unruhe wird es jetzt auf dem ganzen Platze! — Schmetternde Blechmuſik ſchallt näher, nach der Weiſe: „Brüder, zu den feſtlichen Gelagen.“ — Zwei Schuſterbuben in aufgeſtülpten Hemdärmeln und fliegenden Schlappen kommen als athemloſe Kuriere kreiſchend herangeſprungen: „Hurrah, die Franken kommen!“ — Der dichte Menſchenknäuel vertheilt ſich und macht eine breite Gaſſe. Alles lugt aus den Fenſtern die Hauptſtraße hinauf. — Da kommt ja ſchon der mit Eichenreis geſchmückte Leiterwagen mit den Muſikanten langſam vorausgefahren. Und zwanzig Schritte danach die drei flotten Reiter mit den blanken Kanonenſtiefeln und den grün-weiß-rothen Schärpen um den knappen Sammtrock, — hei, wie dieſe die Schläger zu tragen wiſſen, und nicht minder ſtolz ihr Haupt unter dem Sammtbarett mit dreifach wehender Straußenfeder! Und gar erſt der in der Mitte, der Senior, auf dem in die Zügel knirſchenden Rappen! — Jetzt ſchaut er um. Noch ſtockt die unabſehbar folgende Reihe von ſechs-, vier-, zwei- und einſpännigen Kutſchen. Und hinauf ſprengt er bis ans Thor, daß das Pflaſter unter ihm Funken ſprüht.

„Gott's Wunder, da gucken Sie nur her, was reit't der Stark heute wieder ſcharf!“ ſchreit da der Pferdeverleiher, Veitel Herz, dem neben ihm ſtehenden akademiſchen Stallmeiſter zu, „und was macht er da für Figur auf meinem Staatsrappen! Auf meiner Ehre, Herr Stallmeiſter, Reſpect vor Ihnen, wo man ſo bei Ihnen lernt reiten. Aber auch ein ſolcher Gaul! Wär' er mir jetzt doch nicht feil um hundert Louisdor! — Auf meiner Ehre!“

Kaum sind des Veitels letzte Worte verhallt, da hat der Senior mit lautem Commandoruf den Zug auch schon in Fluß gebracht und ist wieder den Platz hinuntergejagt zu den zwei andern Reitern. Ohne weitere Stockung entfaltet sich nun das Schauspiel der feierlichen Ausfahrt.

Dicht nach den drei Chargirten hoch zu Roß folgen, mit Blumenguirlanden umhangen, drei offene Staatskutschen, jede sechsspännig, und von zwei Postillonen geleitet, in Gala-Uniform sammt dem officiellen Federbusch auf dem Lackhut. Und grünweiß-rothe Seidenbänder flattern von allen achtzehn Gäulen gar lustig um das Kopfgestell.

Aber wer mustert in dem Gedränge noch lange Kutschen und Pferde? — Nur nach den drei alten Männern, von denen je einer ganz allein mit dreifarbiger Schärpe und Cerevismütze im Wagen sitzt, sehen jetzt Aller Blicke. Und du siehst es all' den größer schauenden Augen an, und dir sagt das immer geschwätziger anschwellende Plaudern: alle Zuschauer haben jetzt nur den einen interessanten Gedanken — „diese Drei, das sind die noch lebenden Stifter der Franconia!"

„Also paßt einmal auf, Männer, denn ich weiß Alles," wirft sich jetzt unter einem Haufen Philister „der schwarze Peter" — der älteste aber auch gewichtigste „Stiefelfuchs" der Franken, zum Cicerone auf. „Seht ihr, der da in der ersten Kutsche, der so vornehm dreinguckt, mit den vielen Bändern im Knopfloch, das war also der allererste Frankensenior gewesen; nobel, was nobel heißt; und jetzt ist er ein ungeheuer großer Präsendent. — Und der da in der zweiten Kutsche, das war ihr erster Secretär, der Papa Schlauch; zu seiner Zeit ein famoses Kneipgenie, hab' ich mir sagen lassen, soll's aber dann im Staate nicht absonderlich weit gebracht haben, was man ihm auch ein bißel ansehen thut. — Aber der, der Dritte da, da guckt ihn nur einmal an, das winzige Männchen mit dem weißen Pastoren-

halstuch und der nagelneuen Cerevismütze. Seht nur, wie ſich's ordentlich genirt, ſo mutterſeelenallein in der großen Kutſche zu ſitzen. Alſo — das war der erſte Fuchs geweſen. Und weiters noch — ich ſag' euch, verwunderlich zum Purzelbaumſchlagen — nämlich: dies genirliche Männchen da drinn iſt euch der leibhaftige Vater von dem Senior Stark davorn. Ha, ha, ha! Iſt euch ſo was euer Lebtag ſchon vorgekommen? Juſtament ſo, als wenn man einen Haſelnußkern ſetzt und es geht draus ein großmächtiger Nußbaum auf."

„Ah, mach' uns was weis! was nicht gar, dem Stark ſein Vater! — Ja, vielleicht ſein Stiefvater," warf Einer ungläubig hin, während die Andern mit um ſo größerer Theilnahme auf Vater Stark ſchauten, der wirklich, wie der „ſchwarze Peter" ganz richtig geſagt, vor lauter Verlegenheit in ſeiner ſechsſpännigen Staatskutſche gar nicht mehr wußte, wie er nur ſitzen ſollte. Merkte doch ſein ſcheu umherblickendes Auge nur zu deutlich, wie Jedermann ſeine Perſon der ſorgfältigſten Muſterung unterwarf und zwar oft mit den ausgeprägteſten Zügen heiterer Verwunderung. Das einzige Mittel, aus dieſer fatalen Befangenheit ſich aufzuraffen, war noch das muthige Commerslied, das die Muſikanten vor ihm noch immer in die Morgenluft hinausſchmetterten. Aber ſein mühſam dadurch errungener burſchikoſer Typus war von der ihn beſchleichenden Verlegenheit ſchon nach wenigen Stunden immer wieder verwiſcht worden. Und es erging ihm faſt ſo, wie jenem Bauernbuben, der einem bayeriſchen Kurfürſten vor einem auf der Jagd angeſchoſſenen Eber das Leben gerettet und dann, als er im Prunkſaal inmitten der muſternden Höflinge ſich dafür eine Gnade ausbitten ſollte, hinter den Ohren kratzend weinerlich ausgerufen hatte: „Auſi möcht' i!"

Hermann hatte ſich auf ſeinem ſtolzen Rappen zuvor ſchon mehrmals nach ſeinem Vater umgewendet und jedesmal mußte er in ſeinem Anſchauen vor ſich hinlächeln, da er den harmloſeſten

aller deutſchen Männer, der daheim nur an ſein ſtilles Arbeitszimmer, ſein Tribunal und Caſino gewohnt war, nun in dieſer außergewöhnlichen Poſition wie ein Schauſtück bloßgeſtellt ſah. Aber was konnte denn er, der Sohn dafür, daß ſich die Zuſchauer aus den einfachſten, naturwiſſenſchaftlichen Gründen unter ſeinem Vater viel eher einen eichenſtämmigen, breitſchultrigen Erngermanen vorſtellten? — Trotzdem aber wuchs in ihm eine eigenthümliche Unruhe um ſeinen alten Vater, und mit raſchem Entſchluſſe ritt er an ſeinen Wagen, um ihm durch trauliches Plaudern die Ehrenfolter erträglicher zu machen, die er bis zum nächſten Thore noch auszuſtehen hatte. Wie da mit jedem Worte, das er in den Wagen hinunterſprach, auch Vater Starks gedrückte Miene freudiger auflebte! — Das ſahen ſelbſt die fremdeſten Zuſchauer an den Fenſtern, und in ihre Augen trat der Ausdruck der Freude darüber, daß dieſer flotte ſchöne Senior nicht minder auch ein gleich vortrefflicher Sohn ſein müſſe.

Jetzt nahte der Zug dem Marktplatze. Hermann durfte an ſeiner Seniorenſtelle nicht mehr fehlen. Flugs ſprengte er wieder zwiſchen den Conſenior und Secretär. — Ein allgemeines: „Die Stifter der Franconia — vivat hoch!“ vom ſchwarzen Peter unter dem Philiſterſchwarm angeſtimmt, brauſte ihnen hier entgegen.

Unter dem begeiſterten Eindrucke dieſer endloſen Vivats konnten ſich auch die weiblichen Zuſchauer auf dem weiten Platze nicht länger enthalten, ihre Taſchentücher hinunterzuſchwenken. Aber keine that dies mit ſo erhabenem Schwung, als die germaniſche Jungfrau Thusnelde Scheppert, die gerade an jenem Fenſter ſtand, darunter ihr Arminius ſammt dem Geiſtergruße prangte, während ſich ihre ſechs, trotz ihrer romantiſchen Vornamen gleich ihr noch immer unverſorgten Schweſtern an den andern Simſen poſtirt hatten.

Die drei Chargirten verfehlten natürlich nicht, als galante Ritter nach allen Seiten hin im Namen der Gefeierten dankend

die Schläger zu senken. — Aber auch der erste einstige Senior, Präsident von Schlehdorf, war bei dem Hoch für die Stifter, zumal auf diesem alten Marktplatze, den sie seiner Zeit zum täglichen Fechtboden und zu so manch' anderm Schabernak benützt, so ergriffen, daß er sich in seinem Wagen aufrichtete und, seine hohe Würde daheim völlig vergessend, mit der Cerevismütze nach all' den alten Giebeln hinaufgrüßte. Da erschollen die Hochrufe noch dreimal mächtiger, so daß auch Papa Schlauch sich nun mit möglichster Feierlichkeit erhob, und gleichfalls nach allen Seiten im bloßen Kopfe salutirte.

Und ach, Herrje, da konnte sich denn auch der dritte Stifter trotz all' seiner Verlegenheit nicht mehr länger enthalten, ein Gleiches zu thun, wozu sein altes Burschenherz ihn immer ehrgeiziger gedrängt hatte. Und wie er endlich mit einem energischen Willensacte sich ebenfalls in seinem Kutschenkasten erhob, und seine Sammtcerevismütze nach allen vier Himmelsrichtungen mit linkischer Grazie hinaushielt, da hatte der schwarze Peter, der erst noch heute Morgen unter seltsamen Gedanken Hermanns und Vater Starks Stiefel gewichst, auch sogleich das allermächtigste Hoch, das er nur in der Kehle hatte, für ihn angestimmt. Die Bedeutsamkeit dieser Ovation für den alten Vater dieses schönen, jungen Seniors ward von allen Zuschauern so instinctmäßig herausgefühlt, daß sogar alle Damen noch- und abermals eigens auf Vater Stark ihre Tücher herunterschwenkten, bis er endlich voll tiefster Rührung auf sein Kutschenkissen wieder niedersank.

Und rasch ritt Hermann, dem die Augen darüber selber feucht geworden, zu ihm heran, reichte ihm zum würdigen Abschlusse die Hand und drückte die seine gar herzlich mit den beredten einfachen Worten: „Mein alter, guter Vater!"

Wahrlich, wenn das „Männchen" in seinem stillen, harmlosen Leben bis jetzt vielleicht noch niemals einen sogenannten „großen Moment" gehabt hatte, in diesem hochfeierlichen Augen-

blicke hatte er ihn in Form und Inhalt auf das gründlichste genossen.

Eine echt menschliche Rührung, diese schöne Regung des Herzens, war bei diesem letzten Vorgang in gar vielen Zuschauern an die Stelle der bloßen Neugier eingekehrt. Auch Thusnelda Scheppert's Seele klang als hehrer Ton in dieser allgemeinen Festjubelhymne, obwohl ihr Egoismus sich hinterher wieder schwer verletzt fühlte, daß über dieser Ovation für Vater Stark von dessen Sohn ihr Arminius so völlig unbeachtet geblieben war. Als sich aber der Wagenzug wieder langsam über den Marktplatz weiter bewegte, und sie nur zu deutlich gewahrte, wie aller Franken Augen ihres germanischen Geistergrußes Worte jetzt lasen und bewunderten, und ach, als jetzt gar der Held ihrer stummen Anbetung, dieser andere Arminius in Fleisch und Blut, unter ihrem Fenster vorüberreitend, mit unaussprechlichem Dankesblicke lächelnd zu ihr hinaufgrüßte — ja gewiß, so war es — und dann — o sie täuschte sich nicht — in holder Verschämtheit verschwiegener Minne den Schläger ritterlich vor ihr senkte — o da war auch der letzte Mißton aufgelöst in ihr hingeschmolzen.

„O Wonne aller Wonnen, er hat mich gegrüßt — zum erstenmale, seit ich ihn gesehen, seit ich stumm ihn liebe! — O schönes Leben! Nun erst bist du mir werth, und dein Reiz beginnt für mich. — Er hat mich gegrüßt! Ich bin belohnt für Alles. Für allen Aerger, den ich mit meinem unpoetischen Vater hatte, bis ich ihn dahin gebracht, meinen Arminius hier aushängen zu dürfen. Entschädigt bin ich für allen herzlosen Spott meiner niedrig fühlenden, neidischen Schwestern. Alles, Alles — fast vier lange Jahre seiner nur scheinbaren verächtlichen Kälte sie sind vergessen und verschmerzt — — denn er hat mich gegrüßt. Und wie gegrüßt! — O unaussprechlich!“

In solch' glückseliger Schwärmerei stand sie noch immer am Fenster und ihr Arminius, der wirklich halb aus Mitleid, halb

aus glücklicher Laune, endlich einmal galant gegen ſie geweſen, ritt bereits am ſüdlichen Stadtthore, und gebot mit weithin ſchallendem Rufe: „Brüder, wir ſingen das Lied: Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerklang.“

Erſt ſpielten die Trompeter Methfeſſels muthige Weiſe einmal durch. Danach fiel der volle Chor des unabſehbaren Zuges ein. Und wieder commandirte der Senior: „Trab, vorwärts marſch!“ — Und im ſcharfen Trabe gings nun hinaus auf die Landſtraße, zwei Stunden weit, jenem Städtchen entgegen, darin das Feſtmahl ihrer harrte. Die Lerchen ſchwangen ſich jubelnd über den dahin rollenden Wagen. Und durch den Maimorgen brauste das Burſchenlied wie friſcher Lenzſturm:

„Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerklang,
Die Stimmen erhebet zum männlichen Geſang!
Der Freiheit Hauch weht mächtig durch die Welt,
Ein freies, frohes Leben uns wohlgefällt.“

XII.

Vater Stark an Mutter Rosalie.

„Liebste, beste Frau!“ schrieb am andern Morgen Vater Stark, in Hermanns Studentenstübchen am Schreibtische sitzend, nach Hause. „Mit knapper Noth erwische ich dieses stille Morgenstündlein, während Hermann gerade ausgegangen, um dir eigentlich nur schnell zu sagen, daß ich noch immer kerngesund und in rosigster Stimmung bin. Aber dir, wie ich das bestimmt vorhatte, sogleich von hier aus jeden einzelnen Festtag umständlich aufzuzeichnen, das ist ein Ding absoluter Unmöglichkeit. Ich bin jetzt herzlich froh, daß ich trotz meines schweren Kopfes gestern schon früh fünf Uhr aufgestanden war, um dir meine glückliche Ankunft zu melden, und den ersten Abend mit allem dabei Ausgestandenen nur flüchtig zu beschreiben. Sonst wäre ich nicht einmal dazu gekommen. Dir jedoch auch meine äußern und innern Erlebnisse während der gestrigen feierlichen Ausfahrt und des pompösen Festmahles, wenn auch noch so flüchtig, zu skizziren, das geht himmelweit über alle menschlichen Kräfte. Ich sage jetzt nur so viel, daß ich eine solche ganz unsägliche Fülle von Ehren und Auszeichnungen weder zuvor erlebt habe, noch mir jemals hätte träumen lassen. Dieses umständlich zu erzählen, brauche ich mindestens daheim eine ganze Woche. — Also auch dieser

zweite Feſttag wäre nun glücklich überſtanden. Und dabei iſt mein Kopf heut morgen ganz klar und leicht und ich fühle mich ſo kräftig, als ob geſtern gar nichts Beſonderes mit mir geſchehen wäre. Ich glaube übrigens ſchwerlich, daß noch vielen der andern Corpsphiliſter gerade ſo gut zu Muthe ſein wird. Wenigſtens ſah ich bei der Heimfahrt gar manche wackelige Geſtalt, und meinen lieben Mitſtifter, den Papa Schlauch, habe ich ſogar von vier Füchſen in den Wagen hinuntertragen ſehen. Himmel, wie mag dem heute Morgen der arme Kopf brauſen und brummen! — „Aber, ein gebranntes Kind ſcheut das Feuer," ſagt das Sprüchwort, und ſo hab' ich es auch auf mich geſtern mit eiſerner Conſequenz angewendet, und eingedenk des am erſten Abend erhaltenen Mahnzettels, von dem ich dir bereits gebeichtet habe, ließ ich mich auch durch alle noch ſo begeiſterten Toaſte nicht verlocken, ein zweitesmal mich an meiner altgewohnten Tugend der Mäßigkeit zu verſündigen. — Nun laß mich für heute ſchließen, beſte Mutter, denn ich brauche auch noch für heute und morgen all' meine Körper- und Geiſteskraft. — Feierlicher Philiſterconvent am Vormittag, am Abend Feſtcommers, morgen Kellerſuite und Nachts Fackelzug. — Du ſiehſt, ich werde noch lange von meinen Ehrenſtrapatzen nicht erlöst. Nun, ich denke mir eben, liebe Roſalie, daheim in meiner ſtillen Kanzleiſtube kann ich hinter meinen trockenen Acten ſchon wieder abbüßen, was ich jetzt an Luſtbarkeiten über das Maß zu viel thun muß. Aber es iſt doch was Wunderſchönes um das freie, deutſche Burſchenleben, das mir erſt in meinen alten Tagen ſo recht aufgeht und mich noch viel mehr begeiſtert, wie einſt in meinen jungen. Freilich ſpielt mein väterlicher Stolz auf unſern herrlichen Sohn dabei eine Hauptrolle, und aller Glanz, der ſeine Perſon umſtrahlt, wirft immer ſein hellſtes Licht zunächſt auf mich zurück und mein glückliches Vaterherz. Ich kann dir auch heute gar nicht genug ſagen, in welchem Maße Hermann ſowohl von ſeinem Corps, wie in der

ganzen Stadt geliebt und verehrt iſt. So hab' ich es als ſein Vater freilich ſehr leicht. Denn alle Ehren, die man mir hier anthut, kommen mir ja um ſeinetwillen zu gute. Dieſes in jeder Stunde mit dankbarem Herzen gegen Gott zu begreifen, dazu hab' ich, Gottlob, Verſtand genug und vollſte Selbſterkenntniß meiner eigenen, unbedeutenden väterlichen Exiſtenz. Aber gerade deßhalb, möchte ich ſagen, thun mir dieſe Ehrenbezeigungen um ſo wohler. Denn du weißt ja, um wie viel inniger ich ihn liebe, als mich ſelber, und wie viel ſtolzer ich auf ſeine Ehren bin; als auf die meinigen. Lieber Gott, wir Zwei leben ja nur für ihn und in ihm. Dabei muß ich Hermann aber das noch mit gerührtem Herzen nachrühmen, daß er eine Zartheit kindlicher Liebe, Sorge und Aufmerkſamkeit gegen mich entfaltet, die mich oft zu ſtillen Thränen rührt. — Mein Gott! wer hätte das Alles von dieſem einſt ſo unbändigen Gaſſenbuben erwarten ſollen? — Aber dein kluger Kopf hat ja ſchon vor Jahren es mir immer zum Troſte vorausgeſagt. Dieſes Lob einer weiſen Prophetin, die vor Allem auf den „guten Grund" unſeres Kindes ihre Weiſſagung baute, werde ich dir allezeit und mit Freuden laſſen. — Da hab' ich nun ſchon wieder eine ganze Seite weiter geſchrieben, und ich wollte doch nur ganz kurz ſein. Doch wovon das Herz voll iſt, geht der Mund über. Gottlob, daß es nur ſo glückliche Vaterworte ſind. Und nun tauſend herzliche Küſſe, beſte Mutter, und ſei nur ganz unbeſorgt um deinen ehrenreichen, ewig treuen

Chriſtoph.

Auch der guten, treuen Dorothee alles Herzliche und ſie ſoll ſich eben auch recht über ihr Hermännle freuen.

Der ganzen Verwandtſchaft und allen Freunden Gruß und Kuß in größter Eile."

XIII.

Der Jubiläumscommers.

Dieſe Freudenbotſchaft Vater Starks war bereits auf dem Wege zur lieben Heimath, als ihr glücklicher Abſender Abends neun Uhr beim Feſtcommers im großen Tanzſaale über der Frankenkneipe ſich ſchon wieder neuer Luſtbarkeit und Ehre mit offenſtem Herzen hingab.

Wer dieſe von zwei hölzernen, völlig ſtyloſen Säulenreihen getragenen kahlen und kalten Räume noch vorgeſtern bei der erſten Begrüßung geſehen, der konnte nicht genug darüber ſtaunen, mit welch' ſinniger Erfindungsgabe ſie heut Abend in einen märchenhaften Palaſtſaal umgewandelt worden waren. Friſche Eichengewinde umgrünten jetzt das nüchterne Weiß der Säulenſchafte in ſo dichtem Geflechte, ſo thaufriſch leuchteten hie und da eingeſtreute Blumen aus dem dunklen Blättergrunde, und unten zwiſchen den Sockeln trugen Orangen und Citronenbäume, Oleander und Rhododendren ihre goldene Frucht und duftende Blüthe zu ſo prangender Schau, als habe der Frühling ſelber zum Feſtſchmuck dieſes Saales ſeine wunderbare Werkſtätte draußen auf ein paar Stunden hieher verlegt gehabt. — Dazwiſchen ſchimmerten, von einer Säule zur andern in leichten Ketten von Immergrün ſchwebend, grün-weiß-rothe Girandolen und wetteiferten in ihrem

magiſchen Glanze mit dem bunten Farbenſpiel über den Kapitälen, das in den Bannern aller fremden, den Franken jemals befreundet geweſenen Corps in maleriſchem Wechſel ſich entfaltete.

Wär' ein noch ſo Fremder auch ſchon eine Stunde zuvor in den noch leeren Feſtſaal eingetreten, völlig unbekannt mit der Art der hier zu begehenden Feier, er hätte nur einen flüchtigen Blick werfen dürfen auf die rings in Blumenrahmen hängenden Medaillons, und ihn hätten die darauf mit zierlichen Initialen geſchriebenen kernigen Sinn- und Trinkſprüche augenblicklich darüber belehrt, daß hier nur das echteſte deutſche Leben ein großes Freudenfeſt begehe.

Doch du, lieber Begleiter, biſt ja hier kein fremder Gaſt! Iſt dir doch das Bundeswappen ſchon gar wohl bekannt, das dort unter der Muſikgalerie in kunſtvollen Trophäen von Fahnen und Schlägen prangt, und umhangen von gar vielen Tafeln mit den Namen der Stifter und aller einſtigen Franken, die ſeit einem halben Jahrhundert wegen beſonderer Verdienſte als „Ehrenmitglieder" in das Philiſterium übergetreten waren. — Haſt du doch den jungen Leiter dieſer Feier ſchon in der Wiege kennen und ihn bis zu dieſer Stunde gewiß auch lieben gelernt, ſo herzlich wie ſeinen alten Vater! Und biſt du doch ſchon mit ſo manchem der bemooſten Häupter dieſer Tage vertraut geworden, die auch heute wieder auf ihre grauen Haare vergeſſen und des Alters dämmernden Abend noch einmal verklären laſſen wollen von ihrer Jugenderinnerung heiterem Morgenlicht!

Nein, du biſt hier kein unwillkommener Eindringling! — Und ſiehe, da ſitzeſt du ja ſchon mitten unter den alten und jungen Feſtgenoſſen, die an vier langgeſtreckten Tiſchreihen in brauſendem Männerchor gerade des Bundesliedes vorletzte Strophe ſingen:

„Mögen rauhe Stürme walten,
Mag der Strom der Zeiten fliehn,

Wenn wir feſt an Treue halten,
Wird Francenia ewig blühn.
Denn, wo Freundſchaft innen wohnet,
Treu' und Eintracht im Verein,
Wo der Ehre Kleinod thronet,
Wird die Macht gehalten ſein." [1]

Und horch, die vier Präſidirenden an den vier äußerſten Tafelenden ſchlagen nach den zwei letzten Verſen, deren Wiederholung Blechmuſik begleitet hatte, mit flachen Schlägern auf den Tiſch.

„Silentium!" ruft jetzt, ſich erhebend, der erſte Präſes, der regierende Senior Hermann Stark, und gleich ihm ſtehen die drei andern auf, der aktive Conſenior und Secretär, nebſt dem älteſten Corpsburſchen. Die Schärpe um die Bruſt, den Schläger in der Rechten ſingen ſie nun allein die letzte Strophe:

„Nehmt den Becher, wackre Franken,
Trinkt auf unſres Bundes Wohl,
Der gen Außen niemals wanken,
Nie im Innern hadern ſoll.
Unſer Banner ſei die Ehre,
Treu' und Eintracht unſer Hort,
Muth und Kraft, das ſei die Wehre —
Und Francenia unſer Wort!"

Wieder ſchlagen die Präſidirenden mit flachen Klingen auf den Tiſch, der volle Chor wiederholt mit Muſikbegleitung die ganze Strophe. Abermals erhebt ſich der Senior, ruft noch ſtärker, wie das vorigemal: „Silentium," und der feierliche Ausdruck ſeines bildſchönen Geſichtes verſetzt alle Feſtgenoſſen, die in den paar Tagen ihn ausnahmslos liebgewonnen, in freudigſte

[1] Altes Original des einſtigen Corpsburſchen Gymbach, an dem ſtrenge Formaliſten über der ganzen Stimmung die paar falſchen Reime nachſichtig beurtheilen mögen!

Spannung. Lautlos hängen sie an seinem Munde. Nur einem einzigen, alten, jungen Corpsphilister in der Nähe des Bundeswappens schlägt das Herz so laut, daß es sein Nachbar, Papa Schlauch, fast hätte hören können. Und nur sein Blick wagt nicht nach dem jungen Redner hinüberzuschauen. Ganz so wie einst vor Jahren beim Maifeste der Lateinschule — Wem dieses einzige, verzagte Herz doch wohl gehörte?

„Hochverehrte Stifter und Corpsphilister unserer Francenia! Vielgeliebte Freunde und Brüder!" beginnt jetzt Hermann Stark mit klangvoller, aber noch befangener Stimme. „Schau' ich jetzt umher in diesem weiten Festsaal, und seh' euch Alle darin versammelt, bemooste Häupter, in Ehren und Würden ergraut, hochgestellte Mitarbeiter im Staat und berühmte Meister der Wissenschaft, seh' ich euch an, ihr andern gestandenen Männer alle, die ihr des Lebens Ernst schon an euch und euren Familien verkostet, und blick' ich wieder auf mich und meine jungen, unerprobten Jahre, so möcht' ich freilich wohl zaghaft werden, in dieser hohen Feststunde als der Erste unter euch das Wort zu ergreifen. — Aber, meine lieben Freunde und Brüder, ich denke mir, heute sind die Würden und Aemter von euch Allen abgestreift. Ausgeglichen ist unter uns jeder Unterschied des Alters und nur das gleiche Band seh' ich Aller Herzen jetzt umschlingen, als das gemeinsame Symbol eurer und unserer Studentenzeit. Und so ruf' ich jetzt als derzeitiger Senior der Francenia: im Namen dieser unserer Aller einstigen und jetzigen akademischen Jugend, Freiheit und Fröhlichkeit — ihr Stifter und Frankenphilister alle, aus unserer jungen Herzen tiefstem Grunde — seid uns gegrüßt!"

„Bravo, bravo!" gings murmelnd durch den Saal. Vater Stark dachte nun schon viel leichtern Herzens: „Nein, was der Junge reden kann; und wo er das nur so gelernt hat? — Doch wohl nur angeboren. — Wie, was?" — Und nun getraute

er sich schon, gleich den Andern ohne weitere Angst auf ihn hinzuschauen.

Und der Senior fuhr, durch diesen Beifall sichtlich ermuthigt, weiter:

„Aber, meine lieben Freunde und Brüder, gibt es nicht ein noch viel geweihteres gemeinsames Band, als das der Erinnerung an eure freien und frohen Studentenjahre, die ihr einst durchlebt und durchschwärmt im selben Bunde, darin wir uns jetzt noch unserer Jugend freuen? — Wäre es wirklich nur das allein, das den Alten wie den Jungen in diesen Festtagen das Herz so hoch gehoben und so warm gemacht? — Nur die herzliche Freude über das Wiedersehen so mancher langentbehrten Freunde? — Nur das sonnige Gedenken an eure niedergegangenen Studentenjahre? — Nein, liebe Freunde, das muß noch ein höherer Geist sein, der mächtiger als das Verständniß der einzelnen Herzen, der stärker als ihre frohe Erinnerung, alle Glieder der Franconia von jetzt und einst nun so traulich vereint, und sie dieses Zusammengehörens, dieses Sieges über Alter und Stand so bewußt gemacht hat! — Und diesen Geist, soll ich ihn euch nennen, meine lieben Brüder? Das ist der uns allen gleich gemeinsame, alte, edle Geist des deutschen Burschenlebens, das nur in des deutschen Wesens Grund so tiefe Wurzeln geschlagen. Das ist der Geist brüderlicher Innigkeit und Freundestreue, jugendkräftigen Frohsinns und idealer Schwärmerei! Das ist der Geist tapferen Muthes und treu bewährter Mannesehre — und hoch über Allem die uns Alle gleich beseelende heilige Liebe zum großen deutschen Vaterlande."

Begeisterte Zurufe der Corpsphilister bekräftigten diese letzten Sätze. Gar manche Hand winkte ihm Beifall. Hie und da sprangen einzelne bemooste Häupter auf, um diesen beredten, jungen Senior sich noch besser betrachten zu können. Und schon jetzt drückten Vater Starks nächste Nachbarn ihm zum Glückwunsch, einen solchen Sohn zu haben, die freudig zitternde Hand.

Aber der Sohn fuhr nach dieser Unterbrechung in seiner Rede rasch wieder fort und seine Stimme klang nun immer gehobener und feuriger.

„Euer stürmischer Zuruf bekräftigt meine Worte, liebe Freunde! So hab' ich wohl aus euren eigenen Herzen geredet. Und so sag' ich weiter: und dieses unserer Aller Bewußtsein, von diesem gleichen deutschen Studentengeiste trotz jedem Unterschiede des Alters und der Lebensstellung auch heute noch beseelt zu sein, das ist, will mich bedünken, das unauflösliche Band, das in unsern Herzen uns wahrhaft verbrüdert, Alt und Jung, jetzt und später. Und das soll bleiben unseres Bundes innerster Halt, seine schönste Zierde, seine höchste Ehre. — Und so ruf' ich denn freudig, und ich weiß, ihr Alle stimmt von ganzem Herzen mit mir ein: diesem alten, edlen, reinen Geiste deutschen Studententhums, unsern hochverehrten Stiftern, die in ihm unsern Bund gegründet, unsern Corpsphilistern, die diesen Geist darin fortgepflanzt, und unserer heutigen lieben Franconia, auf daß sie ihn treulich als eurer Aller theures Vermächtniß wahren, pflegen und vererben möge, so lange sie besteht — ein dreifach donnerndes Hoch!"

Hei, wie da Alle wie ein Mann sich erhoben, und wie das dreimalige Hoch donnerartig durch den Saal gebraust! Wie dann unter dem Anstoßen der Steinkrüge und Pokale die Zutrinkrufe verworren durcheinander schollen! Aber einer ward mittendurch von allen Seiten gar laut gehört: „Trink, Stark! — Arminius, einen Ganzen! — Stark, es kommt dir was! — Schmollis, Senior!" — Und augenblicklich hatte sich noch überdies ein dichter Schwarm von Corpsphilistern um den Senior gedrängt, die alle mit ihm anstießen, die Hand ihm schüttelten und ihn küßten, daß er gar nimmer zu sich kam.

Selbst der erste Stifter Schildorf trat mit seinem alten Ehrenpokal zu ihm hin und beehrte ihn mit den herzlichen Worten:

„Trink mit mir, junger Freund, du haſt mir eine große Freude gemacht! Und ich wünſche allen alten und jungen Franken Glück zu dir. Ja, in dieſem Geiſte, der dein Wort und Herz beſeelt, habe ich einſt die Franconia geſtiftet, und ich danke dir dafür, daß du ſie jetzt noch mit dem nämlichen belebſt. — Komm her! Wenn auch ein halbes Jahrhundert zwiſchen unſern Jahren liegt, zwiſchen unſern Herzen ſoll nur unſre Freundſchaft liegen. Schmollis, lieber Collega — der älteſte Frankenſenior mit dem jüngſten!“

Darauf ſtieß er mit Hermann an, that einen langen Zug aus dem kunſtreichen Silberbecher, und ſchloß ihn in ſeine Arme, wie ein Vater den Sohn.

Auch Papa Schlauch wollte ſeinem Collegen Schlehdorf in Herablaſſung gegen dieſen Senior nicht nachſtehen; und auch er trank mit ihm Brüderſchaft unter obligater, zärtlichſter Umhalſung.

Nur des Gefeierten eigenen Vater hielt die angeborne Beſcheidenheit zurück, ſo eiferſüchtig er auch auf Alle hinſah, die auf Hermanns Lippen ſtatt ſeiner das ſüße Vorrecht des Vaterkuſſes entführten.

Und er ſaß ihm doch ſo nahe. Aber er wußte ſelber nicht warum, daß es ihm jetzt ſo prahleriſch vorkommen wollte, ſich gerade in dieſem Augenblick als Hermanns Vater beſonders bemerklich zu machen. Und ſo blickte er denn in ſeelenvergnügter Beſchränkung ſeines Ichs einſtweilen vor ſich hin.

Aber das Schickſal in der Perſon des urgemüthlichen Fäßle hatte es doch anders gefügt. Er, der in ſich ſelber die Gefühle des Vaterſtolzes an ſeinen „drei Kapitalskerlen von Buben“ mit ſolcher Sorgfalt bisher gepflegt, gönnte nun auch dem Vater Stark die vollſte und zwar feierliche Befriedigung väterlichen Stolzes um ſo mehr, als deſſen beſcheidene Zurückhaltung ſein kinderweiches Herz wahrhaft gerührt hatte. Raſch entſchloſſen ſprang er auf einen Stuhl, um die Differenz ſeiner kleinen Conſtitution

gegen ſo manche höher aufgeſchoſſene auszugleichen. Und nachdem er alſo hochgeſtellt zu Aller Erſtaunen ganz unerwartet: „Silentium“ in den Saal gedonnert, improviſirte er, wie es ihm gerade aus dem vollen Herzen zum Munde herausquoll:

„Brüder! da habt ihr nun dieſem Senior Bravo zugerufen, habt mit ihm Schmollis getrunken und ihn abgeküßt. Und ich ſage: Recht ſo! — Denn er hat es um uns Corpsphiliſter miteinander verdient, und ich ſelber hab' an ihm mein helles Gaudium. Iſt er doch ein Senior, auf den die Francos ſtolz ſein kann! — Aber, jetzt frag' ich euch, wo wäre denn dieſer junge letzte Senior der Francenia ohne ihren vormaligen alten erſten Fuchs? Wo wäre denn dieſer Sohn, wenn ihm nicht zuvor ſein Vater das Leben geſchenkt hätte? — Und darum denk' ich, iſt es auch nicht mehr als billig, wenn wir jetzt ſogleich im Jubel über den jungen Sohn auch mit Ehren des alten Vaters gedenken, ohne den dieſer patente Senior ganz ohne Zweifel gar nie und nimmer weder auf die Welt, noch zu den Franken gekommen wäre. — Darum, ihr Väter und ihr Söhne, ſtimmt mit ein: dem ehrenwerthen Vater Stark, zum Danke für dieſen Sohn, und daß er noch lange leben und ſich an ihm erfreuen möge — ein dreifaches, herzliches Lebehoch!“

Danach ſprang das dicke Fäßle mit elaſtiſchem Schwung — wenn's wahr iſt — von ſeinem Stuhle herunter. Und ſomit wäre Alles ganz gut gegangen. Erſtens war er in ſeiner ſo ehrlich gemeinten Stegreifrede nicht ſtecken geblieben, worüber er ſich nachträglich noch ſelber wunderte; zweitens ward ſein Hochruf von einem ſolchem Echo erwiedert, daß man dachte, der Saal müſſe einſtürzen. Und er hatte ſonach allen Grund, mit berechtigtem Selbſtgefühl als der Allererſte dem durch ihn Gefeierten um den Hals zu fallen.

Aber der ärmſte Vater Stark — O welche Sturmfluth von weiteren Begrüßungen mußte dieſer nun über ſich ergehen laſſen!

Als aber gar wieder, nachdem der erſte Sturm überſtanden, die zwölf activen Füchſe mit eben ſo vielen Zinnpokalen drohend gegen ihn heranmarſchirt kamen, um auch ihren Tribut der Verehrung neuerdings an ihm abzutragen, da rief er in ſeiner Angſt mit abwehrenden Händen: „Silentium!“ — denn eine Dankrede dünkte ihm jetzt noch der einzige Retter in dieſer Noth. Aber bei all' ſeiner faſt täglichen Uebung vor dem Richtercollegium jetzt ſo ſchnurſtracks auch mit beſcheidenſter Rhetorik die betreffenden Gedanken zu Faden zu ſchlagen, dieſe Angſt trieb ihm doch das Blut ein wenig gegen den Kopf. Doch das Silentium war einmal herausgewiſcht. Unheimliche Spannung lauſchte bereits ſeiner in Ausſicht ſtehenden Rede. Da that er, wie Hilfe ſuchend, noch einen großen Blick auf Hermann, der ſelber ängſtlich nach ihm hinſah, weil auch er ihn noch niemals öffentlich ſprechen hörte. Und aus des Sohnes klarem Antlitz voll kindlicher Ehrfurcht und Liebe wehten ihm wie ſüße Frühlingsdüfte die rechten Gedanken zu ſeiner Rede in das verzagte Vaterherz.

Und Vater Stark begann mit unſicherer Stimme:

„Meine hochgeehrten Freunde und vielgeliebten Brüder! Wenn man, wie ich, ſeine ſiebzig Jahre zählt, da hat man wohl Freud' und Leid gar viel an ſich erlebt. Und ihr, die ihr ſelber Väter ſeid, wenn auch viel jünger als ich, ihr wißt es wohl am beſten, Freud' und Leid im Hauſe ſchaffen am meiſten die Kinder. Nun bekenn' ich gerne mit innigſtem Dank gegen Gott, daß in meinem Vaterherzen die Freude das Leid bisher gar weit überwogen hat. Aber mit tiefgerührtem Herzen ſag' ich euch jetzt: dieſe Feſttage, die ich ſiebzigjähriger Mann nun unter euch erlebt, die ſind doch noch die allerreichſten an Vaterglück geweſen, ſeit ich meinen liebſten Sohn in der Wiege liegen hatte. Und all' das Glück dieſer Tage, das dank' ich euch, meine lieben, alten und jungen Freunde! Denn eure große, edle Liebe zu meinem Sohne hat es mir bereitet. Und habt ihr auch mich unbedeutenden Mann mit ſo völlig

unverdienten Ehren überhäuft, so nehm' ich sie eben dankbar von euch hin, als meines Sohnes Vater, und" fuhr er immer weicher werdend fort, „so wünsch' ich euch zum reichsten Vergeltsgott für diese große Liebe zu meinem Sohn, euch Allen, die ihr schon Väter seid und noch werdet, wünsch' ich jetzt aus der Fülle meines ergriffenen Herzens, daß ihr im Alter an euren eigenen Kindern einst so wenig Leid und so viel Freud' erleben möget, wie jetzt ich selber an meinem eigenen Sohn, und daß ihr ....." da erstickten Thränen seine Stimme. — „O nehmt mir's nicht übel, — es geht nicht mehr, — und, ihr wißt schon, was ich meine ...."

Er hielt die Hand vor die Augen. — Ja, mach' dir's nur leicht, alter glücklicher Vater! O wer sich auch solcher Thränen zu schämen hätte! Denn sieh' nur um dich! Es sind nicht die einzigen, die von Vaterwangen niederrinnen. — Selbst des leichtsinnigsten Fuchses Herz war nicht völlig unbewegt geblieben.

Und was wohl Vater Starks eigener Sohn dabei gethan und gesagt? — Der trat auf ihn zu, und drückte mit innigsten Küssen ihn an sein liebevolles Herz. Aber geredet hat er zu ihm kein einzig Wort und doch ihm Alles dabei gesagt.

Doch komm, Vater Stark! auch deine Augen laß jetzt wieder trocken werden! Ihr Festgenossen alle, bleibt wieder heiter! Es ist ja ein hohes Freudenfest, das ihr jetzt feiert, und nur frohe Gesichter will es jetzt mehr sehen. Musik und Gesang ertönt aufs Neue! — Und siehe, schon hängen die drei Stifter nebst dem ältesten Corpsphilister die Schärpen um und gehen, die Schläger in der Hand, an ihre Präsessitze.

„Silentium!" ruft Schlehdorf, „wir singen das Lied! Auf, schwärmt und trinkt, geliebte Brüder!" — Und Theodor Körners, des edelsten deutschen Burschen, Lied voll Jugendkraft und Schwärmerei versetzte wieder Alle in die freudigste Feststimmung.

Die drei ersten Strophen sind bereits verhallt. Die vier Präsidirenden stehen auf, der dritte ein wenig befangen vor sich

hinſchauend. Denk dich aber auch in dieſe neue, ungewohnte Stellung Vater Starks! Es iſt ja heute das erſtemal, daß er überhaupt bei einem Commers präſidiren darf und nun iſt er ſchnurſtracks ſogleich zur hohen Ehrenſtufe des Stifterpräſidiums hinaufgeſtiegen. Iſt es da ein Wunder, wenn unſerm neugebackenen, ſiebzigjährigen Corpsburſchen ſo hoch droben ein wenig ſchwindlig wird, beſonders jetzt, wo er ſo allein daſtehend, allen Blicken und Ohren ausgeſetzt, mit ſeinen drei Collegen ein Soloquartett ausführen ſoll? — Lieber Himmel, vor wie viel Jahren mag das wohl geſchehen ſein, wenn er überhaupt einmal allein geſungen hat? Und dann ſein angebornes unmuſikaliſches Gehör! Mit Schrecken fiel ihm dabei ſein vor ſechzig Jahren verunglückter Flötenunterricht ein. Aber Vater Stark iſt „klug und weiſe," wie der Bürgermeiſter von Saardam, und ſingt daher auch nur im bedächtigſten Piano mit, ſo daß man von ſeinem Mitſingen kaum etwas mehr bemerkt, als den halbgeöffneten Mund. — Trotz all' dieſer Bemäntelung ſeines negativen Muſikgenies kam er ſich dennoch wie erlöst vor, als der letzte Vers glücklich überſtanden war, und er, mit dem Schläger auf den Tiſch patſchend, ſich von dieſer ehren- und peinvollen Stellung wieder auf ſeinen Stuhl erniedrigen durfte.

Und nun ſang der volle Chor nochmals die letzte Strophe:

„So iſt der Bund aufs Neu' beſchworen,
Das Glück ſoll freudig ihn umwehn!
So haltet feſt, was wir erkoren,
Der Brüder Freiheit ſoll beſtehn!
Es lebe Lieb' und Vaterland,
Und hoch das grün-weiß-rothe Band!"

Ein aufmerkſamer Beobachter konnte es dem erſten Stifter Schlehdorf an ſeinem ſinnenden Auge deutlich abmerken, wie ſein Geiſt ſchon während dieſes Schlußchores in andern Regionen ſchweifte. Und kaum war der letzte Vers verklungen, da erhob

er sich. Sein ganzer, innerer Adel trat ihm auf das geistreiche Gesicht. Es hätte seiner Aufforderung zum Silentium gar nicht bedurft, daß Jeder jetzt andachtsvoll seinen Worten gelauscht hätte.

„Active Mitglieder der Franconia, meine lieben jungen Freunde!“ hub er mit jener Sicherheit des Tones an, die den langgeübten Redner augenblicklich kennzeichnete. „So eben sind in diesem Festsaale die zwei letzten Verse aus dem Lied unseres unsterblichen Freiheitssängers verhallt, die da lauteten:

„Es lebe Lieb' und Vaterland,
Und hoch das grün-weiß-rothe Band!“

Was liegt nicht Alles in diesen wenigen Worten für euch geborgen! Der ganze Inhalt eures jetzigen und späteren Berufs. — Lieb' und Vaterland! — Welche sinnreiche, herzinnige Verbindung! Welch' tiefe Bedeutung in dem grün-weiß-rothen Bande!“

„Grün ist die Hoffnung, so recht die Farbe eures jetzigen Lebens. — Steht ihr doch noch wie auf einem Berge, darauf der Jugend Morgensonne euch Haupt und Herz umleuchtet, und vor euch liegt die Zukunft, ein Paradies voll Hoffnungen, von goldenem Dufte noch verschleiert. — Ja, meine jungen Freunde, hoffet, daß, wenn die Hand des Lebens diesen Schleier von Jahr zu Jahr immer mehr hinwegstreift, hoffet, daß ihr dann auch nicht das kleinste Stück Wüste in diesem geträumten Paradiese findet. — Die Hoffnung ist die Säule der Welt, sagt ein altes, weises Wort. Und ich sage euch: die Hoffnung ist eurer Jugendzeit ganz unschätzbares Angebinde. Sie ist der über alles Erdenleid hinwegtragende Flügel eures Geistes; der Goldbecher, daraus euer Herz stets neu perlenden Frohsinn trinkt. Sie ist das verklärende Sonnenlicht eurer jungen Tage, wie das Abendroth unserer alten. — Denn sind eurer Hoffnung duftige Schleier auch zumeist vor unsern Augen schon niedergefallen, und schauen wir

das Leben in ſeinen unverhüllten, ſchmerzreichen Zügen — der Geiſt der Hoffnung iſt doch auch unſerer Jahre ſtärkender und tröſtender Begleiter, wenn auch mit ernſter ſinnendem Antlitz als der eure, der nur heiter lächelt. — Auf unſere Kinder hoffen wir Väter, daß ſie unſere Liebe für ſie mit voller, echter Münze heimbezahlen. Wir hoffen auf ſie und euch, ihr jungen Franken alle, daß ihr einſt im Dienſte des Vaterlandes daſteht als ganze Männer. — Wir hoffen auf ein glorreiches Auferſtehen unſerer zu Grabe geſtiegenen, alten deutſchen Macht. Wie der alte Rothbart an ſeinem Steintiſch im Kyffhäuſer, ſo harren auch wir des erlöſenden Rabenſchreies. — Und wenn wir Aelteſten und Alten ihn nimmer hören, ſo ſetzt ihr Jüngſten und Jüngeren unſre Hoffnung in euch fort. Euch kann ſie noch Erfüllung werden. — Und endlich hoffen wir Alten auf Eines, das ſicherlich uns nicht betrügen wird, wir hoffen auf ein einſtiges, beſſeres, ewiges Leben."

Es gibt einen Beifall, ſo innig empfunden, daß er ſich nur in lautloſer Andacht offenbart, die ſich auf des Hörers Antlitz niederläßt, und es vergeiſtigend verſchönt. Unter einem ſolchen Beifalle, deſſen Schlehdorf gar wohl inne wurde, fuhr er jetzt weiter:

„Weiß, — das iſt des Frankenbandes zweite Farbe. Sie bedeutet Reinheit. — Und haben wir auch auf der breiten Heerſtraße der Hoffnung nach manch' herber Enttäuſchung ſchon die größte Strecke zurückgelegt, die ihr noch mit der glücklichen Illuſion der Jugend zu durchwandern habt, — auf dem ſchmalen, ſteilen Wege der Reinheit ſollen wir unzertrennlich und alle Zeit zuſammengehen, zu unſerer Aller einzigem hochgeſteckten Ziele, das Mannesalter Hand in Hand mit der Jugend. — Ja, meine jungen Freunde, in der Reinheit des Geiſtes und Herzens darf kein Unterſchied zwiſchen uns walten. Reinheit und Adel der Geſinnung ſoll unter uns den Greis und Mann und Jüngling

zieren, als gemeinsames, fleckenloses Priesterkleid im heiligen Dienste der Mannesehre und des Vaterlandes. Die Gemeinheit sei unsrer Aller gemeinsame Schmach — und unversöhnlich gegen sie sei unsrer Aller Streit!"

Da wollten schon Einzelne losbrechen in ihrer Begeisterung. Aber der Senior Hermann Stark, der selber wie ein regungsloses Bild diesen hehren Worten lauschte, beschwichtigte mit erhobener Hand die einzelnen Bravos. Und Schiehdorf fuhr weiter, von so feierlicher Stimmung belauscht, als sei dieser Festsaal in Tempelhallen umgewandelt worden.

„Und endlich unseres Bandes dritte Farbe: roth, die Farbe der Liebe! — O meine jungen Freunde, welches Meer von hochwogenden Empfindungen schwillt jetzt in mir auf bei diesem einzigen Worte: „Liebe!" — Denn bedeutet es für uns nur jenes selige Gefühl allein, das den Jüngling an die Jungfrau, den Bräutigam an die Braut, den Mann an das Weib mit wunderbarem Herzenszauber fesselt? Oder jenes Band der Ehrfurcht allein, das euch mit euren Eltern innig eint, wie uns Väter mit unsern Söhnen? — Nein, meine Freunde, die Liebe, die ich jetzt meine, das ist vor Allem jene große, heilige, die wieder uns Alle gemeinsam durchglühen soll, die Väter wie die Söhne. Das ist die Liebe zu allem ewig Guten und ewig Heiligen, zu allem ewig Wahren und ewig Schönen. Das ist jene flammende Himmelstochter, die stets Hand in Hand geht mit ihrem zornglühenden Bruder — dem Haß. — Das ist die Liebe für Wahrheit und Recht und der Haß gegen Gewalt und Lüge von Oben und von Unten. Das ist die Liebe für das Vaterland und der Haß gegen seine Feinde außen und innen. — O daß ihr nie und nimmer einst zu jenen halben Männern zählen möget, die nicht lieben und nicht hassen können, zu jenen „Lauen," von denen geschrieben steht, daß Gott selber sie ausspeien will aus seinem Munde. — Begreift ihr nun den tiefen Sinn in der Verbindung

der Worte: Lieb' und Vaterland? — Und iſt eures dreifarbigen Bandes Bedeutung euch nun völlig klar geworden? — Und ſo wiederhol' ich einfach:

„Es lebe Lieb' und Vaterland,
Und hoch das grün-weiß-rothe Band!" —

Es gibt Momente, in denen der Erzähler am beſten thut, auf die Macht ſeines Wortes zu verzichten und es ſeinem Zuhörer zu überlaſſen, die Stimmung ſich ſelber auszumalen. So ſchweig' auch ich jetzt von dem Wiederhalle, der nun im losbrechenden Sturme dieſes Redners Worten gefolgt war.

Die Wogen der Begeiſterung hatten ſich längſt wieder gelegt; trauliche Zwieſprache durchſummte den Saal. — Und ſiehe, welch' neue Spannung ergreift wieder alle Feſtgenoſſen! Denn auch Papa Schlauch erhebt ſich jetzt, und gibt, ſtatt des ſtudentiſchen Silentium mit dem Zinndeckel ſeines Steinkruges philiſterhaft klapperud, das Zeichen zum Schweigen.

Jeder denkt überraſcht: was? der Papa Schlauch hält auch eine Rede? Nun, da bin ich aber begierig.

Er aber zieht mit gemüthlichem Phlegma ein Blatt Papier aus ſeiner Rocktaſche und überfliegt es noch einmal mit ſelbſtgefälligem Schmunzeln, daraus ſein ganzer, alter Humor hervorleuchtet. Und doch fliegt ihm wieder die ausgeprägteſte elegiſche Stimmung über ſein faltenreiches Geſicht.

„Aha, er hat ſeine Rede aufgeſchrieben. Ja, dann glaub' ich es gern, daß er eine halten kann. Und mir ſcheint nach ſeinem tragikomiſchen Geſicht, ſie wird ein Curioſum werden, wie er ſelber."

So denkt wieder Der und Jener. Aber ſie haben ſich doch Alle verrechnet. — Denn, was Papa Schlauch jetzt als Rede ſpricht, hat er nicht aufgeſchrieben, und was er aufgeſchrieben hat, das iſt keine Rede. Nur die Ahnung von der tragikomiſchen

Natur dürfte nicht ganz falſch ſein. — Und wie ſeine ganze äußere Erſcheinung den ſchneidendſten Gegenſatz bildet zu der hohen, vornehmen Geſtalt Schlehdorfs, ſo ganz ähnlich verhält ſich nun auch die populäre Styliſtik ſeiner proſaiſchen Einleitung zu dem eleganten Ausdruck ſeines geiſtreichen Vorredners.

„Ihr Füchſe der Franconia!“ beginnt alſo Papa Schlauch mit unbefangenſter Gemüthsruhe. „Redenhalten war von jeher meine Sache nicht. Je nun, dazu gehört eben ein beſonderes Genie und das hab' ich einmal nicht. Liegt mir auch weiter gar nichts dran. Denn, wenn ich auch eine noch ſo große Portion davon hätte, ſo wär' ich ſchon ſelber ſo geſcheidt, jetzt nach den vorhin gehörten Worten meines verehrteſten Conſtifters hübſch mäuschenſtill zu bleiben. Aber dafür war mir Gott Apollo ſchon ſeit Kindesbeinen nicht immer ganz ungnädig geweſen, obgleich ich nie was habe drucken laſſen. Und darum hab' ich das, was ich euch jetzt gerne ſagen möchte, zur Abwechslung in Knittelverſe gebracht. Ein gar luriöſes Thema, ſag' ich euch, halb lächerlich, halb weinerlich; euch Füchſen aber zum abſchreckenden Beiſpiel. — Iſt mir ſchon ein wenig ſauer worden, für euch juſt dieſe Reime zu ſchmieden. Doch ich weiß ſelber nicht, 's iſt mir eben daheim ſo in den Sinn gekommen. Und ſo dacht' ich mir denn: alſo los damit! Vielleicht kann es doch dem Einen oder Andern von euch zu Nutzen ſein. Gehört aber freilich eine ziemliche Doſis Reſignation dazu. Doch in dieſer hab' ich mich ſeit circa fünfzig Jahren ſo feſt eingepaukt, daß ich mir jetzt getraue, auf der Menſur beſcheidener Selbſterkenntniß die ganze Menſchheit auszuſchmieren. — So, meine lieben Füchſe, das wär' alſo vorderhand die ungereimte Vorrede geweſen, und nun kommt eigentlich die verſificirte Hauptſache.“

Hatte ſchon vorher der bloße Gedanken an Papa Schlauchs Rede alle Feſtgenoſſen in die neugierigſte Spannung verſetzt, ſo war ſie natürlich durch dieſe ſeltſame Einleitung bis zum höchſten

Gipfel geſteigert worden, als er das räthſelhafte Blatt nun wieder in die Hand nahm, und unter erwartungsvollſter Stille zu leſen begann:

„Ihr jüngſten Brüder der Franconia,
Da ſteht vor euch der alte Papa Schlauch,
Wie eine Warnungstafel ſteht er da;
Was ich euch drauf geſchrieben, hört nun auch!
Denn euch zu Nutz' und Lehr' hab' ich's gethan,
Wenn es mich ſelber auch compromittirt.
Doch war ich ſtets ein offener Kumpan,
Und Reu' und Leid niemals blamirt,
Abſonderlich, wenn ſolche offene Beicht'
Wird abgelegt für Andrer ſpätres Heil.
So hört mir alſo zu und nehmt's nicht leicht,
Und Jeder trage heim ſein beſtes Theil!"

Nach dieſem bußfertigen Eingange, daraus ſeinen zwei Mitſtiftern Schlehdorf und Vater Stark der Grundgedanke dieſes Poems ſchon etwas heller dämmerte, fuhr er wie ein alter vorhomeriſcher Rhapſode mit epiſch getragenem Ausdrucke weiter:

„Ich war ein ſo fideles Kneipgenie,
Wie dieſe Muſenſtadt je eines ſah,
Mir ſchmeckte Bier und Wein und Punſch, und wie?
Die Kneipe pflegt' ich wie die Attika.
Im Kartenſpielen war ich Virtuos,
Das ſagt noch heut mein Name Papa Schlauch.
So oft und forſch wie Einer ging ich los,
Beim tollſten Schabernak da war ich auch.
Ich ritt ſo ſcharf, daß mir kein Pferdejud'
Mehr einen Gaul wollt' leihn um ſchweres Geld.
Den ſchönſten Mädchen war ich allen gut,
In manchem Abenteu'r war ich der Held.
Dabei war ich, auch das iſt wohl bekannt,
Der treuſte Kamerad ohn' Trug und Hehl;
Gemeinem Sinn war ſtets ich abgewandt,
Nie ging ich auf dem Pfad der Ehre fehl.

Mich hatten Alle lieb im ganzen Corps,
Und wie ich fortzog, that es Jedem leid.
Manch ein Philiſter ſtand betrübt am Thor —
O, 's war 'ne ſchöne unſidele Zeit!"

Ein tiefer Seufzer bezeichnete jetzt den Uebergang von dieſem freudenvollen Abſchnitt zum folgenden leidvollen, bei deſſen Vorleſung auch ſein Ton ein ganz anderer ward, weich und klagend:

„Doch meine jungen Freunde, merket auf!
Denn ach, jetzt kommt nach ſolchem hellen Weg
Der dunkle Gang in meinem Lebenslauf,
Der leider ſchnurgrad ausgeht vom Colleg.
Denn hört, mit Reu' und Leid bekenn' ich's jetzt:
So gut bekannt mir Kneipe wie Menſur,
So oft ich Andern einen Schmiß verſetzt,
Und froh gewandelt auf der Liebe Spur, —
Ach, im Colleg war ich ein ſeltner Gaſt,
Bei manchem Herrn Profeſſor fehlt' ich ganz;
Pandekten hatt' ich in den Tod gehaßt,
Zum Ekel war mir Staatsrecht und Finanz.
Des Studiums rechte Stimmung kam mir nie;
Zum Schlauch doch war ich immer animirt,
Und das Collegienheft auf meinem Knie
Hatt' ich gekartet und zugleich ſtudirt.
Doch blinder Wahn, daß frevelnd ich gedacht,
Pandekten ſie vertrügen ſich mit Schlauch.
Ich ging wohl dreimal muthig in die Schlacht,
Doch jedes Jahr ward ich geſchlagen auch.
O liebe Freunde, was ich ſpäter dann
Als ſo geſchlagener Philiſter litt —
Das Alles ich euch gar nicht ſagen kann.
Mein ganzes Leben ich mit Mühſal ſtritt."

Und von ſeinem Herzen und ſeiner Stimme alle trübe Erinnerungen jetzt gleichſam abſchüttelnd, ſchloß er nach dieſem Adagio wie ein beflügeltes Allegro:

„Gottlob, daß all' mein Kampf nun bald vorbei,
Und meine Wunde ihren Brand verlor,
So daß der einſtigen Juriſterei
Ich heut gedenk' mit altem Kneiphumor;
Und ich der alten, ſchönen Burſchenzeit
Von Herzen mich hier freu' nach all' der Noth!
Doch ihr, o werdet jetzt durch mich geſcheidt!
In aller ſorgenloſen Fröhlichkeit
Denkt auch an euer ſpäter täglich Brod!
Und ſchwänzt mir nicht voll Leichtſinn das Colleg,
Wie's leider einſt bei mir der ſünd'ge Brauch!
Sonſt kommt ihr auf denſelben Büßerweg!
Drum zieht daraus für euch den weiſen Schluß:
Seid flott und luſtig, doch ſtudiret auch!
Dran mahnt euch jetzt mit reuigſtem Verdruß
Der dreimal durchgefallne Papa Schlauch.“ —

Es war ein ſtreitendes Gemiſch von heiterer und wehmüthiger Stimmung unter den Zuhörern, als Papa Schlauch den letzten Vers ſeines ſeltſamen Gedichtes geſprochen hatte. — Da ſprang raſch ein witziger Fuchs, der ſchon in mancher Donnerſtagsſama durch ſein Improviſationstalent die Gäſte erheitert hatte, auf einen Stuhl und verhalf der noch zurückhaltenden Heiterkeit zum Durchbruch, da er im Nu mit komiſchem Pathos herunterdeklamirte:

„Dem hochverehrten, liebſten Papa Schlauch
Sag' ich im Namen aller Füchſe Dank,
Daß er uns jetzt ermahnt ſo frei und frank,
Und Jeder von uns will's befolgen auch.
Die Herrn Pandekten und die Frau Finanz,
Das Fräulein Staatsrecht und wie all' ſich nennen,
Sie ſollen ganz genau uns lernen kennen,
Daß wir einſt abſolviren nur mit Glanz;
Und unſres Papa Schlauch ſo ſchön Gedicht
Verherrlicht werd' durch unſer flott' Examen.
Das ſei gelobt in aller Füchſe Namen!

Und alſo ſchließ' ich, denn mehr weiß ich nicht;
Vivat der Papa Schlauch und ſomit — Amen!"

Noch auf dem Stuhle machte der Witzbold eine ſcherzhafte Reverenz und ſprang flugs herab, ſich wieder im Gedränge verlierend, während ſchallendes Gelächter als beſter Beifall ihm nachfolgte.

Aber um Papa Schlauch ſammelte ſich jetzt ein dichter Haufen von alten und jungen Gratulanten, die in den verſchiedenſten Tonarten auf ſein neuentdecktes poetiſches Genie einen Lobhymnus anſtimmten, den der greiſe, joviale Dichter auch mit glücklichem Geſicht und vielfachen, von ſeiner ſubalternen Stellung gewohnten Bücklingen bereitwilligſt anhörte.

So zogen ernſte und heitere dramatiſche Scenen in ſtets neuem Wechſel über die Bretter dieſes Feſtſaales. Wie manch' andere könnte ich noch vor dir ſpielen laſſen, wenn mir nicht vor deiner Ermüdung bangte!

War das z. B. ein allgemeines Zutrinken und zärtliches Umarmen aller Väter und Ehemänner, nachdem das Fäßle als erſter Präſes die vier letzten Verſe ſeines ebenfalls höchſt eigenhändig gedichteten Feſtliedes abgeſungen hatte, die nach der pompöſen Melodie: „Vom hoh'n Olymp herab" — zweiter Theil — alle betreffenden Herzen in höchſte Ekſtaſe verſetzten und da lauteten:

„Hoch leben all', die wir Brüder uns ſind,
Laſſet auch leben ſo Weib wie Kind!
All' unſre Buben, ſo groß und ſo klein,
Sollen wie wir einſt Franken ſein!" —

Glückliches Fäßle, wie hatteſt du da gejubelt, da du deine kreuzbrave Frau ſammt deinen drei Kapitalskerlen von Buben ein paar dutzendmal hoch leben ließeſt! — Aber mindeſtens Zweien hatten ſeine wohlgemeinten Verſe im Stillen doch gar weh gethan. Das war der Erſte, der Schmalzpeter, der unter all' dem

Jubel, nachdem er noch mit hellem Auge ſeinem treuen Weibe den Becher geleert, dann ſeinen drei todten Söhnen nochmals eine unbeachtete Thräne nachgeweint. — Und der Zweite, das war des Fäßle's einſtiger Leibfuchs, jener einſame Präſident, der ſich gepreßten Herzens ſeitwärts ſchlich, weil ſein geliebtes Weib im Grabe lag und er um keinen Sohn zu jubeln noch zu trauern hatte.

Nur einem einzigen Liede hör' jetzt noch zu, lieber Begleiter! Vielleicht haſt du lange ſchon zuvor davon gehört, und es iſt dir nicht unerwünſcht, es ausführlicher kennen zu lernen. Oder du haſt es ſelber ſchon mitgeſungen und läſſeſt dir gern eine frohe Erinnerung wecken! Iſt es doch Haupt und Krone jedes Commerſes, der vielberühmte Landesvater, „das Lied der Lieder." Das kündet dir ſchon die hochgetragene Weiſe, die an Feierlichkeit alle andern heut Abend geſungenen noch überragt. Das ſagen dir ſchon die vier folgenden Strophen, die unter demſelben Präſidium, wie beim Bundeslied, jetzt alle Herzen mit der edlen Gluth deutſcher Vaterlandsliebe entflammen:

„Alles ſchweige! Jeder neige
Ernſten Tönen nun ſein Ohr!
Hört, ich ſing' das Lied der Lieder!
Hört es, meine deutſchen Brüder,
Hall' es wieder, froher Chor!

Deutſchlands Söhne, laut ertöne
Euer Vaterlandsgeſang!
Vaterland! du Land des Ruhmes,
Weih' zu deines Heiligthumes
Hütern uns und unſer Schwert!

Hab' und Leben dir zu geben,
Sind wir alleſammt bereit:
Sterben gern zu jeder Stunde,
Achten nicht des Todes Wunde,
Wenn das Vaterland gebeut.

Lied der Lieder hall' es wieder:
Groß und deutsch sei unser Muth!
Seht hier den geweihten Degen,
Thut, wie freie Burschen pflegen,
Und durchbohrt den freien Hut!"

Und siehe, welch' neue eigenthümliche Scene in diesem studentischen Melodrama! Jetzt erheben sich die vier Präsidirenden, deren erster Hermann Stark. Jeder hängt seine Mütze auf die Spitze des Schlägers und singt im Quartett:

„Seht ihn blinken in der Linken,
Diesen Schläger, nie entweiht!"

Dann durchsticht er die Mütze, streift sie bis herunter auf den Korb, legt Daumen und die zwei Finger der Rechten auf die Klinge, währenddem er weiter gesungen:

„Ich durchbohr' die Mütz' und schwöre,
Halten will ich stets auf Ehre,
Stets ein braver Franke sein."

Darauf treten die Präsidirenden, Jeder an eine andere Tafelreihe, indem sie daran mit den obersten Festgenossen anstoßen und dazu singen:

„Nimm den Becher, wackrer Zecher,
Vaterländ'schen Trankes voll!"

Und ihm den Schläger reichend:

„Nimm den Schläger in die Linke,
Bohr' ihn durch die Mütz' und trinke
Auf Franconia's hohes Wohl!"

Der Becher wird geleert. Und nun singt der Einzelne dieselbe Strophe wie vorhin die Präsides, indem er nun ebenfalls

die Mütze auf die Schlägerspitze hängt, sie dann durchbohrt und die Schwurfinger auf die Klinge legt:

„Seht ihn blinken in der Linken,
Diesen Schläger, nie entweiht!
Ich durchbohr' die Mütz' und schwöre:
Halten will ich stets auf Ehre,
Stets ein braver Franke sein."

So geht's der Reihe nach von Einem zum Andern. Endlich sind die vier Präsidirschläger bis zur Spitze mit dicht auf einander geschichteten Mützen angefüllt.

Jetzt folgt eine längere Pause. — Das stürmische Lied von Lützow's wilder verwegener Jagd wird vom Trompetercorps aufgespielt. — Wie da das Blut der bemoosten Häupter unter dieser aufregenden Weise rascher floß und ihre Augen heller glänzten! Von den gestandenen, wie jungen Männern fielen immer mehr begeistert ein, und endlich erklang's mitten durch die Trompeten in brausendem Männerchor:

„Die wilde Jagd und die deutsche Jagd
Auf Henkersblut und Tyrannen!
Drum die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt,
Das Land ist ja frei und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur sterbend gewannen!
Und von Enkel zu Enkel sei's nachgesagt:
Das war Lützow's wilde, verwegene Jagd."

Der letzte Vers war gesungen. Da erhob sich ein Corpsphilister, den wir heute Abend noch nicht kennen gelernt, dem aber dieses Lied Mark und Bein durchschauert hatte, wie keinem Andern. Das war der Majoratsherr, Caspar von Bergheim, eine hohe, stämmige Gestalt mit soldatisch geschwungenem Schnurrbart unter der Adlernase; der kernige Vater jenes dir wohl noch bekannten Seniors, Hans von Bergheim, den leider sein diplo-

matiſcher Beruf im fernen Madrid gezwungen, ſtatt ſeiner nur die herzlichſten Glückwünſche zur alten, deutſchen Muſenſtadt heraufzuſenden.

Und als einſtiger, kühner Lieutenant jener Lützow'ſchen, wilden, verwegenen Jagd, zu der ſein glühender Patriotismus ihn von ſeinem Stammſitze, von Weib und Kind hinweggetrieben, drängte es ihn nun, ſein übervolles Herz auszuſchütten in der originellen, derben Anrede:

„Kameraden! Ganz derſelbe Caſus bei mir, wie vorhin bei Papa Schlauch. — Redenhalten auch nicht meine Sache, wenn auch unter euch einmal ſtudirt. Aber nur zum Plaiſir, und iſt ſchon an die fünfunddreißig Jahre her. — Aber wenn's gilt — Courage haben! — Anno dreizehn, vierzehn, fünfzehn — potz Blitz! Ei ja, da hat es gar wetteriſch gekracht! Und da war ich auch dabei unter der wilden, verwegenen Jagd. — Drei Bleſſuren gekriegt durch Kugel und Hieb. Aber erſt nach der Schlacht bei Leipzig den Säbel wieder an die Wand gehängt und mein Stammgut in die Hand genommen. — Ei, war mir gar ein lieber Kamerad — der Theodor Körner. Bei Lützow's Freicorps Lieutenant geweſen, wie ich. Hat mir manchmal ein juſt fertig gewordenes Kriegslied vordeclamirt auf Vorpoſten und im Bivouac. Ganz magnifique Sachen und ſüperb amüſirt dabei. — Aber die Hauptſache, liebe Brüder! — Körner auch ſo geweſen, wie er verſificirt. — Viel ſchöne Lieder gemacht, aber auch juſt ſo viel Courage entwickelt vorm Feind. Und wohl gemerkt, zuletzt geblutet und gefallen fürs Vaterland! — Ei ja, ſolche deutſche Reimſchmiede mir ſchon recht — zum Encouragiren mit der Feder und zum Dreinſchlagen mit dem Schwert. — Drum die Moral daraus für die Franconia: Nicht nur von Deutſchland plaudern und ſingen und jubiliren, ſondern auch eintreten mit dem Säbel in der Fauſt, wenn's wieder einmal gilt. Freilich wann, wie und gegen wen? — Je nun, bin kein Prophet, will auch

keiner ſein. Aber kann ſchon noch kommen. Franzoſen immer noch in Paris und Vater Rhein deutſcher Fluß. Alſo jetzt, als alter Lützow'ſcher Jäger ohne viel façon de parler — kurz und gut: deutſches Vaterland hoch und die Courage dafür zu ſtreiten und zu ſterben, wie dazumal in Lützow's wilder, verwegener Jagd! — Hurrah, hurrah!"

So ſehr auch dieſe nur ſtoßweiſe hervorgepolterten Soldatenworte allen Regeln der Grammatik und Rhetorik ſpotteten, ſo war doch ein ſo allgemeines Feuer davon in allen Herzen angezündet worden, daß die Hurrahs mit Trompetentuſch immer noch nicht enden wollten, als die vier vorigen Präſides nun wieder die mit Mützen angefüllten Schläger ergriffen, um den zweiten Theil des Landesvaters zu beginnen. Erſt jetzt kehrte die Ruhe allmälig wieder zurück.

Und horch, nun ſingt an den vier Tafelreihen jeder Präſes, da er die Mütze ſeines Nachbarn wieder aus dem Schläger ſtreift, ſie ihrem Beſitzer aufs Haupt ſetzt und dann mehrmals mit der flachen Klinge berührt:

„So nimm ſie hin!
Dein Haupt will ich bedecken,
Und drauf den Schläger ſtrecken,
Es leb' auch du, mein Bruder, hoch!
Ein Hundsfott, wer dich ſchimpfen ſoll!"

Dann reichen Beide ſich die Hände, küſſen ſich einander, und ſich fortwährend die Hand ſchüttelnd, ſingen ſie zuſammen:

„So lange wir uns kennen,
Woll'n wir uns Brüder nennen;
Es leb' auch du, mein Bruder, hoch!
Ein Hundsfott, wer dich ſchimpfen ſoll!"

Aber wie Hermann jetzt zu ſeinem Vater trat, ihm ſeine wunderſchöne Cerevismütze aufſetzte und in herzlicher Variation dann zu ihm ſang:

„Es leb' auch du, mein Vater, hoch!
Ein Hundsfott, wer dich ſchimpfen ſoll!“

Da tätſchelte Vater Stark Hermanns Narbe auf der linken Wange und ſagte dabei: „O du guter Sohn, du haſt mich nicht beſchimpfen laſſen.“ — Und als die andern Verſe zum Singen kommen ſollten: „So lange wir uns kennen, woll'n wir uns Brüder nennen,“ da küßten ſich Vater und Sohn zuvor ſo lang und innig, daß ſie zu dieſen Worten gar nicht mehr kommen konnten. Und Hermann trat ab mit naſſen Augen, um bei dem nächſten Nachbar ſein Präſidentenamt weiter auszuüben.

Trotz dieſer rührenden Scene vergaß indeſſen Vater Stark doch nicht, ſogleich ſeine Cerevismütze wieder abzunehmen und ängſtlich nachzuſehen, welch' garſtiges Loch wohl dieſer Schlägerſtich darin hinterlaſſen habe. Und in ſeiner altgewohnten conſervativen Virtuoſität ſchüttelte er verdrießlich den Kopf, da er den mächtigen Riß mitten in den Strahlen des Silberſternes betrachtete: „Hm, hm, es iſt doch jammerſchade. Jetzt dieſes ſchreckliche Loch in dieſer koſtbaren Mütze! — Kurioſe Mode mit dieſem Durchſtechen. Da hätte ſich doch gewiß auch eine andere, weniger ruinirende und doch nicht minder feierliche Form erfinden laſſen. — Ja, dieſe Studenten! — Wie, was?“

Und wieder ein neuer Auftritt im Landesvater, mit dem er jetzt ſein Ende findet.

Sieh' hin, die vier Präſides, deren Mützen nun noch allein an den Schlägern ſtecken, ſetzen ſie ſich, auf Stühlen ſtehend, unter demſelben Geſange nun ſelber auf. Zuletzt ſchlagen ſie mit den Schlägern zuſammen und ſingen dazu:

„So feſt als Deutſchlands Eichen ſtehen,
Steh' Franconia, bis wir zu Grabe gehen,
Ihr Ziel ſei Ewigkeit!“ . . .

„Exeat Commercium!“ rief nun der Senior Hermann Stark, und die eigentliche Feier war zu Ende. Aber noch lange nicht

das Zechen, Singen und Schwärmen. Nun wurden erſt dampfende Punſchbowlen aufgetragen. Und die alten Jünglinge von ſiebzig, ſechzig und fünfzig Jahren ſtimmten das alte, berühmte Lied an:

„Gaudeamus igitur,
Juvenes dum sumus.
Post jucundam juventutem,
Post molestam senectutem
Nos habebit humus.“

Papa Schlauch ward ſtets mit ſeiner Stimme zuerſt gehört und auch Präſident Schlehdorf ſang noch mit und hielt bis nach Mitternacht aus. Ebenſo ſaß auch das Fäßle auf ſeinem Stuhle wie angeleimt vor ſeinem Punſchglaſe und ſchaute ſo hell und luſtig drein, als ſei er gerade erſt Morgens aufgeſtanden, während mancher der Jüngeren hinter ſeiner Hand ein verſtohlenes Schläfchen machte, um ſogleich wieder mit muthwilliger Neckerei von den Alten aufgeweckt zu werden.

Nur Einer ſchlich ſich mitten in dem „gaudeamus igitur“ unter dem Schutze Fritz Kreutzers, der heute Hermanns Sohnespflicht vertreten mußte, mit franzöſiſchem Gruße unbemerkt davon. Noch länger auszuhalten und gar noch mit dem verlockenden Punſche nähere Freundſchaft zu ſchließen, dazu reichte denn doch ſeine ſiebzigjährige Jugend nimmer aus, mit ſo jugendfriſchem Herzen er auch dieſe drei Feſttage durchgelebt hatte.

* * *

Am andern Morgen ſchrieb Vater Stark als letzten Bericht an Mutter Roſalie:

„Liebſte, beſte Frau! Da ſitzt wieder dein unverbeſſerlicher, leichtſinniger Bruder Studio, zwar ſoweit ganz geſund und geiſtig friſch, wie es ſich für meine jungen Jahre gar nicht anders paßt,

aber doch ein wenig übernächtig und leiblich abgeſpannt. Mein altes Corpsphiliſterherz iſt auch von dem geſtrigen Feſtcommers ſo übervoll, daß ich nicht in einem zwölf Seiten langen Briefe dir alle Eindrücke mittheilen könnte. Vorläufig nur Eines, daß auch ich eine Rede gehalten habe, nach der gar viele Augen ſo wenig trocken geblieben waren, wie meine [illegible]nen. Alles aus Freude darüber, weil uns der liebe Gott einen ſo über alles Lob erhabenen, guten, treuen Sohn geſchenkt hat. Ich ſage dir, wie der geſtern Abends zu allererſt prächtig geredet hatte! Ich konnte mich gar nicht genug darüber verwundern. Und ich glaube, er würde uns Advokaten daheim miteinander trocken legen. Und dieſer edle Geiſt in ſeinen Worten! Ganz ſo, wie er ſelber. Darum klangen ſie auch für Alle ſo glaubwürdig und bewirkten eine ſo tiefe Begeiſterung. Ich hätte ihm ſogleich um den Hals fallen mögen, was ich auch nachträglich wirklich gethan habe. — Heute Nachmittag iſt nun zum Schluſſe noch Kellerſuite auf dem Bergkeller und Abends großer Fackelzug durch die Stadt. Ich hätte nun wohl eine rechte Sehnſucht, auch den ehrlichen Berggirgl kennen zu lernen und ihm noch perſönlich dafür zu danken, daß er unſern Hermann einſt ſo treu gepflegt hatte. Aber es geht doch nicht mehr, auch mit dem beſten Willen nicht. — Ich bin wirklich jetzt todmüde. Und meine auf das höchſte geſteigerte Sehnſucht nach Ruhe überwiegt jede andere. — Mag man ſagen, was man will, ſo eine pedantiſche, geregelte Lebensweiſe wie die meine hat doch auch ihren Reiz, der dem Herzen und Geiſte nie zum Ueberdruß wird, ſo wenig wie ſchwarzes Brod und Rindfleiſch dem Magen. — Und ſo werde ich mich denn auch heute Nachmittag in Gottes Namen wieder auf den Heimweg machen, Kreutzer und Horn gehen auch ganz gerne mit. Auch ſie ſind müde, obwohl um ſo viele Jahre jünger als ich. — In drei Tagen bin ich dann wieder in meinem lieben Hauſe und deinen lieben Armen. Das neue Stück Eiſenbahn, zu der ich

ſonſt gar keine abſonderliche Sympathie haben kann, wenigſtens ſo im Ganzen, kommt mir bei meiner Heimreiſe für dieſen ſpeciellen Fall doch ſehr zu gute; und ich will mich mit dem Brauſen und Ziſchen dieſes eiſernen Ungethüms heimwärts ſchon eher befreunden, wie auf dem Herwege. — Wir laſſen alſo von der nächſten Eiſenbahnſtation aus unſern Wagen leer heimfahren. Bis dahin gedulde dich noch, meine liebſte Frau! — Ich komme zurück mit dem glücklichſten Herzen der Welt, übervoll an Vaterſtolz und unauslöſchlichen Erlebniſſen, darin ich in des Sohnes Jugendzeit der eigenen gedachte, wenn ſie auch um mindeſtens neunzig Prozent unter der ſeinigen an Bedeutung ſtand. — Aber ich denke mir, doch hundertmal beſſer für mich, jetzt der unbedeutende Vater eines bedeutenden Sohnes zu ſein, als umgekehrt, was auch in der Welt gar manchmal vorkommt. Und ſo ſage ich ſchon jetzt all' den unvergeßlichen Tagen Lebewohl, die ich hier am Herzen meines Sohnes durchleben durfte. Ich betrachte ſie als ein beſonders gnädiges Geſchenk des Himmels, das er mir noch am Rande des Grabes beſcheert hat. Aber wie geſagt: trotz all' dieſer pompöſen Feſtfreuden ſehne ich mich doch unausſprechlich nach meinem ſtillen Hauſe, nach Kanzlei und Tribunal, und ganz abſonderlich nach dir, du beſte aller Frauen und Mütter, du der Friede und die Stütze deines in dir immer gleichbeglückten, ewig treuen

Chriſtoph."

XIV.

Die Auguſtinusmeſſe und die Doctortaxen.

Eines Abends in der erſten Octoberwoche, über vier Monate nach Vater Starks glücklicher Heimkehr, ging die alte Dorothee über den Rittersberg durch die Schloßgaſſe in den Pfarrhof hinunter; und man ſah es der ganzen Art ihres Ganges an, daß ſie unter dem Schutze der Dämmerung gern unbeachtet bleiben wollte.

„Ei, ei, was führt mir die Dorothee noch ſo ſpät daher? Es wird doch Niemand von der Herrſchaft krank ſein?“ Mit dieſer beſorgten Frage empfing ſie der Dechant in ſeinem Studirzimmer, darin er gerade auf ſeinem beſcheidenen Kanapee zur gewohnten abendlichen Erholung die Zeitung las. Er hatte ſchon an Hermann die Taufe vollzogen und war in ſeinem milden apoſtoliſchen Geiſte durch all' die Jahre mit dem Erkerhauſe treu befreundet geweſen. Aber auch die alte Dorothee, als ein unzertrennliches Glied der Stark'ſchen Familie, war bei ihm, wie ſie manchmal laut deſſen ſich rühmte, „ſehr gut angeſchrieben.“

„Gott behüte, Herr Dechant, es iſt bei uns Alles ganz geſund bis auf mich, wo es mir eben alle Tage ärger in den alten Knochen brennt und reißt, was mir aber doch kein Menſch anmerken ſoll,“ erwiederte nun die Dorothee und rückte dann ein wenig zimpferlich

mit ihrer eigentlichen Angelegenheit heraus. „Wiſſen Sie, Herr Dechant, ich hätte jetzt nur eine recht kurioſe Bitte an Euer Hochwürden. Aber Sie dürfen mich bei Leibe nicht auslachen. Das ſag' ich Ihnen im Vorauk.“

„Ei, wo denkt ſie hin, gute Dorothee? Ich ſie auslachen, wenn ſie zu ihrem Seelſorger kommt! Alſo nur friſch heraus mit ihrer Bitte! Wenn ich ſie ihr gewähren kann, ſo weiß ſie, daß ich es herzlich gern thue; denn ich halt' ein gar großes Stück auf ſie und ihr Beiſpiel in der Gemeinde, wo treue Dienſtboten alle Tage rarer werden durch dieſes verdorbene Fabrikvolk. Nun alſo, komm' ſie, ſetze ſie ſich erſt ein wenig zu mir her!“

„Mit Ihrer gütigen Erlaubniß, Herr Dechant! denn das lange Stehen kommt mich ſchon ein wenig hart an. Sonſt wär' ich gewiß nicht ſo couragirt.“

Mit dieſen Worten ſetzte ſie ſich dem Dechant gegenüber auf einen hölzernen Stuhl. „Nun, ſo will ich es Ihnen halt ungenirt ſagen, wenn's auch vielleicht dumm herauskommt. O Herr Dechant, nehmen Sie's aber nicht übel, ſagen Sie mir doch einmal einen recht gelehrten Heiligen!“

„Was, Dorothee, einen recht gelehrten Heiligen? Ja, wozu denn?“ lächelte der Dechant ſie verwundert an. „Vielleicht zu einer Gevatterſchaft?“

„Sehen Sie, Herr Dechant, jetzt lachen Sie mich doch ſchon aus,“ fiel die Dorothee verletzt ein.

„Bewahre Gott, Dorothee,“ beruhigte ſie der Dechant und zwang ſich zu einer ernſten Miene. „Nun da will ich ihr gleich den ſehr gelehrten Kirchenvater Ambroſius nennen. Iſt ihr der Name recht?“

„Ambroſius, Herr Dechant?“ meinte naſerümpfend die Dorothee. „Ich weiß nicht, der gefällt mir doch nicht ganz. Ich kenn' ihn überhaupt zu wenig. Wiſſen Sie nicht noch einen?“

„O gewiß, noch ſehr viele. Wenn ich aber nur wüßte, wozu

ſie ihn eigentlich haben wollte; dann könnte ich ſchon leichter die rechte Auswahl treffen."

„Ja, das kann ich Ihnen erſt ſpäter ſagen, wenn ich einmal den rechten weiß. Erſt ſagen Sie mir noch ein paar Namen, Herr Dechant! Aber nichts für ungut!"

„Nun ſo will ich ihr gleich mehrere hintereinander nennen. Da iſt z. B. ein ſehr gelehrter Heiliger — auf den beſonders die Theologen viel halten, der heilige Thomas von Aquin. Dann haben wir unter vielen Andern den heiligen Benedict, den heiligen Papſt Gregor, den heiligen Bernhard, den heiligen Auguſtinus, den heiligen ...."

„Halt, Herr Dechant!" unterbrach ihn haſtig die Dorothee, während ſie bei den früheren mehr oder minder den Kopf geſchüttelt hatte. „Jetzt haben Sie eben den rechten hergeſagt. Nicht wahr, das iſt doch der nämliche, dem ſeine Mutter, die heilige Monica, ſo lange nachgegangen iſt, bis er ſich als reuiger Sünder bekehrt hat? Gelt, Herr Dechant, den meinen Sie doch?"

„Gewiß, liebe Dorothee, ganz denſelben."

„Nun, dann iſt es ſchon recht," fiel ſie mit glänzenden Augen ein. „Dann haben wir ſchon den wahren, den ich jetzt brauchen kann, und zu dem ich mein volles Zutrauen hab'. Ich dank' Ihnen auch recht ſchön, Herr Dechant."

Danach holte ſie aus der Schurztaſche ein leinenes Säckchen heraus und legte aus dieſem beſcheidenen Geldbeutel zwei blanke Gulden auf den Tiſch.

„Aber Dorothee," fragte der durch dieſe ſtumme Manipulation noch mehr neugierige Dechant weiter. „Nun darf ich doch wiſſen, wozu ſie den heiligen Auguſtinus brauchen kann?"

„Na, jetzt ſchon, Herr Dechant," antwortete die Dorothee und ſetzte ſich auf ihrem Stuhl erſt jetzt mit voller Gemüthsruhe zurecht. „Sehen Sie, Herr Dechant, die Geſchichte iſt nämlich ſo: mein Hermännle muß heut über acht Tage auf der Univerſität ſein Examen

machen, von acht bis zehn Uhr, wie er uns vor ein paar Tagen geſchrieben hat. Und da hat der Herr Doctor und die Frau Doctorin ſchon geſagt, daß wir dann alle drei gerade ſo lang in die Kirche gehen wollen, als die Herren Profeſſoren mein Hermännle in der Kur haben. Nun war er zwar von jeher ein fleißiger Bube. Denn an Ermahnung hab' ich es bei ihm von Kindsbeinen an niemals nicht fehlen laſſen. Einen ungeheuer geſcheidten Kopf hat er auch, wo ja die ganze Stadt weiß, wie er immer die erſten Prämien heimgebracht hat. Und auf der Univerſität hat er auch merkwürdig viel ſtudirt. Da fehlt's alſo gar nicht, ſo wenig wie an ſeiner Courage. Denn wo es ſein Lebtag was gegeben hat, da war er immer vorn dran, eher zu viel als zu wenig. Nun, was ein rechter Mann werden will, muß auch zuvor ein rechter Bube geweſen ſein, hab' ich immer zu ſeinem Vater geſagt, wenn der gar ſo ſchrecklich lamentirt hat. Aber ſehen Sie, Herr Dechant, 's iſt eben doch eine kurioſe Geſchichte mit ſo einem Examen, denk' ich mir. Ein Narr fragt oft mehr, als hundert geſcheidte Leute antworten können, heißt's ja ſchon im Sprüchwort. Und in dem Examen, hat er uns geſchrieben, ſind's gar ihrer acht, die mein Hermännle dazwiſchen nehmen, und jeder eine Viertelſtunde. Herr Jeſus, kann da ſo einem Profeſſer nicht Alles einfallen von übergwergem Gefrage! Na, und wenn unter denen acht nur ein paar ſo kurioſe Heilige ſind, wie zum Exempel der Herr Profeſſer Schneider mit ſeinem Frack, Gott hab' ihn ſelig, oder der andere ſaubere, wo auf dem Gymnaſium ihn ſo malträtirt hat, wo aber mein Hermännle ihm ſeine eingebrockte Suppe gar arg verſalzen hat — ſehen Sie, Herr Dechant, da mein' ich eben immer, daß mein Hermännle mit all' ſeinem ſtudirten, geſcheidten Kopf beim Examen doch noch ganz gut einen außerordentlichen, himmliſchen Beiſtand brauchen könnt'. Schaden kann er ihm einmal auf gar keinen Fall. Und darum hab' ich an Euer Hochwürden eben die gehorſamſte Bitte, daß Sie heut über acht Tage um acht Uhr

für mein Hermännle eine heilige Messe lesen möchten zu Ehren und unter Anrufung des heiligen Augustinus. Und wenn Sie die Mutter Monica gleich dazu nehmen könnten, dann wäre mir's um so lieber. Denn so eine heilige Mutter im Himmel, denk' ich immer, die auf Erden einmal für ihren eigenen Sohn so viel erbetet hat, daß der sogar ein Heiliger worden ist, der käm's nun auch für einen fremden Sohn nicht absonderlich schwer an, eine besondere Gnade zu erbitten, vorab, wenn ihr grundgelehrter Sohn im Himmel ihr noch so ungefähr auseinandersetzt, wie's heutzutag in denen Examen auf der Welt mitunter so närrisch zugeht. Meinen Sie nicht auch, Herr Dechant? Ich denk' immer, so ganz blitzdumm wär's eben doch nicht, was ich Ihnen jetzt da gerade gesagt hab'. Also mit meinem Anliegen wär' ich eigentlich fertig. Und von den zwei Gulden da ist einer für die heilige Messe und für den andern soll eine Extrakerze zu Ehren der heiligen Mutter Monica brennen. Und so dächt' ich, wär' dann mein Hermännle für sein Examen prächtig versorgt, und dann könnten die Professoren ihn ausfragen, so viel sie nur wollten, denn sie bekämen doch immer gleich die richtige Antwort. So, jetzt wissen Sie's und jetzt lachen Sie mich aber auch nicht aus!"

„Gute, treue Dorothee," sprach jetzt mit feucht gewordenen Augen der menschenfreundliche Dechant. „Wer ihr jetzt zugehört hätte und sie ihrer Worte und frommen Meinung halber spottend verlachen könnte, er sei Katholik, Protestant, Jude oder Heide, den könnte ich wenigstens vom Grunde meines Herzens nur bedauern. — So, liebe Dorothee, und nun stecke sie ihre zwei Gulden nur getrost wieder ein. Ich werde ihre bestellte Messe lesen, so andächtig ich es nur vermag. Und auch die Kerze wird sie brennen sehen. Aber Geld von ihr nehm' ich keines. Ich gehe wahrhaftig heute freudiger zu Bett, als hätte mir ein reicher Mann hundert Gulden für meine Armen geschenkt. Meinem Priesterherzen hat sie heut ein noch viel reicheres Geschenk

gemacht und ich bin im Voraus von ihr mehr als hinlänglich bezahlt."

Damit reichte er ihr die zwei Geldstücke, die sie aber beleidigt zurückwies.

„Nein, Herr Dechant, das thu' ich beileibe nicht; was nützt mich denn Ihre ganze Messe, wenn nicht auch von mir ein Opfer dabei ist? Und wenn's mir als einem armen Dienstboten auch ein wenig weh' thut. O desto besser, Herr Dechant, für mein Hermännle und sein Examen. Und da thäten Sie mich recht schimpfiren, wenn Sie mir mein Geld nun gar nicht abnehmen wollten, weil ich eben nur eine alte Dienstmagd bin."

„Nun gut, liebe Dorothee," beruhigte sie der Dechant, „dann soll das Geld bei mir da bleiben. Aber nicht wahr, das erlaubt sie mir doch, daß ich es einem Armen geben darf, der dann am nächsten Montag ihr kann beten helfen? Und horch, da hör' ich gerade draußen die halbblinde Weberskatherine im Gang herumtappen. Sie kennt sie ja wohl auch, eine recht brave, fromme Person. Ich will sie hereinrufen, Dorothee, und ihr die zwei Gulden in ihrem Namen geben. Bei dieser ist ihr Geld ganz sicher angelegt und auch mit den höchsten, himmlischen Zinsen für sie und ihr Hermännle. Meint sie nicht auch?"

„Nun ja, Herr Dechant, so lass' ich mir's meinethalben auch noch gefallen. Aber daß Sie ihr beileibe nicht sagen, daß das Geld von mir kommt. Du lieber Himmel, das thäte sich aber gut ausnehmen, wenn eine arme Person vor der andern großthun wollte. Und ich mag es überhaupt nicht haben, daß sie's am End' in der ganzen Stadt ausplaudert. Sonst sind die Zinsen da droben schon caput, bevor das Kapital nur recht angelegt ist. Aber wenn Sie ihr ein andermal sagen wollen, daß sie am nächsten Montag vielleicht den freudenreichen Rosenkranz für irgend ein Anliegen mitbeten solle, wo sie aber gar nicht zu wissen braucht, warum, so hab' ich nichts dagegen. Und Sie können

ihr ja das Geld auch morgen geben, oder wenn Sie wollen, denn es ist die höchste Zeit, daß ich mich wieder auf den Heimweg mache. Meine Herrschaft wird gar nicht recht wissen, wo ich so lang in der Dunkelheit draußen stecken bleibe. Wissen Sie, Herr Dechant, ich hab' daheim eben gesagt, daß ich zum Weber gehe von wegen meinem neuen Stück Tuch. Nun gelogen war es gerade nicht, denn ich war auch wirklich dort. Aber daß ich auch in den Pfarrhof hereinginge, davon habe ich natürlich nichts gesagt. Es wird ja gerade keine Sünde sein. Ich kennte ja nicht anders. Und, Herr Jesus, das hätt' ich jetzt wirklich rein vergessen. Herr Dechant, was ich Ihnen jetzt Alles da gesagt habe von wegen der heiligen Messe und der Kerze, das bleibt aber zwischen uns, wie in der Beichte, für ewige Zeiten. Und jetzt bedank' ich mich auch schön, daß Sie mein Anliegen so gut besorgen wollen und doch keinen Kreuzer dafür nehmen. Das war recht christlich von Ihnen, und unser Herrgott wird's Ihnen schon vergelten. Also nochmals gute Nacht, Euer Hochwürden!"

„Nur noch einen Augenblick, gute Dorothee! Ich möchte ihr noch gar zu gerne was in ihren heutigen Schlaf mit heimgeben. Sehe sie ein paar Worte — aus diesem Buche."

Darauf nahm der Dechant das neue Testament von seinem Büchergestell, schlug rasch eine Seite auf und deutete mit dem Finger auf eine Zeile.

„Seh' sie, liebe Dorothee, da steht geschrieben aus dem Munde der ewigen Wahrheit: Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich. — Glaube sie mir als ihrem Seelsorger, als das fleischgewordene Wort diese Verheißung den Menschen verkündete, da hatte sein in die Zukunft allschauendes Auge unter den Millionen, die dieser Verheißung sich einst würdig machen werden, auch ganz besonders sie geschaut. Und jetzt gute Nacht, liebe Dorothee!"

Die Dorothee drückte einen stummen Kuß auf des Dechants

Hand, die ihr diese Stelle gezeigt hatte. Das war ihre ganze Antwort. Dann ging sie durch die hereingebrochene Herbstnacht wieder hinauf zum Rittersberg. Kurz nach ihr tappte die halbblinde Weberskatherine in ihre dürftige Kammer heim, freudig und glücklich, wie seit Jahren nicht, mit ihrer Abendsuppe, die sie täglich im Pfarrhof holte und ihren zwei Gulden der alten Dorothee, von der sie keine Ahnung hatte.

* * *

Acht Tage darauf Morgens Punkt zehn Uhr traten Vater Stark und Mutter Rosalie von ihrer zweistündigen Andacht aus der Stadtkirche auf den Marktplatz. Die Dorothee ging, mit sichtlichen Schmerzen, etwas hinkend zu ihrer Seite. Aber sie verbarg es, so gut sie nur konnte, und machte ein seelenvergnügtes Gesicht dazu. Auch die arme Weberskatherine trat jetzt aus dem Seitenpförtlein und schlich längs der Kirchenmauer in ihre Hintergasse heim.

Und Vater Stark sagte seufzend: „Mein Gott, nun ist sein Examen auch zu Ende. Wie mag es ihm wohl gegangen sein? So acht Examinatoren; es ist keine Kleinigkeit. — Und der glückliche Zufall spielt dabei mit, so gut wie das Unglück."

„O gut ist es ihm gegangen, lieber Mann," beruhigte Frau Rosalie seine ängstlichen Zweifel. „Er hat ja immer so fleißig studirt. Und das wird ja doch zuletzt den Ausschlag geben."

„Was sagen Sie, Frau Doctorin?" fiel jetzt auch die Dorothee ein mit mysteriöser Prophetenmiene. „Nur gut wär's meinem Hermännle gegangen? Ei, wo denken Sie hin? Nein, nicht nur gut, ganz prächtig ist's ihm gegangen. Das will ich meinen. Alles miteinander hat er ihnen nur so am Schnürchen hergesagt. Ja wohl! Alle acht Professoren mit einander hat er klein gekriegt. Das sag' jetzt ich, sein altes dummes Dorthele. Und warten Sie nur einmal auf seinen nächsten Brief, ob ich nicht Recht

bekomme. Ja, wenn man auch nicht studirt ist, man weiß doch auch seine Sachen, die mancher Studirte nicht weiß. Geben Sie nur Acht!"

Frau Rosalie lächelte still vor sich hin über diese gläubige Einfalt der Dorothee, und Vater Stark sagte:

„Aber, liebe Dorothee, nimm sie mir's nicht übel, da macht sie mich aber wirklich jetzt herzlich lachen. Ja, woher will denn sie das Alles so genau wissen? Sie hat ja von einem solchen Universitätsexamen keinen blassen Schein. Wie, was?"

„Ja lachen Sie nur, Herr Doctor," replicirte mit ungeschwächter innerer Gewißheit die Dorothee. „Lachen ist ja überhaupt viel gesünder, als Weinen. Aber deßhalb krieg' ich doch Recht. Und wenn ich es nur sagen möchte, woher ich das so bestimmt weiß. Aber nicht um die Welt. O unsereins hat auch seine Geheimnisse, Herr Doctor!"

Dabei nickte sie mit einer gewissen versteckten Schalkheit zum Morgenhimmel hinauf und sagte dabei für sich: „Gelt, heiliger Augustin und heilige Mutter Monica, wenn nur ihr zwei und ich und der Herr Dechant es wissen, daß ich Recht habe! Die Hauptsache für meine Herrschaft ist ja doch sein prächtiges Examen. Und ich dank' euch eben da drob' nochmals viel tausend und tausendmal."

Während diese Drei mit so verschiedenen Empfindungen über Hermanns juristische Schlußprüfung ins Erkerhaus eintraten, saß er selber fern von ihnen noch mit dem schwarzen Examinationsfrack an seinem Schreibtisch, und warf in freudigster Hast die glücklichen Worte aufs Papier:

„Liebste, beste Eltern!

So eben aus dem Examen gekommen. Mit Glanz bestanden. Alle acht Stimmen. Keine Frage unbeantwortet gelassen. Nun noch in drei Tagen der Doctor utriusque juris — und zwar

ohne weitere Prüfungs- und Promotionstaxen. Bloß öffentliche Disputation, auf die ich mich nur freue. Denn erſt jetzt, nach glücklich beſtandener theoretiſcher Prüfung, will ich euch auch die andere Freudenbotſchaft mittheilen: ich habe die juriſtiſche Preisaufgabe mit dem erſten Preiſe gelöst. Der Doctor utriusque juris geht gratis drein. Nun freut euch recht mit mir, geliebte Eltern! ich küſſe euch tauſendmal. Auch das Dorthele und die ganze Verwandtſchaft. In längſtens acht bis zehn Tagen bin ich bei euch für immer. Gott mit euch und den tiefſten Dank meines Herzens für all eure unendliche, zärtliche Liebe! Wie will ich ſie daheim vergelten! Und nun zu einem Glas Rheinwein. Alle meine Freunde erwarten mich dort. Wie ſoll auf euer Wohl getrunken werden!

Euer
glorreich abſolvirter, überglücklicher
Hermann."

Soll ich dir den ſtillen Herzensjubel unſerer guten Eltern Stark noch beſonders ſchildern, als vier Tage darauf Vater Chriſtoph aus ſeinem Studirzimmer in die Erkerſtube hinaufgeſprungen kam, und noch- und abermals mit ſeiner Roſalie dieſe Freudenbotſchaft durchlas, und eine Ehehälfte die andere umarmte, zum Danke, daß eine der andern dieſen braven Sohn geſchenkt? — Ach, war das ein lichtvoller Morgen im alten Erkerhauſe, ſo düſter auch draußen der Herbſtnebel es umwallte.

„O du mein lieber, treuer, prächtiger Sohn," ſtammelte Vater Stark, „wie lohnt dieſe eine Stunde mir jetzt alle meine Liebe und Sorge von zweiundzwanzig Jahren! — Das ſchwere, achtfache Examen ſo glorreich beſtanden, die Preisaufgabe gelöst und Doctor juris ohne Prüfung und Taxen! Ach und in acht Tagen kommt er wieder und bleibt bei uns für immer! — O Mütterchen, werd' ich denn all dieſes Glück nur noch aushalten können?"

Daß er vor Allem auch der Dorothee, die dies Alles auf dem Heimwege von der Kirche so haarklein prophezeit, die erhaltene Botschaft mittheilen sollte, darauf hatte er im ersten Freudenrausche ganz vergessen. Nichtsdestoweniger aber war sie von ihres Herrn exaltirtem Ausruf aus ihrem Hinterstübchen schon selber hereingelockt worden. Und wie sie ihn just in der scheinbar tragischen Haltung traf, da er am Halse Rosaliens lag, und sie dabei Hermanns Brief auf dem Tische sah, schlug sie mit grellstem Lamento die Hände überm Kopf zusammen.

„Herr Jesus! Herr Doctor! Mein Hermännle ist doch nicht etwa gar durchgefallen?"

„Durchgefallen? — Gott bewahre, Dorothee!" rief Vater Stark, sich wieder ermannend, ihr entgegen. „Nein, durchgekommen! Ganz glorios durchgekommen ist er mit allen acht Stimmen, ganz genau, wie sie uns Alles prophezeit hat."

„Nicht wahr, ich habe Recht gekriegt?" triumphirte jetzt in der höchsten Stimmlage die Dorothee und platzte vor lauter Freudenwirrsal dabei heraus: „Ja, aber auch mein heiliger Augustinus und meine Mutter Monica!"

Die beiden Namen aber waren noch nicht recht aus ihrem Munde, so bekam sie auch schon einen Todesschrecken darüber, daß sie sich so arg verschnappen konnte, und in peinlichster Verlegenheit sah sie zu Boden.

„Was sagt sie, Dorothee? — Ihr heiliger Augustinus?" — fiel im Nu Vater Stark befremdet in diesen räthselhaften Ausruf ein. „Ja, was soll denn der jetzt mit Hermanns Examen zu schaffen haben?

„Und die Mutter Monica?" ergänzte Frau Rosalie, nicht minder erstaunt.

„Wie? Was meinen Sie? — Monica? — Augustinus?" stotterte die Dorothee und wußte sich gar nimmer herauszuhelfen. „Hab' ich davon wirklich was gesagt? das wär' aber doch curios.

Ja, wenn man eben alt wird, was man da kindisches Zeug in die Welt hinausplaudert. Guck einmal an, Augustinus — Monica! — Ja gleichen hab' ich auch schon von ihnen. Und das sollen wirklich auch ganz besonders heilige Menschen gewesen sein. Nicht wahr, Herr Doctor und Frau Doctorin, davon haben Sie gewiß auch schon was gehört?"

Vater Stark wußte wirklich nicht recht, was er eigentlich von dieser Antwort der Dorothee halten sollte. Mutter Rosalie jedoch, deren feines Frauenherz auch hier wieder, wie schon so oft, das Richtige herausgefühlt, daß hier wohl ein Geheimniß mit im Spiele sei, das die zarteste Schonung verdiene, half der Dorothee aus ihrer argen Verlegenheit mit den liebreichen Worten:

„Ja gewiß, liebe Dorothee, das sind zwei sehr große Heilige gewesen, deren Tugenden uns recht zur Nachahmung aneifern sollen. Und namentlich eine Mutter, wie ich, hat von dieser heiligen Monica gar viel zu lernen, vor Allem das Vertrauen und die Kraft des Gebetes. Und nun freue sie sich eben recht mit uns, daß es ihrem Hermännle so gut gegangen ist. Er hat auch in all' seinem Glück an sein Dorthele einen ganz besondern Gruß geschrieben, wie er sie überhaupt noch in keinem einzigen Briefe vergessen hat."

„Ach, das vergelt' ihm auch der liebe Gott, dem braven, fleißigen Buben," sagte die Dorothee, und war herzlich froh, daß ihr Verschnappen wieder so glücklich vertuscht worden war. „Und jetzt will ich eben wieder in mein Hinterstübchen gehen und mich ans Spinnrad setzen. Und wenn Sie meinem Hermännle wieder schreiben, so schicken Sie ihm auch von mir tausend Küsse, und er hätte mir mit seinem guten Examen eben eine ungeheuer große Freude gemacht. Aber ich hätt' auch gar niemals nicht daran gezweifelt. So, lieber Herr Doctor und Frau Doctorin, nichts für ungut, daß ich so hereingerannt bin; und schönen guten Morgen beisammen!"

„Guten Morgen, liebe Dorothee," gab ihre Herrſchaft den Gruß zurück. Und ſie hinkte auf ihren gichtkranken Beinen in ihr Hinterſtübchen an das Spinnrad. Auf dem Wege dahin ſchüttelte ſie aber beſtändig den alten Kopf und täſchelte ihren zahnloſen Mund:

„Hm, hm! heiliger Auguſtinus und heilige Mutter Monica! Nein, ich ſag' nur, wie man ſich in meinen Jahren noch ſo dumm wie ein grasgrünes Schulmädel verſchnappen kann." —

Die beiden Eheleute blieben noch bei einander ſtehen. Mütter Roſalie hatte nach ihrer lieben Gewohnheit den Arm auf ihres Mannes Schulter gelegt, und über ihr kluges Geſicht kam ein eigner Glanz, dem man es anmerkte, daß er der äußere Wiederſchein eines lichten Gedankens war, der eben in ihrer ſchönen Frauenſeele geboren worden.

„Sag' einmal, Alterchen," fragte ſie lächelnd, „haſt du deine Doctorwürde auch ohne alle Taxen bekommen, wie jetzt unſer Hermann?"

„Ich, liebe Frau?" erwiederte Vater Stark über dieſe unerwartete Frage ein wenig erſtaunt. „Nein, das gerade nicht. Denn weißt du, zu meiner Zeit da gab's noch gar keine ſolchen Preisaufgaben, und darum hab' ich auch ganz natürlich keine löſen können. So hab' ich denn für meinen Doctortitel ein ganz hübſches Sümmchen bezahlen müſſen. Du darfſt mir aber ſchon zutrauen, daß, wenn ich heutzutage nochmals Student würde, mir vor einem ſolchen Preiſe auch nicht ſonderlich Angſt wäre, wie, was? Denn in meinem Doctorexamen bekam ich die Note cum eminentia, was auf deutſch ungefähr ganz ausgezeichnet heißt und auch damals ſchon höchſt ſelten vorkam."

„O daran hab' ich ja gar nicht im mindeſten gezweifelt," ſtimmte Roſalie in dieſes Selbſtlob ein und fragte, aufs Neue wieder lächelnd, weiter: „Aber ſag' mir einmal, liebes Männchen, wenn jetzt unſer Hermann die Preisaufgabe zum Beiſpiel nicht

gelöst hätte, wärest du dann doch noch dafür gewesen, daß er die Doctorwürde sich erworben hätte?"

„Ja gewiß, das will ich meinen. Weißt du, Rosalchen, so ein Doctor macht immer einen eigenen Respect, sowohl bei den Juristen, wie beim sonstigen Publicum. Unser Hermann mag nun Advokat werden oder was Anderes, der Doctor nimmt sich in jeder Stellung gut an ihm aus."

„Also auch, wenn er die Promotionstaxen hätte bezahlen müssen? — Auch dann, lieber Alter?"

„Freilich! Was liegt denn zu guterletzt noch an so ein paar hundert Gulden? Die verzinsen sich ja in seiner spätern Advokatur so gut, daß ein einziges Jahr das ganze Capital schon heimzahlt. Denn du glaubst gar nicht, was besonders die Bauern und noch vielmehr die Juden darauf halten. Wenn diese zu ihrem Advokaten nicht Herr Doctor sagen können, da meinen sie gleich, daß es mit der ganzen Juristerei bei ihm nicht weit her sei."

„Und wie viel meinst du wohl, lieber Christoph, daß deine Promotionstaxen ungefähr betragen haben?"

„Nun, weißt du in Bausch und Bogen so ungefähr an die dreihundert Gulden. Aber warte nur bis heute Nachmittag, dann kann ich dir auf Heller und Pfennig, und genau specificirt, die ganze Summe vorrechnen. Denn es fällt mir gerade ein, in meiner Registratur hab' ich ja alle Jahresrechnungen meiner Universitätszeit noch aufgehoben. Du weißt, Ordnung und Pünktlichkeit war von jeher meine Sache."

„Mach' dir deßhalb keine Mühe, lieber Mann! Ich weiß jetzt schon genug. — Also dreihundert Gulden," sagte Frau Rosalie gedehnt und sah den guten Doctor mit ihren lieben Augen bedeutsam an. „Und dieses Geld hättest du ohne sonderliche Angst vor Verschwendung von Herzen gern für Hermanns Doctortitel ausgegeben? Nun sieh', mein guter Alter, da ist mir ein Gedanke gekommen, und ich glaube, nicht aus mir, sondern wo ganz anders her."

Und sie legte den Arm nun noch inniger um seinen Hals und sagte:

„Denkst du noch daran, lieber Vater, als vor zweiundzwanzig Jahren unser Hermann in der Wiege lag, da haben wir aus Dank und Freude für unsern Neugebornen zwölf armen Kindern neue warme Kleider geschenkt. Und wie er nach seinem Nervenfieber uns wieder gerettet ward, thaten wir das Gleiche. Jetzt, mein lieber Christoph, ist unser Kind ein Mann geworden und unsere Hoffnungen haben sich an ihm so reich erfüllt, wie wir es kaum je gewagt hatten, es zu erwarten. Und so ist mir's vorhin übers Herz gekommen, ob wir nicht auch jetzt noch viel, viel mehr Grund zu Dank und Freude hätten, und die heilige Pflicht, auch an anderer Eltern Kinder zu denken, die an leiblichen und geistigen Gütern nicht so gesegnet worden sind, wie unser eigenes. Und so meine ich denn, guter Alter, natürlich nur mit deiner väterlichen Erlaubniß: diese dreihundert Gulden Doctortaxen, die Hermanns Talent und Fleiß eigentlich an unserm Vermögen erspart hat" — —

„O ja, tausendmal ja, ein herrlicher Gedanke, der schnurstracks aus dem Himmel niederkam, du gute, fromme Frau!" fiel Vater Stark in ihr Zögern mit ergriffenem Herzen ein. „Ja wohl, ganz mit einverstanden! Diese dreihundert Gulden, die schenken wir her. Und gerade wie bei Hermanns glücklicher Geburt und glücklicher Rettung sollen nun auch bei seiner noch viel glücklicheren Heimkehr zwölf arme Kinder ihre Freude haben. Treffen netto fünfundzwanzig Gulden auf den Kopf. Das trägt einen neuen Anzug, einen Christbaum und noch was für die Sparbüchse. Und auch unser Hermann wird gewiß nur freudig damit einverstanden sein, daß sein Erbtheil dann um so viel kleiner wird. Ich kenne ja sein edles Herz. Ach, du hast von uns Beiden doch immer die besten Gedanken, du kluges, barmherziges Mütterchen!"

Und sie küßten sich und dankten einander, er für den mütter-

lichen Vorſchlag, ſie für die väterliche Ausführung dieſes ſchönen Entſchluſſes.

„Und nicht wahr, Vater, wir machen es ſo,“ fuhr Frau Roſalie mit ihrer ſanften Stimme wieder weiter:

„Wie unſer Hermann am Sterben lag, da iſt gar viel für ihn gebetet worden, von katholiſchen Herzen ſo gut, wie von proteſtantiſchen. Das werd' ich mein Lebtag nicht vergeſſen. Und wie wir dazumal dieſes gemeinſame Gebet auch zu gleichen Hälften vergolten hatten, ſo wollen wir es auch heute wieder halten. Weiß ich doch ganz gewiß, daß, wie einſt die Sorge bei Hermanns Krankheit eine allgemeine geweſen, ſo nun auch die Freude über ſeine glorreiche Heimkehr bei unſern Mitbürgern ganz gleich vertheilt ſein wird, bei den katholiſchen wie den proteſtantiſchen. Drum wollen wir dieſe dreihundert Gulden auch jetzt wieder zu gleichen Hälften unter die Armen vertheilen. Meinſt du nicht auch, ſo wäre es recht gethan? Und unſer Herrgott hätte gewiß nichts dagegen.“

„Gewiß, gewiß,“ erwiederte Vater Stark, „mein Herz kann dir auch darin nur beiſtimmen. Und jetzt, liebes Roſalchen, will auch ich meinen Vorſchlag machen, für den ich um deine Genehmigung bitte.“

„O du haſt ſie ſchon im voraus, lieber Chriſtoph! Nun, laß hören!“

„Weißt du, liebe Frau, ich meine nämlich das: Einmal, damit allenfalls unverſtändige Menſchen, die uns nicht genau kennen, nicht glauben möchten, als wollten wir mit unſerm beſcheidenen Bischen Vermögen den Prahlhans ſpielen, und dann, weil es ja überhaupt gottgefälliger iſt, wenn die Linke nicht weiß, was die Rechte thut, ſo wollen wir dem katholiſchen, wie dem proteſtantiſchen Herrn Dechant unter dem Siegel ſtrengſter Verſchwiegenheit je hundertfünfzig Gulden übergeben und jedem die Auswahl würdiger armer Kinder überlaſſen. Nur unſer Her-

mann braucht noch davon zu wissen, sonst kein Mensch auf der Welt. Ich bringe dann diese dreihundert Gulden unter dem Posten: statt Doctortaxen für Hermann in die — Jahresrechnung. In dieser Fassung ist es nicht einmal gefälscht. Und unser Herrgott weiß ja doch Alles ganz genau, wie sich's damit verhält. Bist du nicht auch meiner Ansicht, liebe Frau? So gibt's kein unnützes Gerede und die Hauptwirkung bleibt sich gleich. Einverstanden, Rosalchen, wie, was?"

„Vollkommen, guter Christoph! du hast auch mir aus dem Herzen herausgeredet," sagte Rosalie und drückte ihm innig die Hand. „So, das wäre also bestens abgemacht. Nun muß ich aber nach meiner Küche sehen, sonst macht mir mein Herr und Gebieter heute Mittag ein böses Gesicht, wenn auf dem Tisch nicht Alles in Ordnung ist."

„O heute nicht," lachte Vater Stark. „Heute dürfte meinetwegen Suppe und Braten angebrannt sein, und ich lachte dazu."

„Nun ich will's doch nicht darauf ankommen lassen," neckte sie. „Also behüt' dich Gott! Ach, war das heute ein herrlicher, unvergeßlich glücklicher Morgen!"

„Gewiß war er das," stimmte der Doctor wehmüthig bei. „Wenn man nur nicht schon so alt geworden wäre! — Und ich will jetzt hinuntergehen und unserm zukünftigen Doctor die Antwort schreiben. Dann bring' ich sie dir zum Mittagessen herauf, daß auch du ein paar Zeilen mitgeben kannst."

Damit trennten sie sich zu ihren verschiedenen Geschäften.

Und während sie so über die Doctortaxen und deren wohlthätige Verwendung verhandelt hatten, war Hermann im fernen, dichtgedrängten Aulasaale unter den rothen Togaträgern gestanden, ein siegbewußter Kämpfer um den Doctorhut. Mit dem schneidigen Schwerte der Beredtsamkeit hatte er als triumphirender Arminius manch' zopfigen Varus in diesem Kampfe zu Boden geschlagen. Und als Seine Magnificenz mit der goldenen Kette

ihm in rhetoriſchem Pathos zu ſeiner neuen Doctorwürde gratulirte und all' die anderen gelehrten Herren des römiſchen und deutſchen Rechtes mit überſtrömenden Lobſprüchen die Hand ihm ſchüttelten, da geſchah ihm ſelber, als ſpüre er des ſeligen Fracſchneiders prophetiſchen Geiſt wieder einmal an ſich vorüberſchweben. Und der Kaiſer Rothbart, da ihm die mächtigſte Krone der Welt auf das Haupt geſetzt worden, er konnte damals ſein erlauchtes Haupt wohl auch nicht ſtolzer tragen, als jetzt der neue goldlockige Doctor utriusque juris, der vormalige Cheruſker, Hermann Stark.

XV.

Bemooster Bursche zieh' ich aus.

War das eine eigenthümliche Stimmung, in der unser heute Morgens promovirter Doctor beider Rechte nun Nachmittags durch das dunkle Tannenholz den ihm so wohlvertrauten Granitweg zum Bergkeller hinaufwandelte. — Zum allerletztenmale.

Nur wenige seiner liebsten Corpsbrüder, davon zwei seine Leibfüchse gewesen, waren seine Begleiter. Aber auch mit diesen wollte jetzt kein frohes Geplauder mehr aufkommen. Der letzte Rest von Hermanns Humor war heute Vormittag nach seiner glorioſen Doctorpromotion im Champagner verbraust, den er zur Feier der neuen Würde mit seinen Freunden getrunken, dabei er jedes Glas zu einem andern begeisterten Trinkspruch erhoben hatte.

Jetzt war in ihm dieses Morgens Dithyrambus zur abendlichen Elegie geworden. Der junge „Doctor," der erst dem Philisterium recht angehörte, war in Hermanns Bewußtsein vorderhand bei Seite gelegt, und nur der „bemooste Bursche" stieg jetzt in ihm hinauf, um droben Abschied zu nehmen von seiner „Jugendfröhlichkeit, die nicht wiederkehrt, die goldene Zeit," — wie es in einem alten Studentenliede heißt.

Als sie jetzt ans Wirthshaus kamen, stand auch schon der Berggirgl unter der Hausthüre, denn Hermann wurde von ihm

bereits zum Abſchied erwartet. Und er rief ihm ſchon auf zehn Schritte ganz traurig entgegen: „Grüß' Gott, lieber Stark!“ — Dann reichte ihm Hermann die Hand, und ſagte mit gedämpfter Stimme: „Alter, treuer Schwede! Jetzt heißt es eben — Abſchied nehmen.“

„Na, ſo ſei halt nochmal recht luſtig bei mir; will dir auch einen Extraeimer altes Bier anſtechen, den ich accurat für unſern Abſchiedstrunk aufgehoben habe. — Und auch ich will zu guterletzt mit dir noch kreuzfidel ſein,“ lachte der Berggirgl wieder mit erzwungenem Humor. „Geſchieht mir auch kein Bischen weh dabei, daß du nun fortgehſt! Hab' dich ja ſo mein Lebtag nicht leiden können, du falſcher Duckmäuſer, du ungerathener Sohn ohne Courage und mit einem Kieſelſtein, wo bei andern Menſchen das Herz liegt. Du — du mein allerliebſter Freund, ſeit ich den Franken Bier verzapfe. — Ei zum Henker, was hab' ich dich auch ſo lieb gehabt, wo du jetzt doch wieder fortgehſt? — Na, ſo komm halt, laß mich's gleich abmachen! Dann brauchen wir's hinterher nimmer zu thun.“

Damit fiel er ihm um den Hals und gab ihm einen langen herzlichen Kuß.

Der ehrliche, herzensgute Berggirgl! — Hätte er ſich nicht mit aller Kraft zuſammen genommen, ihm wäre jetzt faſt gerade ſolch' Weinen gekommen, wie acht Wochen zuvor am Grabe ſeines vierundachtzigjährigen Vaters, daran Hermann als Frankenſenior dem uralten Studentenwirth einen ergreifenden Nachruf geſprochen hatte. Das konnte der Berggirgl dem Hermann nie vergeſſen und es erſchwerte ihm noch gar ſehr den heutigen Abſchied.

„So, jetzt iſt es ſchon gut, liebſter Freund,“ ſagte darauf der Girgl, nachdem er mit dem Zipfel ſeiner weißen Schürze raſch über die Backen gewiſcht: „Jetzt komm herein, lieber Stark, jetzt wollen wir in Gottes Namen noch eines mit einander trinken, wenn auch juſtament nicht luſtig, aber doch in alter gemüthlicher

Freundschaft. Und Bratwürste hab' ich dir zu Ehren noch gestern gemacht, so extrafeine — ich sag' dir, lieber Freund, du sollst an sie denken, so oft du dein Lebtag noch Bratwürste zu essen kriegst."

Und sie gingen hinein in die Wirthsstube, tranken noch zusammen von dem Extrabier und aßen von den feinen Würsten, welche das noch unverheirathete Lachen in blanken Zinntellern aufgetragen hatte. — Die ältere Schwester Annemarie war seit vorigem Jahr in Buchenrent bemalten stattliche Wirthsfrau geworden.

Aber trotz all' der besondern Bewirthung in Trank und Speise kam ihre Unterhaltung immer wieder ins Stocken. Endlich stand der Girgl auf und sagte, da er Hermann die Hand drückte:

„Gelt, nimm mir's jetzt nicht übel, guter Freund, ich muß ein halbes Stündchen in den Wald und nach meinen Holzhauern sehen. Laß dir eben die Zeit nicht lang werden und mein Bier gut schmecken! — Behüt' dich Gott, alter, treuer Kamerad!"

Darauf ging er hinaus. Aber unter der Thüre that er noch einen langen, traurigen Blick nach Hermann, ohne daß dieser ihn bemerkte, und langsam schritt er hinüber in den rauschenden Wald.

Eine Stunde darauf erhob sich auch Hermann und sagte zu seinen Freunden: „Laßt mich jetzt ein wenig allein gehen!"

„Wo willst du denn aber hin, Leibbursch, darf ich nicht auch mit?" fragte einer seiner Leibfüchse, der auf jede Minute dieses Abends eifersüchtig war, daß er sie nicht mit ihm theilen konnte.

„Wo ich allein sein will," war Hermanns kurze Antwort.

Damit verließ er die Wirthsstube.

„Was er auf einmal nur hat!" sagte der vorige Leibfuchs fast betrübt über diese trockene Entgegnung.

„Ei was! was wird er just haben," erwiederte ein alter Corpsbursche im siebenten Semester. „Es ist eben das letztemal, daß er hier oben ist. Da ist er gerad' ein wenig sentimental geworden. Und dazu will er gern allein sein. So denk' ich mir's wenigstens, und find' es auch ganz natürlich."

„Was? der Stark und ſentimental?“ — proteſtirte lautlachend Hermanns anderer Leibfuchs von etwas derberer Gemüthsart. „Das thäte ſich ja zuſammenreimen wie ungefähr Champagner und Milchſuppe.“

„Ja, was du junger Lecker unter ſentimental verſtehſt,“ warf der vorige Corpsburſch zurechtweiſend ein. „Komm nur einmal ins letzte Semeſter und gar zum letzten Tage deiner Studentenzeit, da wird's dich ſchon auch noch lehren, ſentimental zu werden. O deßhalb kann man doch ein ganz prächtiger Kerl ſein, wie der Stark einer iſt, und doch am letzten Abend ein weiches Herz bekommen.“

Unterdeſſen war Hermann nach dem Tannenholze hinübergegangen und genau an dem nämlichen Felsblock, an dem er vor vier Jahren in derſelben Octoberwoche jenen dreifachen Abſchiedsbrief geleſen, bis er ihm durch Volkmann entriſſen worden, ſetzte er ſich auch jetzt wieder nieder zum letzten Abſchiede von Berg und Thal und all' der dahin gegangenen Zeit, in der er hier oben ſo von Herzen froh geweſen und bei ſo manchem Sonnenuntergange ſchwärmend hinuntergeſehen in die dämmernde Landſchaft!

Wie dazumal an jenem erſten Abend, ſtand auch heute die Sonne in einem heiteren Himmel am Untergehen. Nah und fern aus den Dörfern der weiten Ebene klang das Abendgeläute durch die ſtille Luft. Ihm zu Häupten zog ein friſcher Wind durch die Tannenwipfel. Und im ſolchen Schauen und Hören gedachte er wieder jenes Geleitsbriefes. Zeile um Zeile des Vaters, dann der M[illegible] und zuletzt der alten Dorothee zog vor ſeinem zurückblickenden Geiſte vorüber. Denn jedes Wort von ihnen war ihm auch heute noch feſt eingeprägt. Und er dachte bei ſich:

„Gott ſei Lob und Dank! Kein einziges Wort treibt mir jetzt die Schamröthe ins Geſicht. Ich kann heimkehren ins Elternhaus und kann getroſten Muthes ſagen: da bin ich wieder. Ich bin an Jahren älter und an Wiſſen reicher geworden. Das

Studentenleben hab' ich genoſſen, ſo froh wie nur Einer. Aber doch, ſo wie ich von euch fortgegangen, komm' ich nun wieder zu euch heim, euer alter Sohn, der euch offnen Auges ins Antlitz ſchauen kann. O, euch nur verdank' ich es, du mein Vater und meine Mutter, eurer Liebe und eurem Beiſpiel. — Seid darum geſegnet, jetzt auf Erden und einſt im Himmel!"

Und er ſah wieder hinunter ins Thal. Die Sonne war hinter der blauen Berge Wand hinabgeſunken, aber die Höhen umglänzte noch ihr Strahl. Eine einzelne Glocke, die ſich verſpätet, läutete noch immer. Da ſtützte er das Haupt in die Hand und redete vor ſich hin:

„So fahr' wohl, du unvergeßlich ſchöne, frohe Studentenzeit mit all' deinem Schwärmen und Träumen! Fahr' wohl! denn mich ruft das wirkliche nüchterne Leben. O, nur zu tief ahn' ich voraus: meines Lebens hellſte, harmloſeſte Tage, ſie ſind dahin. So fahrt denn wohl! — Meiner Ideale ſonniges Reich geht unter, wie dort die Abendſonne jetzt hinter den Bergen. Auch du fahr' wohl! — Mein Herz war ausgefüllt bis zum tiefſten Grunde ſeiner Sehnſucht, durch vier reiche, hochpoetiſche Jahre. Mit welch' anderer Befriedigung wird die Alltäglichkeit der kommenden Proſa mich entſchädigen? —"

Und ſein hinunterſinnendes Auge verdüſterte ſich. Es war, als habe ſein alter Dämon, der ſo lang ihm fern geblieben, wieder an ihm vorüberſchreitend, ſeinen finſtern Schatten auf ihn geworfen. — Aber auch ſein guter Engel mußte ihm jetzt nahe ſein, und mächtiger noch als ſein böſer. Denn plötzlich war ſein Blick wieder heiter geworden. Die Hand der Kindesliebe hatte jeden trüben Gedanken daraus hinweggewiſcht, und ſein Herz athmete wieder freier.

„Doch was fürcht' ich mich ſo vor meiner Heimkehr? — O, euch beſte Eltern, euch ſeh' ich ja jetzt aus weiter Ferne mir winken mit ſehnſüchtiger Hand. Ja, ich komme, mit der ganzen

Fülle meiner Liebe komm' ich zu euch. Von den Höhen mei Ideale will ich jetzt gerne niedersteigen, denn euer Herz und A erwartet mich ja drunten im Thal. Und euren Abend mit d Gluth meiner Liebe zu verklären, das soll meine künftige, tief Befriedigung sein. Jetzt bin ich fertig mit Allem. —"

Hermann war schon lange durch die angebrochene Dämmeru wieder zu seinen Freunden in die Wirthsstube hinüber gegange Kein Einziger sah es seinem Gesichte mehr an, welcher wechseln Sturm von Empfindungen darüber hingezogen war. In sein alten, guten Laune trank und plauderte er mit ihnen. Aber d Berggirgl war noch immer nicht aus dem Walde zurück.

„Wo bleibt aber der Girgl nur so lange?" fragte Herman voll Ungeduld. „Aus der einen halben Stunde sind nun sch zwei ganze geworden. Und ich muß endlich hinunter in die Sta Himmel, was hab' ich nicht für die morgige Abreise noch Alle zu richten!"

Da trat Girgls Sohn, der Konrad, in die Stube und sagt

„Einen recht schönen Gruß vom Vater. Er hat mich vo Wald hereingeschickt und läßt dem Herrn Stark noch eine rec glückliche Reise wünschen, denn es thät' ihm gar zu weh, hat e gesagt, wenn er jetzt nochmal von ihm Abschied nehmen müß Und darum soll der Herr Stark jetzt nicht bös auf ihn sein, h der Vater gesagt, daß er nicht heimkommen wär', sondern jetzt i Buchenreut drunten säße bei seinem Enkelkinde. Und wenn S denn aus der Stadt fortfahren thäten, hat er gemeint, und d sollt' den Herr Stark doch so gut sein, hat der Vater gesag und möcht' von der Landstraße nochmal zu uns heraufgucken. U ob der Herr Stark ihm nicht auch einmal schreiben möcht', wie ihm geht, hat der Vater auch noch gemeint, denn er hätte g großes Verlangen danach."

Jetzt traten auch Evchen und Annemarie, die eigens n Buchenreut heraufgekommen war, in die Stube und jede d

beiden Schwestern hielt einen Strauß in der Hand, für den Evchen alle Blumen an ihrem Kammerfenster abgeschnitten hatte.

So einfach die Worte Konrads nun auch geklungen, Hermanns tiefes Gemüth ward von ihrem Inhalte doch tief bewegt und er antwortete:

„O, dein guter, ehrlicher Vater! Nun sag' ihm nur, lieber Konrad, daß auch ich ihm zum Abschied alles Glück der Welt wünsche, und daß ich ihm gar nicht böse sei, weil er nun nicht mehr heimgekommen sei. Im Gegentheil. Denn daraus seh' ich gerade recht, wie so lieb er mich gehabt hat. Und um neun Uhr morgen früh würd' ich wohl drunten vorüberfahren und ich hätte schon von selber nochmals zu euch heraufgeschaut."

Dann zog er seine Uhr aus der Westentasche und fuhr weiter:

„Und da, diese silberne Uhr, auf der mein Name steht, die möge dein guter Vater jetzt von mir hinnehmen zum Andenken an jede frohe Stunde, die ich hier oben bei ihm verlebt habe. Und sag' ihm nur dazu: er solle sich doch ja keine unnöthigen Scrupel darüber machen, denn ich hätte schon noch eine andere goldene, und würd' auch diese ihm gerade so gerne gegeben haben. Aber ich hatte Angst davor, daß er sie vielleicht dann nicht annehmen wollte, und so nahm ich nur die silberne mit herauf. Es ist ja überhaupt nicht um den Werth, sondern nur um das Andenken an mich."

Dann nahm er zwei kleine, zierlich gebundene Bücher aus der Rocktasche und sprach zu Annemarie und Evchen:

„Und ihr zwei lieben Schwestern, die ihr mich einst so barmherzig verpflegt, nehmt jetzt diese goldenen Büchlein von mir, und wenn ihr darin betet, so denkt manchmal auch an mich! Es ist meiner guten Mutter liebste Erbauung. Mög' es auch die eurige werden! Und ich hab' auch Jeder ein paar Worte hineingeschrieben."

Annemarie und Evchen nahmen Jede ihr Geschenk, die

Nachfolge Christi von Thomas a Kempis, und reichten ihm dafür ihren Strauß. Sonst wußten sie nichts zu sagen. Aber ihre nassen Augen sagten Alles.

Endlich zog Hermann auch noch ein vielgestaltiges Gartenmesser mit Klingen, Scheere und Säge hervor, und legte es in Konrads Hand: „Dir, lieber Konrad, der du die Obstbäume so gut zu pflegen verstehst, dir hab' ich dieses nützliche Messer noch heraufgebracht, zum Danke für all' die guten Kirschen und Birnen, die du mir immer so freudig heruntergeholt. Denk' eben auch du an mich, so oft du es gebrauchst!"

„Und nun lebt wohl mit einander — und nochmals herzlichsten Dank für all' eure Liebe! Und grüßt mir noch tausendmal den guten Vater! Es ist die höchste Zeit. Ich muß nun fort. — Ihr guten, ehrlichen Menschen, bei denen ich so froh und glücklich gewesen, — lebt wohl — lebt wohl! —"

Rasch drückte er den drei Zurückbleibenden noch die Hand, mit aller Willenskraft seine Bewegung zurückhaltend, und eilte hinaus in den dunkeln Wald.

Und er schritt mit seinen Freunden, wortlos wie sie selber, schon in der rauschenden Tannennacht hinunter, als die Schwestern endlich daran dachten, ihre Augen zu trocknen und die kostbaren Bücher mit Saffianband und versilbertem Schloß sich näher anzusehen.

Noch mehr als das drängte sie aber ihre Neugierde, was denn Hermann jeder von ihnen hineingeschrieben habe. Und du siehst aus ihren Augen beredter, als ihre Lobpreisung dir sagen kann, wie glücklich sie sich fühlten, da sie seine Verse gelesen hatten.

Da ich aber auch dir selber ansehe, lieber Begleiter, daß auch du sie gerne wissen möchtest, so will ich auch dich mit hineinschauen lassen. Unser junger Freund wird ja wohl nicht böse darüber sein. Denk' ich doch auch gar nicht daran, seine schlichten Reime nun deiner Kritik auszusetzen. Denn Niemand

hte weniger Anspruch darauf, ein Dichter zu sein, als Hermann
er. Aber, lieber Himmel, wer hat nicht in solchen jungen
ren schon Verse gemacht?

In Evchens Buch stand also geschrieben:

Du junges, immer heitres Wesen
Mögst oft in diesem Büchlein lesen,
Daß dir dein Frohsinn nie vergeh'.
Ein reines Herz am frohsten scherzet,
Und nichts von Leid so bitter schmerzet,
Als wie der eigenen Seele Weh.

Zum dankbaren Andenken an die liebe, heitere Pflege dem neck-
n Evchen ihr Freund

Hermann Stark.

Die Verse für die junge Mutter Annemarie lauteten:

Präg' dieses Büchleins Geist dir ein,
Zu deines Mutterherzens Lehr'!
Dir selber wird's zum Heile sein —
Und deinem Kind dereinst noch mehr.
Denn seines Lebens reichstes Gut
Ist ihm dein Herz ganz sicherlich.
Was eine fromme Mutter thut —
O Niemand weiß es mehr, als ich.

* * *

Am andern Morgen um halb neun Uhr stand vor Hermanns
sheriger Wohnung, gegenüber der Frankenkneipe, bis vor das
hor hinaus auf der Hasenhaide, ein ganz ansehnlicher Zug zwei-
nd einspänniger Kutschen aufgestellt. Alle waren bereits besetzt;
ur der vorderste, schwerbepackte Reisewagen harrte noch seiner
Passagiere. Von Kränzen und Guirlanden, wie sie der Spät-
erbst nur noch bieten konnte, war er über und über geschmückt.
In den zwei Laternen des Kutschenbockes steckten Evchens und

Annemariens Sträuße. Sie sollten, wenn auch unterwegs verwelkt, jedenfalls in die Heimath mitgenommen werden. Einzelne Reiter sprengten ungeduldig auf und nieder. Da trat Hermann mit seinen zwei treuen Leibfüchsen aus dem Hause des Kappenmachers Franz Fiedler. Sein Hausphilister sammt Weib und groß- wie minderjähriger Nachkommenschaft begleitete ihn noch heraus, und Eines nach dem Andern drückte ihm zum Abschied die Hand. Dann stieg er mit seinen Begleitern in den geschmückten Wagen. Noch einmal sah er zum Fenster seiner traulichen Stube hinauf, zum letzten Abschied von all' seinen darin verlebten, ernsten und heiteren Stunden.

Und siehe, da prangte über der Thüre wie beim Jubiläum, so auch beim Scheiden, wieder eine Festinschrift aus der poetischen Feder des Vaters Ritz, die bei all' ihrer unfreiwilligen Komik doch mit Hilfe der ganzen Abschiedsstimmung in Hermanns Gemüth die beabsichtigte Wirkung vollständig erreichte. Sie lautete:

Du wohntest bei mir manch' ein Jahr,
Doch ach, jetzt ziehst du fort, o je!
Rechtspraktikant und Doctor gar —
Du liebster, schönster Mann, ade!
Mein ganzes Haus war stolz darauf,
Daß du so lang drin einquartiert.
Denn 's war dein ganzer Lebenslauf
Nur flott und nobel renommirt. —
O was ich einen Schmerz drum spür',
Daß du nun gehst, wie sag' ich's ganz?
Dein höchstes Glück wünscht für und für
Der Hausphilister — Fiedler Franz.

Nochmals rief Hermann mit grüßender Hand aus dem Wagen: „O, ich danke herzlich, ihr guten Leute, wie freuen und rühren mich diese schönen Abschiedsworte!"

Und der „Fiedler Franz" erwiederte mit erstickter Stimme:

„O guter Herr Stark, 's ist wenigstens ehrlich gemeint. Und üßen Sie mir eben noch tausendmal den guten, alten Herrn Vater!"

„Ja, und aber auch von mir noch extra," fiel die Frau appenmacherin nicht minder ergriffen ein. „Und auch die wer- este Frau Mutter, wenn ich sie auch gerade nicht persönlich nne. Aber ich kenne sie doch, und ganz gut kenn' ich sie, die ächtige Frau."

Und wie Hermann den Gruß versprach, drängte es auch die este Tochter, ihm noch zuzurufen:

„Und wir bedanken uns eben nochmals für all' die schönen räsente; Sie lieber, guter Herr Stark! Ach Gott, wie Sie, kriegen wir unser Lebtag keinen Studenten mehr ins Quartier."

„Also adieu, adieu und ich schreibe schon bald," rief Her- ann zum letztenmal und commandirte zum Bock hinaus: „Kut- her, fort!"

Die Reiter sprengten voran. Und die Hauptstraße hinunter ang's jetzt von all' den Franken zu Wagen und zu Roß in ltsam ergreifendem Chorus:

„Bemooster Bursche zieh' ich aus,
Behüt' dich Gott, Philisterhaus!
Zur alten Heimath geh' ich ein —
Muß selber nun Philister sein."

Da brach die ehrliche Kappenmachersfamilie in lautes La- ento aus, daß man's die halbe Straße hinunterhören konnte.

Trotz der frühen Morgenstunde waren fast alle Fenster be- zt. Namentlich der ehemalige Leibschneider Stichelmeier schrie n mehrmaliges „Adieu, Herr Stark!" laut aus seiner Werkstatt n nach. Manch' ein Philister winkte dem Scheidenden noch treu- rzig hinaus. Aber auch manches Professorentöchterlein schielte nter den Eltern auf den schönsten vormaligen Studenten noch mal nieder. Mein Gott, jetzt war es ja so ungefährlich.

Unter fortwährendem Abſingen des ſchönen Scheideliedes von Guſtav Schwab war jetzt der Zug dem Marktplatze näher gekommen. Aber hier erſt ſollte Hermann völlig inne werden, wie lieb er der ganzen Stadt geweſen. Da ſtanden gar Manche zum letzten Abſchied. Und wenn es auch wieder der ſchwarze Peter geweſen, der jetzt das ihm entgegenſchallende Hoch zuerſt ausgebracht hatte, ſo war es doch einzig und allein die allgemeine Liebe und Achtung, die ſich Hermann ſelber errungen, welche Jeden der Umſtehenden nun anregte, mit vollſtem Herzen miteinzuſtimmen. Und mehr als ein Dutzend Männer drängte ſich an ſeinen Wagen, vor Allem natürlich ſein ehemaliger Stiefelfuchs ſelber, dann ſein Leibſchuſter, der Buchbinder, der Bierwirth der Eckreipe ſammt ſeinen zwei Söhnen, der alte Pferdejude Veitel Herz, der Stichelmeier, der flugs ihm noch einmal nachgeſprungen; der Weinwirth „zur blauen Glocke," der Pedell und ein paar Polizeiſoldaten, und — was weiß ich — wer noch Alles. Jeder wollte ihm noch einmal in Perſon die Hand zum Abſchiede drücken. Wahrhaftig, ſeit Menſchengedenken war noch keinem Studenten bei ſeinem Auszug aus der alten Muſenſtadt der Abſchied ſo ſchwer gemacht worden.

Unterdeſſen hatten ſeine Begleiter trotz des Stillſtandes der Wagen ungeſtört Strophe für Strophe weiter geſungen. Wie der Zug ſich wieder fortbewegte, klangen gerade die zärtlichen Verſe:

„Da komm' ich, ach! an Liebchens Haus,
O Kind, ſchau' noch einmal heraus,
Heraus mit deinen Aeuglein klar,
Mit deinem dunklen Lockenhaar!"

Und wie der glückliche Zufall es nur ſo fügen konnte, daß Hermann gerade bei dieſer verfänglichen Strophe am Scheppertſchen Hauſe vorüberfahren mußte! — Wer wollte es daher unſerer romantiſchen Freundin Thusnelda verübeln, daß ſie auch,

dieſer freundlichen Einladung entſprechend, wirklich am Fenſter ſtand? Denn daß ſie wenigſtens ſchon ſeit vier Jahren, wenn auch nur einſeitig und im höhern, geiſtigen Sinne Hermanns „Liebchen“ geweſen, dafür hatte ſie ihrerſeits nicht den mindeſten Zweifel.

Aber auch er wollte jetzt im letzten Augenblicke ſeinem guten, mitleidigen Menſchenherzen noch Ehre machen. Raſch nahm er einen Lorbeerkranz, der ihm zur Seite hing, hinweg und winkte damit freundlich lächelnd zu Thusnelden hinauf. Es war der glückſeligſte Moment ihres nun vierzigjährigen, poetiſchen Jungfrauenlebens, der ihr noch zehn Jahre danach ihre letzten, immer noch eheloſen, aber ſchmerzensreichen Lebensſtunden verſüßte.

Wer wäre darum ſo liebloſen Gemüthes, daß er ihr dieſe heutige Freude bei dieſem traurigen Abſchiede mißgönnen wollte?

Und wenn ich dir nun erſt ausplaudere, daß dieſer Lorbeerkranz von Thusneldens eigener Hand für Hermann gewunden und ihm unter poetiſchem Geleite geſtern Abends zugeſendet worden war!

Da ich aber zu guterletzt auch nicht das mindeſte Geheimniß vor dir haben möchte, ſo ſollſt du auch noch den poetiſchen Abſchiedsgruß wortwörtlich kennen lernen.

Er lautete:

Fahr' wohl, du herrlicher Arminius,
Der Kranz von Lorbeer ſei dein ſtet Geleit!
Dir geb' das Glück ſtets ſeinen wärmſten Kuß,
Und ſegne dich, jetzt und in alle Zeit!
Und ſprach ich auch kein einzig Wort mit dir,
Wie ward ich doch durch dich ſo hoch beglückt,
Du aller Jünglinge ſo edle Zier,
Wie ſchöner keiner Deutſchlands Erde ſchmückt! —
Ja, wenn es je platoniſche Liebe gab,
So mag ein Sänger von der meinen melden,
Die, rein nur geiſtig, jetzt und übers Grab,
Arminius wird einen mit Thusnelden.

Begreifst du nun unsern edelmüthigen Freund, daß er ihr für solche Worte noch zum allerletzten, kargen Minnelohn mit ritterlichem Scheidegruß danken wollte? — Ach, wie schnell war's ja gethan und wie lange machte sie es noch glücklich!

Jetzt klingt die letzte Strophe in den trüben Herbstmorgen:

„Im nächsten Dorfe kehret ein,
Trinkt noch mit mir von einem Wein!
Nun denn, ihr Brüder! sei's, weil's muß,
Das letzte Glas, der letzte Kuß!"

Und siehe, schon liegt die Landstraße vor ihnen und droben von der Halde schauen die Dächer des Bergkellers herüber. Jetzt noch einen Scheideblick hinauf zum treuen Berggirgl! — Hier hatte er ihm ja versprochen, den letzten Abschied von ihm zu nehmen. Aber wo wird er ihn sehen? — Mein Gott, dort an der höchsten einzeln ragenden Föhre, da steht er wirklich auf der Leiter und winkt mit einem langen, weißen Tuche herunter. — Und Hermann hebt sich auf im Wagen, winkt ebenfalls hinauf und sein Auge verschwimmt. Dann ruft er rasch: „Kutscher, Trab, vorwärts!" — Und noch einmal sieht er zurück. Da steht der Girgl noch immer auf der Leiter. Aber er winkt nun nimmer mit dem Tuche. Das hält er jetzt vors Gesicht. —

„Alter, grundehrlicher Berggirgl, fahr' wohl, fahr' wohl!" ruft Hermann, sich im Wagen tiefer zurücklehnend, und mit wieder schwer gewordenem Herzen. „Fahr' wohl zum letztenmal, du meine schöne, glückliche Studentenzeit! — Zur alten Heimath geh' ich ein, muß selber nun Philister sein. — Nun denn, ihr Brüder, sei's, weil's muß! — Das letzte Glas, der letzte Kuß! —"

Hermann Stark.

Hermann Stark.

Deutsches Leben

von

Oscar von Redwitz.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1869.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Universitäts-
bibliothek

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt des zweiten Bandes.

Fünfter Abschnitt.

In der Praxis.

		Seite
I.	Eine neue Zeit	3
II.	Die Conscriptionslisten	10
III.	Die Dorothee und ihr Märchen vom Königssohn	40
IV.	Aus der Briefmappe	81
V.	Frischere Luft	144
VI.	Die Prinzessin und ihr Schmuckkästchen	150
VII.	Vor den Geschwornen	176

Sechster Abschnitt.

Bräutliche Tage.

I.	Vorfrühling	199
II.	Die Brautfahrt	219
III.	Hermann an Theodor	241
IV.	Was die Meereswogen sagen	251

Siebenter Abschnitt.

In den Hafen und aufs Meer.

Seite

I. Elegie der Haide 271
II. Ein Gespräch mit einem Todten 293
III. Beim Winterſturm 308
IV. Im Ahnenſaale 318
V. Einkehr und Heimkehr 333

Fünfter Abschnitt.

In der Praxis.

I.

Eine neue Zeit.

Erinnerst du dich noch, lieber Begleiter, jenes allererſten Morgens, da wir zwei, noch einander völlig fremd, unter jener Föhre geſeſſen und du mit mir heruntergeſchaut auf unſeres jungen Freundes alte Vaterſtadt? Da lag ſie im Steinwalle der ehrwürdigen Ringmauer friedlich auf einander gedrängt mit all' ihren eigenartig dreinſchauenden Häuſergeſichtern. Vom Zinnenkranz, den vielhundertjähriger Epheu umwucherte, lugten hie und da verwitterte Wartthürme in den ſonnigen Maimorgen. Dann ſah wieder der Kaiſerburg ſchwarze Ruine vom Rittersberg zu dir herauf. Und das traute Erkerhaus am Storchenthurme mit ſeinem poetiſch verſteckten Zwingergärtchen, es zog dein Herz hinunter nach ſeinen dir noch unbekannten Bewohnern. Und da du ſo träumeriſch ſinnend hinunterſchauteſt, durchklang aus des Rothbarts uraltem Reichswald Amſelſchlag und Habichtsſchrei das Rauſchen der hinter dir liegenden Einſamkeit. Nicht wahr, wie geſchah es damals doch uns Beiden, als ob das ſtürmiſche Treiben der lauten Welt von der althiſtoriſchen Idylle dieſer abgelegenen Kleinſtadt auf immer abgeſchloſſen ſei!

Und jetzt, wo du auf dem Rittersberg und im Barbaroſſaſchloß, hinter der Stadtmauer und im Tannengarten ſo heimiſch

gewerden, wie auf den Plätzen deiner eigenen Jugendſpiele, jetzt wo du im Erkerhauſe Freud und Leid, Sehnſucht und Erfüllung zwanzig Jahre mitdurchlebt haſt, lade ich dich wieder ein, lieber Begleiter, von derſelben Höhe auf dieſe Stadt mit mir hinunterzuſchauen. Zwar leuchtet heute kein warmer Maihimmel über den alten Häuſern. Kein Oſtbaum prangt in Blüthen im Stadtgraben, und auf den buntgefärbten Waldhügeln hat die Zeit des Blätterfalles begonnen. Du wirſt umſonſt auf das Lied der Amſel im Reichswald horchen. Nur den Habicht ſiehſt du hoch über Thürmen und Giebeln das Waldthal kreiſchend umſchweifen. Aber doch komm' jetzt zu mir herauf! Sieh', ſo eben tritt die Octoberſonne aus ihrem Kampfe mit erdentſtiegenen Nebelheeren als himmliſche Siegerin hervor. In ſcheuer Flucht zerrinnen die letzten überwundenen Dunſtcolonnen. Und ein kalter Herbſtwind brauſt nun durch den heitern Morgen.

Und da ſtehſt du ja ſchon wieder neben mir, wie das erſtemal, ſo freundlich mir folgend. Siehſt du die alte Föhre, die uns damals umrauſcht, ſie ſteht auch heute da, nur noch viel mächtiger. Das Farrenkraut grünt noch jetzt um ihre weitverzweigten Wurzeln; und horch, der Reichswald hinter uns rauſcht noch immer in ſeiner alten Melodie. Aber drunten im Thale! Nicht wahr, wie du verwundert hinunterblickſt! Wie hat da drunten ſeitdem das Antlitz dieſer Stadt ſich verändert, daß du es kaum mehr erkennſt! Du ſuchſt umſonſt nach der Ringmauer mit ihren Epheukränzen und Wartthürmen. Umſonſt lugſt du nach dem Wallgraben aus mit ſeinen kühlen, obſtreichen Gärten. Siehſt du, dort hinter der deutlich abgegrenzten Altſtadt dieſe neue regelrechte Straße mit kahlen, froſtigen Häuſern, eines ähnlich dem andern? Unter der Proſa dieſer neuen Steinhaufen liegt jetzt der alten Ringmauer Poeſie für immer begraben. Sie, die einſt in ihrer ungebrochenen Macht dieſer Stadt dahingegangene Geſchlechter vor Feindesüberfall beſchirmt, in ihrem morſchen

Alter hat das jüngste Geschlecht sie jetzt niedergerissen. Und wo noch im Frühling des letzten Jahres in des Stadtgrabens blühenden Gärten der Buchfink sein Nest gebaut, und die Grasmücke ihr Lied gesungen, da hinunter ward ihr Schutt gestürzt sammt ihren Epheuranken und allen ihren Erinnerungen aus längst vor ihr begrabenen Zeiten. Der Erde gleich gemacht ward Mauer und Graben, um mit dem Drange der neuen Zeit den Bann der alten zu zersprengen, und sich auszudehnen nach dem neuen Brennpunkt des Verkehrs.

Und hörst du jetzt den gellenden Pfiff durch die stille Morgenluft? — Glaubst du wohl, der Habicht sei's, der noch immer über jenem Waldhügel seine Kreise zieht? Nein, so mächtig tönt nimmer Habichtsschrei. Aber zum nördlichen Hange blick' hin! Siehst du dort das Antlitz der Neuzeit, die auch dieser Stadt nun angebrochen?

Aus rothquadriger Tunnelfront, unterm Eichenwald hervor, braust sturmschnell das eherne Dampfroß und führt mit Geschnaub' und Gewieher den blinkenden Wagenzug ins hundertästige Schienennetz des weitgedehnten Bahnhofs. Und schwer keuchend qualmt aus Westen ein zweiter Zug herein, rußig schwarz und unabsehbar. Der schleppt aus dem grubenreichen Hinterland in die fruchtreiche Ebene hinaus seines Zuggauls eigene Speise, der schwindenden Wälder siegreiche Rivalin, das Brod des neuen Fürsten unserer Zeit, das schwarze Mark der Unterwelt — die Kohle.

Und sieh' hin, angelockt von dieser neuen Eisenstraße hat der Dampf, dieser weltbeherrschende Emporkömmling, auch hier in zahlreichen Schlöten sein einförmiges Lager aufgeschlagen, und es hält hier geräuschig sausenden Hof sein goldgieriges, stolzes Weib — die Industrie. — Vom fort und fort anwachsenden Bahnbereich an der Waldhöhe bis nieder, wo du sonst vor dem Stadtthore Gärten, Wiesen und Felder grünen gesehen, hat sie ihre kunst-

losen Backsteinpaläste errichtet. Tagwerkgroße Gebiete von Schuppen und Magazinen, und wieder noch dachlose Bauten, langgestreckte Bretterhütten und erst ausgegrabene Fundamente verlieren sich in unschönem Wechsel bis an den Saum der Waldhügel. Und mitten drin erheben sich hie und da in grellem Contraste der neuangesiedelten Fabrikherren nagelneu funkelnde, nüchterne Häuser.

Eine neue Zeit und mit ihr neue Menschen sind in diese alte Stadt hereingezogen.

Das Capital und die Speculation, diese herzlosen Geschwister, haben der fleißigen Behaglichkeit des kleinstädtischen Gewerbes den Krieg angekündigt. Ihre fieberhafte, nie befriedigte Hast nach immer größerem Gewinn zieht täglich mehr und mehr auch der „Altdahiesigen" stille Genügsamkeit in ihren aufregenden Wirbel. Wie in der Lorelei Lied jenem untergegangenen Schiffer geschah:

„Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh,
Er sieht nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh'. —"

so ergreift jetzt gar Manchen in seinem kleinen Hause der Gewinnsucht wildes Weh. Er sieht nicht die Gefahr, und hört nur das Loreleilied der hohen Prozente. Vom sicheren Hafen der Sparkasse läßt er seinen Nothpfennig auf die trügerische Sturmfluth der Speculation hinauslocken, und auch an ihm wurden dann oft des Dichters Worte zur Wahrheit:

„Ich glaub', am Ende verschlingen
Die Wellen Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei gethan."

Aber neben dem eingewanderten Geldstolz, diesem plumpen, stets nur verletzenden Tölpel, macht sich jetzt in der von jeher so

bedächtigen, redlich denkenden Stadt auch noch ein anderer Eindringling breit, ein gar windiger, geriebener Geselle voll Lug und Trug und eitler Großsprecherei, — der moderne Schwindel. — Nicht der wohlthätige Segen der großen, gediegenen Industrie ist hier eingekehrt, sondern nur sein Zerrbild. Nicht wohlgeordnete, kenntnißreiche, edeldenkende Förderer der Arbeit und des Handels haben dies Thal zu ihrer Thätigkeit sich auserkoren, sondern nur der Bodensatz gewissenloser, habgieriger Krämerseelen mit nur halber Bildung, aber ganzem Dünkel; oft heute noch mit fremdem Geld und gleißnerischem Prunke prahlend, und schon morgen auf der Flucht mit der schimpflichen Beute betrügerischen Bankerotts. Dazu der fremde Troß grobsinnigen Arbeiterproletariats, das wie ein Pesthauch in den kleinen, armen Häusern sich eingenistet, um die Gewohnheit und Einfalt der Sitte immer gefährlicher darin zu vergiften. Ja, nur wenige Jahre noch, und das alte Stillleben dieser Stadt, es wird allmälig übertäubt werden, wie ein Volkslied, dessen sinnig einfacher Text von einem leichtfertigen Librettisten erst zu einer schlüpfrigen Opernarie ernüchtert wird, und dessen innerliche Weise dann untergeht in sinnberauschendem Tonschwall.

Und siehst du jetzt auf dem Rittersberg die alte Kaiserburg? Wie auch dies ergreifende Bild aus ruhmreichster deutscher Vergangenheit von armseligem Krämergeist entstellt worden ist! — Ein rothes Ziegeldach auf den schwarzen vielhundertjährigen Mauern, und ein Bretterthor vor der granitenen Eingangshalle! Drin einst unser junger Held zur Dämmerzeit den Rothbart auf dem Schutte sitzen und träumen sah, darin der Kaiser selber einst mit Fleisch und Blut nach der Jagd den goldenen Becher Rheinweins geleert, da sitzen jetzt die Baumwollballen bis hinauf zu den Gurtsteinen des kaiserlichen Bankettsaales, und ohne Zweifel halten sie mit ihnen zur Geisterstunde gar hochpoetische Gespräche über den nimmer rastenden Wechsel der Zeit. — Aber von dem

Dohlen ſiehſt du jetzt nicht eine einzige mehr aus den Fenſterhöhlen flattern, denn ein Lattenverſchlag iſt jetzt ihr unharmoniſches Gitter. Mit Schutt und Mörtel ausgeſtopft ſind die Neſtlöcher in der zerbröckelten Mauer. Da haben die ſo ſchnöd hinausgejagten alten Burgbewohner ſich zuhöchſt unter das bemooste Schieferdach des Münſterthurms geflüchtet, nachdem ſie zuvor die Steinkäuze drinnen in mehrtägigem Krieg mit ihren Schnabelſchwertern und Fittigſchildern kreiſchend in die Flucht getrieben. Und nur dann und wann zieht die Sehnſucht die eine oder andere der älteſten Dohlen herunter, um vorm allerletzten Fluge noch einmal den einſt ſo ehrwürdigen Stammſitz ihres Geſchlechts zu umflattern und von ihm Abſchied zu nehmen.

Sogar Vater Starks Blumengärtchen blieb nicht verſchont; denn, wie du von hier aus deutlich ſehen kannſt, ſeine lieblichſte Zierde ward auch ihm geraubt. Keine einzige Epheuſchlinge flüſtert darin mehr von alten Zeiten. Kein Wartthurm lugt mehr erinnerungsreich nieder. Der neuen Straße öde Hinterwand iſt jetzt ſein kahler, mehr als proſaiſcher Rahmen.

Einzig und allein der Storchenthurm am Erkerhauſe iſt wie dieſes ſelber unverſehrt ſtehen geblieben. An dieſen Zeugen der alten Zeit hat ſich die zerſtörende Hand der neuen doch nicht gewagt. Nicht einen einzigen Stein hat ſie an ihm angerührt. Wie wohlweislich war aber auch die Furcht, durch irgend eine Neuerung des Storchennestthurmes ſeinen langbeinigen Bewohner daraus zu verſcheuchen, oder ihn am Ende gar ſo gründlich zu verſtimmen, daß er der ganzen Stadt auf Nimmerwiederſehen den Rücken kehrte! Denn fragten ſich mit Recht die ängſtlich beſorgten Väter und Mütter, wer ſollte dann fürder auf unſern Hausgiebeln klappern? Und kleine Kinder, ſchon des Nachwuchſes halber, braucht ja doch jede Zeit, die neue, ſo gut wie die alte.

So, lieber Begleiter, ſiehſt du jetzt unſeres jungen Helden Vaterſtadt verwandelt in den todten Steinen und lebendigen

Menſchen. Das Alte zumeiſt darin zerſtört, und das Neue noch im Werden. Ein noch unfertiger Uebergang von der einſt ſich ſelbſt genügenden Abgeſchiedenheit zu dem jetzigen Hineingezogenwerden in den haſtigen Weltverkehr tritt dir überall mit unbehaglicher Halbheit entgegen.

Der Nationalökonom der Neuzeit mag mit noch ſo gutem Rechte dieſes ſtille Waldthal darum glücklich preiſen, daß nun auch in ſeiner überwundenen Einſamkeit die Fabrikſchlöte qualmen und der raſche Pulsſchlag der Induſtrie das träge Blut des Pfahlbürgerthums in bewegteren Fluß gebracht. Aber auch der Dichter iſt nur in ſeinem alten Rechte, wenn er jetzt mit einer Art von Heimweh jener poeſiereicheren Vergangenheit gedenkt, da er zum erſtenmale mit dir hier oben ſtand; da dieſes einſame Thal noch kein anderes Brauſen gehört, als das ſeiner Wälder, und keinen andern ſchrillen Pfiff, als den des darüber kreiſenden Habichts; da es noch keinen andern Rauch geſchaut, als jenen, der aus den Schlöten der Häuſer in friedlichen Säulen aufgeſtiegen, und da in den Herzen ſeiner Bewohner das Bereich ihrer irdiſchen Wünſche von patriarchaliſcher Genügſamkeit noch ſo ſicher eingefriedet geweſen, wie einſtmal dieſe Stadt von der alten immergrünen Mauer und ihren fruchttragenden, liederreichen Gärten.

II.

Die Conſcriptionsliſten.

Genug der elegiſchen Stimmung! Und ſo wollen auch wir alles Träumen und Schwärmen hinter uns werfen, und mit unſerm neuen Rechtspraktikanten und Doctor beider Rechte heute Morgen friſchen Muthes wie er ſelber ſchnurſtracks in die Praxis treten.

Und ſieh', da ſteht er ſchon droben in der Erkerſtube bei Vater und Mutter Stark, und zwar in voller „ſchwarzer Wichs," wie die Studenten ſagen, in demſelben neuen Staatsfrack, in dem er erſt vor acht Tagen auf dem Promotionskatheder geſtanden und mit den Profeſſoren in brennrother Toga ſo glorreichen Streit ausgefochten, daß ſie ſich hölliſch zuſammennehmen mußten, um alle ſeine Hiebe mit Ehren zu pariren. Und heute Morgen will er nun beim Herrn Bezirksamtmann vor dem Antritte ſeiner einjährigen Verwaltungspraxis die erſte Aufwartung machen. Gieb Acht, wie wird erſt dieſer vor unſerm doctorlichen Helden Reſpect bekommen und befangen werden! Wer kann es ihm aber auch verübeln, wenn ſelbſt ſo gelehrte Univerſitätsprofeſſoren vor unſers Helden ſcharfem Wort all' ihre Logik auf das Schlachtfeld führen mußten? Und ließ er auch ſeine wallenden Studentenlocken erſt geſtern handbreit unter der Scheere des Baders niederfallen, um

durch dieſen ſymboliſchen Act als nunmehriger Novize der Lebensproſa von nun an ſeiner Jugendträume Poeſie Valet zu ſagen, — Herr Bezirksamtmann, wähnen Sie ja nicht, daß mit dieſen abgeſchnittenen Locken nun an Ihrem neuen Praktikanten auch die Körper- wie Geiſteskraft abgeſchwächt worden ſei! O nicht um ein Haar! Mit und ohne dieſe Lockenzier war und bleibt er ein ganzer Simſon, denn ſein Haarſchneider war keine Delila.

Doch unbegreiflich! Der ſonſt ſo ängſtliche Vater Stark ſchien jetzt dieſe Angſt für den Herrn Bezirksamtmann nicht im Mindeſten zu theilen. Seine Beſorgniß war vielmehr eine ganz umgekehrte. Denn ſo weit Vater Starks beſcheidene Menſchenkenntniß reichte, konnte er ſich den Herrn Amtmann ſchlechterdings nicht in der Nebenrolle eines eingeſchüchterten Mannes denken. Um ſo genauer war aber der ganzen Stadt und Umgegend bekannt, daß er in den Hallen des Bezirksamtes ſtets nur den dramatiſchen Hauptpart eines unverwüſtlichen Grobians mit zweifelloſer Virtuoſität zur Geltung zu bringen wußte, mit oder ohne Beigabe einer gewiſſen derben Gemüthlichkeit, je nach dem Barometerſtande ſeiner wetterlauniſchen Bureaulaune.

In Anbetracht dieſer pſychologiſchen Erwägung drängte es nun auch den Vater Stark, ſeinem zur Antrittsmeldung fortgehenden Sohne folgende weiſe Lehre mit auf den Weg zu geben:

„Lieber Hermann, nicht wahr, du mußt dich durch dieſen erſten Beſuch beim Herrn Amtmann nicht gegen ihn einnehmen, oder gar dich verſtimmen laſſen! Weißt du, er hat zwar ſo ſeine eigene Manier, iſt aber im Grund ein eben ſo braver Mann, wie tüchtiger Beamte. Nur iſt er ein wenig — ein wenig — wie ſag' ich doch nur geſchwind? Wie, was? Nun, du wirſt ſchon ſelber ſehen — weißt du, eben ein wenig, ſo zu ſagen — verbauert und treibt dadurch ſein Amt ein Bischen handwerksmäßig. Lieber Himmel, er zieht eben ſchon bald vierzig Jahre an einem und demſelben Joch, und hat meiſt nur mit Bauern zu

thun und da wird man eben so, wenn man nicht an sich selber dagegen arbeitet. Also nicht wahr, sei deshalb doch recht höflich gegen ihn! Er wird auch gewiß mit dir sehr freundlich sein, denn erst gestern noch hat er mir auf dem Casino gesagt, daß er sich sehr auf deine Praxis bei ihm freue."

„Nun ja, lieber Vater, mach' dir meinethalben nur keine Sorge!" erwiederte Hermann. „Ich danke dir einstweilen für deine so treu gemeinte Vorbereitung und ich und der Herr Amtmann werden schon miteinander zurecht kommen. Also — guten Morgen, bester Vater! Es geht schon Alles gut."

Damit ging er auf sein Zimmer, um mit dem schwarzen „Cylinder" seine Visitentoilette zu vollenden. Mutter Rosalie folgte ihm dahin, weil auch ihr Herz sie drängte, ihm noch ein liebreich mahnendes Wort ins Bezirksamt mit auf den Weg zu geben.

„Guter Hermann, nicht wahr? wenn der Herr Amtmann dir vielleicht nicht so gefällt, wie du dir's vorstellst, so denk eben daß er mit seiner wissenschaftlichen Bildung tief unter dir steht und suche deinen höchsten Stolz darin, auch in der Bildung des Herzens ihn zu übertreffen! Vor Allem aber bring' deinem alten Vater dieses Opfer und sei eben um seinetwillen demüthig! Das erhöht deinen Stolz viel mehr, als es ihn erniedrigt. Du wirst mich nun genugsam verstanden haben! Nun geh' als guter Sohn, und komm' als solcher zurück! Nochmals, denk' vor Allem an deinen nun einundsiebzigjährigen Vater, der sich so herzlich auf deine Heimkunft gefreut hat, und auch ein klein wenig denk an mich, deine Mutter! Und jetzt gib mir noch einen recht lieben Rechtspraktikantenkuß. Behüt' dich Gott!"

„Mutter, verlaß dich darauf, ich werd' an den Vater denken und auch an dich." — Mit diesen von einem innigen Kusse bekräftigten Worten verließ er das Vaterhaus.

Wie er von dem freien Rittersberge die düstere Schloßgasse

immer tiefer gegen das Bezirksamt hinunter ging, da war es seinem Geist, als ob er nun von einer sonnigen Höhe in ein dumpfiges Thal herniederstiege, darin er durch Sumpf und Gestrüppe sich mühsam durchwinden müsse, voll quälender Zweifel, ob er jemals wieder einen rettenden Ausweg finde zu einem neuen, lichten Gipfel geistigen Lebens.

Nachdem sich unser junger Rechtspraktikant im Bezirksamt erst in einem langen, halbdunkeln und ganz schmutzigen Gange durch einen wirren Knäuel harrender rustikaler und städtischer Hilfesuchender durchgewunden, trat er am äußersten Ende an das Arbeitszimmer des Herrn Amtsvorstandes, klopfte aber erst an, nachdem er seinem gepreßten Herzen noch durch einen tiefen Seufzer Luft gemacht hatte. Der Herr Bezirksamtmann, der eben an seinem Pulte stand und mit lautem Fluch ein vorher angekommenes Monitorium der Kreisregierung durchlas, drehte sich anfangs mürrisch nach ihm um, weil er ihn für den Assessor hielt, dem er wegen seiner Saumseligkeit tüchtig den Text lesen wollte. Bei Hermanns Anblick vertauschte er indessen allmälig seine gewohnte grobe Miene mit einer gezwungen freundlichen und lud ihn sogar ein, auf das Kanapee sich niederzusetzen, was Hermann natürlich auch wohl oder übel that, obwohl sein neuer schwarzer Frack von diesem Bureauinventarkanapee in der Reinlichkeit bedenklich abstach.

Und der ausgediente Aktenveteran leitete seine Unterredung mit dem Verwaltungsdienstrekruten in folgenden, eben so erhabenen wie geistreichen Sätzen ein, die ich aus Rücksicht für das Verständniß unseres deutschen Gesammtvaterlandes in der Schriftsprache wiedergebe, obwohl der Amtmann sie in einem so unverfälschten Provinzdialect gesprochen hatte, daß er jedem Forscher deutscher Mundarten als allerreinste Originalquelle hätte bestens empfohlen werden können:

„Ah, das ist ja der Herr Stark! Nun, das ist schön von

Ihnen. Ja, da ſieht man eben, wie man alt wird. Wie kann ich mir Sie noch ſo gut als einen recht wilden Gaſſenbuben denken und jetzt kommen Sie gar ſchon als mein Praktikant da zu mir her! Und Doctor ſind Sie auch noch, hab' ich mir ſagen laſſen. Ha, ha, ha! Ja, wär' ſchon recht. Ich könnte ſchon ſo einen Doctor brauchen, wenn er mir nur gleich meine ſchlechten Vicinalwege, meine hainbuchenen Bauern und mein liederliches Fabrikgeſindel curiren könnte. So aber werden Sie blutwenig von Ihrer Doctorei bei mir profitiren können! Ja, nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Stark, nicht einmal ſo tituliren kann ich Sie bei mir laſſen. Denn erſtens ſchickt ſich das für einen Praktikanten bei mir gar nicht, zweitens thäten meine Bauern ſich gar nicht auskennen, wie auf einmal da ein Doctor hereinkäm', und drittens, worauf ich eben doch auch ſehen muß, könnt' es meinen Oberſchreiber und den Aſſeſſor beleidigen, als ob Sie Wunder was extra Gelehrtes ſtudirt hätten, wohingegen doch Sie erſt von Jenen von vorn an Alles lernen müſſen, da Sie ja noch nicht einmal wiſſen, wie man nur einen Stempelbogen faltet. Wiſſen Sie, Herr Stark, von mir aus thät' ich Sie alle Tage hundertmal Doctor tituliren laſſen. Ich bin Ihnen mein' Seel' nicht neidiſch darum. Deßwegen weiß man ja doch in der Stadt und auf dem Amte, daß ich der Herr bin und Sie nur mein Praktikant. Aber ſo geht's eben einmal nicht und darum werd' ich Sie auch nur ganz ſimpel Herr Stark oder Herr Praktikant tituliren, wie mir's eben juſt in den Mund kommt. Alſo," fuhr der Amtmann ganz gemüthlich weiter, „dieſe Sache wäre nun einmal abgemacht. Ich halt' eben nie mit was hinterm Berg und ſage meine Sache immer gleich heraus. Darüber dürfen Sie aber nicht piſirt werden! Das wäre ſehr unnöthig von Ihnen, Herr Stark!"

Hermann, dem das Blut bei dieſer Eingangsrede immer heißer in die Wangen geſchoſſen, lachte in bitterſter Ironie den

Amtmann an: „O bitte, Herr Amtmann! Nennen Sie mich, wie immer Sie wollen! Es ist mir jeder Titel gleichgültig."

„Muß auch so sein, Herr Stark. Und nun wollen wir einmal von der Praxis anfangen. — Da hätt' ich eben nun gleich eine sehr wichtige Frage an Sie. Aber das sag' ich Ihnen, daß Sie ehrlich darauf Antwort geben. Es soll gewiß Ihr Schaden nicht sein, wenn Sie mir ohne Umstände die Wahrheit sagen."

„Die sag' ich immer, Herr Amtmann!" entgegnete Hermann mit scharfer Betonung.

„Nun, desto besser, Herr Praktikant," warf der Amtmann leicht hin. „Also sagen Sie mir einmal, können Sie schön und leserlich schreiben?"

Danach schaute er den Gefragten pfiffig lauernd an, was dem Auge Hermanns wohl nicht entging. Trotzdem aber antwortete dieser in seiner strengen Wahrhaftigkeit: „Wenn's gerade sein muß, Herr Amtmann, o ja!"

Und lachend packte ihn der Amtmann beim Arme mit dem räthselhaften Ausrufe: „Gott sei Dank, jetzt haben wir den Vogel gefangen!"

„Wie so gefangen?" stutzte Hermann.

„Ei, Herr Praktikant," klärte ihn der Amtmann auf, „die Conscriptionslisten müssen Sie schreiben! Ha, ha, ha! Und den zweiten Vogel werd' ich schon auch noch herauskriegen. Bin ich doch mein' Seel' immer froh, wenn ich an jedem Michaeliziel unter meinen neuen Praktikanten die zwei herausgefunden habe, die noch ordentlich schreiben können. Denn vor lauter dummem Studiren fritzeln die Leute zuletzt so jämmerlich, daß man sie alle noch einmal in die deutsche Schule schicken sollte. Sehen Sie, Herr Stark, da haben Sie vor Ihren Collegen schon sehr viel voraus, und bei mir einen ganz besondern Stein im Brett. Denn eine schöne Handschrift ist bei uns die Hauptsache. Und ich glaub' immer, ich wäre mein Lebtag kein so guter Amtmann geworden,

wenn ich nicht ſchon vor dreißig Jahren als Oberſchreiber eine ſo wunderſchöne Schrift gehabt hätte, heißt das," corrigirte er im Nu ſein etwas zu offenes Geſtändniß, das ihm nur ſo im Eifer der Rede herausgefahren, „natürlich neben meinen ſonſtigen ausgezeichneten Qualificationen im praktiſchen Dienſt, auf die man in jener Zeit ſehr vernünftig viel mehr gehalten hat, als auf ſo ein paar Jährchen ſogenannter Univerſität, wo die Studenten doch zuletzt nichts thun, als Bier trinken, rauchen, Karten ſpielen und ſich die Geſichter verkratzen. Na, Sie haben auch einmal einen tüchtigen Wiſcher abgekriegt; ſteht Ihnen aber ziemlich gut. Ueberhaupt haben Sie ſich ganz nett ausgewachſen! — Alſo, mein lieber Herr Stark, die Conſcriptionsliſten! Nun, 's iſt gar nicht ſo langweilig, wie Sie ſich's vielleicht vorſtellen. Da haben Sie bis zum Frühjahr eine ganz gemüthliche Arbeit, lernen alle erdenklichen Bauernnamen kennen, dürfen bei der Rekrutenviſitation das Protokoll führen, und dann zuletzt, was auch nicht zu verachten iſt, laſſ' ich Sie bei dem guten Schlußdiner, das ich meinen Bürgermeiſtern und der Doctorcommiſſion auf Staatsunkoſten im Schwanen gebe, gratis miteſſen. Und da geht's immer kreuzluſtig her, vorab, wenn der Champagner recht knallt, wo ich für jede Perſon, außer meinen zwei Flaſchen, immer eine ganze ſpendiren laſſe. — So, nun will ich Sie erſt meinem Oberſchreiber vorſtellen, und dann können Sie gleich mit Ihrer Praxis anfangen. Es iſt eben erſt neun Uhr; da haben Sie immer noch ſchöne drei Stunden Zeit. Kommen Sie!"

Mit dieſen Worten ſtand er auf, und wollte Hermann bei der Hand nehmen. Er aber zog ſie zurück und blickte mit ſtolzem Ernſt in das aufgeblaſene Alltagsgeſicht, da er im bitterſten Tone fragte: „Herr Amtmann, iſt das wirklich Ihr Ernſt, daß ich die Conſcriptionsliſten ſchreiben ſoll?"

„Ja, warum denn nicht?" herrſchte der mit einem Schlage zum bureaukratiſchen Deſpoten Umgewandelte ihn muſternd an.

„Ich glaube gar, Sie meinen, daß ich Komödie mit Ihnen spiele! Oder halten Sie sich etwa für zu vornehm dazu? Was soll ich denn mit Ihnen anfangen, wenn Sie mir nicht einmal einen Schreiber abgeben sollten? Sie verstehen ja noch gar nichts anderes. Und sogar das müssen Sie erst von meinem Oberschreiber lernen, damit Sie mir meine theuren Conscriptionslisten nicht verderben und was hineinschmieren, wo's gar nicht hingehört. Also sachte, sachte, Herr Praktikant! und hübsch bescheiden bleiben, wenn man mit seinem Amtsvorstande redet, der, wohlgemerkt, am Schlusse des Jahres Ihre Qualificationslisten zu machen hat, wo auch der Fleiß, der Anstand, das sittliche und politische Benehmen als besondere Rubriken von mir auszufüllen sind."

Diese letztere Bemerkung erhitzte Hermanns Blut noch vollends zum Kochen und wenig fehlte, so hätte er sich auch gegen diesen bureaukratischen Geßler, alle Klugheit verachtend, mit demselben löwenmuthigen Zorn aufgelehnt, mit dem er einst jenen höhnischen Korporal auf dem Gymnasium zu Boden geschlagen. Zur rechten Minute trat aber noch zwischen des Amtmanns Brutalität und seine Entrüstung der klugen Mutter Abschiedswort: „Denk' vor Allem an deinen einundsiebzigjährigen Vater und auch ein klein wenig an mich!" — Und des Sohnes Liebe besiegte den Manneszorn, den er wieder in sein Herz hinunterstieß. Nur ein überlegenes Lächeln blieb noch oben zurück und umspielte vornehm seinen fein geschnittenen Mund.

„O Herr Amtmann, bitte tausendmal um Vergebung, wie hab' ich vorhin Unrecht gehabt! Sie haben mich wirklich nun gründlich darüber belehrt. Jawohl, diese Conscriptionslisten und was Alles später noch nachfolgt, ich glaub' es nun selber, es ist wirklich gar nicht so übel. Ja, da bewährt sich eben wieder ganz herrlich Goethe's unsterbliche Sentenz: „Grau, Freund, ist alle Theorie, doch grün des Lebens goldner Baum." Darum bitt' ich Sie, lassen Sie mich jetzt sogleich beginnen. Ich kann es

wirklich kaum erwarten. Und daß ich noch den ſchwarzen Frack dabei anhabe, das verklärt ja nur die ganze Geſchichte mit einem echt poetiſchen Humor. Zwar hab' ich auf der ſogenannten Univerſität außer dem Rauchen, Viertrinken und Geſichterverkratzen auch noch verſchiedenartige Allotria getrieben, die man dort Pandecten, deutſches Privat- und Staatsrecht, Finanz- und Nationalökonomie geheißen, und dergleichen überflüſſiges dummes Zeug noch mehr. Aber Sie haben ganz Recht, Herr Amtmann! Was nützt hier all' dieſer gelehrte Trödel? Der praktiſche Dienſt iſt hier die Hauptſache. O freilich, wie konnt' ich vorhin nur ſo im Unklaren ſein? Ja, ſehen Sie, Herr Amtmann, ſo weit kommt man mit dieſem verdummenden Studiren. Nichts als falſche, hirnverbrannte Begriffe, von denen der praktiſche Dienſt den kranken Kopf erſt wieder curiren muß. Jawohl, der praktiſche Dienſt, das iſt der wahre praktiſche Doctor für dieſe theoretiſchen Doctorpraktikanten, wie leider Gottes ich einer bin. Ha ha ha! Was man doch nicht Alles lernt, wenn man älter wird! Alſo jetzt — vivant die Conſcriptionsliſten, pereat die Wiſſenſchaft! Bitte, Herr Amtmann, ſtellen Sie mich doch ſogleich dem Herrn Oberſchreiber vor! Aber nicht wahr, ſagen Sie ihm doch ja nichts von meiner dummen Doctorwürde! Sonſt ſchäm' ich mich vor ihm. Ha, ha, ha!"

Der Amtmann hatte mit gekreuzten Armen am Pulte lehnend ihm zugehört, und konnte trotz ſeines lauernden Blickes an dem Geſichte Hermanns nicht recht klar werden, ob der Ernſt oder Hohn in ſeiner eigenthümlichen Rede vorherrſchte. Um jedoch ſeine geiſtige Ueberlegenheit als Amtsvorſtand dem Praktikanten gegenüber auf keinen Fall in Frage zu ſtellen, zog er es vor, auch ſeine Antwort mit einer ſcharfen Doſis von Spott zu würzen.

„Sie ſind mir ein curioſer Heiliger, Herr Stark! Ich hab', weiß Gott, in den vierzig Jahren meiner Amtirung ſchon Praktikanten von allen möglichen Sorten gehabt. Aber Sie kommen mir doch wieder wie eine ganz eigene Art vor, und ich meine

immer, Sie hätten lieber gleich auf dem Miniſterium praktiziren ſollen, damit, wenn ein Miniſterpoſten ausläme, man doch gleich wüßte, nach wem man greifen ſolle. Denn ich glaub', im ganzen Lande hätte man keinen auftreiben können, der noch geſcheidter iſt, als Sie ſich wenigſtens einbilden. Aber, weil Sie nun einmal vor der Hand mein Praktikant ſind, da müſſen Sie eben auch nach meiner Pfeife tanzen, ob Sie nun ein luſtiges oder grimmiges Geſicht dazu machen. Wiſſen Sie, mir iſt das ganz egal."

Dann fuhr er auf einmal in einem ganz andern, ernſten Tone weiter: „O lieber Herr Stark, glauben Sie einem ausgedienten Staatsdienſtveteranen! Wie oft werden Sie ſich noch die Hörner abſtoßen müſſen, bis Sie einmal das Beamtenleben nehmen, wie es eben iſt. Wiſſen Sie, ich meine, was da in den untern Branchen ſo herumhantiert. Geplagte Handwerksleute ums liebe, tägliche Brod ſind wir Alle, und wer's noch nicht gleich am Anfang iſt, der wird es mit der Zeit. Und auch Sie ſammt alle Ihrem gelehrten Kram im Kopf, auf den Sie ſich im Stillen gar ſo viel einbilden, daß Sie unſereins nur ſo von oben herunter anſehen wollen, auch Sie werden ſchon noch gerade ſo zahm am Aktenkarren mitziehen helfen, wie's noch Alle gelernt haben. Aber deßhalb will ich Ihnen doch juſt nicht böſe ſein. Ich bin ja über vierzig Jahre älter als Sie und halte viel zu viel auf Ihren braven Vater. Da will ich's heute nicht gar ſo genau mit Ihnen nehmen. In ein paar Jährchen werden Sie's ſchon von ſelber um fünfzig Prozent wohlfeiler geben. Alſo kommen Sie zum Herrn Oberſchreiber!"

Der beißendſte Spott hätte unſern jungen Freund nicht ſo im innerſten Marke ſeines Lebens verwundet, wie dieſe letzte Demüthigung in des Amtmanns zweifellos wohlgemeinten Worten, die er ihm gar nicht zugetraut hatte, obwohl ſie ſeinem ſonderbar gemiſchten Weſen als ein ſo wahres Herzenselement entſprungen waren, wie die bornirte Brutalität ſeiner bureaukratiſchen Geiſtesbildung.

Wie eine unabſehbare Sandwüſte dehnte ſich das zukünftige Beamtenleben jetzt mit einemmale vor Hermanns Augen aus, und der Bronnen des Jugendwitzes war bis zum letzten Tropfen in ihm vertrocknet. Kein anderes Wort mehr wußte er zu erwiedern, als dieſes eine mit halber Stimme: „Es iſt recht, Herr Amtmann, gehen wir hinüber.“

Und eben traten ſie zur Thüre. Da hatte ſie der Amtsdiener geöffnet mit einer ganzen Fluth von geſchäftlichen Meldungen: „Herr Amtmann, die Bauern von Lauterbach ſagen, ſie könnten unmöglich länger warten; ſie wären ſchon auf acht Uhr beſtellt geweſen und jetzt iſt es ſchon gleich zehn, und die auf neun Uhr beſtellten von Steinweiler fangen auch ſchon an zu räſonniren.

„Kreuzmillionendonnerwetter! dieſe vermaledeiten Bauern ſollen —“ fuhr da der Amtmann den unſchuldigen Amtsdiener genau ſo an, wie es der Altmeiſter Goethe ſeinen Götz von Berlichingen gegenüber dem Wachtmeiſter thun läßt, und woraus auf des Amtmanns Bekanntſchaft mit unſerer klaſſiſchen Literatur ſich immerhin kein ganz ungünſtiger Schluß ziehen ließe.

„Aber Herr Amtmann,“ fuhr der an dergleichen Kraftausdrücke ſchon längſt gewohnte, ſchnurrbärtige weiland Feldwebel im Leibregiment furchtlos weiter: „Auf zehn Uhr haben Sie auch den hieſigen Stadtrath beſtellt wegen den neuen Straßenlaternen mit dem Gas oder wie man's heißt.“

„Was, Gas! der Teufel hol' all' das dumme, neumodiſche Zeug!“ fuhr's da wieder um den grauhaarigen Kopf. „Halt' er ſein unverſchämtes Maul!“

Trotz alledem hielt dieſer tapfere Krieger anſtatt ſeines Maules dem Amtmann ein Schreiben hin:

„Und nehmen Sie's nicht ungütig, Herr Amtmann, da iſt eben wieder von der Regierung ein Wartbote auf Ihre Koſten gekommen von wegen dem Bericht über den abgeſetzten Bürgermeiſter von Schlicklingen, hat der Herr Aſſeſſor geſagt.“

„Der Herr Aſſeſſor ſoll auch ſein Maul halten!“ ſchnauzte ihn der Amtmann mit noch ſtärkerem Donner ab. „Ja, ſind denn heut alle Teufel miteinander ledig geworden? Da möchte man ja rein ſelber des Teufels werden. Hat er nicht noch was in Petto, er, Menſch, er? Marſch ſag' ich, wenn ſein Amtmann Ruhe haben will. Da ſollen ja gleich zehntauſend feurige Wetter das ganze Bezirksamt zuſammenſchlagen!“

„Zu Befehl, Herr Amtmann!“ erwiederte mit ordonnanzmäßigem Gleichmuth der Graukopf und machte militäriſch Kehrteuch.

Der Amtmann aber wendete ſich, noch ganz odemlos, zu Hermann: „Iſt das heut wieder eine Komödie! Ja ſehen Sie, Herr Stark, da haben Sie jetzt einen Begriff davon, was Praxis heißt, und ſo ein Bezirksamtmann für ein geſchundenes Leben hat. Da ſind ja Ihre Conſcriptionsliſten noch pures Gold dagegen. Alſo in Gottes Namen, kommen Sie jetzt zum Oberſchreiber!“

Der junge Doctor Hermann Stark erwiederte nun gar nichts mehr; nicht ein einziges Wort. Ihm war bei dieſer letzten tragikomiſchen Zornſcene buchſtäblich Hören und Sehen vergangen, und noch ganz betäubt folgte er dem Amtmann über den langen, dunklen Gang, auf dem alle noch vorher murrenden Bauern ſich in zwei Reihen mäuschenſtill an die Wand drückten, um ihrem bureaukratiſchen Zwingherrn eine möglichſt weite Gaſſe zu öffnen. Endlich gelangten die Beiden an das Zimmer des Oberſchreibers. O, wie das mit ſeinem einzigen, ſtark vergitterten Fenſter, durch deſſen Eiſenſtäbe zwar nicht ein Streifen blauen Himmels, aber doch wenigſtens das alte Dach des gegenüberliegenden Holzſchuppens hereinſchaute, während rings an den Wänden ſtaubfarbige Regiſtraturſchränke griesgrämige Geſichter machten, wie dieſes in romantiſchem Ritterſtyl ausgeſtattete, heitere Cloſett unſern jungen Freund ſchon beim erſten Eintritt als nunmehrigen Mitbewohner mit traulichſter Poeſie willkommen hieß! Dazu der in einer vier

Fuß tiefen Fenſterniſche an ſeinem Schreibtiſche mit krummem Rücken zuſammengekauerte Oberſchreiber. Welch' wohlthuende Harmonie zwiſchen dieſer Actenſtube und ihrem hier gebietenden Herrn, des Amtmanns gewaltigem Untervogt!

Als dieſer ohne das gewohnte, furchtſame Anklopfen ſo ohne weiters die Thüre gehen hörte, wollte er ſich gerade umdrehen, um dem ſo reſpectswidrig eintretenden Petenten irgend eine jener lieblichen Begrüßungen entgegenzuſchleudern, deren er ſtets einen Vorrath unter den zuſammengekniffenen Lippen verborgen hielt. Da hatten ſeine unter einer großen Hornbrille herauslauernden, milden Katzenaugen noch zur rechten Zeit den oberſten Herrn und Meiſter entdeckt. Im Nu rutſchte er von ſeinem Stuhle herunter, und umkroch den Amtmann genau ſo unterwürfig, wie die Hexe den Mephiſto in ihrer Küche, nachdem ſie ihn unterm Gläſerzerſchlagen erkannt hatte.

„Ah, der Herr Amtmann! Recht höflichen guten Morgen, Herr Amtmann! Aha! Kann mir's ſchon denken. Bringen mir wahrſcheinlich den neuen Herrn Praktikanten von wegen den Conſcriptionsliſten. Nun, da liegen die Gemeindeliſten alle ſchon bereit. Und der Herr Amtmann dürfen nur befehlen, wann ich den Herrn Praktikanten zu ſeiner Arbeit anweiſen ſoll." Dabei hatte der Oberſchreiber beſtändig die Hände gerieben und mit widerwärtigem Lächeln Hermann muſternd angeblinzelt, was dieſer mit unzweideutigem Stolz von oben herab erwiederte.

„Ei, Herr Oberſchreiber," fuhr der Amtmann höchſt gemüthlich weiter, „ich denk', es iſt am einfachſten und ich hab' es auch dem Herrn Stark ſchon geſagt, daß er ſich noch gleich heut Morgens an ſeine Arbeit machen ſolle. Zum Auseinanderſchneiden genirt ja ſein Frack nicht im mindeſten, und zum Zurechtlegen auch nicht. Aber er wird ja bis zwölf Uhr nicht einmal mit dem Zerſchneiden fertig werden."

„O freilich, freilich, Herr Amtmann! einen halben Tag zer-

ſchneiden, einen halben Tag zurechtlegen, das war immer ſo die gewöhnliche Zeit für den betreffenden Praktikanten. Und jetzt haben wir ja mindeſtens ſchon halb eilf."

„Zerſchneiden? Zurechtlegen? —" durchſchwirrten da dieſe räthſelhaften, techniſchen Schneiderausdrücke Hermanns bereits ganz ſtumpf gewordenes Hirn, und er griff unwillkürlich an ſein Gehörorgan, aus Angſt, ob er nicht etwa an neckenden Hallucinationen leide. „Ja, bin ich denn in einer Schneiderwerkſtatt?" — Das war Alles, was er noch zu denken und hinauszurufen vermochte.

„Schneiderwerkſtatt? Wie meinen der Herr Praktikant? Mein Bureau eine Schneiderwerkſtatt?" Damit warf des Oberſchreibers Spinnenkopf ſich höchſt beleidigt in der hohen Kravatte herum. „Ei, da muß ich mir ſchon ein Bischen mehr Reſpect ausbitten."

„Nun, was iſt denn auch viel dahinter, wenn der Herr Stark das jetzt geſagt hat?" trat der Amtmann friedeſtiftend dazwiſchen, wie ungefähr, um zur Abwechslung auch einmal in die Thierwelt zu greifen, ein gemüthlicher Bär zwiſchen einem ſtolzen Löwen und hinterliſtigen Schakal. „Der Schneider hat ſein Maß und der Schuſter ſeinen Leiſten. Na, und wir auf dem Bezirksamt, wir thun auch nicht viel Anderes, als ſchneidern und ſchuſtern nach dem Maß und über den Leiſten unſerer Verordnungen. Ich habe das Alles dem Herrn Stark ſchon vorhin ausführlich explicirt. Und Conſcriptionsliſten ſchreiben, das iſt doch meiner Seel' erſt recht ein hirnloſes Handwerk. Alſo, Herr Oberſchreiber, nehmen Sie eben jetzt den Herrn Praktikanten in die Kur, bis ihn dann der Aſſeſſor zur weitern Praxis bekommt, wenn's einmal ans wirkliche Schreiben geht."

„Guten Morgen, Herr Stark, und," ſchloß er dann ſeine geiſtreiche Einführungsrede höchſt troſtvoll, „wenn Sie ſo in circa zwei Monaten das Liſtenſchreiben hinter ſich haben, ſo können Sie mich einmal wieder beſuchen, daß wir dann wegen der weitern Praxis wieder mit einander reden."

Damit ließ der Herr Amtsvorſtand unſern jungen Rechtspraktikanten als nunmehrigen Lehrling des Oberſchreibers ſtehen. Letzterer begleitete natürlich mit tiefen Bücklingen den Amtmann bis vor die Thüre, an der ſein Herr und Meiſter ihm noch die hochherzige Anweiſung zuflüſterte: „Und daß Sie mir den eingebildeten Menſchen da niemals Doctor nennen. Das wäre mir das Wahre. Der muß bei uns erſt Mores lernen. Alſo nur ſimpel Herr Stark oder höchſtens Herr Praktikant! — Das ſag' ich Ihnen."

„O, Herr Amtmann, wo denken Sie hin? Ich, den Doctor tituliren? Dieſe Dummheit werden Sie mir doch nicht zutrauen! O, nur ihn einmal eine Woche jeden Tag acht Stunden lauter Bauernnamen ſchreiben laſſen. Wird der noch ſo zahm werden! Es iſt ja nicht das erſte übermüthige Bürſchchen. Ha, ha, ha! Und es gibt ja außer den Conſcriptionsliſten auch noch andere, die der Herr Amtmann über ihn zu ſchreiben hat. Jawohl, die hohe Kreisregierung ſteht ja auch noch hinter uns. Alſo recht höflichen guten Morgen, Herr Amtmann!" —

Damit ging der Oberſchreiber zurück in die Stube, und nahm eine gewaltige Papierſcheere vom Tiſche, die er Hermann mit den weihevollen Worten reichte: „So, Herr Stark! Sehen Sie, mit dieſer Scheere fangen Sie alſo Ihre Praxis an! Und jetzt werd' ich Ihnen gleich begreiflich machen, was Sie vorhin ſo gar nicht verſtanden haben. Alſo nehmen Sie Ihren Kopf zuſammen! Sehen Sie, dieſer Haufen Liſten auf meinem Tiſch, das ſind nämlich die Specialconſcriptionsliſten von jeder Gemeinde des Bezirksamts, und da drinnen ſind alle Conſcribirte nach dem ABC eingetragen. Da ſehen Sie ſelber her! Da haben Sie z. B. die Liſte der Gemeinde Altheim, und da drinnen ſtehen alſo: Abtmeier Peter, Bärenklau Sebaſtian, Fahrer Chriſtoph, Girglmeier Johann, Katzenberger Joſeph u. ſ. w. bis zum allerletzten Zirngiebl Aloys. — Nun paſſen Sie weiter auf! Das

Bezirksamt muß nun aus allen diesen Gemeindelisten die Hauptliste anfertigen und ebenfalls alphabetisch. Da es nun ein außerordentlicher Zeitverlust wäre, wenn man z. B. beim spätern Dictiren in jeder Gemeindeliste erst den Namen mit den Anfangsbuchstaben aufsuchen müßte, um sie dann hintereinander alphabetisch in die Hauptliste einzutragen, so hab' ich schon vor fünfundzwanzig Jahren die Erfindung gemacht, alle Gemeindelisten in lauter einzelne Namen auseinander zu schneiden. Dann sortirt man auf den Streifen alle Namen mit A bis zum Z immer in ein einziges Bündel zusammen. Dann nimmt der Herr Assessor einen Streifen nach dem andern ganz bequem zum Dictiren vor, und so stehen zuletzt in der Hauptliste die Namen von sämmtlichen Gemeinden gerade so schön alphabetisch untereinander, wie jetzt in diesen Speciallisten. Aber denken Sie sich, Herr Stark, für diese höchst verdienstliche Erfindung, die alle Bezirksämter mir hinterher abgestohlen haben, bin ich noch nicht einmal von der Regierung belobt worden, und noch viel weniger hab' ich die goldene oder silberne Medaille bekommen, die ich hingegen schon gar manchem dummen Bauernbürgermeister durch meine Protection verschafft habe. Sehen Sie, Herr Stark, so undankbar ist dieser Staat, für dessen Dienste Sie nun unter mir Ihre erste Praxis anfangen. Aber daß ich Eines wie das Andere sage, so hat noch jeder Herr Praktikant sich gegen mich höchst dankbar bewiesen, daß ich ihm durch meine Erfindung seine Anfangspraxis so erleichtert habe." Dabei fixirte er sein neuestes Praktikantenopfer mit lauerndem Blick und der symbolischen Bewegung des Geldzählens. „Denn, wenn er auch noch so gelehrt von der Universität zu uns hereinkam, wie z. B. Sie, wo Sie sogar Doctor aller Rechte geworden sind, was ich mir von Ihrem gescheidten Kopf auch gar nie anders erwartet habe, so würd' er sich doch ohne mich am Anfang gar nicht auskennen. — Also, wie gesagt, verehrter Herr Doctor, da haben Sie nun die Scheere, und da liegen die Conscriptionslisten

der Gemeinden. Nun ſchneiden Sie alle Namen in einzelne Streifen, dann ſuchen Sie ſich auf dem Stubenboden fünfundzwanzig Plätze heraus und ſortiren die einzelnen Haufen ſchön alphabetiſch nebeneinander! — Und nun will ich einſtweilen in den Schwanen hinübergehen und ein paar Schoppen auf den glücklichen Anfang Ihrer Praxis trinken. Das iſt ſo ein altes Herkommen. Im Heimwege können Sie dann auch ein wenig zuſprechen und die Kleinigkeit gleich berichtigen. Und mit dem andern Honorar für dieſe heutige Anweiſung hat es ja Zeit für ein andermal. Alſo einſtweilen recht gute Verrichtung und recht höflichen, guten Morgen, verehrter Herr Doctor!"

„Guten Morgen, Herr Oberſchreiber," warf Hermann in wegwerfendem Tone dem mit einer tiefen Verbeugung ſich Hinausſchlängelnden noch nach.

„Nun meinetwegen, ein paar Gläſer Wein will ich deiner verſtaubten Kehle gönnen, aber ſonſt keinen Heller. Nein, mit Schmieren fang' ich hier nicht an. Pfui über alles Fälſchen und Beſtechen! O, mein Lebensrad ſoll hier nur recht krächzen und ächzen. So hab' ich es gerade nun gern; und zuletzt muß ich doch noch gut fahren. Dazu bin ich mir ſelber Manns genug."

Dann machte er ſeinem ſchwer gepreßten Herzen mit einem tiefen Odemzuge Luft: „Ah, iſt das jetzt eine Stunde geweſen, lang und niederdrückend, wie ein ganzes freudeloſes Jahr! In welch' armſelige Welt bin ich gerathen! Unter welche Kreaturen von Menſchen! Aber Humor, Humor, verlaß mich nicht, wenn du auch ein wenig bitter wirſt! Komm' her, du ehrwürdige Schneiderſcheere! Der Doctor utriusque juris begrüßt dich jetzt feierlich als ſein erhabenes Handwerkszeug. Seid mir gegrüßt, ihr ſibylliniſchen Blätter conſcribirter Bauernburſche! O wie will ich euch jetzt kunſtgerecht zerſchneiden, ſo ſorglich, als ſei jeder Streifen mit den koſtbarſten Hieroglyphen beſchrieben. Und ihr alle, ihr hochgelehrten und hochberühmten Juriſten des Alterthums

und der Neuzeit, ihr Professoren in der weitesten römischen Toga, wie im engsten germanischen Frack, ihr alle von Ulpian herab bis Bangerow, schaut jetzt nieder auf mich und weihet mit eurem Segen meine befrackte Praxis ein! Und so gesegnet will ich sie beginnen, ein Schneiderlehrling, und nebenbei auch ein klein wenig Doctor beider Rechte. Ha, ha, ha! Ich könnte mich zu Tode lachen; oder auch — doch nein, weg mit aller Sentimentalität! — Humor, Humor, Galgenhumor herbei!"

Und so nahm er denn einen großen, muthigen Anlauf, faßte die Scheere kräftig in die Hand, griff nach der ersten Gemeindeliste und begann in dramatischer Haltung buchstäblich das ABC der Staatsdienstpraxis.

„So komm', du erstes meiner Scheerenopfer,
Absmeier Konrad, der du lange friedlich
Mit diesem Bärenklau Sebastian
Auf diesem Bogen hier zusammenwohntest.
Ich kann nicht anders, denn mich zwingt der Staat,
Dies Freundschaftsband, es sei von mir zerschnitten."

Damit schnitt er den Namen Absmeier von der Liste und legte ihn auf die äußerste, linke Grenze des Stubenbodens nieder.

„Der schwere Anfang ist vollbracht. Wie leicht,
Wie hoch hebt sich mein Herz. Mir ist geholfen.
Und hier auf diesen Stubenbodenbrettern,
Absmeier Konrad, bleib' vereinsamt liegen,
Bis daß ein andrer holder Bauernname,
Der so wie du mit einem A beginnt,
Sich über dich als neuer Freund wird legen.
Und wieder neben dich dein Bärenklau,
Und dann so fort auf fünfundzwanzig Plätzen
Die Bauernjungen all' von A bis Z.
O selig, selig, conscribirt zu sein,
Und sel'ger noch, die Listen abzuschreiben!"

„Das geht ja prächtig. O, wie oft hab' ich den Fauſt geleſen und den tiefſten Sinn von des Lebens grünem goldnen Baum ſtets mehr geahnt, als verſtanden! Jetzt verſpür' ich ihn in jedem Tropfen meines kochenden Bluts. Vivat des Lebens goldener Baum! O, er umrauſcht mich jetzt in der erſten Stunde meiner Staatsdienſtpraxis mit ſo ſchwellendem Grün und ſo goldener Frucht, wie ein alter Vogelbeerbaum an ſtaubiger Landſtraße, deſſen Blätter dicht bepudert ſind, wie ehedem die ſtaubigſte Perrücke im ganzen Zopfjahrhundert. Aber trotzdem Humor und nichts als Humor! Das iſt das einzige Salz in all' dieſem widerlich ſchalen Miſere!"

Und ſo ſchnitt er einen Bauernnamen nach dem andern von der Liſte Altheim, und legte jeden einzelnen Streifen auf ſeinen alphabetiſchen Platz, bis endlich auch der Zirngiebl Aloys auf dem Stubenboden ſeine proviſoriſche Ruheſtätte gefunden hatte.

„So, Gemeinde Altheim, du biſt verſorgt und aufgehoben. Der Oberſchreiber wird ſeinen Schneider loben."

„Und horch, zwölf Uhr läutet's. Die Knechtſchaft hat ein Ende und der freie Mann geht jetzt zum Mittageſſen. Ha, ha, ha! Bin ich doch ſchon in den paar Stunden ein ganz routinirter Bureaumenſch geworden! Und wie dieſe dumpfe Luft mich ſchon anheimelt! Wie dieſe Aktenſchränke mich ſchon ſirenenhaft anblicken und mir die Ideale aus dem Herzen locken, um ſie zu praktiſch nüchternen Gedanken zu vertrocknen. Ja, weg mit euch! Zur Erde, ihr himmelanſtrebenden Gedanken! Verenge dich, du meines Geiſtes weiter Geſichtskreis! Zu Eis erkalte, du meines Herzens weltumfaſſende Liebesgluth!"

„Was kümmert mich der Menſchheit Wohl und Weh?
Nichts will ich werden als ein Bureaukrat.
Denn alles Heil der Welt kommt nur vom Staat,
Drum hoch der Staatsdienſtpraxis ABC!"

Mit diesem letzten Ausbruch bitterſten Humors verließ er jetzt des Oberſchreibers Stube und gab ſich unterwegs alle Mühe, die Spuren des Unmuths auf ſeinem Geſichte zu verwiſchen, um von dieſem erſten Morgen der Praxis nur heitern Auges in das Elternhaus heimzukehren.

* * *

„Nun, wie war es, guter Hermann?“ fragte ihn Vater Stark ſogleich bei ſeinem Eintritt in die Erkerſtube, darin er ſchon lang über eine Stunde voll Ungeduld auf ihn gewartet und der Tiſch ſchon gedeckt ſtand. „War der Herr Amtmann recht freundlich mit dir? Dein Beſuch hat wenigſtens ſehr lange gedauert. Das iſt mir ſchon ein gutes Zeichen. Nicht wahr, lieber Sohn, er iſt im Grund ein ganz gemüthlicher Mann, ſo, was man eben ſagt, ein edler Kern in rauher Schale. Wie, was?“

„O ja, lieber Vater,“ erwiederte Hermann mit allem Aufwand äußerlicher Heiterkeit, „man muß ihn eben nehmen, wie er iſt. Ich glaube, er meint es ſoweit ganz gut mit mir. Und denk' dir nur meine Ueberraſchung! Ich hab' auch ſchon meine Praxis begonnen und eine ganze Stunde lang ſchon für den Staat gearbeitet.“

„Was? Heute ſchon und im ſchwarzen Frack?“ fragte aufs höchſte verwundert Vater Stark.

„Jawohl, wie ich da geh' und ſteh'; freilich aber erſt nur mit der Papierſcheere. Eine höchſt curioſe Function! Indeſſen die Feder kommt ſchon nach, vielleicht mehr, als mir lieb iſt.“

„Ach, Herr Jeſus, Papierſcheere! Doch nicht gar Conſcriptionsliſten?“ fuhr's verwirrend durch Vater Starks Kopf und Herz.

Aber Hermann hatte im leichteſten Tone raſch wieder fortgefahren: „Der Herr Amtmann war nämlich ſo gütig, mich zum Schreiben der Conſcriptionsliſten auszuerſehen. Je nun, ein ganz geiſtreicher Anfang der Praxis. Aber geſchieht mir ſchon recht, warum

ſchreib' ich auch ſo ſchön? Und, ei was, mit dem rechten Humor wird's ſchon gehen. Wenigſtens heute Morgen hat er mir über dem vorläufigen Zerſchneiden der Liſten ganz prächtig darüber hinweg geholfen. Und was ſind auch ſechs Wochen? Eine wahre Bagatelle von Zeit! Darf ich doch auch im Frühjahre dann beim Schlußdiner gratis miteſſen und Champagner trinken. Steckt nicht auch darin ein ganz geſunder Witz? Ha, ha, ha!"

Dann ward ſein Geſicht und Ton wieder ernſt und er ergriff ſeines Vaters Hand: „Aber, Scherz bei Seite, lieber Vater! Hab' nur keine Angſt um mich! Man muß nur wollen, dann läßt ſich Alles überwinden. Und ich, mein beſter Vater, o ganz gewiß, ich will. Schon dir und der Mutter zu Liebe will ich. Dann bleibt ja der größte Vortheil meines guten Willens doch zuletzt nur mir ſelber. Nicht wahr, ſolcher Egoismus zählt wenigſtens nicht zur ganz gemeinen Art?"

„Nein, gewiß nicht!" ſeufzte der Vater. „Aber zur alleredelſten, mein guter Sohn. Hm, hm, hm."

Und ſogleich gab Hermann dieſem ernſten Ausrufe wieder eine leichte Wendung: „Aber ich habe wirklich über dieſer erſten Praxis einen gewaltigen Hunger bekommen. Siehſt du, lieber Vater, da ſpür' ich ſchon den erſten Nutzen meines prakticirenden Egoismus, und wenn's auch nur ein leiblicher iſt, doch immer beſſer, als gar keiner. Nun laß mich nur noch geſchwind in andere Kleider werfen, dann wollen wir recht behaglich mit einander zu Mittag eſſen und zuletzt mit einem Gläschen Rheinwein den glücklichen Anfang meiner Praxis leben laſſen. Alſo darf ich bitten, eine Flaſche Rüdesheimer! Im Augenblick bin ich wieder da."

„Sieh' nur erſt nach der Mutter und ich will einſtweilen noch kurz hinuntergehen," das war Alles, was Vater Stark gepreßten Herzens jetzt zu ſagen vermochte.

„Recht, lieber Vater!" erwiederte Hermann und ging raſch auf ſein Zimmer.

Vater Stark aber saß kurz darauf in seiner Kanzleistube und schüttelte mit schmerzlicher Miene den Kopf: „Hm hm hm! Ja, ja! Da haben wir's. Conscriptionslisten schreiben, und sein Kopf dazu! Wirklich jammervoll! Nein, dieser Herr Amtmann! ist das ein ganz schrecklicher Mensch! Hab' ich ihn nicht erst gestern noch darum so herzlich gebeten, daß er auf Hermanns hervorragende juristische Bildung in der Praxis etwas Rücksicht nehmen wolle? Und hat er es mir nicht zugesagt gehabt? — Und nun die Conscriptionslisten, dieses alljährliche Damoklesschwert über'm Haupt aller neuen Rechtspraktikanten! Und gerade auf seinen gescheidtesten Kopf läßt er es wie zum Hohne niederfallen! Nein, wenn ich daran denke: vier Universitätsjahre, Preisaufgabe gelöst, Doctordiplom mit der ersten Note — und nun mit einem gedankenlosen Schreiber viele Wochen lang an ein und das nämliche Joch zusammengespannt — welche Geistestortur für dieses Genie mit allen seinen Kenntnissen! Wahrhaftig, weinen könnt' ich darüber, bittere Thränen weinen."

„Ja, er sagt freilich, mit gutem Willen ließe sich Alles überwinden, und ich solle nur ohne Sorge um ihn sein. Und Humor soll auch noch drin stecken. Daß Gott erbarm'! Aber warum sagt er das? Aus Mitleid mit uns Eltern. Ach, ist das eine armselige Welt! Da haben wir uns nun vier volle Jahre darauf gefreut, daß wir ihn wieder bei uns haben. Nun ist er endlich da. Und nun muß mir sogleich in den ersten Tagen wieder das Herz um ihn schwer werden. Doch, Geduld! Ein Jahr ist ja keine Ewigkeit. Und da wollen wir's ihm eben unterdessen daheim so lieb und gemüthlich machen, daß er im Frieden unserer glücklichen Häuslichkeit seinen innern Streit auf dem Bezirksamt immer wieder vergessen und verschmerzen kann. — Also gut! Sei ruhig da drin, du altes Vaterherz!"

Während Vater Stark diesen trüben Gedanken nachgehangen, hatte Hermann schon längst den Frack mit dem bequemen Haus-

rocke vertauſcht gehabt, aber auch ſeine vorhin erzwungene Heiterkeit mit der trübſten Stimmung, mit der er auf das Kanapee hingeworfen über die zuſammengezogene Stirne fuhr: „Iſt das wieder ein Ekel in mir! Geplagte Handwerksleute ſind wir alle um's liebe, tägliche Brod. Ja, Herr Amtmann, ganz recht geſprochen! So iſt es. Dieſer einzige Morgen hat mich darüber vollſtändig belehrt. Und auch hier in unſerer eigenen Kanzlei, was ſeh' ich viel anderes? Armſeliges kleines Prozeßgezänke, bei dem der Handwerksvortheil die erſte Rolle ſpielt und die Wiſſenſchaft meiſt nur der träge Zuſchauer iſt. Iſt das eine kleine, engherzige Welt um mich her! Wie fühl' ich in dieſem einen Morgen lange Jahre voraus! Und in der dumpfen Luft einer ſolchen Handwerkſtatt ſoll ich immer leben, nein, nicht leben — geiſtig langſam abſterben? Denn das iſt nur des Geiſtes allmäliger Tod. Aber zurück mit dieſen geheimſten Gedanken! Nie ſollen ſie heraustreten auf mein Geſicht. Ich will aushalten, ſo lang' ich nur kann. Heiter will ich äußerlich ſcheinen, während ich im Innern traurig bin. Um meiner Eltern willen. O dieſe einzige Täuſchung aus Kindesliebe verzeihe mir, du Gott der ewigen Wahrheit!"

„Lieber Hermann, zum Eſſen!" klang jetzt in ſeine erregten Gedanken die milde Stimme der Mutter, die ſchon eine Weile unbeachtet traurig ſinnend unter der Thüre geſtanden.

„Ja, liebe Mutter, ſogleich." Und raſch ſprang er auf, und man ſah nur noch, wie auf ſeinem Geſichte der Trübſinn floh und die Heiterkeit folgte, gedankenſchnell, wie das Licht auf den Schatten.

Aber der Mutter ernſte Züge blieben ſich gleich, und ſie nahm ihn bei der Hand mit der wehmüthigen Frage: „Und nach mir haſt du dich noch gar nicht umgeſehen, und bleibſt ſo allein in deinem Zimmer ſitzen?"

„Verzeih' mir's, gute Mutter! Nein, das war nicht recht von mir. Aber ich weiß ſelber nicht, wie ich hier ſo ins Grübeln kam, oder eigentlich —"

„Mein guter Hermann!“ unterbrach ihn jetzt die Mutter in ihrem gewohnten, wohlthuenden Tone: „Komm, ſetz' dich noch ein wenig da zu mir her! Es iſt gerade noch ein Viertelſtündchen Zeit zum Plaudern.“

Und da er ſich mit ihr auf dem Kanapee niedergelaſſen, ergriff ſie wiederholt ſeine Hand und ſagte mit überfließendem Mutterherzen: „Sieh', ich bin nur eine einfache, bürgerliche Frau, die außer ihrem natürlichen Hausverſtand nur ſehr, ſehr wenig weiß. Aber ich bin auch deine Mutter, und du biſt mein einziges Kind. Und darum glaube mir, ſo tauſendmal mehr du auch gelernt haſt als ich, und ſo tief mein Geiſt unter dem deinen ſteht, mein Herz begreift dich doch. Und ſo weiß ich Alles, was dich jetzt drückt und mißmuthig macht. Ich hab' es ſchon lange vorher gewußt. Und drum bitt' ich dich jetzt, ſo herzlich ich nur kann: willſt du deinen alten Vater mit deiner inneren Bekümmerniß auch verſchonen, weil es ihm an Frieden und Geſundheit ſchaden könnte, mir, deiner Mutter, verheimliche dein gedrücktes Herz nicht eine einzige Stunde! So wenig, wie zwiſchen Gott und dir, geb' es zwiſchen uns beiden ein Geheimniß. Und dein Vertrauen ſoll dir wahrhaftig vergolten werden. Denn haſt du da draußen bei all' deinen Profeſſoren auch gar manche Wiſſenſchaft gelernt, von der ich nichts verſtehe, ich, als deine ungelehrte Mutter will dich nun an meinem Herzen eine andere lehren, vielleicht die allerſchwerſte Wiſſenſchaft, in der ich gar wohl daheim, und du in deinen Jahren noch gar wenig bewandert biſt. Und das iſt die Wiſſenſchaft von dem Glück eines immer gleich zufriedenen Lebens.“

„Thu' das, liebe Mutter!“ ſagte Hermann im Ton ehrfurchtsvoller Bitte. „Aber gibt's dieſe Wiſſenſchaft?“ klang ſein ſkeptiſcher Zweifel wieder nach.

„O ja, ſie exiſtirt, mein Sohn,“ erwiederte Mutter Roſalie mit feierlicher Betheuerung. „Nun ſiehe, bin ich auch niemals auf der Univerſität geweſen, wie kann ich dir's doch ſo ganz nach-

empfinden, wie es dich jetzt niederdrücken muß, nach all' deiner poetiſchen Studentenzeit, nach all' deinem ſchönen geiſtigen Leben, jetzt in dieſer proſaiſchen, handwerksmäßigen Bureaukratenwelt gleichſam erniedrigt zu werden. Aber glaube deiner einfachen Mutter: das ganze Glück oder Unglück deines Lebens hängt doch nicht daran, ſondern da droben im Himmel, und dann da drinnen in deinem Herzen. Das ſind die zwei Orte, in denen dein und aller andern Menſchen Lebensglück feſt begründet wird, immer wechſelt, oder ganz zu Grunde geht, je nachdem ein einziges Wort befolgt oder mißachtet wird. Und dieſes eine wunderthätige Wort, es heißt: Opfer."

Hermann drückte nach dieſen Worten die Hand feſt vor ſeine Augen. Mutter Roſalie zog ſie wieder davon weg und ſchloß voll freudiger Zuverſicht: „Lieber Hermann, du haſt die Preisaufgabe deiner Profeſſoren am beſten gelöst. O verſteh' auch jetzt die andere zu löſen, die Gott jedem Menſchenleben oft ſchwerer, oft leichter bis an ſein Ende geſtellt hat, und auch dem deinigen. Und mag ſie dir noch ſo räthſelhaft ſein, mit dieſem einzigen Wort Opfer haſt du den Schlüſſel immer in der Hand, das jedes, noch ſo verworrene Räthſel dir aufklärt. So ſei ſchon jetzt in dieſer Wiſſenſchaft ein muthiger Schüler, daß du darin ein unüberwindlicher Meiſter wirſt! Und tauſendmal größer, als dein Doctordiplom wird dir dann ein Preis zufallen, der jede Traurigkeit in Freude verwandelt; und das iſt der doppelte, unvergängliche Preis eines hier zufriedenen und dort ewig glückſeligen Lebens. Jetzt gieb mir einen Kuß im ſelben Geiſte, wie heute Morgen. Und komm her, laß meine Hand über deine feuchten Augen fahren. Sie ſind mir das beſte Zeichen, wie gut mich dein reines Herz verſtanden hat."

„Ich danke dir, Mutter, Gott vergelt' es dir!" Das war Hermanns ganze, aber mehr als alle Worte der Welt ſagende Antwort, mit der er ihr die weiſen Lippen küßte.

„Ich höre drüben den Vater heraufkommen; komm zum Essen!“ sagte mit dem glücklichsten Gesichte noch Rosalie und sie gingen Hand in Hand hinüber zur Erkerstube.

Wie dann nach dem Essen eine kostbare Flasche Rüdesheimer aufgetragen ward und Vater Stark die drei Kelchgläser mit bedächtiger Hand eingeschenkt hatte, ergriff Hermann das seine zu folgendem Trinkspruche:

„Also, lieber Vater, ich leere dieses erste Glas auf den glücklichen Anfang meiner Praxis, und zwar meiner zweifachen, der auf dem Bezirksamt und der andern, wohl noch etwas wichtigeren — der Praxis des Lebens. Ich trinke diesen Wein den Conscriptionslisten, und wiederum einer doppelten Art: der einen, die ich fortan mit fremden Rekrutennamen auszufüllen habe, und der andern, in der ich heute selber eingeschrieben worden bin, ein conscribirter Soldat im künftigen Streite mit dem Leben. Daß ich es in dieser militärischen Carriere durch herzhaften Muth und Kriegsgenie bis zum Feldmarschall bringe, und aus jeder neuen Schlacht mit dem immergrünen Lorbeer ungetrübten Herzensglückes siegreich heimkehre, darauf trinkt mit mir, liebe, gute Eltern!“

Dem Vater Stark fiel es beim Anhören dieses merkwürdigen Trinkspruches wie ein schwerer Stein vom Herzen. Er stieß mit ihm darum auch so kräftig an, daß vom Rande des geschliffenen Glases das goldene Naß auf das weiße Tischtuch überquoll, und ganz gegen seine Gewohnheit leerte er vor lauter Freude den vollen Inhalt auf einmal aus.

Danach rief er, die Hand seinem Sohne hinüberreichend: „Das war tapfer gesprochen, mein lieber, zukünftiger Feldmarschall!“

Mutter Rosalie hatte nach Frauenart nur genippt, und sah stumm lächelnd auf Vater und Sohn, welch' letzterer ihr so bedeutsam mit den Augen zuwinkte, daß dieser eine Blick ihr wiederholt versicherte, wie er ihre Worte von vorhin zu danken und in seinem Herzen zu benützen wisse.

Und wiederum verſah Vater Stark ſein und Hermanns Glas mit neuem Weine und er toaſtete nun ſelber: „Mein gelehrter Herr Doctor utriusque juris, Rechtspraktikant, und nebenbei auch mein allerliebſter Sohn! Da wir gerade ſo froh beiſammenſitzen, fällt mir ein Sprüchlein ein, das ich erſt im vorigen Winter auf unſerm Advokatentage beim Feſtdiner zum Beſten gegeben habe, und das auch heute beim Beginne deiner juriſtiſchen Praxis nicht ſo ganz übel angebracht ſein dürfte. Es hieß nämlich ſo; ich werde es ja wohl noch fertig kriegen. Alſo — ja richtig, es kommt mir ſchon:

„Der edelen Juriſterei
Iſt jeder von uns zugethan;
Drum blickt der Themis Conterfei
In dieſem Saal uns mahnend an.
Die Wage hält die eine Hand,
Die andre trägt ein bloßes Schwert,
Das Aug' verhüllt ein weißes Band,
Ei ſagt, was dieſes Bild uns lehrt? —
Die Wage mahnt, ſo denk' ich mir,
Daß Recht und Unrecht erſt wir wägen,
Bevor in den Prozeſſen wir
Uns helfend in das Mittel legen.
Das Schwert, das ſagt mir alſogleich:
Wir ſoll'n das gute Recht verfechten,
Doch mit demſelben ſcharfen Streich
Auch Feinde ſein von allem ſchlechten.
Und dieſer Augen Band ſagt an,
Daß nebſt dem Schwert in jedem Streit
Um unſer Herz ſei angethan
Das Schild der Unbeſtechlichkeit.
Drum lebe die Juriſterei —“

„Juriſterei, Juriſterei, hm, hm, zum Guckguck! Jetzt bleib' ich am Ende doch noch ſtecken. Und das war gerade, was man ſagt,

die Pointe. Fatal! Aber halt, jetzt hab' ich es schon wieder. Also — jawohl — so geht's weiter:

„Drum lebe die Juristerei,
Die nur mit also strengem Sinne
Das gut erfundne Recht verficht,
Daß jeder einst von Strafe frei
Den eigenen Prozeß gewinne
Vor Gottes strengem Weltgericht.
Daß einzig in des Urtheils Wage
Herabsink' unser gutes Theil,
Daß auf dem Weg zum ew'gen Heil
Kein flammend Schwert uns rückwärts jage;
Und Gottes Aug' als treuem Knecht
Jedwedem unverhüllet sei!
Hoch lebe die Juristerei,
Und hoch ihr Streit um gutes Recht!"

„Ja, Vater, das soll wahr sein. Hoch der Streit um gutes Recht! — Darauf trink' ich mein Glas aus bis zur Nagelprobe."

Und Hermann stieß stürmisch mit dem Vater an, der vor lauter Glück, mit diesen schon halb vergessenen Versen nun noch nachträglich in seines Sohnes Herzen eine so wohlthätige Wirkung erzielt zu haben, sich's nun auch nicht nehmen ließ, in seinem Glas auch nur den kleinsten Tropfen zurückzulassen. Und von dem überstarken Vierunddreißiger fast ein wenig zu mächtig angeregt, rief er in heiterster Laune:

„Nicht wahr, mein junger Rechtspraktikant, so ganz prosaisch ist doch die Juristerei auch nicht? Man muß sie sich nur ein Bischen poetisch zurecht zu legen wissen. Und warte nur, wenn du nur einmal mitten in sie hineinkommst, da wird sie dir auf deine Verwaltungspraxis vorkommen, wie dieser Vierunddreißiger auf irgend einen wässerigen Landwein. Weißt du, da heißt's scharfen Kopf und strenge Logik; und gar die Eloquenz! Ei

freilich! Wir Advokaten waren ja von jeher das Holz, aus denen man die großen Männer und sogar schon manchen Minister geschnitzt hat. Also immer guten Muthes Conscriptionslisten drauflosgeschrieben! Erst der leichte Wein und dann der Vierunddreißiger. So ist die rechte Ordnung. Wie, was?"

„Ja, lieber Vater, ich gebe dir vollkommen Recht," sagte noch Hermann. Dann klopfte Mutter Rosalie mit dem Messer an ihr Glas, daß Vater und Sohn sie verwundert ansahen; und sie sprach:

„So, nun habt ihr zwei Männer eure Trinksprüche ausgebracht, und nun will ich als Mutter und Hausfrau aber auch was drein reden. Also, Väterchen und Hermann, nur schnell noch einmal die Gläser gefüllt! Der Rest der Flasche reicht gerade für euch hin, denn ich bin mit meinem ersten Glase noch mehr als versorgt."

Und Vater Stark vertheilte den übrigen Wein mit schon etwas unsicherer Hand in zwei Theile und lachte Mutter Rosalie neckend an: „Schau, schau, Mütterchen — Reden halten? 's ist, glaub' ich, das erstemal in deinem ganzen Leben. Nun, ist aber ganz schön von dir. Freue mich darauf. Also losgeschossen! Ha, ha, ha! Wie, was?"

„Nur nicht vorher auslachen, bitt' ich. Wenn ich fertig bin, steht dir's nach Belieben frei. Und aufstehen, ihr Herren! Galant sein, wenn eine Dame spricht!"

„Ei hör' nur, Hermann, die Mutter macht's ganz feierlich. Aber sie hat Recht. Also aufgestanden!"

Und wie die Beiden sich erhoben hatten, begann Frau Rosalie mit jener ungezwungenen sanften Ruhe, die das wohlthuende Erbtheil ihres ganzen Wesens war:

„Da habt ihr zwei Männer nun so eben zweimal auf den Streit euer Glas geleert. Du, lieber Sohn, hast den Streit mit dem Leben hoch leben lassen, und du, guter Vater, den Streit

um gutes Recht. Da ihr nun gar so streitlustig seid, so will ich jetzt als die Frau dieses Hauses gerade das Gegentheil von eurer Streitlust leben lassen — nämlich den Frieden. Und so wünsche ich vor Allem dir, du mein neuconscribirter, tapferer Soldat im Streite mit dem Leben, daß, wenn dich das Schreiben deiner Rekrutenlisten auch noch so kriegerisch stimmt, du jedesmal nur nach geschlossenem Frieden und als glorreicher Feldmarschall in dein friedfertiges Elternhaus heimkehren mögest. Und eben so wünsche ich dir, guter Vater, daß du alle deine Prozesse nur drunten in deiner Kanzleistube und auf dem Tribunal ausfechten mögest, und sich nicht ein einziger zu mir in den ersten Stock herauf verliere. Und damit hab' ich auch mir selber gewünscht, was ich von jeher für das höchste Gut des Lebens gehalten habe: den Frieden in meinem Hause und in unserer Aller Herzen. Also noch einmal, trotz all' eurer Streitlust, rufe jetzt ich, die Frau und Mutter: unser ungetrübter Haus- und Herzensfriede, er lebe hoch, so lange wir selber leben!"

„Ja, Mutter, so soll's sein! Friede, Friede in jedem von uns und unter uns," fiel Hermann mit vollster Innigkeit ein.

Und Vater Stark sagte: „Ei Mütterchen, sieh' einmal an, ganz prächtig geredet! An dir ist ja ein Advokat verloren gegangen!"

Dann stießen sie an, und noch einen helleren Klang als ihre Gläser gaben die drei Herzen, als sie noch einmal alle drei zusammen ausgerufen: „Auf unsern Frieden!"

Eine Stunde darauf stand unser Held wieder in des Oberschreibers dumpfiger Stube, und schnitt die Conscriptionslisten der Gemeinde Bellheim auseinander. Aber jetzt mit so heiterm Geiste, als ob er in den sonnigsten Regionen der Wissenschaft schweifte. Lehrte er sein Herz jetzt doch ein in der ihm von der treuen Mutter gelehrten, allerschwierigsten Wissenschaft von dem Glück eines immer gleich zufriedenen Lebens!

III.

Die Dorothee und ihr Märchen vom Königsſohn.

1.

Gute, alte, ehrliche Dorothee, da hab' ich nun ſchon ein ganzes Kapitel von deinem heimgekehrten „Hermännle“ erzählt und dein Name iſt mir dabei nicht einmal über die Lippen gekommen, als ob du gar niemals da geweſen wäreſt.

O ich ſehe dich leibhaftig in deinem Bette vor mir aufſitzen. Dein rungeliges Geſicht ſchaut mich mürriſch an und mit deiner grundehrlichen, aber nicht gerade melodiſchen Stimme hör' ich dich zu mir ſagen:

„So, weil ich nun mit meinen fünfundſiebzig Jahren zu gar nichts mehr nütz ſo daliege, werd' ich von dir jetzt vergeſſen, wie ein altes, zerbrochenes Stück Hausrath, das in der Rumpelkammer liegt? Iſt das auch recht? Und muß die böſe Welt nicht am Ende glauben, meine Herrſchaft laſſe mich nun gerade ſo vergeſſen daliegen, und mein Hermännle ſei unter den Studenten draußen ſo ſtolz geworden, daß er ſein altes Dorthele auf ihrem Schmerzenslager gar nimmer kennen wolle? Sieh', das thut mir noch am allerwehſten.“

So höre ich dich mir Vorwürfe machen. Aber beruhige dich, alte Dorothee! Siehe, da ſteh' ich ja ſchon vor deinem Bett im

Hinterstübchen. Alles will ich nachträglich erzählen. Und jetzt geh' ich auch nimmer von dir fort, bis ich dir dein treues Auge kann zudrücken helfen, und die letzte Schaufel Erde auf dein ehrenreiches Grab mithinunterwerfen darf.

Soll ich Angst davor haben, daß man mir nur mit halbem Ohre zuhört, weil ich jetzt von einer armen, gichtbrüchigen Magd erzähle? Gibt es doch noch milde, verständige Menschen genug im Edelsitze wie im Bürgerhause, die auch an dieses Magdbett mir gerne folgen. Denn wie lange wird es noch in unsern Städten währen, und solch' ehrwürdige Hausinventarstücke sind aus einer zu Grabe gegangenen Culturperiode in das Reich der Alterthümer verwiesen. Dann erzählt man unsern Enkeln von einer Magd mit vierzig treuen Dienstjahren in einem und demselben Hause, wie jetzt von wohlthätigen Feen in unsern alten Kindermärchen.

Weißt du's noch, lieber Begleiter, wie du die Dorothee zum letztenmale in der Erkerstube sahst, als die glückliche Botschaft von Hermanns Examen eingetroffen war und sie sich dann mit dem heiligen Augustin und der Mutter Monica so arg verschnappt hatte? Da verließ sie schon diesen ganzen Tag nicht mehr ihr Hinterstübchen. Auch des Abends kam sie nicht zum Spinnen herüber. Als aber Vater Stark und Mutter Rosalie dann nach ihr sahen, gab sie ihnen nicht um alle Welt zu, daß sie besonders arge Schmerzen habe, so wenig sie fünf Tage zuvor sich anmerken ließ, was ihr das Knieen und Aufstehen in ihrer Augustinusmesse für eine Ueberwindung gekostet, so daß sie an ihrem Rosenkranze den freuden- und schmerzenreichen Theil völlig durcheinandergebracht hatte.

Wie Vater und Mutter Stark nun am andern Tage wie immer Morgens sieben Uhr in das Erkerzimmer traten, da standen die Tassen noch nicht auf dem Tische; sogar das rothe Kaffeetuch fehlte noch. Und das besorgte die Dorothee sonst doch so regel-

mäßig, und sie hatte sich dieses Geschäft ausdrücklich bei ihrer Pensionirung vorbehalten gehabt.

So war auch Vater Starks erstes Wort: „Ja, was ist denn das? Da stehen ja noch nicht einmal die Tassen auf dem Tische. Da muß die Dorothee ernstlich krank sein.“

„Ja, mir kommt's auch so vor,“ bekräftigte ihn Frau Rosalie in dieser Meinung, „denn Verschlafen ist doch ihre Gewohnheit sonst gar nicht. Da wollen wir doch sogleich nach ihr sehen.“

„Gewiß, liebe Frau, augenblicklich,“ fiel der Doctor schon ängstlicher ein. „Sie muß sogar sehr krank sein, wenn sie einmal liegen bleibt.“

Und die zwei guten Leute eilten voll Besorgniß in das Hinterstübchen.

Als sie eintraten, streckte ihnen die Dorothee mit Mühe noch die linke Hand entgegen, während die rechte dick geschwollen auf der Decke lag. Dabei richtete sie sich mit Anstrengung ein wenig auf und grüßte mit schmerzlichem Lächeln, aber ganz kleinlauter Stimme:

„Ach, guten Morgen Herr Doctor und Frau Doctorin! Ja, da sehen Sie nur her, wie mich der böse Fluß heute Nacht zusammengerissen hat. Ach wie dank' ich Ihnen, daß Sie jetzt zu mir kommen. Nun wird es mir sogleich wieder wohler sein.“

„Arme Dorothee!“ sagte im Tone herzlichsten Mitleids Vater Stark, da er ihre noch gesunde Hand leicht in die seinige nahm. „Muß sie so viel Schmerzen ausstehen! Und nun hat sie gestern noch zwei volle Stunden für unsern Hermann in der Kirche gekniet. O das hat ihr gewiß ein rechtes Opfer gekostet, und ist sicherlich die einzige Schuld, daß sie nun so elend daliegen muß.“

„Gott bewahre, guter Herr Doctor, von der Kirche kommt's nicht,“ suchte die Dorothee ihm auszureden. „Und ist mir auch nur das Hinknieen und Aufstehen ein wenig hart angekommen, aber sonst hab' ich gar nichts gespürt vor lauter herzlichem Beten.“

Auch Mutter Rosalie blickte ihr wie der leibhaftige Trost in das Gesicht: „Nun hab' sie eben in Gottes Namen Geduld! Da will ich aber sogleich nach meinem Bruder schicken. Lieber Gott, muß sie so entsetzlich leiden!“ Und sie strich ihr die weißen Haare aus der Stirne.

„Ach nein, Frau Doctorin,“ bat die Dorothee, sich wieder ein wenig aufrichtend. „Nicht den Herrn Onkel Philipp holen lassen! Nein, ich habe mir's die ganze Nacht schon so überlegt. Lassen Sie mich doch lieber sogleich ins Spital bringen. Das ist das Allerbeste. Lieber Himmel! wo Umen Sie sonst mit mir hin? Denn die Last mit mir wird alle Tage größer, und ich bin schon selber so vernünftig und habe Sie alle so lieb, daß ich das gar nicht anders haben will. Und ich weiß ja, wenn ich auch im Spitale liege, die alte Dorothee bleib' ich Ihnen doch. Und nicht wahr, dann sehen Sie sich schon dann und wann nach mir um, und der Hermann auch, und erzählen mir eben, wie's daheim geht.“

Danach war sie erschöpft in ihr Kissen zurückgesunken und zwei dicke Tropfen rannen über ihre pergamentartigen Wangen.

Vater Stark erwiederte nichts als das Eine: „Gute Dorothee, es wird schon Alles recht werden, gerade so, wie's unserm Herrgott recht ist.“

Frau Rosalie flüsterte ihr beim Hinausgehen zu: „Sei sie nur ganz ruhig, Dorothee! Sie ist ja noch bei uns.“

Wie das Ehepaar dann beim Kaffee saß, sagte Vater Stark: „Aber nicht wahr, liebste Frau, wir geben die Dorothee doch nicht weg, weil sie nun krank und elend ist. Jetzt behalten wir sie erst doppelt gern bei uns.“

„Gewiß, guter Mann, ich müßte mich ja Sünde fürchten, wenn ich anders dächte,“ erwiederte Rosalie, der das Mitleid noch in den Augen glänzte: „Nein, wir geben sie nicht her. Wir zahlen ihr jetzt heim, was sie an unserm Hermann all' die langen

Jahre ſelber gethan hat. Und weißt du noch, wie er uns im Nervenfieber lag und ſie ſo dagegen eiferte, daß Niemand zur Thür aus dem Spitale hereinkomme?"

„O freilich weiß ich's noch. Und wie wir ihr dann verſprochen haben, daß ſie einmal, wenn ſie ſelber krank und elend werde, auch nicht ins Spital hinauskomme! Ach, iſt das doch der Himmel auf Erden, wenn Mann und Frau ſo einig ſind, auch in den geheimſten Gedanken."

Tanach drückte er ihr innig die Hand: „Ich weiß nicht, thu' ich unſerer neuen Zeit Unrecht oder nicht, aber es kommt mir oft ſo vor: es wird jetzt gar ſo viel öffentlich verſprochen und geſchwätzt und ſo wenig im Stillen gehalten und gethan. Nicht wahr, gute Frau, wir zwei wollen nicht zu den neuen Schwätzern gehören, ſondern was wir einmal verſprochen haben, das wollen wir nun auch halten und kein Menſch ſoll uns davon abbringen können."

„Ja, guter Chriſtoph, ſo machen wir's mit der Dorothee, und wollen uns an Niemand kehren als an unſer eigenes Herz. Das geht immer den ſicherſten Weg." —

So ſanft wie dieſe klare Herzenswelle der beiden Eheleute glitt nun freilich der Redefluß der weiteren Berathung nicht hin, als eine Stunde darauf Roſaliens Bruder, der Gerichtsarzt Philipp Ritter, von der Beſichtigung der Dorothee wieder in die Erkerſtube herüber gekommen war.

Mit breitſchulteriger Plumpheit und weit ausgeſpreizten Beinen hatte er ſich auf das Kanapee hingeworfen, während Vater Stark ſichtlich gedrückt ſich auf den nächſt ſtehenden Stuhl bedächtig niederließ. Mutter Roſalie blieb vor der Hand noch zuwartend in der Erkernische ſtehen und blickte mit dem Ausdrucke ſtiller Beſorgniß zu den beiden Männern hinüber.

Sonderbar, wie es oft im Leben leider ſo geht zwiſchen den nächſten Verwandten, daß ſie ſich innerlich fremder ſtehen, wie die

anfangs ſich fremdeſten Menſchen, während dieſe dann oft ſich verwandt werden in den Geiſtern und Herzen, wie kein Blut von einem und demſelben Elternpaar inniger verſchwiſtern kann.

So hätte auch jeder in der Phyſiognomik nur einigermaßen kundige Beſchauer es ſchon auf den erſten Blick herausfühlen müſſen, daß der Gerichtsarzt in die Herzensharmonie von Schweſter und Schwager jetzt nur wie ein rauher Mißton hineinplatzen werde. Dieſes rothe Geſicht mit den dicken Lippen und herausgetriebenen Augen ſchien der leibhaftige Proteſt zu ſein gegen alle geiſtige Verwandtſchaft mit der unendlichen Herzensgüte, die aus den milden, warmen Zügen des Starkſchen Ehepaares Jedermann mit ſo glaubwürdiger Menſchlichkeit anſprach.

Du begreifſt nun wohl auch die peinliche Stimmung, in der Vater Stark dieſe Familienconferenz in möglichſt ſanftem Ton eröffnete:

„Nun, was meinſt du, mein lieber, guter Schwager? Nicht wahr, die Dorothee iſt recht krank? Wir müſſen ſie eben recht ſorgſam pflegen. Und du willſt uns mit deinem ärztlichen Rath auch gewiß recht brüderlich darin beiſtehen! Nicht wahr, beſter Philipp?“

„Ja, ſag' einmal,“ krauſte trotz dieſer ſammetzarten Anrede der „beſte Philipp“ auf ſeinem Kanapee heraus und ſpreizte die Beine noch weiter auseinander, „du wirſt doch nicht gar daran denken, dieſe Perſon im Hauſe zu behalten? Die muß ins Spital! Punctum!“

„Wie, was? — Spi — Spital? Punctum —?“ ſtotterte Vater Stark heraus. „O nein, mein lieber Schwager. Ich bitte tauſendmal um Entſchuldigung, daß ich dir widerſprechen muß. Aber nimm mir's nicht übel, mein guter, lieber Philipp! die Dorothee bleibt bei uns.“

Nach dieſem tapfern Schlußſatze athmete er voll ſtolzer Befriedigung tief auf und dachte bei ſich: „Gott ſei Lob und Dank! Es iſt heraus. Nun kann's losgehen.“

„So? — Bei euch bleibt ſie?“ äffte der Gerichtsarzt nach. „Aber wie du nur von was reden kannſt, wovon du gar keinen Begriff haſt! Weißt du denn, daß dieſe Perſon mit ihrem kerngeſunden Herzen euch noch Jahre lang ſo daliegen kann? Und eine ſolche unerträgliche Laſt wollt ihr euch aufhalſen? Und auch du haſt am Ende dieſe thörichte Anſicht?“ — warf er über ſeine breite Schulter der Frau Roſalie am Erker hinüber: „Schweſter, du auch?“

Da dieſe dann eben ſo gelaſſen wie beſtimmt erwiederte: „Ja, lieber Bruder, ich auch,“ ſo fertigte er ſie mit wegwerfendem Lachen ab: „Nun, dich wenigſtens hätte ich für geſcheidter gehalten.“

„Das beruht auf Anſichten, lieber Philipp!“ war Alles, was Frau Roſalie, und noch dazu in ſehr ſanftem Tone, erwiederte.

Vater Stark indeſſen erhob ſich jetzt energiſch von ſeinem Stuhl und ließ ſeinem ſo ſchnöd beleidigten Hausherrnbewußtſein ungehemmten Lauf, ohne dabei jedoch ſeiner angebornen Höflichkeit völlig untreu zu werden.

„Mein lieber Schwager — du wirſt entſchuldigen, — aber dieſe tyranniſche Sprache in meinem Hauſe — verzeihe mir — ich liebe gewiß den Familienfrieden über Alles — indeſſen — wie, was? — ich bin nun gerade netto achtundvierzig Jahre abſolvirter Juriſt, aber mein Lebtag hab' ich noch nicht gehört, daß man mit nächſtens einundſiebzig Jahren und fünf kerngeſunden Sinnen noch einen Vormund nöthig hat. Darum nimm mir's nicht übel, — mein lieber, guter Schwager, ſo mir nichts, dir nichts in meinem Hauſe zu commandiren und mir und vor Allem deiner guten Schweſter ſolche Grobheiten an den Kopf zu werfen, — bitte tauſendmal um Entſchuldigung, — aber das leid' ich ein für allemal nicht. Und mit deiner gütigſten Erlaubniß: bloß wir zwei haben hier zu befehlen, ob du es nun für geſcheidt hältſt oder dumm — ganz einerlei. Und deßwegen, daß du's nur weißt,

— die Dorothee bleibt bei uns. Jawohl! Und keinen Tag eher kommt sie aus meinem Hause, als auf dem Todtenwagen direct hinaus auf den Gottesacker. Und jetzt sag' ich: Punctum. Ich, der Herr dieses Hauses. Wie, was?" —

Darauf ging er, über seine noch nie dagewesene Zurechtweisung dieses ungeschlachten Gegners noch selber ganz verblüfft, ein paarmal mit großen Schritten in der Erkerstube auf und nieder.

Ganz das Gleiche that nun auch im Querschritte der Schwager und replicirte dabei noch ganz mit der vorigen Feinheit:

„O, so behalt' sie nur, diese alte, grobe Person! Ich nehme sie dir gewiß nicht ab. Gott bewahre mich davor! Und ihr geschieht ja eine ungeheure Wohlthat damit, wenn ihr sie behaltet. Ja freilich, bei euch hat sie ja eine dumpfe Kammer auf der Winterseite, und im Spital nur einen großen, luftigen Saal mit Morgen- und Mittagssonne. Bei euch wird sie ja gehoben und getragen, daß Gott erbarm', und kann sich ganz prächtig mit sich selber unterhalten. O, gebt nur Acht, die Dorothee wird euch in Zukunft ganz ungeheuer dankbar dafür sein, daß ihr sie daheim behaltet. Aber des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Ja wartet nur, ihr zwei mitsammt der Dorothee werdet euch noch aus diesem Himmelreich ins Spital hinaussehnen, wie eine arme Seele aus dem Fegfeuer. Doch ich kann's ja abwarten. Oder vielmehr auch nicht. Denn ich muß euch schon bitten, daß ihr euch für diese Person und euren Eigensinn einen andern Arzt nehmt, wenn ich nicht das ganze Spital und mich dazu, als seinen Vorstand, vor der Stadt lächerlich machen will. Ihr habt mich zum letztenmal in eurem Hause gesehen. Und damit guten Morgen!"

Hierauf griff er unmuthig nach Hut und Stock. Aber Mutter Rosalie, die bisher wie ein besonnener Secundant' ihres Mannes auf der Hut gestanden, hielt nun ihren Augenblick gekommen und energisch trat sie dem Gerichtsarzt in den Weg:

„Nein Bruder, nicht um Alles laſſ' ich dich ſo im Zorne von uns fortgehen. Sag', ſoll jetzt die ganze Stadt über uns und dich klatſchen und ſtreiten? Bedenk', du biſt der Hausarzt von gar vielen Familien, die am Ende gerade ſo denken wie wir, und was könnte ſolch' ein Geſchwätze deiner Praxis ſchaden? Drum darf dieſe Sache mit der Dorothee nur zwiſchen unſern vier Wänden und niemals auf der Gaſſe oder in den Kaffeekränzchen verhandelt werden."

Danach führte ſie ihn am Arme zum Kanapee zurück, worauf er ſich ohne merkliches Widerſtreben niederließ, wenn auch ſein Geſicht die peinlichſte Ueberwindung affectirte. „Komm! lieber Bruder, nur noch einmal fünf Minuten ſetz' dich ruhig nieder und höre nun auch mich an!"

Die Appellation an den Schaden, den ein ſtadtkundiger Streit wegen der Dorothee ſeiner Praxis zufügen könnte, wirkte zu ſehr wie ein niederſchlagendes Pulver auf ſein aufbrauſendes Temperament, als daß ihm dieſes Zurückhalten von Seite ſeiner Schweſter nicht doch zuletzt höchſt gelegen gekommen wäre.

„Nun alſo, es iſt recht, dir zu Liebe, Roſalie, ſetz' ich mich noch einmal. Dich will ich meinethalben anhören. Aber mit deinem Manne da iſt kein vernünftiges Wort zu reden, ſo kommt er gleich außer ſich vor lauter Streitſucht und Grobheit."

„Ach, du lieber Gott!" rief Vater Stark, da er lachend die Hände zuſammenſchlug. „Nun ſoll ich gar noch ſtreitſüchtig und grob ſein! Aber ich weiß ſchon, ſo geht's auf der Welt. Der friedlichſte Menſch, der ſich hundertmal mit Lammesgeduld Alles gefallen läßt und dann nur ein einzigesmal aus reiner Nothwehr ſich vertheidigt, den ſchilt man dann gleich einen groben Händelſucher. Und der wirkliche Grobian, der darf nur ein einzigesmal ein Bischen minder grob ſein, dann ſchreit gleich alle Welt ganz entzückt: nein, was der Menſch doch zum Verwundern höflich ſein kann! — O ich kenne das längſt. Doch weißt

du, lieber Schwager, ich hab' in meinem Gedächtniß eine große, finstere Rumpelkammer. Da hinein werf' ich alles nichtsnutzige Zeug, was mein Herz vergessen soll. Und da drinnen liegt auch bereits dein so freundliches Benehmen von vorhin. Also von mir aus ist Alles vergessen. Und nun laß dich von meiner guten Frau eines Besseren belehren! Ich will dabei nicht im mindesten incommodiren. Wie, was?"

Damit ging er aus der Erkerstube in das anstoßende Seitenzimmer.

„Nun hörst du Schwester, das soll nun nicht wieder grob gewesen sein!" rief ihm der Gerichtsarzt nach.

„Ja, bester Schwager, diesmal schon," replicirte Vater Stark, indem er nochmals den Kopf zur Thüre hereinstreckte, „damit du doch siehst, daß ich wenigstens grob sein könnte, wenn ich's überhaupt für anständig und christlich hielte. Und somit guten Morgen, Herr Schwager!"

Mit diesen Worten zog er sanft die Thür des Nebenzimmers hinter sich zu.

„Lieber Bruder, sei ihm nicht böse, denn er will ja kein Kind auf der Straße beleidigen, wie viel weniger dich," besänftigte Frau Rosalie noch obendrein. „Und so bitt' ich dich recht herzlich, laß uns eben mit der Dorothee nun machen, was unser Herz uns sagt. Siehe, lieber Bruder, wir beide halten dich gewiß für einen grundgescheidten Mann, viel gescheidter als uns selber. Aber es gibt eben doch im Leben Fragen, bei denen viel mehr, als aller Verstand, nur das gute Herz mitreden darf, wenn anders auch unser Herrgott auf die Beantwortung seine himmlische Gutheißung schreiben soll. Und wollte man bei jedem Werke christlicher Liebe immer nur den eigennützigen Verstand zu Rathe ziehen, so dürfte man zuletzt die ganze Barmherzigkeit auf den Kirchhof hinaustragen und die hartherzige Selbstsucht ginge mit trockenen Augen hintendrein. — Und nun bedenk' einmal,

lieber Bruder: die Dorothee iſt nun über volle vierzig Jahre in unſerm Hauſe und ſo mit unſerm und Hermanns Leben in Freud und Leid verwachſen, daß wir's eben gar nicht anders wiſſen, als daß ſie zur Familie gehört, ſo gut wie Eines von uns. Und ſo eine alte Magd im Hauſe, die den Eltern einſt das einzige Kind großziehen half und an der jetzt der erwachſene Sohn mit ſo rührender Liebe hängt, wie an einem leibhaftigen Stück ſeiner Kinderzeit, ſiehe, die kommt mir vor, wie draußen einſt der Epheu an der Stadtmauer. Als man den gewaltſam herausreißen wollte, da fiel auch aller Mörtel mit herunter, und die ganze Mauer ſah nicht mehr zum Kennen aus, ſo öd und zerriſſen. Drum laß auch in unſer Haus nun keinen Riß und keine Oede kommen und laß uns die alte Dorothee darin behalten, die zum Hauſe gehört, wie einſt der Epheu zu ſeiner Mauer. Hilf auch du uns jetzt, ihr all' die treue Pflege zu vergelten, die ſie ſelber einſt unſerm Hermann in ſo unerſchöpflichem Maße bewieſen. Denke nur an jenes ſchreckliche Nervenfieber! Und meinſt du, wir hätten zu dieſer Pflege nicht die Kraft — nun, in Gottes Namen, ſo wollen wir wenigſtens den Verſuch dazu machen und das Weitere dann dem lieben Gott anheimſtellen. Aber vor einem Fegfeuer mit der Dorothee hab' ich nicht die mindeſte Angſt, beſonders wenn ich daran denke, daß wir uns ein Stück Himmel damit verdienen können. Komm! lieber Bruder, ſo gieb auch du mir jetzt in Frieden die Hand! Und nicht wahr, dein verändertes Geſicht ſagt mir's ja, jetzt haſt du mich ganz und gar verſtanden und biſt auch dem guten Chriſtoph nicht mehr böſe?"

„Nun, wenn Ihr's durchaus ſo haben wollt," entgegnete der Gerichtsarzt, wenn auch etwas verlegen; „in Gottes Namen! An mir ſoll's dann gerade nicht fehlen. Ich hab' es ja nur gut für euch gemeint, wie für die Dorothee, weil ich noch jetzt der Meinung bin, daß es im Spital doch hundertmal beſſer für ſie

sei. Also gut, lassen wir es dabei! Ich werde morgen schon wieder nachsehen."

„Gottlob, lieber Philipp, Gottlob!" rief jetzt Vater Stark zur Thüre herein, während er bei der ganzen Rede Rosaliens vorsichtig gelauscht hatte. Und nun trat er völlig heraus und fuhr im sanftesten Tone fort, während er sogar ganz vertraulich seine Hand auf des Doctors breite Schulter legte, was fast noch nie geschehen war.

„Und weißt du, lieber Schwager, was die gute Luft in deinem Spitale betrifft, so denk' ich mir eben doch, daß wenn ich mit Rosalie und später dann auch mit Hermann recht oft zur Dorothee in ihr Hinterstübchen komme, daß ihr die Luft darin dann doch viel wohler thut, als die ‚allerreinste Spitalluft; und daß sie von dem Blick unserer Augen auf ihrer Winterseite doch viel mehr warmes Licht zu schauen bekommt, als im Spital mit seiner Morgen- und Mittagssonne; und daß ihr endlich ein einziges Wort von uns beiden und von Hermann hundertmal mehr werth ist, als alles Geschwätz von den Kranken im Spitale. Darum sei wegen der Dorothee nur ganz unbekümmert! Wir werden sie schon auch heben und tragen, ihr die Zeit verkürzen und für Wärme und Licht zu sorgen wissen. Und so gieb auch du zur Versöhnung mir jetzt die Hand und ruf' mit mir aus: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede allen Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!"

„Amen! guter Mann und lieber Bruder," schloß Mutter Rosalie diesen so harten und dann so siegreich beendigten Kampf echt christlicher Barmherzigkeit.

Wie Vater Stark an jenem Abend aus dem Hinterstübchen der Dorothee, die sich vor lauter Dank und Freude die alten Augen ganz roth geweint hatte, in sein Schlafzimmer hinüberging und zum sternenklaren Herbsthimmel noch einen andächtigen Blick hinaufthat, sagte er zu Mutter Rosalie: „Täusche ich mich,

oder ist es wirklich so, aber ich meine, so klar wie heute Nacht hätte ich die Sterne noch gar selten funkeln sehen."

„O, gerade so kommt's auch mir vor, lieber Mann, und das kommt Alles daher, denk' ich mir," sagte Rosalie, „weil die Dorothee heute Nacht bei uns liegt und nicht im Spital. Sonst hätte ich wohl gar keinen rechten Muth gehabt, zu den Sternen heute nur aufzublicken."

* * *

Und was der sechs Tage darauf heimgekehrte Sohn dieses Hauses wegen der Dorothee wohl gesagt hatte?

O, kaum aus dem Wagen war er gesprungen und küssend am Halse der Eltern gehangen, da war seine erste Frage, als er verwundert um sich blickend die Dorothee nicht beim Willkomm sah: „Ja, aber wo ist denn die Dorothee? Ist sie am Ende krank?"

Als dann Vater und Mutter abwechselnd ihm Alles erzählten von jenem Morgen in der Kirche, darin die Dorothee für sein Examen unter solchen Schmerzen gebetet, bis zu jenem andern fünften Tage darauf, da sie nicht mehr hatte aufstehen können, und wie sie dann beschlossen hätten, sie bis an ihr seliges Ende im Hause zu behalten; wahrhaftig, ich gäbe was darum, wenn du es leibhaftig hättest mitansehen können, wie Hermann den Eltern noch einmal um den Hals fiel und gar nicht genug Worte des Lobes und Dankes zu finden vermochte.

„O ihr lieben, guten Eltern, wie habt ihr tausendmal Recht gethan und so ganz nach meinem Herzen! Weiß Gott, wenn ich jetzt noch so freudig heimgekommen wäre und hätte die Dorothee im Spital aufsuchen müssen, o nehmt mir's nicht übel, daß ich es gerade so heraussage, aber dieser Gang ins Spital hätte von meiner ganzen ersten Freude der Heimkehr den Duft abgestreift. Gott, ihr wißt ja, wie unendlich lieb ich euch habe und

neben so herzguten Eltern kann ja kein Mensch in meinem Herzen einen Platz haben. Aber dicht hinter euch, und sogar noch weit vor der ganzen Verwandtschaft, kommt sogleich meine alte, treue Dorothee. Ihr wißt ja gewiß, wie ich's meine."

„Gewiß verstehen wir dich, guter Sohn!" fiel zuerst die Mutter freudig ein. „Gerade so haben wir gehofft, daß du reden werdest. Und daß du noch so kindlich treu an deiner alten Kindsmagd hängst, das sagt uns mehr als Alles, wie sich du auch uns noch hast und wie so unverdorbenen Herzens du zu uns heimgekehrt bist."

„Gewiß, gute Mutter, so ist es auch!" bestätigte mit verklärtem Blicke der Vater. „Wir dürfen ihm ja nur in die klaren Augen sehen, so wissen wir Alles. Nun aber kommt auch gleich zur Dorothee. Die wird vor lauter Ungeduld gar nicht mehr wissen, wie sie nur liegen soll.

Ich überlasse deiner eigenen Phantasie, lieber Begleiter, dieses erste Wiedersehen Hermanns und der Dorothee in Gegenwart der Eltern dir auszumalen und will lieber in später Nachtstunde die zwei dich wieder belauschen lassen, da er ganz allein bei ihr am Bette saß.

Da sagte sie ganz schüchtern zu ihm:

„Ach lieb's, gut's Hermännle, jetzt wird sich's aber wohl nicht mehr recht schicken, daß ich Du zu dir sagen darf. Jetzt werd' ich wohl mit Sie und Herr Doctor dich tituliren müssen. Es wird mir freilich anfangs ein Bischen schwer ankommen, aber gelt, ich brauch' es doch nur vor andern Leuten zu thun?"

„Ei was nicht gar Dorthele! Du — Sie oder Herr Doctor zu mir sagen! Das wäre mir ein schöner, dummer Hochmuth, wenn ich das je zugeben wollte. Nein, für dich bleib' ich allezeit nur dein Hermännle und du mein altes Dorthele. Und vor aller Welt muß du mich duzen, so lange du nur ein Wort mit mir

reden kannſt. Und wart' nur, Dorthele, jetzt iſt die Reihe an mich gekommen. Nun ſollſt du ſehen, wie ich dir nichts, aber auch gar nichts vergeſſen habe, keinen geflickten Riß und keinen ausgeputzten Flecken, und auch jenen zuckerigen Pfannenkuchen nicht. Weißt du's noch, Dorthele? Und dann gar, wie du mich einſt ſelber gepflegt und bei mir gewacht und wie du erſt noch vor acht Tagen mit deinem böſen Beine für mich auf der harten Kirchenbank gekniet haſt! O wart' nur, jetzt iſt die Reihe an mich gekommen und jetzt mach' ich deinen Krankenwärter, ſo gut es eben ſo ein unmediciniſcher, neugebackener Doctor verſteht."

„Ach Hermännle, das iſt viel zu viel, das verdien' ich gar nicht. Aber der ganze Himmel hat jetzt ſeine Freude darüber, da er dich ſo zu mir reden hört," rief die Dorothee in Thränen, worauf Hermann ſich vorſichtig über ihren gichtkranken Leib beugte und ihr einen Kuß auf die welke Wange drückte.

So lag nun unſere alte Dorothee einen Tag wie den andern auf ihrem ſchmerzenreichen Krankenlager. Manche Woche ging's ihr beſſer, manche ſchlechter. Aber aus dem Bette kam ſie keine ganze Stunde mehr. Nur dann und wann konnte ſie mit Mühe auf den Großvaterſtuhl herausgehoben werden, um ihren kranken Gliedern das Bett zu weicher Lagerſtätte aufs Neue herzurichten.

Vater Stark ging keinen Morgen in ſein Studirzimmer, keinen Mittag zum Eſſen und legte ſich nie zu Bette, bevor er ſich nicht nach der Dorothee umgeſehen, und ein paar tröſtende Worte mit ihr geredet hatte. Dieſer regelmäßige Gang zu ihr war ein neuer Paragraph in ſeiner pedantiſchen Tageseintheilung geworden. Und ſoll ich dir auch noch von Mutter Roſalie ausdrücklich erzählen, mit welcher nie ermüdenden Sorge ſie der alten Magd ihr mühſeliges Alter erleichterte? Jeden Morgen brachte ſie ihr den Kaffee, jeden Mittag und Abend die Krankenſuppe mit eigener Hand. Und als die gichtkranken Finger bei

dieſen einfachen Mahlzeiten zuletzt völlig verſagten, da verrichtete die chriſtliche Herrin an der vormaligen Kindswärterin genau denſelben Dienſt, den dieſe ſelber einſt vor vielen Jahren an dem nun zum Manne gewordenen, einſt hilfloſen Kinde verwaltet hatte.

Hermann that aber an ſeiner Dorothee im Stillen noch viel, viel mehr, als Vater und Mutter und als beide nur zu ahnen vermochten. Denn von den meiſten Opfern, die er beſonders des Nachts ihr brachte, redete er am Tage ſelten ein Wort.

Erſt von der Sorge um ſie, dann ſpäter durch die Gewohnheit geweckt, ging er Nacht für Nacht an ihr Hinterſtübchen und horchte, ob ſie wohl ruhig ſchlafe oder nicht. Aber wie oft ward er dann von ihren ſtillen Seufzern an der Thüre zurückgehalten! Dann trat er ein, ſetzte ſich gar manche Stunde an ihr Bett, rückte ihr die Kiſſen zurecht und hob und legte ſie wieder. Und er ſprach mit ihr zerſtreuend und erheiternd, oder las ihr vor aus ihrem jetzigen Lieblingsbuche, der Legende der Heiligen, aus deren geopfertem Martyrblut ihr Troſt und Ergebung ſproßte im Opfer der eigenen Schmerzen. So zahlte unſer edler, dankbarer, junger Freund ſeiner alten Magd den goldenen Schatz all' der Ammenmärchen heim, die dereinſt von ihren eigenen Lippen wie aus einem Zauberbronnen in ſein Kinderherz geträufelt waren.

Und ihm geſchah an dieſem Magdbette ſo wohl in ſolch' einſamen, nächtlichen Stunden.

2.

Ich ſah vor Jahren einmal in einem Thiergarten einen Königsadler, den ich noch heute ſo leibhaftig vor mir habe, als ſei es erſt geſtern geweſen. In ſcheinbar gleichgiltiger Behaglichkeit ſaß er mit ſchlaffen Flügeln auf der Stange ſeines Drahtgitters und ſchaute täuſchend ruhigen Auges mich an. Wie ich einige Schritte weggegangen war, blickte ich nochmals um, ohne

daß er ſelber mich ſah. Und wie er ſich ſo ganz allein glaubte, da reckte er plötzlich den Kopf in die Höhe, ſein Auge funkelte düſteren Glanzes; mit ausgeſpreizten Flügeln ſchlug er auf und nieder und ein langgezogener, ſchmerzlicher Schrei entfuhr ſeiner Bruſt. Das iſt wohl der Augenblick geweſen, wo er jählings aus traumähnlichem Hinbrüten aufgefahren, ſeiner niedrigen Gefangenſchaft ſich wieder bewußt worden iſt und ſein Heimweh hinausgeſchrieen nach den ſonnenumglänzten Schneegipfeln, die er einſt mit freiem Fittig und königlichem Stolz umkreiſte. Wie ich dann zu demſelben Adlergitter zurückkehrte, da ſah mich ſein Gefangener wieder ſo ruhig und leidlos an, wie das erſtemal, als ob das unendliche Himmelsblau über ſeinem durchſichtigen Käfig ihm eine ſehnſuchtsloſe Fremde ſei, und dieſer enge Zwinger von jeher ſeine gewohnte Heimath.

Daß ich bei unſerm jungen Helden doch immer an dieſen Königsadler zurückdenken muß, und ſein damaliger Aufſchrei mir in den Ohren klingt!

Denn geradeſo, mit derſelben täuſchenden Ruhe, wie jener eingeſperrte König der Lüfte, ſaß nun auch ſchon wochenlang unſer Rechtspraktikant vor dem vergitterten Fenſter in des Aſſeſſors gleich dumpfiger Amtsſtube, und füllte in den Conſcriptionsliſten eine Rubrik nach der andern aus mit Familien- und Taufnamen der ruſtikaliſchen Jünglinge, ſammt Confeſſion, Eltern und Grundvermögen, welch' intereſſante Data der Aſſeſſor, am Pulte ſtehend, aus den ſchon längſt von Hermann kunſtgerecht zerſchnittenen Streifen in ſtets neu anregendem Dictando ihnen beiden herunterlas. Ihnen beiden? — So war wohl noch ein anderer Rechtspraktikant Hermanns Gehilfe bei dieſer geiſtreichen Arbeit? Leider nicht. Denn die höchſt unleſerliche Schrift ſeiner drei Collegen hatte ſie von dieſem Frohndienſte glücklich befreit. Alſo wär wohl ohne Zweifel der Herr Oberſchreiber der Dritte im Bunde? — Gott bewahre! Wie hätte dieſer ſeine wichtige Stellung ſo tief

erniedrigen laſſen? Aber unter den drei niedrigſt beſoldeten Kopiſten war doch wenigſtens ein alter Schulkamerad Hermanns zu ſeinem gedankenloſen Mitarbeiter auserſehen worden. Und unſer gelehrter Doctor beider Rechte hatte um ſo günſtigere Gelegenheit, tagtäglich aufs Neue in der mütterlichen Wiſſenſchaft von einem zufriedenen Leben die gründlichſten Vorſtudien über das Opfer anzuſtellen, als dieſer ſein derzeitiger Schreibercollege einſt in einer und derſelben Klaſſe der Lateinſchule mit ihm geſeſſen, dann aber wegen auffallenden Mangels an Talent den Lehrling der klaſſiſchen Wiſſenſchaften mit gleicher Stellung in einer Barbierſtube vertauſcht, aber zuletzt aus lauter Unmuth über ſeine verfehlte Beamtencarriere ſich doch wieder zu einer bureaukratiſchen Stellung, wenn auch nur zu der eines Tagſchreibers, aufgeſchwungen hatte.

O wie klang's da wie ein friſcher Nachhall ſeiner romantiſchen Knabenträume unſerm Helden ins Herz, wenn der einſtige „Seilerſtoffel," der ihm, dem einſtigen Kaiſerjäger im Tannengarten, den Flachs zu ſeinem rothen Barte geliefert, dieweil er es ſelber nie höher als zu einem Spürhund oder Eber gebracht, wenn dieſer ihn jetzt noch mit dem alten, vertraulichen „Du" begrüßte! Der frühere Badergehilfe den nunmehrigen Doctor juris, und nun an einem und demſelben geiſttödtenden Schreiberjoche mit ihm zuſammengeſpannt!

Mußt du jetzt nicht ſelber an jenen Adler zurückdenken, und glaubſt du's wohl, daß auch dieſer gefangene Geiſt in der vergitterten Schreiberſtube gar oft aus wundem Herzen ſein Heimweh hinausgeſchrieen nach jenen ſonnenumglänzten Gipfeln idealer Wiſſenſchaft und Träumerei, die er noch vor wenigen Wochen mit ſo freiem Fittig und königlichem Stolz umkreiſte, wie jener Adler einſt ſeinen ewigen Schnee?

Doch ſteigen wir wieder herunter von ſolcher Höhe poetiſchen Aufſchwunges in die Niederungen nüchternſter Proſa! —

Nach einigen Wochen sah sich denn auch der Herr Amtmann endlich einmal nach Hermann um, und trat kurz vor der Mittagsstunde mit den für letzteren so schmeichelhaften Worten ein: „Ich will doch nun einmal inspiciren, Herr Assessor, was Ihre zwei Schreiber für Geschäfte machen."

Wie diese Anrede unseres Praktikanten niedergedrückten Geist wieder mit neuer Lust beflügelte! O Mutter Rosalie, wußtest du's wohl, wie deinem Schüler das Erlernen deiner Wissenschaft so schwer gemacht wurde?

Dann sah der Amtmann über Hermanns Schulter in den Conscriptionsbogen und warf die geringschätzende Bemerkung hin:

„Na, Herr Stark, mit Ihrer Schreiberei ist's aber auch nicht so weit her, als Sie groß gethan haben. Und da gucken Sie nur einmal, da haben Sie ja den Namen Jacob Meyer mit einem ai geschrieben und der Herr Assessor hat's Ihnen doch gewiß mit einem ey dictirt. Und überhaupt hätten Sie das doch schon von selber merken müssen, wo just darüber schon ein Meier mit ei steht. Sie werden doch ums Himmelswillen wenigstens noch das Abc auswendig wissen. Ach, und du lieber Herrgott, was haben Sie denn jetzt da wieder für einen Kapitalsbock geschossen? Isaac Meyer — und katholisch! Ja warum nicht gar? Das hätten Sie ja doch nur mit einem Quentchen Verstand schon am Namen merken müssen, daß der ein Israelit ist. Das wäre mir die wahre Bekehrung, wenn Sie mir alle meine Juden taufen wollten und sie wüßten gar nichts davon. Ja, 's ist eben ein Kreuz mit diesen verstudirten Praktikanten. Jedes Jahr die nämliche Geschichte. Da, Herr Stark, nehmen Sie sich ein Exempel an Ihrem Kameraden! Sehen Sie, in dem seiner Liste fehlt auch nicht ein Tüpfelchen und vom ersten Maier mit ai bis zum letzten mit ey ist Alles ganz richtig. Jeder Mensch behält seinen rechten Glauben, und überhaupt ist auch alles um fünfzig Prozent accurater geschrieben. Na, sagen Sie nur selber,

was nützt Ihnen da jetzt Ihre überstudirte Doctorei, wenn Sie nicht einmal so viel zuwegebringen, als Ihr Collega, der mich noch voriges Jahr rasirt hat? Und ich sag's Ihnen jetzt in allem Ernste, Herr Stark, wenn Sie künftighin Ihren Kopf nicht besser zusammennehmen und überhaupt das, was Sie schon so falsch geschrieben, nicht noch einmal mit Ihrem Kameraden da genau durchnehmen und schön sauber corrigiren, dann wird es einmal in der Qualifikationsliste gewaltig hapern, absonderlich in der Rubrik: Befähigung und Fleiß."

„Also guten Morgen, Herr Assessor, und auch Ihnen möcht' ich gerathen haben, daß Sie Ihrem Praktikanten künftighin besser auf die Finger sehen, sonst sehe ich nicht recht ein, für was er noch Praktikant ist und Sie schon Assessor!"

Damit ging der Amtmann zur Thüre und noch im Hinausgehen brummte er vor sich hin: „Nichts wie Dummheiten und Aerger! Aber dem Doctorchen da will ich seinen gelehrten Hochmuth schon noch austreiben."

Der Assessor Fink, den Vater Stark vor seiner Abreise zum Frankenjubiläum damals auch zu den alten Männern gerechnet hatte, weil er schon ein Hypochonder sei mit seiner dicken Leber, sah mit gluthrothem Gesichte dem Amtmann nach. Dabei sah man es ihm deutlich an, wie er mit aller Willensmacht den innern Gleichmuth wieder zurückkämpfte, den des Amtmanns unzarte Zurechtweisung ihm einen Augenblick zum Wanken gebracht hatte. Verächtliches Schweigen hatte er nach all' dem früheren Streit längst als die würdigste Waffe erkannt gegen dieses Zwingherrn plumpen Angriff.

Als der völlige Gegensatz lachte der Seilerstoffel heimlich auf seinen Bogen hin, weil er ganz allein vom Amtmann belobt worden war. Neben ihm zerbiß Hermann seinen Federhalter und Zorn und Scham schnürten ihm so fest den Hals zusammen, daß er kein einziges Wort bis herauf an die Lippen bringen konnte.

Der Aſſeſſor ſah es und ſagte mit größter Ruhe zu dem frohlockenden Tagſchreiber: „Sie können jetzt gehen, es muß ohnehin ſogleich Mittag ſein.“ Dann zu Hermann: „Herr Praktikant, warten Sie noch einen Augenblick!“

Wie die Beiden hierauf allein waren und Hermann noch immer auf ſeine Liſte mit all' den Maiern und Meyern hinſtierte, ohne mehr einen einzigen Namen zu ſehen, ſagte der Aſſeſſor, an ſeinem Pulte ſtehen bleibend, zu Hermann, der jetzt wie ein lebloſer Automat mit ſtumpfem Hinbrüten den Kopf über den Tiſch beugte:

„Ich habe bisher noch ſehr wenig mit Ihnen geſprochen, denn das iſt ſo meine angeborne Art. Ich gehe nur ſchwer und ſelten aus mir heraus. Aber glauben Sie deßhalb nicht, daß Sie mir ganz ferne ſtehen und ich Sie nicht zu begreifen und hoch zu ſchätzen weiß. Heute, Herr Stark, oder vielmehr Herr Doctor — denn ich habe vollſtändig Reſpekt vor dem, was Sie gelernt haben — heute muß ich endlich um Ihretwillen mein Schweigen brechen.“

Bei dieſen unerwarteten Worten richtete ſich Hermann etwas auf, aber ohne noch den Aſſeſſor anzuſehen, der weiter fuhr:

„Und ſo ſage ich Ihnen als wohlmeinender älterer Freund: glauben Sie doch ja nicht, daß dieſer Herr Amtmann das einzig richtige Urbild eines deutſchen Beamten ſei. Im Gegentheil, er iſt nur ſo eine Art roher Carrikatur, ſo noch ein Ueberbleibſel aus einer ungebildeten Zeit, die Gottlob hinter uns liegt. Und hat er auch noch hie und da ſeines Gleichen, ſo glauben Sie doch meiner Erfahrung, daß dieſe Species im Stadium des Abſterbens begriffen iſt und wohl nur wenige der jungen Generation ihr nachgerathen werden. Drum, mein lieber junger Freund, bitte ich Sie, machen Sie Ihrem Namen Ehre, wie Sie's bis jetzt noch überall gethan haben, und ſeien Sie ſtark im männlichen Aushalten dieſes erſten Jahres Ihrer Praxis!“

Jetzt sah Hermann ihn groß an und verwendete nun kein Auge mehr von seinem Munde, wenn es auch noch düster dreinblickte.

„Fürchten Sie nicht, daß Ihr moralischer Stolz auch nur im mindesten darunter leide, wenn Sie mit muthiger, bewußter Resignation und stummem Munde die unwürdige Behandlung des Herrn Amtmanns jetzt hinnehmen, der nach seinem ganzen Bildungsgrade auch nicht von weitem im Stande ist, zu begreifen, wen er in Ihnen vor sich hat. Lassen Sie sich durch das Schreiben dieser geistlosen Conscriptionslisten, und sogar an der Seite dieses vormaligen Badergehilfen, trotzalledem Ihre Lust an Ihrem späteren Berufe nicht verleiden! Das sind schwere Uebergänge, weiter nichts. Und glauben Sie meinen Worten: auch das Berufsleben eines Verwaltungsbeamten hat seine schönen Seiten; man braucht es nur im richtigen Verständnisse für das Gemeinwohl aufzufassen. Davon bekommen Sie nun freilich bei der Amtirung dieses Vorstandes blutwenig zu sehen. Aber auch aus dem Verkehrten kann man das Richtige lernen, wenn man nur das rechte Auge dafür hat. Und so möge diese harte Schule außer der Erstarkung Ihres Willens und Charakters auch noch die gute Lehre für die Zukunft für Sie zum Nutzen haben, daß Sie einst Ihren eigenen Beruf, heiße er nun wie immer, nur im höchsten und edelsten Geiste an sich und Ihren Untergebenen zur Ausführung bringen."

„So gibt's doch auch solche Menschen in dieser Luft?" dachte jetzt unser Praktikant und er hauchte mit einem tiefen Odemzug all' seine innere Qual aus.

Der Assessor fuhr, immer wärmer geworden, weiter: „Fassen Sie dieses erste Jahr also auf, und führen Sie es eben so muthig durch, dann werden Sie, mein lieber Herr Doctor, ganz gewiß auf diese sauere Anfangspraxis einst nur mit freudigster Genugthuung zurückblicken, und später segnen, was Sie jetzt wahrscheinlich

verwünſchen. Und zuletzt ſage ich Ihnen noch, weil es Ihnen vielleicht für das künftige Schreiben dieſer Liſten einen kleinen Troſt gewährt, daß es mich ſelber nicht minder ſchwer ankommt, einem Manne von Ihrem Talent und Wiſſen dieſe geiſttödtenden Rubriken zu diktiren, wie Ihnen, mein Diktat mir nachzuſchreiben. Darum darf ich wohl auch dieſem Geſtändniſſe meine Mahnung hinzufügen, Sie möchten von nun an durch ſorgfältigſte Genauigkeit dem Herrn Amtmann wie ſich ſelber beweiſen, daß, ſo tief auch dieſes Schreibergeſchäft unter Ihrem Geiſte ſteht, Sie doch auch im Kleinſten und Niedrigſten gerade ſo tüchtig ſein wollen und können, wie einſt im Größten und Höchſten. So ſetzen Sie einen Stolz darein, jeden Namen nicht nur richtig, ſondern auch ſo ſchön als möglich zu ſchreiben, unter völligem Bruche mit dem alten Satze: doeti malo pingunt. Und verlaſſen Sie ſich darauf: auch dieſe ſcheinbar nur ſehr niedrige Schule rein formaler Vollkommenheit wird Ihnen ſpäter ſelbſt bei den höchſten Geiſtesaufgaben mehr zu Gute kommen, als Sie vielleicht jetzt noch ahnen. Nun kommen Sie! Ich hoffe, daß meine ſo wohlgemeinte Aſſeſſorenpredigt Ihren verdorbenen Appetit zum Mittageſſen wieder ein wenig hergeſtellt hat."

„O gewiß, gewiß, Herr Aſſeſſor," brach jetzt Hermann, deſſen beide Hände faſſend, in das Gefühl innigſten Dankes aus. „Aber noch tauſendmal mehr haben Sie jetzt meinem Geiſte wohl gethan, und ich bin nun ordentlich froh darüber, daß dieſer Amtmann mich vorhin ſo tief erniedrigt hat, ſonſt hätten ja Sie mich jetzt nicht ſo hoch erheben können. Sonſt wäre ich ja vielleicht in der gleichen, innerlichen Bitterkeit monatelang noch hier neben Ihnen geſeſſen, und hätte gar nicht geahnt, welch' edler wohlmeinender Freund an meiner Seite ſteht! Diktiren Sie mir nur jetzt getroſt weiter, und ſollte es ein ganzes Jahr noch währen. Mit keinem Gedanken will ich mich mehr dagegen auflehnen. Und geben Sie Acht, ob ich noch ferner nur einen einzigen Buchſtaben unrecht

ſchreibe. Ja, wie Sie's mir geſagt: als eine heilſame Schule meines Willens und Charakters will ich dieſes Jahr betrachten, und nach Vollkommenheit will ich ringen im Kleinſten, wie einſt ſpäter im Größten. Und auch dem Herrn Amtmann will ich ſchon noch Achtung abzwingen, wenn ich ihm beweiſe, daß ich nicht nur ein gründlich geſchulter Doctor juris bin, ſondern auch das Ideal eines Schreibers ſein kann, wenn ich nur will. Und er ſoll ſpäter dann ſchon noch an mir erfahren, wie weit es ſo ein verſtudirter Praktikant in der Welt noch bringen kann. Sie aber, Herr Aſſeſſor, ſehen Sie mich einſt als fertigen Mann im Leben ſtehen und wirken, dann ſagen Sie ſich getroſt: dazu hab' auch ich ihm verholfen."

„O, lieber Freund, Sie ſchlagen meine Worte hundertmal höher an, als ſie werth ſind," ſuchte der Herr Aſſeſſor dieſe ihm etwas excentriſch dünkenden Dankesworte abzuſchwächen, indem er beide Hände freundſchaftlich auf Hermanns Schultern legte.

„Nein, nicht um ein Prozent zu hoch, Herr Aſſeſſor," betheuerte jener mit gleichem Feuer. „O könnten Sie es mir jetzt nachempfinden, wie ich noch vor einer Viertelſtunde an dieſem Schreibertiſche geſeſſen und wie ich jetzt ihn verlaſſe, dann würden Sie wahrhaftig viel eher ſagen, daß das Maß meines Dankes noch viel zu gering ſei. Glauben Sie mir, Sie haben mir den ſchon erſterbenden Glauben an meine Zukunft gerettet! Und das iſt doch wahrhaftig eines Dankes werth, der mit leeren Worten gar nicht abzuzahlen iſt."

„Nun gut, mein lieber Herr Doctor, ſo will ich Ihren Dank in ſeinem vollen Uebermaß einſtweilen annehmen und eben ſuchen, mir ihn im Laufe Ihrer Praxis ratenweiſe abzuverdienen. Es wird ſchon oft ſich Gelegenheit dazu bieten. Und ſo geben Sie mir die Hand und rechnen Sie auf mich als Ihren wahren, ehrlichen Freund!"

So hatte Mutter Roſalie in dem braven Aſſeſſor Fink den

thätigsten Gehilfen erhalten, ihren geliebten Schüler immer mehr heranzubilden. Die herbste Bitterkeit war durch den Assessor überwunden und das Salz des Humors würzte jetzt gemeinschaftlich gar oft die so kärglich besetzte geistige Tafel.

Und so verging der Winter sammt den Conscriptionslisten. Jede Rubrik war in der Schön- wie Rechtschreibekunst ein Meisterwerk geworden. Sogar der Seilerstoffel mußte nun vor dem so genialen Schreiber Doctor Hermann Stark zurückstehen. Und als der Blüthen- und Wonnemonat das berühmte offizielle Diner im Schwanen brachte, dabei der vormalige Listenschreiber und Protokollführer mitten unter den Bürgermeistern gratis miteſſen durfte, da rief, nachdem schon mancherlei Trinksprüche ausgebracht worden waren, der Amtmann zu gutem Schluß in jovialster Champagnerlaune: „Na, jetzt wollen wir aber auch noch zuguterletzt unsern Herrn Praktikanten da leben lassen. Denn ich sag' Ihnen, die Conscriptionslisten hat er geschrieben und das Visitationsprotokoll geführt — allen Respekt davor! Wenn er so fortmacht, kann schon noch einmal was aus ihm werden. Also mein Praktikant, der Herr Stark, vivat hoch!“ —

Und es kam der Frühling, der Sommer und Herbst. Auf dem Bezirksamte war der Himmel immer gleich aktengrau; des Lebens grüner, goldener Baum blieb immer gleich bestaubt. Doch unser lieber Freund ward ein immer stärkerer Held in seinem Streite mit dem Leben, und immer näher kam er jener Feldmarschallswürde, die er in seinem damaligen Trinkspruche sich in Aussicht gestellt hatte.

Aber trotz alledem — am Abend als tapferer Sieger von der Wahlstatt des Herzens heimzukehren, und schon am nächsten Morgen wieder auf denselben Feind zu neuem Streite zu stoßen, das ist noch lange nicht die Beseligung inneren Friedens. Und eine Gefangenschaft des Geistes zu ertragen, wenn auch in stets wachsendem Starkmuth, das reicht noch lange nicht hinauf an einstiger Freiheit stolzes Hochgefühl.

Und so kehrte immer wieder die Zeit aufs Neue zurück, wo unser junger Held wie jener Adler in unbelauschten Augenblicken die Flügel seines Geistes ungestüm gegen das Gitter schlug und sein Heimweh hinausschrie nach jenen Berggipfeln, von denen er so unsäglich tief herabgestürzt worden war.

In einer solchen Stunde schrieb Hermann Stark in sein Tagebuch, das er seit dem Beginne seiner Praxis führte und wie seinen vertrautesten Freund betrachtete, dem er auch die geheimsten Gedanken vertrauen durfte:

„Nein, das ist nie und nimmer die Luft, in der ich für meine ganze Zukunft athmen und leben kann. So an den kleinsten, verrosteten Rädern dieser Staatsmaschine zu hocken, gedankenlos am gröbsten Garn mitspulen zu helfen, ohne jemals eingeweiht zu werden in den ganzen Plan des obersten Webermeisters, ohne je in ein Rad hineingreifen zu dürfen, wenn mir's nöthig schiene; keinen höhern Gedanken zu pflegen, als zwischen dem Hinz und Kunz kleinliches Prozeßgezänke über ihr Mein und Dein zu entscheiden, oder als begeisterter Anwalt der unschuldigen Menschheit vor den hiesigen Gerichtsschranken zu stehen, wenn davor der gemeinste Schmutz allwöchentlich breit getreten wird — nein und abermals nein! Und wenn ich noch so lang und noch so geduldig hier aushalte, dieses kleine Leben hier bleibt doch immer meines Geistes freudloses Exil, und nach einer andern höhern Heimath verlang' ich mit so heißer Sehnsucht, wie der verschmachtende Hirsch nach frischem Wasser schreit.

Und welche Menschen umgeben mich hier? Versumpftes Spießbürgerthum von Manschettenbauern, deren ganzes Sinnen und Trachten aufgeht in Haus und Hof, in ihrem Dünger und ihrer Erdscholle. Bezopfte Bureaumenschen mit großem Dünkel und kleinem Weltverstande, die ihre staubige Amtsstube für den wichtigsten Schauplatz halten, darauf die Geschicke der Menschheit sich abspielen; deren lauwarmem oder verknöchertem Herzen kein Aufschrei sich mehr entringt, daß ihr Geist zu solcher Frohnarbeit

verurtheilt iſt; in denen Titel und Rang jedwede innere Qual verſtummen macht; deren ganzer geiſtiger Durſt ſchon befriedigt iſt, wenn ſie nach den Bureauſtunden beim Bierglas und der langen Pfeife im Stadtklatſch oder in engherziger Grenzpfahlpolitik die gegenſeitige Kleinheit ihrer Gedanken austauſchen. O fremd, landfremd weht dieſer Menſchen Geiſteshauch mich an! Und in dieſe bezopfte Bureaukratenlegion ſollte auch ich einſt eintreten? In ihrem Gamaſchendienſte verſumpfen und verſauern? Nein, nie und nimmer in ſolche Provinzgarniſon! Nur nach dem offenen Schlachtfelde der Geiſter trage ich Verlangen, und mein Genius wird es zu finden wiſſen .... Und dann gar noch dieſes neueſte Geſchlecht von Krämerſeelen! O wie ihr von ekeliger Habgier verhetztes Auge mich anwidert! Wie meine ganze Gedankenwelt gegen dieſes Fleiſch und Blut gewordene Evangelium des niedrigſten Materialismus ſich fort und fort als Proteſt erhebt!

O wie biſt du hingeweht, du meiner poetiſchen Jugenderinnerungen duftiger Hauch, daß ich nicht einmal mehr an dir mein trockenes Herz erquicken darf? Niedergeriſſen iſt die alte Zeit, die mir einſt in den Knabenjahren ſo patriarchaliſch gedünkt. Nur ihrer Trümmer Staub weht mich noch an. Nur die Proſa iſt jetzt hervorgekehrt und das Neue iſt ohne Poeſie.

Ach, daß mir doch in dieſer troſtloſen Oede jetzt nur Eines, Eines unverändert erhalten blieb, wie eine grüne Oaſe mit friſchen Blumen und ſchattigen Palmen, o du mein geliebtes, altes Elternhaus! Ja, in deinem wandelloſen Frieden will ich ausruhen von meinem Streite. Unter deinem immer gleich erquickenden Schatten will ich die Gluthhitze meines inneren Brandes immer wieder abkühlen laſſen. An deinem immer gleich friſchen Brunnen will ich mein nach anderer Zukunft dürſtendes Herz immer wieder laben, daß es ruhig werde, bis meine Zeit gekommen. Unter deinem Dache, das von den Säulen der Gottesfurcht und Menſchenliebe, der Wahrhaftigkeit und jeder Herzens-

tugend getragen, mich bis heute so sicher beherbergt, darunter will ich in innerer Festigkeit erstarken, bis ich als fertiger Mann hinaustreten darf mit voller Rüstung. O, daß ihr mich doch so ganz verständet, ihr liebsten, treuesten Eltern, wie ich jeden Tag segne, an dem ich euch noch besitzen und genießen darf, und doch, wie ich mich hinaussehne aus diesem mein Leben so beengenden Kreise! Weiß es der allwissende Gott, ihr würdet mir nicht böse sein! Aber ihr seid mir ja auch nicht böse. O nein! Mit immer gleicher Güte umfängt und erträgt mich euer langmüthiges Herz. Jeden trüben Blick seht ihr nur an, um ihn wieder aufzuhellen, jede meiner Klagen hört ihr nur, um mit mildthätigem Worte sie verstummen zu machen.

Wie ist mein Herz nun doch wieder so ruhig geworden, da ich all' sein Sehnen, all' seine Qualen niedergeschrieben! So ruhig, wie in stiller Nachtstunde, wenn ich an deinem Bette sitzen darf, alte Dorothee; wenn aus deinem runzlichten Gesichte meine ganze Kindheit mit ihren Märchen herausschaut und meine Bubenzeit mit all' ihren losen Schelmenstreichen. O sei ruhig, du mein stürmisches Herz! Mein Lebensschiff liegt ja so gut geborgen am sicheren Strande. Was verlangst du so ungestüm nach dem wildwogenden gefährlichen Meere? Sei still meine Seele und danke Gott für dein Elternhaus!

Nachts elf Uhr am 3. October 1843."

3.

Nachdem er so sein übervolles Herz in sein Tagebuch ausgeschüttet hatte, schlief er friedlich ein, wie in seinen glücklichsten Tagen. Aber schon nach ein paar Stunden weckte ihn wieder die Gewohnheit der Sorge um seine kranke Dorothee. Und sieh', da sitzt er in tiefer Nachtzeit vor ihrem Schmerzenslager.

„Sag', Dorthele, da ist mir ein Märchen eingefallen, das du mir in meinen Kinderjahren erzählen mußtest, ich weiß gar nimmer

wie oft, weil es mir gar ſo gut gefallen hat, am allerbeſten von allen miteinander. Den ganzen Tag nun quäl' ich mich ſchon daran ab und bring' es doch nimmer zuſammen. Du weißt es gewiß noch! Hilf mir jetzt draufzukommen."

„Was war das für ein Märchen, Hermännle?"

„Nun, ich will dir einmal den Anfang ſagen, den weiß ich noch ziemlich gut. Aber dann find' ich mich nimmer zurecht."

„Ich werd's ſchon weiter wiſſen. Fang' jetzt nur an!"

„Es war einmal ein junger Königsſohn, der wohnte in einem wunderſchönen Schloß und er war darin über die Maßen froh und glücklich. Denn ein mächtiger Zauberer hatte ihn über die Taufe gehalten und Alles, was ſeinem Pathenkinde nur gefallen konnte, das war mit ſeiner Wünſchelruthe ihm ſchon in die Wiege hineingezaubert worden. Und je größer er heranwuchs, deſto prächtiger ward auch ſeine Burg. Von Jahr zu Jahr kamen an den Wänden ſeines Zimmers mehr Perlen und Edelſteine zum Vorſchein. Sein Bett, das anfangs nur von Silber war, verwandelte ſich zuletzt in pures Gold. Ein Becher voll Wein aus dem Feenlande ſtand immer gefüllt auf dem Tiſch. So oft der Königsſohn daraus trank, da hatte er am Tage gar kein Verlangen mehr nach irgend einem Wunſche. Und des Nachts ſchlief er ein zu ſo ſchönen Träumen, daß die ihm zuletzt noch lieber waren, als das Wachen. Nicht wahr Dorthele, ſo heißt der richtige Anfang?"

„Ja, Hermännle, ſo hieß es wohl, aber du kannſt es jetzt doch noch viel ſchöner erzählen, als ich. Da kam mir's lange nicht ſo ſchön vor. Nun ſag's nur weiter, wie du's eben noch weißt!"

„Ein wenig weiß ich ſchon noch davon. Alſo hör', ob es ſo recht iſt: Da war eines Morgens der Königsſohn aus einem ſeiner ſchönen Träume aufgewacht, aber nicht in ſeinem ſeinem Bett und nicht in ſeinem funkelnden Zimmer, ſondern auf einem

hölzernen Lager in einer armen, kahlen Hütte mitten im Walde. Nur ein gemaltes Cruzifix hing in der Ecke. Des Königssohnes Lockenkopf war ganz geschoren und er trug ein grobes linnenes Kleid. Darüber war er bis in den Tod erschrocken. Und ein alter Holzhauer, der stand vor ihm und sagte.. Aber wie doch nur? — So genau weiß ich die Worte doch nicht mehr. Torthele, sag' du sie lieber! Du weißt sie gewiß noch besser."

„O ja, die weiß ich noch ganz gut. Aber erst kommt noch was Anderes. Da standen dem Holzhauer zur Rechten und Linken zwei Zwerge mit langen, grauen Bärten. Der eine trug eine Kiste von Silber, und der andere trug eine, die war von Eisen. Und da sprach also der alte Holzhauer zum jungen Königssohn: erschrick nicht, mein lieber Sohn, und hör' mich an! Dein mächtiger Pathe hat dich mir in die Schule gegeben, daß du bei mir sollst arbeiten lernen und unterthänig sein. Und siehe, diese Zwerge, das sind zwei ganz gute Erdgeister, und die tragen für dich eine Kiste von Silber und eine von Eisen. Und mit denen ist es nun so: ein jeder gute Tag, an dem du im Walde draußen fleißig bei der Arbeit warst und mir unterthänig in deinem Herzen, der wird als eine goldene Münze in die silberne Kiste vom Himmel fallen, und ein jeder böse Tag, wo du faul gewesen und gegen mich gemurrt und getrotzt — der fällt als eine Münze von Blei in die Kiste von Eisen. Und ist dies Probejahr herum, dann wirst du schon sehen, was du dir mit den goldenen Münzen erkaufen kannst und was mit den bleiernen. Aber auch dies sei dir gewährt! Nach jedem guten Tage wird nicht nur ein Goldstück mehr liegen in der silbernen Kiste, sondern auch ein bleiernes Stück weniger in der von Eisen, und umgekehrt nach jedem schlechten Tage. Auch sollst du selber in den Kisten nachsehen dürfen, wann du willst! Nun komm mit in den Wald und thue nach deinem Gefallen. Du bist dein freier Herr!"

„Ja, Torthele genau so hast du mir's einst erzählt, und jetzt

weiß ich ganz gut, wo und wann ich's zum erstenmale von dir gehört, als sei's erst gestern gewesen. Weißt du, das war dazumal, wie ich nicht am Tische mitessen durfte. Da hatten wir Schweinebraten und du machtest mir an meinem Katzentisch einen zuckerigen Pfannenkuchen. Dann gingen wir miteinander zum Zwingergärtchen hinunter, da die alte Stadtmauer noch stand. Und wie der Wind dabei durch den Epheu gelispelt, da fragte ich dich, ob das von Geistern käme. Da sagtest du zu mir, das seien die guten Geister meiner Kindheit. Und ich konnte gar nicht still genug horchen. Nicht wahr, Dorthele, ich weiß noch Alles genau? — Ach die Kindheit vergißt man ja nimmer."

„Nun recht Hermännle, so hör' also, wie's weiter ging. — Aber gelt, erst schüttelst du mir das Kissen unterm Kopf ein wenig zurecht, denn das kommt mir vor wie ein harter Stein."

„Gewiß, Dorthele, recht gern. — So! liegst du jetzt besser? Oder soll ich dich noch auf die andere Seite legen? Hab' nur keine Angst, ich mach' es schon recht sanft, wie sie's im Spital nicht besser können. Gelt, das hab' ich schon ganz prächtig gelernt?"

„O freilich, mein braver Sohn. Aber ich traue mich jetzt gar nicht recht, mich herumzudrehen, und ich lieg' auch ganz gut. Nun laß mich nur weiter erzählen. Aber es wird dir doch nicht langweilig, Hermännle?"

„O wo denkst du hin? Die ganze Nacht könnt' ich horchen und an deinem Bette sitzen. Da kommt mir's vor, als hörte ich wieder an der Stadtmauer im Epheu die guten Geister meiner Kindheit lispeln. Und ihre Stimmen thun mir so wohl."

„Du guter Sohn! Also das Märchen heißt weiter: Da ward der Königssohn noch an demselben Morgen vom Holzhauer und seinen Söhnen mit in den Wald genommen. Und auch sein Weib war dabei; und das war eine böse Sieben. Schon unterwegs lud sie ihm brummend all' die Beile und Sägen auf seine zarten Schultern. Das ließ er sich noch ganz gut gefallen. Dann mußte

er aber den ganzen Tag Reisig klein hacken und wieder die schwersten Klötze zusammentragen und er ward doch nur von dem bösen Weibe gescholten. Und wie er zur Mittagszeit nur ein Stück Schwarzbrod und Quellwasser bekam, da wollte ihm die harte Arbeit und Kneiferei dazu gar nicht mehr gefallen. Er versteckte sich heimlich in einem Gebüsch und zur Nachtzeit ging er den Holzhauerleuten von weitem nach. Denn er hatte ein böses Gewissen. Da nun der Königssohn so am ersten Abend ganz furchtsam nach Hause kam, da sagte der alte Holzhauer kein Sterbenswort, und führte ihn an die zwei Kisten in der Kammer. Und da war die von Silber ganz leer und in der eisernen lag eine Münze von Blei. Wie das der Königssohn sah, ward er über die Maßen traurig und that die ganze Nacht kein Auge zu. Und schon am andern Tage war er so gehorsam und fleißig und ließ das böse Weib zanken und brummen, daß ihm dann sein Schwarzbrod und Wasser viel besser schmeckte, als ehevor das feinste Mahl in seinem Zauberschlosse. Denn er war von der schweren Arbeit hungrig geworden, wie noch sein Lebtag nicht. Und wie er heimwärts noch obendrein all' das schwere Handwerkzeug schleppen mußte, summte er ein lustig Liedlein. Da schalt ihn das Weib darüber, aber er blieb mäuschenstill dabei. Und wie er jetzt an diesem zweiten Abend in die Kiste schaute, da war in der von Eisen die bleierne Münze wieder verschwunden, und in der silbernen Kiste lag ein funkelndes Goldstück. Darüber hatte er gar große Freude, und diesmal schlief er ganz fest die ganze Nacht und im Traume hörte er die Engel so deutlich im Himmel singen, als ob sie leibhaftig vor ihm ständen."

„Gelt, Hermäunle, ich weiß das Märchen noch gut und hab's doch schon an die fünfzehn Jahre nicht mehr erzählt. Ja, wenn meine armen Knochen so gesund wären, wie mein Kopf!"

„Und jetzt laß mich nur ein wenig verschnaufen. Ich weiß gar nicht, der böse Fluß hat sich mir heut Nacht so schwer auf

mein Herz gelegt. Aber 's wird mir gleich wieder leichter werden. Wart' nur ein klein Bisl, guter Hermann!"

„Nein, Torthele, hör' lieber jetzt auf, du kannſt mir's ja morgen fertig erzählen! Komm, ſchlaf ein! Oder ſoll ich dir von dem Pulver geben? Sag', was kann ich dir noch thun?"

„O nichts, mein guter Sohn, ich dank' dir ſchön. 's iſt mir ſchon wieder beſſer und wenn ich dir erzähle, vergeſſ' ich meine Schmerzen viel leichter, als wenn ich ſo daliege und in mich hinein ſimulire. Ach, ſchlafen kann ich ja doch nicht. So hör' jetzt das Märchen nur zu Ende! 's iſt ja gleich fertig."

„Und nicht wahr, Torthele, nun muß auch die ſchöne Prinzeſſin bald kommen; von der weiß ich nur mehr ganz dunkel. Sag', kommt ſie jetzt?"

„Ei, Hermännle, was biſt du ſo voll Ungeduld von wegen der Prinzeſſin? Schau, ſchau, was ich von dir nur denken ſoll!"

„Nichts, Torthele, gar nichts, ich meinte ja nur, daß ſie jetzt kommen muß. Denn wenn's was anderes wäre, hätt' ich dir's ja zu allererſt geſagt."

„Nun, das hoff' ich aber auch von dir. Alſo höre weiter:

Und ſo ging's denn ſo fort, wie's eben ſo geht im Leben. Manchmal waren die guten Tage mehr und manchmal die ſchlechten, und gerade ſo war es in den zwei Kiſten mit den goldenen und bleiernen Münzen. Aber wie nur das erſte halbe Jahr vorüber geweſen, da wurde die ſilberne Kiſte doch immer voller und die von Eiſen immer leerer, und wie die letzten acht Tage kamen vor dem ganzen Jahr, da zählte der Königsſohn gar ängſtlich noch einmal alle Stücke und da fehlten nur acht Münzen von Gold und acht von Blei waren noch übrig. Und da warf er ſich in ſeiner Kammer auf die Knie und betete gar voll Inbrunſt, daß nur kein einziger Tag mehr ein ſchlechter werde und auch noch die acht bleiernen Münzen in acht goldene ſich verwandeln möchten. Und ſo war es gerade der Jahrestag, daß der Königs-

sohn wieder mit Beilen und Sägen beladen sich im Walde auf den Heimweg machen wollte und in seinem Herzen ganz jubilirte, weil er nun auch diese letzte Woche ganz absonderlich fleißig und gehorsam gewesen. Da war sogar das böse Weib ganz still geworden und ihr Auge sah ihn auf einmal so lieblich an, daß ihm vor diesem lieben Blick in dem alten Gesichte ganz angst geworden und auch wieder so gar wohl dazwischen. Und plötzlich fing in den alten Bäumen ein Brausen an und die Holzhauerleute, die vergingen vor ihm wie purer Nebel und die Beile und Sägen waren von seinen Schultern weggeblasen. Statt seinem groben Linnenkleide trug jetzt der Königssohn auf einmal ein feines, rosenrothes Gewand. Das hielt ein goldener Gürtel zusammen. Und sein geschorener Kopf hatte wieder lange Locken. Darauf lag ein grüner Kranz. Und aus dem Walde trat auf einmal wieder der mächtige Zauberer, der Pathe des Königssohnes. Und der hielt eine blutjunge Prinzessin an der Hand. Die war so wunderschön, daß man's gar nicht beschreiben kann; da ward der Königssohn inne, an dem nämlichen lieben Blick, wer vorher das böse Weib gewesen, und der Zauberer sagte jetzt zu ihm: Heil dir, mein allerliebstes Pathenkind, dein Probejahr ist glücklich zu Ende. Nun sollst du auch zum Lohn dafür diese schönste Prinzessin im ganzen Lande zur Frau bekommen. Und sie wird dich über die Maßen lieb haben. Denn dein Fleiß und Gehorsam hat sie von dem Zauber eines bösen Geistes erlöst. Jetzt nimm sie hin!"

„Ach, Hermännle, jetzt bin ich aber doch ein Bisl müd und die Zunge ist mir völlig trocken geworden. O laß mich ein wenig trinken!"

„Gewiß, recht gern, Dorthele! so ein frischer Trunk wird dir gar wohl thun."

„Frisch? O lieb's Hermännle, der Wächter hat ja vorhin schon drei geblasen und um neun Uhr ist das Wasser heraufgekommen. Aber 's ist doch immer besser, wie gar keines."

„Nun verſuch's nur, vielleicht iſt es doch noch friſcher, als du meinſt. So, nun komm! mit der rechten Hand hel' ich dir das Kopfkiſſen auf und mit der linken halt' ich dir das Glas an den Mund. So ſind wir zwei ja ſchon lang miteinander einexerciert. Siehſt du, jetzt geht's ja ſchon. Nun trink nur recht, Torthele!"

„Ach wie das wohlthut in den trockenen Mund hinein bis hinunter aufs Herz! Und wahrhaftig friſch, wie vom Brunnen! Herr Jeſus, Hermännle, du haſt doch nicht am Ende das Waſſer erſt vom Hof heraufgeholt und ich hab's im Schlafe gar nicht gemerkt? Ach, das wär' doch tauſendmal zu viel!"

„Ei wo denkſt du hin? Das wird der Zauberer im Märchen gethan haben. Und nun erzähl's auch ſchnell zu Ende! Aber nur ganz kurz, daß ich nur den Ausgang weiß."

„O, jetzt könnt' ich noch eine ganze Stunde lang weiter erzählen, ſo wohl hat mir dein friſches Waſſer gethan. Gott vergelt' dir's auch tauſendmal! — Alſo das war der Schluß: Und wie der Zauberer nun ſo zum Königsſohn geredet hatte, da brauſte es noch einmal durch den Wald und da waren auch die Bäume wie Dunſt vergangen und das alte Zauberſchloß ſtand wieder da, nur noch viel prächtiger wie vor einem Jahr. Und die zwei Brautleute gingen hinein. Und danach hörte man drinnen Orgelſpielen und Singen dazu — das war die Hochzeit." — —

„Hermännle, jetzt kann ich aber wirklich nimmer weiter. — Gott, wie mir der Odem ganz ausgeht. . . . . Und, wenn ſie nicht geſtorben ſind — ſo leben ſie heut noch — — Herr Jeſus Chriſtus, bekomm' ich eine Angſt, erbarm' dich meiner! Heilige Mutter Gottes, bitt' für mich! — O alle Heiligen ſteht mir bei! — Ich ſehe ja gar nichts mehr — Luft — Luft!"

„Torthele, um Gotteswillen, ſoll ich nicht den Herrn Dechant holen?"

„Nein, nein, nicht fortgehen! der Herr Dechant hat mir

erst heut Morgen unsern Herrgott gebracht. O Hermännle, nicht fortgehen — bei mir bleiben!"

„Aber den Vater und die Mutter laß mich nur schnell rufen! Ich bin ja gleich wieder da."

„Nein, laß sie doch schlafen, Hermännle! Geh' nicht fort, leg' deinen Arm mir um den Kopf! So — ich dank' dir schön — o so ist es gut — jetzt vergeht die Angst schon wieder — o daß doch du bei mir bist — du guter, barmherziger Bube! — O bete mit mir! — Ach Herr Jesus! Heilige Mutter Gottes! Siehst du? — Jetzt kommen sie — sie holen mich — o wie schön — wie prächtig — ach, Hermännle! . . ."

Noch ein langer, tiefer Seufzer — und sie lag in seinem Arm, wie er einst in ihrem. Und wie sie seine Augen einst zum Schlummer eingesungen, so drückte er nun die ihrigen zu zum ewigen Schlafe. Dann ließ er sie aus seinem Arme sacht aufs Kissen niedersinken und drückte ihr den Abschiedskuß auf ihre welken Lippen, die ihm noch vor dem letzten Verstummen dieses schöne Märchen erzählt, die er noch vor dem letzten Vertrocknen mit frischem Wasser erquickt.

Dann sank er an ihrem Bette hin und weinte die bis jetzt bittersten Thränen seines ganzen jungen Lebens. Als dann nach einer Viertelstunde die von Hermann aufgeweckten Eltern am Bette der Dorothee standen, da nahm Vater Stark ihre Hand in die seine und sagte:

„Gute, treue, selige Dorothee! Wenn sie mich auch hier auf Erden nicht mehr hören kann, so hört sie mich vielleicht dort oben im Himmel. Und so dank' ich ihr noch tausend und tausendmal für Alles, was sie in fünfundvierzigjähriger Treue an uns und vor Allem an unserm Kinde gethan. Sie ruhe in Frieden und die ewige Seligkeit sei jetzt ihr himmlischer Lohn für all' ihre irdische Treue!"

Dann wendete er sich ab und hielt die Hand vor die Augen. Aber man sah es doch, wie schmerzlich er weinte.

Und jetzt legte Mutter Rosalie die Hand auf ihre schon eiskalte Stirne und sprach mit innigster Wehmuth:

„O daß ich ihr doch nicht beistehen konnte in der bittersten Todesnoth. Wie so gerne hätte ich es gethan! Aber jetzt will ich an ihrem todten Leib ihr noch so viel Liebes erweisen, als ich nur kann. Und nur meine Hand soll sie berühren, bis sie zur letzten Ruhe bereit im Sarge liegt. Dorothee, wenn ihr's in ihrem jetzigen, ewigen Leben möglich ist, so bleibe sie uns auch jenseits so treu, wie einst hienieden, und bete sie da droben für uns, wie wir jetzt da unten für sie."

Und die Drei knieten nieder und beteten. Der Vollmond beschien mit mildem, verklärendem Glanz die todte Dorothee, und sie lag da wie in einem schönen Traume. Aller Schmerz war auf ihren Zügen vergangen. Und droben im Himmel, glaube ich immer, da standen zur selben Stunde auch nun dem seligen Geiste der entschlafenen Märchenerzählerin zwei Engel zur Rechten und Linken. Der Eine trug die silberne Kiste, und der Andere die von Eisen. Und die erste war in diesem letzten, gottergebenen Dulderjahre ganz voll von goldenen Münzen geworden und die von Eisen, darin einst manche bleierne gelegen, die war nun völlig leer.

* * *

Noch am Abend des Sterbetages trug die Leichenfrau folgenden Todtenzettel in mehr als hundert Häusern herum:

„Heute Nacht verschied nach einjährigem, gottergeben getragenem Leiden und in treuem Glauben an ihren Erlöser, der sie noch am Tage ihres Heimganges gnädig gestärkt hatte, ein treues und vielgeliebtes Mitglied meiner Familie, die ehr- und tugendsame

Jungfrau Dorothea Halbmeier

im ehrwürdigen Alter von vierundsiebzig Jahren, von denen sie fünfundvierzig in ununterbrochenem, treuestem Dienste in meinem

Hause verlebt hatte. Ich zeige diesen schweren Verlust meinen hochverehrten Freunden und Bekannten voll Wehmuth an und wage sie hiemit herzlichst einzuladen, kommenden Dienstag um drei Uhr dem Sarge der edlen Verblichenen das letzte Geleite zu geben, zum lauten Zeugnisse dafür, daß man auch noch in unserer Stadt ohne Unterschied des Standes die leider immer seltener werdende Tugend anhänglicher, opferwilliger Dienstestreue zu ehren freudig bereit ist. Insbesondere lade ich alle hiesigen braven Dienstmägde ein, dem Sarge ihrer musterhaften Mitschwester nachzugehen, zum Zeugniß, daß sie ihr auch nachfolgen wollen auf dem Wege ihrer treuen, erprobten Dienstbotentugenden, wofür sie nun sicherlich im Himmel ihren ewigen Lohn empfangen hat. Ich wenigstens lebe des festen Glaubens, daß, während wir dem verweslichen Leibe dieser weiland niedrigen Dienstmagd das letzte Geleite geben, ihr seliger Geist jenseits im ewigen Reiche Gottes einen sehr hohen Rang einnimmt. Bloß in dieser Ueberzeugung habe ich es auch wagen können, die Honoratioren unter meinen Freunden und Gönnern zu diesem Leichenbegängnisse ergebenst einzuladen. Und ich sage im Voraus schon jedem Einzelnen, der meiner Bitte nachkommen will, meinen und meiner Familie innigsten Dank.

Der Verlebten betrübter Dienstherr,
Rechtsanwalt Dr. Christoph Stark
mit Frau und Sohn."

Am Dienstag gegen drei Uhr füllte sich der Rittersberg immer dichter von Leidtragenden der verschiedensten Stände. In einem großen, abgesonderten Haufen hatte sich die ehrsame Bürgerschaft versammelt, und auch der ärmste Handwerker und Taglöhner fehlte nicht in seinem abgetragenen Feiertagsrock. In einer zweiten überaus zahlreichen Gruppe nebendran standen die Bürgersfrauen und Dienstmägde meist in Trauerkleidern. Aber siehe hin, dicht

vor der Treppe des Erkerhauses haben sich auch die Honoratioren der Stadt aufgestellt, so viel sie deren aufzuweisen hat im Beamten- und Kaufmannsstande. Sogar die zwei höchsten Spitzen der hiesigen Justiz- und Verwaltungsbehörde, der Tribunalpräsident und Bezirksamtmann, kommen jetzt mit dem vollsten Bewußtsein ihrer Amtswürde herangeschritten. Dem fatalen Todtenzettel Vater Starks, in dessen Einladung er in so zarter Weise an ihre christliche Demuth appellirte, wollten doch auch diese Beiden nicht, so wenig wie die anderen Honoratioren, durch ihr Nichterscheinen einen stadtkundigen Protest entgegensetzen, wenn es auch das erstemal gewesen war, daß sie in ihrer so hohen Stellung dem Sarg einer niedrigen Dienstmagd nachgingen.

Jetzt kommt der Todtenwagen angefahren. Aber nicht der gewöhnliche, schmucklose, für solche, die im Leben dem zweiten und dritten Stand angehörten. Nein, der mit den vier vergoldeten Engeln ist es, der nur die Vornehmsten zur letzten Ruhe führt; und die zwei mit schwarzem Tuch behangenen Rappen tragen an den Köpfen denselben schwarzen Federbusch, von dem unwerht sie erst vor vier Wochen den Bürgermeister hinausgezogen haben. Ein Fremder, den gerade sein Weg über den Rittersberg führte, was sollte der anders denken, als daß aus diesem stattlichen Erkerhause jetzt der Sarg des Vaters, der Mutter oder des Sohnes herausgetragen würde? Aber du, lieber Begleiter, du weißt es, es ist nur die alte Dorothee; und du schüttelst nicht bedenklich den Kopf darüber, ob das nicht zu viel für sie der letzten Ehre sei. Du weißt ja zu gut, was sie diesem Hause im Leben gewesen war.

Und horch, vom Münster schlagen jetzt die Glocken zusammen, wie bei einem hohen Festtage. Nun wird die verstummte Märchenerzählerin ihr altes Haus sogleich für immer verlassen. So komm auch du noch einmal herein! Noch steht auf dem Gange der offene Sarg. Der Dechant mit seinen zwei Kaplänen hat so eben das

letzte Gebet gesprochen. Die letzte Weihrauchwolke verduftet. Vater Stark, Mutter Rosalie und Hermann knieen noch vor der seligen Dorothee. Wie diese so friedlich daliegt im schwarzseidenen Sterbemantel, einen Myrthenkranz um das weiße Haar, und denselben Rosenkranz um die Finger geschlungen, mit dem sie einst in ihrer Augustinuswoche für Hermanns Examen unter solchen Schmerzen gebetet hatte. Das Alles war von ihrer barmherzigen Herrin mit eigener Hand an ihr gethan worden zum letzten Liebeswerke. Aber den Epheukranz auf ihrem Herzen, den hatte ihr Hermännle selber von einer Wand der Kaiserburg, darum er noch in wenigen Schlingen hinanrankt, zusammengebunden, als Sinnbild seiner dahingegangenen Kindheit, in der sie ihm einst an der alten Stadtmauer jenes Märchen vom Königssohn erzählt und er dabei den guten Geistern seiner Kindheit gelauscht hatte.

Jetzt erheben sich alle Drei zum letzten Blick auf sie, zum letzten irdischen Abschied. So thu' auch du deßgleichen, lieber Begleiter! Ich weiß, auch du hast sie ja ein wenig lieb gehabt. Und ich, du gute, treue Dorothee, auch ich sage dir jetzt Lebewohl, und auch mir geschieht jetzt weh dabei, daß ich nun nimmer weiter von dir erzählen kann. Warst du mir doch stets ein so willkommenes Bild in meinen Familiengemälden vom Erkerhause!

Doch ich sehe den Sargdeckel erheben. Man trägt sie hinaus. Der Leichenwagen wird geschlossen. Vater und Sohn Stark folgen dicht hinter dem Sarge in tiefster Betrübniß. Hermann geht dem Vater zur Rechten und weint so bitterlich, als ob er dem Leichnam seiner eigenen Mutter folgte, die droben selber in Thränen aufgelöst am Erkerfenster kniet. Selbst der Onkel Philipp geht längst bekehrt hinten drein und denkt für sich: „wie haben sie doch recht gehabt! Nun ist es ganz so gekommen, wie sie mir damals gesagt haben. Es war mit der Dorothee doch kein Fegfeuer. Und jetzt haben sie sich noch obendrein mit ihr ein Stück Himmel verdient."

Ein dem Sarge vorangehender Sängerchor singt einen

ergreifendem Grabgesang in das Geläute der Glocken. Aus allen Fenstern schauen Neugierige herunter. Doch gar bald ergreift sie seltsame Rührung über diesen großartigen Leichenzug der alten Dorothee, der ihr einstiger Pflegling in so edlem Schmerze hinter dem Sarge nachgeht.

Und so war, wie einst in ihrem Leben, so nun auch nach ihrem Tode buchstäblich an ihr in Erfüllung gegangen, was ihr einst Vater Stark, dieser wahrhafte Christ im Geist und in der Wahrheit, vor vielen Jahren versprochen hatte:

„Und so lang ihr ein treues Auge offen steht in gesunden und kranken Tagen, o wir wollen sie schon recht gut pflegen. Und nur aus meinem Hause soll sie auf den Gottesacker hinausgetragen werden mit allen Ehren, wie Eines von unserem Stande. Ja wohl, die ganze Stadt soll einmal sehen, was ihre Herrschaft auf sie gehalten hat, weil sie ein so treuer Dienstbote war. Und all' die anderen sollen sich's zum christlichen Exempel nehmen. O ich will ihr schon vergelten, was sie an meinem Kinde Gutes thut, im Leben und im Tode, so wahr der liebe Gott auch mir einst möge barmherzig sein!"

IV.

Aus der Briefmappe.

Haſt du mir's auch nie mit Worten geſagt, lieber Begleiter, ich habe doch gar oft deine Gedanken errathen, daß, während ich dir von des einen Freundes überglücklichem Leben auf der Hochſchule ſo viel erzählt, du auch gerne hätteſt erfahren mögen, wie's wohl dem andern ergehe, den das Schickſal in die holländiſche Fremde hinausgeſtoßen. Hatten ſie ſich doch bei ihrem Abſchied im heimiſchen Reichswalde ſo feſt verſprochen, ſich recht oft zu ſchreiben, „durch weite Länder getrennt und doch im engen Herzen beiſammen.“ Und nicht einen einzigen Brief ließ ich dich bis daher noch leſen, daß du faſt hätteſt argwöhnen können, dieſe ganze ideale Jugendfreundſchaft ſei wieder zerronnen, wie eitler Dunſt im Winde. — Und ich weiß auch weiter: wie manchmal dachteſt du zurück an jenes Hinterhaus in der Schuſtergaſſe, und die darin gläubig harrende Braut! Auch von dieſer erzählte ich dir bis heute kein weiteres Wort. Glaubſt du am Ende gar, auch dieſe zwei bräutlichen Herzen hätten von der angelobten Treue gelaſſen, wie das oft ſo geht mit Liebesſchwüren? — Nun verarge mir nicht dies lange Schweigen! Ich habe nicht leicht anders gekonnt, und jetzt will ich Alles wieder gut machen. Ein ganzer Stoß von Briefen liegt vor mir. Und vermag ich auch nicht alle dich

nachleſen zu laſſen, die wichtigſten darf ich dir doch nicht vorenthalten. Ich hoffe ja, daß, wenn auch manche vor Jahren ſchon geſchrieben, ſie für deine Theilnahme demnach nicht ganz veraltet ſind.

„In der Praxis," habe ich dieſen Abſchnitt des deutſchen Lebens überſchrieben. Nun wohl, du weißt ja ſchon aus Hermanns Trinkſpruch nach ſeinem erſten Morgen auf dem Bezirksamte, daß ich unter dieſer „Praxis" eine doppelte verſtehe: die auf der Amtsſtube, und die Praxis des Lebens. Nun höre aus dieſen Briefen, in welcher Weiſe der andere Freund in dieſer letzteren ſich eingeſchult und vervollkommnet hatte.

Der erſte Brief lautete mit Uebergehung des Einganges:

Utrecht, den 12. November 1838.

Mein liebſter, beſter Hermann!
Mein tapferer, ehrenfeſter Ritter!

. . . . . Wirklich wie ein friſcher Frühlingshauch aus deutſchem Walde weht dein Wort mich an in der Oede meiner holländiſchen Wintereinſamkeit. Erkannte ich doch in jedem Worte dein, nur für das Edle glühende und das Gemeine haſſende Herz! Und immer frohlockte ich aufs Neue in meiner armen Dachſtube: „und ich bin ſein Freund, ſein älteſter und beſter auf der ganzen Welt!" — Wie haſt du die Eintönigkeit meiner hieſigen Erlebniſſe wieder bereichert! Dieſer ehrliche Berggirgl und der alte Vater Hans, welche kernige deutſche Geſtalten! Und wieder dieſes liebe Schweſternpaar, Annemarie und Erchen! O, Alles hab' ich mit dir im Geiſte noch einmal durchlebt! Ich ſaß mit dir im Tannenwald und las noch einmal deines theuerſten Vaters Abſchiedsbrief, der mich ſchon das erſtemal ſo hoch erhoben hatte. Ich grollte mit dir über dieſen rohen Volkmann, der ihn ſo ſchnöd entweiht. Mit hochklopfendem Herzen ſtand ich mit dir auf der Menſur, und ſaß wieder vor deinem Bett im kleinen Austräglerſtübchen.

Wahrhaftig, wie hätte ich geglaubt, daß ein Duell mich so begeistern könnte? Du weißt, wie oft wir darüber ehrlich gestritten haben, und auch noch heute bin ich im Principe sein erklärter Feind. Es ist nach meiner Ansicht ein unberechtigtes Ueberbleibsel einer längst überwundenen Barbarei, und steht im grellsten Gegensatze zur Humanität und Geistesbildung des neunzehnten Jahrhunderts, das sich so sehr dieser hohen Menschengüter rühmt. Aber dennoch, ich kann es nicht läugnen, liegt über dem von dir bestandenen Duell und seiner Veranlassung ein so frischer Duft von Sohnesliebe und ritterlicher Poesie, daß ich mich unmöglich hinter meinen Principien verschanzen und ihn von meinem Herzen abwehren konnte. Also noch einmal: Heil dir, mein tapferer, ritterlicher Held und treuer Sohn! — Vor diesem concreten praktischen Falle strecke auch ich die theoretischen Streitwaffen eines obscuren Theologiekandidaten. . . . . Aber jetzt muß ich ein wenig ernstlich mit dir grollen, so hart mich dies auch ankommt, denn der ganze Zug meines Lebens zu dir ist ja nur Liebe. — Da kommt vor drei Tagen ein Paket mit fünfzig Gulden an mich, ohne jedes Begleitschreiben und die Adresse von mir völlig unbekannter Hand. Doch der verrathende Poststempel? — Liebster Hermann, warum hast du mir das gethan? O gewiß nur in der besten, edelsten Meinung, denn eine andere hat ja keinen Platz in deinem Herzen. Und glaube mir nur, es hat mich deine Großmuth, eben weil sie so herzlich gemeint gewesen, doch auch wieder innig gerührt. Aber ich besinne mich vergebens, wo ich dir dazu in meinem letzten Briefe Anlaß gegeben hätte. Wohl schrieb ich dir umständlich genau, wie ich mein kleines Stipendium auf jedes Bedürfniß des Tages eingetheilt, und als welch' geschickter Haushälter ich Einnahme und Ausgabe in harmonischen Einklang gebracht habe. Aber, mein Liebster, warum habe ich dir das Alles so genau vorgerechnet? Einzig nur deßhalb, damit deine Besorgniß um meine pekuniäre Existenz, die in deinem Briefe

ſo ſichtlich durchſchimmerte, gründlich und für immer verſchwinden möge. Habe ich zudem dir nicht ausdrücklich verſichert, daß auch meine lange Pfeife, dieſe unentbehrliche, traute Freundin meiner einſamen Gedanken, die mit mir ſtudirt und meditirt, daß auch dieſe von dem Tabakfabrikanten, bei dem ich eine lateiniſche Stunde gebe, überreich und aufs allerfeinſte verſorgt wird? — Und in der ſcherzhaften Art, mit der ich dir das ſchrieb, ſtak gewiß noch überdies der ganze Humor meiner Zufriedenheit mit wenn auch knappen, ſo doch zum Glück eines beſcheidenen Menſchen hinlänglich ausreichenden Mitteln. — Alſo ernſtlich grollen muß ich mit dir wegen dieſer myſteriöſen Geldrolle. Und ſo vernimm nun den Ausbruch meines vollen Zornes! Das Feuer wandle dies dein Geſchenk in deiner eigenen Hand zu Aſche, und aus deinem eigenen Munde quelle der Rauch hervor! Lautet das nicht ganz fürchterlich? Aber ſo ſei's! Beim Gott Vulkan hab' ichs geſchworen. Und alſo, mein liebſter Hermann, biſt du wohl ſo edeln und bußfertigen Herzens, und rauchſt zu deiner Strafe dieſe beifolgende Kiſte feinſten Portoricos, wie er in Deutſchland gar nicht zu haben iſt; und denkſt bis zur völligen Beſänftigung meines gerechten Zornes bei jeder Wolke, die deinem lieben Mund entwirbelt, an unſere Freundſchaft, die nie und nimmer in Rauch vergehe, ſondern felſenfeſt fortwähre bis ans Ende unſerer Tage. Nach dieſem drakoniſchen Urtheilsſpruche ſchaue ich dir ſchon wieder ganz beſänftigt in deine großen, treuen Augen, als dein glücklicher Freund, dem du fortan nie was Geringeres ſchenken mögeſt, als deine Liebe, um die für ſein ganzes Leben dich bittet, dein dich herzlich küſſender, mit ſeinem Schickſal völlig zufriedener

Theodor.

P. S. Wenn ich nur von meinem liebſten Vater beſſere Nachrichten hätte! Aber ich fürchte mich anfangs vor jedem neuen Brief und bin mir oft ſelber böſe, daß ich noch ſo ruhig ſein

kann, und gar wie heute Scherze niederschreibe. Doch Gottes heiliger Wille geschehe an ihm und mir! Ich bin ergeben und aufs Schlimmste gefaßt.

* * *

Theodors Befürchtung ging auch schon nach wenigen Wochen in Erfüllung. Nachfolgender Brief möge dir Alles sagen!

Utrecht, den 10. Januar 1839.

Mein innigst geliebter Hermann!

Wie danke ich dir herzlich genug für dein erhebendes Trost-wort, an dem sich mein tiefbetrübtes Herz wahrhaft erbaut und erquickt hatte! O wie empfand ich es da wieder so tief, was dem Menschenherzen ein treuer Freund sei, wie du mir einer bist! Welch' kostbarer Schatz, den kein noch so großer Reichthum an irdischen Glücksgütern ersetzen kann! — O liebster Hermann! Daß doch mein seliger Vater in seinem Jenseits deine Worte noch vernehmen könnte, wie würde er in seinem Geisterreiche droben unsre Freundschaft hier unten noch einmal segnen. Ach ja, du hast ganz Recht — und das bezeugte mir wieder, wie wahr und tief du mit mir empfindest — es war wohl noch das Allerhärteste für mich, daß ich nicht an seinem Sterbebette stehen und ihm nicht die treuen Augen zudrücken durfte, die seinem ganzen Hause und meinem Herzen so sorgliche Wächter gewesen. O mögen das meiner Mutter und meinen Geschwistern Weihnachtstage gewesen sein! Da die ganze Welt sich der Geburt des Heilands freute, betrauerte mein armes Elternhaus einen gestorbenen Vater. Und ich war nicht dabei! — O nie habe ich noch nach Geld gejammert. Aber, daß ich auch nicht einmal so viel hatte, um zu meinem sterbenden Vater heimzueilen, über diese Armuth hätte ich doch blutige Thränen weinen mögen.

Doch, Gott ſei tauſendmal darum gelobt, mein Herz war dennoch bei ihm in der Heimath, und das ſeine kam zu mir in meine Fremde. Ach, höre nur!

Du weißt aus dem kleinen Blatte, das ich dir nach unſerm Abſchied im Reichswalde noch in die Hand gedrückt, wie ich mein Geheimniß mit Eliſabeth ſelbſt meinen lieben Eltern verſchweigen wollte. Aber wahrhaftig nicht aus Mangel an kindlicher Pietät. Nur unnöthige Beſorgniß wollten wir ihnen unſertwegen erſparen. Mein Gott, es lag ja damals der glückliche Tag unſerer Verbindung noch in ſo unendlicher, unbekannter Ferne. Aber es hatte ſich doch Alles ganz anders gefügt. Und du ſollſt nun wieder der Erſte und Einzige ſein, dem ich außer meinem und Eliſabeths Hauſe dieſes neue Geheimniß anvertraue.

Als ſchon einige Wochen nach meinem Hierſein meine gute Mutter mich auf die Auflöſung meines unvergeßlichen Vaters vorbereitete, da ließ mir mein Geheimniß Tag und Nacht keine Ruhe mehr. Die bitterſten Vorwürfe, meinem todkranken Vater daheim ſo Wichtiges verſchwiegen und mich ſelber dadurch um ſeinen letzten Segen betrogen zu haben, quälten mich von Stunde zu Stunde unerträglicher. Endlich beugte ich mich unter die Macht meines mich verklagenden Gewiſſens. Voll Demuth ſchrieb ich Alles, Alles heim bis auf den geheimſten Gedanken, und bat mit aller Ehrfurcht eines reumüthigen Sohnes um Verzeihung für mein bisheriges Schweigen, und um den Vaterſegen für mein ſpäteres Leben mit Eliſabeth. Mit Angſt und Zittern harrte ich auf die Antwort. Denn du weißt, bei all' ſeiner unermüdlichen Sorge für uns war mein ſeliger Vater in ſeinem chriſtlichen Hausregimente doch ein ſtrenger Mann, namentlich in ſo zarten Gewiſſensſachen; am allerſtrengſten aber gegen ſich ſelber, das Haupt und Vorbild ſeiner Familie, an dem wir Alle nur voll heiliger Scheu hinaufſchauten. Und nun denke dir, liebſter Hermann: gerade am heiligen Weihnachtsabend, da ich ſo recht einſam und

traurig in meiner dürftigen Dachstube an dem kleinen Fenster stand, und von dieser neidlosen Höhe über den Platz hinüber in einem reichen Kaufherrnhause den reich beladenen Christbaum funkeln sah, — da über diesem heimathlichen Bilde das ganze Heimweh über mein kummerschweres Herz gekommen, um meinen todkranken Vater, um Elisabeth, um dich und Alles, was ich verlassen mußte — in diesem Augenblicke klopfte es an meiner Thüre. Ich glaube, ich hätte keinen Blutstropfen gegeben, so arg schrak ich zusammen. Meinte ich doch nicht anders, als der Geist meines Vaters habe sich bei mir angemeldet. Erst nachdem das Klopfen sich wiederholt, rief ich ängstlich „Herein." Und siehe, der Briefträger war's, und er brachte mir das heißersehnte Wort meines Vaters. Du kannst dir vorstellen, mein lieber Hermann, wie angstvoll das Herz mir geschlagen, da ich den Brief eröffnete; mit welch' zagender Scheu ich Zeil' um Zeile las. — Aber da ich ihn zu Ende gebracht, sank ich auf meinen Stuhl und schlug die Hände vors Gesicht. Ach, war das ein räthselhaftes Gemisch von Thränen! Wie sollte man nur denken, daß sie aus einem und demselben Herzen hätten hervorquellen können! Thränen der Glückseligkeit und des Dankes, daß mein Vater so unsäglich edlen Herzens mir verziehen und mich mit Elisabeth gesegnet hatte, und wieder dazwischen Thränen unaussprechlicher Trauer, daß solch' ein Vater so bald mir sterben sollte, dessen helles Augenlicht noch so lange mir von Nöthen gewesen im Dunkel meiner verwaisten Armuth. Doch laß mich abbrechen von diesen Gedanken! Es geschieht mir zu weh' dabei. Und wie du mir vor wenig Wochen deines Vaters herrlichen Abschiedsbrief wortwörtlich mitgetheilt, so schicke ich dir nun auch des meinigen Scheidewort, aber ach sein allerletztes auf dieser Erde:

Es lautete:

Am 19. Dezember im Jahre unſeres Herrn 1838.

Mein braver, guter Sohn!

Meine Hand zittert und auch mein Herz; dieſe vor Schwäche, das ſo vor Wehmuth, wie vor Freude. Denn mein Sterben iſt nahe und du, mein Sohn, biſt weit. Doch nur dem Leibe nach, dein Geiſt aber iſt bei mir und er thut mir wohl in meinen letzten irdiſchen Tagen. Du haſt als treuer Sohn dein Herz mir aufgeſchloſſen, und bitteſt mich, ich ſolle verzeihend die Schwäche dir nachſehen, daß du's nicht eher gethan. Es iſt dir verziehen. Denn du dachteſt dabei nichts Böſes, und biſt mir alle Zeit ein guter Sohn geweſen, ſo wie dein Wandel unabläſſig vor dem Auge des Herrn beſtehen konnte. Und auch von ihr, die du dir im Herzen zum künftigen Eheweib erkoren, weiß ich einzig nur Gutes und ihr Leben dünkte mir nach Gottes Vorſchrift beſtellt zu ſein, ſowie ihre ganze Art mir immer wohlgefallen in Wort und That, in Zucht und Fleiß. Nicht minder auch ihr Haus, darin ſie groß geworden, befand ich ſtets nur von Gottes Geiſt durchweht, arm an irdiſchen Gütern, aber an himmliſchen wohl verſorgt. So will denn abermals die Armuth mit der Armuth ſich vermählen. Wie's der Vater gethan, ſo nun auch der Sohn. Das iſt nun eben nicht nach der Menſchen, ſo doch nach Gottes Sinn. Und ſo ich von euch treulich hoffen darf, daß Gottesfurcht und Herzensreinheit, demüthig Genügen und ſparſamer Fleiß in euer Haus einſt mit eurer Armuth einziehen, und ihr treue Genoſſen verbleiben wollen, ſo ich zurückſchaue auf mein eigenes Haus, ſo arm geweſen und an Gottes Segen ſo reich geworden, wie ſollte ich da nicht meine zitternde Vaterhand jetzt erheben, um euch Beide nach deiner ehrfurchtsvollen Bitte vollauf zu ſegnen?

Aber noch eine gar ernſtliche Mahnung, mein Sohn! Es thut nicht gut, daß ſolch' ein Geheimniß ſei zwiſchen Eltern und Kindern, ſei es in ſchlimmer Abſicht, ſei's in guter. Denn es

verstößt gegen Gottes Gebot, das da befiehlt, Vater und Mutter zu ehren. Aber nur des Kindes Vertrauen ehret sie, und nicht das Heimlichthun. Du hast es ja selber jetzt in deinem Herzen erkannt, und danke Gott dafür! noch zur rechten Stunde, bevor mein Ohr völlig taub und mein Mund völlig stumm geworden. Der lauernden Rotte später aufstürmender Vorwürfe hast du jetzt weislich den Weg abgeschnitten. Drum, mein Sohn, trage nun auch ernstlich Sorge für die, mit der du dereinst werden müßt ein Leib und eine Seele, daß nun auch diese als unterthänige Tochter ihren Mund aufthue vor der Mutter, wie du's als gehorsamer Sohn gethan vor mir, und schicke ihr meinen Segen vor'm Sterben, damit sie mit dir im Leben gesegnet sei!

Ich hoffe, mein Sohn, da in vier Tagen der Erdkreis den als Kindlein zur Welt gekommenen Herrn Christum Jesum feiern wird, soll auch dieses mein Segenswort in deinem Herzen seine Einkehr feiern. Es sei das Christgeschenk deines Vaterhauses, also kostbar, daß kein anderes daneben bestehen kann. Denn wie weiß ich, ob es nicht auch mein letzter Abschied ist? Die Zeichen des nahenden Todes mehren sich immer bedenklicher an meinem sterblichen Leibe. Und nur meine Liebe zu deiner unsterblichen Seele hat noch meine Schwäche zum Schreiben dieser Worte gekräftiget. Sie seien dir durch all' deine Tage ein zeugendes Unterpfand dafür, mit welcher Treue ich dich geliebt. Und hörest du von meinem Sterben, so betrübe dich darüber nicht allzusehr! Thue vielmehr du mit Elisabeth nach meinem letzten väterlichen Rathe: Trauert, als ob ihr euch freuen, und freuet euch, als ob ihr trauern möget! — Trauere, daß ich von euch geschieden, aber freue dich, daß ich zum Herrn gekommen, in dem ich gelebt und auch sterben werde. Ich fürchte den Tod in keinerlei Weise, denn ich habe lebend immer den gefürchtet, so den Tod überwunden und in seliges Leben ihn verkehret hat. Und ebenso, mein Sohn, freue dich deiner reinen Liebe zu Elisabeth, aber

heiliger Ernſt geſelle ſich zu deiner Freude, daß ſie nicht ausarte in ſinnliche Luſt, ſo vor den Augen Gottes nicht beſtehen kann. Freue dich deiner zukünftigen Freuden, ſo dein ſpäterer Ehebund dir wird beſcheren! Aber auch ſchon jetzt trauere ob all' der Trübſal, die auch eurem Leben nicht mag ausbleiben. Denn Menſchenleben hat Freud' und Leid, und wer weiß, in was ihr reicher werdet oder ärmer. So ihr aber euch immer freuet, als ob ihr trauern, und immer trauert, als ob ihr euch freuen möget, wird zuletzt doch Alles nur ewige Freude ſein. So lerne dieſe Worte deines Vaters begreifen! Sie haben meiner eigenen Trauer und Freude allezeit weiſes Maß verliehen. Und auch an euch mögen ſie ſich bewähren. — Und nun lebe wohl! Meine Hand verſagt den Dienſt. Mein Auge wird matt. Aber mein Herz wird dich gleich mächtiglich lieben bis zu ſeinem letzten Schlage. Ich ſegne dich und Eliſabeth im Namen unſeres dreieinigen Gottes, der mir im Sterben möge ſeine Barmherzigkeit erweiſen, und euch im Leben ſeine Gnade. Das iſt vielleicht das letzte Wort deines nach irdiſcher Vollendung und himmliſchem Erbtheil verlangenden, in den Willen des Herrn demüthig ergebenen, und dir übers Grab hinaus ewig getreuen Vaters

Gottlieb Faber.

So, liebſter Hermann, ſprach mein ſterbender Vater zu mir. O waren das nicht goldene Worte? Und ſolch' ein Vater mußte mir ſterben! Aber auch meine gute Mutter ſchrieb mir unendlich lieb, wie ihr ganzes Weſen. Könnte ich dir nur jedes Wort davon mittheilen! Aber wann käme ich dann zu Ende? Nur einen Satz ihres Briefes höre noch ſchnell:

„Dein treues Wort, mein guter Sohn, darin du dem Vater und mir dein Herzensgeheimniß ſo gewiſſenhaft geſtanden haſt, danken wir dir Alle, deine Eltern wie deine Geſchwiſter. Denn du haſt deinen armen Vater noch vor dem Sterben um ein paar

glückliche Stunden reicher gemacht, und deine kindliche Unterthänigkeit und Liebe ſtrahlt wie ein tröſtender Stern in das Dunkel ſeiner Leiden. Dieſe Wohlthat eines Sohnes an ſeinem ſterbenden Vater geht dir ſicher nie und nimmer verloren."

Gott, wie war mir doch an jenem einſamen Weihnachtsabend mit dieſem Chriſtgeſchenke! Bald hätte ich über den Platz hinüber jubeln mögen: O ihr reichen Leute da drüben, ich habe doch ein noch viel koſtbareres Chriſtgeſchenk erhalten, als ihr euren Kindern zu ſchenken vermochtet — den letzten heiligen Vaterſegen für mich und meine Liebe. Und wieder hätte ich verzagend hinſinken mögen. — Ach laß mich ſchließen! Was ſoll ich auch dir das Herz ſchwer machen? Es wird mit Gottes Hilfe ſchon Alles recht werden. — Gehorſam dem Willen meines Vaters habe ich nun auch der Frau Profeſſorin Moſer unſer Geheimniß vollſtändig anvertraut, und ihr den Segensbrief des Seligen mitgeſchickt. Ich harre täglich ſehnſüchtig auf Antwort. O daß nur auch dieſe mir die Gewißheit meines heißeſten Verlangens bringe! Aber ich hoffe darauf mit aller Zuverſicht des Herzens, das ſich nur der reinſten Geſinnung und lauterſten Redlichkeit bewußt iſt. Nun komm, mein Liebſter, gieb mir einen Kuß, und wie mir's auch noch ergehe, bleibe fort und fort der treueſte Freund deines dich zärtlich liebenden, dir unwandelbar anhänglichen

Theodor.

* * *

Und auch dieſe Antwortsbriefe ſollſt du noch leſen, lieber Begleiter! Ich hoffe, auch ſie ſollen dir willkommen ſein. Bilden ſie doch den Wendepunkt von Theodors ganzem Leben!

Utrecht, am 25. Januar 1889.
Morgens 7 Uhr.

Mein herzlich Geliebter!

An mein Fenſter hat der kalte Nachthauch wunderſchöne Eisblumen hingezaubert. Wie bald werden ſie wohl von dem Kamin-

feuer meines Dachſtübchens wieder zerronnen ſein! Aber auf meinem Tiſche liegen zwei andere Blumen, die ſind vorgeſtern Abends, als ich ſchon längſt vor meiner Studirlampe ſaß, in meine Einſamkeit hereingeſchneit, und die leuchten ſo ſchön und duften ſo ſüß, daß man meinen ſollte, draußen prange die ganze Welt im Frühling. Kannſt du wohl errathen, auf welch' liebem Boden dieſe Blumen aufgegangen ſind? — O gewiß! und auch du ſollſt dich an ihnen erfreuen. Aber nur noch ein klein wenig Geduld, mein liebſter Sturmwind! Erſt mußt du noch ganz ruhig auf eine ziemlich lange Geſchichte horchen! Zum Lohn für aufmerkſame Geduld bekommſt du dann zuletzt auch dieſe ſchönen Blumen zu ſehen.

Und nun höre, wie merkwürdig wohl für mein ganzes Leben!

Geſtern Abend kommt zu meiner größten Ueberraſchung ein reich gallonirter Bedienter auf mein Stübchen, und erſucht mich, ſogleich mit ihm zu ſeiner Herrſchaft zu kommen, dem Kaufherrn van der Straaten, der etwas ſehr Wichtiges mit mir zu beſprechen habe. Ich konnte mir natürlich gar nicht denken, was das nur ſein könne, ging aber doch ſogleich mit, nachdem ich nur noch ſchnell meinen Sonntagsrock angezogen hatte. Und denk' dir meine Ueberraſchung! Der Bediente führte mich gerade über den Platz hinüber in jenes palaſtähnliche Haus, darin ich am Weihnachtsabend ſo verlaſſen und traurig den reichen Chriſtbaum funkeln geſehen. Welch' ſeltſame Empfindung durchwogte da mein Herz, als ich die breite, mit koſtbaren Teppichen belegte Marmortreppe hinaufſtieg! Dann ward ich in ein ſo prachtvolles, mit allem Luxus der Welt ausgeſchmücktes Zimmer geführt, wie ich in meinem Leben noch nichts Aehnliches geſehen. Und kaum hatte ich mich voll Staunen ein wenig näher umgeſchaut, trat auch ſchon der Kaufherr mit ſeiner Frau, er eben ſo hager und ausgetrocknet, wie ſie ſtattlich, aus einer Seitenthüre herein. Die Frau grüßte mich erſt ziemlich freundlich, der Mann hingegen gar nicht. Gleich

danach musterten mich aber Beide so kalten Blickes von oben bis unten, daß ich gar nicht mehr recht wußte, wie ich nur dastehen sollte. Sei es nun, daß ich ihnen doch nicht so ganz mißfallen, oder sie mir meine Verlegenheit angesehen, kurz, die Frau lud mich mit einemmale freundlicher, aber doch nur mit vornehmer Handbewegung ein, mich niederzusetzen. Der Kaufherr indessen sah kalt und trocken wie zuvor auf mich hin, und blieb mit verschränkten Armen am Kamine stehen, auch nachdem seine reich geputzte Frau auf ein kleines Sammtkanapee sich geräuschvoll niedergelassen, und ich in der unheimlichsten Stimmung den nächstbesten Stuhl in Besitz genommen hatte. Was wollen diese reichen Leute nur mit mir? dachte ich, und saß wie auf glühenden Kohlen, so eiskalt mich auch dieser ganze Reichthum sammt seinen unsympathischen Besitzern anfröstelte. Hierauf setzte mir die Frau des Hauses in höchst gewandter, aber eben nicht gemüthlich klingender Geschäftsrede den Grund meines Hierseins folgendermaßen auseinander, und zwar in deutscher Sprache, mit kaum merklich fremdländischem Accente:

Sie heißen Theodor Faber, und sind ein deutscher Pfarrerssohn! So sind wir gewissermaßen Landsleute, denn auch meine Großeltern waren Teutsche und bei Cleve zu Hause. Der Herr Professor van Heeren hat Sie uns nun empfohlen als einen braven, fleißigen jungen Mann. Und da wir eines solchen bedürfen zum Privatunterricht unseres ältesten, vierzehnjährigen Sohnes, der hier das Gymnasium besucht, so bieten wir Ihnen bei uns die Hauslehrerstelle an. Die eigentliche Erziehung bleibt dabei völlig in meiner Hand. Also, wie gesagt: nur Hauslehrer sollen Sie sein, und sich um weiter gar nichts bekümmern. Sie werden dabei zu Ihrem Collegienbesuche, wie sonstigen Studien, hinlänglich Zeit haben. Aber eine Bedingung, von der wir durchaus nicht abstehen, ist die, daß Sie während voller vier Jahre Ihren Zögling nicht verlassen, und sonach auch in den Ferien sein

Begleiter bleiben, ſei es nun auf einer unſerer magniſiquen Villen, oder auf Reiſen, was Alles noch nicht ſo beſtimmt vorausgeſagt werden kann. Dafür genießen Sie in unſerem Hauſe, wie auf Reiſen, natürlich völlig freie Verpflegung, und dann ein Jahrgeld von fünfhundert holländiſchen Gulden. Sie ſehen daraus, wir machen wenig Anſprüche, und zahlen dennoch ſehr ſplendid. Und ſo dächte ich, da mir der Profeſſor van Heeren auch geſagt, daß Ihr Vater vor Kurzem geſtorben ſei, und Sie bloß auf ein kümmerliches Stipendium von ein paar Hundert Gulden angewieſen ſind, daß Ihnen mein Anerbieten auch in jeder Hinſicht convenabel ſein dürfte. Abgeſehen davon, daß Sie bei uns natürlich materiell eminent gut leben, könnten Sie ſich in dieſen vier Jahren auch außerdem ein ganz nettes Sümmchen zuſammenſparen, das Ihnen bei Ihrer einſtigen Rückkehr nach Deutſchland wohl mehr als gut zu Statten käme. Ueberdies genießen Sie bei uns noch den weiteren Vortheil, auf Ihren Reiſen gar manches Stück von der Welt zu ſehen, wovon ein deutſcher Landpfarrer wohl nur ſehr ſelten einen Begriff bekommt. Haben Sie endlich Talent und Luſt, ſich in neueren Sprachen auszubilden, ſo iſt Ihnen in unſerem Hauſe jede Gelegenheit hiezu geboten, da außer dem Holländiſchen, Franzöſiſchen und Deutſchen in unſerer Familie auch noch engliſch und italieniſch auf dem Comptoir geſprochen wird, und Sie immerhin ſo viel Zeit finden werden, aus dieſer Gelegenheit Ihren Nutzen zu ziehen. Damit habe ich Ihnen Alles geſagt, was mir vor der Hand nöthig ſchien, und es iſt nun an Ihnen, auf mein Anerbieten zu erwiedern, ob Sie es annehmen wollen oder nicht."

O kannſt du dir denken, liebſter Hermann, welch' eine Fluth widerſtreitender Empfindungen in meinem Herzen da auf- und niederwogte, während dieſe reiche holländiſche Kaufherrnfrau mit ſo nüchternen Worten zu mir geredet hatte? Wie ſie zu Ende war, ſah ich noch immer ſchweigend vor mich hin. Erſt als Frau

van der Straaten mit dem etwas scharf betonten Worte mich aus meinem Hinbrüten aufschreckte: „Nun Herr Faber, so reden Sie doch einmal!“ — da faßte ich mir den Muth zu erwiedern: „Verehrteste Frau, Sie verzeihen, ich kam so völlig unvorbereitet hieher, und Ihr hochwichtiger Antrag hat mich jetzt dermaßen überwältigt, daß ich schon um die gütige Erlaubniß bitten muß, mir ihn erst zu Hause überdenken zu dürfen. Glauben Sie mir, daß, wenn ich die mir angebotene Verpflichtung übernehme, ich sie dann auch mit der strengsten Gewissenhaftigkeit ausführen werde. Aber gerade deßhalb ist es mir jetzt unmöglich, so ohne weitere Prüfung meiner selbst auf Ihr geneigtes Anerbieten schon im ersten Augenblicke ja zu sagen. Weit entfernt, an irgend einer der mir mit solcher Bestimmtheit mitgetheilten Bedingungen mäkeln zu wollen, und schon im voraus dankbar für Ihr so großes Zutrauen bitte ich dennoch um die gütige Vergünstigung, daß ich erst morgen frühe zu jeder gewünschten Stunde so frei sein darf, mich mit aller Offenheit auf Ihren für mich so ehrenvollen Antrag auszusprechen.“

Frau van der Straaten hatte mich während dieser Erwiederung mit ziemlich kalten Blicken angehört, und sagte dann, kurz abgemessen: „Nun ich will Ihre Bitte gerade nicht rundweg abschlagen, Herr Faber! Um elf Uhr morgen früh wird also einer unserer Bedienten auf Ihr Zimmer kommen. Sind Sie dann entschlossen, so folgen Sie ihm, um sofort in Ihre Stellung einzutreten. Im entgegengesetzten Falle wollen wir's bei unsrer heutigen Bekanntschaft bewenden lassen. Also, guten Abend!“

Damit erhob sie sich, und auch ich stand auf. Ich wußte wirklich gar nicht recht, wie ich durch den großen Saal vom Kamin bis zur Thüre mit schicklichem Anstand nur hinauskommen sollte. Ich verbeugte mich, ich weiß gar nicht wie oft, und hatte mich dabei wahrscheinlich in hohem Maße linkisch benommen. Wenigstens sah ich noch an der Thüre, wie der Kaufherr, der

unterdeſſen wie eine Wachsfigur am Kamin gelehnt war, ſein trockenes Geſicht zu einem Schmunzeln verzog und dann zu ſeiner Frau auf holländiſch ſagte, was ich aber doch verſtand: „Hat mir nicht übel gefallen," worauf ſie ihm erwiederte: „Hoffentlich bekommen wir ihn auch. Dem armen Teufel wird's wohl thun."

„Dem armen Teufel!" — O Hermann, wie dieſes Wort mir in der Seele weh that! Ich hörte auf der Treppe und auf dem Platze hinüber gar nichts Anderes mehr um mich, als immer nur dieſes eine Wort: „Dem armen Teufel wird's wohl thun." — Als ich dann wieder auf meiner fünf Stiegen hohen Dachſtube ſaß, welch' ſchweren Kampf hatte da mein Herz gekämpft! — Dort, in dem reichen Kaufherrnhauſe, bot ſich mir ein äußerlich ſorgenfreies Leben und, was mir noch tauſendmal verlockender dünkte, die Hoffnung, ja ſogar die Gewißheit, mir ein kleines Vermögen erſparen zu können, für einen zukünftigen, beſcheidenen Landpfarrer ſogar kröſusartig. Ach, Eliſabeth und ich ſind ja ſo arm wie die Kirchenmäuſe, und könnten unſern erſten Haushalt außerdem wohl nur einmal mit Schulden begründen, wie leider oft nur ſo viele meines Standes damit beginnen müſſen, um mit Noth und Sorgen fortzufahren. Aber hier, in meiner dürftigen Manſarde winkte mir wieder die volle Freiheit meiner Perſon, die auch in der höchſten Beſchränkung aller Bedürfniſſe und Lebensgenüſſe ihren ſüßen Zauber nicht verliert. — Die Wanderluſt in fremde Länder reizte mich, ja zu ſagen. Aber die Sehnſucht nach der fernen Heimath, die ich ſo lange entbehren ſollte, ſchnürte mir wieder die Kehle zu. — Dort verlockten mich fremde Sprachen, und wie gut wäre es für mich, dachte ich mir, ſie reden zu lernen. Aber mein ſo durch und durch deutſches Gemüth, ſagte ich mir wieder verzagend, wie muß es vielleicht in dieſem goldenen Käfig darben und verarmen, während mein Geiſt ſich bereichert mit dem Verſtändniß ausländiſcher Zungen! — O Hermann, war das ein qualvolles Zaudern und Zagen!

Und so saß ich noch lange mit meinen Gedanken in meinem kleinen Stübchen. Es dunkelte schon völlig, aber ich konnte nicht dazu kommen, die Lampe mir anzuzünden. Ich rückte den Stuhl ans Kamin, hielt die Hand vor die Augen und gedachte meines todten Vaters, was sein weises, treues Herz mir wohl gerathen hätte. Das Reisig knisterte zu meinen Füßen, und an mein Fenster schlug tobend ein mächtiger Schneesturm. — Und wie ich diesem Knistern und Stürmen mit geschlossenen Augen so lauschte, wie seltsam! — da geschah mir, als ob der Selige leibhaftig vor mir stände, im schwarzen Predigerrock, und die Bibel in der Hand, ganz so, wie ich ihn im Leben so oft auf der Kanzel gesehen. Aber sein ehrwürdiges Gesicht war wie verklärt, und hatte nichts Irdisches mehr. O war das eine rührende Erscheinung, die mir im Weh meiner Gedanken so wohl that, daß ich mich gar nicht getraute, die Augen aufzuschlagen, um dieses Bild vor meinem inneren Schauen nicht wieder zu verscheuchen. — Und mein Herz bat ihn voll Ehrfurcht um seinen getreuen, väterlichen Rath, und mein Geist hörte ihn zu mir sagen: „Was fragst du mich, mein Sohn? Habe ich dich jemals was Anderes gelehrt, hast du in deinem Hause jemals was Anderes gesehen, als Demuth und Entsagung? — So übe sie jetzt! Werd' ein Meister in der Schule des Opfers! Es wird dein späteres Heil werden, leiblich und geistig. Ergreife die Hand der Vorsehung, stoße sie nicht von dir weg!" — So hörte ich meinen christlich weisen Vater aus seinem Jenseits zu mir reden.

Dann sah ich wieder meine Mutter in der irdischen Armuth einer vermögenslosen Pfarrerswittwe. Und hatte in der Wage meines schwankenden Entschlusses schon des Vaters Rath die Schale des Dafür gar schwer gemacht, so sank nun auch der Mutter dürftiges Alter darauf, sammt meinen fünfhundert Gulden verheißenen Jahrgeldes. Und die Schale des Dawider, darin als das Schwerste meine Eigenliebe gelegen, schnellte so leicht

empor, als sei sie nur von einer Feder beschwert. Mein Entschluß war gefaßt, und so blieb ich noch eine Weile am Kaminfeuer sitzen, und lauschte noch länger dem Wintersturm. — O, was der Alles in mein Stübchen herein mir erzählte! — Von meiner Mutter und meinen zwei Schwestern bei ihr. — Die saßen spät Abends in ihrer kleinen Miethwohnung, und arbeiteten für fremde Leute ums Geld, nach gottergebener Wittwen- und Waisenart. Es ist gerade das Georgiziel, da der Hauszins zu zahlen ist. Fünfzig baare Gulden. Und da liegen sie auch schon seit gestern bereit, mit Mühe und Noth zusammengespart .... Da tritt der Postbote ganz unversehens zu ihnen herein; und sie jubeln alle drei: „ein Brief von Theodor!“ — Und die Mutter öffnet ihn. In ihrer hastigen Freude fällt ein Papier auf den Boden. Eine der Schwestern hebt es auf. Und sie sehen die Banknote miteinander staunend an. Es steht darauf gedruckt: „Fünfzig Gulden.“ — Und in meinem Briefe steht einfach geschrieben: „zum erstmaligen Miethzins im fremden vaterlosen Hause.“ — Alle drei seh' ich weinen — aber nur die süßesten, mildesten Thränen .... O Hermann, war das nicht eine herzliebe Geschichte, die da der Sturmwind mir erzählte?

Aber er wußte noch mehr. Und von Elisabeth hörte ich jetzt ihn zu mir reden. Die führte ich als gerade mir angetrautes Weib in den Pfarrhof, darin ich erst selber eingezogen war, und ich zeigte ihr das ganze Haus, und jede Stube darin war gar wohl bestellt, einfach aber gediegen, wie ihr eigenes Wesen. Und sie hatte daran gar großes Gefallen, und ihre treuen Augen glänzten vor Freude. Zuletzt erschloß ich ihr auch noch einen kleinen Schrein, und sagte zu ihr: „Sieh', liebes Weib, da drinnen liegt auch unser Nothpfennig geborgen für schlimme Zeiten, und für dein Wittwengeld, wenn ich vor dir sterben sollte, daß du nicht mit verarmten Händen dastehst. Und das Alles habe ich mir selber verdient, und du mit mir. Denn deine gottvertrauende

Liebe hat mich ja gestärkt, daß ich so freudig ausharren gekonnt in der Botmäßigkeit unter fremden Leuten." — War das nicht auch eine gar herzensheitere Geschichte, die mir unter dem Brausen des Schneesturmes durch die Seele zog?

Wie ich dann noch eine Weile in solch' glücklicher Träumerei in das verglimmende Reisig geschaut, da klopfte es wieder einmal an meiner Thüre. Aber diesmal erschrak ich nicht, und rief muthig „herein." Ahnte ich doch, daß, wie immer zu dieser Abendstunde, ein Brief bei mir einkehre. Doch mein Herz schlug trotz alledem heftig. Denn, dachte ich mir sogleich, es kann ja die Antwort sein von Mutter Moser und zuletzt auch gar noch ein Wort von Elisabeth. Und der Postbote legte gleich schweigsam wie vor zehn Tagen den traurigsten aller Briefe, nun auch diesen auf meinen Tisch und ging, echt holländisch, grußlos von dannen. Ich sah noch schnell am Kamine nach der Adresse, und sie war es, die gleich heiß wie ängstlich ersehnte Antwort von Mutter Moser. Ich weiß heute Morgen noch gar nicht, wie ich nur in meiner Ungeduld die Lampe anzünden konnte. Aber daß ich bei ihrem Lichte die beglückendsten Briefe durchflog, das weiß ich und werde es mein Lebtag nicht vergessen. O, das waren die lenzigen Blumen, die mir im Schneesturme gestern Abend hereingeschneit kamen. Und jetzt, liebster Hermann, nachdem du so geduldig Alles angehört, jetzt soll auch dieser Blumenduft dir entgegenwehen. Doch welchen Brief lasse ich dich zuerst lesen? Den Elisabeths? Nein, die Mutter gehe auch bei dir der Tochter voran. Denn was wäre deren Liebe für mich ohne den Segen jener? — Also unsere gute Mutter Moser schrieb mir wörtlich:

Mein lieber, guter Theodor!

Die Augen sind mir noch nicht völlig trocken geworden von den Thränen, die ich über Ihres seligen Vaters echt christlichen Abschiedsbrief weinen mußte, sowie über Ihren eigenen, in dem

Sie mich für Ihre Liebe zu Bettchen um meinen Mutterſegen bitten, und ſchon greife ich zur Feder, um ihn für Sie niederzuſchreiben. O welch' ſchweren Kummer haben Sie meinem Herzen abgenommen! Nicht deßhalb, lieber Theodor, weil Sie mir nun mit ſo heiligem Schwure betheuert haben, wie redlich Sie's mit der Zukunft meines Kindes meinen. Daran hätte ich auch ohnedem niemals gezweifelt. Aber dadurch haben Sie mein gepreßtes Herz wahrhaft erlöst, daß Sie Ihrem ſeligen Vater noch Ihr Herzensgeheimniß geſtanden haben, und er erſt nach ſeinem Segen für Sie und Bettchen von dieſer Welt geſchieden iſt. Mir ſelber, lieber Theodor, haben Sie mit Ihrer heimlichen Verlobung nichts Ueberraſchendes geſagt. Auch Bettchens reiner, frommer Natur hatte es ſchon bald nach Ihrem Abſchiede von uns keine Ruhe gelaſſen, bis ſie mir als treues Kind ihr ganzes Geheimniß anvertraut hatte. Sie können denken, wie mir damals ſo wehe geſchah, welch' eine peinliche Demüthigung ich für mich empfand, daß ich von dieſer Liebe wußte, während ſie Ihren guten Eltern noch verborgen war. Wie danke ich nun dem lieben Gott, daß er auch Ihr Herz noch zur rechten Zeit gemahnt hatte, den begangenen Fehler wieder gut zu machen, wie Ihr ſeliger Vater das vom Heimlichthum zwiſchen Eltern und Kind ſo wahr und ſchön in ſeinem Briefe geſagt hat. O daß er's hätte auch noch von Bettchen erfahren können, wie auch bei ihr die gute Tochter über die heimlich Verlobte ſchon zuvor aus eigenem Antriebe den ſchönen Sieg der Kindesliebe davongetragen hatte! Doch vielleicht weiß er nun auch das, und ſegnet mein Kind noch einmal im Himmel mit doppelter Freude.

Und wie ſoll ich nun als Bettchens Mutter zu Ihnen reden? Wie kann ich als verſtändige Frau, die Herz und Liebe kennt, daran denken, den Seelenbund, den Sie in ſolcher Reinheit der Geſinnung, in ſolchem Gottvertrauen, miteinander geſchloſſen haben, nun wieder gewaltſam zu trennen? — Hab' ich doch Ihren erſten

Brief an Bettchen wortwörtlich geleſen! Der ſagt Alles und bringt bei mir jede Sorge, als ſei Ihre Liebe nur ein ſchnell verlöſchendes Jugendfeuer, völlig zum Schweigen. Ja, Ihrem Worte glaube ich, daß Sie mein Kind wirklich und für alle Zeit lieben werden, ſo oft auch die überſchwenglichſten Liebesbriefe durch die ſpätere That zu eben ſo vielen Lügen werden. Denn ich habe vier Jahre lang Wort und Werk an Ihnen immer nur Hand in Hand gehen ſehen. Zwar andere Bedenken, die nicht ſowohl euren beiden Herzen und Charakteren gelten, als Ihrem Alter, und der ſo ganz und gar unbeſtimmten Dauer dieſes Brautverhältniſſes, hätte ich genug auf dem Herzen gehabt. Aber lieber Gott, damit komme ich ja doch nun viel zu ſpät. Das Herz der Kinder eilt eben mit ſeiner Liebe oft ſo ungeduldig voraus, daß der Verſtand der Eltern ſie ſelten mehr einholt. So geſchieht es nun auch mir. Mein Troſt iſt nur der, daß ich aus Ihrem erſten Briefe, ſo gut wie aus Ihrem jetzigen erſehe, wie Sie vorher es ſich ſchon klar gemacht hatten, daß mein Kind Ihnen kaum etwas mehr zum Brautſchatze mitbringen wird, als ſich ſelber, ſammt tüchtigem Fleiß und beſcheidener Genügſamkeit; und daß Sie trotz ihrer Armuth ſie dennoch allezeit lieben und in Ehren halten wollen, was ich Ihrem edlen, unverdorbenen Herzen auch vollkommen zutraue.

Und ſo will ich denn, die ich einſt als Mädchen ähnlich gedacht und geliebt habe, nun auch als Mutter nicht zu jenen Kleingläubigen gehören, die allzu ängſtlich für das Irdiſche ſorgen, und vom Herrn im Evangelium darum zurecht gewieſen werden. Die Wege der Vorſehung ſind oft wunderbar. Und mit Ihrem redlichen, gottvertrauenden Streben wird der Allgütige zur rechten Zeit auch Ihnen eine Bahn bereiten, auf der, wenn auch ſteil und ſteinigt, Sie mit meinem Kinde zu einem beſcheidenen Haushalt eingehen ſollen. Alſo, dieſe irdiſche Sorge will ich meinem Herzen abnehmen, und ſie dem Himmel übergeben.

Sie sagten nun in Ihrem ersten Briefe, daß Sie und Bettchen niemals einander schreiben wollten. Das war damals wohl recht poetisch gedacht, und paßte auch ganz gut zu dem Geheimniß Ihrer Verlobung. Jetzt aber, wo ich und Ihre eigene Mutter damit vertraut und einverstanden sind, hat dieser Vorsatz gegenseitigen Schweigens weder Sinn noch Berechtigung. Das Natürlichste, lieber Theodor, ist immer auch das Beste, wenn es anders gegen Religion und Moral nicht verstößt. Und so halte ich dafür, daß ihr euch beide von nun an regelmäßig schreiben sollt. Natürlich nicht krankhaft sentimentale oder leidenschaftlich aufgeregte Liebesbriefe der gewöhnlichen Romangattung. Davor bewahrt euch schon die frische Gesundheit eurer Herzen, eure gediegene Erziehung und der Ernst eures zu erstrebenden Zieles. Aber in Zucht und Ehren, und vor Allem auch in strengster Wahrhaftigkeit, sollt ihr euer äußeres und inneres Leben gegen einander austauschen, damit eure Gedanken und Empfindungen sich in euren Briefen immer besser verstehen und zusammengewöhnen lernen; damit Eines das Andere der Verwirklichung jenes sittlichen Ideals immer näher bringe, das ihr euch beide von einander ohne Zweifel schon jetzt geschaffen habt, das aber doch noch erst gar vielfache Feuerprobe im wirklichen Leben bestehen muß, um sich als echt zu bewähren. Solche Liebesbriefe, mein guter Theodor, werden bei Ihnen wie bei uns stets nur als gute Geister einkehren, die zwischen unserer Heimath und Ihrer Fremde heiligen Frieden der Liebe und herzliche Theilnahme an Freud' und Leid hin- und hertragen, die allzu stürmische Sehnsucht eurer getrennten Herzen dadurch besänftigen, und sie unablässig stärken zu neuem gottvertrauenden Ausharren.

Ist das nicht auch poetisch? Ich weiß zwar, daß Sie ein Bischen gerne schwärmen und wie sollte ich Ihnen das nicht von Herzen gönnen? Die Jugend ist ja die Schwester der Schwärmerei und beide steigen gewöhnlich in ein und dasselbe Grab, so

treu hängt ihr Leben aneinander. Ach, meinen eigenen jungen Jahren iſt es ja gerade ſo ergangen. Aber, meinen Sie nicht auch, daß das Abſenden, Erwarten und Empfangen ſolcher Liebesboten Ihrem ſchwärmeriſchen Herzen am Ende doch noch viel wohler thut, als das völlige Schweigen, wie Sie ſich's in der erſten edlen Begeiſterung vorgenommen haben? — In einem Roman möchte ſich das wohl ganz überaus poetiſch ausnehmen, wenn Einer nach jahrelangem Schweigen plötzlich wie ein vom Himmel gefallener Brautwerber in das Haus der heimlich Geliebten tritt. Aber im wirklichen Leben, darin Sie nun einmal ſtehen, wäre es doch eine übertriebene und zweckloſe Romantik, wenn das liebende Herz ſich mit troſtloſem Schweigen unnöthig abquälen ſollte, wo die Wohlthat verſtändnißinnigen Austauſches vor Gott und den Menſchen erlaubt iſt.

O Gott, mein Herz wird ja ſelber wieder ganz verjüngt in dem Gedanken an die glücklichen Tage meiner eigenen, zehnjährigen Brautzeit, die Sie nun mit meinem Kinde mir nachleben wollen. Und mein umſchleiertes Auge mahnt mich nun, die Feder niederzulegen, aber meine Hand zu erheben, um Sie mit der ganzen Liebe meines mütterlichen Herzens zu ſegnen. In Gott Sie umarmend Ihre allezeit treue Mutter

Emilie Moſer.

P. S. Ich werde heute noch an Ihre gute Frau Mutter ſchreiben. Von dem lieben Hermann haben wir dieſer Tage einen außerordentlich intereſſanten Brief erhalten, in dem er uns ſein Studentenleben mit allem Feuer ſeiner Begeiſterung geſchildert hat. Wie ſchön von ihm, daß er uns in all' ſeinen Freuden nicht vergißt!

* * *

Siehſt du, mein liebſter Hermann, das Wort meiner guten Mutter: „dieſe Wohlthat eines Sohnes an ſeinem ſterbenden Vater

geht dir ſicherlich nimmer verloren," wie wird es ſchon jetzt zur Wahrheit! Denn hab' ich nicht durch mein ehrliches Geſtändniß vor meinem ſeligen Vater erſt ſeinen heiligen Segen und dann auch noch das Herz dieſer zweiten, eben ſo klugen, wie treuliebenden Mutter mir erworben? — Und welche Wohlthat werden mir in meiner neuen unterthänigen Stellung bei dieſen fremden reichen Leuten Eliſabeths Briefe ſein? Wie immer friſche Blumen werden Sie aus dem winterlichen Boden meiner Umgebung jeden Monat aufſprießen, und mir von dem zukünftigen Frühling unſerer Liebe duftige Märchen erzählen. O da läßt ſich alle andere Kälte ganz gut ertragen. — Da ich dir aber einmal mein ganzes Herz ausſchütten muß, ſo ſchicke ich dir auch Eliſabeths Worte. Du merkſt ihnen zwar an, wie ſie aus dem übervollen Brunnen ihres freuderregten Gemüthes nur ſo hervorgeſprudelt ſind. Aber die Liebe will ja keine eleganten Stylproben, nur Wahrheit und inniges Empfinden. Und dieſe wehen gewiß auch dir ſo echt daraus entgegen, wie Blüthenduft zur Frühlingszeit. Sie ſchrieb mir dicht unter den letzten Worten der Mutter:

Mein Theodor!

Unſere gute Mutter hat mir erlaubt, daß auch ich mit ihrem Briefe dir einige Worte mitſchicken darf. Ach, aber wie kann ich dir's nur völlig ſagen, wie ſo unausſprechlich glücklich du mich und die liebe Mutter gemacht haſt? Ich muß wirklich erſt ein wenig zu mir kommen, um Alles faſſen zu können. Es ſtürmt ja nur ſo auf mich herein, daß ich vor lauter Freude noch wie zerſchlagen bin. So iſt es denn wirklich wahr, daß wir einander ſchreiben dürfen, und daß unſere Liebe kein Geheimniß mehr iſt, auch vor deinen lieben Eltern nimmer? Ich hätte es doch im Leben nicht gedacht, wie das drücken und ängſtigen kann. Kaum drei Tage habe ich es ausgehalten. Und nun ging's dir gerade ſo. O wie danke ich Gott dafür! Und jetzt iſt wirklich Alles

vorbei? Wir sind von Vater- und Mutterhand gesegnet im Himmel und auf Erden? Und das ist wahr? — Ach, ist das eine Fülle von Glück in diesem kleinen Menschenherzen! Ist das ein Frühling in mir, und draußen liegt doch fußtiefer Schnee und die armen Vögel verhungern fast. O ich könnte Bogen voll schreiben, und würde doch nicht fertig werden. So schicke ich dir heute lieber mein ganzes, ganzes Herz. Darin hast du Alles, was für dich fühlt und denkt, und wie dich in gleicher Treue ewig lieben will deine

Elisabeth.

P. S. Das nächstemal, wenn ich ruhiger geworden bin, sollst du einen recht langen, vernünftigen Brief von mir bekommen. Drum sei doch ja nicht böse, daß ich heute solch' wirres Durcheinander geschrieben. Aber es geht, weiß Gott, nicht anders, und ich will es schon wieder gut machen. Wart' nur! Denn alle vier Wochen darf ich dir nun schreiben, und du mir [illegible] und das richten wir dann so ein: am Anfange des Monats schreibe ich dir, in der Mitte du mir. Vierzehn Tage auf das Schreiben und vierzehn Tage auf deine Antwort mich freuen, o werden da die Monate dahin gehen, und wir wissen gar nicht wie. Aber in den Herbstferien kommst du doch? Zehn Monate wären gerade lang genug; meinst du nicht auch? Doch ich sehe mit Schrecken, daß ich in ein recht kindisches Plaudern komme. Es ist höchste Zeit, daß ich aufhöre. Also noch einmal tausendfach herzliches Lebewohl und zu unserm ersten Brautkusse jetzt noch diesen zweiten. Ach, ja nur im Geiste, das wird wohl in Ehren erlaubt sein. Du hast ja auch der lieben Mutter einen für mich geschickt. Da muß ich doch mit einem andern dir darum danken.

Gott mit dir!

Deine E.

Sind das nicht Worte, aus denen die liebe Unſchuld mit hellen Kinderaugen herausguckt? — Und damit du auch von dem muthwilligen Linchen, das dich immer in ihre beſonders zärtliche Affection genommen hat, erfährſt, wie ihr friſcher Humor noch immer gleich neckiſch iſt, ſo theile ich dir auch ihr Poſtſcriptum mit, das dich gewiß gleich ſcherzhaft anmuthen wird, wie mir's ergangen iſt mitten in all' der Weichheit meiner andern Empfindungen.

Höre nur dieſes luſtige Geſchäker!

Ja, ja! — So kommen die Duckmäuſer zu Tage, die einem ſo mir nichts, dir nichts, zwiſchen Licht und Dunkel, das Herz der Schweſter wegſchnappen. Aber meinen Sie vielleicht, ich hätte nichts gemerkt? O, da wären Sie aber gewaltig auf dem Holzwege. Denn auch mit ſiebzehn Jahren hat man den Backfiſch ſchon hinter ſich, wenn ich mir auch nicht im Traum einfallen laſſe, mich ſchon ſo blutjung zu verlieben, und darüber ſo ſentimental zu werden, wie meine Schweſter Bettchen — vielmehr — ich bitte tauſendmal um Entſchuldigung — Eliſabeth, wie Sie, mein zukünftiger Herr Schwager, ſie ſo hochpoetiſch umgetauft haben. Himmel, klingt das aber auch hundertmal höher und reſpectsvoller! Aber das genirt mich gar nicht. Und ſeien Sie jetzt nur froh, daß Sie nicht hier bei mir ſind. Denn es ginge Ihnen nicht um ein Haar beſſer, wie Bettchen, die von meinen Neckereien gerade genug auszuſtehen hat, und jeden Tag das rührende Brautlied: „Schöner, grüner Jungfernkranz" gewiß ein dutzendmal von meiner Nachtigallenſtimme geduldig oder ungeduldig anhören muß. Geſchieht ihr auch ganz recht. Was erlaubt ſie ſich auch, ſich zu verlieben, ohne mich erſt um Rath und Zuſtimmung befragt zu haben, was ich im gleichen Falle bei ihr ganz gewiß gethan haben würde. Trauen Sie mir das nicht zu? Was? — Wirklich nicht? Nun, Sie können am Ende Recht haben!

Aber das Papier geht zu Ende. Und so schicke denn auch ich Ihnen meine herzlichen, gegenwärtigen Schwester- und zukünftigen Schwägeringrüße. Oder wollen Sie von mir auch einen schwägerlichen Kuß? Meinetwegen. Ich will bei allem Groll gegen Sie doch gerade nicht grausam sein. Also da haben Sie einen! Und Sie, wenn Sie ein galanter Schwager in spe (Sie sehen, ich kann auch lateinisch) sein wollen, so können Sie mir einmal dafür einen ganz frischen, aus dem Ocean gefangenen, aber doch schon eingesalzenen, echten holländischen Häring schicken. Sie sehen, so sentimental wie Ihre Elisabeth, so lustig ist noch immer Ihre — Caroline. Ja, warum nicht gar? Nein, nur rundweg Ihr Sie, wie sich's schickt, liebendes, aber ewig abgekürzt bleibendes

Linchen.

* * *

Und jetzt, mein liebster Hermann, weißt du Alles; mein ganzes Leid der letzten Vergangenheit, mein ganzes Glück der Gegenwart. Und nun sage ich dir Lebewohl, und zugleich mit dir meinem niedern Dachstübchen, darin mein Herz in seiner Zufriedenheit so hoch geschlagen, darin ich so manch' goldenen Traum geträumt habe.

Lebt wohl, ihr armen schmucklosen Wände, die ihr mir so heimisch geworden! Mögt ihr einen andern armen Erdensohn, gleich zufrieden mit seinem Geschicke, freundlich beherbergen! Lebe wohl, du meine Freiheit! Ich muß dich mit demüthiger Unterwerfung in fremden Menschenwillen vertauschen. So will es mein Leben und Gott. Aber du wirst wieder zu mir kommen, wann die Tage der Botmäßigkeit ergeben bestanden sind, und dein Antlitz wird süßeren Zauber für mich haben, denn je zuvor. Es schlägt elf Uhr. Das ist die Stunde, in der ich meinen Willen einem höheren hingebe, zu meinem, zu meiner Mutter, zu Elisabeths Heil. Das Herz wird mir doch recht schwer. Wären nur die

ersten Tage schon vorüber! Leb' wohl, leb' wohl! Und tausend Küsse ziehen zu dir heim in das deutsche Vaterland, das ich sammt dir und Elisabeth so ewig lang entbehren soll. Gott sei mit dir und deinem

Theodor!

* * *

Und wie es unserm lieben Freund in diesem reichen Kaufherrnhause wohl ergangen ist? — Ich könnte dir diese Frage mit mindestens einem halben Hundert von Briefen Theodors beantworten. Aber unser Wanderziel ist doch noch zu weit, als daß wir uns mit allzu gemächlichem Behagen dabei aufhalten dürften. Meinem eigenen Herzen steht wahrhaftig ein Freund so nahe, wie der andere, und von beiden erzähle ich dir gleich gerne. Wenn ich jedoch den Adler im unbegrenzten Reiche seines Fluges weitere Kreise ziehen lasse als etwa die Turteltaube, so lasse ich jedem das seiner Natur in meiner Erzählung zukommende Recht unverkümmert.

Deßhalb, lieber Begleiter, nimm jetzt mit einem einzigen Briefe fürlieb, den Theodor fast vier Jahre nach den zuletzt dir mitgetheilten an Hermann geschrieben hatte. Er bildet gleichsam die Brücke zwischen seinem nun bald zu Ende gehenden Berufsleben im Hause von der Straaten, und seinem neuen Lebensweg in der deutschen Heimath. — Diese Worte, die dir wohl genug von seines Schreibers Stimmung erzählen werden, datiren vom 4ten August 1842 und sind geschrieben auf der prachtvollen van der Straaten'schen Villa an der Haarlemer Nordseeküste:

„Mein geliebtester, bester Hermann!

Ich sehe von meinem Arbeitstisch auf das weite Meer hinaus. In hehrer Abendruhe liegt es vor mir. Aber auch mein Herz gleicht heute noch gar manch' innerem Sturme der letzten Wochen,

nun der Meeresstille im Sonnenschein. Denn höre nur, welch' eben so wichtige wie frohe Botschaft ich dir heut in die Heimath sende. Es ist mir eine wahre Herzenslust, dir diesen für mich unvergeßlichen psychologischen Vorgang mit beschaulicher Umständlichkeit zu erzählen.

Nach einem kurzen Ausflug im Haag und in Amsterdam, waren wir vor zwei Wochen hier angekommen, um, wie schon einmal, die Herbstferien in diesem reizendsten aller van der Straaten'schen Landhäuser zu verleben. Wie immer hatte ich den reichen Schatz meiner Briefe aus der Heimath auch hieher mitgenommen. Und schon am zweiten Abend unseres Hierseins holte ich die mir theuersten Briefe von dir und Elisabeth hervor, um den Drang meines Heimwehs nach dem Vaterland und euch, meine Liebsten, wieder zu besänftigen. O wer niemals in der Fremde gewesen, der weiß gar nicht, wie süß die Heimath ist. Und so las ich gerade noch einmal deine herrliche Beschreibung eures fünfzigjährigen Jubiläums, lächelte über den siebzigjährigen, neugebackenen Corpsburschen, deinen Vater, und wieder ward das Herz mir schwer um meinen eigenen im fernen Grabe. — In solcher Stimmung brachte mir der alte Diener Jacob, ein ehrlicher Rheiner, von dem ich dir schon einmal erzählt, die deutschen Zeitungen wie täglich zu dieser Abendstunde. Das Meer ging damals sehr hoch, und das Brausen der Brandung stimmte mit dem Frieden meiner Gedanken erst recht harmonisch zusammen. Ich war so gar nicht dazu aufgelegt, meine gemüthsreiche Träumerei mit nüchterner, unfruchtbarer Politik wieder zu verscheuchen, und legte die Blätter vor mich hin auf den Schreibtisch. Aber mitten drin, ich wußte selber nicht wie, ergriff ich doch rein mechanisch eine dieser Zeitungen, und überflog die letzte Seite, während meine Gedanken noch immer bei dir verweilten. Und wie eigenthümlich! — Trotzdem mein Auge nur mit halbem Blick darauf verweilte, fesselte doch sogleich danach eine Ankündigung meine Aufmerksamkeit. Sie lautete: „In

einem deutschen adeligen Hause auf dem Lande wird für den vierzehnjährigen Sohn auf zwei Jahre ein Hofmeister protestantischer Confession gesucht. Gründliche Kenntnisse der deutschen und französischen, wo möglich auch der italienischen Sprache, sowie der Mathematik ist unbedingt erforderlich. Ansehnliches Jahrgeld und freundlichste Behandlung werden zugesichert. Anfrage mit Vorlage der nöthigen Zeugnisse bei dem protestantischen Pfarrer Weber in Görzhausen u. s. w."

„Weber — Görzhausen!" rief ich da überrascht für mich aus. Denn augenblicklich fiel mir ein, daß dieser Pfarrer in meinen Bubenjahren Vikar meines seligen Vaters gewesen, mit dem er noch in den letzten Jahren in Correspondenz gestanden. Besinne dich nur, du mußt ihn wohl auch noch kennen. Er nannte dich immer den General von Flachskopf, da wir noch Steckenreiter waren. — Und auch bei dem Namen Görzhausen erinnerte ich mich sogleich, daß noch zu Hause die Rede davon gewesen, wie der Patronatsherr dieses Pfarrers auf einem Ritt im Walde durch sein scheu gewordenes Pferd geschleift worden und dann nach langem Schmerzenslager elend zu Grunde gegangen war. Und nun sahen mich diese Zeilen noch viel vertrauter an, als wollten sie mir eindringlich sagen: „So überleg dir's doch nur!" Es war zu eigenthümlich. — Da stürzte mitten in diesen Gedanken mein Zögling Wilhelm herein, trotz seiner siebzehn Jahre und seiner hoch aufgeschossenen Gestalt noch immer ein knabenhafter Wildfang, bei dem der unselige Hang nach Vergnügen nie einen rechten Ernst und Fleiß aufkommen ließ, und rief athemlos: „Herr Faber, geschwind! Meine neuen Ponys sind schon eingespannt. Ich kutschire Sie am Strande herum. Jetzt ist es gerade Ebbe. Da geht's prächtig." — Ich zögerte anfangs zu folgen, da ich so gar nicht in der rechten Stimmung war. Als aber auch die Mutter hereinkam und mit beleidigter Miene mir sagte: „Nun, Herr Faber, Sie werden doch nicht auch gegen dieses Vergnügen Wilhelms wieder

was einzuwenden haben?“ machte ich mich ohne weitere Gegenrede bereit. Fünf Minuten darauf fuhren wir an der stürmenden Brandung mit den flüchtigen Schaumbergen um die Wette. Es war ein wunderbar erhabener Anblick. Geschlängelte Blitze durchzuckten die schwarze Wolkenmauer, und das dumpfe Rollen des Donners übertönte noch das Getöse der Wogen. Aber trotzalledem tönten doch die Namen „Weber“ und „Görzhausen“ in meinem Herzen noch viel lauter. Und mein Auge sah mitten in dieser furchtbaren Majestät des Meeres immer wieder das unbedeutende Zeitungsblatt mit jener Anzeige. — Kaum war ich wieder auf meinem Zimmer allein, so nahm ich's abermals zur Hand, und eine innere Stimme, vorher nur halb verständlich, mahnte mich jetzt mit entschiedenster Bestimmtheit, mich um diese ausgeschriebene Stelle sofort zu bewerben. Denn, sagte mir dann auch mein Verstand, in vier Wochen geht mein nun bald vierjähriger Beruf im van der Straaten'schen Hause zu Ende. Aber was dann? Ich bin dann wohl ein absolvirter Candidat der Theologie, aber wie viel Jahre werde ich dann noch daheim auf eine bescheidene Versorgung hinwarten müssen? Soll ich dann das mir hier so sauer erworbene, kleine Vermögen wieder nach und nach aufzehren, daß ich zuletzt doch nur wieder mit leeren Händen dastehe? Und soll ich nicht lieber meine hier gesammelten Sprachkenntnisse in der Heimath verwerthen, und wenn auch wieder unter gleicher Botmäßigkeit?

O lieber Hermann, glaube doch ja nicht von mir, daß das Ziel meiner irdischen Wünsche keine Grenze habe, oder gar, daß ich der Begierde nach Geld und Gut auch nur mit einem Blutstropfen dienstbar geworden sei. Nein, wahrhaftig nicht. Ach, was ich auf Erden erstrebe, ist ja so blutwenig, aber doch unendlich viel, um meinen Drang nach Menschenglück vollkommen zu befriedigen.

Ein bescheidenes Pfarrhaus auf dem Lande, darin ich mit Elisabeth mich ohne Noth eines wohlgeordneten Haushalts erfreuen

darf, darin ich für meine Gemeinde unverdrossen im Dienste Gottes und der Wissenschaft arbeite und wirke, sieh', liebster Hermann, das ist der ganze Inbegriff und Umfang meines idealen Glückes der Zukunft. Aber nein, Eines habe ich dabei doch noch vergessen. Auch der Hauszins meiner guten Mutter muß in meinem Ausgabebudget als fester Posten stehen bleiben, bis sie einst, was Gott noch lange verhüte, für ihre allerletzte irdische Wohnung keinen Hauszins mehr nöthig hat. Dieser Ueberschuß an Geld gehört auch noch zu meinem vollen Glücke.

Doch weiter! Ich schrieb also schon am andern Tage nach Görzhausen, und zwar im Einverständnisse mit Herrn und Frau van der Straaten, welch' Ersterer mir über meine hiesige Berufsthätigkeit und erworbenen Sprachkenntnisse ein so glänzendes Zeugniß ausstellte, wie ich's von seiner äußerlichen Kälte und Trockenheit gegen mich gar nicht erwartete. Und keine acht Tage darauf war Pfarrer Webers Antwort in meinen Händen.

Ich weiß nun wirklich nicht recht, lieber Hermann, wie viel oder wie wenig ich dir heute daraus mittheilen soll. Lernst du doch durch diesen Brief alle Verhältnisse meines zukünftigen Aufenthalts und Berufs schon jetzt umständlich kennen! Und das unmittelbare Wort gibt ja doch immer das beste Verständniß. Nun, ich fange eben getrost an, dir Pfarrer Webers Brief abzuschreiben. Du wirst namentlich über die zweite Hälfte dich höchlich verwundern. Wozu soll ich dir gegenüber kritisch wählerisch sein? Zu schnellem Ueberfliegen wird es für dich keinesfalls zu langweilig sein.

Also Pfarrer Weber schrieb mir:

Mein lieber, junger Sohn
meines theuren, väterlichen seligen Freundes!

Wie war ich gestern Nachmittags einerseits schon überrascht, als mir die Botenfrau einen Brief mit dem Poststempel Haarlem

übergab und andererseits noch mehr, als ich sogleich nach der Unterschrift sah, und den Namen Theodor Faber las. Merkwürdiges Geschick, dachte ich, daß meine Anzeige bis am fernen Meeresstrande von Ihnen lesen ließ, mit dessen verewigtem Vater ich als einstiger Vikar in so steter, dankbarer Verehrung verbunden blieb. Dabei, kann ich wohl sagen, wehte mich der ganze Geist Ihres Briefes gar wohlthuend an, und das ihm beigelegte Zeugniß trug nur dazu bei, diese gute Meinung von Ihnen in mir zu befestigen. Doch sogleich zur Sache! — Nach meiner im Schlosse noch am selben Abend deßhalb gepflogenen Unterredung ist nun die gnädige Frau Baronin Görz vollkommen entschlossen, auf Ihr Anerbieten einzugehen, auch ohne Sie selber vorher gesehen und gesprochen zu haben. Ihr Brief und Zeugniß ersetzt das Alles und ich hoffe, die Bedingungen, die ich Ihnen auf diesem Extrablatte beilege, werden auch Sie in Ihrem Entschlusse nicht mehr wankend machen.

Nun lassen Sie mich Ihnen aber die Verhältnisse, die Sie hier erwarten, in Kürze schildern, damit Sie desto eher zu uns kommen. Denn Sie sind uns mehr als dringend nöthig! Also hören Sie!

Die sehr alte, und vormals reichsfreiherrliche Familie von Görz ist bereits seit dem vierzehnten Jahrhundert im Besitze des hiesigen Mannlehens Görzhausen und des dicht daran grenzenden Zeisenberg. Beide Güter liegen in ungemein traulicher, ja man darf wohl sagen, romantischer Gegend, darin prächtiger Hochwald mit fruchtbaren Gefilden und Wiesengründen wechselt. Das Vermögen der Familie Görz ist ein sehr geordnetes. Das alte Schloß zum Malen poetisch. Aber — aber — in seinen von außen so friedlichen Mauern wohnt recht, recht viel Herzeleid. — Ich will nun gar nicht mehr von dem schrecklichen Tode des gnädigen Herrn reden, dieses echten Edelmanns vom Scheitel bis zur Sohle, der vor vier Jahren so jämmerlich zu Grunde gehen mußte. Zwar ist seit jener Stunde, da das Pferd eines Abends ohne seinen

Herrn in den Schloßhof geſprengt kam, und er ſelber dann mit zerſchmetterten Gliedern im Walde aufgefunden ward, die alte Freude nie mehr ſo recht hier eingekehrt. Und obwohl zuletzt die Frau Baronin die Erlöſung ihres Mannes von ſeinem langen Schmerzenslager inſtändig erflehte, ſo iſt ſie eben doch eine jener edlen Wittwen geworden, die mit der Zeit wohl die Trauer nach außen ablegen, aber im Herzen niemals. Indeſſen ein gottergeben getragener Wittwenſchmerz iſt doch eben kein bitterer, denn die Wehmuth wird durch demüthige Unterwerfung in einen höheren Willen verklärt und geheiligt. Aber um den einzigen Sohn und Erben des alten Geſchlechtes in fortwährender Angſt zu ſchweben, daß der nicht an Leib und Seele langſam zu Grunde gehe, das iſt wohl für ein Mutterherz das allerherbſte Leid. Und leider Gottes verdüſtert dieſe Sorge das ganze Leben der Frau Baronin, die an Adel der Geſinnung und menſchenfreundlicher Güte wohl das leibhaftige geiſtige Ebenbild des Hochſeligen genannt werden muß. Ihre einzige Tochter, Baroneſſe Adele, die gegenwärtig ſechzehn Jahre zählt, und bei der ein ſchöner Geiſt die Körperſchönheit noch weit übertrifft, theilt redlich mit der Mutter dieſe ſtumme Betrübniß um den Bruder. O wie oft dachte ich mir ſchon: ſolche Eltern und ſolcher Sohn! Wie konnte das nur geſchehen? War der hochſelige gnädige Herr ein wahres Muſterbild weiſer Sparſamkeit und opferreichſten Willens in Erreichung ſeines Lebenszieles, gerade für dieſen ſeinen Erben das Gut ſeiner Ahnen von jenen drückenden Schulden frei zu machen, mit denen die vorige, luxuriöſe Generation daſſelbe belaſtet hatte, ſo zeigt ſich bei dem nun vierzehnjährigen Sohn leider ſchon jetzt eine ſolche Nichtachtung des Geldes und eine ſolche Flatterhaftigkeit des Willens in allen ernſten Dingen, daß ich, voll Angſt in die Zukunft, immer wieder an den eben ſo pracht- wie verſchwendungsſüchtigen Großonkel Kaſimir, und deſſen ruhmloſes Ende denken muß, von dem Clemens leider dieſe traurigen Anlagen geerbt zu haben ſcheint.

Freilich darf ich dabei ein vielleicht noch viel wichtigeres Moment nicht unerwähnt lassen, daß eben sein bisheriger Hofmeister auch in gar keiner Weise der Mann dazu war, um durch sittlichen Ernst und Zartheit des Gewissens den unglücklichen Gemüthsanlagen seines Zöglings eine bessere Richtung zu geben.

Ich war schon vor vierthalb Jahren, einige Monate nach dem Tode des gnädigen Herrn, mit der Wahl dieses Menschen so ganz und gar nicht einverstanden. Denn schon sein ganzes äußeres, wie nichts weniger als sympathisches Auftreten, und ein gewisser Instinct sagte mir, daß die Erziehung des Herzens und Geistes der innere Beruf dieses Mannes ganz gewiß nicht sei. Auch sein Absolutorium und seine bei mir bestandene Prüfung, so gut sie auch ausgefallen war, vermochte nicht, meine Ansicht umzustimmen. Darum widerrieth ich der Baronin auf das dringendste dessen Annahme. Indessen, wie es leider im Leben oft so geht, daß selbst bei den edelsten Menschen ein schlimmer, selbstsüchtiger Rath über einen guten, uneigennützigen die Oberhand gewinnt — auch in dieser so hochwichtigen Frage war die zudringliche Protection des Gutsverwalters, der mir stets eben so wenig behagte, stärker als mein Freundeswort. Und da bei der guten Baronin neben der Rücksicht auf den Gutsverwalter auch noch ein sehr übel angebrachtes Mitleid für dessen Neffen mit im Spiele war, so mußte meine Warnung endlich verstummen. Aber wie grausam war sie dabei, ohne es zu wollen, gegen den eigenen Sohn! — Dieser Mensch, Joseph Volkmann mit Namen, wollte nämlich nur deßhalb seine juristischen Studien auf der Universität unvollendet gelassen haben, weil er's mit seinem Gewissen nicht mehr habe vereinbaren können, von seinem alten Vater und noch fünf unversorgten Geschwistern ferner Geld anzunehmen. Da sei er lieber zu dem opferwilligen Entschlusse gekommen, seine ihm so theuren Studien aufzugeben, als seiner armen Familie noch auf so unbestimmte Dauer hinaus zur Last zu fallen. Und das Alles mußte

er mit so glaubwürdiger Heuchelei der weichherzigen Baronin zu erzählen, und der in der Verstellung gleich gewandte Onkel bestätigte mit solcher Rührung diese Erdichtung, daß man es im Schlosse als eine wahrhaftige Fügung des Himmels pries, gerade einen solchen Mann gefunden zu haben, der selber den bitteren Kelch der Armuth habe ausleeren müssen, und der somach gewiß auch am befähigtsten sei, diesen Sohn vor den Gefahren des Reichthums um so sicherer zu bewahren. — Selbst die blutigrothe Narbe, die Volkmanns ganzes Gesicht durchzog, war leider im Schlosse nur ein Beweis mehr dafür, wie glücklich man es mit diesem hochherzigen Menschen getroffen habe. — Ich war nun selber Mitglied einer studentischen Landsmannschaft. Und ein noch sichtbarer Hieb auf meiner linken Schläfe mahnt mich stets daran, meine heutige, aus sittlichen wie religiösen Gründen nothgedrungene, Verwerfung des Duells nicht mit allzu herber Strenge auch von allen Anderen zu fordern. Aber als ich erfuhr, daß dieser Mensch, statt ehrlich auf die milde Frage der Baronin das Kind beim wahren Namen zu nennen, das neue Märchen erdichtete, daß er auf einer Kirchweihe seinen von trunkenen Bauern angegriffenen, besten Freund vom sichern Tod errettet und dafür selber diesen Lohn davon getragen habe — ich muß sagen, seitdem ich das wußte, kam mir bei dieser Narbe immer der Gedanke, daß sie der höllische Fürst aller Lüge zum Kennzeichen von dessen infischer Anhängerschaft ihm ins Gesicht geschrieben habe.

Doch wohin komme ich, mein lieber, junger Freund? Mein Brief hat ja längst die rechte Grenze überschritten. Und dennoch mußte ich Ihnen das Alles sagen, damit Sie so recht im Herzen inne werden, welch' hochwichtiger, und ich hoffe zu Gott, auch jetzt noch segensreicher Beruf Ihnen hier entgegenharrt. Denken Sie sich über drei volle Jahre hatte dieser Mensch es verstanden, die Maske der Heuchelei vor das Antlitz seiner innern Gemeinheit zu halten, und diese arglosen Menschen in himmelschreiender

Weise zu täuschen. Ich ward allmälig durch das immer dreistere Auftreten dieses verschmitzten Lügners zu meinem größten Leidwesen dem Schlosse ganz entfremdet. Merkte ich doch zu gut, wie mein früher so geschätzter Rath völlig bei Seite gesetzt ward, und dieser Hofmeister, daß Gott erbarm', die unglaublich verblendete, sonst so verständige Baronin immer stärker wie ein unseliger Dämon beherrschte. Ach, statt seines Zöglings Hang zur Verschwendung und gemeinen Lustbarkeiten zu mildern, war dieses Zerrbild eines Erziehers dessen heimlicher Mithelfer geworden. Besonders aber ein Laster, die Mutter aller andern, das ich wenigstens früher an Clemens nie gewahr wurde, richtete zu meinem Schrecken in dem jungen Herzen den allerärgsten Schaden an. Das war die Lüge, und Volkmann ihr Lehrmeister. Doch wie vermöchte ich Ihnen heute alle psychologischen Vorgänge dieser drei Jahre auch nur annähernd zu erzählen!

Hören Sie lieber gleich das Ende!

Die beiden Volkmann, Onkel und Neffe, wurden vor vier Wochen mit Schimpf und Schande entlassen, oder besser gesagt, davongejagt. Der Verwalter, den die ängstliche Baronin zur tüchtigen Bewirthschaftung ihrer Güter in ihrem Wittwenstande für rein unentbehrlich gehalten, und um dessenwillen sie immer wieder mit dem Neffen Nachsicht hatte, ward von dem grundehrlichen Revierförster der fortgesetzten Unterschlagung von Forstgefällen angeschuldigt und auch überführt worden, und hat es nur dem Mitleid der Baronin zu danken, daß man sich aus Rücksicht für seine Familie mit einfacher Entlassung begnügte. Und der Hofmeister folgte ihm auf der Ferse, weil die Gemeinheit seines Herzens endlich unverschleiert zu Tage gekommen war, leider auf Kosten eines früher völlig sittenreinen Kammermädchens, das nun mit dem Verlust der Ehre auch den dieser guten Herrschaft zu beklagen hat, und vor acht Tagen in voller Verzweiflung in die Hauptstadt abgereist ist, wo ihr Vater ein einträgliches Geschäftsbureau betreiben soll.

Ein ganz merkwürdiger Zufall führte noch überdies gerade acht Tage zuvor in der Perſon des jetzigen Aſſeſſors bei dem hieſigen Herrſchaftsgerichte einen früheren Studiengenoſſen Volkmanns nach Görzhauſen, einen, wie mir ſcheint, äußerſt ſoliden jungen Mann, der auch Ihnen nicht unbekannt iſt, Namens Friedrich Kreutzer, und der bei ſeinem erſten Beſuche in meinem Hauſe vor Staunen die Hände über dem Kopf zuſammenſchlug, daß er dieſen Volkmann in der Rolle eines Hofmeiſters hier antraf. Alle ſeine früheren Lügen vom Aufgeben ſeiner Studien aus Rückſicht für ſeine arme Familie, ſowie das Märchen von ſeiner Narbe, wurden durch Kreutzers offene Ausſagen enthüllt. So fiel es der armen Baronin endlich wie Schuppen von den Augen. Dabei muß ich in Klammern bemerken, daß ich zu meiner großen Freude aus Kreutzers Erzählung von jenem Duell entnommen habe, wie Ihr vormaliger Spielgenoſſe, Hermann Stark, ein ſo treuer Sohn, ſeines trefflichen Vaters werth, und zudem ein ſo tapferer Held geworden iſt. Merkwürdiges Zuſammentreffen der Umſtände, dachte ich mir, daß gerade Ihr Spielgenoſſe dieſen Volkmann damals ſo fürchterlich zeichnen mußte, und Sie nun deſſen Nachfolger im Görz'ſchen Hauſe werden ſollen. — Sind Sie und Hermann Stark denn immer noch ſo gute Freunde? — Nach alledem, was ich von ihm hörte, könnte ich es nur herzlich wünſchen.

Doch ich komme zum Schluß. Daß jetzt, nachdem die ſo lang verpeſtet geweſene Luft des Schloſſes gottlob wieder rein geworden, auch mein vorher mißachteter Rath wieder zu Ehren gekommen, können Sie leicht begreifen. Es iſt ein trauriger Triumph, den ich feiere. Ermeſſen Sie nun aber, mein lieber, junger Freund, welche Miſſion Sie hier zu erfüllen haben! Zwar eine ſchwere, aber auch eine ſehr ſchöne. Und bei allen bedenklichen Anlagen Ihres zukünftigen Zöglings, und deren weiterem Verderbniß durch Volkmann hat er, nebenbei geſagt, ein wunderſchöner Knabe, doch auch wieder ſo gute Eigenſchaften und namentlich ein ſo weiches Herz, daß es

Ihnen gewiß noch gelingen wird, zu seinem dauernden Heil auf ihn einzuwirken. Die Mutter wird, durch bittern Schaden nun klüger geworden, gewiß Alles thun, um Ihnen helfend zur Seite zu stehen. — Clemens soll nun in zwei Jahren in die österreichische Armee eintreten, in der auch sein seliger Vater zehn Jahre lang diente. Es ist dieser Beruf eine alte Familientradition. Auch damit bin ich nun zwar gar nicht einverstanden. Indessen darüber läßt sich ja noch reden, wenn Sie nur einmal da sind.

Und so kommen Sie denn als die sichere Hoffnung einer armen, schwer getäuschten Mutter! Kommen Sie als die lautere Wahrheit rettend zu einem jungen, irregeführten Menschenherzen! Kommen Sie als echtes Gold tüchtiger Einfachheit, damit das falsche verschwenderischen Reichthums an dessen Glanz seinen trügerischen Schimmer erkennen und verachten lerne. Damit habe ich Alles gesagt, was mir Drückendes auf dem Herzen lag. Ich warte nun in Gemeinschaft mit der Frau Baronin voll Sehnsucht auf Ihre definitiv bejahende Antwort, und grüße den Sohn mit einer Liebe, die meiner Verehrung gegen den seligen Vater völlig gleichkommt.

Ihr im Herrn getreuer, wohlmeinender Freund

Adolf Weber, Pfarrer.

Mit dem völligen Abschreiben dieses Briefes sage ich dir für heute gute Nacht, denn es ist elf Uhr geworden, und meine müden Augen mahnen mich an die Schlafenszeit. Morgen in aller Frühe das Weitere!

Am 5. August Morgens 6 Uhr.

Ich war ganz froh, mein Liebster, wie ich vor einer halben Stunde die Augen aufschlug und das Brausen des Meeres wieder hörte. So schrecklich habe ich diese Nacht von diesem Volkmann geträumt, mit dem ich, als einem finstern Geiste der Unterwelt,

ein ſtundenlanges Duell zu beſtehen hatte, den ich aber trotz ſeines flammenden Schwertes zuletzt ſiegreich zu Boden ſchlug. Du lieber Himmel, ich und ſolch' ein Duell! Ein David mit einem Goliath. Wie man nur ſo ungeheuerlich träumen kann! — Und ſo knüpfe ich nun heute wieder an. Nicht wahr, dieſer Volkmann als Hofmeiſter im Görz'ſchen Hauſe! Und ich, dein beſter Freund ſoll nun die ſchlimme Saat wieder ausrotten, die er, dein ärgſter Feind, im Herzen dieſes armen Knaben ausgeworfen hat. Du begreifſt nun wohl, mein lieber Hermann, daß, wenn ich in meinem Entſchluſſe, nach Görzhauſen zu gehen, vorher auch noch ſo ſehr gewankt hätte, dieſer dringliche Brief des Pfarrers Weber ihn felſenfeſt machen mußte. Und ſo iſt es alſo auch eine ausgemachte Sache. Ich werde dieſe ſchwere Miſſion in Görzhauſen annehmen. Wie weit ſie mir freilich gelingen wird? Doch ich will mir meine Aufgabe durch allzu ängſtliche Zweifel nicht ſelber unnöthig erſchweren. Habe ich doch den aufrichtigen Willen, meine ganze Geiſteskraft und Herzensliebe dafür einzuſetzen. Und den Erfolg will ich getroſt dem überlaſſen, der die Menſchenherzen lenkt wie Waſſerbäche. Aber nur Eines fürchte ich. Wenn nur nicht auch dort wieder der Reichthum des Hauſes meines Wirkens ſchlimmſter Feind iſt, gegen den ich hier immer ſo wehrlos angekämpft hatte. — O nein, liebſter Hermann, ich habe es im van der Straaten'ſchen Hauſe nun durch vier Jahre ſo recht gründlich einſehen lernen: es iſt ein unendlich fragliches Glück, als reicher Eltern Kind geboren zu werden, wenn das Geſchick neben das große Erbtheil nicht auch zugleich die höchſte Weisheit der Eltern mit in die Wiege legt, die jeden Tag das aufwachſende Kind in der ſchweren Kunſt unterweiſt und zu immer höherer Meiſterſchaft bringt, den Reichthum nur als fruchtbringendes Mittel zur Ausbildung des Herzens und Geiſtes zu benützen, aber nicht den maßloſen und verfrühten Genuß als höchſte Lebensaufgabe ſelber zu betrachten, und ſo über den Mitteln das Ziel zu vergeſſen.

Leider hatte namentlich die Mutter meines bisherigen Zöglings Wilhelm diese Weisheit so ganz und gar nicht verstanden, und, sie in das gerade Gegentheil umkehrend, bei ihrem Sohne von Kindesbeinen an viel mehr den Fluch als den Segen des Reichthums groß gezogen. Das Bereich meines Wirkens war zwar von Anfang schon auf den bloßen Unterricht beschränkt worden, und sonach trifft auch mich wegen der ganz verfehlten Herzensbildung meines Schülers kein Vorwurf. Aber es that mir denn doch viel hundertmal in der Seele weh, daß diese so viel verheißende Menschenblüthe durch den Herzensfrost der eigenen Mutter, und den Mehlthau ihrer verblendeten Liebe oder vielmehr [illegible] liebtheit, um seine einstigen besten Früchte betrogen worden ist. Und, wenn möglich, noch schlimmer war es mit dem ehelichen Glücke dieses Elternpaares bestellt, von dem jede Hälfte in grenzenloser Liebesarmuth ihre eigenen Wege ging und jeder Tag den inhaltsreichen Satz: „Ein Leib und eine Seele," zur schalen Phrase ernüchterte.

Ich danke jetzt Gott kniefällig für die Gnade, daß er mich als armen Pfarrerssohn, und Elisabeth nicht minder dürftig geboren und erzogen werden ließ. Und siehe, liebster Hermann, so nehme ich ein so vollgefülltes Schatzkästchen voll Lebensernstes und goldener Wissenschaft von echtem Menschenglück aus diesem reichen Kaufherrnhause mit nach Hause, wie mit zweiundzwanzig Jahren ihn wohl nur Wenige aufzuweisen haben.

Aber auch außerdem, mein liebster Freund, bin ich in diesen vier Jahren aus jenem armen Teufel, wie Frau van der Straaten mich nach meiner ersten Vorstellung genannt, ein so steinreicher Mann geworden, wie vielleicht unter all' den krösusartigen Mynheers in Holland kein reicherer aufzufinden ist. Denke dir: ganze 2000, sage mit Worten: zweitausend holländische Gulden, die volle vierjährige Summe meines Hauslehrergehaltes, schleppe ich nach Deutschland mit. Wird das bei euch dadurch eine Geldüber-

ſchwemmung werden! Dabei konnte ich obendrein von meinem Stipendium zu zweihundert Gulden die Hälfte davon alljährlich meiner Mutter zum Hauszins ſchicken. Mit den andern hundert Gulden beſtritt ich Kleidung und Bücher, und verſorgte meine hier vertrauteſte, ſchlanke Freundin mit ihrem von dir dedicirten cheruskiſchen Wappenkopf. Aber noch nicht genug mit dieſem Schatze! Ich habe ganz Holland durchwandert, Londons erſtickenden Nebel gerochen, und in Italiens ſonnigem Zauber bis zum Golf von Neapel geſchwelgt. Ich bin auf den Boulevards von Paris ſpazieren gegangen, und ſpreche franzöſiſch, engliſch und italieniſch, vom Holländiſchen gar nicht zu reden. Nicht wahr, was bin ich für ein windiger Prahlhans geworden, der früher ſo ſchüchterne, beſcheidene Pfarrerstheodor? Ja, wer kann auch für ſich einſtehen, wie man noch ſpäter ausartet! Und es iſt recht gut, daß ich, um mich vor zu großem Hochmuth zu bewahren, nach Abwerfung dieſes holländiſchen Joches, mich ſogleich wieder in ein neues, deutſches einſpannen laſſe. O da bleibt man ſchon hübſch zahm. Aber, im Ernſt geſprochen, lieber Hermann, möge mich Keiner um das, was ich in dieſen vier Jahren mir errungen, zu arg beneiden! Denn, wenn ich ihm nun das Alles auf die eine Seite legen würde, und auf die andere, als hiefür bedungenen Erwerbspreis, all' die Tage dieſer Jahre mit ihren ſtummen Opfern und Anſtrengungen jeder Art, ich glaube immer, von hundert deutſchen Studenten würden neun und neunzig daran vorübergehen, und es kaum einen einzigen gelüſten, um ſolchen Preis meinen Schatz ſich zu erkaufen. Dazu gehörte die ganze Vorſchule in meinem Vaterhauſe, und die ganze Liebe von Eliſabeth. Ich allein wäre ſicherlich ſchon im erſten Jahre unterlegen.

Und ſo ziehe ich denn in vierzehn Tagen von meiner holländiſchen Fremde wieder in die deutſche Heimath! Süßes Wort, erſehntes Labſal meines ſo lange daran darbenden Herzens! O iſt es denn wirklich wahr, daß ich dich nun ſo bald wieder betreten

Univ.-Bibl.

darf, du heiliger Boden meines deutschen Vaterlandes? Daß ich meine Mutter und Geschwister, daß ich Elisabeth und dich wiedersehen und umarmen darf? Wird das ein Glück in mir werden!" Auf dich freilich werde ich wohl bis Ende October warten müssen. Das allein thut mir leid. Und so lebe wohl! Dies ist mein letztes Wort vom holländischen Meeresstrande. Mein nächstes schreibe ich dir auf deutschem Boden. Meine Freundschaft zu dir kann aber auch dort nicht von tieferer, deutscher Innigkeit und Treue beseelt sein, als die, in der dich jetzt unter herzlichsten Küssen umarmt dein ewig treuer

Theodor.

* * *

Aus der alten Vaterstadt am 25. August 1842.

. . . . . Weiß der liebe Gott, ich hätte niederknien mögen, um den deutschen Boden meiner Vaterstadt zu küssen, so ganz außer mir war ich vor Freude, als ich in tiefer Nacht hier im Schwanen abstieg, und dann früh Morgens meine Mutter und Geschwister aufsuchte. Freilich ward mir bei meinem Gang über den Rittersberg das Herz wieder gar schwer, als ich ein mir ganz fremdes Mädchengesicht aus dem Fenster unseres einstigen Hauses auf mich herausschauen sah. Eine ganze Weile mußte ich voll tiefster Wehmuth hinüberblicken. Ach, ich meinte immer, ich müßte meinen seligen Vater am Fenster seiner Studirstube sehen. Doch gehe stille daran vorüber und klage nicht! rief ich mir zu. O er hat ja eine viel schönere Wohnung im Himmel! — Aber zu deinem Erkerhause schickte ich gar frohen Gruß hinauf. Denn du wardst mir ja darin geboren, und all' die Deinen lebten noch.

Wie ich nun zur Vorstadt an die kleine Miethwohnung meiner Mutter kam — es schlug eben acht Uhr — da ging eine ganze Schaar kleiner Mädchen mit mir durch den Hausgang. Ich fragte sie, wohin sie gingen: „Ei, zur Frau Dekanin in die Strickschule."

— In die Strickſchule! Dieſes Wort gab mir doch einen argen Stich ins Herz, obwohl ich längſt davon wußte. Und wie das Knie mir dann zitterte, als ich mit dieſen Kindern die enge Treppe hinaufſtieg! Dann ließ ich ſie erſt die Thür öffnen und vorangehen. Noch vom Gang warf ich einen Blick ins Zimmer hinein. Da ſaßen ſchon einige der Kleinen auf ihren Bänken. Meine Mutter mit meinen zwei Schweſtern waren mit ihnen beſchäftigt. Und jetzt ſtürzte auch ich hinein. Gott, war das ein dreifacher Aufſchrei drinnen, daß alle die kleinen Geſchöpfe zuſammenſchraken! Und ich lag an meiner Mutter, an meiner Geſchwiſter Herzen. — O Hermann, Hermann, war das ein Wiederfinden nach vier ewig langen Jahren! Wie ſoll ich's dir nur beſchreiben? Es war ja ein unbeſchreiblich ſeliger Augenblick.

Das war der eine, und zwei Tage darauf der andere. Doch auch dieſen kann ich dir unmöglich ſchildern. Mir zittert ja ſchon die Hand, wenn ich nur daran denke. So wiſſe denn nur ſo viel: ich war auch dort. Ich habe Eliſabeth wiedergeſehen und als Braut umarmt. Einen ganzen Tag habe ich bei Mutter Moſer verlebt. Sie hat nun ebenfalls eine Arbeitsſchule — keine Studenten mehr. Und ſie wohnen auch nicht mehr in der Schuſtergaſſe. Weißt du, dicht an der Lindenallee das ſchöne, reinliche Häuschen an dem Röhrbrunnen — das hat ſie ganz für ſich gemiethet. Und es geht ihnen gottlob gut, recht gut. Ach und Eliſabeth — wie iſt ſie nun zur herzliebſten Jungfrau erblüht! Aber Mutter Moſer iſt eisgrau geworden, noch ärger als die meine. Die alten Sorgen kommen nun eben mit einemmale heraus. Linchen noch immer die alte Luſtigkeit. Sie fragte ſehr viel nach dir. Sie ſaßen gerade beim Nachteſſen, als ich mit meiner Mutter eintrat. Kannſt du dir's vorſtellen, wie ſie da vom Tiſche auffuhren, und Eines ums Andere uns in die Arme fiel? — Ach Alles, Alles iſt ja nun verſchmerzt und vergeſſen. Meine vier Jahre ſind jetzt nur ein einziger bitterer Tropfen, und

vor mir liegt ein ganzes Meer von Glück und Freude. O! Gott ist überschwänglich gnädig mit mir! Und dann noch das herzliche Wiedersehen in deiner guten Eltern Haus! Sie sind gesund und sehnen sich unendlich nach deiner Heimkehr. — Nun, nimm für heute fürlieb mit diesen von hastiger Freude beflügelten Worten! Ich habe noch gar vieles zu verrichten. Morgen früh nach Görzhausen! Wie wird mir's dort wohl ergehen? Mir ist doch ein wenig Angst. So bald ich kann, von dort aus mehr, und ruhiger wie heute! Gott mit dir und deinem, seinem deutschen Vaterland und all' seinen Lieben darin wiedergegeben

Theodor.

* * *

Schloß Görzhausen am 1. September 1842.

Mein herzlich Geliebter!

Sieh', da sitze ich schon ganz gemüthlich in meinem wohnlichen Thurmzimmer des freiherrlichen Schlosses Görzhausen. Altersdunkle Ahnenbilder im Harnisch sehen auf mich, friedfertigsten Theologiekandidaten, kriegslustig hernieder. Ahre vor meinem offenen Fenster huschen die Schwalben im Sonnenschein vorüber, und verstecken sich dann und wann im Laube des wilden Weines, der an den zwei runden Thürmen bis zum spitzigen Schieferhelme hinanklettert. Ich glaube fast, diese niedlichen Kinder der Luft spielen miteinander Versteckens, gerade so, wie die andern flügellosen auf Erden, und ich höre aus ihrem jubelnden Gezwitscher, wenn sie von den suchenden Gespielen ertappt werden, ganz deutlich ein lustiges Lachen heraus.

Du merkst nun schon, lieber Hermann, in welcher Stimmung ich dir schreibe. Ich kann dir auch gar nicht sagen, wie mir schon jetzt hier so heimathlich zu Muthe ist. War das aber auch schon ein wohlthuender Empfang! Stelle dir vor: drei Stunden von Görzhausen erwartete mich an der Eisenbahnstation die herrschaft-

liche Kutſche, und ich war nicht wenig erſtaunt, als ſogleich bei meinem Ausſteigen ein Pfarrer, mit einem jungen, bildſchönen Knaben an der Hand, auf mich zukam, und mir mit den Worten die Hand drückte: „Herzlich willkommen! Sie werdens ja wohl ſein! Ich bin Pfarrer Weber und hier, Ihr zukünftiger Zögling Clemens. Er konnte es gar nicht erwarten, Sie ſchon hier begrüßen zu dürfen. Nun kommen Sie! Wir fahren ſogleich weiter.“ Clemens reichte mir noch etwas ſchüchtern die Hand, worauf ich mich nicht enthalten konnte, ihm auf ſein friſches Geſicht einen Willkommkuß zu drücken, was ihn ſichtlich freute. Dann ſtiegen wir in den offenen Wagen. Es war gerade vier Uhr Nachmittags, und die Sonne der letzten Auguſttage meinte es mit uns ſehr gut. So fuhren wir in luſtigem Trabe noch zwei Stunden miteinander. Ich konnte mich dabei an dem blühenden Menſchenkinde gar nicht ſatt ſehen, und ſein angenehmes Plaudern ſammt dieſem offenen Geſichte machte mir wirklich Kopfzerbrechen, wie ich dieſe anſprechende Außenſeite mit den mir von Pfarrer Weber geſchilderten Charakter- und Gemüthsanlagen zuſammenreimen ſolle. Aber freilich, dachte ich mir, wie liegt oft Gutes und Schlimmes im Menſchen unharmoniſch nebeneinander! — Zuletzt fuhren wir einen langgeſtreckten Hügel hinan. Eine mächtige Pappelallee trat immer höher hervor. An deren Ende gegen die Straße zu ſtanden in einem Rondell rieſige Platanen. Als wir auf der Höhe angekommen waren, rief Clemens dem Kutſcher ein freudiges Halt zu und ſagte zu mir: „So, Herr Kandidat (eine Titulatur, die mich ſchon unterwegs im Stillen lächeln machte), jetzt ſteigen wir aus. Den Hohlweg hinunter geht es ſo nicht gut. Und in der Allee erwartet uns Mama und Adele.“ — So traten wir alſo zur Allee, und ſogleich ſah ich von einer Bank unter den Platanen die Baronin und Fräulein Adele ſich erheben. Ich konnte kaum dazu kommen, nur recht meine Verbeugung zu machen, ſo war die Baronin uns auch ſchon raſch entgegengekommen und

reichte mir freundlichſt die Hand mit dem mir ſo wohlthuenden Gruße: „Seien Sie uns herzlich willkommen, mein lieber Herr Faber!“ — Und doch, welch' edle Würde lag in dieſer Herablaſſung! Welcher Gegenſatz zu meiner vorigen Herrin, die, vom erſten Empfange gar nicht zu reden, nach vier langen, opfervollen Jahren mir kaum halb ſo herzlich Lebewohl geſagt, als dieſe edle Frau mich Unbekannten ſchon zum erſtenmale begrüßte. Dabei war ich erſtaunt, welch' hohe Schönheit noch auf ihrem Antlitze lag, wenn auch der Kummer dieſes zarte Bild ſichtlich übermalt hatte. Sie zählt auch, wie mir Pfarrer Weber ſagte, erſt fünfunddreißig Jahre, und zog ſchon mit ſiebzehn aus dem Grafenſchloſſe Hohberg als neuvermählte Burgfrau hier ein. Fräulein Adele, die nun eben ſo alt, kann ſich wohl an Schönheit mit der Mutter nicht vergleichen, ſcheint mir aber deren Herzensmilde vollauf geerbt zu haben. Wenigſtens war auch ſie ſehr lieb mit mir, wenn auch mehr mit ſtillen Blicken als lautem Worte. Und mir war, als wolle mir ihr ſanftes Auge beſtändig ſagen: wie froh bin ich, daß Sie nun bei uns ſind!

Nach dem erſten Austauſch unſerer zunächſt liegenden Geſpräche, hieß mich dann die Baronin ſogleich von hier oben Schloß, Dorf und Umgegend beſehen. „Es iſt eine alte Praxis in Görzhauſen,“ ſagte ſie zu mir lächelnd, „daß wir alle Gäſte, die uns zum erſtenmale beſuchen, in der Allee ausſteigen, und dann von hier über all' unſere Herrlichkeit Rundſchau halten laſſen. Denn die gewöhnliche Einfahrt zum Schloß durch dieſen ſchrecklichen Hohlweg und die enge Dorfgaſſe giebt einen ſo ſchlechten Vorgenuß davon, wie wunderſchön wir hier wohnen, daß nur ſolche Gäſte dieſen Weg hereinfahren dürfen, die ſchon längſt von Görzhauſen völlig bezaubert ſind. Alſo ſehen Sie ſich nur recht hier oben um, ſogar kritiſch, wenn Sie wollen; denn von hier aus kann unſere Gegend auch die ſchärfſte Muſterung vertragen.“

Ich kann dir nun wirklich nicht ſagen, wie dieſer erſte Blick

hinunter und ringsherum nicht nur meine Augen ergötzte, sondern auch mein Herz anheimelte. Von dem Ende des Herrengartens, der sich bis zur Allee in freien Wiesenplätzen, Obstbäumen und Bosquets heraufzog, schaute das altersgraue Schloß mit so ehrwürdiger Traulichkeit zu mir herauf, und die beiden runden Thürme mit ihren grünen Weingeflechten und spitzen Schieferhelmen winkten mir so freundlich hinunter, daß ich viel mehr ein Gefühl der Heimath, als der Fremde in mir verspürte. Und gerade so gemüthlich kam mir das ganze Dorf selber vor, das in der anmuthigen Thalmulde zu beiden Seiten des Schlosses in langer Häuserreihe mit Obstgärten sich hinzog und in einzelnen kleinen Gehöften bis zur höchsten Waldspitze der breiten Hügelwand verlor, die das liebliche Bild umrahmte. — Doch da fällt mir ein, was quäle ich dich mit meiner unbeholfenen Schilderung? Ich lege dir viel besser das ganze in Stahl gestochene Bild bei, gerade von diesem günstigen Platze aufgenommen, das mir Clemens noch gestern Abend auf mein Zimmer gebracht hat. Da sieh' dir lieber Alles selber an! Das Grün der Wiesen und den Abendsonnenglanz, der gestern auf der idyllischen Landschaft schimmerte, möge deine eigene, schwungvolle Phantasie ersetzen! — Es kam mir ganz rührend vor, wie herzlich die Baronin und Adele sich freuten, als sie hörten, daß auch ich von dieser Rundschau so entzückt sei. Sind das gute, edle Menschen, deren Herz der Reichthum nicht verdorben hat! Aber ich mußte immer wieder mit einer eigenen Wehmuth auf Clemens blicken, als den Erben dieses weltverborgenen, kleinen Paradieses. O wie gönnte ich es ihm aus ganzer Seele! Aber wird er es auch einst mit dankbarem, zufriedenem Herzen zu genießen wissen? Diese bange Frage war der einzige elegische Ton in meiner freudigen Stimmung.

Dann gingen wir durch den Herrengarten langsam miteinander hinunter, und das alte, höchst massive Schloß mit seinem großen, von Wirthschaftsgebäuden rückwärts umgrenzten Hofe lag in

seiner ganzen Ausdehnung vor uns. Eine steinerne Brücke mit zwei riesigen Linden davor erhöhte nur noch den poetischen Eindruck, der schon oben so mächtig auf mich eingewirkt hatte. Und zwei in Stein ausgehauene, geharnischte Ritter in voller Mannesgröße, die, zu beiden Seiten des Schloßportals eingemauert, gleichsam Wache standen, mit den Jahreszahlen 1487 und 1512, mahnten mich so recht eindringlich, in welch' althistorisches Besitzthum ich jetzt eintrete.

Aber auch das Innere dieses Schlosses trug nur dazu bei, diesen ersten guten Eindruck in mir nur noch zu erhöhen. Von der mit mächtigen Hirschgeweihen verzierten, gewölbten Eingangshalle durch alle Wohn- und Schlafzimmer bis hinauf zu dem sogenannten Ahnensaale, darin von 1349 an alle Glieder der Familie prangen, deren Reihe der letztverstorbene Stammherr Hans Günther Freiherr von Görz in der Uniform eines österreichischen Kürassierrittmeisters schließt — in all' diesen Räumen, die mir Clemens sogleich am andern Morgen voll naiver Ungeduld zeigte, gewahrte ich keine Spur von jenem pomphaften, modernen Luxus des van der Straaten'schen Haushaltes; und die Vergleichung desselben mit dieser prunklosen, aber mitunter nicht minder kostbaren Einrichtung des alten, deutschen Edelsitzes rief in mir die angenehmste Stimmung hervor.

Doch was war dies Alles gegen die menschenfreundliche Güte der Baronin, mit der sie sogleich am ersten Abend ihr Haus mir heimisch zu machen suchte! — O mein liebster Hermann, ich habe dir in meinen früheren Briefen aus Holland so manches Harte aus meiner dortigen Schule der Demüthigung und Entsagung verschwiegen, weil ich in das heitere Sonnenlicht deines frohen Studentenlebens keinen allzu düstern Schatten werfen wollte. Heute, wo Alles glücklich überstanden hinter mir liegt, darf ich schon eher davon reden. — Wie lange Zeit brauchte ich dort, um nur einigermaßen das innere Weh darüber zu verschmerzen, daß ich in jenem

Kaufherrnhauſe viel eher wie ein Glied der Dienerſchaft, als der Familie betrachtet und behandelt wurde! Und alle froſtige Höflichkeit konnte mich dafür nicht entſchädigen. Mit nur höchſt ſeltenen Ausnahmen an hohen Feiertagen mußte ich mich auf meinem Zimmer abgeſondert zum Mittagstiſche ſetzen. Und wie oft dachte ich mir bei den vielerlei leckeren Gerichten, die mir der Bediente dort vorſetzte: o wäre es doch lieber das einfachſte Eſſen der Welt, aber am gemeinſamen Familientiſche, wie viel beſſer ſollte es mir ſchmecken, als in ſolch' peinlicher Abſonderung dieſe überreiche Mahlzeit, die ich oft nicht zur Hälfte an die Lippen brachte!

Aber hier, wie that mir das ſchon am erſten Abende ſo wohl, als ich mit der Baronin, Adele und Clemens in dem gemüthlichen Wohnzimmer beim Theekeſſel ſitzen durfte, da die Baronin ſelber mir die Taſſe voll ſchenkte, und Fräulein Adele mit eigener Hand die Butterſchnitten zurecht machte. O, ich hätte die zarte Hand von Mutter und Tochter vor dankbarer Freude küſſen mögen, daß ſie nur dem Menſchen in mir ſo lieben Abendimbiß bereiteten, und den Hofmeiſter mich ſo gar nicht fühlen ließen. Und ſo war es auch beim geſtrigen Mittagstiſche. Ein einziger, ſehr einfach uniformirter Diener ſervirte, und ſtets ward ich vor Clemens bedient. Wie auch dieſe Aufmerkſamkeit mich freute! Noch mehr aber dieſe freundliche Unterhaltung, deren mich die Baronin unter dem Eſſen würdigte. Mein Gott, bei den van der Straaten'ſchen luculliſchen Feſttagsdiners kam ich ja immer erſt nach dem jüngſten Commis an die Reihe — als der arme, unbeachtete deutſche Hauslehrer, der für das große Handlungsgeſchäft ein ſo unnützes Geſchöpf geweſen. Und die Herrſchaft hatte für Jeden ein aufmerkſames Wort, nur nicht für mich. Aber wie thöricht war es dort von mir, über dieſe Zurückſetzung mich oft im Stillen zu grämen! Nun ſehe ich's ja erſt recht ein, was ich in dieſer vierjährigen Schule für mein ganzes Leben gelernt habe: für jede Freundlichkeit aufrichtig dankbar zu ſein, und mich ſtets für den

Geringsten, aber Glücklichsten zu halten, ohne Neid oder Bitterkeit in meinem, vom Leben so unverwöhnten Herzen.

Gestern Abend war ich nun auch bei Pfarrer Weber. Clemens, der von der ersten Stunde an eine merkwürdige Anhänglichkeit zu mir zeigte, ließ es sich nicht nehmen, mich selber zum Pfarrhof zu begleiten. Er liegt reizend schön auf einer vom Dorf ein wenig seitwärts vorspringenden Höhe, sehr stattlich aus Quadern gebaut, mit flachem Schieferdache wie ein kleines Schlößchen, und mitten in Feldern und Obstgärten. Als ich das Haus zum erstenmale sah, da kam es mir so gar nicht unbekannt vor. Vielleicht, daß ich's einmal im Traume gesehen, oder sonst als Gebilde meiner Phantasie. Ich weiß es selber nicht. Aber das wußte ich, daß dieser poetische Pfarrhof mit dem anstoßenden Blumen- und Gemüsegarten genau so aussah, wie ich ihn mir wohl manchmal in meinem holländischen Exil als Ideal ausgemalt hatte, um mein einsames Herz auf die ferne Zukunft in der Heimath zu vertrösten. Nun, in zehn Jahren — wer weiß, vielleicht bin ich dann auch der glückliche Besitzer eines Pfarrhofes. Es muß aber auch gerade kein so stattlicher sein. Gott behüte mich vor so maßlosen Ansprüchen! Ein viel bescheideneres Häuschen mit kleinem Blumengärtchen thut's auch, wenn ich nur einmal eine wirkliche Pfarrei mir errungen habe ..... Clemens kommt gerade hereingestürzt und meldet mir, daß die Botenfrau angekommen sei. Ich muß leider schließen, da sie ohnedem nur dreimal in der Woche kommt. Also behüte dich der liebe Gott! Er wird schon Alles recht machen. Und auch für Clemens habe ich die besten Hoffnungen; denn er scheint mich lieb zu haben, und da ist schon viel gewonnen. Zudem läßt die verehrteste Frau Baronin mich unbeschränkt mit ihm schalten und walten, das gerade Gegentheil der Frau van der Straaten. So denke denn nur mit freudigem Herzen an mich! Tausend, tausend Küsse! im Geist umarmt dich dein treuer, glücklicher

Theodor.

P. S. Jetzt hätte ich vor lauter Eile faſt vergeſſen, von Fritz Kreutzer, deinem Leibburſchen, dich aufs herzlichſte zu grüßen. Eine gute, ehrliche Seele! Auch ihm gefällt's hier ſehr gut. Ich hoffe, ſeine Freundſchaft zu dir ſoll auch uns Beide bald näher bringen.

Ich übergehe nun die weitere Correſpondenz unſerer jungen Freunde und knüpfe ſie erſt über ein Jahr danach wieder an mit einem Brief Hermanns, den er am Begräbnißtage ſeiner Dorothee nach Görzhauſen geſchrieben hatte. Er lautet:

Am 15. November 1844.

Mein liebſter, beſter Theodor!

In trübſter Stimmung flüchtet ſich heute mein ſtürmiſches Herz wieder zu dem deinigen, daran es in dieſem Jahre ſchon ſo oft ausgeruht und jedesmal ſtill geworden. Aber heute iſt meine Sehnſucht nach dir tiefer, denn je. Denn höre nur: ich ſtand noch vor ein paar Stunden vor dem friſch aufgeworfenen Grabe meiner alten unvergeßlichen Dorothee. Nicht wahr, auch du biſt ſchmerzlich überraſcht? Sagte doch mein letzter Brief noch kein Wort von ſo naher Auflöſung. Aber ſie ſtarb einen wirklich hochpoetiſchen Tod. Denke dir nur, und halt' es für buchſtäbliche Wahrheit: überm Märchenerzählen iſt ſie, von meinem Arm umſchlungen, entſchlafen, in einſamer Nachtſtunde, da ich ganz allein an ihrem Bette geſeſſen. Das iſt mir doch noch ein großer Troſt. Denn ich habe ihr noch in den letzten Stunden die Kiſſen zurechtlegen, mit dem letzten Trunk friſchen Waſſers ihre verdorrten Lippen erquicken dürfen. Ich habe ſie ſterbend im Arme gehalten, und ihr im Tode die Augen zugedrückt. Aber ſie iſt mir eben dennoch geſtorben, und ich kann dir gar nicht ſagen, wie mir darüber ſo weh geſchieht. — Als ich die dreifache Schaufel

Erde auf diesen Sarg hinunterwarf, war mir's doch, als begrübe ich damit selber jede Erinnerung an meine mit ihr verlebte Kindheit; als sänke in dieses Grab mein letztes Stück Poesie in dieser öden Prosa meines jetzigen Lebens! — O liebster Theodor, dein treues, so tief mit mir empfindendes Herz weiß ja am besten, was mir jene einsamen Stunden gewesen, die ich in stiller Nachtzeit an diesem Wagdbette verleben durfte. Kamen sie mir doch oft vor, wie selber ein sinn- und gemüthvolles Märchen, unverstanden in diesem verstandernüchterten neuen Leben unserer alten Vaterstadt. Ich weiß, du zeihst mich um dieser Betrübniß willen nicht unmännlicher Sentimentalität, an der ich Gottlob niemals noch gekränkelt; nein, du fühlst mit mir die Gesundheit meines Schmerzes heraus, in dem heute das einstige Kind in dem jetzigen Mann am Grabe dieser alten, treuen Wärterin und vertrautesten Freundin Thränen vergossen, die wohl die Wenigsten verstanden, vor denen ich mich aber nicht im mindesten geschämt habe. Möchten sie doch die einzige Schande sein, die jemals mein Leben entehren wird!

Doch du guter, treuer Freund, mein Herz hat sein Bedürfniß nach Klage nun bei dir gestillt, und es verstumme nach außen für alle Zeit! Und jetzt, wie geht es dir? — Du sagtest mir in deinem letzten lieben Worte vor vier Wochen noch ziemlich geheimnißvoll: nur noch eine einzige Wolke stehe vor der Sonne deines Glückes, und wenn auch diese noch glücklich zerronnen, dann würdest du ihren vollen Glanz mich schauen lassen. Sag', liebster Theodor, verfinstert diese Wolke deinen Himmel noch, oder leuchtet er schon in vollem Lichte? Ich kann es mir zwar gar nicht vorstellen, wie schon jetzt, nach kaum fünfvierteljährigem Aufenthalt in Görzhausen, ein so wichtiges Ereigniß für dich und Elisabeth eingetreten sein könnte. Um so größer ist aber meine Ungeduld, es zu erfahren. O du kannst es kaum erfassen, welch' ein Verlangen mich durchglüht, nun in meinem freudenlosen Herzen

mich an deinem Glück zu erfreuen, wie du es einſt ſo edelherzig gethan, da alle Freuden der Welt vor mir ausgeſchüttet lagen, und du in einſamer Fremde daran darben mußteſt. O glaub' es mir, wie nach einer Wohlthat begehre ich nach deiner freudenreichen Botſchaft, wie nach einem Sonnenblick mitten in den Sturmwolken meines lichtloſen Himmels.

O Theodor, danke deinem gnädigen Gotte für die friedfertige Sanftmuth des Herzens, mit der er als ſegensreichſtem Geſchenk dein Leben begnadigt! Dank ihm für deine angeborene Weisheit beſcheidener Selbſtbeſchränkung, mit der du um dein Verlangen nach Menſchenglück von Kindheit an immer nur die engſten Kreiſe gezogen! Denn nur um ſo weiter werden ſich dieſe Schranken irdiſchen Glückes dir öffnen.

O ſag', iſt es nicht ein unerklärliches Räthſel, mein guter Theodor? Du ſiehſt aus meinen klaren Worten, wie auch ich dieſe Weisheit in ihrem ganzen Werth und Segen zu ſchätzen weiß. Meine theuerſte Mutter iſt mir ja darin die weiſeſte, liebreichſte Lehrmeiſterin. Aber, liebſter Freund: „Grau iſt alle Theorie, doch grün des Lebens goldner Baum.“ Dieſes mephiſtopheliſche Wort, das ich als Praktikant des Bezirksamts in bitterſter Ironie verlachen gelernt, in der Praxis des Herzens möchte es mich manchmal zu bitterem Weinen treiben. — Wenn ich einen Tag denke, dieſer Dämon meines Innern ſei von meinem guten Engel völlig geſchlagen und vernichtet, ſchon am nächſten Morgen kommt er mit verſtärkter Heerſchaar in neuem Sturmlauf herangezogen. Und wenn ich ſanftmüthig wie ein Kind geworden, dem ein Märchen jedes Verlangen ſtillt, mit einemmal iſt mir die ganze Welt zu klein, um die unendliche Kluft meines Begehrens nach Menſchenglück auszufüllen. Was iſt das, du liebſter Freund meines Lebens, du beneidenswerther Mann des inneren Friedens? Nenne mir die feindliche Macht, die ſich alſo gewaltſam zwiſchen mein Herz und ſeine Befriedigung drängt! Nenne mir den finſtern

Geiſt, der ſo ſtarken Armes mich umklammert hält, der jedem Beiſpiel des genügſamſten Vaters, jeder weiſen Mahnung der frömmſten Mutter ſpottet, und in unſeres Hauſes wahrhaft heiligem Frieden ſich dennoch heimiſch fühlen kann! — Von wannen iſt er in mein Blut gekommen, und hat er ſchon an meiner Wiege geſtanden? War es ſchon ſeine Macht geweſen, die mich auf dem Rittersberg und im Reichswald angetrieben, ſtets unter uns Buben der Erſte zu ſein? Hab' ich aus ſeinem Dunſtkreiſe den Muth geſogen, mit dem ich einſt jenem Korporal meinen Sophokles vor die Füße geworfen, und war es ſein nimmer verglühendes Feuer, das auf der Hochſchule mit ſolchem Ehrgeize mein Herz entflammt, bis ich auch dort den höchſten Gipfel unumſchränkter Herrſchaft erſtiegen? — Was iſt das nur? — Bei all' dem ſittlichen Starkmuth meiner Seele wird ſie doch gar oft von traurigſter Bangigkeit beſchlichen, und meine ganze Zukunft fürchtet ſich vor dieſer unheimlichen Feindesmacht. O komm mir zu Hilfe, treueſter Freund! Wie ich dich einſt aus des Blechhammers düſtrer Fluth herausgezogen, ſo thue jetzt das gleiche Freundeswerk an mir! Zieh mich heraus aus dieſer finſteren Stimmung, daß ich nicht darin untergehe! Sag' mir, daß deines Herzens tiefſtes Sehnen nun befriedigt iſt, und auch meine Sehnſucht wird ſtiller werden! Bring' mir die Botſchaft, daß dein Liebesfrühling in voller Blüthe ſteht, und ſein Duft ſoll meine Seele mit neuem Hoffen durchwürzen, daß auch ihr nach dieſer jetzigen Oede noch ein blühender Garten beſchieden ſei. Sag' mir, daß dein Lebensboot im Hafen glücklich eingelaufen iſt, und auch die wilden Wogen, darin das meinige noch auf- und niederſchwankt, ſie werden ſich beſänftigen. Juble mir entgegen: „Ich bin glücklich!“ und in meinem Herzen wird der Glaube wiederhallen, daß auch ich es noch ſein werde. Und jetzt lebe wohl! Der Wächter ruft Mitternacht. Es iſt Schlafenszeit. Ich bin müde. Herzlich gute Nacht!

Dein Hermann.

P. S. In vierzehn Tagen geht, dreimal Gottlob, meine Adminiſtrativpraxis zu Ende. O wenn nur einmal dieſe ſtaubige Bureaukratenwelt hinter mir liegt! In der Juſtiz hoffe ich doch auf friſchere Luft. Denn dort iſt das eigentliche Feld meines Geiſtes, namentlich, wenn ich einmal zum öffentlichen Vertheidigen komme. Da ſoll es mit mir und meiner Stimmung ſchon beſſer gehen. Denn mein Ich darf doch dann ſeine Exiſtenz ein wenig geltend machen. O nur nicht dieſes geiſtige Vegetiren wie bis jetzt! Lieber Tod als ſolches Scheinleben! Adieu!

* * *

Die Antwort Theodors, der von jeher ein unermüdlich fleißiger Briefſchreiber geweſen, datirt vom 18. November:

Morgens 5 Uhr.

Mein geliebteſter Hermann!

Alles liegt im Schloſſe noch im tiefen Schlafe. Aber mein Herz wacht ſchon längſt. Denn die ganze Nacht konnte es deinetwegen nicht zur Ruhe kommen. Armer Freund! Du biſt erſt vor drei Tagen am friſchen Grab einer von dir ſo herzlich geliebten Todten geſtanden; dein Auge iſt von edelm Weinen um ſie noch trüb, und, was mich noch viel trauriger macht, dein Herz iſt wieder einmal voll ſchweren Streites. Und ich ſoll dir nun erzählen, welch' reicher Schatz an Gottesgnade und Menſchenglück in mein Herz ausgeſchüttet worden iſt, zu derſelben Zeit, als deines, ſo verarmt an Frieden, ſeinen Jammer zu mir hinausſchreit? In deinem Trübſinn ſoll ich mit meiner Freude hineinlachen? Darf ich das auch, mein theuerſter Freund?

Doch du biſt ja ſo edlen Herzens, nach der Botſchaft meines Glückes ſo ſehnſüchtig zu verlangen, wie nach einer Wohlthat und Sonnenſchein. Wie darf ich da ängſtlich zögern, von dem

ganzen Himmel meiner Freude dich umleuchten zu laſſen? Und wer könnte dir eine Wohlthat lieber erweiſen? Selbſt dein Vater und deine Mutter nicht, die dir das Leben gegeben, können dir lieber wohlthun als ich, dem du dereinſt das Leben gerettet. Denn nie und nimmer ſchwebe mit finſterem Fittig der Geiſt dankloſer Vergeſſenheit über jener düſtern Fluth!

Und ſo vernimm denn, in wie gnädiger Fügung Alles gekommen iſt! Noch kann ich's ja ſelber nicht recht glauben, weil es ſo maßlos viel des Glückes iſt, daß Einem angſt und bange werden möchte. Mit kurzen Worten alſo: Pfarrer Weber hatte ſich aus Rückſicht für die Erziehung ſeiner Knaben, wovon zwei in die Lateinſchule eintreten ſollen, auf die erledigte Stadtpfarrei in H. gemeldet, und ſie auch vor vierzehn Tagen erhalten. So herzlich ich auch dieſe Beförderung dem wirklich muſterhaften Manne gönnte, ſo lag doch ſchon ſeit vier Wochen, wo ich zum erſtenmale davon hörte, ein ſtiller Kummer auf meinem Herzen. Denn Pfarrer Weber war mir ein treuer, väterlicher Freund, von dem ich während meines Hierſeins unendlich viel gelernt habe. Namentlich war er mir auf der Kanzel ein wahres Vorbild. Und wenn ich in meinen eigenen, jetzt ungefähr zwölf Nachmittagspredigten, die er mir bereitwilligſt überlaſſen, nicht nur der Gemeinde, ſondern auch der Frau Baronin Genügendes geleiſtet, und ſogar bei der Kirchenviſitation von dem Conſiſtorialrathe belobt worden bin, ſo verdanke ich das zumeiſt dieſem tüchtig geſchulten, an Verſtand und Gemüth gleich reichen Manne. Du kannſt dir alſo denken, wie leid mir geſchah, da vor acht Tagen das Verſetzungsdekret hier eintraf. — Aber nun höre, liebſter Hermann, wie dieſer hochherzige, väterliche Freund noch vor ſeinem Weggehen für mich ſorgte! Denke dir, er hatte mich der Baronin als ſeinen Nachfolger in Görzhauſen auf das allerdringlichſte empfohlen. Zufällig war auch der Vormund von Clemens auf Beſuch hier, ein Baron Harthauſen, der als penſionirter, unverheiratheter Oberſt

in der Hauptſtadt lebt. Er, der für Clemens während ſeiner Minderjährigkeit das Patronatsrecht auszuüben hat, ging auf Webers und der Baronin vereintes Fürwort ein. Ich aber hatte davon noch nicht die leiſeſte Ahnung. — Da kam vor vierzehn Tagen die Baronin des Abends auf mein Zimmer und vertraute mir Alles an. Ich war anfangs ganz ſprachlos. Die plötzliche Nachricht von einem großen Unglücke hätte mich auch nicht gewaltiger niederſchmettern können. Endlich aber ſtürzten mir die Thränen nur ſo hervor, und ich wußte nichts zu ſagen, als das Eine: „Ach, das iſt ja viel zu viel, das kann ja gar nicht möglich ſein.“ — Da nahm dieſe wahre Edelfrau meine Hand und ſagte zu mir mit ihrer herzerfreuenden Stimme: „Nein, lieber Herr Faber, das iſt nicht zu viel. Sie haben mir einen ſchon halb verlornen Sohn wieder geſchenkt, und wenn wir Ihnen nun dafür eine Pfarrei geben wollen, ſo iſt das noch lange kein voller Erſatz. Sie haben in dieſen fünfviertel Jahren das große Werk zuwege gebracht . . . .“ Doch nein, lieber Hermann, es ſträubt ſich meine Feder, alle dieſe unverdienten Lobſprüche dir niederzuſchreiben. — Kurz, das war eben der Zeitpunkt, in dem ich dir noch etwas geheimnißvoll von meinem bevorſtehenden Glücke geſprochen hatte. Denn, da ich das letzte Pfarrexamen noch nicht beſtanden, und von Seite der Patronatsherrſchaft beim Conſiſtorium erſt darauf angetragen werden mußte, bis dahin die Pfarrei durch einen Verweſer verwalten zu laſſen, hing doch Alles noch ſehr in der Schwebe. Aber durch Pfarrer Webers Freundſchaft mit dem Oberconſiſtorialreferenten iſt auch dieſes Hinderniß nun beſeitigt, und mein unendliches Glück iſt volle Wahrheit. — Denke dir, vorgeſtern noch ſpät Abends, da wir gerade um den runden Tiſch bei der Lampe ſaßen, und ich Rückerts „angereihte Perlen“ vorlas, tritt plötzlich Pfarrer Weber herein, und bringt uns ganz athemlos die Nachricht, daß ſo eben durch einen Extraboten von ſeinem Freunde die vorläufige Verſicherung eingetroffen ſei, es

ſtehe der beantragten Pfarrverweſung und meiner ſpäteren Präſentation zum Pfarrer nicht das Mindeſte im Wege. Kannſt du dir nun vorſtellen, mein Liebſter, was ich da empfand? Ich glaube, ich hätte keinen Blutstropfen gegeben. O wie die Baronin und Adele gleichmäßig bei dieſer Freudenbotſchaft aufgejubelt hatten! Clemens hing ſich noch obendrein wie ein muthwilliger Knabe an meinen Hals, und küßte mich unter dem beſtändigen Ausrufe: „Herr Pfarrer, Herr Pfarrer!“ — Sogleich beſtellte die Baronin noch einen Punſch zur Feier dieſes freudenreichen Abends. Wir ſaßen mit Pfarrer Weber noch bis Mitternacht bei einander, und die Gläſer gaben beim Zuſammenſtoßen gar hellen, fröhlichen Klang. — Ach, ſind das gute Menſchen, gleich adelig durch Geburt wie Geſinnung!

Ich konnte die ganze Nacht vor Aufregung nicht eine Stunde ſchlafen. Als ich darauf am andern Morgen zum Pfarrhof ging, um Pfarrer Weber nochmals für all' ſeine unendliche Güte zu danken, als ich dann Haus und Garten ſchon von weitem liegen ſah, und ich mir das unausſprechliche Glück bedachte, ſchon in einem Jahre mit Eliſabeth hier einziehen zu dürfen, o da mußte ich mitten auf meinem Wege ſtille ſtehen und die Hände vor die naſſen Augen halten. — Ich habe dem lieben Gott ſchon oft, recht oft gedankt. Aber ſo heiß, wie damals, doch noch nie — nie in meinem ganzen Leben.

Nun, mein liebſter Hermann, weißt du Alles. — Du ſagteſt mir: „Juble mir entgegen: ich bin glücklich! und in meinem Herzen wird der Glaube wiederhallen, daß auch ich es noch ſein werde.“ Nun wohl, mein theuerſter Herzensfreund, ich habe dir jetzt dieſe Botſchaft gebracht. Wirſt du nun endlich daran glauben, daß auch du noch glücklich werden wirſt? O du, der ſchon jetzt ſo glücklich ſein ſollte, wie kein Anderer auf Erden! Du dem von der Wiege bis heute das Leben nur ſein Lächeln gezeigt, du, der du an Leib und Seele von Gottes Gnade wahrhaft über-

goſſen biſt! Du willſt an mir, dem ſo früh verwaisten, von jeher arm geweſenen Pfarrersſohn deinen Glauben aufrichten, daß auch du noch glücklich ſein werdeſt? Eine Oede nennſt du dein Leben? — O ſag', wie hätte dann ich das meinige nennen ſollen, da mir der beſte Vater ins allzufrühe Grab geſunken, und ich um Geldeslohn meine Freiheit an jene reichen, kaltherzigen Menſchen verkaufen mußte, vier lange, opferreiche Jahre? — O glaube doch ja nicht, mein Liebſter, daß dieſe Weisheit beſcheidener Selbſtbeſchränkung, die du mir nachrühmſt, mir ſo ohne weiteres in der Wiege gelegen, und mit mir groß geworden ſei! — Nein, ſo war es nicht. Gern gebe ich zu, daß ich deren ſchon bei der Geburt ein größeres Pfund empfangen, als du; daß mein Blut von jeher ſtiller floß, als das deine. Aber trotz alledem habe auch ich dieſe Weisheit mir Tag für Tag in jahrelangem Kampf erringen müſſen. Wie ein Bettler habe ich an Wünſchen, an Freiheit und den beſcheidenſten Lebensgenüſſen gedarbt, um an innerem Frieden ein Kröſus zu werden. Und ich bin es geworden. Aber nur nach heißeſtem Streit und eſt bitterſter Mühſal. — Und du, deſſen Geiſt ſo hoch über dem meinen ſteht, zu dem ich von Kindesbeinen an immer hinaufgeſchaut, wie die Schwäche zur Stärke, du könnteſt jetzt unterliegen, nachdem ich geſiegt, oder nur verzagen, nachdem ich muthig geweſen? — Nein, nie und nimmer! Du haſt nur auf einen Augenblick vergeſſen, welche Heldenkraft in deinem Geiſte wohnt! Die Waffen haſt du nur jetzt überſehen, mit denen dein ſtarker Wille von jeher umgürtet iſt, und, deine eigene Macht mißachtend, liegſt du da wie ein klagender Löwe, dem ein winziger Dorn den Fuß verwundet.

O liebſter Hermann, glaube mir trotz alledem, deine Klagen reden zu mir ſo verſtändlich, als ob ſie mein eigenes Herz ausgeſtoßen hätte! Aber darf ich mit falſchem Mitleide ſie jetzt nähren, wie mit Oel das Feuer? Und ſelbſt, wenn ich jetzt mit meinem Worte dich verwunde — ſei's darum! Viel beſſer doch

und viel getreuer. Wohl kenne ich deinen mächtigen Feind, von dem du mir geschrieben. Aber ich kenne auch dich, dieses Feindes noch viel stärkeren Ueberwältiger. Einen ritterlichen Helden Hermann Stark kenne ich, dem schon in der Wiege geweissagt worden, daß, wie einst Hermann der Cheruskerfürst den Varus überwunden, so auch dieser andere Hermann jeglichen Feind zu Boden schlagen werde. Nun wohl, auch jetzt mach' diese Prophezeiung zur Wahrheit! — Bist du ein Meister geworden, als Student den Schläger zu führen, so sei auch jetzt kein Stümper auf der Hochschule des Lebens! Ziehe dein Schwert und strecke auch diesen Feind danieder, wie du einst jenen überwunden, der deinen Vater verhöhnt! — Denn dieser andere Feind verhöhnt noch viel mehr. Deinen Vater und deine Mutter verhöhnt er, und ihren ganzen Willen, dich glücklich zu machen. Er verhöhnt ihr Beispiel und ihre Liebe sammt deines ganzen Hauses heiligem Frieden. Dich selber verhöhnt er sammt all' deinen Geistesgaben und deiner Wissenschaft. Und endlich verhöhnt er den ewigen Gott, der mit allem Erdenklichen dich ausgestattet hat, was nur zum Menschenglücke dienlich ist. — Siehst du, welch' wahrhaft höllischer Hohn in diesem Feinde liegt, der Erd' und Himmel dir vergällen will? —

O mein Hermann, du mein einstiger Lebensretter, du hast nach mir um Hilfe gerufen, daß ich aus deiner finstern Stimmung dich herausziehen soll, wie du mich selber einst aus des Blechhammers düsterer Fluth. Siehe, ich bin gekommen und habe den Arm nach dir ausgestreckt. Daß du doch dein Leben, das gewiß noch zu großen Aufgaben bestimmt ist, wieder so heiter vor dir liegen sähest, wie ich einst das meine, als ich nach meiner Rettung Hand in Hand mit dir durch den Reichswald heimgegangen bin! — Bedenke doch ja, mein Liebster: ohne Schule keine Meisterschaft, ohne Prüfung kein Bestehen, ohne Lernen kein Wissen, ohne Kampf kein Sieg. O daß mein Rettungswerk mir nur auch an dir jetzt gelungen sei, wie einst an mir das deinige!

Auf dieſe freudenreiche Botſchaft harre nun auch ich, wie du auf die meine geharrt. Und erſt, wenn auch du mir entgegenjubelſt: „Ich bin glücklich!“ erſt dann wird auch das Glück völlig ungetrübt ſein deines um dich tief beſorgten, aber in freudigſter Hoffnung dich umarmenden

Theodor.

Schon am fünften Tage war Hermanns Antwort in ſeines Freundes Händen. Sie iſt ſo kurz, daß ich auch dieſe dir noch mittheilen darf, um ſo eher, als ich damit meine Anſprüche an deine geduldige Theilnahme für dieſe lange Briefreihe beendige.

Am 24. November 1843.

Mein Innigſtgeliebter!

Heut Abend nur wenige Worte, aber genug für unſer Beider Herzen! Glaube mir, der Sternenhimmel in klarer Sommernacht kann nicht heller erglühen, als jetzt mein Herz von innigem Danke gegen dich, du mein Freund, wie kein wahrhaftigerer noch auf Erden gelebt. Deine über alles Denken treuen Worte werden ewig in meiner Seele eingeſchrieben bleiben, ſo gut wie droben in jenem goldenen Himmelsbuche, darin jede gute That auf Erden verzeichnet wird. Denn deine Freundesworte waren wahrhaftig eine gute That an mir. Nun mag dein Frühling in voller Blüthe prangen, dein Himmel mag in reinſtem Glanze dich und Eliſabeth umleuchten, denn glaube mir: ich bin ſeit geſtern Morgen ein neuer Menſch geworden. Als ſei ein Engel Gottes zu mir niedergeſtiegen, ſo hat ſich meine Seele beſänftigt. Auch meine liebſten Eltern habe ich deine Worte leſen laſſen. Sie danken dir darum tauſend und tauſendmal. In mir und meinem Hauſe iſt doppelter Feiertag auf einmal — Oſtern und Pfingſten, in meinem zugleich

auferstandenen und neuerleuchteten Herzen. Das Leben lacht mir wieder in neuem Reize. Mein Geist verspürt wieder seine alte Macht. Als geschlagener Varus liegt der alte Feind zu meinen Füßen. Und dir, meinem Mitstreiter, sinkt dafür dankend ans Herz dein dem Leben und seiner Freude wiedergegebener, dich mehr als jemals liebender, siegreicher

Arminius.

V.

Friſchere Luft.

„O wenn nur einmal dieſe ſtaubige Bureaukratenwelt hinter mir liegt, in der Juſtiz hoffe ich doch auf friſchere Luft; denn dort darf ich doch meine Exiſtenz ein wenig geltend machen!“

Dieſe Sätze, die Hermann ſeinem vorletzten Brief an Theodor nur als haſtige Nachſchrift angehängt hatte, waren eigentlich die allerwichtigſten Gedanken darin, ohne daß ihr Schreiber ſich deſſen recht bewußt geweſen. Denn, ſo edel und aufrichtig auch ſein Glaube gemeint war, in der erſehnten Botſchaft von ſeines Freundes Glück für das eigene Herz Ruhe zu finden, in ſo idealen Ausdrücken er auch dieſem Hoffen Worte gegeben, und ſo wahr auch ſeine geiſtige Erhebung darauf geweſen, — ich glaube trotz alledem, daß die Rittige ſeines Geiſtes, die er zu ſo plötzlichem Aufſchwung ausgeſpannt, doch gar bald wieder ſchlaff zuſammengefallen wären, hätte nicht neben dieſer idealen Befriedigung auch kurz darauf das wirkliche Leben ihm die erquickende Schale an die heißen Lippen gehalten.

„Denn mein Ich darf doch ſeine Exiſtenz dann ein wenig geltend machen.“ Das war es — Räthſel und Löſung ſeiner früheren und jetzigen Stimmung.

Spann' ein edles, arabisches Pferd ein Jahr lang an den Lastwagen! Begreifst du, wenn es endlich vergißt, den Kopf in gewohntem Stolz zu tragen, und mit elastischem Schwung den Boden kaum zu berühren? — Dann schirr' es aus von dem seines Nackens unwürdigen Kummet, gieb ihm den Sattel und früheren Reiter wieder, nebst der unermeßlichen Rennbahn der heimathlichen Wüste! Staunest du zu sehr darüber, wenn das edle Thier wieder windschnell dahinfliegt, und mit weiten Nüstern sein Behagen hinauswiehert? —

War darum unser junger Freund jetzt schon hoch beglückt, da er auf seines Vaters Kanzleistube nun in selbstständiger Logik denken durfte, und seinen Geist nicht mehr erniedrigen lassen mußte zum maschinenartigen Handlanger eines bornirten bureaukratischen Altgesellen, von seinem ersten Zerschneiden der Conscriptionslisten an bis zum letzten geistreichen Concept über die Ausbesserung eines unfahrbar gewordenen Vicinalwegs! — Als er aber dann noch gar als selbstständiger Vertheidiger vor den zuchtpolizeilichen Gerichtsschranken stand, überkam ihn das volle Ahnen davon, welch' fruchtreiches Feld des öffentlichen Lebens vor seinem Geiste liege, welch' schrankenlose Rennbahn des Ehrgeizes.

Nur wenige Monate verfliessen und der Rechtspraktikant und Doctor juris, Hermann Stark, war im ganzen Gerichtsbezirke der gesuchteste Vertheidiger. Und Vater Stark hatte in seinem Briefe nach dem Festcommers ganz Recht, da er an Mutter Rosalie von seinem Sohne heimgeschrieben: „Ich glaube, er würde uns Advokaten daheim miteinander trocken legen."

Schon sein erstes Auftreten war ein Stadtgespräch geworden. Der Gerichtspräsident hatte nach erfolgter Freisprechung der wegen Kindesaussetzung minderen Grades Angeklagten unsern jungen Helden öffentlich belobt, und selbst das sonst so nüchterne Wochenblatt über diese glänzende Vertheidigung einen begeisterten Artikel gebracht. Die Beschuldigte war eine unwissende, blutarme Waise,

die als verführtes Opfer des reichen, aber wegen ſittenloſen Lebens und ſchmutzigen Geizes allgemein verachteten Stadtmüllers ihr Kind ihm vor die Thüre gelegt, weil ſie nach Verweigerung jeder Unterſtützung in ihrer hilfloſen Armuth den armen Wurm nirgends unterzubringen gewußt. Und Hermann hatte ſeiner ſittlichen Entrüſtung über dieſen hartherzigen Wüſtling ſolch' energiſchen Ausdruck gegeben und wieder von der juriſtiſch trockenen Begründung der Anklage mit ſo gewandter Hand der Menſchlichkeit jeden Schein moraliſcher Schuld abzuſtreifen gewußt, daß das zahlreiche Auditorium von tiefem Mitleid ergriffen ward. Der als Zeuge erſchienene Müller hätte nun gerne das Hundertfache, um was die Angeklagte ihn einſt fußfällig gebeten, ausbezahlt, nur um den ſtrafenden Blicken der Zuhörer entrinnen zu können. Sein armes Opfer aber, das ſchluchzend ihr in Lumpen gehülltes Kind an die Bruſt drückte, erweckte ſelbſt in dem Antlitze der Richter ſichtbares Mitgefühl. War das ein Tag des Triumphes für Hermann! Gegen Lüge und Gemeinheit ſiegreich das Schwert edler Beredſamkeit zu ſchwingen, das war die Luft, die ſeinem Lebensodem von Nöthen geweſen. „Lieber Tod als ſolches Scheinleben!“ hatte er noch vor vier Wochen hinausgeſeufzt. Jetzt lebte er wieder, denn ſeine Exiſtenz machte ſich geltend. Der Winter war zerronnen und ein neuer Lenzſturm brauſte durch ſeine Seele.

Wie manchen derartigen Fall könnte ich dir noch erzählen, in dem Hermann ſeinen Ruf des gewandteſten Vertheidigers über alle wirklichen Advokaten der Stadt begründete. Es waren ſeine Clienten freilich anfangs lauter arme Teufel, die ſeinen ritterlichen Schutz ihm nur mit Dankesworten bezahlen konnten — für ſeinen Ehrgeiz das allergrößte Honorar. Als er aber einmal einen, wegen Amtsehrenbeleidigung ſeines herrſchſüchtigen Bürgermeiſters angeklagten, behäbigen Oekonomen durch eine ungemein ironiſche Vertheidigung von Schuld und Strafe losſprechen half,

und dieser ihm dann zwei blanke Louisd'ors auf den väterlichen Schreibtisch legte, da sträubte sich Hermann wohl, dieses um das Vierfache die Rechtspraktikantentaxe übersteigende Honorar anzunehmen. Nachdem jedoch sein reicher Client auf dieser Bagatelle, wie er die zwei Goldstücke nannte, bestand, verspürte Hermann dennoch zuletzt bei diesem ersten, durch eigene geistige Thätigkeit verdienten Gelde hinterher eine bisher so unbekannte Freude, wie sie ihm alle pekuniäre Errungenschaft seines späteren Lebens nimmer gewähren konnte. Sofort kaufte er sich für dieses erste Honorar einen Siegelring, darin er die Anfangsbuchstaben seines Namens graviren ließ, um, so oft er die Hand in seinem Beruf als Vertheidiger ausstrecken würde, sich diese reine Freude über das erste selbstverdiente Geld ins Gedächtniß zurückzurufen.

Durch diese schönen Erfolge in Hermanns neuer Praxis, die seinen unruhigen Geist so hoch befriedigten, hatte auch sein Herz allmälig die Bitterkeit gegen das alltägliche Leben seiner alten Vaterstadt verloren. Hatte er im ersten Jahre nur aus gezwungener Rücksicht für seinen Vater das Casino besucht, und dann zumeist als wortkarger Gast sich in die Zeitungen vertieft, weßhalb man ihn allerseits eines unbegrenzten Hochmuths geziehen — jetzt nahm er mit jeder neuen erfolgreichen Vertheidigung auch freudiger an der allgemeinen Unterhaltung Theil, und stand lange nicht mehr in so schroffem Gegensatz zu den kleinstädtischen gesellschaftlichen Zuständen. Trug er doch jetzt das Bewußtsein in sich, nicht mehr als unbeachteter Bezirksamtspraktikant in Bürger- wie Beamtenkreisen zu figuriren, sondern als ein, selbst dem Präsidenten geistig Ebenbürtiger, dessen Begabung als Jurist und Redner bereits Jedem einen gründlichen Respekt abgerungen, und dem allerseits noch eine bedeutende Zukunft verheißen ward. Auch Hermanns Doctortitel kam nun allmälig immer mehr zu Gnaden und Ehren, der vorher den bereits in Amt und Würde stehenden Herren Beamten so gar nicht über die Lippen kommen wollte.

Ja, sogar der Herr Bezirksamtmann ließ sich wohl oder übel zuletzt herab, den früheren „Herrn Stark“ mit „Herrn Doctor“ zu vertauschen, und selbst darüber ging ihm ein immer helleres Licht auf, daß jenes Schreiben der Conscriptionslisten eben doch ein wenig gar zu tief unter Hermanns geistiger Würde gestanden habe.

Und erst auf den Bällen im Casino, die unser Freund in diesem Winter nun ebenfalls besuchte — welch' ausschließliche Hauptrolle war ihm unter all' seinen Mittänzern auch da zugefallen, ganz so wie einst unter seinen Buben beim Steckenreiten, beim Räuberspiel und bei den Kaiserjagden. Er war der einzige Held der allgemeinen weiblichen Schwärmerei, von der selbst im Interesse der Tochter gar manches Mutterherz ahnungsselig erglühte. Eine Tänzerin, die nicht von Hermann Stark geworben worden, kehrte unbefriedigt vom Ballsaale heim, auch wenn sie sonst nicht ein einzigesmal hätte „sitzen bleiben“ müssen. Und nicht eine einzige Jungfrauenrose war in der Stadt erblüht, die sich nicht ums Leben gern an diesen stolzen Eichbaum hinaufranken möchte. O wie wußten namentlich die reichen Fabrikantentöchterlein ihre venusartigen Reize diesem germanischen Adonis gegenüber in allerfeinster Toilette zur Schau zu tragen! Wie wußte gar manche im Ballgespräch mit versteckter Gewandtheit ihm beizubringen, wie sie auch in geistiger Bildung gewiß seiner nicht unwürdig wäre, da sie gar manches französische Wort in ihre geistreiche Conversation einfließen ließ, und das Thema oft ganz unversehens auf das französische Institut brachte und wieder auf Clavierspiel und schöne Literatur. Und wie glaubwürdig mußte ihm ihr feiner französischer Accent wohl dünken, da oft die eigene liebe Muttersprache so sehr unter ihm gelitten zu haben schien!

Aber, o unausstehliche Sprödigkeit! Trotz alledem überschritt der so sehr umworbene Held niemals die Grenze ritterlicher Höflichkeit, dieser wunderschöne Mann mit diesem eiskalten Herzen. Doch freilich war es ja auch Winterszeit. Und der Frühling,

wann Alles knospet und blüht, wann die lieben Vöglein sich paaren und ihr Nest bauen, wird gewiß auch dieses Eis dann hinwegschmelzen. — Der Frühling? — O ja, vielleicht! — Aber wer wird dann wohl die glückliche Erkorene sein? — Nun, geduldet euch nur noch ein paar Monate, ihr sehnsüchtigen jungen Schönen dieser alten Stadt! — Ihr werdet sie ja noch bei Zeiten kennen lernen!

VI.

Die Prinzeſſin und ihr Schmuckkäſtchen.

Und es kam dieſe ſchöne Frühlingszeit, wo im prächtigen Reichswald die Eichen und Buchen vom Liebäugeln der Sonnenſtrahlen jeden Tag ſich tieferen Zauber entlocken ließen, und durch die ganze Vogelwelt im ſüßeſten Wechſel der Lockruf der Liebe ging. Da ward ſelbſt dem nüchternſten Pfahlbürger, der Sonntags mit Kind und Kegel in dieſem grünen Vermächtniß des Kaiſers Rothbart ſpazieren ging, wie nicht minder dem neu angeſiedelten Fabrikherrn, der mit dem Duft ſeiner Cigarre den des Waldes unentgeltlich verfeinerte; ja, ſelbſt dem letzten Comptoirlehrling ward da das Herz ein wenig weiter, als gewöhnlich, und ihre proſaiſchen Geiſter flatterten mit ungewohntem Zittig zu jener Region hinauf, in der die Poeſie des Glaubens beginnt, daß es in und über dieſem Leben doch noch höhere Genüſſe gebe, als nur der Erdſcholle oder Maſchine Kopf und Herz zu verkaufen.

Was Wunder darum, daß auch unſer junger Held, ſicherlich keine der unpoetiſchen Naturen, an jedem ſchönen Abend, ſobald er nur des Vaters Kanzleiſtube entrinnen konnte, ſich ebenfalls in dieſem „heiligen Hallen“ erging, darin die Natur ihr Auferſtehungsfeſt ſo vielfältig feierte. — Und ſo hatte er ſich eines

Tages ungewöhnlich tief in sinnendem Lustwandeln verloren. Sein Herz und der Wald waren einander so ähnlich. Ein Schwellen und Grünen, und dann und wann ein heimlicher Sehnsuchtsruf aus verschwiegenem Dunkel!

Da kam er auf dem Heimweg an eine hohle Gasse, wie zu Tells Zeiten der weltbekannte Weg nach Küßnacht sie gewiß nicht holperiger aufweisen konnte. Neben dem Fußpfade, den er längs dieses Hohlweges träumend dahinschritt, erschloß sich eine Waldblöße, auf der nurmehr ganz vorn eine prächtig schwellende Eiche hinausragte, während andere, schon im Winter gefällte Stämme am Boden lagen, und der noch stehenden jüngeren Mitschwester ein gleiches Loos der Hinfälligkeit prophezeiten. — Und eine Holzhauerfamilie machte sich eben zum Heimwege bereit. Der stämmige Bube trug die beiden großen Sägen auf dem Rücken. Der Mann mit der Axt und das Weib mit einem Bündel Reißig gingen hinterdrein. Eine Amsel sang noch von Liebessehnen im jenseitigen Dickicht. Durch die Eichenwipfel strich der Abendwind mit stärkerem Brausen. Sonst war es ringsum still in dem ungeheuren Kaiserforst. Nur die Schritte der Holzhauerleute hörte man mehr und mehr verhallen. — Und wie jetzt Hermann ihnen so nachgesehen, mußte er unwillkürlich an jenes Märchen denken, das ihm einst die Dorothee vor einem halben Jahre noch kurz vorm Sterben erzählt hatte. Und ihm kamen in dieses Waldes und seines Herzens Einsamkeit die Gedanken: „Ja, ja, meine gute selige Dorothee, dein Märchen war wohl wunderschön, aber es war eben doch nur ein Märchen. Nun ist ja mein Jahr bei den Holzhauerleuten schon lange zu Ende. Ich hab's mit Geduld und Gehorsam bestanden. Und ein Brausen geht durch die Wipfel. Aber wo bleibt nun die Prinzessin und meine alte poetische Burg? — Doch freilich," fuhr er lächelnd für sich weiter, „in solcher Demuth und mit solchem Fleiße, wie jener Königssohn, habe ich mein Probejahr auf dem Bezirksamte doch lange nicht bestanden.

Und wer weiß, was ich noch Alles dulden muß, bis mich jener Zauberer wieder in die Burg meiner Kindheit zurückführt, und noch obendrein mit jener wunderschönen Prinzessin . . . . . o es war doch ein herzerfreuendes Märchen."

Wie er diese Weise so durch die Waldeinsamkeit in sich erklingen ließ, und die Amsel mit ihren Lockrufen sie noch immer begleitete, da kam ganz drunten im Hohlweg eine Kutsche mühsam heraufgeschwankt. Hermanns scharfes Auge sah eine ältere Frau, augenscheinlich vom besseren Stande, darin sitzen, während ein noch sehr junges Mädchen auf dem Fußpfad überm Graben dem Wagen nachfolgte. Jetzt hielt der Kutscher still, der neben den keuchenden Pferden herging. Und Hermann hörte deutlich durch die Stille des Abends, wie er sagte: „So, Fräulein Helene, jetzt steigen Sie nur wieder ein! Wir haben die schlechteste Stelle hinter uns." — Auch die Frau rief hinüber: „Ja komm, liebes Kind!" Darauf sagte Helene, wie wir das Mädchen jetzt wohl nennen dürfen, da der Kutscher uns so schnell ihren Namen verrathen: „O bitte, liebe Mama, fahre du nur noch bis zur Höhe! Ich hab' noch immer Angst vor diesem schlechten Weg. Und es geht sich hier ganz wunderschön. Ich komme ja doch mit dir zugleich hinauf."

„Aber Kind, so allein in diesem fremden Walde! Bedenk', es könnte dir was geschehen. So bleibe wenigstens beim Wagen!"

„Ach, liebste Mutter, wer soll mir denn hier etwas zu Leide thun? Es ist ja weit und breit kein Mensch zu sehen. O laß mich noch ein wenig hier spazieren! Es sind so schöne Blumen hier."

An Helenens schlanker Gestalt, die sich manchmal niederbückte, konnte man deutlich sehen, daß sie dann und wann am Waldsaum eine Blume brach. Und sie war über diesem lieblichen Geschäfte sehr bald hinter dem Wagen zurückgeblieben. — Hermann wußte nun selber nicht, warum er schon beim Herannahen dieser Kutsche plötzlich hinter die Eiche getreten war. Was hatte

er ſich doch zu ſcheuen vor dieſen ihm völlig fremden Menſchen? Und ſtand es ihm nicht frei, ſie freundlich zu grüßen, oder ſie unbeachtet weiter gehen zu laſſen? — Ja warum? — Wer weiß ſich immer Rechenſchaft zu geben, warum er plötzlich wie aus räthſelhaftem Drange dieſes oder jenes gethan, bevor er ſich des Grundes bewußt geworden? — Und ſo weiß auch ich jetzt mit all' meiner Wahrheitsliebe nicht zu erklären, warum ſich Hermann hinter jener Eiche verſteckte. Ich kann dir nur verſichern, daß er's wirklich that. Mehr weiß ich dir nicht zu ſagen.

So ließ unſer junger Freund hinter ſeinem Verſteck die Kutſche vorüberfahren, und betrachtete die darin ſitzende ſtattliche Dame, in deren Haltung und Miene eine gewiſſe Vornehmheit ſich ausſprach, wenn auch Roß und Wagen ſammt dem Kutſcher ein ziemlich ländliches Gepräge trugen. — Mit lange nicht ſo unbefangenem Auge, als er nun von der Mutter ſich abwendete, blickte Hermann jetzt wieder den Fußpfad entlang nach dem Töchterlein, das, bald nach einer ſchweſterlichen Blume ſich bückend, bald wieder ein paar Schritte vorwärts ſpringend, immer näher gegen ihn herankam. Sie hatte jetzt den runden Florentinerhut abgenommen, und ließ ihn an den Bandſchleifen über dem Arme hängen. Um ſo anmuthiger trug ſie ihr braunes Titusköpfchen; und wie duftig ſtand ihr das lichte Sommerkleid! — Und horch, trillert ſie jetzt nicht ein Liedchen? — Ja, wirklich. Und ſind auch die Worte nicht ganz vernehmbar, ſo ſagt doch die allbekannte Singweiſe, wie ſie heißen mögen:

„Wenn ich ein Vöglein wär', und auch zwei Flügel hätt',
Flög' ich zu dir . . . . .“

Und die Amſel drüben iſt wirklich ein Vöglein, und hat wirklich zwei Flügel. Und horch, ſingt ſie jetzt nicht daſſelbe ewige Lied der Sehnſucht?

Jetzt iſt ſie kaum mehr zehn Schritte weit. Und Der hinter

der Eiche denkt: „Iſt das ein liebliches Kind! Wie eine Waldfee. Wer mag ſie nur ſein und wohin mag ſie gehen? Aber hätte ich mich doch nicht verſteckt, ſo hätte ich ſie doch wenigſtens grüßen können. Und jetzt muß ich hier verborgen ſtehen bleiben.“

Dabei leuchtete ſein Auge wie das Sonnenlicht, das von den Bäumen und Sträuchern abendlichen Abſchied nahm. Die Roſen ſeiner Wangen glühten tiefer, und höher ſchlug ſein Herz. Wenn ſie nur an ſeinem Verſteck ſchon vorüber wäre! — Er hätte ſich gewiß kein zweitesmal dahinter verborgen. Jetzt ſteht ſie ganz nahe davor. Aber ſie hält plötzlich an der Eiche ſtill.

„Ach, Maienglocken!“ ruft ſie jubelnd aus, „wie ſchöne, und wie viele!“

Und ſie bückt ſich zur Eiche nieder, und pflückt und pflückt, und bekommt gar nicht genug von dieſer verlockenden Ernte. Der ganze Boden iſt davon überwuchert. Aber erſt rückwärts — da glänzen ſie noch viel dichter aus dem dunkeln Laub . . . . .

Und jetzt ein Angſtſchrei . . . . Hermann grüßt erſchrocken, und will ſich entſchuldigen. Das Wort verſagt ihm. Doch ihre Blicke haben ſich berührt. Und — kaum war er wieder zu ſich gekommen, iſt ſie in ſcheuer Flucht ihm entronnen.

Der ganze Waldblumenſtrauß ſammt den Maienglocken liegt zerſtreut zu Hermanns Füßen. Blume für Blume hob er ſorgfältig auf, und ſchritt damit in der Dämmerung durch den ſchweigenden Forſt. Die Amſel ſang noch immer. Und erzählte ihm jetzt nicht ihr Lied und das Flüſtern aller Bäume das Märchen der alten Dorothee, das er zuerſt an der Stadtmauer unterm Liſpeln des Epheus gehört? — Die guten Geiſter ſeiner Kindheit umſchwebten ihn wieder. Seine Seele wiegte ſich in holden Träumen: „O wenn das die Prinzeſſin wäre!“ . . .

Und die an der Mutter Seite noch eine Stunde lang ſchweigſam ſinnend durch den Reichswald fuhr und, um nicht gezankt zu werden, von dem poetiſchen Abenteuer zwiſchen den Maienglocken

kein Wörtchen verlauten ließ, die dachte fort und fort nur das Eine:

„Wer war doch wohl der wunderschöne Mann, vor dem ich so in den Tod erschrocken bin?“

* * *

Vier Tage darauf klopfte es Morgens gegen zehn Uhr an der Thüre von Vater Starks Berathungszimmer. Unser guter alter Freund, der arbeitend an seinem Schreibtische saß, rief sein gewöhnliches „Herein!“ ohne gerade gespannt den Eintretenden zu erwarten. Denn es war Samstag, an dem die Sitzung ausfiel, und seine Clienten übermäßig viel aus- und eingingen. Um so überraschter sah er deßhalb drein, als zwei ihm völlig fremde, und allem Anschein nach nicht gewöhnliche Damen von sehr verschiedenem Alter eintraten. Er hatte kaum Zeit, sich respectvollst von seinem ledernen Drehstuhl zu erheben und die gewöhnliche Eingangsfrage hervorzustottern, als die ältere Dame mit feinstem Anstand auch sogleich das Wort ergriff:

„Herr Anwalt, ich habe die Ehre, mich Ihnen vorzustellen als die Besitzerin des Haidehofes, Wittwe Sophie Forster, und hier — meine Tochter Helene.“

„Ganz außerordentlich angenehm, wie, was? — Aber ich bitte doch, vor Allem Platz zu nehmen.“

Frau Forster mit Helene setzten sich auf das bewußte Seegraskanapee, darüber noch immer jener rasende Seesturm hing, der einst Hermann in dem Absolutorialexamen so treffliche Dienste geleistet. Vater Stark saß ihnen gegenüber auf seinem Drehstuhl, und leitete im höchsten Grade gespannt die Berathung ein:

„Und was verschafft mir die Ehre, wenn ich bitten darf?“ — Plötzlich unterbrach er sich aber wieder: „Doch Sie entschuldigen nur noch einen Augenblick! Ich habe da wirklich vergessen,

erst diese Thüre zu schließen. Sie geht zwar nur in meine Kanzleistube, indessen — trotz aller Amtsverschwiegenheit —"

„O, bitte Herr Anwalt," warf Frau Forster ihn zurückhaltend leicht hin. „Lassen Sie das! Ich mache aus meiner Sache nicht das mindeste Geheimniß. Zudem wird sie ja nächstens öffentlich vor Gericht verhandelt werden." —

„Nun freilich, freilich," sagte Vater Stark. „Doch lassen Sie mich wenigstens meine eigene Thür absperren, damit uns kein anderer Client mehr störe."

Nachdem er rasch den Thürschlüssel draußen abgezogen und den Nachtriegel inwendig vorgeschoben, nahm er auf seinem Drehstuhl wieder Platz.

„Also darf ich ergebenst fragen, inwiefern ich Ihnen dienen kann?"

„Es ist ein höchst eigenthümlicher, und dabei sehr trauriger Fall, Herr Anwalt," begann nun die welt- und redekundige Frau, „der mir und meiner Tochter gleich schmerzlich am Herzen liegt. Da ich Sie nun als einen eben so tüchtigen, streng rechtlichen Advokaten rühmen hörte, wie auch als Mann von menschenfreundlichstem Herzen" —

„O bitte, bitte, wirklich viel zu schmeichelhaft, wie, was?"

„Und da ich nothwendig beider Eigenschaften bedarf," fuhr Frau Forster ungestört weiter, „so konnte ich wohl in meiner Wahl nicht unschlüssig sein. Nun hören Sie! — Doch freilich muß ich über den eigentlichen Fall hinaus etwas weiter ausholen. Sie entschuldigen wohl! Und Ihre Zeit —"

„Bitte, verehrteste Frau, bitte. Und wenn es ein paar Stunden dauern sollte. Ich habe Zeit und bin ganz Ohr."

„Nun, so stark möchte ich doch auf Ihre Geduld nicht sündigen. Ein Viertelstündchen wird wohl genügen. Ich weiß nun nicht, Herr Anwalt, ob Sie bereits wissen, daß der vorige Besitzer des Gutes Haidehof, Herr von Buch, mein verstorbener Bruder war."

„Ganz recht! Ich erinnere mich, ohne mich indessen seiner persönlichen Bekanntschaft rühmen zu können. So scheint mir also — liegt wohl ein Erbschaftsverhältniß dazwischen. Wie, was?"

„Das wohl, Herr Doctor! Aber darum handelt es sich nicht. Wir sind im ungestörten Besitze des Gutes. Indessen ist meine Tochter die eigentliche Erbin. — Und so zog ich also vom Niederrhein, wo ich auf dem eigenen Gute meines seligen Mannes meinen älteren Sohn nach seiner Verheirathung als Besitzer zurückließ, im vorigen Herbste hieher in Ihre Gegend, um das Erbtheil meines Bruders für Helene in Besitz zu nehmen. Was hatte ich mehr viel in meiner Heimath zu wirken? — Meinen jüngeren Sohn trieb eine unbezwingliche Sehnsucht, kurz nach der Priesterweihe, sich der Mission in Afrika zu weihen; und bei meinem älteren rieth mir einmal die Klugheit, als nunmehrige Schwiegermutter die neue Wirthschaft des jungen Ehepaares nicht zu beeinflussen; dann war ich selber doch noch viel zu rüstig und zu sehr an größere Thätigkeit gewöhnt, um schon jetzt einen völligen Ruhestand ertragen zu können. — Ich gebe nun gerne zu: der Fremde hier, der meine Beweggründe nicht näher kennt, mag es freilich etwas absonderlich finden, daß ich, als alleinstehende Wittwe, mich entschließen konnte, nicht nur diese fremde Gegend mit meiner Heimath zu vertauschen, sondern auch noch die Bewirthschaftung des vorher verpachtet gewesenen Haidehofes in die eigene Hand zu nehmen. Aber in meiner Heimath, in der Jedermann wußte, wie ich in der ausgedehnten Landwirthschaft meiner Eltern groß geworden, und dann seit dreißig Jahren meinem seligen Mann auf seinem, ich darf wohl sagen, Mustergute helfend zur Seite gestanden — dort, Herr Anwalt, am Niederrhein, fand man meinen Entschluß nur ganz natürlich. Hier jedoch stehe ich wie eine Art unverstandener Curiosität da. Und wenn es das allein wäre, so könnte man sich an der komischen Seite solch' unvernünftigen Bauernspottes zur Noth noch belustigen."

„Was, verehrteſte Frau? Spott, und auch noch was Schlimmeres?“ fiel der gute Vater Stark ein. „Ja, da ſchäme ich mich ja für unſere ganze Gegend. Ihr Entſchluß ſcheint mir im Gegentheile nur höchſt reſpectabel. Wie, was?“

„Sind Sie ein guter Mann! — Aber nun komme ich zur innerſten Entſtehungsgeſchichte dieſes uns Alle ſo tiefbetrübenden Falles.“

„Sie machen mich wirklich im höchſten Grade neugierig.“ Damit ſetzte ſich Doctor Stark auf ſeinem Drehſtuhle noch ſteifer zurecht. Helene lächelte ſtill vor ſich hin. Frau Forſter fuhr im gleichen Ernſte weiter:

„Nun alſo: da ich auf dem Haidehof die viel weiter fortgeſchrittene Wirthſchaftsmethode in Anwendung brachte, wie wir ſie ſchon längſt auf unſern Reiſen in England und Schottland kennen gelernt, und da ich namentlich auch den neuen Maſchinen Eingang verſchafft, und auch einige Gutsnachbarn zur Nachahmung gereizt habe — ſehen Sie, Herr Doctor, wegen dieſes ſo höchſt unſchuldigen Vergehens gegen den hieſigen veralteten Schlendrian hat ſich nun zu dem unverſtändigen Spott auch noch die niedrigſte Bosheit geſellt, und mit einemmal uns Beiden und meinem ganzen Hauſe Frieden und Freude vernichtet.“

„Was? Ihnen Beiden Frieden und Freude vernichtet?“ drängte es den Anwalt wieder theilnehmend einzufallen. „Ei, das iſt ja ganz ſchändlich. Ich werde ja ungeheuer geſpannt.“

„O, beſter Herr Anwalt, nicht um uns Beide ſeien Sie zuerſt beſorgt!“ beſchwichtigte wieder Frau Forſter, deren Vertrauen in Vater Starks ſeelengutes Herz in ſelbem Maße zunahm, als das in ſeinen juriſtiſchen Scharfſinn ſchwächer ward. „Das Unglück, von dem Sie ſogleich hören werden, hat uns Beide nicht gerade unmittelbar betroffen, ſondern in erſter Reihe unſern Schäfer.“

„So, ſo, Ihren Schäfer — hm, hm! Nun, und wenn ich gehorſamſt bitten darf — inwieferne? Wie, was?“

„Sie erlauben mir, daß ich wieder ein wenig zurückgreife, damit Sie erkennen, wie trotzdem unser eigenes Herz dabei gar sehr betheiligt ist. — Um nämlich auf diesem fremden Gute sogleich vertraute Menschen um uns zu haben, nahm ich die ganze Schäferfamilie mit hierher, die schon seit alter Zeit unserm Haus in treuester Anhänglichkeit ergeben gewesen. Es kostete die guten Menschen ein großes Opfer, ihre Scholle zu verlassen. Aber sie brachten es uns dennoch. Und auch den alten Vater des Schäfers trieb das Heimweh nach Sohn und Enkelkindern, wie nicht minder nach uns Beiden, einige Wochen darauf nach. So bot ich denn auch Alles auf, um diese treuen Menschen für die Entbehrung der Heimath zu entschädigen. Ich kann sagen, es herrschte zwischen uns ein wahrhaft patriarchalisches Verhältniß. Und so war diese neue Heimath gar bald uns lieb geworden, da wir von jeher gewohnt gewesen, ländliches Stillleben allem Lärm der großen Städte vorzuziehen. Aber Eines haben wir zum Glücke solcher Abgeschiedenheit unumgänglich nöthig. Und das, verehrter Herr Doctor, das ist der Friede in Hof und Haus."

„O gewiß, Friede, Friede," platzte Vater Stark wieder dazwischen; „das ist auch in meinem Hause das stete Losungswort."

„Und nun denken Sie sich unsern Schrecken, als wir vor vier Tagen nach unserer Heimkehr aus der Stadt plötzlich entdeckten, daß das kostbare Schmuckkästchen meiner Tochter entwendet worden sei. Und stellen Sie sich unsere noch viel schmerzlichere Bestürzung vor, da gestern Nachmittags auf unsere Anzeige der Untersuchungsrichter, selbst gegen unsern energischen Widerspruch, sogleich beim Schäfer Haussuchung vornahm, und uns zwei Ringe aus jenem Kästchen vorzeigte, die er in des Schäfers Truhe versteckt gefunden. Malen Sie sich das Jammergeschrei seiner Familie und unsern Kummer aus, als dann zwei Gendarmen den armen Mann mit gebundenen Händen mitten von seiner Heerde hieher in das Gefängniß wegführten! Und gewiß, Herr Anwalt, Sie

fühlen es mit uns, daß es keine Uebertreibung war, wenn ich Ihnen vorher ſagte: Freude und Friede meines ganzen Hauſes ſei vernichtet worden. Denn, ſo wahr ein Gott im Himmel lebt, — mein Schäfer iſt trotz alledem unſchuldig angeklagt."

Frau Forſter hielt in ihrer Erregtheit einen Augenblick inne. Helene fuhr mit dem Taſchentuch über die Augen. Vater Stark nahm nach dieſer Pauſe mit etwas confuſer Miene das Wort:

„Hm, hm! Iſt das ein fataler Kriminalfall! — Dieſe zwei vorgefundenen Ringe — und unſchuldig ſein — wie reim' ich mir das zuſammen?"

„O ich begreife Ihre Zweifel; ſie ſind ja nur zu natürlich," fiel Frau Forſter wieder ein. „Aber doch bitte ich Sie dringend, verehrter Herr Doctor, halten auch Sie an der völligen Unſchuld des Angeklagten feſt! Denn ein ſo niedriges Verbrechen iſt bei ihm ein Ding abſoluter Unmöglichkeit."

„Aber, verehrteſte Frau, verzeihen Sie mir meine traurigen Scrupel! Es wäre denn doch nicht der erſte Fall — daß — wie, was? — mein Gott, des Menſchen Herz iſt oft ein unlösbares Räthſel."

„Gewiß, Herr Doctor! aber dieſes pſychologiſche Räthſel exiſtirt ganz gewiß nicht. Dafür wollte ich meine Hand ins Feuer legen."

„O ich glaube Ihnen ja herzlich gerne, und möchte um Alles gerne ſelber von des Schäfers Unſchuld mich überzeugen — ſchon Ihnen zu Liebe. Aber haben Sie denn irgend anderweitigen Verdacht, der ſich erweiſen ließe, und ſind Sie wohl im Stande, dieſes ſchwere Präjudiz der zwei Ringe glaubwürdig zu entkräften? Ueberhaupt — o ich bitte recht ſehr: wiſſen Sie denn von dem ganzen muthmaßlichen Vorgange dieſes Diebſtahles mir nichts Näheres anzuzeigen? Denn vor Allem brauche ich doch einen ſicheren Boden, auf dem ich feſten Fuß faſſen kann."

„Sie haben Recht, Herr Doctor," erwiederte nun Frau

Forſter mit geſteigertem Vertrauen in ſeine juriſtiſche Logik: „Ja wohl, was nützt uns alles vage Betheuern ſeiner Unſchuld? Wir müſſen nach einem Faden ſuchen in dieſem Labyrinth. — Helene, komm! Du haſt zuerſt den Diebſtahl entdeckt, und kurz zuvor, aber ſchon nach geſchehener That, mit dem Schäfer geſprochen. Sag' Alles dem Herrn Anwalt, woron das Herz dir voll iſt! Erzähle, mein Kind!"

„Ja, liebe Mutter!" begann jetzt Helene mit ihrer glockenhellen Stimme. „So hören Sie, Herr Doctor!"

„Ich ging am vorigen Sonnabend nach unſerer Heimkunft aus der Stadt noch ein wenig hinaus auf die Haide. O, es war an dieſem Abend ſo wunderſchön. Ich dachte an dies und das, ſummte ein Liedchen vor mich hin, und war ſo froh, ich kann's gar nicht ſagen, wie glücklich. Da trieb unſer Schäfer gerade aus dem Walde gegen mich her, und er ſagte zu mir: „Guten Abend, Fräulein, Sie ſind doch immer luſtig, das thut Einem ganz wohl." „Nun, lieber Schäfer, ſeid ihr denn traurig," fragte ich. „Ach, lieber Gott," erwiederte er, „nicht traurig, aber auch nicht luſtig, ich weiß ſelber nicht. Ich glaub', es iſt wieder ein wenig Heimweh, das mir noch manchmal kommt. Aber wenn ich Sie ſo vergnügt ſehe, wird es mir immer wieder leichter. Ach, Sie ſind ja ſo gut mit uns und auch die Frau Mutter. Gott vergelt's Ihnen! Und jetzt, guten Abend Fräulein! ich muß in den Pferch treiben."

„Nun ſagen Sie, beſter Herr Anwalt, iſt das möglich, daß ein Menſch noch ſo mit mir reden konnte, wenn er mich kurz zuvor beſtohlen hätte?"

„Hm, hm — nun freilich — freilich! Aber die zwei Ringe ..." murmelte Doctor Stark kopfſchüttelnd vor ſich hin.

„Erzähle weiter, Helene!" mahnte die Mutter.

„Und nun kam ich heim, ging aber nicht ſogleich in mein Zimmer, das auf den Wald hinausgeht, ſondern ſpielte in der

Eckſtube, die halb gegen den Hof und halb gegen die Haide liegt, auf meinem neuen Wiener Flügel eine Beethoven'ſche Sonate!"

„Du ſchweifſt zu weit ab, liebes Kind!" unterbrach ſie Frau Forſter, „das langweilt den Herrn Doctor."

„O bitte, bitte, verehrte Frau! Laſſen Sie Fräulein Helene doch Alles erzählen! Dieſe Sonate gehört ganz gewiß auch dazu. Mein Gott, langweilen! — In meiner mehr als vierzigjährigen Praxis iſt mir ja noch kein einziger Fall ſo intereſſant vorgekommen. Alſo eine Sonate ſpielten Sie? Das war ja recht ſchön von Ihnen. Nun — und? — Weiter, wenn ich bitten darf! Wie, was?"

Dabei ſah er das liebliche Mädchen mit ſo entzückten Blicken an, daß er ganz auf den eigentlichen Kriminalfall vergaß, und faſt nur deßhalb nach der weiteren Rede verlangte, weil ſie ſein Ohr wie ſüße Muſik umklang.

„Sie haben ganz recht gerathen, Herr Anwalt!" fuhr Helene mit mildem Lächeln weiter. „Auch dieſe Sonate gehört dazu. Mama, ſei mir nicht böſe! Ich will mich nun ganz kurz faſſen. — Während ich nun ſo ſpielte, kam mir mitten in dem großartigen Adagio der kleinliche Gedanke, warum jetzt unſer neuer Hofhund nicht eben ſo unmelodiſch dazwiſchen heule, wie er es doch am vorigen Abende gethan hatte, da ich mehr zur Fingerübung ein ſeichtes Salonſtück geſpielt. Und ich machte die ſcherzhafte Bemerkung: es ſcheine, daß doch wohl auch das Ohr der Hunde echte, klaſſiſche Muſik von modernem Geklimper zu unterſcheiden wiſſe. Aber, ich weiß ſelber nicht, wie mir war, daß ich mich über das völlige Schweigen unſeres Hofhundes doch nicht ganz beruhigen konnte. Und kaum hatte ich das Adagio zu Ende geſpielt, ſo trieb mich eine unerklärliche Beſorgniß zum Hofe hinaus. Und denken Sie ſich! — Der Hund lag vor ſeiner Hütte, mäuschenſtill — aber todt. — Er war vergiftet!"

„Ei, ei! — Hm, hm! — Das iſt ja freilich ein ſehr wich-

tiges Moment," fiel Vater Stark mit großen Augen ein, während Frau Forster sinnend vor sich hinsah.

Und Helene fuhr weiter: „Sie können sich denken, lieber Herr Anwalt, daß der Tod des Hofhundes uns natürlich in Schrecken setzte. Wir sannen vergeblich hin und her, was das zu bedeuten habe. Denn wie sollten wir sogleich an ein Verbrechen dabei denken? Wir fanden ja bei unserer Heimkunft alle Thüren fest verschlossen. Nirgends auch nur eine Spur von Einbruch. Wie ich aber zum Schlafen auf mein Zimmer ging, fiel mein erster Blick auf meine Etagère, und siehe da, es fehlte darin mein Schmuckkästchen, ein altes Familienkleinod, das sehr kostbare Geschenk meiner Großmutter, die mich über die Taufe gehoben. Nun freilich war der Tod unseres Hofhundes uns klar. Der treue Hauswächter mußte für den einschleichenden Dieb erst stumm gemacht werden. O mein Schmuckkästchen that mir wohl unendlich weh, denn es kann mir mit Geld gar nicht ersetzt werden. Aber was ist das Alles gegen diesen unseligen Verdacht, der sich gegen unsern armen Schäfer gewendet hat? Und der ist gewiß so unschuldig, wie ich selber. Und wenn man mein ganzes Schmuckkästchen bei ihm aufgefunden hätte, und wenn man ihm auch nachweisen kann, daß er wirklich in voriger Woche in der Stadt für uns Rattengift gekauft hat, — o es möchte Einem den Verstand verwirren, — aber er hat es dennoch nicht gethan, nein, so wahr ich hier vor Ihnen sitze, er kann es ganz unmöglich gethan haben, der gute, ehrliche, unschuldige Mensch."

„Was sagen Sie?" fiel jetzt Anwalt Stark in höchster Betroffenheit ein, während zwei große Perlen über Helenens Wangen träufelten. „Der Schäfer war wirklich auch im Besitze von Gift? Und das kann ihm bewiesen werden? Und die zwei Ringe noch obendrein? — Ja, meine verehrtesten Damen, verzeihen Sie mir: ich weiß gewiß Ihren edlen Glauben an des Schäfers Unschuld hoch zu ehren. Aber leider kann ich als

Rechtsgelehrter, den Sie einmal um Rath und Hilfe anſprachen, dieſen Glauben ganz unmöglich mit ſolcher Gewißheit theilen; denn die Verbindung dieſer zwei höchſt greifbaren Verdachtsgründe — Ringe und Gift — ſie fallen doch zu ſchwer in die Wagſchale ſeiner Schuld, ſo leid es mir auch für Sie thut. — Mein Gott, vor Gericht verlangt man eben reale Beweiſe dafür und dawider, und das bloße Gefühl, auch wenn es noch ſo edel und hochherzig iſt, hat dabei wenig oder keine Stimme."

„Sie haben Recht, Herr Anwalt, von Ihrem objectiven Standpunkte ganz Recht," nahm Frau Forſter unbeirrt nun wieder das Wort: „Und, um den Schatten, der auf dem armen Menſchen lagert, noch dunkler zu machen, muß ich Ihnen leider auch noch ſagen, daß unſer Schäfer wegen ſeiner merkwürdigen Geſchicklichkeit in allen mechaniſchen Arbeiten auf dem ganzen Hofe bekannt iſt, und daß demnach auch der weitere Verdacht, er habe durch irgend einen Kunſtgriff die Schlöſſer eröffnet und wieder geſperrt, ebenfalls auf ihm laſten wird."

„Was, auch noch das?" rief der Doctor überwältigt. „Alſo drei ſo ſchwerwiegende Verdachtsgründe?"

„Ja, leider Gottes!" beſtätigte Frau Forſter. „Aber nun laſſen Sie mich Ihnen auch die Lichtſeiten zeigen, damit Sie doch wenigſtens einigen Glauben gewinnen, daß trotz all' dieſer dringenden Indizien doch die Möglichkeit nicht ausgeſchloſſen iſt, es könne ein Dritter der wahrhaft Schuldige ſein."

„O bitte, bitte, es kann ja Niemanden lieber ſein, als mir, wenn Sie mich nur einigermaßen davon überzeugen."

Und Frau Forſter fuhr wieder muthiger weiter: „Ich habe Ihnen, glaube ich, ſchon anfangs geſagt, daß der Haidehof früher unter meinem Bruder verpachtet geweſen."

„Ganz richtig. Ja, ich erinnere mich."

„Nun gut! Dieſer frühere Pächter hatte einen Oberknecht, der mich bei meiner Ankunft um Alles bat, als ſolcher in meiner

eigenen Bewirthschaftung von mir übernommen zu werden. Und ich that's, so wenig mir auch das ganze Wesen dieses verschlagenen Menschen behagte. Aber ich wollte doch nicht gleich anfangs meiner neuen Umgebung gegenüber zu schroff auftreten, und zudem glaubte ich bei meiner völligen Unbekanntschaft mit Land und Leuten seines ortskundigen Beistandes nicht gut entbehren zu können. Vor vierzehn Tagen endlich mußte ich ihn entlassen. Mein anfängliches Mißtrauen in ihn ward nur zu sehr gerechtfertigt. Ins Gesicht ekelhaft augendienerisch hatte er hinterm Rücken alle Taglöhner gegen mich aufgehetzt, da ich sie wegen der Dreschmaschine in so großer Anzahl nicht mehr nöthig hatte. Und so verweigerten sie mir auch alle andere Arbeit, es sei denn um unmäßig große Lohnerhöhung. Kurz, meine fernere Wirthschaft war mir unmöglich geworden, bis — merken Sie wohl! — eben dieser Schäfer das ganze Complott entdeckt hatte, sammt dessen heimlichem Anstifter, dem Oberknecht. In diesem Umstande haben Sie das sehr einfache Motiv, das Alles erklärt. Rachsucht gegen mich und meinen Schäfer, von dem dieser Mensch nur zu gut wußte, wie er und seine Familie uns ans Herz gewachsen, und in dieser fremden Gegend wahrhaft unentbehrlich sei. Eine unmittelbare Rache an mir war wohl nicht leicht möglich. So wählte man also den indirecten Weg, auf dem man den Schäfer und zugleich mich selber aufs schwerste heimsuchen konnte. Das ist nach meiner innigsten Ueberzeugung die einfache Lösung dieses Räthsels."

„Begreife, begreife, — aber trotz alledem — hm, hm, hm," sprach Vater Stark eben so ungläubig vor sich hin, als Frau Forster, ohne darauf zu merken, eifrig weiter fuhr:

„Und nun sagen Sie selber, Herr Anwalt, liegt es nicht im Bereiche denkbarer Möglichkeit, daß während unserer und meiner Leute Abwesenheit dieser frühere Oberknecht zuerst den Hofhund vergiftet, dann das Schmuckkästchen gestohlen und die zwei Ringe

daraus in des Schäfers Truhe gelegt habe, um allen Verdacht auf dieſen hinüber zu lenken? — Sie werden mir zwar einwenden, wie dieſer verſchmitzte Dieb all' die einzelnen Schlöſſer habe öffnen und woher er das Gift ſich habe verſchaffen können? — Auf die erſte Frage kann ich nun freilich keine weitere Auskunft geben, als die einzige Muthmaßung, daß er, mehr als wahrſcheinlich, noch einen geſchickten Helfershelfer bei ſich hatte. Aber die letzte vermag ich damit ganz beſtimmt zu beantworten, daß dieſer Oberknecht von der Aufbewährung des Giftes in des Schäfers Truhe genaue Kenntniß hatte, und es ſomit durchaus kein Ding der Unmöglichkeit war, daß der Dieb zuerſt das Gift daraus entwendet und dann die Ringe hineingelegt hatte. — Aber erwägen Sie auch noch den weiteren Umſtand: die Vergiftung unſeres Hofhundes war einzig und allein für den Oberknecht oder ſonſt einen Fremden geboten. Nur ein fremder Dieb mußte befürchten, durch dieſes äußerſt wachſame Thier meine Leute auf dem nahen Felde zu alarmiren. Unſer Schäfer brauchte dies nicht im mindeſten zu beſorgen, denn er ſelber hatte vor acht Tagen dieſen Hund auf einem nahen Bauernhofe gekauft und hieher gebracht, und war von uns Allen am vertrauteſten mit ihm. Darum — ich betone das noch einmal — war nur für einen Fremden, aber nie und nimmer für meinen Schäfer die Vergiftung des Hundes ein nothwendiges Vorbedingniß für die ungeſtörte Ausführung des Diebſtahls. Die von der Dorfſchule eben heimkehrenden beiden Knaben des Schäfers ſagen nun auch ganz beſtimmt aus, daß ſie den Oberknecht nebſt einem andern, ihnen Unbekannten, vor dem Haidehofe begegnet ſeien, und daß erſterer ein mit ſeinem Sacktuche umwickeltes Päckchen ſcheuen Blickes unter dem Arme getragen habe. Dieſer Ausſage kam aber jener Oberknecht dadurch zuvor, daß er wenige Stunden nach meiner Anzeige beim Unterſuchungsrichter erſchien, und dort unaufgefordert zu Protokoll gab, es habe nach ſeiner feſten Ueberzeugung Niemand anders als

der Schäfer diesen Diebstahl begangen. Denn auf seinem Wege zum Walde habe er gegen vier Uhr plötzlich den Schäfer die Heerde mitten auf der Haide verlassen sehen, und nachdem er, darüber stutzig geworden, ihm eine halbe Stunde aufgelauert, sei dieser wieder mit einem Päckchen zurückgekehrt, das er dann in einem Brombeerstrauch am Waldsaume, ängstlich um sich schauend, versteckt habe. Zugleich gab dieser falsche Ankläger die Apotheke an, in der der Schäfer vor drei Wochen das Gift gekauft. Ueberdieß denuncirte er seine mechanische Geschicklichkeit — kurz, der Untersuchungsrichter kam — hielt beim Schäfer Haussuchung, die zwei Ringe sammt der Schachtel, darin das Gift gelegen, wurden in der Truhe aufgefunden; all' mein Betheuern der Unschuld des Schäfers und all' mein freilich nicht beweisbarer Verdacht gegen den Oberknecht ward überhört, die Aussage der beiden Schäferknaben als angelernt bezeichnet, und der nach meiner innigsten Ueberzeugung dennoch Unschuldige zum Untersuchungsgefängnisse hieher abgeführt. Nun habe ich Ihnen Alles, Alles gesagt, und Gott allein mag es wissen, wie es weiter gehen soll."

„Hm, hm, hm. Ist das ein sonderbarer Fall!" — Das war Alles, was jetzt Anwalt Stark mit zusammengezogener Stirne zu sagen wußte, während Frau Forster und Helene mit gespanntestem Blick eine ganz andere Antwort von ihm zu erwarten schienen.

Es trat eine Pause peinlichen Schweigens ein. Endlich ermannte sich die Mutter nochmals zu der Frage:

„Nun, Herr Anwalt, ist es mir so ganz und gar nicht gelungen, Ihre Zweifel an des Schäfers Unschuld zu erschüttern?"

„O glauben Sie uns doch, lieber, guter Herr Doctor!" fiel Helene mit rührender Bitte in der Mutter Frage. „Denn, wenn Sie uns nicht beistehen wollen mit Ihrem guten, edlen Herzen, zu welch' anderem Manne sollen denn wir noch Vertrauen haben?"

Wahrhaftig, so viele Jahre schon unser guter Vater Stark

in ſeinem Berathungszimmer geſeſſen, ſo heiß ums Herz und ſo verwirrt in ſeinem rechtsgelehrten Kopfe war ihm doch noch niemals geweſen. Endlich aber raffte er ſich zu einem beſtimmten klaren Gedanken auf, erhob ſich jedoch mit höflichſter Entſchuldigung zu gleicher Zeit vom Drehſtuhle und ſchloß die Thüre der Kanzleiſtube zu, weil jetzt die Stunde des Geheimniſſes für ihn ſelber gekommen war. Wieder auf ſeinen Sitz zurückgekehrt ſprach er nun mit ſichtlich befangener Stimme:

„O meine verehrteſten, beſten Damen! was mich ſelber anbelangt, ſo wollte ich ja von Herzen gern Ihren Glauben von der Unſchuld dieſes armen Mannes theilen. Aber, du mein Gott, damit iſt ja ſehr wenig geholfen. Dieſer Kriminalfall kommt nun zweifellos vor die Geſchwornen. Werden aber auch dieſe von des Schäfers Unſchuld ſich überzeugen? Das iſt die einzige Frage, auf die es ankommt. Es iſt nun allerdings richtig, daß bei den Geſchworenen das Wort des Vertheidigers eine bei weitem größere Macht ausüben kann, als bei rechtsgelehrten Richtern. Ich gebe das gerne zu. Aber, meine hochverehrten Damen, dann laſſen Sie mich Ihnen auch zu gleicher Zeit das Bekenntniß ablegen, daß Sie ſich für dieſen concreten Fall in meiner Perſon an die unrichtige Adreſſe gewendet haben. — Sehen Sie, ich bin jetzt ein nahezu zweiundſiebzigjähriger Mann. Und wenn ich mir auch ſchmeichle, meinen Beruf in Civilſtreitigkeiten nicht ungründlich zu verſtehen, ſo ſteht ein ſolch' außerordentlicher Kriminalfall vor den Geſchwornen doch himmelhoch über meiner geiſtigen wie körperlichen Kraft. Dazu bedarf es einer ſo hinreißenden Beredſamkeit, wie ich mich deren leider in meinem ganzen Leben nicht rühmen konnte. Und ſo hätte Ihre Sache an mir nur einen höchſt mittelmäßigen Vertreter."

„Aber, meine verehrteſten Damen," fuhr er jetzt mit bewegter Stimme weiter: „Sie ſollen doch nicht völlig ohne Rath und Hilfe dieſes Zimmer verlaſſen. Und inſoferne war es immerhin gut,

daß Sie mich mit Ihrem großen Vertrauen beehrt haben. Denn, was der liebe Gott dem Vater versagt, das hat er im Uebermaße dem Sohne gegeben. Und wozu mein Alter zu schwach sich fühlt, dazu besitzt seine Jugend die vollste Stärke. Und so kann ich Ihnen denn nur das Eine rathen, und, weiß es der Himmel, ich würde das thun, auch wenn er nicht mein Sohn wäre, sondern ein mir völlig Fremder: tragen Sie Ihr ganzes Vertrauen zum Doctor Christoph Stark auf den Doctor Hermann Stark über! — Und ich betheure Ihnen hoch und heilig: so jung er auch noch ist, so werden Sie doch im ganzen Lande nicht leicht einen Andern finden, dessen hochbegabter Genius mehr dazu befähigt wäre, den Sieg der Unschuld über Bosheit und Lüge vor den Geschworenen daron zu tragen, wenn das anders einer menschlichen Kraft noch möglich ist. Sehen Sie, daß ich gewiß nicht übertreibe — da lesen Sie nur selber einmal diese verschiedenen Berichte über seine bisherigen Vertheidigungen in unserem Wochenblatte! Sie können sich's ja dann daheim noch immer überlegen ...." Unter diesen Worten hatte er die Schublade seines Schreibtisches herausgezogen, und griff nach einem kleinen Paket.

Aber Frau Forster kam ihm mit den Worten zuvor: „O bitte, Herr Anwalt, das ist durchaus nicht nöthig. Ihr eigenes Wort gilt uns mehr als alle Wocherblätter. Und da Sie selber uns diesen Vorschlag machen, so gehe ich um so lieber darauf ein, als mir Ihres Herrn Sohnes glänzende Erfolge vor dem hiesigen Gerichte durchaus nicht unbekannt sind. Darf ich nun fragen, wann ich Ihren Herrn Sohn sprechen kann? Oder ist er vielleicht zu Hause, und könnte das sogleich geschehen? Das wäre mir freilich am liebsten."

„O ich denke, verehrteste Frau Forster, Hermann wird sogleich nebendran in der Kanzlei sein. Wenigstens stand er vorhin noch an seinem Pulte. Und da Sie so gütig waren, bei unserer Unterredung die Thür offen gelassen zu haben, so wird er wohl

auch ohne jeden Vorwurf heimlichen Lauſchens von dem ganzen Stande der Sache bereits ſo gut unterrichtet ſein, wie ich ſelber. Sehen Sie, ſo hat Ihr Mangel an Mißtrauen gegen meine Kanzlei ſchon ſeine gute Wirkung geübt. Sie entſchuldigen nur einen Augenblick! Ich werde Hermann ſogleich herbeirufen."

„Bitte, thun Sie das!" ſagte Frau Forſter, während Vater Stark die Thüre des Kanzleizimmers öffnete und wieder hinter ſich ſchloß. —

Soll ich dir nun noch ausführlich ſagen, lieber Begleiter, von welchen Gefühlen Hermann durchſtürmt wurde, da er wirklich während dieſer ganzen Unterredung drin am Pulte geſtanden? Nein, dein eigenes Herz erzählt dir am beſten, was unſer junger Held empfand, als er gleich anfangs den ihm noch ſo oberflächlich bekannten, aber doch ſchon ſo lieben Namen, Helene, gehört, und dann aus der klugen Mutter und der anmuthigen Tochter eigenem Mund Alles umſtändlich vernommen, woron ſchon der kleinſte Theil ihn auf ſeinem abendlichen Heimweg, mit ihren Maienglocken in der Hand, ſo hoch befriedigt haben würde. — Aber das muß ich dir ausdrücklich ſagen, daß, je mehr Hermann von dieſem merkwürdigen Kriminalfalle hörte, eine deſto tiefere Sehnſucht ihn überkam: o wenn nur er ſelber dieſen Schäfer vertheidigen dürfte, ſo ſchwerer Verdacht ihn auch belaſtete! Wäre das eine herrliche Gelegenheit, ſeine Beredſamkeit einmal in ihrer ganzen Macht zu erproben! — Und gar dieſem lieblichen Kinde gegenüber, deſſen flüchtiger Zauber im Wald ihm nun durch ihr liebes Geſpräch noch tiefer und glaubwürdiger verrathen worden war! Und ſei es nur um einen einzigen dankenden Blick aus dieſen lichten Augen, nur um einen herzlichen Druck dieſer lieben Hand, o wäre ſchon dieſes ein Preis, der die Schwingen ſeines Genius zum allerkühnſten Flug entfalten ſollte!

Und nun ſtelle dir vor, wie ihm drinnen geſchah, als Vater Stark ihm die Botſchaft brachte, daß ſeine ſtürmiſche Sehnſucht

wirklich befriedigt werden sollte. Kaum daß sein „Ja" den bebenden Lippen sich entringen konnte! Und bei dem Gedanken, daß sie nun als starken Helfer ihn vertrauensvoll erwarte, vor dem sie beim ersten Begegnen wie eine scheue Gazelle geflohen, wie schoß ihm das Blut in die Wangen, daß er erst ein paarmal über das Gesicht streifen mußte, um mit ruhigem Anstande hineinzutreten. Während dessen sagte draußen Frau Forster zu Helene:

„Wie hat sich doch Alles gut gefügt, liebes Kind! Nun haben wir den Vater nicht kränken müssen, und bekommen doch den Sohn, der uns ja eigentlich vor allen andern Vertheidigern empfohlen worden war. Und ich muß schon sagen, es ist mir damit ein Stein vom Herzen gefallen. Denn so gründlich gelehrt und gewissenhaft auch der gute alte Mann sein mag, diesem schweren Falle, das merkte ich sehr bald, wäre er doch nimmer gewachsen gewesen."

„Aber gut ist er, liebe Mutter, o seelengut, wie ich nicht leicht einen andern Menschen noch kennen gelernt. Ich weiß gar nicht, ich hab' ihn doch heute zum allererstenmale gesehen, aber ihn doch schon so lieb gewonnen, als ob es ein uralter Freund von uns wäre. Wie das nur kommt?"

„Da hast du ganz Recht, liebes Kind! Er ist auch wirklich ein rührend guter Mann. Aber damit wäre uns eben doch nur wenig geholfen gewesen. Ich bin nun wirklich sehr gespannt auf den Sohn."

„Ich auch, liebe Mutter," sagte Helene in naivster Unschuld.

Und die Thüre ging auf, Vater und Sohn traten ein.

Ob Helene wieder so in den Tod vor ihm erschrak? O ja! nur noch viel tiefer. — Aber nur in geheimster Seele, davon ihr Auge droben verrathende Kunde gab.

„Der?" — diese einzige stumme Frage verschlang all' ihr Denken. Und Niemand von den Dreien merkte das, als nur der Eine, der schon von ihrem ersten Erschrecken unter jener Eiche gewußt hatte.

Vater Stark ſtellte nun, Hermann an der Hand faſſend, gegenſeitig vor, während die beiden Frauen ſich von dem Kanapee erhoben.

„Alſo, meine verehrteſten Damen, hier bring' ich Ihnen meinen Sohn, Doctor Hermann Stark. — Lieber Hermann, ich habe die Ehre, dir in dieſen zwei höchſt verehrungswürdigen Damen vorzuſtellen: Frau Sophie Forſter, Beſitzerin des Haidehofes, und deren Fräulein Tochter, Helene."

Nach gegenſeitiger ſtummer Verbeugung nahm Frau Forſter gegen Hermann das Wort:

„Ich habe bereits ſo viel Rühmliches von Ihnen gehört, Herr Doctor, daß es mich nur im höchſten Grade freuen kann, Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen. Und dies natürlich noch um ſo mehr, als ich hoffen darf, daß Sie uns mit dem ganzen Aufgebot Ihres Genie's in einem ſo traurigen Falle beiſtehen wollen. Nicht wahr, das wollen Sie ja doch?"

„O gewiß, verehrteſte Frau, das will ich," entgegnete nun Hermann mit dem vollen Wohllaut ſeiner markigen Stimme. „Ich muß zwar meinem lieben Vater darin völlig beipflichten, daß der betreffende Fall ſehr, ſehr ſchwierig iſt. Denn da Sie ſo gütig waren, an Ihrer Unterredung auch mich unbemerkt Theil nehmen zu laſſen, ſo bin ich bereits vollſtändig von dem Stande der Sache unterrichtet. Indeſſen verzagen will ich trotz alledem doch nicht. Und namentlich nicht vor den Geſchwornen, dieſen unſtudirten Richtern aus dem Volk, in deren Kopf und Herzen das natürliche Gefühl für Schuld und Unſchuld ſich oft viel geſünder und ſchärfer bewahrt hat, als bei Richtern von Fach, wie das ſchon mein lieber Vater Ihnen ſehr richtig bemerkte. Alſo, meine verehrteſten Damen, wir wollen vorher weder verzweifeln, noch triumphiren. Ich ſelber aber — und das iſt für meine Kraft gar nicht gering anzuſchlagen — ich glaube an des Angeklagten Unſchuld, weil ſo edle, hochherzige Menſchen, wie Sie Beide, mich dieſen ſchönen

Glauben gelehrt haben. Und darum frage ich mich: wenn Ihr so unerschütterlicher Glaube mich nun selber bekehrt hat, warum sollte es ein Ding der Unmöglichkeit sein, durch die Macht meines Wortes, die mir aus meiner Ueberzeugung erwächst, nicht auch die Geschwornen zu unsern Mitgläubigen zu machen? — O meine Damen, das Wort der inneren Wahrheit, wenn es richtig ausgesprochen wird, thut oft Wunder. Und ich habe wohl nicht nöthig, Ihnen zu versichern, daß, wie ich Ihnen jetzt schon für Ihr mich so hochehrendes Vertrauen herzlich danke, ich später jenen Tag als den glücklichsten meines Lebens preisen würde, an dem es mir gelungen wäre, diesen armen Gefangenen seiner Freiheit, und seiner Familie und Ihnen edlen Herzen wiederzugeben. — Das ist bei Gott keine leere Redensart, die ich in Allem und Jedem gründlich hasse. Mit dieser Betheuerung mögen Sie sich für heute begnügen! Die Zeit wird ja lehren, ob ich jetzt als ehrlicher Mann zu Ihnen gesprochen habe oder nicht."

Wer möchte sich darüber wundern, daß diese männlichen Worte Hermanns Frau Forster auf das höchste befriedigten? Ihr Auge hatte mit sichtlichem Wohlgefallen an den edlen, geistreichen Zügen unseres jungen Freundes gehangen. Wie er das letzte Wort gesprochen, drückte sie ihm in freudigster Bewegung die Hand.

„Haben Sie tausendmal Dank, mein lieber Herr Doctor! Ich weiß gar nicht, wie mir jetzt Ihre Worte schon das Herz ganz erleichtert haben. Es hat sich doch an der ganzen Sache noch gar nichts verändert, und doch ist mir gerade, als habe schon jetzt ein Lichtstrahl dieses Dunkel gestreift. So verlasse ich denn Ihr Haus mit dem festen Glauben, daß Sie uns in diesem höllischen Streite der Bosheit und Lüge ein siegreicher Engel werden mögen."

„O daß Ihr Glaube sich nur auch erfüllen möchte, verehrteste Frau," entgegnete Hermann.

Vater Stark schaute mit seinen Kinderaugen ganz glückselig

drein, als Frau Forſter nun auch ihm mit ungezwungener Herzlichkeit Dank und Lebewohl ſagte, und die ehrliche Hand ſchüttelte. Auch die Tochter that das Gleiche. Vor Hermann verneigte ſie ſich bloß.

Aber Helene, warum gab ſie nicht auch dem Sohne die dankende Hand? Wie herzlich gern hätte ſie's gethan, wenn ſie nicht erſt vor ein paar Tagen mit derſelben Hand jene Maienglocken gebrochen hätte!

Und nicht einmal ein freundliches Wort ſagte ſie ihm zum Abſchied? Nein, auch dieſes nicht. Denn das Große, was ſie ihm gerne hätte ſagen mögen, das durfte ſie nicht; und das Kleine, was ſie ihm hätte ſagen dürfen, das mochte ſie nicht. — Aber ihr und ſein Auge, darauf in mehr als einem ſtummen Blick ihre Seelen getreten und ſich nun auch beim Abſchied einander heimlich begrüßten, dieſe ſtummen Augen ſagten ſich Alles. Niemand vernahm es außer den Zweien, und dieſes heimliche Schweigen galt ihnen mehr, als das lauteſte, trauteſte Wort. —

Eine Stunde darauf fuhren die Zwei wieder zu ihrem waldumrauſchten Haidehof. Das Mittagsgeläute der ſeitwärts liegenden Dörfer wehte durch das Rauſchen des Barbaroſſaforſtes, als die Kutſche wieder jenen Hohlweg ſich aufwärts mühte. Helene war diesmal drin ſitzen geblieben. Und als ſie jetzt jener Eiche näher gekommen, da that ſie ſchon von fern aus der Tiefe der Schlucht einen ſo ſehnſüchtigen Blick zu ihr hinauf, wie eine Stunde zuvor aus ihres Herzens Tiefe zu jener andern jungen Eiche ſtolz ragender Krone.

Die Vögel feierten mit ihrem Sang in dichten Blätterdächern bis zum kühlen Abend. Aber in dieſem jungfräulichen Menſchenherzen klang das Lied der erſten Liebe fort und fort in den ſüßeſten Weiſen. Und da der Wagen jetzt dicht unter jenen Maienglocken dahin ſchaukelte, ſang dieſes Herz zu ihnen hinauf:

„Seid mir gegrüßt, ihr Maienglocken, denn von euch um-

blüht ſtand er da, vor dem ich erſt in den Tod erſchrocken, da ich zum erſtenmal ihn ſah. Und ach, jetzt möcht' ich mein ganzes Leben ohn' alle Furcht mit ſeinem verweben, ſo ſchlug er mein Herz in minnigen Bann, der liebe, ſchöne, herrliche Mann. Ihr Maienglocken, ich bitt' euch, läutet, o läutet uns ein die Frühlingszeit, die unſeren Herzen Liebe bedeutet, jetzt und in alle Ewigkeit!" —

VII.

Vor den Geſchwornen.

Mitten im Reichswalde hatte ich dich verlaſſen, lieber Begleiter! Jetzt, einen Monat ſpäter, folg' mir zum Gerichtsſaal in Hermanns früherer Gymnaſialſtadt, dem Sitze des Schwurgerichtes!

Es iſt Nachmittags vier Uhr. Das Verhör des Angeklagten und die Vernehmung der Zeugen iſt geſchloſſen. Eine halbſtündige Pauſe wird bald verronnen ſein. Danach werden Anklage und Vertheidigung aufeinander platzen. Sieh', die zwölf Stühle der Geſchwornen zur linken Seite, und die fünf des Präſidenten und ſeiner Beiſitzer im erhöhten Hintergrunde mit dem Bilde des Landesherrn ſtehen noch leer. Aber die meiſten Zeugen ſind bereits auf ihre Bänke, den Geſchwornen gegenüber, zurückgekehrt. Nur die zwei beſonderen Stühle für Frau Forſter und Helene ſind noch unbeſetzt. Der Angeklagte ſelber, „Matthias Mertens, verheiratheter Schäfer auf dem Haidehof, fünfunddreißig Jahre alt, katholiſcher Religion," wie der Anſchlag an der Gerichtstafel beſagt — ein ſtämmiger, ſauber gekleideter Mann im überlangen Tuchrocke, ſitzt auf der vorderſten, ſchmalen Bank vor den Zeugen. Er hat den Saal nur auf einen Augenblick verlaſſen gehabt, um mit einem Trunk Waſſer den vertrockneten Mund zu erquicken. Und wieder ſitzt er da, wie während der ganzen Verhandlung, den

Kopf leicht gesenkt, die Hände auf den Knien zusammengelegt. Mit keinem Blicke schaut er um sich.

Um so kecker thut dieses der Hauptzeuge, jener Oberknecht, Michael Fischer, der dicht hinter dem von ihm Angeschuldigten den Eckplatz eingenommen hat.

Der übrige, durch eine Schranke abgesperrte Raum des Saales ist von Zuhörern aller Standesklassen dicht gedrängt. Kaum ein Einziger getraute sich in dieser Pause ein wenig Luft zu schöpfen, aus Angst, den alten Platz nicht wieder erobern zu können. Sie ertragen an diesem schwülen Junitag um dieser causa célèbre willen lieber den unausstehlichsten Wärmegrad. Und sie thaten wohl daran. Denn noch immer mehren neue Eindringlinge den Menschenknäuel, und zwei Gendarmen mühen sich vergebens, ferneres Anstürmen abzuhalten. Endlich wird die Thüre des Saales fest geschlossen. Nicht ein einziger Mann hätte mehr Platz darin.

Es war auch nicht zu verwundern, daß sich die hiesige Einwohnerschaft des starken und schwachen Geschlechtes mit solcher Neugier zu dieser Verhandlung herbeidrängte. Hörte man doch zuvor in Wirthshäusern, auf dem Herrenkasino und in Damenkränzchen, diesen Fall als den weitaus interessantesten der ganzen Schwurgerichtssession bezeichnen, und lief das Gerücht von der nicht minder interessanten, und, wie man überdies poetisch hinzusetzte, auch ebenso steinreichen Zeugin Helene Forster schon während des Morgens immer verlockender von Mund zu Munde! Da ward freilich jede eifersüchtige Mitschwester der hiesigen haute volée, jeder hoffnungsreiche Staatsdienstadspirant, wie nicht minder jeder heirathslustige aber auch kautionsbedürftige, hier garnisonirende Reiterlieutenant gleichmäßig aufgefordert, diese schöne, reiche Zeugin seiner persönlichen Musterung zu unterziehen. — Aber eine mindestens eben so starke Zugkraft übte noch obendrein der junge Vertheidiger, der vor noch nicht ganz sechs Jahren als der schönste aller Gymnasiasten in den Straßen dieser Stadt umherstolzirte

und den damals schon Jedermann gern angesehen, auch ohne ihn näher gekannt zu haben. Wie begreiflich war daher auch in dieser männlichen Richtung die Neugier der hiesigen Fräulein, die sich seiner noch aus ihrer Backfischzeit erinnerten, wie nicht minder die Theilnahme der ehrsamen Bürgerschaft, diesen nunmehrigen Rechtspraktikanten Doctor Hermann Stark in so bedeutsamer Gastrolle vor dem hiesigen Schwurgerichte auftreten zu sehen. War doch überdies der Ruf seines Rednergenies ihm aus der Vaterstadt schon hieher voraus geeilt!

Und horch, jetzt geht ein Gesumm durchs ganze Auditorium, vorn auf den gedrängt vollen Bänken, darauf die gebildeteren Stände Platz genommen, oben auf der Estrade in dem vergitterten Raume neben den Richtern, darin die Rechtspraktikanten ihre rhetorischen Studien anstellen, und rückwärts in dem bunten Menschengedränge von Männern und Frauen aus dem Volke, die heute Nachmittag lieber einmal ihre Arbeit, als Vertheidigung und Urtheilsspruch im Stiche lassen.

„Sag' mir Einer, was er will," philosophirte jetzt ein ehrlicher Schustermeister gegen seinen Nachbarn, einen strammen Schweinemetzger. „Aber da guckt euch die zwei Gesichter nur einmal recht an, das von dem Schäfer und das von dem Oberknecht. Na, wer da nicht den rechten Spitzbuben herauskennt, der ist wirklich mit Blindheit geschlagen. O, wenn nur ich Geschworner wär', ich wüßte schon, was ich thäte."

„Na, was thätet ihr denn?" replicirte der grobnervige Metzger. „Eine rechte Dummheit thätet ihr machen, weiter nichts. So, das wär' mir eine saubere Gerechtigkeit. Einen solchen Gauner mir nichts dir nichts auf sein scheinheiliges Gesicht hin freizusprechen. Ei zum Guckguck! wenn solche Beweise nichts mehr gelten sollen, wie die da, soll man gleich lieber alle Zuchthäuser abschaffen! Ja, Gesicht! — Was Gesicht? — Das kauf' ich theuer. Da hat schon gar Mancher vorher ein heiliges gemacht und unsern

Herrgott aus dem Himmel heruntergerufen; und wie er von den Geschwornen nur einmal richtig verdonnert war, nachher hat gleich der leibhaftige Teufel herausgeschaut. Geh' mir Einer weg mit dem Gesichtermachen! Darauf geb' ich keinen Pfifferling. Die zwei Ringe und das Rattengift, das ist die Hauptsache. Und das bricht ihm auch den Hals, wie's ihm ganz recht geschieht."

„So?" fiel der Schuster wieder ein, „und das ungeheuer gute Zeugniß von seiner Madam und ihrer Tochter, das soll gar nichts gelten? Und die müssen's doch am End' am allerbesten wissen, ob es der Schäfer gethan haben kann oder nicht."

„Ach was, das Geschwätz von denen Weibsleuten," trumpfte der Metzger ihn wieder ab. „Da gehört auch viel dazu, die hinter's Licht zu führen. Und überhaupt: anfangen muß ein jeder Spitzbub' einmal. Das wäre curios. Als Dieb kommt kein Mensch auf die Welt. Kurz und gut, der Schäfer hat's gethan, und kriegt allermindestens seine fünf Jahre Zuchthaus, so gewiß als ich fünf Finger an der Hand habe."

„Na, ich kann's ja abwarten," sagte der Schuster, noch immer gleich ungläubig. „Und was liegt am Ende mir daran? Aber sein Vertheidiger wird's schon auch wissen, wie er's richtig anstellt, um ihn herauszubeißen. Denn, daß der ein Maul wie ein Schwert hat, das hab' ich schon gemerkt, wie er den Oberknecht im Zeugenverhör so jämmerlich scharf dazwischen genommen hat. Herrgott, hat der aber auch eine Höllenangst dabei gekriegt, wie er so die Kreuz und die Quer vom Präsidenten ausgefragt worden ist, und hat er zu gackseln angefangen. Und da habt ihr doch selber gesagt, daß euch sein Gesicht nun auch gar nicht mehr recht gefallen thäte."

„Na ja, und wenn auch," fiel der Metzger patzig ein. „Aber das ist auch eine rechte Kunst, Einen so ausfragen zu lassen. Ei, stellt ihr euch einmal da hinaus, wo ihr doch gewiß an der Geschichte unschuldig seid, und laßt ihr euch einmal so herumhetzen,

wie ein Kalb vom Hund, ob ihr nicht auch am End' ein Armeſündergeſicht macht, ihr mögt wollen oder nicht."

„Schon recht, Nachbar," überführte ihn wieder der Schuſter. „Aber warum iſt denn dem Schäfer ſein Geſicht immer ſo gleich geblieben? Und warum hat denn er immer ſo ruhig Antwort gegeben? Und den hat doch der Präſident juſtament gerade ſo viel ausgefragt, und der ſitzt doch obendrein noch auf dem Bänkel dort. Das iſt doch noch ein Bischen was anderes zum Angſtkriegen."

„O plaudert dem Teufel ein Ohr ab!" platzte der Metzger unwillig heraus. „Was iſt denn aber mit dem Gefrag' und Geſchwätz herausgekommen? Nichts wie die alte Leier. Und daß dem Schäfer ſeine zwei Buben den Oberknecht geſehen haben wollen, wie er mit einem Päckchen aus dem Hof herausgegangen iſt — ja natürlich — auf ein ſo angelerntes Lariſari wird Jemand was geben. Und die Geſchwornen haben auch ein verflucht dummes Geſicht dazu gemacht. Aber, daß der Oberknecht den Schäfer geſehen hat, wie der das Päckchen in die Brombershecke verſteckte, das hat ganz anders eingeſchlagen. Müßten die Geſchwornen aber auch Schafsköpfe ſein, wenn die denen zwei Buben ihre Komödie glauben ſollten. Glaub's gern, daß, wenn der Vater ein Dieb iſt, die Kinder ſagen müſſen, daß es ein Anderer gethan hat. Das iſt ja ſo blitzdumm, daß ein geſcheidter Kerl, wie ich, gar nicht darüber plaudern ſoll."

„Ja, Recht habt ihr eigentlich ſchon, Meiſter Metzger," ergriff jetzt auch ein ſchlanker Barbier und Haarſchneider das Wort. „Aber mag's jetzt ſein, wie's will, ihr Männer! Auf das Plädiren von dem jungen Menſchen bin ich euch doch verflucht neugierig. Wißt ihr, ich hab' ihm vier volle Jahre die Haare geſchnitten, wie er noch hier auf dem Gymnaſium bei der Profeſſorin Moſer in der Schuſtergaſſe wohnte. Und ich ſag' euch, Männer, ich kenn' ihn euch ganz genau. Denn wir haben gar viel mit einander diſcurrirt, wie das ja ſo beim Haarſchneiden zum Geſchäft

gehört. Aber einen Kopf hat er euch schon dazumal gehabt; na, ich sag' euch, einen vermaledeit gescheidten Kopf. Plaudern kann er euch wie ein gelernter Staar. Und unterdessen wird er auch gerade nicht dümmer geworden sein. Na, wir werden's nun bald zu hören kriegen, was für ein Genie drinnen steckt."

„O mach' mir den Gaul nicht scheu mit dem seinem Genie!" fertigte der Metzger gleich höflich nun auch den Bader ab. „Ja, natürlich, so ein junger Lecker wird's herausreißen, wo der Karren schon so tief drinnen steckt. O, da ist der Staatsanwalt schon auch noch da. Und gerade der sitzt heute, der die meisten Haar' auf den Zähnen hat, und vor dem unsere gewichtigsten Advokaten immer Narrs kriegen. Und da wird so ein Gelbschnabel vom Praktikant dem was anhaben können? — Geh', wie man nur so unsinnig schwätzen kann."

Und wieder mengte sich jetzt ein Vierter in der Gestalt eines wohlbeleibten Bierwirths in dieses populär kriminalistische Gespräch, da er sich die dicken Tropfen von der Stirne wischte. „Nein, ich sag' nur, wie ihr euch in der Hitze so ereifern könnt! Ich wollt', ich wär' draußen, das wär' mir das Allerliebste. Aber gelt?" fuhr er leise weiter, „laßt euer Disputiren jetzt gut sein! Denn seht, da gerad' neben mir steht dem Schäfer sein alter Vater. Er hat's mir selber gesagt. Und meiner Seel', 's Herz thut Einem weh, wenn man den nur ansieht. Die ganze Zeit hat er die Hände zusammen und betet in einem Stück fort. Und die junge Frau daneben, das ist die Schäferin. Herrgott, was hat die schon Alles zusammengeweint, noch hundertmal mehr, als ich schon geschwitzt hab'. Das könnt' ja einen Stein erbarmen."

Trotzdem ließ sich's der Metzger in seiner Anklägerrolle nicht nehmen, auch jetzt noch einmal seinen Trumpf auszuspielen.

„Ah was, Stein erbarmen! deßwegen hat er's doch gethan. Und was scheeren sich die Geschwornen lang um Verwandtschaft, und wenn sie noch so viel beten und greinen thut. — Da hätten

ſie viel zu thun. Aha, jetzt kommen ſie Einer nach dem Andern angerückt, und auch der Vertheidiger geht jetzt herein. Na, wir wollen halt einmal hören, was er kann mit ſeinem Mordsgenie. Wenn er ſo ſchön plädirt, wie er ein ſchöner Kerl iſt, dann iſt's mir auch recht."

Damit endete dieſe Unterhaltung. — Auch das allgemeine Gemumme ward beim Eintritt der Geſchwornen nun ſtiller. Und auf der hinterſten Zuhörerbank ſagte ein Mädchen von ungefähr zweiundzwanzig Jahren, der einfachen Toilette nach von nicht gar vornehmem Stand, aber doch ſehr edlem Geſicht, zu einer älteren Frau an ihrer Seite: „Ach Mutter, wie wird es dem Hermann wohl gehen? Ich habe doch fürchterlich Angſt."

„Warum nicht gar, Angſt!" fiel ein etwas jüngeres Mädchen auf der andern Seite luſtig ein. „Ich freue mich darauf. Und du haſt doch geſtern Abend von ihm ſelber gehört, daß auch er ſich freut. O das wird prächtig werden. Und ſtecken bleibt er einmal ganz gewiß nicht. Darauf möcht' ich wetten. Nicht wahr, Mutter, du auch?"

„O ja, Linchen, darauf ſchon," entgegnete nicht ohne Beſorgniß die Mutter. „Aber, wie es ſonſt gehen mag, darum hab' ich doch Angſt. Denn ſo arg mich auch der arme Mann dauert, ſo weiß ich eben doch nicht, wie die Geſchwornen ſprechen werden. Die Beweiſe ſind doch zu ſehr gegen ihn."

„Ei was, Beweiſe! Laß nur den Hermann erſt dran kommen," ſagte Linchen mit der vorigen Gewißheit, „der wird's den Geſchwornen ſchon auch beweiſen, daß der Schäfer unſchuldig ſein muß, und da können doch auch ſie nicht anders, als ihn freiſprechen. Nicht wahr, Mutter, das müſſen ſie?"

„Ich weiß nicht, Linchen, müſſen! das iſt doch ein wenig zu viel geſagt. Wenn ihr Gewiſſen ſie nicht zwingt, kann es auch der Hermann nicht."

„Nun aber, wenn's auch nicht gut ausginge, was mir ja

ſchon für dieſe armen Schäferleute ſehr leid wäre," erwiederte Linchen, „ſo iſt es für Hermann doch immerhin ein rechtes Glück, daß er überhaupt nur einen ſo intereſſanten Fall zum Vertheidigen bekommen hat. Und er macht ſeine Sache gewiß ganz prächtig. Das ſchafft ihm doch jedenfalls großes Renommee, und hilft ihm eher zur Anſtellung. Meinſt du nicht auch, Mutter?"

„O ja, liebes Kind, das ſchon," erwiederte die Profeſſorin etwas zerſtreut. Denn nun traten auch die Richter aus ihrem Berathungszimmer, und gleichzeitig mit ihnen aus einer Seitenthüre Frau Forſter und Helene, und ließen ſich auf ihren Stühlen nieder.

Erſt war es nur ein allgemeines Geflüſter. Dann aber richteten ſich mit einemmal alle Blicke der haute volée des Civil- und Militärſtandes auf Helene, und ſie hatte eine ſo ſcharfe Beſichtigung durch Lorgnetten und ſogar Operngucker auszuhalten, daß ſie ihre Verlegenheit in einem ſtillen Geſpräch mit der Mutter verbarg. Hermann hatte ſie beim Hereintreten mit ernſtem Anſtande gegrüßt, und ſaß nun, in ein Blatt Papier vertieft, an ſeinem Vertheidigertiſche.

„Iſt das doch ein wunderſchönes Geſicht, liebe Mutter!" ſagte Eliſabeth leiſe.

„Und ſie ſcheint mir eben ſo fein gebildet zu ſein," erwiederte die Profeſſorin.

Linchen blieb ſtumm, war aber in Helenens wie Hermanns Anſchauen ſinnend verloren.

Im ganzen Saale ward es nun todtenſtille. Der Präſident gab dem Staatsanwalt das erſte Wort zur Begründung der Anklage. Dieſer, ein Fünfziger mit kalten, ſcharfen Zügen, erhob ſich, und ſeine lichtvolle Darlegung aller Belaſtungsmomente nebſt der ſcharfen Logik, mit der er in dreiviertelſtündiger Rede alle Scheingründe allenfallſiger Unſchuld angriff und vernichtete, das Alles war augenſcheinlich von tiefſter Wirkung — nicht nur auf

die Geschwornen, sondern auf die ganze Zuhörerschaft. Der Metzger im Hintergrunde triumphirte, der Schuster sah verdutzt darein. Der arme Schäfer zählte jetzt nur sehr wenig mitleidige Herzen mehr, die noch Partei für ihn nahmen.

Die zwei Ringe und das Gift, des Angeklagten Geschicklichkeit in mechanischen Arbeiten, die Zeugenaussage des Oberknechts, dem sein Ortsvorstand den besten Leumund gab, stand an Macht der Glaubwürdigkeit gegen jene der beiden Schäferbuben wie ein Riese neben zwei Zwergen vor Aller Augen. Und wie beredt begründete der Staatsanwalt neben diesen unläugbaren, realen Beweisen auch noch den andern moralischen, daß ein noch so unlösbar scheinendes psychologisches Räthsel die wirkliche Existenz eines begangenen Verbrechens nie und nimmer ausschließen könne und dürfe! Wie wußte er diesen Satz vom allgemeinen Gesichtspunkte der menschlichen Natur zu verfechten, und seine schon oft dagewesene Wahrheit aus den Annalen der Kriminaljustiz unbestreitbar nachzuweisen! Ja wirklich, selbst Frau Forster und Helene überkam dabei zum erstenmal der Schatten eines Verdachtes, wenn er auch sogleich wieder vor dem noch stärkeren Licht ihres besseren Glaubens verschwand.

Der Oberknecht blickte jetzt mit immer frecherer Miene triumphirend umher. Der Schäfer sah in stiller, schmerzlicher Ergebung vor sich hin. Aber als er sich so vor aller Welt und seiner eigenen lieben Herrschaft als offenkundigen Dieb hingestellt sah, da meinte er wohl, das Herz müsse ihm zerspringen. Sein armes Weib hörte er bis zu sich herüber schluchzen. Und der Großvater betete noch viel heißer.

Aber auch der Vertheidiger — ich darf es für ihn ja wohl bekennen — saß mit gepreßtem Herzen da. Auch auf ihm lastete diese Anklagerede wie ein Zentnerstein. Hatte sie ihm doch alle Momente seiner Vertheidigung schon vorweggenommen, und wie ein unglaubwürdiges Märchen mit scharfem Hohne bespöttelt!

Das Schwert war ihm schon aus der Hand geschlagen, bevor er's nur gezückt hatte. Nichts blieb ihm übrig, als nackte Wiederholung. Doch aufgerafft — nicht verzagt — einen neuen Weg der Vertheidigung eingeschlagen, vorwärts mit der ganzen Macht deiner Rede! rief ihm sein Inneres ermuthigend zu, und schon schlug er die neuen Gedanken zu Faden.

Jetzt kam der Staatsanwalt zu Ende, und er schloß mit den unbarmherzig logischen Worten:

„So, meine Herren Geschwornen, glaube ich Ihnen die Schuld des Angeklagten unwiderleglich nachgewiesen zu haben. Auf der einen Wagschale liegen die vollgiltigsten Beweise, auf der andern nichts, als der nichtige Trugschluß einer sogenannten psychologischen Unmöglichkeit, und nebenbei das Märchen von den durch einen andern Dieb in die Truhe des Angeklagten hineingezauberten Ringen, das in seiner Glaubwürdigkeit nur zu belächeln ist. Sie haben jetzt diese Wage in derselben Hand zu halten, die Sie heute Morgen schwörend zum Himmel ausgestreckt. Und so hoch das Mitleid in der Menschenbrust zu ehren ist, in Ihrem Herzen, meine Herren, darf es nie und nimmer einkehren. Nur Ihr Eid, und nichts als Ihr Eid, darf bei Ihrem Wahrspruche Sie bestimmen. Die Barmherzigkeit steht hier einzig und allein dem höheren Richter zu. Sinkt aber in dieser Wage, wie's nicht anders möglich ist, die Schale mit der Wucht dieser Beweise nieder, und schnellt die andere mit ihrem Nichts in die Höhe, dann, einzig und allein Ihres Eides eingedenk, können Sie unmöglich im Zweifel sein, wie Ihr Wahrspruch lauten soll und lauten muß: ja, vor Gott und den Menschen, auf meine Ehre und mein Gewissen, ja, der Angeklagte ist schuldig." —

Jetzt erhob sich Hermann mit dem ganzen Aufwand seines Muthes, und seine klare Mannesstimme klang in die Grabesstille des lauschenden Saales:

„Meine Herren Geschwornen! Wenn ein riesenstarker Mann

mit wuchtigem Schwert auf einen schwachen Knaben losstürmt, dessen Arm nichts bewehrt, als ein winziger Schild, dann ist das wohl ein gar ungleicher Kampf. Als ein solcher Mann mit einem solchen Schwert ist jetzt der öffentliche Ankläger auf mich losgestürmt. Riesenstark hat ihn gemacht ein unseliges Verhängniß, das wie ein Dämon über dem Haupte des Angeklagten den finstern Fittig ausbreitet. Das Gold jener zwei Ringe hat sein Schwert so wuchtig gemacht, jenes Gift hat seine Klinge vergiftet, und die Vertheidigung, meine Herren Geschworenen, das ist der schwache Knabe, den nichts als ein winziger Schild bewehrt." —

„Jawohl, ich gestehe es gern, die Macht trügerischer Beweise hat meinen Gegner so stark und mich so schwach gemacht, daß ich schon jetzt nach diesem ersten Anprall mich überwunden vor ihm hingestreckt, hätte ich nicht diesen Schild zu meiner Gegenwehr; zwar unscheinbar, aber dennoch undurchdringlich auch für den wuchtigsten Hieb meines Angreifers. Und dieser Schild, meine Herren Geschworenen, das ist mein eigener felsenfester Glaube an die Unschuld dieses fälschlich angeklagten Mannes. — Ich stände jetzt wahrhaftig nicht hier, wenn ich anders glaubte. Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt noch an die Sonnen — dieses alte Volkswort, es wird auch an diesem dunklen Gewebe wahrhaft höllischer Lüge in strafende Erfüllung gehen. Und Jenem, der dieses gesponnen, er mag nun als freier Mann weilen wo immer, und ich nenne seinen Namen — aber dem sag' ich jetzt: möge er nicht allzufrüh darüber frohlocken, daß an diesem seinem feinen Gespinnst der Strahl der Sonne machtlos geworden sei, und ewiges Dunkel seine Schuld bedecke. Ich sag' ihm, und er glaube mir, daß ich furchtbare Wahrheit rede — ich sag' ihm: diese Sonne, sie durchbricht doch noch einst die Wolken, darin der Blitz jetzt lauert auf dieses unschuldige Haupt. Ich sag' ihm, was er so fein gesponnen, es kommt noch an die Sonnen, und wär' es auch erst vor jenem ewigen Sonnenlichte, das aus dem

strafenden Blicke seines allwissenden Richters die finstere Bosheit seines Herzens einst erhellen wird."

„Herr Präsident!" fuhr jetzt der Staatsanwalt gereizt in die Höhe: „Ich bitte, den Herrn Vertheidiger zur Sache zu verweisen."

Und augenblicklich gefaßt fiel Hermann energisch ein:

„Und ich, Herr Präsident, ich bitte dringend, mich in meiner Redefreiheit nicht beschränken zu wollen; denn ich bin bei der Sache. Und stand es der öffentlichen Anklage frei, mit allen erdenklichen Mitteln die Schuld meines Clienten nachzuweisen, so wird gewiß der hohe Gerichtshof nun auch mir gestatten, daß ich mich eben so unbeschränkt jener einzig möglichen Abwehr bediene, die nach meiner Ueberzeugung mir unumgänglich geboten scheint. Herr Präsident, ich bitte, zu bedenken: es handelt sich hier um ein Menschenleben. Denn, hat das Gesetz das angebliche Verbrechen meines Clienten auch nur mit Zuchthausstrafe belegt, für diesen Mann ist dennoch eine Schuldigerklärung gleich einem Todesurtheil. Meine Herren, man kann auch moralisch sterben müssen, nach meinem Gefühle noch weitaus schlimmer, als leiblicher Tod. Darum noch einmal, Herr Präsident, im Namen meiner Ueberzeugung von der Unschuld dieses Mannes, bitte ich dringend: es möge mir der hohe Gerichtshof dieselbe Redefreiheit gönnen, wie sie der Begründung der Anklage ungeschmälert zugestanden worden ist. Darum bitte ich als um das gute Recht der Vertheidigung, als um ein uraltes Recht, das die Gewissen der Herren Geschwornen nicht beeinträchtigt, aber mit meiner Pflichterfüllung unzertrennbar verbunden ist; als um ein Recht, das kein gegebenes Gesetz verletzt und das ewige Gebot der Menschlichkeit befriedigt."

Der Doctor Stark hatte diese Worte mit würdevollster Ruhe gesprochen. Aber innerlich bebte jeder Nerv an ihm. Und hätte er erst sehen können, wie schon bei seiner Eingangsrede jener Andere hinter ihm auf der Zeugenbank immer unheimlicher vor sich

hinsah, und ihm der Angstschweiß von der Stirne rann! Die ganze Zuhörermenge hatte das gar wohl beobachtet, darum war auch vorhin eine so tiefe Bewegung durch den Saal gegangen, die Hermann auf seinem Platze sich nur undeutlich zu erklären wußte. Aber auch der Präsident hatte indessen diesen Hauptzeugen mit immer schärferem Blick und stärkerem Verdacht beobachtet. Darum wendete er sich jetzt auch mit solch' ernster Gemessenheit gegen den öffentlichen Ankläger.

„Ich finde keinen gesetzlichen Grund, Herr Staatsanwalt, die Vertheidigung irgendwie beschränken zu sollen." Dann rief er zur andern Seite hinüber: „Herr Vertheidiger, fahren Sie ungestört weiter!"

Und wieder ging's durch den Saal, als ob die Zuhörer alle vorher aus Spannung auf des Präsidenten Entscheidung den Athem angehalten, und jetzt in freudigster Befriedigung darüber [illegible] Luft schöpften.

Der Staatsanwalt biß voll Unmuth auf die Lippen.

Hermann that jetzt nur noch mit einem einzigen Ruck des Kopfes einen blitzschnellen Blick nach dem Hauptzeugen. Er hatte genug gesehen. Sein ganzes Selbstbewußtsein war wieder gewonnen, da er weiter sprach:

„Meine Herren Geschwornen! Als der in unserer Kriminaljustiz allmälig erwachende Geist der Menschlichkeit zuerst jene furchtbare, geheimnißvolle Menschenmörderin, die sogenannte heilige Vehme selber als Todte zu Grabe getragen; als er dann in fortschreitendem Rechtssinn auch alle Folterwerkzeuge, diese barbarischen Gehilfen herzloser Grausamkeit, zerschlagen; und als er endlich sogar jedwedes heimliche Dunkel aus dem Gerichtssaale verscheucht, und die menschenwürdige Forderung durchgesetzt hatte, daß von nun an jede Anklage auf Verbrechen öffentlich vor allem Volk, und noch dazu vor Richtern aus seiner Mitte, nämlich vor Ihnen, den Geschwornen, verhandelt werde — meine Herren, ich

frage Sie: was hat dieſer Geiſt der Menſchlichkeit in dieſer ſeiner letzten Forderung gewollt?“ —

„Die Antwort darauf lautet einfach alſo: die unheilige heilige Vehme hat die Menſchen verurtheilt und gemordet ohne jegliches Verhör und Geſtändniß — ohne jedes Mittel der Vertheidigung. Die Folter hat unter zehn Fällen in neun ihrem Opfer ein falſches Geſtändniß abgequält, und die Vertheidigung in den Seufzern des gemarterten Leibes verſtummen machen. Nun wohl, meine Herren Geſchwornen, auch die Folter fiel. Das Geſtändniß ward frei und der Delinquent durfte ſich vertheidigen. Sorgfältige Akten wurden über die ganze Unterſuchung aufgezeichnet, und gewiſſenhafte rechtskundige Männer ſprachen nach Prüfung dieſer Akten das Urtheil. Aber die Verhandlung blieb noch immer eine heimliche, und was noch weitaus ſchwerer gewogen, die Richter ſchöpften ihre Ueberzeugung nur aus geſchriebenen Akten. — Nun möchte man freilich fragen: ob der Richter den Angeklagten und die Zeugen perſönlich vor ſich ſieht, ob er ihre Ausſagen Aug' in Auge aus ihrem eigenen Munde hört, oder ob er ſie bloß in den Akten niedergeſchrieben leſen und erwägen kann — was mag viel daran liegen, wenn dieſe Akten nur anders die volle Wahrheit des in der Unterſuchung Geſprochenen wiedergeben? Und ob die Richter in geſchloſſenem, oder dem Volke geöffnetem Saal ihr Urtheil fällen; ob als rechtskundige oder als ungelehrte, wenn nur ihr Gewiſſen und die Geſetze dabei zugegen ſind! Und muß dem Beſchuldigten im Gegentheil nicht die Heimlichkeit viel lieber ſein, als wie hier allen Augen bloßgeſtellt zu werden?“

„Meine Herren Geſchworenen! Es gibt im Leben der Menſchheit geſchriebene und ungeſchriebene Geſetze. Die erſteren ſind in unſern Geſetzbüchern enthalten, die letzteren ſtehen einzig in unſerm Herzen, unſerm Gewiſſen aufgezeichnet. Die erſteren können wieder geändert werden, weil ſie menſchlich ſind; die letzteren

haben ewige Dauer, denn ſie ſtammen von Gott. — Aber ebenſo, meine Herren, gibt es auch in der Kriminaljuſtiz geſchriebene Akten und ungeſchriebene. Die erſteren ſtehen in klaren Worten auf dem Papier, von der Hand irdiſcher Richter geſchrieben. Doch die ungeſchriebenen Kriminalakten — wo ſind dieſe wohl zu leſen und wer hat dieſe wohl aufgezeichnet? — Meine Herren Geſchwornen! An des Angeklagten und der Zeugen eigenem Leibe ſind ſie zu leſen. Und dieſe Akten vor Allen ſollen die Richter für ihren Urtheilsſpruch ſtudiren, noch viel mehr als die geſchriebenen. Prüfen ſollen ſie mit eigenem Auge, wie viel oder wie wenig Schuld in des Angeklagten Haltung, Wort und Miene ſich offenbart! Erwägen ſollen ſie, ob der Zeuge vor ihnen daſteht, wie die leibhaftige Beſtätigung ſeines beſchworenen Wortes; oder ob ſein ſcheuer Blick und zitterndes Knie, ob ſeine unſichere Stimme, oder gar der Angſtſchweiß ſeiner Stirn ihn wider Willen falſchen Zeugniſſes beſchuldigt."

„Das, meine Herren Geſchwornen, ſind dieſe ungeſchriebenen Akten, von denen ich geredet und die der ewige Richter ſelber aufgezeichnet, der auch die ungeſchriebenen Geſetze in der Menſchenbruſt erlaſſen hat. — Der Buchſtabe tödtet, aber der Geiſt macht lebendig! Dieſer Ausſpruch der heiligen Schrift, der iſt es vor Allem, der auch hier ſeine Beſtätigung findet. Darum, meine Herren Geſchwornen, darum mußte die Heimlichkeit der Kriminaljuſtiz der öffentlichen Verhandlung weichen, darum wurden die rechtsgelehrten Richter von Männern aus dem Volke verdrängt. Darum ſollte das Volk ſelber als Zeuge mitſchauen und mithören dürfen, weil in der Heimlichkeit der bloß geſchriebenen Akten dieſe anderen, ungeſchriebenen, gar nicht zu leſen geweſen; weil Ihren Augen, meine Herren Geſchworenen, die Unbefangenheit und Schärfe des Blickes zum Verſtändniſſe dieſer Akten in weitaus höherem Grade zugetraut wurde, als denen der rechtsgelehrten Richter; und endlich weil der Inhalt

dieſer geheimnißvollen Akten um ſo offener und umfangreicher zu Tage tritt, je mehr das Volk als ſtummer Zeuge dabei zugegen iſt, ein Beiſtand der Wahrheit und ein Entlarver der Lüge."

„Das, meine Herren Geſchwornen, das iſt der innerſte Entſtehungsgrund, das iſt das kräftigſte, geſundeſte Lebenselement des Geſchwornengerichtes. Und nach alle dem getraue ich mir jetzt die kühne Behauptung: ſo lange noch Geſchworne auf dieſen Stühlen geſeſſen, ich glaube kaum, daß jemals noch vor ihnen ein Kriminalfall verhandelt worden iſt, der ihrer würdiger war, als der heutige; — ja, ich darf es wohl ausſprechen, der ein ſolcher Muſterfall geweſen, wie ihn der Geiſt der Zeit nicht ſchärfer gedacht haben kann, als er ihr Inſtitut ins Leben gerufen."

„Meine Herren Geſchwornen! Ich bekenne es ohne Hehl und Rückhalt: in jedem früheren, geheimen, ſchriftlichen Verfahren wäre der heutige Angeklagte zweifellos verurtheilt worden. Vor Ihrem öffentlichen Richterſtuhle hege ich dieſe Beſorgniß nie und nimmer. Denn, was die geſchriebenen Akten gegen den Beſchuldigten ausgeſprochen, jene anderen, ungeſchriebenen, ſie haben Alles wieder verneint. Hinweggenommen haben ſie die Schuld vom Haupte meines Clienten und auf jenes zurückgeſchleudert, der mit falſchem Zeugniß ihn angeklagt. Mit eigenen Augen haben Sie's geleſen und leſen es in dieſem Augenblicke noch, und das ganze hier verſammelte Volk lieſt es mit, was dieſe ungeſchriebenen Akten jetzt ausſagen auf dem Antlitze meines unſchuldigen Clienten und auf dem ſeines zweifach ſchuldigen Zeugen."

„Meine Herren Geſchwornen! das geſchriebene irdiſche Geſetz der Folter iſt längſt zerriſſen, aber das ungeſchriebene göttliche Geſetz des Gewiſſens wirkt ewig fort. — Die unheilige Vehme iſt ſchon vor vielen Jahrhunderten zu Grabe getragen worden, aber die andere heilige Vehme des inneren Gottesgerichtes, ſie wird noch nach Jahrtauſenden Tag und Nacht bei dem Schul-

digen anklopfen, der die Unschuld mit falschem Zeugniß angek
O, meine Herren, diese ewigen Gesetze treten nie und nim
außer Kraft." —

Dann wendete sich Hermann rasch nach dem Oberknecht
der von Angstschweiß triefend und mit verstörtem Gesichte
sich hinstarrte, wie das leibhaftige böse Gewissen. Und
ausgestrecktem Arm auf ihn deutend, schlug er jetzt seinen fe
lichsten Ton an:

„Hier, meine Herren Geschwornen, lesen Sie jetzt d
ungeschriebenen Akten! — Hier auf dem Antlitz des Angeklag
und hier auf dem anderen dieses Zeugen. Ich frage Sie
und Sie mögen darüber entscheiden: in welchem von bei
steht die Schuld, in welchem steht die Unschuld von der H
des ewigen Gesetzgebers aufgezeichnet? Ich frage Sie jetzt, m
Herren Geschwornen — —"

„Jesus, Maria und Joseph! Ich halt's nimmer aus!"
schreit's jetzt gellend dazwischen. Mit aufgehobenen Armen
seiner Bank vor die Richter auf die Kniee stürzend, stöhnt
falsche Zeuge: „Ach, da bin ich ja schon und will Alles ei
stehen. Nur der soll jetzt still sein. Ja, ja, ich hab's getr
ich und noch ein Kamerad von mir, ein Schlossergesell.
falsch geschworen hab' ich auch. O hundertmal lieber will
jetzt ins Zuchthaus, nur der soll still sein. O ihr Herren Rich
ich bitte um eine gnädige Strafe."

Wie soll ich dir jetzt die Gewalt des Eindruckes schild
der von diesem erschütternden Auftritt sich auf den Stühlen
Geschwornen und Richter und im ganzen Auditorium zu glei
Zeit kundgegeben? Ein fast allgemeiner Ausruf entrang sich
dem Hervorstürzen des falschen Anklägers. Des Schäfers W
schrie laut hinaus; den alten Großvater warf die Gewalt di
Scene noch völlig auf die Kniee. Kein Herz, das nicht
tiefsten Grunde bewegt worden wäre, kein Auge, das noch gle

giftig drein geblickt hätte. — Und erst Frau Forster und Helene und Hermann selber, wie sein erlöst aufseufzender Client auf der Anklagebank! — Verargst du mir's, lieber Begleiter, wenn ich im Bewußtsein der Schwäche meines Wortes dich bitte, dir diese von den verschiedensten Gefühlen durchströmte Gruppe nun selber auszumalen? Wer vermöchte es, mit Worten bei hochgehendem Meere jede einzelne Woge zu schildern?

Der meineidige Oberknecht hatte sich auf des Präsidenten Aufforderung nun wieder aufgerichtet und brütete stumpfen Gesichtes vor sich hin. Sogleich danach erhob sich der Staatsanwalt und sprach:

„Meine Herren Geschwornen! Bei dieser so höchst unerwarteten Enthüllung des wahren Schuldigen fordert mich natürlich meine Pflicht dazu auf, die Anklage gegen den fälschlich Beschuldigten fallen zu lassen, und Ihre Aufgabe wird nur mehr darin bestehen, in Erfüllung der gesetzlichen Form noch dessen Schuldlosigkeit auszusprechen. Ebenso beantrage ich beim hohen Gerichtshofe, diesen falschen Zeugen hier sofort verhaften zu lassen und die doppelte Untersuchung des Diebstahls und Meineides gegen ihn einzuleiten, sowie die ungesäumte Verfolgung seines Mitschuldigen zu verordnen."

Nach einer kurzen Ansprache des Präsidenten verließen die Geschwornen den Saal, kehrten aber schon nach einigen Minuten wieder aus ihrem Berathungszimmer zurück.

Als dann der Obmann vor den Gerichtshof hintrat und mit auf das Herz gelegter Hand den Wahrspruch der Geschwornen verkündete: „Auf meine Ehre und mein Gewissen, vor Gott und den Menschen, der Ausspruch der Geschwornen lautet: Nein, der Angeklagte ist nicht schuldig" — da ward so stürmischer Beifall im Saale laut, daß der Präsident Ruhe gebieten mußte, so sehr auch sein eigenes Herz darin einstimmte.

Sonach verordnete er des Schäfers Freisprechung und des Oberknechts sofortige Verhaftung. Jener erhob sich von der

Anklagebank und wußte noch gar nicht, wie ihm geschehen. So war sein ganzes Innere noch zerschlagen. Dieser übergab sich in stummer Verzweiflung den Gendarmen, die jetzt mit derselben Kette seine Hände zusammenschlossen, von der gefesselt sein fälschlich von ihm angeklagtes Opfer heute Morgen auf die Verbrecherbank hieher geführt worden war. — Noch ein paar Minuten herrschte feierliche Ruhe im Saale, um des Präsidenten letzte Worte zu vernehmen, in denen er dieser in den Annalen des Justizhofes bis jetzt unerhörten Scene tief bewegten Ausdruck gab:

„Matthias Mertens, ihr seid frei, und dürft sofort zu eurer Familie zurückkehren! So verschmerzt jetzt, was ihr unschuldig erduldet, denn euer Ruf ward ja glänzend gerechtfertigt. — Ich aber begrüße diesen denkwürdigen Ausgang als freudigsten Triumph des öffentlichen Gerichtsverfahrens. Und," schloß er jetzt, sich zu Hermann wendend, „wenn ich auch Ihnen nun den Glückwunsch des Gerichtshofes ausspreche, daß es der Macht Ihres Wortes gelungen ist, einen so seltenen Sieg der Wahrheit zu erringen, so erfülle ich damit nur eine mir persönlich sehr angenehme Pflicht. Fahren Sie fort, mit solchem Eifer Ihr Talent der Vertretung der Wahrheit zu weihen, und wenn Sie auch einen solchen Sieg, wie den heutigen, wohl nicht zum zweitenmale erleben dürften, so sei er Ihnen doch für Ihr ganzes Leben ein Sporn, auf der so ehrenvoll betretenen Laufbahn muthig weiter fortzuschreiten. Damit erkläre ich die heutige Sitzung für geschlossen."

Hatte diese Anrede des Präsidenten noch wie ein Damm den ganzen Strom des Dankes und der Begeisterung für den siegreichen Helden des Tages aufgestaut, so brach er jetzt mit um so größerer Macht hervor. Von seiner Anklagebank sank jetzt der Schäfer vor seinem Retter und Befreier nieder, und umklammerte sein Knie. Hermanns rechte Hand ergriff Frau Forster, seine linke, die am Herzen, drückte Helene; und Mutter und Tochter überboten sich im Erguß ihres innigsten Dankes.

Und dann drunten im Hofe, wie Hermann mit den beiden Frauen und dem Schäfer aus der Eingangshalle trat, wo das ganze Auditorium ihn erwartete und nochmals begrüßen wollte, wie stürzte da des Schäfers Weib und Vater auf Hermann los, seine Hände küssend, und dann erst auf Mann und Sohn, an dessen Hals Eines nach dem Andern weinend lag! — Auch Mutter Moser, Bettchen und Linchen streckten ihm jetzt in glücklichster Bewegung die Hand entgegen. — Aber damit war jener ehrbare Schustermeister noch lange nicht zufrieden. Und mitten aus dem Haufen heraus rief er mit seiner Stentorstimme: „Der Herr Stark vivat hoch!“ — „Und abermals hoch!“ — schrie sein vormaliger Haarschneider, da der erste allgemeine Zuruf verhallt war, darein jetzt selbst der Metzgermeister einstimmte. Dann gaben sie ihm noch obendrein das Ehrengeleite bis hinüber zum goldenen Löwen, in dem er einst vor nun bald zehn Jahren als angehender Gymnasiast abgestiegen war.

Da dachte unser Held auf dem Wege dahin selber an diese einstige Zeit, und in Helenens Anschauen verloren frohlockte er mit stolzem Selbstbewußtsein: „Was war ich damals, und was bin ich jetzt!“

Sechster Abschnitt.

Bräutliche Tage.

Vorfrühling.

Seltſames Menſchenherz! — Frau Forſter hatte auf ihrem Gaſtzimmer unſern ſiegreichen Helden ſo herzlich eingeladen, den Abend bei einer Taſſe Thee mit ihnen zu verleben, gleichſam zum gemeinſamen, milden Ausklingen des im Gerichtsſaal ſo ſturmgewaltig über Alle hereingebrochenen innern Jubels. Zugleich hatte ſie in unbefangenſter Freundlichkeit ihn gebeten, daß er doch erſt morgen frühe mit ihnen gemeinſchaftlich den eigenen Wagen theilen möge, ſtatt die Nacht mit der Eilpoſt durchzufahren. — Und wie ſo natürlich war dieſe doppelte Einladung! Galt ſie doch der glücklichen Frau nur als ein ſehr kleiner Theil der unbezahlbar großen Dankesſchuld, die ſie dem Retter ihres ſo ſchwer gefährdet geweſenen Hausfriedens abzutragen hatte! So kam ihr Verſtand gar nicht dazu, den klaren Herzensquell, dem dieſe harmloſen zwei Bitten entfloſſen, durch irgendwelche Bedenklichkeit zu trüben. Und auch der faſt mütterlich zutrauliche Ton ihrer Rede zeugte dafür, wie ſicher ſie auf freundliche Gewährung rechnete, einfach gemeint, wie ihre Bitte ſelber.

Helene ſtand dabei neben der Mutter. Und wenn auch ein klares Gefühl kindlicher Ehrerbietung und jungfräulicher Scheu

ihren Lippen verwehrte, diese Einladung der Mutter durch eigene Bitten noch zu verstärken, so sagte doch ihr Auge unendlich beredt, wie sie in innerster Seele stillen Wunsch und frohes Hoffen hege, Hermann werde nur mit freudigem Ja der Mutter Wort erwiedern. — Ihr Auge sagte das? — Aber das hatte sie ja in schüchternstem Harren zu Boden geschlagen. Nun, jawohl! Aber auch ein niedergeschlagenes Auge übt oft gar gewaltigen Redezauber, besonders wenn dabei solch' glückliches Lächeln geheim um die Lippen spielt und das innere Herzensglück nur ahnen läßt, dessen vollen Glanz die gesenkte Wimper noch verschleiert.

Hermann verstand diese stumme Sprache gar wohl. Und doch — wie seltsam — er schlug beides aus. Und derselbe Mund, aus dem heute solch' kühner Redestrom in den vollen Gerichtssaal hinausgebraust, der konnte jetzt nur mit gepreßtem Odem vor diesen zwei einzelnen Frauen die befangenen Worte herausbringen:

„Sie sind wirklich allzugütig, verehrteste Frau Forster! Aber nicht wahr, Sie verzeihen mir gewiß! mein alter Vater daheim! — Gott, wie wird der ängstlich auf mich harren! Denn Sie glauben nicht, mit welcher Sorge er am glücklichen Ausgange gezweifelt. Und nicht wahr, Sie begreifen mein Gefühl? Ich darf ihn doch unmöglich noch den ganzen Tag in solcher Unruhe warten lassen, wo ich ihm schon den frühen Morgen mit froher Botschaft erheitern kann. Da darf ich mich doch vor einer Nachtfahrt nicht fürchten! Und auch Ihre andere so freundliche Einladung — ich bin wirklich ganz verlegen, auch hier nicht ein herzliches Ja sagen zu können. Aber ich weiß, auch für dieses Nein sind Sie mir nicht böse! Hab' ich doch der Frau Professorin Moser diesen Abend schon gestern versprochen. Und gewiß auch Ihr edles Herz stimmt mir bei, daß ich meine einstige Kost- und Pflegemutter jetzt unter keiner Bedingung durch mein Wegbleiben lieblos kränken darf."

„Aber nicht wahr," fuhr er jetzt in seinem gewohnten Redefeuer erleichtert weiter: „Auf Ihrem Haidehofe darf ich Sie so

bald als nur möglich heimſuchen! Denn glauben Sie mir doch ja! Hab' ich nur erſt meinen lieben Vater geſehen, ſo weiß ich keine größere Sehnſucht, als mit Ihnen beiden ein paar recht glückliche Stunden zu verleben. Und am allerliebſten mitten im Frieden Ihrer idylliſchen Einſamkeit, in der ich ſo gerne den Genuß verdoppelt nachholen möchte, den ich mir für jetzt noch verſagen muß. Nicht wahr, das erlauben Sie mir doch? Und ich darf recht, recht bald zu Ihnen kommen?"

„O, nicht nur dürfen, beſter Herr Doctor!" fiel ihm Frau Forſter mit der vorigen Wärme ins Wort, „nein, ich bitte Sie darum, daß Sie uns heimſuchen, ſo herzlich ich nur vermag. Geht's mir doch gerade wie Ihnen! Ja, nur in unſerem eigenen Hauſe kann ich Ihnen völlig ſagen, welch' unauslöſchlichen Dank Sie ſich in unſeren Herzen erworben haben. Und da ich von jeher eine abgeſagte Feindin alles zielloſen Verſchiebens bin, ſo bitte ich Sie, ſogleich nächſten Samſtag zu kommen, und über den Sonntag bei uns zu bleiben. So lange werden Sie's ja wohl in unſerer Abgeſchiedenheit aushalten können. Nicht wahr? Und ſo würde ich Ihnen dann Nachmittags unſern Wagen ſchicken" —

„O, das wäre viel zu viel," unterbrach ſie Hermann mit freudigem Ungeſtüm. „Nein, laſſen Sie mich getroſt zu Fuße gehen! Einen ſolchen abendlichen Waldgang an eine Fahrt im Wagen hinzugeben, wäre ja Sünd' und Schade; und den Weg werd' ich ja wohl finden."

Dabei begegneten ſich vier ſtumme Blicke. Aber gedankenſchnell ſchlug Helene die ihren wieder nieder. Und Hermann fuhr weiter — faſt in feierlichem Tone:

„Wenigſtens kenne ich einen Wegweiſer im Reichswald, einen Eichenſtamm, den ich all' mein Lebtag nicht vergeſſen werde; — eine ſo wunderſchöne Roſe hab' ich jüngſt unter ſeinem Schatten blühen geſehen, mitten unter Maienglocken. Und von dort, das weiß ich gewiß, führt die Straße ganz ſicher zum Haidehof.

Alſo Samſtag Abend, verehrteſte Frau, auf ſonntäglich Wiederſehen!"

„Seltſame Rede!" dachte bei dieſem myſteriöſen Schluſſe Frau Forſter für ſich, und ihr Auge ſtreifte unwillkürlich der Tochter Antlitz. Das erglühte jetzt in ſo minniger Scham, daß aus deſſen Glanz der Mutter die Auflöſung dämmerte vom Räthſel jener wegweiſenden Roſe und des ſonntäglichen Wiederſehens.

Gedenkſt du noch daran, lieber Begleiter, wie einſt die Mutter Moſer nach Theodors Abſchied faſt eben ſo auf Eliſabeth ſchaute? Wie ihr Auge da bekümmert in ihres Kindes Zukunft ſah, wie in ein nebeldüſteres Thal, wie in die leidvoll glückſelige Geſchichte ihrer eigenen, ſorgenreichen Liebe? — Aber das Auge dieſer andern Mutter, das blickte jetzt in Helenens Leben wie in eine weithin ſchimmernde, prächtige Landſchaft. Denn, wahrhaftig, hätte Gott ſelber ihrer Mutterhand nun die Freiheit gegeben, unter allen Männern der Welt ihrem Kinde den neidenswertheſten zuzuführen, ſie hätte jetzt augenblicklich zum Himmel gerufen: „Herr, dieſen Einen laß mich wählen!"

Der Doctor Hermann Stark war ſchon auf dem Wege zur Mutter Moſer, und Helenens Geiſt hing noch immer in ſtiller Seligkeit an dem unausſprechlichen Blick, mit dem dieſer unter der Thür ſtummen Abſchied von ihr genommen, tauſendmal beredter als ſein lautes Lebewohl, mit dem er, der Mutter und Tochter die Hand drückend, ſich raſch empfohlen hatte.

Bald darauf ſaßen die Beiden in ihrem einſamen Wirthszimmer. In ihren Herzen klangen Hermanns Worte noch immer nach, und machten ſie gegenſeitig ſtumm. — Ein peinliches Schweigen! Wie war Helene froh, daß ſie ſich mit dem brodelnden Theekeſſel ein wenig zu ſchaffen machen konnte. — „Was er nur mit jener Roſe im Reichswalde gemeint?" dachte fort und fort Frau Forſter. „Er hatte Helenen doch dort noch niemals begegnet!" — Und doch ging es ihr jetzt gegen das feinere Gefühl, die Tochter

darum zu fragen. „Es wird sich schon noch von selber aufklären.“ In diesem Gedanken verstummte der Mutter Wißbegierde.

Da ward dieses gegenseitige Sinnen mit einemmale glücklich unterbrochen. Der freigesprochene Schäfer sammt seinem Weib und Vater trat unangemeldet herein und machte seinem übervollen Herzen Luft:

„Ach, guten Abend, Frau Forster und Fräulein Helene! Nehmen Sie's doch nicht für ungut, daß wir so mir nichts dir nichts da hereinkommen. Aber ich bring's nicht zuwege. Ich muß Ihnen vorm Schlafengehen doch noch einmal die Hand drücken. Sie haben ja zu viel Gutes an mir gethan. Und wo ist denn der Herr Doctor Stark? Ach, dem möcht' ich doch auch noch gut' Nacht sagen, dem prächtigen Mann, dem ich ja gar niemals genug danken kann.“

Und die drei glücklichen Menschen drückten Eins nach dem Andern ihrer Herrin und Helene gar herzlich die Hand. Darüber kam der Frau Forster ein schöner Gedanke, den sie auch sogleich ohne weitere Bedenklichkeit ausführte.

„Wißt ihr was, ihr guten Leute? Bleibt heut Abend bei uns! Es ist uns Beiden so einsam hier in diesem fremden Wirthszimmer. Ich lasse euch euer Nachtessen hier bei uns auftragen. Und nach so viel Angst und Leid, die wir mit einander verlebt, wollen wir nun auch sogleich jetzt unsere Freude mit einander theilen, wie wir das ja schon so oft zusammen gethan haben, ihr guten, treuen Leute!“

„Ach, das wär' aber gar zu viel Ehre,“ wollte der Schäfer einwenden; und der alte Großvater sagte gerührt: „Aber, gute Madam, was haben Sie denn vor?“

„Was mich freut, lieber Großvater!“ sagte Frau Forster mit vertraulichem Kopfnicken, und griff sogleich zum Schellenzuge.

Und so verbrachte denn die hochherzige Gutsherrin mit ihren braven Schäferleuten in patriarchalischer Gemeinschaft der Freude

und des Dankes diesen Abend. Zwar nicht in so geistreichem Gespräche, wie sie es wohl mit Hermann so gern unterhalten hätte. Dafür entschädigte sie aber der unendlich treuherzige Ton dieser schlichten Naturmenschen, die jetzt das Auferstehungsfest ihres Lebensglückes feierten, das so klaftertief in Noth und Angst begraben gewesen. Dieser Gedanke, der ihre vergrämten Gesichter heut Abend wieder ganz verjüngte, gab auch ihrer einfachen Unterhaltung einen eigenen Reiz. Und mancher Rückblick in längst vergangene sonnige Tage aus der fernen Heimath und Jugendzeit der Frau Forster verklärte diesen Abend mit einer Poesie, zu deren Verständniß freilich ein Herz gehörte, groß und edel, wie das ihre.

So schaute der Mutter Geist jetzt rückwärts in einen längst vergangenen Frühling, und ihrem angebrochenen Herbste that dieses lenzige Erinnern so wohl. Aber um der Tochter sinnendes Herz, diese duftige Knospe, spielte jetzt noch immer der volle Strahl aus Hermanns letztem Scheideblicke. Der ersten Liebe Vorfrühling wehte linden Hauches durch ihre Seele. Und wieder zog's wie rauhe Märzluft über ihr Denken:

„Aber, wenn er doch nichts von Liebe zu mir wüßte? — Wenn es ihn heut Abend so mächtig zu jener Professorswittwe hingezogen, nur weil er dort sein Liebstes fände, schon längst ihm heimlich angetraut, wie die Schwester seinem Freunde, davon er uns erzählt? — Und wenn er deßhalb nur die Nacht zur einsamen Heimfahrt gewählt, um den Tag in meiner Nähe zu meiden?"

Und ihr Auge ward trüb und ihr Köpfchen senkte sich verstohlen.

„Nun denn, so sei's! In Gottes Namen! — Dann will ich jener Hochbeglückten nicht niedrig neidisch sein, und mich ergeben in Gottes Willen, der ihn mir nicht bescheert. Aber wann, wann werd' ich dann wieder froh werden können?"

Doch mitten aus diesen quälenden Gedanken brach wieder

wie jäher Sonnenglanz durch Wolkenschleier der eine letzte Blick hindurch: „Sei still, mein Herz! — Er liebt mich doch! Und Falschheit kann nie und nimmer in dessen Seele wohnen, deß Auge so unsäglich lieb von Liebe spricht! —“

Während Helene so sann, ein anderes Klärchen, „freudvoll und leidvoll, himmelhoch jauchzend in schwebender Pein,“ da saß ihr schöner Egmont in gemüthlichem Geplauder bei Mutter Moser, bei Elisabeth und Linchen. — Das zu Ehren solch' lieben Gastes heute ungewöhnlich reiche Nachtmahl war längst abgetragen. Schon eine Stunde lang quoll es von Hermanns Erzählerlippen, wie draußen der traulich plätschernde Brunnen unter seinem mondumglänzten Lindenbaume. War das ein festtäglicher Abend in diesem zufriedenen Wittwenhäuschen, als dieser drei Frauen Augen an Hermanns Munde hingen, heiter verklärt von der Erzählung fremden Glückes — in dieser Zeit der Selbstsucht ein so seltenes, schönes Bild!

Und sogar das muthwillige Linchen war dabei so merkwürdig ruhig geblieben. Noch nicht eine einzige lose Neckerei hatte sie heut Abend hingeworfen. Ei, warum nur nicht? Hast du den alten Schelm denn mit einemmal abgelegt? Geh! dieser ehrwürdige Ernst steht dir ja gar nicht. So mach' doch einen muntern Witz! Du hast doch sonst deren so viele in deinem lustigen Köpfchen gehabt! —

Jetzt war Hermann gerade zu Ende gekommen. Der alten Dorothee poetisches Sterben und seine glücklichen Erfolge als Vertheidiger waren die letzten Kapitel seiner Erzählung. Da flog ein Lächeln über der Professorin sanftes Gesicht und sie sagte:

„Ach, Gott sei tausendmal darum gedankt, liebster Hermann, so sind Sie also recht, recht glücklich! O wie das uns Alle selber so glücklich macht! Nun fehlt Ihrem Leben ja nur noch Eines zum ganzen vollen Glück. Und — ei mein lieber Hermann, sagen Sie uns doch — haben Sie uns jetzt wirklich Alles zu

Ende erzählt? Mein Gott, Sie wissen ja, wie unendlich lieb wir Sie haben. Und wenn wir Ihnen schon heut Abend zum letzten Kapitel Ihres Glückes, das Sie uns noch verschwiegen haben, gratuliren dürften, — o das wär' uns noch die allerherzlichste Freude."

Da ward er aber gluthroth und es benahm ihm den Odem. „Was meinen Sie, Frau Professorin? — Ich verstehe Sie nicht."

„O dann verzeihen Sie mir meine unzarte Frage, lieber Hermann," fiel Mutter Moser verlegen ein. „Aber ich habe es ganz gewiß nur gut gemeint."

„Das weiß ich," sagte Hermann, noch immer tief erröthet.

Dann ward es im Zimmer todtenstille. Aber die stillste von Allen war plötzlich Linchen geworden. Die verrathenden Rosen auf Hermanns Wangen hatten die ihrigen entfärbt. Wie versteinert blickte sie vor sich hin. Mutter und Schwester sahen's zu tiefst erschrocken und auch er. Und zitterte jetzt nicht eine große Thräne unter ihrer Wimper? — Vor freudiger Theilnahme an Hermanns noch verschwiegenem Liebesglück! — War es nicht so? — Und kein einziges Wort unterbrach diese Stille in der Allen auf einmal so schwül gewordenen Stube.

Da sah Hermann hastig nach der Uhr und stand rasch entschlossen auf.

„Es ist die höchste Zeit, meine Lieben! Schon halb zehn und in einer Viertelstunde geht die Post." — Und mit wiedergewonnener Innigkeit reichte er Allen die Hand, zuerst der Mutter Moser: „Gott beschütze Sie, meine liebe, gute Frau Professorin, und tausendmal Dank für all' Ihre Liebe von ehedem und auch heute wieder."

Dann legte er seine Hand auf Elisabeths Haupt: „Gute Nacht, holdes, glückliches Bräutchen! Grüßen Sie mir Ihren und meinen Theodor! Auch ich werde ihm bald Alles schreiben. Und kommt nur erst die Winterszeit, dann werden Sie Frühlingsanfang feiern, und ich und kein anderer darf Ihr Brautführer sein."

Der jüngeren Schwester gab er zuletzt die Hand und sagte

bewegt: „Leben Sie wohl und bleiben Sie mir doch ja das alte, herzenslustige Mädchen!“ —

Kommen und Gehen, Willkommgruß und Abschied, diese ewigen Wechsellieder des Menschenherzens, — waren das doch jetzt so ganz verschiedene Weisen am gestrigen und heutigen Abend! — Als Hermann gestern in das friedliche Häuschen hineingestürmt kam, war das ein dreifacher, freudiger Aufschrei der Mutter und Schwestern! — Und als er heute wieder von ihnen sich losgerissen, gleich stürmisch und doch so ganz anders — wie gab da jedes dieser drei Herzen einen verschiedenen Klang! Und keines einen von stiller Wehmuth unvermischten.

Sag', lieber Begleiter, soll ich jetzt jede dieser drei Weisen vor deinem Geiste noch besonders ertönen lassen? Ist nicht dein eigenes Herz die beste Harfe dazu? —

Mutter Moser und Elisabeth behielten jedes ihr stilles Leid um Linchen bei sich. Sie redeten wohl noch eine Weile von Hermann. Aber doch nicht so viel und unbefangen, als sie es sonst wohl gethan hätten. Von der Schwester stillen Liebe, bisher von Beiden völlig ungeahnt, verlautete kein Wort mehr, nicht im Ernst und nicht im Scherze. Schweigen darüber dünkte ihnen das Klügste zu sein und auch das Liebevollste. Das arme Kind! — Ahnte doch ihr eigenes Herz erst am heutigen Tag im Gerichtssaale, da ihr Auge fort und fort an Helenens lieblichem Bilde gehangen, da sie aus deren Zeugenaussage den hochgebildeten Geist, das tiefpoetische Gemüth erkannte, — und gar wie sie nach des Schäfers Lossprechung es mitansah, mit welcher Innigkeit des Blickes sie Hermanns Hand drückte, — o da erst spürte sie's an dem wehgewordenen Herzen, daß ihre Liebe, die sie seit Jahren in stummer Brust für Hermann bewahrte, doch etwas mehr gewesen sei, als jene treue Schwesterliebe, wie sie einst dem Ritter Toggenburg gewidmet werden sollte.

Als es dreiviertel auf zehn Uhr schlug, gingen die Drei

lautlos in ihr Schlafzimmer. Die Professorin that vom Fenster aus noch einen stummen Blick zum Sternenhimmel. Das machte ihr Mutterherz wieder leichter. Noch ein stilles, gegenseitiges „gute Nacht!“ Und als die Stunde ausschlug, war es in dem Stübchen so stille geworden, wie draußen die linde Sommernacht. Aber in den Herzen — besonders in dem einen — war es da drinnen auch so plötzlich stille geworden? —

Auch im Gasthause zum goldenen Löwen waren die Fenster des Zimmers, das Frau Forster bewohnte, schon seit einer Viertelstunde dunkel. Aber draußen in den stummen Gassen der Stadt war es hell wie am Tage. Denn so steinkohlenrußig sie auch in den Sternenhimmel ragte, so verschwendete jetzt dieser doch seinen ganzen Aufwand von Vollmondglanz, um in besonders gnädiger Laune auch den schwärzesten Schornstein und die düsterste Häuserwand möglichst zu verklären. Daß es aber dem guten Monde heute vor Allem daran gelegen war, sich durch ein Fenster des goldenen Löwen einzuschleichen, und jenes jungfräulichen Gastes träumendes Haupt zu umglänzen, das brauche ich ja den stillen Gassen und flüsternden Lindenbäumen in der Allee, die sich heute nur so nebenher des Silberschimmers mitfreuen durften, nicht zu verrathen.

Und horch — welch' schmelzendes Posthornsolo durchklingt jetzt die nächtlich stumme Stadt, durch deren gewundene Hauptstraße der schwerfällige Postwagen rollt!

Kennst' du den alten Volksliedertext zu dieser Weise des virtuosen Postillons?

„So viel Stern' am Himmel stehen,
An dem blauen Himmelszelt,
So viel Schäflein als da gehen,
In dem grünen, grünen Feld;
So viel Vöglein als da fliegen,
Als da hin und wieder fliegen,
So vielmal sei du gegrüßt!“

Ob der flotte muſikaliſche Wagenlenker wohl aus eigenem Herzensdrange dieſen ſinnigen Minnegruß jetzt in die verſchwiegene Mondnacht hinausbläst, und vielleicht das eigene Liebchen am offenen Fenſter horcht? — Oder ob wohl gerade dieſe Weiſe aus ſeinem liederreichen Repertoire von irgend einem der Mitfahrenden gegen glänzendes Trinkgeld bei ihm beſtellt worden war? — Etwa von jenem jungen, bildſchönen Paſſagier vorn im luftigen Kabriolet, der, gerade jetzt am goldenen Löwen vorüberfahrend, mit ſo geheimnißverrathendem Blicke hinaufſchaut? — Doch es hat ja nur der Mond, der uralte, verſchwiegene Beſchützer der Liebenden, dieſes Auge geſehen. Darum blaſ' jetzt nur weiter, Schwager! — Doch blaſ' deinen mildeſten Ton, daß ſie da droben nicht jählings aufſchrecke, ſondern leiſe das Haupt aus dem Traum erhebe, und zum Sternenhimmel aufblickend ihres Liebſten Lied begleite: „So vielmal ſei auch du gegrüßt!“ —

Und während ſo die Eine dem Poſthornliede noch lange lauſchte, das ſelige Herz voll ſeiner Liebesgrüße, zahllos wie die Sterne über ihr, da träufelte über der Andern Wangen ein bitterer Tropfen nach dem andern, und ſie neigte traurig ſinnend ihr ſonſt ſo munteres Köpfchen.

„Ach, von all' den Grüßen gilt jetzt wohl für mich kein einziger! Und es leuchten doch da droben ſo viel tauſend und abertauſend Sterne!“

Gieb dich zufrieden, armes Mädchen, und trockne deine Thränen, du „muntere Forelle,“ wie ich einſt dich genannt! — Nur ein friſcher Gebirgsbach iſt die Heimath deines Herzensglückes. Und auch dir wird er noch entſpringen. Aber das Leben Jenes treibt ſchon jetzt einher auf breitem, reißendem Strom, und einſt wird es auf und nieder ſchwanken auf ſturmerregtem, ſalzigem Meere. — Sei ruhig! Um keinen einzigen Stern ſei jener Andern jetzt neidiſch, und gönn' ihr all' die tauſend und abertauſend! Denn ihre Liebe wird einſt den ganzen, ungetheilten Sternenhimmel nöthig haben. —

O milde, sternenfunkelnde, vollmonddurchglänzte Sommernacht! Wer jemals im einsamen Wagen schweigend durch dein Geheimniß gefahren, welch' vorher ungehörte Weisen ließest du ihn belauschen! Aber mit so vertraulich süßen Klängen hattest du wohl noch selten ein Menschenherz umtönt! — Und wer nur auf so viele Stunden weit dem ganzen Wege dieses Reisenden geheimstes Empfinden verrathen? — Etwa das Posthornlied, das an den letzten Häusern verklungen? — Und hatte es dann wohl die Nachtluft weiter und immer weiter vor ihm her gewebt? — Denn Alles um ihn und über ihm, Alles wußte sein Geheimniß.

Die Aehrenfelder am Wege lispelten ihm zu: „Sie wird dein!" — Und die Bäume des Waldes, der dann und wann seine Fahrt umwölbte, sie rauschten im Traume: „Helene!" — Von den Bronnen in den schlafenden Dörfern hörte er's niederrieseln: „Du seliger Mann!" — Am Sternenhimmel flogen Engel hin und wieder und unsichtbar umfangen sie ihn: „Sieh' auf, wie unendlich dein Glück!" — Und als beim Frühroth die erste Lerche die thaunassen Flügel schwang, da wußte auch sie es schon und jubelte himmelwärts: „O, wie sie dich lieb hat, du Glücklicher!"

Glaubst du, von der seine Seele in dieser Sternennacht so minnetrunken geschwärmt, glaubst du wohl auch jetzt noch, daß eine Fahrt im hellen Tageslicht ihm lieber gewesen? — Und selbst dir gegenübersitzend, und Aug' in Auge mit dir und der Mutter traulich plaudernd? — Weißt du nicht, daß es in der Minne Vorfrühling auch fern von der Geliebten eine Nähe gibt, und noch viel süßer, als so ganz nahe bei ihr? — Und daß ein einsames, stummes Denken an sie viel seliger Reden ist, als lautes Geplauder mit ihr von Dem und Jenem, nur nicht von dem Einen, wovon das Herz so übervoll? — Begreifst du nun, warum er diese einsame Nacht durchfahren, und nicht an deiner Seite den hellen Tag? — So harre nur! In deiner Waldeinsamkeit auf sonntäglich Wiedersehen!

Und ſiehe, ſchon lugt die alte Vaterſtadt aus ihrem waldesgrünen Keſſel. Aber war das nur der Morgenſchimmer, der ihre Thürme und Giebel jetzt ſo golden umleuchtete, wie er es noch nie geſehen? Oder war es auch der Strahl tief unten aus ſeinem eigenen, glücklichen Herzen, daß um dieſes Heimathbild auf einmal wieder ſeiner Kindheit alte Poeſie ihren magiſchen Duft gewoben?

* * *

Und im alten Elternhauſe drinnen ſaßen Vater Stark und Mutter Roſalie gerade beim gewohnten Morgenkaffee in der Erkerſtube. So gemüthlich dieſes liebe Tagesgeſchäft ſonſt immer von Statten ging, heute wollte es dem guten Hausherrn doch gar nicht behaglich dabei werden. Und ſo überaus genau er auch ſchon in dieſer frühen Stunde ſeine Toilette vollendet hatte, ſo ſah man es ſeinem Geſichte doch deutlich an, daß der Schlaf heute Nacht nur ein ſehr unruhiger Gaſt bei ihm geweſen. So oft er jetzt die Taſſe von den Lippen abſetzte, folgte immer wieder ein Stoßſeufzer nach. — Auf Mutter Roſaliens Geſicht ſpiegelte ſich indeſſen die mildeſte Gemüthsruhe, die auch jetzt aus ihrer Rede klang:

„Alter, geh doch! Was haſt du nur und quälſt dich wieder ſo unnöthig ab? Es wird ihm ja nur gut gegangen ſein.“

„Ja, gut, das iſt ſchnell geſagt, liebe Mutter!“ erwiederte Vater Stark, der ganz froh war, durch dieſe Anrede ſein gepreßtes Herz erleichtern zu können. „Aber, wie ich dir ſchon geſtern bis in die ſpäte Nacht weitläufig auseinandergeſetzt — du wirſt ſehen, diesmal geht deine Prophezeiung gewiß nicht in Erfüllung. Denn, biſt du auch kein Juriſt, betrachte doch nur einmal dieſe ganze, ſo hoch gravirende Complication von Indizien!“ — Dabei ſetzte er ſich im Stuhle ſteif aufrecht, wie ein pedantiſcher Profeſſor auf dem Katheder, ihr vordemonſtrirend: „Alſo erſtens das Gift, zweitens die zwei Ringe, drittens des Schäfers

Geschicklichkeit in mechanischen Arbeiten, viertens und fünftens — der weitere höchst verdachterregende Umstand —"

„Aber, lieber Mann, das hast du mir ja Alles schon gestern mindestens zu drei verschiedenenmalen erklärt," fuhr Mutter Rosalie rasch dazwischen. „Und trotz alledem sag' ich mit meinem unjuristischen Frauenverstande, daß doch Alles ganz anders gegangen sein kann, als ihr rechtsgelehrte Männer es euch ausersonnen habt. Bedenk' doch nur, lieber Christoph, es sind ja Geschworne, und keine Richter!"

„Ja, was Geschworne!" fuhr Vater Stark in unvermindertem Unglauben weiter: „Diese können auch nicht so mir nichts, dir nichts den Schäfer von aller Schuld weiß waschen, wo die Haussuchung und die Zeugenaussagen ihn so rabenschwarz hinstellen. Es hat doch Alles seine juristischen Grenzen. O, ich versichere dich: stundenlang bin ich heute Nacht in meinem Bett gesessen, und habe die ganze Verhandlung vor mir vorüberziehen lassen, ich weiß gar nicht, wie oft. Aber immer wieder hab' ich zum Schluß den Obmann sein Schuldig aussprechen hören. Und wie ich endlich vor lauter Nachgrübeln eingeschlafen war, da träumte ich auch richtig von einem kohlschwarzen Hund, der vergiftet vor seiner Hütte lag und die zwei Ringe in der Schnauze stecken hatte. Und wie ich dann die Ringe herausnehmen wollte, da ward er auf einmal wieder lebendig und biß mich in die Hand. Nun, und was solch' ein Hundsbiß zu bedeuten hat, das wirst du wohl noch von der seligen Dorothee her wissen. Die träumte damals von einem gebissenen Daumen, und der Hermann hatte seinen zerhauenen Backen. So ganz ohne sind eben solche Träume denn doch nicht. — Und was mich hauptsächlich darin bestärkt: siehst du, das ganze hiesige Gerichtspersonal sammt allen vier Advokaten waren gestern auf dem Casino derselben Ansicht. O ich sehe schon ordentlich die schadenfrohen Gesichter, besonders meiner eigenen neidischen Collegen, und dann dieser eifersüchtigen

Rechtspraktikanten. Und ganz gewiß wird Hermanns Mißerfolg gerade in diesem so wichtigen Kriminalfall ihn dann auch wieder gewaltig niederdrücken. Hm, hm, hm. Es thut mir wirklich gar zu leid für ihn. Hätt' ich doch lieber von dieser ganzen Geschichte gar nichts erfahren. Und wie steh' ich dann selber vor dieser Frau Forster da? Ach, und noch etwas ganz Anderes, davon ich jetzt gar nicht reden will! — Mein Gott, es muß doch immer Licht und Schatten sein. Sonst könnt' ich am Ende auf mein Vaterglück zu eitel werden. Also gut, es wird schon so sein müssen. Wie, was?"

„Ich habe dich ruhig ausreden lassen, guter Vater!" hub jetzt Rosalie wieder an mit der alten Ruhe, während er in seine zweite Tasse Kaffee niederſann, und gar nicht daran dachte, nur einmal daran zu nippen. „Ich bilde mir auch gar nicht ein, eine Prophetin zu sein, sondern nur eine einfache Frau mit ihrem Bischen Verstand für ihr Haus und ihre Pflichten. Aber so viel kann ich dir doch sagen, lieber Alter: ich hatte zwar heute Nacht keinen besondern glückverheißenden Traum, doch war ich heute Morgens, wie du weißt, in der Kirche. Und so sehr ich mir auch Mühe gab, um Hermann und den Ausgang dieser Verhandlung unruhig zu werden, so kam doch eine so wunderbare Ruhe über mein Herz, daß ich diesem bewußten Wachen doch noch ein wenig mehr Glauben schenke, als deinem unbewußten Träumen. Und wir wollen doch sehen, lieber Christoph, wer diesmal Recht behält, du mit deinem rechtsgelehrten Kopf, oder ich mit meinem unjuristischen Herzen."

„O geb' es Gott, daß du Recht behaltest! Diesmal wollte ich ja tausendmal gern Unrecht bekommen. Aber siehst du, jetzt hat es gerade schon acht Uhr geschlagen, und um halb acht ist der Postwagen immer schon da. O, hätte er es wirklich gewonnen, gewiß, auch er wäre mitgekommen."

„Aber der Postwagen kann sich ja heut auch verspätet haben,

oder die Verhandlung iſt geſtern gar nicht zu Ende gegangen, oder Hermann will ſich bei der Profeſſorin noch einen Tag ausruhen. Mein Gott, wie viel iſt da nicht möglich? — Und überhaupt, ſei's nun gut oder ſchlecht gegangen, ſeine Sache gut gemacht hat er ganz gewiß, und das iſt mir die Hauptſache. Die Entſcheidung lag ja nicht in ſeiner Hand."

„Ja, freilich kann er nichts dafür, aber trotz alledem fürcht' ich mich ordentlich davor, wenn er jetzt wirklich heimkommt, und hat es doch nicht gewonnen."

„Aber geh' doch, Alter, ſich fürchten — vor ſeinem eigenen Sohn! —"

Und horch, ſtürmt es jetzt nicht überhaſtig die Treppe herauf? — Und die Thüre der Erkerſtube wird blitzſchnell aufgeriſſen. — „Vater — Mutter! — Victoria! — Freigeſprochen! — Da bin ich wieder. — Ach, meine lieben, guten Eltern!"

Wer möchte da noch lang mit trägen Worten ſchildern, wie er ihnen um den Hals gefallen, und mit welcher Inbrunſt die Beiden ſeine Umarmung erwiederten? — So laß ihn denn bei den glücklichen Eltern ſitzen und ihnen Alles bis aufs kleinſte berichten! — O, wer ſähe es dem guten Vater Stark jetzt wohl noch an, daß er heute Nacht ſo bekümmert gewacht und die wenigen Stunden mit ſo quälenden Träumen geſchlafen? War es doch, als habe ſich auf ſeinem faltenreichen Geſichte plötzlich ein längſt verronnenes Stück Jugend verjüngend niedergelaſſen! Und aus Mutter Roſaliens lieben Augen leuchtete ihr frommer Glaube während der Frühmeſſe nun als dankesfreudige Erfüllung.

„Nun, lieber Chriſtoph," fragte ſie lächelnd, „wer hat jetzt Recht bekommen, dein gelehrter Kopf oder mein einfältiges Herz? Dein im Traume gebiſſener Daumen oder meine im Wachen gefaltete Hand? — Ein klein wenig muß ich dich doch necken."

„Ja, neck' nur, gutes Roſalchen," ſagte Vater Stark in heiterſter Laune. „Heute laſſ' ich mir Alles gefallen. — Aber

auch dieser in den Gerichtsannalen so ganz unerhörte Fall! Auf eine solche Wendung konnte ja der allergelehrteste Jurist der ganzen Welt nicht gefaßt sein. Und insoferne habe ich mich mit meinen Scrupeln auch nicht im mindesten blamirt. Aber du, mein guter Sohn, hast um so viel hundertmal excellirt. Herr je, werden die Herren auf dem Casino heute Nachmittag Augen machen! Aber geschieht so Manchem von ihnen gerade recht. Was sind sie dir auch so neidisch!"

Mitten darin fiel es jetzt aber der besorgten Hausfrau schwer aufs Herz und sie rief aus: „Himmel, da lassen wir den guten Hermann nun fort und fort erzählen und denken gar nicht daran, daß er die ganze Nacht gefahren ist und gar noch nicht gefrühstückt haben wird. O nimm mir's nicht übel, lieber Sohn! Es war ja nur die jähe Freude, die mich so ganz darauf vergessen ließ. Aber der Kaffee soll im Augenblick fertig sein."

Wie sie sich dann rasch erhob, hielt sie Vater Christoph an der Hand zurück.

„Ja freilich, liebes Frauchen, freilich! wie wird ein Täßchen Kaffee ihm wohlthun in den nüchternen, verschüttelten Magen! Aber, nicht wahr, du lässest auch für mich noch ein wenig dabei antragen! Denn meine zweite Tasse da ist nun schon ganz kalt geworden. Und wenn auch kalter Kaffee, wie man gewöhnlich sagt, schöner machen soll, mein Gott, was liegt mir denn an all' meinen Runzeln, wo mein Herz wieder so jung geworden? Ein warmer Kaffee, jetzt mit solchem Glück bei Hermann getrunken, der wird mich doch noch viel schöner machen, als dieser da, der über meiner Bekümmerniß vorhin kalt geworden ist." —

Das war Donnerstag Morgens. — Als dann der gute Doctor endlich in seine Kanzlei hinunterging, und die Hausfrau, wie alltäglich um diese Stunde, in der Küche ihre Anordnungen gab, da tönte in Beider Herzen Hermanns überglückliches Erzählen noch gar lange wohlthuend nach, wie ein altväterliches

Lied vom Elternglück und Sohnesliebe. Aber noch am traulichsten klang doch jene Strophe von Hermanns nahem Besuch auf dem Haidehof. Und ließ dieser auch noch kein einziges Wort von seiner verschwiegenen Liebe dabei verlauten, so bebte sie doch schon durch den ganzen Ton seiner Stimme, und durchs alte Erkerhaus webte schon jetzt ein heimlicher Klang von dieser Liebe nahendem Segen.

So stehen zur Zeit des Vorfrühlings in Wald und Garten die Bäume noch laublos mit schwellender Knospe. Aber durch die linde Luft weht doch schon süßes Ahnen ins Menschenherz von all' den Liedern, die in den duftigen Waldhallen nun bald erklingen, von all' den Blüthenflocken, die nun die Erde bald überschneien werden. —

Und auch jener heißersehnte Sonnabend war für unsern Freund jetzt gekommen, so ewig lang auch der Freitag ihm dünken wollte, und dann noch die ganze, lange Nacht, und der träge Vormittag, der ihn von seiner seligen Wanderstunde noch geschieden. Aber endlich hatte doch auch sie für ihn geschlagen. Und Hermann trat zu seiner kurzen Waldfahrt bereit in die Erkerstube. Vater Stark war gerade vom Casino und seinem Nachmittagsspaziergange, den er schon Jahre lang auch ohne Dekan und Stadtmauer noch immer fortsetzte, wie alltäglich Punkt vier Uhr heimgekommen. Aber heute war er nicht sogleich in sein Studierzimmer gegangen, sondern erst herauf, um von Hermann sich zu verabschieden. — Mutter Rosalie stand neben ihm. Beiden war das Herz so seltsam befangen, als Hermann jetzt eingetreten war. Befangen? — Daß er an diesem milden Sommertag nun durch den Reichswald wandern will, um bei diesen guten Menschen mit offenem Herzen aufgenommen zu werden, und einen frohen Tag in ihrem Hause zu verleben, das macht euer Elternherz jetzt befangen? — Sag', lieber Begleiter, kannst du dir's wohl erklären, warum? — Aber auch er selber war es, und noch

viel, viel mehr als sie, als er jetzt von ihnen Abschied nahm, für eine so gefährliche Reise durch den gefahrlosen, klingenden, duftenden Wald, und auf eine so lange, lange Zeit — eine ganze Nacht und einen ganzen Tag. — Und er sprach zu ihnen mit bebender Stimme:

„Liebe Eltern, ihr wißt, ich geh' jetzt auf den Haidehof, wohin Frau Forster so freundlich mich eingeladen. Aber, lieber Vater, so sicher auch der Weg dahin ist, ich traue mir doch nicht recht, so ganz allein zu gehen. Du mußt mich begleiten! — Du, und auch die Mutter!"

Und ergriffen sah er vor sich hin. — Vater und Mutter Stark wußten diese räthselhafte Bitte gar nicht recht zu deuten, und sie sahen verwundert sich an. Da sagte endlich Vater Stark:

„Dich begleiten, lieber Hermann? Aber nimm mir's nicht übel, das würde sich doch wohl nicht recht schicken. Frau Forster hat mich eigentlich ja gar nicht förmlich eingeladen — und überhaupt — zwei volle Stunden zu Fuß gehen — wie, was?"

„Ja freilich," ergänzte Mutter Rosalie, „der Vater hat wohl Recht. Und ich kann eigentlich noch viel weniger mitgehen, wo ich doch Frau Forster nur ein einzigesmal gesehen, da sie mir mit ihrer Tochter einen flüchtigen Besuch machte. Geh' lieber erst allein, guter Sohn! Ein andersmal fahren dann auch wir zum Gegenbesuche hinaus, und empfiehl uns einstweilen recht freundlich! Nicht wahr, so wird es besser und auch schicklicher sein? — Behüt' dich Gott, und sei eben recht vergnügt!"

Aber Hermanns wiederholte Bitte klang jetzt noch viel inniger.

„Nein, ihr müßt doch mit mir gehen! Aber nicht leiblich, nur mit eurem Herzen sollt ihr mich begleiten! Denn wißt, ich gehe jetzt zum Haidehof, zu werben um den mir von Gott gesendeten Engel meines ganzen Lebens. Vater, Mutter! ich bitt' um euern elterlichen Segen."

Und er sank vor ihnen aufs Knie, und sie legten die Vater- und Mutterhand auf das Haupt des treuen Sohnes. Dann schlossen sie ihn lang und innig in die Arme. Und Hermann riß sich von ihnen los. Thränen waren ihrer Aller einzige Worte.

Seid ruhig, ihr guten Eltern, weinet nicht! Euer Segen geht nicht verloren. Denn euer Sohn wird wahrhaftig mit ihr gesegnet sein! —

II.

Die Brautfahrt.

Und wieder einmal, lieber Begleiter, sind wir mit einander im alten Reichswald. Der mächtige Eichbaum, daran einst jene Rose die Maiglocken gebrochen, liegt uns schon im Rücken. Die Waldpfade sind schattig und kühl, ein solch duftender Riesenschild wehrt den Sonnenblitzen des sich neigenden Junitages. — Wie an jenem Morgen, da ich dich zum erstenmal in diesen Kaiserforst geführt, sind wir auch an diesem Abend ganz allein. Sieh' hin, nur zwei Rehe weiden dort im saftigen Graben. Lauschend reckt erst die Geiß den geschmeidigen Kopf empor; und jetzt der Bock. Aus dem Hohlweg der Tannenbucht tönt rascher Schritt herauf. Ihr kluges Auge späht umher, aber sie erschrecken nicht. Das ist keines Jägers lauernder Gang. Und behaglich weiter äsend ziehen sie langsam über die Lichtung, und ihre schlanken Gestalten verlieren sich allmälig im sonnigen Saume des jungen Eichenschlages.

Aber horch, immer näher hallt der rasche Schritt herauf. Schon taucht es dunkel hervor aus der grünen Dämmerung. Und siehe, jetzt tritt er aus den letzten Stämmen in das blendende Licht der offenen Waldstraße. Den leichten Krämpenhut in der Hand streift er weit aus der Stirne das triefende Haar. Aufathmend dehnt er die kräftige Brust im malerisch leicht anschlie-

fenden Rock, darum die zierliche Reisetasche hängt. Und freudig offenen Auges schaut er umher in der grünen, rauschenden Welt — er selber eine junge, schwellende Eiche; das Urbild fünfundzwanzigjähriger, deutscher Mannesjugend.

Erkennst du ihn, lieber Begleiter?

Stilleren Schrittes geht er seine Straße weiter — nach Westen, wo sein Osten liegt.

Und siehst du, wie er so glückselig in sich verloren den Barbarossaforst durchschreitet, da neigen am Waldsaum schneeweiße Birken die grünlockigen Häupter vor ihm, und grüßen ihn flüsternd: „Grüß' Gott, jungfrischer Gesell! Wohin so lustige Reise?" — Und die dunkeln Wipfel der Tannen rauschen verwundert den lichten Eichenkronen zu: „Ein glücklicher Mensch!"

Da hören dies seltene Wort die Meisen und Finken, die Drosseln und Amseln, und kommen neugierig zur Waldstraße herausgeflattert, und huschen in Haselnußstauden und Brombeerhecken, und wollen den glücklichen Menschen betrachten. — Der Grünspecht hält mitten im eifrigsten Picken ein, und lugt von seinem Fichtenstamme nieder. Sogar einen verwitterten Häher treibt es auf einen Weidenstumpf herbei. Ungläubig schielt er nach dem Wanderer hinüber, und gibt krächzend seine grämlichen Skrupel kund. Aber die Elster, die geschwätzige Waldfrauhase, die muß ihn am allergenauesten sehen, setzt sich mit großem Geschrei mitten auf die Straße, und hüpft bald rechts bald links neben ihm her, vom Scheitel bis zum Fuß mit frecher Neugier ihn musternd.

Und wie die Vögel alle sich an dem frohen Menschenbilde satt gesehen, da gibt der pfiffige Fink vorlaut seine Weisheit zum Besten. „Ich hab's heraus, ei, ei, der ist verliebt." — „Freilich, liebe Kinder, auf der Brautfahrt ist er, ich seh's ihm in den Augen an," ergänzt gar weise zwitschernd eine erfahrene Drosselmutter, des Waldes kluger Rath. — Die Waldfrauhase stimmt schnatternd ein und flattert weit voraus, bis ans Ende

des Waldes zum Jägerhaus. Sie muß ganz genau wissen, wohin sein Weg geht, um bei der Heimkehr sich im Walde wie immer wichtig zu machen.

Aber wie er jetzt in der Biegung verschwindet, da fliegen die andern Vögel alle wieder in ihr Walddunkel heim, und reden noch lange miteinander von dem glücklichen Menschen. Dem Häher selber, dem in diesem Jahr Unvermählten, kommen auf einmal wieder zu späte Freiergedanken. Die Ringeltauben girren zärtlicher in ihren grünen Häusern, und die Goldamsel singt mit der Drossel in die Wette, wie sie zur Zeit ihrer eigenen Brautwerbung nicht zärtlicher gesungen hatten.

Die Elster sitzt schon lange voll Ungeduld am Ende des Waldes auf dem Tannenwipfel, gerade gegenüber dem Jägerhause, damit ihrer Neugier ja nichts entgehen könne.

Der alte Förster mit eisgrauem Schnurrbart sieht in Hemdärmeln nach den Bienenkörben im kleinen Garten. Daneben in dem milchweißen Hause mit dem mächtigen Hirschgeweih schaut sein sechzehnjähriges Töchterlein von der Arbeit feiernd zum Fenster heraus, und plaudert zu ihrem kleinen Bruder über die Straße hinüber, der stillvergnügt unter einer Föhre kauert, und sein Stubenlamm sammt dem Mutterschafe hütet.

„Das ist sie gewiß, gewiß, es ist kein Zweifel," schnattert gar vorschnell die Waldfrauhase, und hält einen langen Monolog über ihre kluge Berechnung, immer erregter, je näher sie ihn jetzt mit eiligem Schritt auf das Jägerhaus herkommen sieht. Aber sie hat sich doch verrechnet. Er sagt wohl dem Förster freundlichen Gruß, und nickt seinem Töchterlein zu mit heiterem Blick, daß dessen frische Wangen noch röther werden. Aber eilig geht er vorüber. — Die war es nicht.

Die Elster schüttelt bedenklich den Kopf, und sieht ihm ärgerlich nach, voll Zweifel, ob sie ihm noch weiter folgen solle.

Aber siehe, wie er jetzt mit einemmal auf der steil anhebenden

Steige seine Schritte beflügelt! — Schon steht er oben an des Reichswaldes letzten Stämmen; schon schaut er nieder auf die Hügel und Thäler, die weithin des Abends blauer Duft überhaucht. Hastig späht er umher, wo er sie wohl entdecken möge, die ihm noch unbekannte, einsame Stätte seiner ersten Liebe. All' die rauchenden Dörfer zur Rechten läßt rasch sein Auge liegen. Sie sind es nicht. Aber links, dort wo der Reichswald in mächtigem Bogen in die Ebene sich niederzieht, wo in seinem dunklen Arm die braune Haide liegt, — o dort, ganz dicht am Tannensaum, der mauermächtige, duftumwebene Bau, gewiß, das muß es sein, seiner Sehnsucht, seiner Liebe glückselig Wanderziel — der alte Haidehof.

Und lange sieht er nach ihm hinunter. Die Abendglocken läuten nah und fern in den Dörfern den morgigen Sonntag ein. Frohe Andacht beschleicht sein Herz. Und mit umschleierten Augen steigt er sinnend nieder.

Der Elster auf ihrem Tannenwipfel ließ die unbefriedigte Neugier doch keine Ruhe, und sie flog ihm weiter nach, sogar über den Reichswald hinaus, in eine ihr völlig unbekannte Welt. Und wie er jetzt in stillem Liebestraume drunten über den Haidegrund wandelt, flattert sie ihm als unberufener Kourier seiner Sehnsucht voran, und wartet immer wieder auf ihn, von einem hohen Markstein zum andern, die in spärlicher Reihe bis zu dem alten Gehöft aus dem Ginster ragen — zur Winterszeit die sicheren Führer über die schneebegrabene Fläche.

Sieh', jetzt liegt der alte Haidehof schon auf hundert Schritte deutlich vor ihm. Jeden Quaderstein kann er an den grauen, massigen Mauern erkennen. Vom spitzbogigen Eingangsthor blickt das adelige Steinwappen verwittert und halb zerschlagen — ein historisches Denkzeichen jener Zeit, da einst aufständische Frohnbauern den damaligen Edelhof ihres Grundherrn zu stürmen versucht. Als hab' es diese Schreckensnacht bis zur Stunde nicht

vergessen, so voll stummen Trutzes ragt auch jetzt noch das kastellartige Viereck in den dämmernden Abend. — Welch' ernstes Bild einer einsamen Menschenwohnung, nur Wald und Haide [illegible] schweigenden Nachbar! — Wer sollte wohl ahnen, daß sie drinnen so heitere Menschen beherberge, und gar, daß sie ein Garten sei, den solch' verborgene Rose schmückt? — Viel eher möchte man wohl denken, daß dort aus dem räthselhaften, vielhundertjährigen Hügel mitten auf der Haide, den die Volkssage zum Hünengrab gestempelt, um Mitternacht gewaffnete Heldengeister in diese Mauern einzögen, um über des deutschen Reiches Nothstand zu berathen, mit flirrendem Schwert in gespenstigem Umtrunk.

Aber was ahnt unser Brautfahrer jetzt von Hünengeistern und ihrem Grabe, so nahe nun auch sein Fuß es berührt? — Nur die Haideblumen sieht er, die es umwuchern; nur nach deren Schwester späht sein Auge, ob sie sich von keinem Fenster ihm entgegenneige. — Aber alle sind leer. Da bückt er sich rasch. Vom Hünenhügel gelesen bricht er einen Strauß. Dann zieht er einen Streifen Papier aus der Reisetasche. Geschickt versteckt er ihn unter den Blumen. Zum wolkenlosen Himmel thut er einen großen Blick, und wieder hat er den inhaltsreichen Strauß verborgen. Was wohl auf dem Blatte geschrieben steht? —

Jetzt schaut er nochmals umher in der weiten Runde. Welch' hehre Stimmung in dieser Einsamkeit! Die einförmige Haide umschließt in dunkler Umarmung der stundenweite Reichswald. Eine Hügelkette, die vom tannenschwarzen Halbkreis in blauem Schimmer sich abhebt, mischt den einzigen milden Ton in dieses ernste Wald- und Haidebild. Und eine Meile weit, von schroffem Felskegel vorspringend, schaut eine gebrochene Ritterburg herüber zum Hünengrabe. — Ein sicherer Markstein taggewordener Geschichte zum zweifelhaften Denkmal nebelumwobener Sage. — Dazu dieses große Schweigen über dieser Abendlandschaft, daß deren Beschauer fast den eigenen Herzschlag hört! Sogar die Haide hat aufs

Flüstern, der Wald auf sein Rauschen vergessen, und die Vögel sitzen stumm in ihren Nestern. Nur dort am Tannensaume weiden die Schafe. Auf den Hirtenstab gestützt sieht ein weißbärtiger Greis vor sich hin. Das ist der alte Großvater. — Daß doch jetzt der Maler fehlt, um diese mächtige Stimmung festzubannen! . . . Fast will es unserm Brautfahrer ungastlich werden. Ist das der Willkommgruß? Späht noch immer kein sehnsüchtig Auge nach ihm aus? Und wie herzlich ward er doch eingeladen! — Doch horch, jetzt fängt es drinnen an zu klingen. Eine seltsame Weise, bald weich anschwellend, bald in stürmischen Wogen brausend, und wieder zerrinnend in ruhig fließenden Strom. O das ist ihre Hand! Ist aber auch ihr Herz dabei, und denkt es wohl jetzt auch an ihn, und ist das nur ihrer eigenen Sehnsucht vieltöniges Lied?

In solches Lauschen verloren wäre er wohl noch länger an dem Hünengrabe stehen geblieben, als in dem Eckzimmer zu ebener Erde, das halb auf die Haide, halb in den Wirthschaftshof herausging, eine Gestalt ans Fenster trat, die offenbar nach ihm hinübersah. Es war Frau Forster; denn drinnen klang die vorige Weise noch immer fort. Hermann grüßte und schritt rüstig vorwärts. Eine freundlich winkende Hand erwiederte. Dann ward das Fenster wieder leer. Zugleich war auch das Spiel drinnen still geworden.

„Jetzt weiß sie, daß ich komme," dachte Hermann, und sein Puls ging rascher. „Er kommt!" klopfte mächtig Helenens Herz. Und von ihrem Flügel, dem sie in sehnsüchtigstem Gedenken an ihn diese Weisen entlockt, die ihr besonders lieb geworden, trat nun auch sie ans Fenster, nachdem die Mutter eben aus dem Zimmer durch die sogenannte „Feldthüre" trat, die unmittelbar vom Wohnhaus ins Freie führte. Durch eine kleine Anlage von jungen Waldbäumen und Ziersträuchern, die das einförmige Haideland wohlthuend unterbrach, ging jetzt Frau Forster dem rascher Nahenden bis an den Fußpfad entgegen.

„Seien Sie uns herzlich willkommen, lieber Herr Doctor!“ Mit dieſem Gruße reichte ſie ihm die Hand. „Nicht wahr, der Weg zu uns iſt doch ein wenig weiter, als Sie gedacht? Und wir wohnen hier wie außer der Welt. Aber ich hoffe, es ſoll Ihnen doch bei uns gefallen.“

„O recht guten Abend, Frau Forſter!“ erwiederte Hermann mit kräftigem Händedruck. „Aber gefallen? Das iſt ja viel zu wenig geſagt für einen Ort, zu dem es mir ſo mächtig das Herz hingezogen. Und ſchon jetzt, ſo ernſt auch dieſes Wald- und Haidebild, heimelt's mich doch ſchon wunderbar an. Mein Gott, wir ſehen ja die ganze Außenwelt nur von innen heraus. Es iſt Alles ja nur Stimmung. Und die meinige iſt hier die glücklichſte der Welt.“

„Nun freilich,“ erwiederte die weitgereiſte, herzenserfahrene Frau, um ein wenig abzulenken. „So werd' ich ewig daran denken, wie ich ein Vierteljahr nach dem Tode meines ſeligen Mannes mit Helene von Camaldoli auf das Paradies von Neapel herabgeſehen; und ich hätte mich dort zu Tode weinen können, ſo traurig machte mich all' dieſe Herrlichkeit. Und jetzt füllt dieſe arme Haide das ganze Herz mir aus. — Aber vor Allem, wie geht's Ihren guten Eltern, und haben ſie ſich denn recht gefreut über Ihr raſches Heimkommen und Ihre gute Nachricht?“

„O gewiß! Ich wollte, Sie wären dabei geweſen. Es war ergreifend. Ja, meine Nacht im Poſtwagen hatte ſich daheim überreich gelohnt. Und auch außerdem war ſie ſo ſchön, o ſo wunderbar ſchön — dieſer Sternenhimmel über mir und in mir — wahrhaftig, es war eine Nacht, wie aus einem Zaubermärchen. Mein Lebtag' vergeſſ' ich ſie nicht!“

Wie dieſe Worte jetzt durch die jasmindurchwürzte Luft ins Fenſter hineinwehten, und mitten in Helenens ängſtlich lauſchendes Herz! Wie hätte ſie mit ausgeſtreckten Armen ihm entgegenfliegen mögen! Aber das durfte ſie ja nicht. Sie mußte ruhig

harren, bis er an der Hand der Mutter hereintrat. Und auch dann — was durfte sie ihm auch dann viel Liebes zum Willkomm sagen? Einen „guten Abend“ und eine Hand. Das war Alles. Denn so gebot es ihr jungfräuliche Sitte. Und wie hatte er doch sie vorhin so begeistert gegrüßt, da er von jener Zaubernacht sprach! Auch der Mutter Willkomm war so freudig. Und nur sie allein sollte dann so scheinbar freudlos ihn hier empfangen? Da blitzte rasch ein Gedanke durch ihr geistreiches Köpfchen. Und ihr sittsames Herz verbot ihr ihn nicht. Ohne langes Bedenken setzte sie sich ans Klavier. Und wie die Beiden noch plaudernd draußen standen, klang es drinnen mit mindestens so beredtem Ausdruck, wie jene Posthornweise:

So viel Stern' am Himmel stehen,
An dem blauen Himmelszelt,
So viel Schäflein, als da gehen,
In dem grünen, grünen Feld,
So viel Vöglein, als da fliegen,
Als da hin und wieder fliegen,
So vielmal sei du gegrüßt!“

Helene wiederholte gerade den Refrain in so vollönendem Accord, als ihre kleine Hand umspannen konnte, da trat die Mutter mit Hermann herein. Sie stand auf, grüßte mit freundlichem Kopfnicken, und sagte nichts, als: „Guten Abend, Herr Doctor!“

Hermann erwiederte mit einem einfachen, herzlichen: „Grüß' Sie Gott, Fräulein Helene!“ — Dann gaben sie sich die Hand, aber nur ganz flüchtig. Das war Alles? Der ganze Willkomm nach solcher Sehnsucht? — O warum denn auch noch mehr? — Hat ihr Herz ihn denn nicht schon heimlich begrüßt so vielmal als Stern' am Himmel stehen? Und wer zählte sie alle? — Was sollen da noch Worte, die doch nur kaltes Schweigen sind gegen

solch unergründlich klingenden Liebesgruß? Was soll da noch ein langer Druck der Hand, wo die Lippe schon sich sehnt nach dem bräutlichen Kuß? Wo die Stunde schon so nahe, da ihre verlobten Herzen sich bald Alles, Alles sagen dürfen, wo der ganze Himmel ihres Glückes bald offen aus ihren Augen leuchten darf — was sollen sie jetzt nicht die paar flüchtigen Stunden noch harren, und Aug' und Mund noch beschränken?

Helene ging hinaus, wie die Mutter ihr zugeflüstert, und kehrte schnell mit einem Glas Rheinwein zurück, das sie auf einfachem Porzellanteller Hermann kredenzte. Das durfte nur die Tochter des Hauses und keine andere dienende Hand. So wollte es die gute, alte Sitte der Gastfreundschaft, wie Frau Forster sie strenge bewahrte. Dann führte die Hausfrau selber den lieben Gast hinauf in sein Zimmer, damit er sich's bequem mache. In zehn Minuten, so bat sie ihn, möge er zum Nachteffen wieder herunterkommen; und eben wollte sie ihn mit dem lieben Worte verlassen: „Und nun lassen Sie sich's eben in unserm Hause recht, recht heimisch werden! Wir können Ihnen zwar nur wenig bieten, aber das Wenige ist gut gemeint —" da ergriff Hermann ihre Hand und hielt sie lang in der seinen:

„O lassen Sie das gut sein, Frau Forster! Denn glauben Sie mir: würde jetzt die Haide da draußen in ein Paradies umgezaubert, und Ihr einfaches Haus in den reichsten Palast mit den auserlesensten Schätzen und Genüssen, aber es fehlte drinnen ein einziges, liebes Wesen, so wäre ich in diesem Paradies und seinem reichen Palaste doch nur ein unsäglich armer Mann gegen den unendlichen Reichthum, den diese arme Haide und Ihr einfaches Haus für mein Herz heut Abend umschließt."

Erst jetzt ließ er ihre Hand wieder los. Frau Forster sagte: „Auf Wiedersehen!" Sonst nichts. Aber im Ton und Blick, mit dem sie das sagte, lag die ganze Antwort, die Hermanns Herz vollauf befriedigte.

Seine Toilette war schnell vollendet. Dann sah er sich in seinem Gastzimmer um. Wie einfach, aber geordnet war Alles darin bestellt! Hierauf trat er wieder ans Fenster, und schaute über die Haide zum Reichswalde. Welcher Friede wehte auch jetzt in sein Herz, welches Ahnen glücklichster Zukunft überkam sein junges Leben! — Zehn Minuten darauf ging er wieder hinunter ins Wohnzimmer, wie Frau Forster ihn gebeten. Aber zuvor hatte er noch aus seiner Reisetasche jenen Strauß von Haideblumen genommen und ihn sorgfältig verborgen.

Drunten ging gerade eine Dienstmagd, die den Tisch zum Nachtessen gedeckt, aus der Stube. Helene nahm jetzt noch aus dem Eichenschranke fein geschliffene Gläser und Krystallschalen mit Früchten, und stellte Alles mit häuslich ordnendem Schönheitssinn zurecht. Schon der bloße Anblick des Tisches sollte dem lieben Gaste behaglich sein. Dann nahm sie vom offenen, weinlaubumrahmten Fenster eine Vase voll Rosen, die sie erst vorhin in ihrem eigenen Garten gebrochen. Ein mildes Lächeln umspielte ihr liebes Gesicht, als sie mit dieser festlichen Zierde das Ordnen des Tisches vollendete. Denn ihr Herz dachte: „So wird es ihm wohl gefallen."

Hermann trat herein. Welch' günstiger Augenblick für seinen Strauß! Ohne langes Besinnen zog er ihn hervor, und flüsterte mit hastiger Vertraulichkeit: „O bitte, nehmen Sie schnell diesen Haidestrauß! doch verbergen Sie ihn wohl! denn er redet eine Blumensprache, die ich ihn gelehrt. Und versprechen Sie mir's, erst beim Schlafengehen seine Worte zu lesen! O es steht darin viel, unendlich viel für Sie geschrieben."

Wie ihr da doch geschehen! — Vor der offen gebliebenen Thüre hallte der Mutter Tritt. Wohin die Blumen nur schnell verbergen? Sie wollte seine stürmische Bitte doch erfüllen. Und es wird ja doch kein Unrecht sein? — Noch ein zögernder Augenblick, und der Strauß war verborgen an seinem liebsten, sichersten Ort — an ihrem hochklopfenden Herzen.

Frau Forſter kam herein. Hermann trat eilig ans Nebenfenſter und ſtudirte die verſchiedenen Formen des Weinlaubes, ohne nur ein einziges Blatt zu ſehen. Helene machte ſich am Tiſche mit neuem Ordnen zu ſchaffen, was aber diesmal vielmehr ein Verwirren geweſen. Frau Forſters Auge ſah auf den erſten Blick, daß dieſe beiderſeitige Beſchäftigung wohl nicht beſonders ernſtlich gemeint ſei, beſonders da Helene gerade ein Kelchglas unter die Früchtenſchalen ſtellte und dafür ein Brodkörbchen auf ein Gedeck. Aber ſie berührte die ſichtliche Befangenheit der Beiden mit keinem Worte. Mit der alten ungezwungenen Freundlichkeit lud ſie Hermann zum Eſſen ein. Und da die Drei beieinander ſaßen — die Mutter zwiſchen ihnen Beiden — da wußte ſie mit heiterem Geſpräch auch die letzte Spur von Befangenſein aus Hermanns und Helenens Mienen abzuſtreifen, und unbefangenes Geplauder würzte das trauliche Nachtmahl.

Dazwiſchen dachte die Mutter für ſich:

„Hatten ſie ſich vielleicht vorhin ihre Liebe geſtanden? — Mein Gott, wie ſollte mein Mutterherz über dieſe Möglichkeit erſchrecken? — Daß die Beiden ſich lieb haben, weiß ich ja längſt und freue mich darüber aus ganzer Seele. Was mach' ich einen Hehl daraus? — Wie viele Töchter, und ſeien ſie noch ſo züchtig und der Mutter ergeben, geſtehen wohl ihre erſte Liebe erſt nach eingeholter Erlaubniß der Mutter, und in deren Gegenwart? Die Heimlichkeit iſt ja dieſes ſüßen Geſtändniſſes uraltes und auch unſchuldiges Vorrecht. Wie wollte ich's nun dieſen Beiden verwehren oder unzarten Wortes bereden, wo ich es einſt ſelber geradeſo gethan, da ich jung geweſen und jung geliebt? — Und mein Kind weiß ja, daß ihre Liebe mich freut und mein Segen ihr nicht verſagt bleibt. Darum nur keine ungeſunde moraliſche Kritteleі! Wären nur alle Töchter ſo reinen, gehorſamen Herzens, wie die meine, und alle jungen Männer ſo lauter und ehrenfeſt wie dieſer! — Mein Gott, was gäb' es glückliche Mütter!“

Der Abendtisch, einfach, aber mit feinstem Geschmack bestellt, war zu Ende, und Frau Forster sagte, da sie aufstand:

„Nun aber, mein lieber Herr Doctor, nun müssen Sie doch auch meine Wirthschaft sich noch ein wenig ansehen, meinen Hof, meine Ställe, Felder und Wiesen, auf das Alles ich schon ein wenig eitel bin, wie ich gerne gestehe. Sonst möchte es Ihnen am Ende den Schlaf verderben, wenn Sie darüber nachgrübeln müßten, wo denn eigentlich der Boden meiner ökonomischen Thätigkeit liegt, deren ich mich in Ihrem Hause so gerühmt habe. Es ist schon Manchem so ergangen, der bei seinem Kommen nur Wald und Haide gesehen, und umsonst nach Feld und Wiese geforscht hat. Aber diese liegen alle von hier aus ganz versteckt dem Haidehof im Rücken. Und sehen Sie ihn sich von dort aus an, so erkennen Sie sein Bild gar nicht mehr, freilich lange nicht so poetisch, wie das erste. Darum sagt Helene immer scherzweise: wir wohnen zwischen Poesie und Prosa. Gegen Osten die Poesie von Wald und Haide, gegen Westen die Prosa von Acker- und Wiesenland. — Und so ist es auch gerade recht vertheilt, wie Sonnenauf- und Untergang, beides dem Menschen gleich nöthig. So hat die Poesie des Lebens den festen Untergrund und seine Prosa wird veredelt durch geistigen Inhalt. Nun kommen Sie, wir haben gerade noch ein halbes Stündchen Tag, um Alles wenigstens von weitem Ihnen zeigen zu können."

Frau Forster in Helenens Geleit führte jetzt ihren lieben Gast durch eine andere Thür in den ungeheuren Wirthschaftshof, dessen Viereck rechts und links von massiven Scheuern, Ställen und Schuppen umschlossen ward. — Was Frau Forster von Poesie und Prosa ihres Besitzes überhaupt sagte, konnte füglich auch vom Haidehof selber gelten. Herrschte draußen, von der Haide gesehen, das Poetische seines Bildes entschieden vor, in seinem Innern gewann der prosaische Eindruck zuerst die Oberhand. Und kein auch noch so heißblütig für germanische Reckenzeit schwärmender

Beschauer hätte in diesem Wirthschaftshofe jenen Traum von gespensterhaft darin zechenden Hünengeistern mehr festgehalten, der draußen vor dem kastellartigen Anblick und dem Haidehügel, namentlich zur Dämmerzeit, so leicht die Phantasie befangen konnte.

Und doch, trotz alledem — wer diesen Wirthschaftshof ein wenig aufmerksamer betrachtete, der konnte auch in dieser scheinbaren Prosa gar bald ein Element gesundester Poesie herausfühlen, die zwar nicht in sentimentaler Lyrik, aber doch ganz gut in einer epischen Idylle zu verwerthen gewesen. — Welcher Ordnungssinn, der weit über die bloße Rücksicht auf Nutzen hinausging, sprach jeden Beschauer hier an! Kein Grashalm wucherte rings aus dem reinlichen Kies. Wie Soldaten in Reih' und Glied standen in den offenen Schuppen die Wagen, Pflüge und Eggen. Das Steinpflaster vor den Ställen, und drinnen der mit Platten belegte vierfache Gang in der aus rothen Backsteinen gewölbten Halle, jeder Stein war mit solch' holländischer Aengstlichkeit blank gescheuert, daß sich auch der feinst beschuhte Damenfuß nicht vor dessen Betreten zu fürchten hatte. — Und nun dieses rührige Leben darin von Thieren und Menschen! Es war wirklich ein Vergnügen, diesem halben Hundert wohlgepflegter Schwyzerkühe jetzt zuzusehen, mit welch behaglichem Kopfnicken sie aus der Holzraufe die boldige Kleeranke niederziehend zermalmten; und wie die eine und andere sich dazwischen nach der ihnen gar wohlbekannten Herrin umsah, und mit zufriedenem Gesicht ihr zubrummte. Selbst die zwei Prachtexemplare ostfriesischer Zuchtstiere, von denen je einer vorn als trutziger Flügelmann stand, sie neigten besänftigt den wulstigen Nacken und milderten den wilden Blick, als Frau Forsters Hand zu gewohntem Gruße jedem an der mächtig breiten Stirne kraute. Dazwischen saßen die Mägde beim eichenen Melkkübel auf dem Schemel mitten unter ihren Pflegbefohlenen. Und frische Lagerstatt streuten die Knechte. War das ein friedliches Tongemisch von Rieseln, Summen und

Zermalmen! Aber kein rohes Wort ward gehört, kein Fluch noch Schlag. So gebot es der Herrin mildstrenge Zucht. Nur im Kälbergange, dieser Kinderstube mitten im Wohn-, Schlaf- und Speisesaal der Erwachsenen, hub jetzt ein ungeduldiges Blöken an, und in possirlichen Sprüngen zerrten die bereits der Muttermilch Entwöhnten an der Kette. Denn die Kälbermagd mit dem nahrhaften Malztrank trat jetzt zu ihnen heran. Da wollte jedes zuerst daraus schlürfen.

Und nun sagte Helene: „Hören Sie, Herr Doctor, wie das jetzt schreit und springt? — Und nun haben Sie die großen hier lange genug betrachtet, und der Mutter verdientes Lob gezollt. Jetzt müssen Sie auch zu meinem Kindervolke kommen, denn diese Kleinen stehen unter meiner Aufsicht."

„Wie, Fräulein Helene?" fragte Hermann verwundert. „Sie bekümmern sich auch um die Wirthschaft und haben für Kälberzucht Sinn und Verständniß? Ei sieh', das hätt' ich Ihnen wirklich nicht zugetraut."

„Ei, warum denn nicht?" erwiederte sie heiter. „Ich bin ja mit der Wirthschaft aufgewachsen. Da werd' ich doch auch was davon verstehen, und mich darum kümmern. O das thun noch ganz Andere. Als wir vor zwei Jahren auf den großen Gütern in Schottland waren, hat sich sogar eine hochgebildete Herzogstochter um die Kälber gekümmert, und mir zum Abschied ein eigenes Gedicht über das Lob der Landwirthschaft ins Album geschrieben. Das sollen Sie morgen lesen! Und ich, die ich noch mein Lebtag keinen Vers gedichtet, darf doch auch meine kindische Freude daran haben, wenn dieses junge Volk unter meiner Aufsicht recht gedeiht und lustig blökt und drollige Sprünge macht. Und geben Sie nur Acht, wie sie Alle mich kennen! Ich hab' auch jedem seinen Namen gegeben, den sie dann auch später behalten. O, den wissen sie ganz genau. So sehen Sie's nur selber!"

Hermann hatte für diese ihm bisher fremde Seite in

Helenens reichem Wesen noch gar nicht die rechte Erwiederung gefunden, als er schon mit raschem Schritt ihr gefolgt war. Und nun rief sie mit liebstem Tone, da sie mitten in den Gang getreten: „Mimeli, Puck, Elsy, Betty, Hertha, Fritze..... Sehen Sie, Herr Doctor, wie sie alle mich kennen? Ist das nicht wunderlieb von diesen guten Thieren?“ — Und ihre Augen glänzten vor Freude, wie sich dieses und jenes nach ihr umsah. Ob aus Zufall, ob mit Bewußtsein, was lag daran? Ihr Glaube machte sie glücklich. Dann trat sie zum allerletzten, das allein mit trübem Aug' auf seinem Strohlager kauerte; mitleidig beugte sie sich zu ihm nieder und legte die Hand auf seinen Kopf. „Aber sehen Sie da, meine Emmi! Das ist mein armer Patient. Da haben sie nicht Acht gegeben, und da hat es von dem herübergefallenen Klee gefressen, wo es eben erst abgewöhnt war. Das ist nun von allen mein liebstes Thierchen, weil es meine Sorge am nöthigsten hat. Wenn ich's nur aufbringe! Denn sehen Sie nur, wie schön es gezeichnet ist.“

„Helene, es ist Zeit, daß wir gehen,“ mahnte Frau Forster.

„Ja, liebe Mutter,“ sagte sie und kam unverweilt vorwärts.

Im Vorbeigehen unterließ sie aber nicht, die Magd noch besorgt zu fragen: „Hat es heut Abend ein wenig Milch genommen?“ — „Nein, Fräulein, keinen Tropfen!“ war die Antwort. „Ich hatte mir alle Mühe gegeben, aber es ging nicht. Der Brand ist zu stark.“ — „Das arme, gute Thierchen! So muß es elend zu Grunde gehen. Wie dauert's mich!“

Mit diesen Worten ging Helene mit Frau Forster und Hermann wieder in den Hof. Unter der Thüre flüsterte er ihr noch zu: „Sie haben noch nie einen Vers gedichtet? — Aber tiefpoetisch sind Sie doch!“

Helene sah ihn dankend an mit einem großen, unaussprechlichen Blick. Das war auch ein Vers aus dem Gedicht ihrer schönen Seele.

Doch auch für die Mutter hatte Hermann ein freundliches Wort: „Wie dank' ich Ihnen, liebe Frau Forſter, Sie haben mir einen ungeahnten Genuß bereitet! Denn, offen geſtanden, mir kam der Beſuch bei dieſen ſelten ſchönen Thieren intereſſanter und poetiſcher vor, als gar manche Geſellſchaft mit alltäglichen, proſaiſchen Menſchen."

Und hätten ſich in dem mit eiſernem Gitter umfriedeten Geflügelhofe die ganze Inwohnerſchaft der vielartigen Hühner und ſtolzen Hähne, der purpurnaſigen Truthühner, geſpreizten Pfauen, und farbenſchillernden Enten, nicht ſchon in die Gemächer ihres gothiſchen Holzpalaſtes zurückgezogen gehabt; hätte Hermann es mit anſehen können, wie dieſes buntfarbige Flügelvolk gackernd und krähend, kollernd und ſchnatternd beim Morgen- und Abendimbiß auf ihre holde Nährerin getrippelt und gewatſchelt kam, wenn ſie aus ihrem Weidenkörbchen Haferkörner ſtreute, — gewiß, auch dieſes idylliſche Schauſpiel hätte ſein gutes Theil zu Helenens und dieſes Hofes Poeſie beigetragen. Aber noch viel mehr Schade war es jetzt, daß auch des Taubenſchlags vielgliedrige Familie ſchon ſüßen Schlummers pflegte, als deren liebſte Wärterin jetzt unter dem kunſtreich geflochtenen, glockenverzierten Hauſe ſtand. Hätte er erſt mit angeſehen, wie die Tauben droben aus Freude bei ihrem Nahen ſchon die weißen Schwingen lüfteten, und dann eine nach der andern vertraulich zu ihr niederſchwebte, ſich auf ihre Schultern und Hände, ſogar auf ihre Haare ſetzten, und ihr die Semmelbroſamen mit den roſigen Schnäbeln behutſam vom Finger pickten — o wäre ihm auch bis jetzt die friſche Poeſie dieſes Wirthſchaftshofes noch gar nicht aufgegangen geweſen, bei dem reizenden Bilde dieſer Taubenfreundſchaft hätte ſie wahrhaftig mit aller Macht ſein Herz endlich überkommen.

Gehen wir mit unſerem Freunde nun auch noch durch das breite Hofthor hinaus, um die Felder und Wieſen zu beſehen, die

gegen Westen in großer Fläche sich ausdehnen! Aber die Nacht brach schneller herein, als Frau Forster berechnet hatte. Und so begnügte sie sich, ihren lieben Gast für heut Abend nur an den Feldrain zu führen und ihm von dort aus einen flüchtigen Blick zu gewähren.

„Nun wissen Sie doch wenigstens, wo der Boden meiner ökonomischen Thätigkeit liegt, und morgen haben wir zu längeren Spaziergängen Zeit genug. Seien Sie mir nur nicht böse darum, daß ich Sie so bis in die Nacht hinein belästigt habe! Aber, mein Gott, was man eben selber so lieb hat, möchte man auch sogleich Jenen zeigen, die unserem Herzen näher stehen. Nicht wahr, diese kleine Schwäche entschuldigen Sie wohl? Nun kommen Sie, Sie werden müde genug sein."

„O, müde! Wo denken Sie hin?" erwiederte Hermann; „die ganze Nacht könnt' ich in solcher Gesellschaft Felder und Wiesen durchwandern. Weiß ich doch jetzt, daß ich Ihrem Herzen nahe stehe. Und was wäre mir lieber, als dieses Bewußtsein?".

Bald waren sie wieder ins Wohnzimmer zurückgekehrt. Frau Forster lud zum Schlafengehen ein. Aber Hermann erwiederte:

„O bitte, gönnen Sie mir nur noch ein Viertelstündchen! Fräulein Helene muß mir noch was in den Schlaf mitgeben. Dieselbe Weise, die Sie heut Abend spielten, als ich noch draußen auf der Haide ging, diese lassen Sie mich jetzt noch einmal hören! Denn es klingen mir diese Töne noch immer wie von ferne durch meine Seele, und ich möchte sie so gerne darin heimisch werden lassen. Sie erlauben es ihr ja wohl, Frau Forster?"

„O gewiß, herzlich gern! Aber was meinen Sie für ein Lied, Herr Doctor?" fragte die Mutter.

„Das ich zu allerletzt gespielt, das alte Volkslied: So viel Stern' am Himmel stehen?" fragte Helene mit bedeutsamem, aber ängstlichem Ausdrucke. „Sollte Ihnen das wirklich unbekannt sein?"

„O, nein, dieses nicht!" beruhigte sie Hermann durch Ton

und geheimen Blick. „Das hab' ich mir erſt vor ein paar Tagen des Nachts auf einem Poſthorn blaſen laſſen, und wie ein ſüßes Echo hat es ſpäter mein Herz umklungen. Nein, dieſes alte Volkslied kenn' und lieb' ich ſchon lange. Aber jene andere Weiſe meine ich, die Sie zuerſt geſpielt. Die iſt mir fremd und doch hab' ich Verlangen danach. Sie war ſo ſchön. Wie heißt ſie nur?"

„Ach, dieſe!" ſagte Helene, innerlich aufathmend, da ſie nun wußte, daß ihr damaliges Ahnen von jenem Poſthornliede ſie nicht getäuſcht, und er ihren heutigen Gegengruß verſtanden habe. „Nun, das iſt auch eine Volksweiſe, aber eine ſchottiſche. Von dorther bracht' ich ſie mit. Wer kann's wiſſen, wer ſie erfunden? Was die Meereswogen ſagen — ſo ſteht einfach auf dem Titelblatt. Sonſt nichts. Aber, Sie haben ganz Recht, Herr Doctor, es iſt eine wunderbar ergreifende Weiſe, und ich ſpiele ſie oft und gerne, weil das Herz ſich ſo viel denken kann unter dieſem Liede der Meereswogen. Nicht wahr, liebe Mutter? Denn du ſagteſt mir einmal, es klinge darin das ganze Menſchenleben."

„Ja, liebes Kind, das meine ich noch heute. Deines jungen Lebens Wogen freilich, ſie fließen noch gar ruhig dahin und wiſſen noch nichts von Sturm, davor Gott dich behüte. Nun ſpiele, mein Kind!"

Und Helene ließ die Meereswogen reden. Da war ihr, als hätte ſie nie zuvor ihre geheime Sprache ſo verſtändlich gehört. Auch der Mutter geſchah es alſo. Ihr ganzes Leben zog an ihr vorüber mit Meeresſtille und mit Sturm. Regungslos ſah ſie auf ihre im Schooße gefalteten Hände. Hermann hielt die ſeinen vors Geſicht, damit er inniger lauſche. Nur vorwärts ſchaute ſein Geiſt; nur auf eine weite, ſonnenumglänzte See, darauf ſeines Lebens Schiff wie ein majeſtätiſcher Schwan mit vollen Segeln einherzog, mit Menſchenglück ganz voll beladen. Was kümmerte ſeine Seele jetzt der Sturm, der durch die zitternden Saiten brauſte? — Seinem Leben ſagten ja die Meereswogen

nichts davon. Ihm galt allein die heitere, sonnige Stille, mit der Helene ihr vielstimmiges Erzählen beschloß.

Und er stand auf wie aus einem Traume, gab Helenen die Hand, dann der Mutter, und sagte nichts, als: „gute Nacht!"

Aber was lag im Tone dieser zwei einzigen Worte? Darauf trennten sie sich und gingen schlafen. —

Wie hatte Helene diesen Augenblick des Alleinseins ungeduldig ersehnt! O, jetzt, in ihrem einsamen Schlafzimmer, jetzt durfte sie ja endlich den Haidestrauß aus ihrem Versteck erlösen und ihn zu sich reden lassen in der Blumensprache, die er ihn gelehrt. So hatte sie's ihm gelobt und auch gehalten, so heiß ihr auch das Herz oft geworden unter dieser Sehnsucht, die in den verborgenen Blumen geglüht. Denn mit Ungehorsam, und hätte ihn auch kein Auge als Gott und das ihre gesehen, wollte sie nicht um Alles ihre junge Liebe beflecken.

Und kaum hatte sie jetzt die Thüre hinter sich geschlossen, da lag der Strauß auch schon zerstreut auf dem Tische. Mit zitternder Hand entrollte sie das Blatt, und ihr Auge durchflog es leuchtend:

„Es kam wohl übers Haideland
Ein fremder Mann geschritten,
Der brach uns ab mit bebender Hand
Und thät gar sehr uns bitten:
Ihr Haideblumen roth und blau,
Ihr sollt mir Botschaft tragen
Zu einer wunderlieben Frau,
Der sollt von mir ihr sagen:
In Maienglocken zum erstenmal
Ihr Bildniß mir erblühte,
Daß seiner Schönheit lichter Strahl
Mein innerst Herz durchglühte.
Da sah ich sie erschreckt von mir
In banger Flucht enteilen. —

Ihr Haideblumen, nun helfet ihr,
Daß sie bei mir will weilen,
Und nie mich lassen, nie, o nie,
Bis zu der letzten Stunde.
Denn ach, im Herzen trag' ich sie
In tiefer Minnewunde.
Und meines Lebens ganz Geschick
Will ich mit ihr verweben,
Ihr bis zum letzten Augenblick,
Als treuer Mann ergeben.
Und sagt ihr auch: ich komme nicht
Leichtfertig hergezogen;
Gar streng vor Gottes Angesicht
Hab' ich mein Herz erwogen.
Sie sei's, die meiner Seele Flug
Zu sich herniederbannte,
Die ich in heil'gem Herzenszug
Als einstig Weib erkannte.
Ja, bei der ew'gen Liebe Hort,
Sie möge mir vertrauen,
Nur heil'ge Wahrheit sei mein Wort,
Und Lüge mir ein Grauen!
Sagt ihr: von ird'schem Haidekraut
Hab' ich euch abgebrochen,
Doch auch zum Himmel aufgeschaut
Und ein Gebet gesprochen.
Denn, nicht allein für Lebenszeit
Möcht' ich ihr eigen werden,
Nein, für die ganze Ewigkeit,
Im Himmel und auf Erden.
So geht, und richtet treulich aus,
Was ich euch aufgetragen!
Zur Schwester geht ins Haidehaus,
Und dies auch wollt ihr sagen:
Erschrickt sie auch vor diesem Wort,
Ihr Blick mich stumm bescheide!
Dann zieh' auch ich nur schweigend fort,
Hin über die blühende Haide.

Doch in mir selber liegt im Schnee
Der Frühling dann erfroren;
Sein Glanz verblich, im tiefsten Weh,
Ging's Liebste mir verloren.
Doch höret sie euch liebreich an,
Wie's hofft mein ganzes Leben,
Und sie gedächte zagend dran,
Wie sie soll Antwort geben —
So macht ihr's leicht und sagt ihr nur,
Sie brauch' kein Wort zu sprechen.
Dann soll sie auf der Haidestur
Nur eine Blume brechen!
Die reiche sie mir schweigend hin,
Ohn' ihr was aufzutragen!
Welch' sel'ger Mann ich werden bin —
Die Blume wird's mir sagen."

Und was sagten wohl ihr die Meereswogen jetzt, und durch die ganze, vor Liebesfreude schlummerlose Nacht? — Sei still, mein Wort, bescheide dich! — Wie willst du auszusprechen wagen, was deiner Stimme unaussprechlich ist?

* * *

Und am andern Sonntagsmorgen gingen die Drei über den Kirchweg der Haide hinunter ins tiefgelegene Pfarrdorf. In der weiten Runde war's feiertäglich still. Als ob die Natur selber den Tag des Herrn begehe, so lag's wie Andacht über der Landschaft und dem alten Gehöfte. Das sah in seiner Einsamkeit sinnend drein wie Gottes- und Menschenfriede. Durch die Haide ging ein Flüstern, und ihre Blumen verneigten das Haupt. Auch diese drei einzigen Menschen auf der weiten Flur schritten schweigend vor sich hin. Helenens Antlitz war bleicher, als gestern. Aber das war kein heimlicher Gram, nur stille Seligkeit war's.

Denn ein leises Lächeln erhöhte noch ihres lieben Mundes Anmuth. Und ihr Auge sah eine Blume nach der andern an. Aber ihre Hand getraute sich keine zu brechen. Der Mutter stummes Angesicht hielt sie zurück. Jetzt sah er verstohlen zu ihr hinüber. Und bricht sie mir noch immer keine Blume? — Und es blühen doch auf ihrem Wege so viele! Und jetzt stehen sie schon am letzten Saume der Haide! — Noch immer nicht?

Da sah sie den schmerzlich fragenden Blick — den hielt sie nicht aus. Vorüber alle Scheu vor der Mutter! Und siehe, jetzt bückte sie sich — jetzt brach sie die Blume — sie legte sie zitternd in seine Hand; und ihre Lippen berührten sich im ersten bräutlichen Kuß. Wer kann es sagen, wer zuerst zum Andern sich neigte?

Dann sank sie der Mutter ans Herz: „O, Mutter! verzeih' mir, ich konnte nicht anders — segne mich!"

Und die Mutter umfing küssend ihr Haupt und rief: „Mein Kind, mein Kind!" — und dann rief sie wieder: „Mein Sohn, mein Sohn!" Und er umarmte sie, als zweite Mutter.

Im selben Augenblick flog eine Lerche aus dem Haidekraut, der Beiden Haupt umsingend. Drunten in der Dorfkirche schlugen die Glocken alle zusammen wie Segen des Himmels.

Und die Beiden waren ein Brautpaar vor Gott und den Menschen.

III.

Hermann an Theodor.

Bis hieher, lieber Begleiter, wollte ich dir unseres Freundes Brautfahrt selber erzählen. Jetzt lasse ich dir den weiteren Verlauf in Hermanns eigenen Worten nachlesen, darin er einige Tage darauf sein ganzes, übervolles Herz in das seines treuen Theodor ausgeschüttet hatte. Ich erschließe dir durch den Einblick in diesen Brief, glaube ich, viel unmittelbarer und tiefer seine innerste Stimmung, als meine eigenen Erzählerworte das vermögen. So greife ich mitten hinein.

. . . . . Nicht wahr, liebster Theodor, war das eine Verlobung, wie vielleicht noch niemals eine gefeiert worden ist, in Gottes freier Natur, unter Glockengeläut und Lerchensang? — Weiß der Himmel, dieser Sonntagsmorgen wird einst die Nacht des Todes mir noch erhellen und ihr Grauen mildern. Aber wie hab' ich auch drunten in der Kirche gedankt und gebetet! In solcher Nähe Gottes hab' ich mein Herz noch nie gefühlt. O, es klingt auch eine ganz wunderbare, wahrhaft überirdische Stimmung in einem so frisch verlobten Menschenherzen. Und auch ihr muß es wohl so ergangen sein. Denn ich sah während des ganzen Hochamtes kaum ein paarmal ihr liebes Gesicht, in solche Andacht versunken hatte sie's beständig in die Hände geborgen. Und so

oft sie es erhob, war es voll Thränen. Aber gewiß nur süße Tropfen aus ihres Liebesglückes vollem Bronnen. Ich glaub', alle Leute in der Kirche müssen es uns angemerkt haben, daß zwischen uns Beiden etwas ganz Besonderes vorgegangen war. Mit solcher Neugier ruhten Aller Augen auf uns .... Erlasse mir nun, liebster Freund, auch den Heimweg von der Kirche zu schildern. Wollte ich Stunde für Stunde des Tages dir eben so genau ausmalen, wie jeden Schritt des ersten Abends, ich würde nimmer zu Ende kommen. Bist du doch überhaupt der einzige Mensch auf der Welt, dem ich außer meinen guten Eltern meine innersten Erlebnisse mit solcher Offenheit anvertraue. Aber ich habe ja eine gar große Schuld an dich mit gleich echter Münze heimzuzahlen. So höre denn weiter! — Als wir um zehn Uhr zum Haidehof zurückgekehrt waren, mußte ich unwillkürlich vor Frau Forster und Helene ausrufen: „Ach, wären jetzt nur auch meine guten Eltern da!" — Es war dieser Wunsch zum vollen Glücke des Tages so natürlich, ohne daß ich gerade an dessen sofortige Erfüllung gedacht hätte. Mein Herz war nur voll davon. Aber Frau Forster, diese energische Frau, verwandelte augenblicklich mein nur so leichthin gesprochenes Wort zur entschiedenen That. „Jawohl, lieber Hermann" (der langweilige Doctortitel ist nämlich auf mein dringendes Verlangen seit einer Stunde glücklich abgeschafft). Also sagte sie: „Jawohl, lieber Hermann, Ihre guten Eltern müssen auch dabei sein! Dieser Gedanke kam vorhin auch mir selber, und darum soll dem Wunsche, der so richtigem Gefühl entspringt, auch sogleich die Ausführung nachfolgen. Es ist eben zehn Uhr. Ich lasse augenblicklich einspannen. Schon um halb zwölf steht der Wagen vor Ihrem Hause. Und wann wird bei Ihnen gewöhnlich zu Mittag gegessen, lieber Hermann?" — „Punkt zwölf Uhr, liebe Mama!" gab ich zur Antwort. (Das steife „Frau Forster" ist auch bereits zum Falle gekommen und zum Unterschied von meiner eigenen Mutter das ebenfalls ganz trauliche „Mama" angenommen

worden.) — „Also gut, da können die guten Eltern um halb zwei Uhr bequem hier sein, um dann mit uns vereint zu Mittag zu essen. Meinen Sie nicht auch, lieber Hermann, so läßt sich's herrlich ausführen? Nun schnell noch ein paar Worte!" — Sogleich setzte sie sich an ihren Schreibtisch und warf nachstehende Worte hin, die ich als denkwürdiges Aktenstück in diesem allerwichtigsten, aber auch friedfertigsten Prozesse meines Lebens mir sorgfältig aufbewahre. Sie lauteten:

„Verehrtester Herr Doctor!

Wüßte ich nicht durch Ihren und nun auch unsern liebsten Hermann, daß er schon gestern Abend Vater- und Mutterſegen Ihres Hauses in das meinige mitgebracht, so hätte ich wohl nimmer den Muth, Ihnen diese eiligen Worte zu senden. So aber bitte ich Sie, als die Eltern Hermanns, der vor einer Stunde nun auch mein eigener Sohn geworden, so innig als mein Herz nur vermag: kommen Sie Beide ohne allen Verzug, um das Glück unser beiderseitigen Kinder voll zu machen, die sich, wie nicht minder ich selber, unaussprechlich nach Ihnen sehnen. Wir warten auf Sie mit dem Mittagstische. Nur, wenn auch Sie Beide in unserer Mitte sitzen, sind unsere Herzen völlig befriedigt. Wenn Sie um zwölf Uhr richtig einsteigen, hoffen wir, Sie längstens um halb zwei umarmen zu dürfen: mein Kind, als Ihre nunmehrige Tochter, ich als Ihres Sohnes nunmehrige Mutter. Nochmals bitten wir: versagen Sie uns nicht diese von uns Beiden wie von Hermann gleich innig ersehnte Freude, und eilen Sie ohne Bedenken und Verzug in die, zu glücklichstem Willkomm offenen Arme Ihrer Sie hochverehrenden

Sophie Forster."

Ein von mir dem Kutscher zugestecktes Trinkgeld beflügelte seine Rosse, und schon um ein Uhr, nach eine halbe Stunde weit

entfernt, sahen wir von der Steige des Reichswaldes in solch' gestrecktem Trab den Wagen herunterrollen, daß kein Zweifel war, er kam nicht leer zurück, und brachte sie wirklich, meine guten, heißersehnten Eltern. Als sie dann über die Haide fuhren, konnte man in der aufgeschlagenen Kutsche sie schon ganz deutlich erkennen. Schnell eilten Helene und ich zum ersten Stockwerk hinauf in ihr Zimmer und winkten ihnen fort und fort mit unsern Tüchern entgegen. Anfangs mußten sie es nicht gemerkt haben. Aber bald darauf winkte es auch uns zu. Erst mit einem weißen Tuche — das war meine Mutter; und dann mit einem dunklen — das war mein Vater. Schnell sprangen wir wieder hinunter ins Freie. Ueber den Fußpfad der Haide kreuzten wir den Fahrweg. Und da kamen sie schon — stiegen aus — und Helene sank küssend in den Arm ihrer neuen Eltern, und dann ich ans Herz meiner alten. O Theodor, kannst du dir denken, wie ihnen da geschah? Du kennst sie ja, so gut wie ich selber. War das ein seliger Augenblick, den ich nie vergessen werde! Besonders mein alter, weichherziger Vater, der wollte Helene nun gar nimmer aus den Armen lassen, so lange küßte er sie auf Stirn und Augen und Mund, und immer wieder stammelte er dazu: „O meine Tochter, meine Tochter!" — Dann gingen sie mitten zwischen uns Beiden, der Vater an meiner, die Mutter an Helenens Hand, noch die fünfzig Schritte zum Haidehof, aus dem nun auch Frau Forster ihnen entgegenkam. Ein neuer, ernstfreudiger Willkomm! . . . . . Wo fahr' ich jetzt nur weiter? Schon die Erinnerung an all' die heitern und ernsten Stunden dieses unvergeßlichen Tages regt mich auf. Wie war mir erst, da ich sie wirklich durchlebte? — Nun, ja, mein herzlich Geliebter! Dann setzten wir uns zum Mittagstisch. Auch der Schäfer und der alte Großvater waren dabei zu Gaste geladen. Diese ehrlichen, anhänglichen Menschen! — War das nicht wieder ein recht menschlich schöner Gedanke der edlen Gutsherrin? Ohne diesen Schäfer wären

ja auch wir selber nun nicht beim Mahle des Verlobungsfestes so glücklich beisammengesessen. Wie that darum Frau Forster Recht und wie ehrte es ihr Herz, daß sie nicht in undankbarer Vornehmthuerei des niedrigen Knechtes vergaß, der als Wegweiser des Himmels ihr Kind und mich zur Höhe solchen Glückes geführt! Aber laß mich eilen! — Nicht einmal die Trinksprüche kann ich mehr berühren, wie sie meinem Vater und Frau Forster das Herz kunst- und schmucklos beim Champagner eingegeben hatte . . . . . Die Hand zittert mir . . . . ein halbstündiger Spaziergang durch die Felder und Wiesen, die ich am ersten Abend nur in der Dämmerung vor mir liegen sah, erfrischte uns Alle, und wohlthätige Ruhe kehrte bei uns ein. Sie that uns wirklich noth. Auch zu viel Freude macht müd an Leib und Geist. So kehrten wir neu belebt zurück. Auf meine Bitte setzte sich Helene an ihren Flügel und spielte Beethovens wunderbare Kreuzersonate. Aber wie? — Mit welch' tiefem Verständniß, mit welcher Macht und Innigkeit, mit welchem Schwung der Begeisterung! Ich wurde völlig stumm. Und auf ihres Spieles klingenden Schwingen zog in mein Herz das volle Ahnen davon, was Alles in dieser Mädchenseele geborgen liege. — Wie hatte sie erst heute Vormittag so recht wie ein lustiges Kind ihre Tauben gefüttert! Wie hatte sie mit ihnen gelacht, geplaudert und gezankt, als sie auf ihren Schultern sitzend sich um die Brosamen in ihrer Hand stritten! Und diese selbe Hand, dieser selbe kindliche Geist beherrschte jetzt mit solcher Mannesmacht das gewaltige Dichterreich dieses Aeschylus der Töne. Und erst achtzehn Jahre! — Liebster Theodor, welch' Weib wird einst aus diesem Mädchen werden? Brauch' ich dir darum noch zu sagen, mit welchem Aug' ich jetzt in die Zukunft schaue? In welcher Verklärung nun das Leben vor mir liegt? — O, ich weiß ganz gewiß: Helene darf mir jenes Lied von den Meereswogen, davon ich dir schrieb, in allen Tagen meines Lebens mit ihr vorspielen — und niemals wird ihr Erzählen vom Sturme meinem Herzen und seiner Liebe gelten.

Und nun, laß mich zum Schlusse eilen! — War das ein nimmer endender Abschied, eine wonnige Heimfahrt durch den abendlichen Reichswald! Ich glaube, solche drei glückliche Menschen hat er noch niemals zuvor umrauscht gehabt. Als wir dann an jener Eiche vorüberfuhren, an der ich das Bild meines Glückes zu allererst geschaut, da that ich's nicht anders: die guten Eltern mußten aussteigen, um diesen Baum, den blühenden Markstein meines ganzen Lebens, sich in der Nähe zu betrachten. Wie gern erfüllten sie meine Bitte, und wie that unsern drei Herzen dieses Eichenrauschen so wohl! Dann brach ich noch von den niederrankenden Aesten zwei Blätter ab, je eines für Vater und Mutter. Die liegen jetzt in ihren Gebetbüchern. Und einen Schößling pflückt' ich für mich; der hängt nun unter Glas und Rahmen über meinem Arbeitstisch. — Um neun Uhr empfing uns zuletzt der Friede unseres Erkerhauses. O, daß doch meine alte Dorothee jetzt darin fehlte, deren Märchen vom Königssohn und der Prinzessin so wunderbar an mir in Erfüllung ging! Wie hätte auch ihre gute, treue Seele sich an meinem jungen Glücke gefreut! Das war das Einzige, was ich an jenem Abend in unserm Hause vermißte.

So, liebster Freund, endete meine mir unvergeßliche Brautfahrt.

Aber ich sehe es dir nun an deinen treuen Augen an: Eines vermissest auch du noch! — Nicht wahr, zum Vollmaß deiner Befriedigung möchtest du doch nun auch ein Bild von ihr haben, die deines Hermanns Leben so tief beglückt? — Ist es nicht so? — Ja, mein Gott, wie gerne würde ich sie dir nun beschreiben vom Scheitel bis zur Sohle! Finde ich doch deinen Wunsch so natürlich, und ginge mir's mit deiner Elisabeth doch gerade so, wenn ich nicht erst vor vier Tagen ihr liebes, sanftes Gesicht mir wieder so genau betrachtet hätte. Aber, liebster Theodor, wie stell' ich's an, dir Helenens Bild zu malen mit Feder und Tinte? — Soll ich nach der Art eines raffinirten Romanschreibers sie dir

schildern? — Soll ich ihren mittelgroßen, schlanken Wuchs mit der Gazelle vergleichen? — Soll ich ihre hohe, geistreiche Stirne mit kastanienbraunem Haar umrahmen und von dem milden Sternenglanz ihres sanften, dunklen Auges dir vorschwärmen? Soll ich den Purpursammt ihrer fein geschnittenen Lippen preisen und die blendend weiße Perlenreihe, die ihr Lächeln noch lieblicher macht? Und soll ich endlich auch im Kinn das reizende Grübchen nicht vergessen, das sogar dann und wann sich schelmisch in den rosigen Wangen zeigt? — Nein, solche verbrauchte Zeichnung eines Taschenbuchbildes ohne Geist und Seele muthest du mir nicht zu! Sag' selber, was hättest du auch von solcher Schilderung, in der hundert Augen doch nur wieder hundert verschiedene Bilder von ihr erschauen würden?

Ich gestehe zwar gerne, lieber Theodor, daß ich zum vollen Glück meiner Liebe auch die Befriedigung meines Schönheitssinnes nöthig hatte. Geistige Ascese war niemals meine Sache, und eine schöne Seele in unschönem Leibe hätte mich wohl schwerlich von Liebe erglühen machen. So bin ich einmal, und warum soll ich Fleisch und Blut in mir verleugnen? — Aber du trauest mir gewiß auch umgekehrt zu: mich hätten doch alle Reize dieses schönen Leibes nicht gereizt, wäre reizlos gewesen ihre Seele. Und die Schönheit dieser müßte ich jetzt vor Allem dir beschreiben. Diesen geistigen Glanz und Duft, der über dem ganzen Mädchenbilde verklärend ruht, müßte ich dich schauen, diesen Wohlklang seelischer Harmonie dich vernehmen lassen, von der jedes ihrer Worte nur ein anderer wohlthuender Ton, bald aus überraschend geistiger Höhe, und wieder aus eines Kinderherzens unentweihter Tiefe. Dann erst, mein Inniggeliebter, könntest du es ganz erfassen, welch' glücklicher Mensch dein Freund geworden ist, welchen Schatz er gehoben hat in diesem schönen irdischen Gefäße, das solch' unsterbliche Schönheit in sich schließt. Aber könntest du mir das Morgenroth im Hochgebirge beschreiben, hätt' ich es nicht schon

ſelber geſehen, oder das Lied der Nachtigall im roſendurchdufteten Thale, hätt' ich es zuvor nicht ſchon gehört? — Doch, mein liebſter Theodor, dir brauch' ich ja Helenens Seele nicht zu ſchildern. Du ahneſt ihr ganzes, ſchleierloſes Bild in jener andern ſchönen Menſchenſeele deiner Eliſabeth.

Du weißt, mein lieber Freund, mit welcher Neidloſigkeit ich dir dein Glück gegönnt, als mein eigenes Herz an ſolcher Liebe noch ſo arm geweſen. Jetzt aber, da ich ſelber ſo überreich daran geworden, beneide ich dich — um Eines: um die Armuth deiner Eliſabeth. Weiß es der Himmel, wäre mir jetzt noch ein einziger Wunſch für mein Glück gegönnt, ich würde nur den einzigen hinaufrufen: gieb mir ſie arm, bettelarm zum Weibe! Dann machte ſie mein Glück noch reicher. — Nur mit der Haide gegen Sonnenaufgang, nicht mit den Feldern und Wieſen gegen Sonnenuntergang, möcht' ich ſie einſt heimführen. So wie du deine Eliſabeth, möcht' auch ich nur ſie ſelber erringen, und ſonſt nichts neben ihr. So wie du nur mit eigener Manneskraft, nur mit eigenem Gute möchte ich das Haus ihr gründen. Ja fürwahr, um das eine, ſtolze Bewußtſein beneide ich dich. Gottlob, daß ich mir nur mit gutem Gewiſſen ſagen kann: da ich ſie unter jenen Maienglocken zum erſtenmale geſehen, ſah mein Auge nur ſie und wußte nichts von ihren Feldern und Wieſen. Und da ich jetzt auch dieſe geſehen, weiß mein Herz doch einzig nur von ihr.

Jetzt bin ich zu Ende, und nun lebe wohl! Ich drücke dir die Freundeshand hochbeglückt wie nie.

„Und kommt nur erſt die Winterszeit, dann werden Sie Frühlingsanfang feiern," ſo ſagte ich noch vor ein paar Tagen zu deiner Eliſabeth. Aber wie thöricht ich damals nur ſo reden konnte, als ob mein erſter bräutlicher Tag noch winterlich geweſen, und als ob aus den Briefen deiner eigenen Brautzeit nur eine einzige Schneeflocke mir aufs Herz gefallen wäre! — Nein, liebſter Theodor, ſchon heute fühl' ich's zu tief: nun wird in

meinem Leben ein Frühling anheben, o ein Liebesfrühling, wie er in des großen Rückert ewig schönen Liedern blüht und klingt und leuchtet, so lange der Klangstrom deutscher Sprache wohllautend wird durchs deutsche Leben fluthen. Erst gestern habe ich wieder stundenlange darin geblättert. Sind das doch wunderbare Weisen, wie Lerchen- und Nachtigallensang aus der Höhe und Tiefe des deutschen Gemüthes. Und morgen Abend werde ich diesen „Liebesfrühling" meiner eigenen Rose bringen. Hörst du's, liebster Freund, schon morgen werde ich sie wiedersehen, umarmen und küssen dürfen. Und so wird es nun jede Woche zweimal fortgehen. Feiertag wird mir ihre Mitte sein und ihr Ende. O welch' eine bräutliche Zeit, welch' stets sich erneuernder Wechsel von Arbeit und Liebesruhe! Dann wird die heißersehnte Abendstunde kommen, und aus der schwülen Aktenluft werde ich hinauseilen in den kühlen, duftigen Wald, und über die Haide stürmen, der immer neu erlöste Königssohn im Zaubermärchen. In immer neuem Reize wird die Prinzessin vor mir stehen und in ihre wunderreiche Burg mich führen. Immer süßere Geheimnisse werden unsere Seelen tauschen, immer schleierloser sich erkennen. O Theodor, wird das ein Kommen und Gehen werden von Haus zu Haus, von Friede zu Friede, von Liebe zu Liebe! Welch' geistiges Hin- und Herfliegen auf heiliger Sehnsucht schneeweißen Schwingen! Bald zum Himmel, bald nieder zur Erde, aber immer die gleiche Frühlingszeit, darin die Bäume treiben und wachsen, daraus einst unserer ewigen Treue irdisches Haus gezimmert wird!

Heiliger Gott, wenn jemals in diesen Liebesfrühling ein Sturm, ein Blitz, Dürre oder giftiger Thau — — Nein, nein! Gar nicht ausschreiben will ich diesen Satz. Meine ganze Seele erschrickt schon vor dem bloßen Gedanken an die fernste Möglichkeit. Und nicht wahr, der Neid der Götter ist ja längst ein Märchen geworden, wie ihr ganzes olympisches Reich? — Aber unser Gott ist ein Gott der ewigen Liebe, und freut sich darüber, daß auch

die Menschen durch Liebe glücklich seien. Ja, so ist es, und so wird es sich allezeit erfüllen. Darum weg mit aller heidnischen Furcht vor unmöglicher Zukunft! Ich werde sie morgen wiedersehen. Nur dieses selige „morgen“ sei jetzt mein einziger Zukunftsgedanke! In ihm will ich freudig einschlafen, von ihm will ich glücklich träumen, in ihm will ich morgen früh noch glücklicher erwachen und Abends am allerglücklichsten zu meinem Zauberschlosse wandern, drin meine Rose, meine Prinzessin blüht.

Behüte dich Gott, und er sei gnädig ihr und mir und unserem Liebesfrühling!

Herzlich gute Nacht! Glückselig wie noch nie, aber dir mit keinem Herzschlag weniger treu

Hermann.

IV.

Was die Meereswogen sagen.

Wer kennt nicht des gemüth- und geistreichen Mendelssohns „Lieder ohne Worte"? Wie viel tausend Herzen haben sie nicht schon entzückt und begeistert! — In Wellen des Wohlklangs sein dichterisches Empfinden auszugießen — was ist dagegen das starre Wort? Und doch, wie auch selbst Reim und Rhythmus für mein Erzählen mir fehlen, so möchte ich dennoch, daß es im Großen dein Ohr und Herz umklinge, wie eine „Symphonie in Worten," deren Grundgedanken gar manchmal wiederkehren, das Ganze durchdringend und tragend, darin sich bekämpfend und wieder versöhnend unter stets wechselnder Begleitung des menschlichen Lebens. Verarg' mir's darum nicht, lieber Begleiter, wenn ich oft unwillkürlich meine Bilder der schwesterlichen Musik entleihe. Ueberkommt mich doch gar oft eine wahre Sehnsucht danach, mit Harfenklang und Saitenspiel das klanglose Wort beseelend zu beflügeln! Ist doch das Leben selber nur eine wechselnde Reihe heiterer und düsterer, stürmischer und sanfter Liederweisen, und Dissonanz und Harmonie lösen darin sich ab, wie im Reich der Töne!

Und so möchte ich auch jetzt nur unter blühenden Bäumen im Sonnenglanze vor dir stehen, im Arm die goldene Harfe, und möchte von unseres Freundes Brautzeit dir Lieder singen, klar

und süßklingend, sehnsuchtstief und liebesmächtig, wie sie jenem weihevollen Mund entquollen, der dem deutschen Volke seinen immer blühenden „Liebesfrühling“ sang. Darum bitte ich dich, verzichte jetzt auf mein eigenes Wort, und laß dafür des großen Meisters Sprachmusik das Herz dir umklingen! Und dann, dann komm mit mir in den weltentrückten Frieden dieses einsamen Hauses! Laß Haideflüstern und Waldesrauschen das Klingen dieses Liebefrühlings begleiten, wenn unser Bräutigam dem Herzen der Braut entgegenstürmte, wenn er sich von ihm losriß auf drei ewig lange Tage, oder wenn sie Hand in Hand auf der Haide wandelten und am Tannensaum zu süßem Liebesgeplauder sich niedersetzten! — Laß Bienen und Waldvögel allein sie behorchen, wenn dann ihre verlobten Herzen aus immer tieferem Grund ihre Schätze tauschten! Nur fliehende Wolken laß auf sie niederschauen und es einzig dem Himmel verrathen, wenn ihre Lippen einander dankten für das ihnen entquollene Wort von neuem Treugelöbniß, von neuem Lichtblick in sonnige Zukunft!

O Brautzeit, du des Menschenherzens duftigste, lichteste Zeit, darin es in voller Blüthe glückverheißender Hoffnungen prangt, von denen nicht eine noch ein Wurm benagt, oder Frost und Sturm um die Frucht betrogen; darin des Lebens Antlitz in heiliger Verklärung leuchtet, darin fromme Sehnsucht zum einstigen Hause den Felsengrund legt und seinen himmelragenden Giebel errichtet; in dessen Kammern der Treue vollgefüllte Opferschreine stehen — o Brautzeit, du wiedergekehrte Poesie der harmlosen Kinderjahre mit ihren Märchen, Spielen und Scherzen — wann hast du mit deinem Frühlingshauche zweier Liebenden Leben noch süßer umweht, als dieser?

Hatten da die Bäume des Reichswaldes nicht ganz recht, als sie beim ersten Anschauen unseres Brautfahrers sich einander verwundert zugerauscht: „Ein glücklicher Mensch!“

Und nicht ein einziger Mißton stahl sich in dieses Frühlings

Harmonie? — Gar keiner? — So höre ich dich fragen. Und was soll ich dir darauf antworten? Ich kann es nicht mit Ja und nicht mit Nein. Wer oft hebt er ja nicht im Reiche der Musik störend an, nur um des versöhnten Einklangs Frieden noch zu erhöhen? So ergings auch hier. — Aber wie erzähle ich dir's? — Doch kaum, lieber Begleiter! Was soll ich lang auf eigene Worte sinnen? Hör' lieber sogleich das Wort Helenens selber, das sie ihrem Hermann nach den vier ersten Wochen geschrieben. Dieser eine Brief erschließt dir den Schatz ihrer Seele reicher, als wenn ich einen ganzen Abend davon dir erzählte.

Er datirt vom 20ten Juli 1848 Abends neun Uhr und lautet:

Mein innigst Geliebter!

Ich sitze in meinem lieben Stübchen, das auch dir so traulich ist, und habe mir den Tisch ans offene Fenster gerückt. Gott, wie es schön draußen ist! Wie ein Kind, das eben einschlafen will, liegt die Haide vor mir und unsichtbare Hände umspinnen sie mit weißem Schleier. Mit zitterndem Glanze steht der Abendstern über dem im Traume rauschenden Wald. Immer endloser hebt's im blauen Himmelsgarten von goldenen Blumen zu leuchten an, und durch die Nachtluft höre ich deine Seele die meine grüßen: „So viel Sterne am Himmel stehen, so vielmal sei du gegrüßt!"

Welch' ein Friede da droben und da draußen! Nur von weitem tönt das Brausen des Bahnzugs wie fernes Meeresrauschen durch den Forst. O so, mein Geliebtester, denke ich mir unser einstiges Leben! — Ja, nicht wahr? du vertrautester Freund meiner Seele, so haben wir es uns in diesen wunderbar schönen vier Wochen ja so oft gesagt und betheuert. So soll auch die laute Welt mit all' ihrer friedlosen Jagd uns nur aus weiter Ferne dumpf umbrausen. Und das Haus unseres Glückes soll einst in fester Einfachheit gegründet stehen, wie jetzt das meine

hier im Frieden seiner waldumgrünten, himmelumglänzten Haide. — O du mein Liebster, daß es doch wirklich auch dereinst so käme! Daß du doch all' dein Verlangen nach Menschenglück nur an mein Herz legen wolltest! — Es will dir wahrhaftig werden ein frühlingsgrüner Wald, darin das Blühen nimmer endet, ein Himmel, daran die Sterne kein Auge zählt, und ein Friede, darin jeder Streit zur Ruhe kommt. — Denn unermeßlich ist des Weibes Liebe. Keines Schiffers Senkblei ergründet ihre Tiefe, ihre Höhen umkreist keines Adlers Flug, und keines Forschers Geist kann abwägen ihre Stärke.

Doch, liebster Hermann, ich sehe dich jetzt verwundert lächeln, da du diese Worte lieſest, und du denkst wohl: ei, ei, wie pathetisch! — Und wie kommt dieses achtzehnjährige Mädchen dazu?

Ja, nicht wahr? Aber, wenn der Frühling mit seinem Zauber in den laublosen, schweigenden Wald tritt, und dann die höchsten Eichenwipfel zu grünen und rauschen und die tiefsten Blumen zu glänzen und duften beginnen; wenn dann der Lieder entfesselter Strom darin in goldenen Wellen fluthet, und der ganze Wald ein Lobgesang des Frühlings wird — sag', liebster Freund, darf der Frühling über den Wald dann wohl verwundert lächeln? — Ja, nun sieh', du frühlingsgleicher Zauberer, was du aus meinem Leben gemacht hast! — Da ich vor nun acht Wochen zwischen jenen Maienglocken so vor dir erschrocken bin, da war ich nur ein achtzehnjähriges Mädchen. Aber seitdem du mir deinen Haideblumenstrauß gebracht, bin ich ein Weib geworden. Und wollte ich mein jetziges Alter an der Liebesmacht meines Herzens messen, so wüßte ich keine Zahl, denn nicht hundert und nicht tausend Jahre umfassen mehr meine Liebe. Und doch wird sie alle Zeit gleich jung in mir verbleiben und sie wird auch mein Herz die erhalten in immer gleich blühender Jugend. Welch ein Geheimniß! — Ja, du Liebster meiner Seele, ich

bitte dich jetzt und für alle Tage meines Lebens: nur an mein Herz leg' all' dein Glück! Wahrhaftig, es wird daran wohlgeborgen sein. — O könntest du jetzt fühlen, wie bei dieser Bitte meine ganze Seele zittert! — Zittert? Wirst du fragen. Aber warum doch nur? — Ja, lieber Hermann, wenn ich selber es wüßte! Gewiß, und wäre es mein geheimster Gedanke, ich wollte ihn entschleiert vor dir niederlegen. Aber so frage ich mich vergeblich selber: was ist das nur? — Und doch ist sie in mir, diese unerklärliche, unheimliche Angst, die ich nicht mit Namen nennen kann, die aber mir oft die ganze Brust zusammenschnürt. Nicht wahr, bin ich jetzt auf einmal wieder ein kindisches Mädchen geworden? — Ja, schilt mich nur recht, lieber Hermann, oder noch besser, wenn du's kannst, lach' mich recht herzlich aus! O, ich bitte dich sogar darum. Alles will ich gern von dir hinnehmen, Necken und Schelten, wenn nur auch du diese Angst mir von der Seele nimmst. Und denke dir nur: gerade bei deinem Lieblingsstücke: „Was die Meereswogen sagen," wird mir das Herz immer am allerbangsten.

Du weißt, lieber Hermann, wie gern und oft ich diese sinnige Weise spiele, weil du sie gleich nach dem ersten Hören so lieb gewonnen hattest. Aber schon vorgestern Abend, kurz nachdem du uns verlassen, da war mir's gerade, als ob die Meereswogen bei ihrem Sturm mit wirklicher Menschenstimme zu mir redeten: „Ja, mach' dich mit uns nur recht vertraut, wie wir toben und schäumen, damit du nicht zu sehr erschrickst, wenn deines eigenen Lebens Wellen stürmend zum Himmel schlagen!" — Sieh', du Liebster, so sprachen die wilden Wogen zu meiner Seele, oder aus ihr heraus. Ich weiß selber nicht wie. Aber ihre Stimme hörte ich so. Und wie ich dann die Meeresstille spielte, da war des Sturmes Toben noch so mächtig in mir, daß ich mich an ihrem Frieden gar nicht freuen konnte.

Ich sann und sann, und jede Stunde, die mir des Tages

beisammen waren, lebte ich nochmals durch. Und ich sah dich zuerst Hand in Hand bei mir sitzen dort am Waldsaume bei unserer alten Lieblingstanne. Und du erzähltest mir deiner seligen Dorothee Märchen vom Königssohn und nanntest mich deine Prinzessin, und unsern Haidehof dein Zauberschloß. Dann sagtest du mir von den zwei Kisten, von der von Eisen und von der von Silber. O, es war so sinnreich! Und die alte Tanne rauschte so vertrauten Tones dazu, daß du meintest, das sei der Geist der alten Dorothee. Und die guten Geister deiner Kindheit, so sagtest du mir, die hörtest du vor uns im Haidekraute flüstern, wie dazumal im Epheu an der alten Stadtmauer. — Ach, dein Auge sah mich bei diesem Erzählen so liebreich und friedlich an, und deine Stimme klang mir ins Herz wie sanfte Musik .... O, liebster Hermann, da hatte ich keine Angst. Nein, da sagte jeder Blutstropfen in mir, daß du dir's an meiner herzlichen Liebe einst werdest genügen lassen, und daß wir Beide würden glücklich werden, Eines das Andere tragend und ergänzend. — Wie ich dann aber in harmlosester Freude von deinem lieben Elternhause sprach, und wie es mein sehnlichster Wunsch sei, auch dieses zu einem steten Zauberschloß durch meine Liebe dir zu verwandeln — o mein Liebster, da überkam deine Augen plötzlich ein so dunkler Glanz und ein mir bisher so fremder Zug von — wie soll ich's nur nennen? — von innerlicher Unbefriedigtheit — oder — ich weiß es ja selber nicht, was es gewesen — kurz, ein mir so unerklärlicher Ausdruck überflog da dein mir sonst so verständliches Gesicht, und deine liebe Stimme verstummte, daß ich zum erstenmal in meinem Herzen verspürte, es liege noch ein Etwas zwischen uns, das ausgesprochen werden müsse. — Gleich damals hätte ich dich bitten sollen, mir zu sagen, was das war. Wir hätten uns gewiß im Augenblicke verständigt. So aber verschloß ich diese Frage in mein Innerstes. Und nun sehe ich Tag und Nacht immer nur diesen deinen einzigen, düstern Blick und

diesen einzigen, fremden Zug. Und wie thöricht! — All' der Sonnenglanz unserer Liebe, er kann die Angst vor dieser einen Wolke nicht gewinnen machen. Siehe du, mein Liebster, so straft sich das Verschweigen, wo die Liebe vertrauensvolles Reden gebietet. Aber ich will's jetzt wieder gutmachen. Es ist ja lange nicht zu spät. Und so wiß nun Alles, was mich seit jener Stunde quält und ängstigt! Komm, du liebster Mann, setz' dich im Geiste wieder zu mir unter unsern alten Tannenbaum, vor dem wir schon so manches Geheimniß ausgetauscht! lege deine Hand vertraulich in die meine! Mit dem alten, lieben Blicke schau' mich an! Ich will dir jetzt Alles, Alles sagen.

Siehe, ich weiß ja, wie so lieb du mich hast, und kein treuerer Mann lebt auf Erden, als du, du an Leib und Seele gleich schöner, edler, reichbegnadigter Mann! — Aber je höher deines Geistes Gipfel vor meinem inneren Scheuen aufwärts ragen, um so niedriger fühle ich mein eigenes Ich, und mich ängstigt die Ferne, die unseres Lebens Höhen von einander scheidet. Je gewaltiger mein Herz die Macht deines Genius verspürt, um so verzagter schlägt es ihm entgegen. Den ruhigen Spiegel meines Lebens hat deiner Seele starker Hauch zu hochgehenden Wogen angeschwellt, die nur von Liebe zu dir rauschen — o Hermann, Hermann, wirst du nie als Sturmwind darüber brausen? — Werde ich dir folgen können auf deines Geistesdranges entlegenste Wege? Und wirst du nie auf ihnen einsam schreiten müssen, zu denen ich nur ängstlich aufzublicken, aber darauf ich nicht Hand in Hand mit dir zu wandeln mich getraue? — Heiliger Gott, wenn du meiner Hand und meines Herzens dich einst entwöhntest — wenn wir getrennte Wege gingen .... und unverstanden! ... Du hoch auf sturmumbrausten, schwindligen Felsenspitzen — ich tief unten im verwaisten Hause sitzend, umsonst am heimischen Herd der Liebe Feuer für dich schürend und hütend! — Hermann, wenn du einst den Frühling heimlich verwünschen

müßtest, der jene Eiche zum Grünen gebracht, und jene Haideblumen zu Boten deiner Liebe geschaffen! —

O das, mein Geliebter, das ist die heimliche Angst, die gestern Abend und heute wieder die stürmenden Meereswogen mir ins Herz gebraust. Aber nein, nein und tausendmal nein! — Gelogen nur hat mir dieses wildschäumende, immer wieder zerfließende Meer. Das andere da droben, das mit seinen ewig gleich strahlenden Sternen, das redet Wahrheit zu mir, und schilt mich ob meiner kindischen Angst. Nein, nicht die Sturmeswogen reden deiner Liebe Sprache. Die Sterne sind's, mit deren Myriaden Zahl du mich in jener ersten seligen Nacht gegrüßt. —

„Keine wilde, schwärmende
Sinnesüberreizung,
Eine milde, wärmende,
Haltende Begeisterung!" —

O, so nur läßt unseres Liebesfrühlings Sänger dich zu mir singen. Und ich, ich bitte dich jetzt mit seiner eigenen Liebsten Worten:

„Liebster, nur dich sehn, dich hören,
Nur dir schweigend angehören!
Nicht umstricken dich mit Armen,
Nicht am Busen dir erwarmen;
Nicht dich küssen, nicht dich fassen!
Dieses Alles kann ich lassen,
Nur nicht das Gefühl vermissen:
Mein dich und mich dein zu wissen."

O so komm, komm! — „O Freund, mein Schirm, mein Schutz! O Freund, mein Schmuck, mein Putz! Mein Stolz, mein Trost, mein Trutz! Mein Bollwerk, o mein Schild, wo's einen Kampf mir gilt" — O komm zu mir! — Laß mich dich sehen, dich hören, laß mich dir angehören! — Schilt mich! Tröste

mich! Verlache mich! — Alles, Alles, wie du's willst! Nur nicht das Gefühl vermissen, mein dich und mich dein zu wissen. Jetzt und bis in den Tod

deine Helene.

* * *

Schon am andern Mittag eilte der ersehnte Freund durch den Reichswald, so erregten Herzens und raschen Schrittes, daß alle Blume und Vögel auf seinem Weg ihn verwundert anschauten, weil sie sich's gar nicht erklären konnten, was ihm nur mochte so Besonderes geschehen sein. Auch war es ja heut erst Dienstag! Und bis jetzt sahen sie ihn doch nur immer am Mittwoch und Sonnabend zum Haidehof wandern. — Aber freilich, wie konnten sie auch dem unscheinbaren Knecht auf seinem frühen Gange zur Stadt es ansehen, welch' poetische Botschaft er in seinem linnenen Kittel verborgen trug?

Jetzt war Hermann auf dem Fußpfad über dem Hohlweg zu jener denkwürdigen Eiche gekommen. Den Hut warf er ab und sich selber an ihrem Stamm ins Moos, daraus die Maienglocken schon lange nicht mehr glänzten. Sein Notizbuch zog er hervor, stützte den Kopf nachsinnend in die Hand und der Eichbaum erwachte aus seinem mittäglichen Traum. Er mußte nun wohl ganz genau wissen, was dem unter seinem Schatten Sinnenden das Herz so tief bewege. Denn er hub jetzt an, ihm vertraulich zuzuflüstern, und Jener schrieb Wort um Wort ihm nach. Und wie er zu Ende gekommen, sprang er wohlgemuth auf: „Hab' tausendmal Dank, du meiner Liebe treuer Vertrauter! Hast nie das Meer noch geschaut und nie sein Rauschen gehört, und mir doch nun erzählt, was seine Wogen uns sagen!“ —

So lang er jetzt noch durch den Reichswald wanderte, sprach er immer wieder jene Worte laut vor sich hin, bis er sie vollends

auswendig wußte. Und so weit er's nur vernehmen konnte, begleitete der Waldeinsamkeit Rauschen das der Meereswogen. Aber die Amseln und Drosseln und Finken verhielten sich alle still. Sie erkühnten sich wohl nicht, mit ihren kleinen, heiteren Stimmen in diesen Liebeshymnus des unendlichen Meeres miteinzufallen. Selbst die stets neugierige, geschwätzige Elster lugte diesmal nur zwischen zwei Brombeerhecken zurückhaltend ihm nach. Sie hatte heut einen so gewaltigen Respekt vor ihm und wußte selber nicht recht, warum. — O neidenswerther Bräutigam, über den sich nicht einmal die Waldfraubasen zu klatschen getrauten! . . . .

„Nicht umstricken dich mit Armen,
Nicht am Busen dir erwarmen,
Nicht dich küssen, nicht dich fassen,
Dieses Alles kann ich lassen." —

Wie wahr hatte Helene gestern Nachts diese schönen Dichterworte in ihrem jungfräulichen Herzen durchgefühlt! Aber, als sie jetzt Nachmittags vier Uhr zufällig ans Fenster trat, und Hermann schon am Hünenhügel ging, o wie erschrak da ihr Herz in freudigstem Schrecken, wie flog sie zur Haide hinaus ihm entgegen, wie umstrickte ihr sehnsüchtiger Arm seinen Hals! Und ein Kuß nach dem andern sagte seinen Lippen, wie tief sein Kommen ihr Herz beselige. Selbst zwei große Thränen ließen sich nicht abhalten, bei diesem Willkomm in Helenens Augen dabei zu sein. Begreifst du's wohl, warum ihr Empfang gerade heute so stürmisch gewesen?

Auch Frau Forster trat nun aus der Feldthüre den Beiden entgegen, und führte nach einem mütterlichen Kuß den lieben Sohn in ihr Haus. Der ungewohnte Tag seines Kommens hatte sie nicht im mindesten überrascht. Darum redete sie auch kein

Wort darüber. Wußte sie doch schon aus der Tochter eigenem Munde, was ihr Herz so gedrückt! Und sogar ihren Brief an Hermann hatte Helene die Mutter zuvor lesen lassen wollen. Aber die verständige Frau hatte für dieses Vollmaß kindlichen Zutrauens gedankt. „Laß das, mein Kind, ich weiß ja doch, daß kein Wort darin steht, was die Reinheit deines Herzens trüben könnte. So soll deinen Brief auch nur der allein lesen, für den er geschrieben ist.“ Das war Frau Forsters mütterlich weise Antwort, und sie selber übergab darauf am frühesten Morgen den Brief an den Boten.

Grenzenloses Vertrauen in Helenens tiefgewurzelte, züchtige Sitte und Hermanns durch und durch ehrenfeste Männlichkeit, das war überhaupt der Grundzug ihres mütterlichen Verhaltens während dieser bräutlichen Tage. Darum beschlich sie auch nie die leiseste Sorge, wenn sie das glückliche Paar in trautem Alleinsein durch Haide, Felder und Wiesen streifen ließ, oder wenn sie am Waldhang sich niedersetzten und in solch' unbewachter und unbelauchter Einsamkeit ihre Herzen einander immer tiefer sich erschlossen. Es wollte ihr gar so prosaisch dünken, die paradiesische Poesie dieses Brautlebens durch unwürdig lauernden Argwohn zu trüben. Wölbte sich doch nach ihrem arglosen Glauben der Himmel als ewiger Wächter noch viel sorgsamer über ihnen, und ihren eigenen Herzen überließ sie getrosten Muthes die allerstrengste, sicherste Hut. — Wohl möglich, daß gar manch' andere Mutter dazu bedenklich den Kopf schüttelt! Es soll auch keiner einzigen verargt werden! Sie mögen ihre guten Gründe haben, und „Eines schickt sich nicht für Alle,“ sagt bekanntlich ein kluges Dichterwort.

In dieser ungehüteten Freiheit verließ das Brautpaar auch jetzt, da es kühler geworden, das Haus. — Wie gewöhnlich sich an der Hand führend, schlugen sie den Fußweg ein, der über die Haide zum Walde führt. Helene hatte den Kopf sichtlich gesenkt. Auch, ohne daß ich dir's jetzt sagte, würdest du schon auf den

ersten Blick es ihr ansehen: die eigentliche Ursache von Hermanns heutigem Kommen war zwischen ihnen noch unbesprochen. Das konnte man ebenso in seiner eigenen gedankenvollen Miene lesen. War es doch das allererstemal, daß auf ihrer Beider Antlitz etwas lag — wie ein Schleier, der nicht hingehörte.

Auch Frau Forster fühlte das gar wohl, da sie ihnen noch aus dem Fenster einen besorgten Mutterblick nachsendete. Aber verständig, wie immer, überließ sie's einzig und allein ihnen Beiden, in unbehorchter Zwiesprache sich wieder völlig verstehen und vertrauen zu lernen. — „Was soll jetzt der Mutter Einmischung frommen, wo sie doch einst später durch das ganze Leben mit einander gehen müssen? Ihre eigene Liebe wird der verständigste und auch mächtigste Vermittler sein. Sie müssen sich bei Zeiten daran gewöhnen. Und nur keine Schwiegermutter spielen wollen! Aber ihnen Beiden eine Mutter bleiben allezeit!" — Mit diesen Gedanken ging Frau Forster ruhigen Herzens auf das Feld hinaus. Die beiden Liebenden schritten noch immer schweigsam über die Haide.

Keines getraute sich, zuerst zu reden. So oft ein Wort aus dem Herzen heraufstieg, ward es auf der Lippe wieder stumm. Höchstens, daß ein tieferer Odemzug seine Gegenwart verrathen hatte. Helene bereute schon bitter, ihren Brief nur geschrieben zu haben. Ihr Herz war zentnerschwer. Jetzt waren sie ihrem Lieblingsplätzchen unter der alten Tanne schon ganz nahe. Da machte Hermann, rasch entschlossen, diesem peinlichen Schweigen ein Ende. Ihre Hand loslassend legte er die seine auf ihre Schulter, und sah ihr schmerzlich ins Auge. Dann sagte er mit ruhiger, aber tieferregter Stimme:

„Helene, was schriebst du mir?"

Und wie eine plötzlich vom Sturme geknickte Rose sank sie vor ihm nieder und weinte bitterlich. Das war ihre Antwort.

„Helene! Gott, was ist dir?" rief er bestürzt und zog sie mit aller Macht ans Herz herauf, daran sie schluchzend ihr Gesicht

verbarg. Dann preßte er einen tiefsinnigen Kuß auf ihren Scheitel und hob mit beiden Händen ihr Antlitz gegen sich auf.

„Helene, so hör' mich doch, und sieh' mich an! — Ums Himmelswillen, was that ich dir zu Leide?"

„O du nicht, Hermann, nicht du mir, aber ich, ich habe dir weh gethan," sagte sie mit noch überquellendem Aug' und zitternder Lippe. „Nur darum wein' ich, nur darum. O, kannst du mir wieder gut werden?"

Und mit dem innigsten Tone, dessen seine Stimme fähig war, sprach er ihr jetzt Trost zu, sie noch fester im Arme haltend.

„O, wieder gut dir werden? — Ich war dir ja noch gar nicht böse. Aber sag' mir nur um Alles, wie konnte dir solche Angst vor mir kommen? Was that ich dir doch nur?"

Da umschlang sie seinen Hals mit beiden Händen.

„Ach, nichts, lieber Hermann, nichts, als nur Liebes und Gutes thatest du mir. Aber ich habe dir jetzt trübe Stunden gemacht, die ersten, aber auch gewiß die letzten. O, hab' Nachsicht mit mir! — Bedenk', ich bin ja noch so jung und du bist der erste, fremde Mann, den ich im Leben kennen und lieben gelernt. Und daß dein Geist so hoch über dem meinen steht, daß ich zaghaft bin, ob ich ihm folgen und genügen könne, das ist es ja allein, was mich geängstigt, und mich zu diesem thörichten Briefe getrieben. Aber bei Gott! Kein Wort darin habe ich böse gemeint und jedes, das dich betrübt, das bitt' ich unter Thränen dir jetzt ab. O, ich habe dich ja so lieb, so unaussprechlich lieb."

„O, du Engel meines Lebens, mein Alles, mein höchster Schatz auf Erden! Komm, laß mich die Thränen dir vom Auge küssen! — Und auch ich sage dir jetzt: die ersten seien's und die letzten, die du aus gedrücktem Herzen um mich geweint! O nie, nie mehr verstimme sich eine Saite am Harfenspiel unserer Liebe! Nein, mein liebes Herz, du hast die Meereswogen nicht recht belauscht! Aber zu mir haben sie Wahrheit geredet, denn

unter jener Eiche, daran ich dich zuerſt geſehen, da ließ ich erſt heute der Meereswogen Lied meinen Geiſt umrauſchen. Und unter dieſem für uns ſo geſegneten Baume, dem Urſprung unſerer Liebe, haben ſie mir gewiß nichts Falſches geſagt. Komm, Helene, ſetz' dich her zu mir unter unſer Lieblingsplätzchen! Hier laß mich dir Alles, Alles ſagen!"

„Du herzensguter Mann, wie freu' ich mich darauf!" Und ſie ſetzten ſich ins Ginſter unter die breitäſtige Tanne. Die Haide lag ſtill und menſchenleer. Das alte Gehöft ſah zum Hünenhügel hinüber, wie ein ernſter Gedanke über irdiſche Vergänglichkeit.

Hermann hatte die Hand in die ihre gelegt, und mit feierlich gehobener Stimme hub er an:

„Was uns die Meereswogen ſagen? —
Merk' auf, mein Kind, uns ſagt ihr Mund:
Gar endlos tief iſt unſer Grund,
Darüber wir den Schiffer tragen.
Doch eurer Liebe ſüßes Meer,
Drauf euer Herz hinausgezogen,
Iſt endlos, wie der Sterne Heer. —
Das ſagen uns die Meereswogen."

„Endlos wie der Sterne Heer! — Ich danke dir. O rede weiter!" — Und ſie lehnte das Haupt an ſeinen Arm.

„Was uns die Meereswogen ſagen? —
Die Ströme haben nimmer Ruh';
Die Sehnſucht treibt ſie all uns zu,
Seit ihres Rinnens erſten Tagen.
So wird von eurer Liebe Geiſt
Jedwedes Denken aufgeſogen,
Daß Alles in euch Liebe heißt. —
Das ſagen uns die Meereswogen."

„Ja, Liebe, nur Liebe jeder Gedanke! — O Hermann, wie wird mir wohl und leicht! Nun weiß mein Herz von keiner

Angſt mehr — nur noch von unſerer Liebe weiß es. Und was ſagten ſie uns noch? Sie reden ja ſo ſchön." — Da entzog ſie ihre Hand der ſeinen und legte ſie ſacht auf ſeine Schulter.

„Was uns die Meereswogen ſagen? —
Wir ſtürmen oft gar wild einher,
Das Wetter grollt um uns gar ſchwer,
Und ſchäumend wir zum Himmel ſchlagen.
Doch eurer Liebe klare Fluth
Umſonnt nur lichter Himmelsbogen;
Nur Gottes Friede darauf ruht. —
Das ſagen uns die Meereswogen."

„Nur Gottes Friede! — Ja, du mein Liebſter, ſo ſoll es geſchehen bis an unſer Sterben. O wie konnte doch ich der Wogen Sprache ſo falſch verſtehen, daß ſie von ſo böſem Sturme mir erzählten? — Aber gewiß, dir haben ſie die Wahrheit geſagt. Und redeten ſie noch weiter mit dir? Ich möchte ja ſtundenlang an deinen Lippen hangen." — Und ſie ſchlang den Arm um ſeinen Hals, und er neigte ſein glückſtrahlend Antlitz zu ihr nieder.

„Was uns die Meereswogen ſagen? —
Gar manch' ein Schiff treibt ſteuerlos
Vorm Untergang in unſerm Schooß,
Zerbrochen ſeine Maſte ragen.
Doch eures Glückes ſichres Boot,
Von heiterm Wimpel ſtets umflogen,
Führt eure Treue als Pilot. —
Das ſagen uns die Meereswogen."

„Ja, unſere Treue ſoll das Steuer lenken!" rief ſie da plötzlich mit begeiſtertem Starkmuth und ausgeſtrecktem Arm. „O Hermann, fürchte nicht, daß, wenn dein Genius dich treibt, dein Lebensſchiff im engen Hafen loszubinden und hinauszuſegeln in des Geiſtes unendliches Meer — o, hab' keine Angſt, daß ich dann jammernd am Strande ſtehe, und dir die Ausfahrt verleide. Nein, du biſt

kein alltäglicher Mann! Aber ich will auch kein alltägliches Weib dir werden, — weiblich allezeit, aber weibiſch nie und nimmer! — Ich ſteige zugleich mit dir ein. Steh' du ſtolz aufrecht im Nachen und laß die Segel ſchwellen von deines Geiſtes Hauch! Ich ſetze mich nieder ans Steuer mit demüthigem Herzen. Und geht das Meer dann auch hoch, o Hermann, dann kämpfe du gegen die Wogen! Mich laß, zum ewigen Leuchtthurm ſchauend, das Steuer lenken! Und aus jedem Sturm deines Geiſtes bringt mein Herz dein Glück wieder heim in unſeres Hauſes bergenden Hafen. Denn nimmer verfehlt meine Treue den richtigen Weg. O nur mich lieben, mir vertrauen, dir's an mir genügen laſſen! O daß ich nur nie am Strande machtlos klagend zurückbleiben muß, und du, meines Herzens entbehrend, ſteuerlos im Sturme treibſt — o dann, mein Liebſter, dann haben die Wogen dir die Wahrheit geſagt, dann hab' ich keine Angſt für unſeres Glückes Boot. O dann iſt Alles, Alles gut!"

Und wieder umſchlang ſie ihn mit beiden Armen und barg ihr Haupt an ſeine Bruſt.

Und er? — Wie doch der Geiſt nur ſo plötzlich Jahre weit rückwärts fliegen kann! — Der hatte bei Helenens Worten inzwiſchen ein nachtumfangenes Meer geſehen. Im ſturmgepeitſchten Nachen lag ein ohnmächtiger Fiſcher, aber ſein Weib führte todesmuthig das Ruder und blickte betend zum Leuchtthurm. Und die Berge des Meeres trugen ſie ſicher und die Thäler verſchlangen ſie nicht. — Das war jener Fiſcher, der nie genug bekam. — Erinnerſt du dich noch Hermanns letzter Schulaufgabe auf der Bank des Gymnaſiums?

Wie dieſe Erinnerung doch ſein Herz mächtig klopfen gemacht! Aber wie er jetzt Helenens Haupt daran ſpürte, da ſah er auch dieſes Seeſturms anderes Bild.

Des Leuchtthurms tröſtender Strahl fällt in des Fiſchers geängſtigtes Herz. Erwachend ſinkt er ſeinem rettenden Weib in

den Arm. Dann knieen sie zusammen an dem Leuchtthurm nieder. Die Sterne gehen über ihren Häuptern auf, friedestrahlend, und das Meer ist wieder still geworden wie des Fischers Herz.

Und wieder hob er jetzt ihr Antlitz gegen sich auf und küßte sie lang und innig.

„O du mein muthig mitstreitender, schützender Engel! Ja, wie du gesagt, so soll es geschehen. Nein, niemals sollst du einsam klagend am Strande stehen! Als Schutzgeist sollst du allezeit mich begleiten auf des Lebens ruhiger wie stürmischer See. Du sollst mir das Steuer lenken zu der Ewigkeit unendlichem Meer! Und hör' nur jetzt das Ende:

„Was uns die Meereswogen sagen? —
O merke wohl den Schluß, mein Kind!
So lange wir mit günst'gem Wind
Ein Schiff zum Strande noch getragen,
Sind in der ew'gen Liebe Port
Zwei Herzen treuer nicht gezogen,
Durch Liebe selig hier und dort. —
Das sagen uns die Meereswogen." —

„Durch Liebe selig hier und dort!" sprach sie mit verklärtem Aug' ihm andächtig nach. Dann legte sie ihre Hand wie am Anfang wieder in die seine. Vom Dorf herauf klang die Abendglocke. Die alte Tanne flüsterte dazwischen. Helene neigte das Haupt. Und Beide sannen eine Weile vor sich hin. Dann standen sie auf und gingen, Hand in Hand, wie sie gekommen, heimwärts über die Haide. Mit keinem Worte sprachen sie mehr zu einander. Hörten sie doch Beide noch allzumächtig in ihrer Seele das inhaltsreiche Lied erklingen:

„Was uns die Meereswogen sagen!" —

Siebenter Abschnitt.

In den Hafen und aufs Meer.

I.

Elegie der Haide.

Deutſchen Lebens minnige Poeſie habe ich dich in dieſer waldumrauſchten Einſamkeit umklingen laſſen wollen. Möge es mir in dieſen „bräutlichen Tagen“ nur auch ſo geglückt ſein, daß du gerne mir zugehört! — Und nun folge mir eben ſo freundlich weiter! Bald gleitet ein Lebensſchiff in den bekgenden Hafen, bald treibt ein dunkler Drang das andere hinaus aufs offene Meer. So komm, wir wollen mit dieſen Schiffern heimkehren und hinausſegeln!

Es iſt Herbſt geworden. Eine den zuletzt erklungenen Minneweiſen gar unähnliche höre ich jetzt über die Haide rauſchen. Und doch wird auch ſie in meiner „Symphonie in Worten“ noch gar manchmal wiederkehren. — „Elegie der Haide“ möchte ich ſie heißen. So hör' mir zu!

Wer ſah es dieſem alten Haidehof wohl an, was er Alles in ſeinen düſteren Mauern verborgen hielt? — Ein ganzer Liebesfrühling hat dich darin umblüht. Aber auch der ſchon entblätterte Baum und der noch ganz zarte Schößling ſtand auf demſelben Boden. Das war der Großvater, ein narbenbedeckter Veteran aus Napoleoniſcher Kriegszeit, den wir bis jetzt nur von weitem

betrachtet, im Gerichtsſaal und bei ſeiner Heerde. Und der Schößling war deſſen Enkelſohn, der „Schäferfritzel,“ wie er auf dem Hof und im Dorfe von Jedermann genannt wird. Von dieſem weißt du noch nicht ein einziges Wort. Und doch reift nun auch er allmälig heran zu einer nicht unwichtigen Perſon in unſerer Erzählung vom deutſchen Leben.

Du erinnerſt dich wohl noch, lieber Begleiter, wie unter den Verdachtsgründen gegen den Schäfer auch deſſen Fertigkeit in mechaniſchen Arbeiten eine gefährliche Rolle ſpielte. Von wem er ſie erbt, wo er ſie gelernt? Niemand wußte das. Aber in unvergleichlich reicherer Gabe als dem Vater war dieſes Talent dem nun zwölfjährigen Buben, dem Schäferfritzel, angeboren. Wunderbares Walten der Natur, oder wie nenne ich dies Geheimniß? — Sobald er nur als ganz kleiner Knirps mit einem Meſſer hantiren, Kartoffel, Schachteldeckel und Weidenruthen zerſchneiden konnte, fabrizirte ſein junges Genie ſchon ganz nette Leiterwagen, Schubkarren und Schäferhütten, wie er's gerade brauchte. Und ſich Pferde wie Kutſcher, oder eine ganze Schäferfamilie ſammt Hund und Heerde herbeizuzaubern, dazu war er nicht im mindeſten verlegen. Lieferten ihm doch die weißen Rüben auf dem Feld und im Keller das bildſamſte Material zu ſeiner naiven Plaſtik. Mit jedem Jahr offenbarte ſich dieſe Gabe in bewußterer Kraft. Der Mutter Spinnrad und Garnhaſpel waren in ihrem einfachen Mechanismus für den kindlichen Techniker gar bald ein überwundener Standpunkt. „Boßeln“ war ſeine höchſte Befriedigung und würzte jedes ſeiner Kinderſpiele. Aber wie traurig für ihn! — Je ſichtlicher dieſes geheime Genie ſich entfaltete, um deſto argwöhniſcher beobachtete ihn der Großvater. Warum nur? — Wir werden es bald erfahren. So ſaß der Fritzel gar oft nur mit Herzklopfen im Schuppen an der Schnitzbank, aus Angſt, vom Großvater darüber entdeckt und ausgeſcholten zu werden. Darum war es ihm auch die liebſte Zeit, wenn er ſpäter zur Heerde hinaus-

geschickt ward, und dann ungestört am Waldhange sitzend mit seinem kleinen Schnitzmesser seine Kunst ausüben konnte. Wie schweifte dann sein großes Auge seelenvergnügt über die Haide! Und wie oft seufzte er vor sich hin: „O hätt' ich nur erst eine Drehbank, da wär' ich aber glücklich! — Armer Fritzel! Ein junger Adler mit gebundenen Schwingen!

War's darum ein Wunder, daß auch Hermann den gescheidten Buben besonders lieb gewann? — Geschah ihm doch, als spüre er ein gut Theil seiner eigenen Natur in ihm stecken. Und so machte sich's ganz von selber, daß er den Fritzel dann und wann mitnahm, wenn er auf der Herbstjagd Wald und Haide durchstreifte. Dann trug ihm sein kleiner Genosse die erlegte Beute und jedesmal wußte er eine neue Art von Haken im Walde zu schneiden, um daran am besten das erlegte Wild über die Schulter zu hängen. So erkannte Hermann immer mehr dieses rastlose Erfindungsgenie, und sein Entschluß ward immer fester, mit aller Kraft sich des merkwürdigen Buben anzunehmen.

Einmal saßen sie an einem Herbstabend miteinander am Hünenhügel. Zwei Hasen und ein halbes Dutzend Hühner lagen vor ihnen im Ginster. Der Abend war so schön, und Hermann behagte es, gerade hier noch ein wenig Rast zu machen. Der Fritzel aber hatte die abgeschossene Flinte in die Hand genommen und studirte nachdenkend daran herum. Endlich getraute er sich zu fragen:

„Herr Doctor, darf ich nicht einmal gucken, wie Ihre Flinte inwendig aussieht? Ich glaub' schon, daß ich das Schloß da auseinander machen könnt' und auch wieder ganz gut zusammenschrauben. Darf ich's einmal?"

„Ei warum nicht, Fritzel? Wart' nur, bis wir heimkommen," sagte Hermann, ihm freundlich das Gesicht streichelnd; und es drängte ihn zu der Frage: „Sag', Fritzel, was willst du denn eigentlich einmal werden?"

„Ich? — Ei, Schäfer muß ich werden," ſeufzte der Bub und ließ den Kopf hängen.

„So, und darüber biſt du ſo traurig? Warum denn?"

„Weiß nicht, Schäfer iſt ſo langweilig. Möcht' lieber ein Handwerk lernen, wo ich boſſeln könnt'! Drechsler oder ſo was. Aber der Vater läßt mich nicht. Und der Großvater wird erſt recht bös, wenn ich ihm damit komm'. Schafehüten ſoll ich, ſagt er immer. Und ich mag doch nicht."

„Ja, Fritzel, da haſt du auch ganz Recht! Schafe hüten können hundert Andere. Aber für dich wär' es jammerſchade. Weißt du was? Du mußt einmal Mechanikus werden! — Willſt du?"

„Weiß nicht, was das iſt."

„Nun ſieh', Fritzel, ein Mechanikus, das iſt ein Mann, der Maſchinen macht. Verſtehſt du's jetzt?"

„O ja, jetzt ſchon," ſagte er mit aufleuchtendem Geſichte. „Steht ja die Dreſchmaſchine drunten in der Scheuer und die Häckſelmaſchine in der Futterkammer. Und in der Garnſpinnerei in Buchthal drunten, da ſind aber noch hundertmal mehr. Da hab' ich dies Frühjahr von der Madam dem Inſpector einen Brief hingetragen, und da hat mich ein Mann durch einen langen Saal ganz voll von lauter Maſchinen geführt. Ach, du guter Gott, da bin ich anfangs ganz dumm worden vor lauter Surren und Sauſen. Aber wie ich meinen Brief dann beſorgt hatte, da wär' ich fürs Leben gern noch ein Biſſel bei den Maſchinen ſtehen blieben; und ich ſagt' auch zu dem Mann, ob ich nicht die Räder betrachten dürft', wie die einander treiben, die großen immer die kleinen. Das hatt' ich gleich losgekriegt, ſchon im Vorbeigehen. Aber er ſagte: was verſtehſt du dummer Bub' davon? Und er ſchob mich zur Thür hinaus, daß ich ganz bös worden bin. O wenn ich nur hätte gleich ganz drin bleiben können und immer mit Oel die Räder einſchmieren — ich hätt' es ihnen ſchon

bgeguckt, wie die ineinander laufen, und wie ich sie dann selber machen könnt'." Dann ward sein Gesicht noch viel erregter, nd er schloß mit glänzendem Auge: „O, eine Dreschmaschine, Herr Doctor, die könnt' ich jetzt schon machen, wenn ich nur die ackigen Räder dazu hätt'."

„Was, Fritzel, eine Dreschmaschine?" fragte Hermann verwundert über dieses naive Selbstbewußtsein. „So geschickt wärest u schon? Ja, wo hättest du denn das schon gelernt?"

„Ei wissen Sie, Herr Doctor," klärte jetzt der Fritzel ihn uf, mit einem Gemisch von Schalkheit und Zutrauen, „die Dreschmaschine, die ist nicht gleich so 'rein kommen, wie sie jetzt in der Scheuer steht. O je, das waren zwei ganze Wagen mit lauter Stücken, die sie von der Eisenbahn abgeholt haben. Da durft' ich auch in die Stadt mitfahren. Und da hab' ich zum erstenmal in Locomotiv gesehen. Das hat aber gebraust und gepfiffen. Da hab' ich aber nicht viel herausbekommen. Das war mir doch in Bissel zu schwer. Konnt' die Maschine auch nur zehn Vaterunser lang angucken. Und da war sie schon wieder fortgesaust. Und ein paar Tage darauf ist dann ein Mann auf den Hof kommen, den haben sie den Montirer geheißen, und der hat dann Alles erst in der Scheuer zusammengesetzt, Stück für Stück und mit gar vielen Schrauben. Und da bin ich ihm den ganzen Tag nicht von der Seite gewichen, weil's gerad' Ostern war, wo ich keine Schule hatt'. Und auf die Finger hab' ich dem Montirer geguckt — o jedes Schräubchen hab' ich mir gemerkt, wo's hingehört. Und dann," fuhr er etwas stockend weiter, „dann — die Nacht darauf — da hab' ich in der Schäferhütte geschlafen, weil der Vater unpaß war. Und da hat mir's drinnen geträumt, daß ich die ganze Maschine auseinandergelegt hätt' und gleich wieder zusammengeschraubt, und es wär' ganz gut gegangen. Und da war ich gar lustig drüber und ganz stolz. Und wie ich dann aufgewacht bin, da hatte gerade der Wächter im Dorf drunten

Zwei geblaſen; aber 's war ganz hell, denn es ſchien der Vollmond. Und ich weiß ſelber nicht, wie mir's da ſo war — aber da war mir's gerad', als wenn ich gar nicht anders könnt', und müßt' und müßt', ob ich wollt' oder nicht. Und da kroch ich aus der Hütte — und — aber gelt, Herr Doctor, Sie verrathen mich nicht? Und ich will's auch mein Lebtag nimmer thun und gebeichtet hab' ich's auch ſchon — und ich kann auch wirklich nichts dafür, ich mußt' ja ſo — 's war mir ſo angethan —"

„Aber was denn, Fritzel? Du verſtehſt wirklich, Einen aufs höchſte zu ſpannen."

Und der Fritzel rückte jetzt ſo nahe an Hermanns Ohr, als wollte er ſein Geheimniß ſelbſt dem Haidekraut am Hünenhügel verborgen halten und er flüſterte behutſam weiter:

„Und da bin ich über die Haide gelaufen und über die Hofmauer geklettert, und dann, dann bin ich durch das Scheunthor geſchlüpft. Da hatte gerade Tags zuvor ein Knecht mit der Deichſel ein Brett entzwei gefahren — das wußt' ich; und wo die Schraubenzieher hingen, das hatt' ich mir auch gemerkt. Und dann ſtieß ich den Laden auf, daß der Mond hereinſcheinen konnt'. Und dann macht' ich's gerade ſo, wie mir geträumt hatte, — Alles auseinander und wieder zuſammen. Und es ging auch Alles ganz gut. Da war ich nun gerad' ſo ſtolz darauf, wie im Schlaf. Und dann kroch ich wieder in die Schäferhütte, und kein Menſch merkte was. Gelt, Herr Doctor, das war aber ſchön? — Und gelt, Sie machen's ſchon, daß ich kein Schäfer werden muß?"

„Ja, Fritzel, das mach' ich; darauf kannſt du dich verlaſſen! Noch heute red' ich mit der Madam," betheuerte Hermann, den dieſe Erzählung ganz nachdenklich geſtimmt hatte, und er dachte bei ſich: „Wie wunderbar offenbart ſich doch oft die Macht des Genie's!"

„O die Madam," fiel jetzt der Fritzel erleichterten Herzens ein, „die hätte nichts dagegen. Denn, wie einmal die Dreſch-

maſchine nimmer gehen wollt', und ſie Alle drum herumgeſtanden ſind, und nicht wußten, wo's fehlt, da bin ich grad' aus der Schule kommen. Und da hab' ich geſagt, ſie ſollen nur mir einmal die Schraubenzieher geben. Und da haben ſie mich ausgelacht. Und mein Vater hat geſagt: nun laßt einmal den Buben probiren; denn kaput iſt die Maſchine doch. Und dann war es ihnen recht. Herr je, haben Sie mich aber dann angeguckt, wie ich alles ſo fix auseinanderlegen kount'! Und da war zwiſchen den Zacken ein großer Nagel geſteckt. Und den zeigt' ich ihnen und ſagte: ſo, da ſeht ihr's nun; aber das Rad iſt kaput und da muß ein anderes her. Hineinmachen will ich's dann ſchon wieder. Und da iſt der Oberknecht ganz roth drüber worden, wie er den Nagel geſehen hat. Wiſſen Sie, der nämliche Spitzbube, der jetzt auf fünf Jahr im Zuchthaus ſitzt, wo er den Vater hat hinbringen wollen. Aber der Pferdeknecht ſagte: ich wär' ein verflixter Bub'. Und die Madam ſchenkte mir ein Honigbrod und noch dazu dreißig Kreuzer für meine Sparbüchſe. Und Sonntags darauf hat der Herr Pfarrer geſagt: ich müſſ' einmal was anderes werden als Schäfer, weil ich ſo gut im Rechnen bin. Aber," ſchloß der Bube nun wieder weinerlich, „der Großvater will doch nichts davon wiſſen."

„So, Fritzel, auch ſo gut rechnen kannſt du?" lächelte Hermann. „Nun ſieh', darin ging mir's in deinem Alter juſt umgekehrt. Aber wart' nur, jetzt red' ich einmal mit dem Großvater. Wir werden's ſchon zuwege bringen. Ei was! So auf dieſer Haide herumkrabbeln, das iſt nichts für deinen Kopf. Die ganze, weite Welt muß ihm einſt offen ſtehen . . . ."

„Die ganze, weite Welt!" fiel jetzt der Fritzel aufathmend ihm in die Rede. „Ach, und auch Amerika! — Gelt, Herr Doctor?"

Was lag jetzt nicht Alles in dieſem einen großen Blick, mit dem dieſer Schäferbube halb offenen Mundes am Horizont umher-

schaute, als wollte er die Grenzen seiner dereinstigen Wanderfahrt schon jetzt mit seinem Aug' umkreisen.

Und Hermann, der an diesem merkwürdigen Umherschauen seine stille Freude hatte, fragte:

„Also möchtest du einmal gar gern in die weite Welt? — Und weißt du denn schon was von Amerika?"

„O je, das will ich meinen. Da sind erst im Frühjahr zwei Schulkameraden von mir mit ihren Eltern nach Amerika ausgewandert. Und die haben gar arg geweint, wie sie aus dem Dorf gefahren sind. Da hab' ich aber zu ihnen gesagt: o wenn ich nur ihr wär', ich thät' nicht so weinen. Ihr seid recht dumme Buben! Nun seht ihr die halbe Welt, und das Meer dazu, allerhand fremde Menschen, und wilde Thiere, und jetzt greint ihr wegen dem langweiligen Rest. O dürft' ich nur mit, ich thäte lachen. — Und der Großvater hat auch schon die ganze Welt gesehen, wie er unterm Napoleon Soldat gewesen ist. Und wenn wir Abends Kartoffel schälen, da erzählt er uns manchmal davon. Und da hab' ich mir schon oft gedacht: ach, wenn nur auch ich einmal hinaus dürft' in die weite, weite Welt! — Das wär' aber schön!"

Wie so nun der zwölfjährige Schäferfritz von der weiten Welt in kindlicher Wandersehnsucht schwärmte, da trieb sein Großvater, ein weißbärtiger Achtundsechziger im braunen, halbzerrissenen Mantel, mit den Schafen über die Haide gegen ihn her — das ernste, in sich gekehrte Alter, das mit dem Leben abgeschlossen, zu der fröhlichen Knabenzeit, vor der es unermeßlich offen lag.

„Guten Abend, Großvater!" rief Hermann ihm schon auf zwanzig Schritte weit entgegen.

„Guten Abend, Herr Doctor," gab ihm der Gegrüßte zurück und kam näher. „Na, heute waren Sie ja glücklich; zwei Hasen und sechs Hühner. Da kann man zufrieden sein."

„Das bin ich auch, Großvater. Aber da seht einmal her,

was mir der Fritzel wieder für einen guten Haken zum Tragen geschnitzelt hat. Ich sag' euch, in dem Buben steckt was, wovon ihr euch Alle noch nichts träumen laßt. Darum meint auch der Fritzel, das Schafehüten sei ihm zu langweilig. Und ich meine es auch. So immer nur auf den Boden schauen — ist das nicht langweilig, Großvater? Und darum möchte der Fritzel lieber einmal in die weite Welt, wie ihr. Aber nicht als Soldat — nein, der Bube muß einmal Mechanikus werden, weil er solch' Geschick zum Bosseln hat, und auch so gut rechnen kann. Und für das Lehrgeld wollten ich und Madam schon sorgen. Was meint ihr dazu, Großvater?"

Der Fritzel kauerte indessen mäuschenstill im Farrenkraut, und sah furchtsam zum Großvater auf, was der für ein Gesicht dazu mache.

Aber das ward jetzt noch viel ernster, als es ohnedem schon gewesen, fast mürrisch; und der alte Hirte stützte sich auf die Schäferschaufel und schüttelte sein weißlockiges Haupt.

„Hm, hm! Hat sich der Bube nun auch hinter euch gesteckt! Und drangsalirt er schon uns selber genug! — Fritzel, was quälst du nun auch noch den Herrn Doctor mit deinem dummen Zeug?"

Der Bube traute sich gar nicht aufzuschauen, viel weniger zu antworten.

Aber Hermann nahm ihn rasch in Schutz: „Nein, Großvater: da thut ihr dem Fritzel gewaltig Unrecht! Nur ich allein hab' ihn darauf gebracht, und es ist mir schon lang im Kopf herumgegangen. Denn nehmt mir's nicht übel, wenn ich es euch rund herausſage: da müßt' ich doch blind sein und kein Herz im Leibe haben, wenn das mir nicht wehe thäte, nun anzusehen, wie unser Herrgott diesem Buben ein solch' handgreifliches Genie gegeben hat, um Mechanikus zu werden, und wie ihr um alle Welt einen Schäfer aus ihm machen wollt. Großvater, ihr seid ja

ſonſt ein ſo kluger Mann! Kommt, überlaßt mir den Buben! Er ſoll euch keinen Kreuzer Koſten machen, darum ſchlagt ein und verderbt dem Buben nicht ſein Glück, zu dem er von unſerm Herrgott beſtimmt iſt."

Der Fritzel hatte ſich bei dieſen Worten ſeines Beſchützers kaum getraut, recht Athem zu holen, ſolche Angſt war ihm vor dem ſtrengen Großvater gekommen. Er wagte jetzt nur einen einzigen Blick auf Hermann zu thun. Darin lag ſein ganzes junges Herz voll Dank und Hoffnung. Aber ſogleich ſchlug er das Auge wieder nieder und zitterte davor, was jetzt der Alte ſagen werde.

„Hm, hm, Glück!" murmelte der naturwüchſige Philoſoph der Haide erſt vor ſich hin; dann klang ſeine Stimme hoch gehobenen Tones und er ſtreckte die Hand aus, daß er in ſeinem weißen Bart anzuſchauen war, wie ein altteſtamentariſcher Prophet:

„Glück! — O junger Herr, was iſt Glück? Und wo iſt es zu finden?"

Hermann war von Ton und Sinn dieſer Rede gleich betroffen.

„Wie ſo, Großvater? Wie meint ihr das?"

Und mit derſelben tiefſtönigen Mahnerſtimme hub der Alte wieder an:

„In die weite Welt wollt ihr mein Enkelkind ſchicken, daß es drin ſein Glück ſich ſuche? — O junger Herr, auch ich habe ſie geſehen. Die Welt iſt groß und weit — aber das Menſchenherz iſt noch viel weiter und bekommt nie genug. Ich hab's erfahren. — Beim großen Kaiſer hab' ich gedient an fünfzehn blutige Jahre — von anno 97 bis anno 12. In Egypten bin ich vom Sonnenſtich ſchier geſtorben, und in Rußland hab' ich mir die Füße erfroren. Dazwiſchen liegt gar ein mächtig großer Weg. Bei den Pyramiden und bei Marengo, bei Auſterlitz und Wagram war ich dabei, wie der Mameluk, der Oeſterreicher und der Ruſſ' ihre Hiebe gekriegt. O ſtand mein Kaiſer da groß in der Welt,

als wenn er drinnen der Herrgott wär' und das Glück ihm gar nimmer falliren könnt'! — O ich hab' sie mit ihm durchmarschirt die ganze weite Welt. Aber hat er denn genug gekriegt? — Nein, lieber Herr! — Sein Herz war noch viel weiter. — Darum mußt' er noch in dem Russen sein Land. Da zog er mit sechsmalhunderttausend von allen Völkerschaften hinauf. Und, o mich schaudert's noch heute, wenn ich daran denke, wie dann Moskau gebrannt, und wie wir heimwärts gehungert und gefroren. Und wie sie uns über der Beresina abgezählt, da waren's von den sechsmalhunderttausend noch vierzig. Und die anderen alle, die lagen im Blut und Wasser und Schnee. — O fünfmalhundertsechzigtausend erschlagene, erfrorene und ertrunkene Menschen! Und der große Kaiser und all' sein Glück? — O lieber Herr, was war's mit denen?"

„Aber, Großvater," entgegnete Hermann zwar ruhig, und doch von des Alten Rede erschüttert: „Was hat denn der Napoleon mit dem Fritzel zu schaffen? Der will ja doch die Welt nicht erobern. Nur Kenntnisse drinnen erwerben will er mit Fleiß und Sparsamkeit, und doch nicht mit solch' unmenschlichem Uebermuth, der den Napoleon zu Fall gebracht."

„Ja wohl," fuhr der Schäfer in unverändertem Tone weiter, „so denkt ihr! — Und ihr seid ein gar gelehrter Herr! Hab's ja vor Gericht gehört. Aber eure fünfundzwanzig Jahre sind eben doch nicht meine achtundsechzig. Nichts für ungut, Herr Doctor! Da denkt man eben auch ein Bischen älter, und die Welt kommt Einem anders vor. — Ei, macht's unsere Zeit denn jetzt anders, als einst der Napoleon? Kriegt sie denn genug? Und jagt sie nicht nach Glück in justament so gottlosem Uebermuth, wie einst Jener, und immer da, wo's nicht zu finden ist? — Und seht, lieber Herr," schloß er jetzt mit zornesfinsterem Blick, „just in den Maschinen — da drinnen steckt's! — Und nun sollt' auch mein Enkelsohn mit ihnen was zu schaffen

haben? Nein, lieber Herr! So lang ich am Leben bin — nie und nimmer!"

„Nehmt mir's nicht übel, Großvater, ich verſteh' euch nicht," ſagte Hermann, der unter dem Eindrucke dieſer räthſelhaften Rede ſich unwillkürlich höher aufrichtete, während der Fritzel noch furchtſamer ſich an den Hünenhügel drückte. Und der Alte lächelte bitter vor ſich hin.

„Nun freilich, wie ſolltet ihr mich auch verſtehen? Aber ich will es euch jetzt ſagen. — Seht, lieber Herr, dem Buben da ſein Vater, das war nicht mein einziger Sohn. Ich hatte deren noch zwei und eine Tochter dazu; und die Jungens waren brav und fleißig, und das Mädel war gut, und ihrer Mutter ans Herz gewachſen. Das war am Niederrhein, lieber Herr, wo ich auch ſchon als Schäfer gedient, da ich juſt von Rußland heimkommen war. Und wir waren zufriedene, glückliche Menſchen. Nun ſeht," fuhr er jetzt weiter und nickte erregt mit dem ausdrucksvollen weißen Kopf, und ſein Auge flammte. „Seht, lieber Herr, da kamen die Fabriken und Maſchinen auch in jene Gegend, wie jetzt in dieſe. Und meine zwei Jungens von ſiebzehn und vierzehn, und mein Mädel von ſechzehn Jahren, die ſetzten gar ſtark mir zu, daß ich auch ſie in die Fabrik ſchicken ſollt', um recht viel Geld zu verdienen. Und die ganze Freundſchaft bettelte drum. Und ich ließ die Kinder gehen und that ihren Willen. Was wußt' ich viel davon, daß ich ſie an den böſen Feind verhandelte? — O, lieber Herr, laßt mich's kurz machen! Denn langes Erzählen macht mir Herzweh. — Und kurz und gut — nach drei Jahren, da war der größere Bube von all' dem verfluchten Geld ein gottvergeſſener Lump, und ging auf und davon, nach Amerika hieß es. Und der kleine, der mußte ſeines Bruders Sünde büßen und kam in ein Rad, das ihn mitten entzweigeriſſen. Aber dem Mädel ging's noch viel ſchlechter. Das kam zum Fall, und ſtarb mit ihrer Schande im Findelhaus. — Aber mein Aelteſter, der in

seines Vaters Hause blieb, und mit mir die Schafe hütete, der ward dafür gesegnet an Weib und Kind. Er war mit wenigem zufrieden und er ward ein glücklicher Mann, bis diese verdammten Maschinen auch ihn noch verderben wollten. War es nicht so? Hatte nicht jener heillose Schurke nur darum ihn angeklagt, weil mein Sohn sein Complott gegen die Madam verrathen? Und war nicht dieses Complott nur wieder wegen den Maschinen? — O nichts als Unheil, Herzeleid und Schande, Tod und Sünde haben sie über mich und mein Haus gebracht!"

Da hielt er einen Augenblick inne. Aber mit einemmale war es, als ob sein ganzer, alter Schmerz sich noch einmal in seiner Brust zusammenkrampfte. Der Schäferstab entsank ihm. Und beide Hände gegen Himmel ballend stand er da, ein tragisches Menschenbild auf einsam ernster Haide.

„Verflucht seien alle Maschinen, verflucht sei diese ganze, neue, gottlose Zeit! — Verflucht sei alle Habgier, die nie genug bekommt, die vom Bösen stammt und zu ihm führt! — Verflucht sei aller sündige Uebermuth, der den Menschen zu was Anderem treibt, als wozu sein Herrgott ihn erschaffen hat! — O lieber, junger Herr! Ihr habt mir meinen Sohn gerettet und ich segn' euch dafür in alle Ewigkeit. Jetzt aber beschwör' ich euch bei des Dreieinigen Namen: verderbt mir nicht mein Enkelkind!"

Der Eindruck dieser Scene war zu gewaltig, als daß Hermann es nochmals versuchen wollte, mit kalten Vernunftgründen den heißen Zorn des Schäfergreises zu dämpfen. Mit solchem Schmerze war nicht mehr zu streiten. Und so begnügte er sich, ihm mit warmer Theilnahme zu antworten:

„Großvater, glaubet mir, das Unglück eurer Kinder thut mir weh. Ich erfahr' es heute zum erstenmal und begreif euch nun. Darum werd' ich auch über alles Andere fortan schweigen. Darauf habt ihr meine Hand!"

Und er legte sie in die des Großvaters, die noch mächtig

zitterte. Dann rückte er sich, ihm den entfallenen Schäferstab zu reichen. Aufathmend stützte der sich darauf und sagte wieder in ganz sanftem Tone:

„Fritzel, hör' mich an, was ich dir jetzt sage. Willst du?"

Der arme Bube hatte sich wie zerschlagen indessen immer tiefer in das Haidekraut hineingedrückt gehabt. Am liebsten hätte er sich ganz darin verkrochen, bis zu tiefst hinunter zur tausendjährigen Reckenasche. Eine solche Todesangst war ihm gekommen. Der kalte Schweiß rann ihm noch immer über sein Gesicht. Er vergaß darauf, daß er noch eine Stimme hatte und blieb stumm.

Und wieder redete der Großvater ihn noch zärtlicher an:

„Mit dir red' ich jetzt, Bube! Hörst du mich, mein Enkelkind?"

„Ja, Großvater," sagte er kaum hörbar und gewann wieder Muth, sich ein wenig aufzurichten.

„So hör' also, was ich dir jetzt sage. Wer weiß, wie lang es noch mit mir dauert. Und auch ihr, lieber Herr, dürft mit zuhören. Hab' ich doch auch euch gar lieb, und 's ist ein Recept für Jedermann, und vielleicht könnt auch ihr's noch gebrauchen! Ihr seid zwar ein gar studirter, gelehrter Stadtherr, und ich nur ein alter, einfältiger Schäfer. Aber es gibt eben Sachen auf der Welt, die kann kein Mensch in Büchern studiren, die muß er selber erleben — da drinnen im Herzen. Darum sagt mir, lieber Herr, wollt ihr's hören oder soll ich meine Schafe weiter treiben? Ich kann es halten, wie's euch beliebt."

Schon vorhin, da der Schäfer mit geballten Fäusten seinen Zorn zum Himmel hinaufgeschrieen, und auch jetzt wieder, da er voll stolzer Hoheit zuwartend auf ihn niederschaute, war in Hermanns Geist das Bild des alten Lear auf jener Haide aufgestiegen. Eine Ehrfurcht beschlich sein Herz, als stände jetzt ein greiser, weiser König aus alten Zeiten als gespenstiger Hirte vor ihm da. Und er antwortete, in sein Anschauen verloren:

„Redet, Großvater, mich verlangt danach.“

Lag schon vorher tiefe Stille rings auf der Haide, so schien es jetzt noch um vieles stiller zu werden. Als ob sie ihres Hirten Rede nicht stören wollten, hatten sich allmälig alle Schafe niedergelegt, und der zottige Schäferhund sah verständig auf zu seinem Herrn, als wollte er ihm sagen: So, nun fang' an!

Drüben im Haidehof wirbelte der Rauch in blauen Säulen in die Dämmerung, und der Alte sprach:

„Siehst du, Fritzel, den Rauch da drüben zum Himmel steigen? Betracht' ihn gut! — Das ist das Menschenleben. So kommt es und so geht es hin. 's ist Alles Rauch! — Und wenn du alt würdest hundert Jahre und noch viel mehr — zuletzt war es doch nur ein Augenblick, der kam und ging wie ein Schatten an der Wand. — 's ist Alles Rauch! — Schau her, mein Bube, auf diesen Hügel! — Die Leute sagen, daß drinnen vor mehr als tausend Jahren alte Helden begraben wurden. Wer waren sie? — Wie hießen sie, was thaten sie? — Dahin, dahin! — Wie die tausend Jahre. — 's ist Alles Rauch. — Und die da drüben in der alten Ritterburg gehaust? — In Asche wie ihr Schloß in Trümmern! — 's ist Alles Rauch. — Und ich sage dir jetzt: fängst du nur erst damit an, nach Menschenglück zu jagen, so bist nicht du der Jäger und nicht das Glück dein Wild, sondern umgekehrt. Und so oft du meinest, nun habest du das Glück erjagt, so ist dir's unter den Händen vergangen. 's ist Alles Rauch! — Und so geht's fort und immer fort. Das gehetzte Wild bist immer nur du selber, bis dich am Ende der große, wilde Jäger erlegt, dem noch Keiner entronnen — der allgewaltige Tod. 's ist Alles Rauch! — Drum mein Enkelkind, beschwör' ich dich jetzt: bleib' daheim und nähre dich redlich und es wird dir wohlergehen, wie deinem Vater. Bleib' arm und einfältig und du wirst reich werden an Frieden und Weisheit! Bleib' in deiner Niedrigkeit und dein höchster Gott wird dich zu sich

erhöhen. Verachte den Rauch der Erde, der kommt und vergeht, und dir wird leuchten das Licht Gottes, das ewig brennt auf Erden und im Himmel. Und alles Andere iſt Rauch. — Doch gehſt du hinaus in die weite Welt, willſt du mithelfen an dieſen Maſchinen, an dieſem Handwerkszeug des böſen Feindes, ſo prophezei' ich dir: es wird dir ergehen wie einſt dem großen Kaiſer. So wird es auch bei dir dann heißen: die Welt iſt weit, aber das Menſchenherz iſt noch viel weiter, und es bekommt nie genug. — Auch deine Habgier und dein Uebermuth werden dich zuletzt in ein Rußland treiben. Und wie die große Armee drin gefroren und gehungert, ſo wird es auch dir ergehen. Dein Herz wird hungern an Glück und Frieden, ſo viel auch die Welt ihm bieten wird von ihrer Speiſe, die immer ärgeren Hunger ſchafft; und dein Herz wird frieren, ſo viel es auch an den Menſchen ſich wärmen will, weil es nicht beſchienen wird vom Auge Gottes. Und wann dein letzter Tag herangekommen, dann wirſt du zu ſpät gedenken der Worte: O Eitelkeit, und nichts als Eitelkeit, außer Gott zu lieben und ihm zu dienen. — Alles Andere iſt Rauch — und nichts als Rauch! Nun wißt ihr, wie ich's meine. Behüt' euch Gott!"

Bevor die beiden Andern nur ein wenig zu ſich kamen, hatte der Alte ſeinem Hunde ſchon gepfiffen und trieb mit ſeiner Heerde von ihnen weg. Dann ſchlug er Feuer, blies kurz darauf die Wolken aus ſeiner Ulmerpfeife, und murmelte vor ſich hin: „'s iſt Alles Rauch!"

Und lange, lange ſah Hermann in ſich verloren auf Wald und Haide. Die Abendluft ſtrich bewegter durch Ginſter und Farrenkraut. Durchs Tannenholz tönte der Bahnzug eine Stunde weit herüber, wie die brauſende Stimme der neuen Zeit. Und dort am Waldſaume ſchritt der ſeltſame Schäfergreis, ein klagender Jeremias der alten. — Was ging doch jetzt im Herzen unſeres Freundes nicht Alles vor! Da flüſterten die Haidekräuter ihm

nochmals zu: „Die Welt ist weit, aber das Menschenherz ist noch viel weiter, und bekommt nie genug. 's ist Alles Rauch!" — Und aus des Bahnzuges fernem Sturmlaufe hörte er sein Herz es umbrausen: „Vorwärts und immer vorwärts, die Welt und ihr Glück zu erjagen! Und auch dich wird mein Arm noch erfassen! Und auch du wirst im Sturm mir noch folgen, du, mein Sohn, mir, deiner Mutter, der Zeit!"

Des Bahnzugs fernes Brausen war jetzt völlig verweht. — „Komm, Fritzel, es wird Nacht, laß uns nach Hause gehen!" sagte Hermann dumpfen Tones und erhob sich in ernstem Sinnen. Der Bube lud die Jagdbeute auf die Schultern. Und da sie zum Haidehofe gingen, redete Keiner ein einziges Wort. Aber wie stand's mit ihren Gedanken? — Sonderbar! — Der Enkelsohn, dem des Großvaters Worte zunächst gegolten, der hörte sie nurmehr von ferne, deren tiefen Sinn er nur halb verstanden. Nur die Flüche umhallten noch immer sein Ohr. Er wollte ja gerne nun Schafe hüten, und nicht mehr nach der weiten Welt verlangen. Und der Andere, der nur mitzugehört, der vernahm jeden einzelnen Ton jetzt noch viel eindringlicher und er ahnte, daß er sein Leben lang nicht einen einzigen davon mehr vergessen werde.

„Nun wohl, du einfältig weiser Philosoph, mein Herz wird aber genug bekommen! Die Liebe dieses Engels da drüben wird es ausfüllen ganz und gar, und unser Glück wird kein Rauch werden, sondern eine heilige Gluth verbleiben, die nimmer erlischt!" — Und da stand sie schon unter der Thür, ihm winkte ihre Hand, und sie flog ihm entgegen zum Willkommkuß. „O nein, 's ist doch nicht Alles Rauch!"

Seit diesem Abend vermied es Hermann, mit dem Schäferfritzel wegen seines künftigen Berufes noch weiter zu reden. So wenig seinem Scharfblick auch die leicht zu widerlegende Einseitigkeit in des Großvaters Weltanschauung entgangen war, so ehrte er doch zu sehr dessen gerichten Schmerz, den eben trotzalledem

die Maschinen der Neuzeit über sein Familienglück gebracht, als daß er sein einmal gegebenes Versprechen nicht gewissenhaft halten wollte. Dabei entsagte er jedoch nicht der Hoffnung, allmälig und unbemerkt die Nachtseite in des Großvaters Anschauung aufzuhellen, und ihn für des Enkels Zukunft günstiger zu stimmen.

So nahm er den Buben wohl noch immer als Begleiter bei seinen kleinen Jagden mit. Aber dabei blieb es. Und auch der Fritzel hütete sich wohl, je wieder ein Wort von Maschinen zu reden, die der Großvater in solchem Zorne verflucht hatte. Es war, als hätte sein ganzes Genie vor des alten Schäfers Verwünschungen sich völlig aus ihm hinausgeflüchtet. Der kurze Traum von der weiten Welt war in Furcht zerronnen. Die enge Haide begrenzte nurmehr den Raum seiner Wünsche. Sogar sein kleines Schnitzmesser hatte der Fritzel damals noch vorm Schlafengehen in den Weiher hinter dem Hofe geworfen. Er fürchtete sich davor, als sei es vom bösen Feind ihm in die Hand gespielt worden. Des Großvaters Flüche ängstigten ihn selbst im Traume. — Armer Bube! —

Und es war wieder Samstag Abend, wie dazumal vor vier Wochen. Hermann stand [illegible] mit dem Fritzel am Saume des Reichswaldes auf dem Anstand. Der Großvater trieb mit der Heerde ein paar Minuten weit von ihnen entfernt über die Haide. Man konnte deutlich von hier aus sehen, daß er die Schäferschaufel unter dem Arme trug und den Schafen langsam vorangehend in einem Buche las. — Wundre dich nicht zu sehr darüber! Das war überm Hüten seine stete Gewohnheit. — In seinen jüngeren Mannesjahren waren es die Schlachtfelder, darauf er seine düstren Studien über die Nichtigkeit alles Erdenlebens und die Eitelkeit alles Menschenstolzes angestellt. Jetzt war es seinen alten Tagen schon lang ein Bedürfniß geworden, seine im Krieg errungene populäre Philosophie in stets neuen Büchern zu nähren und zu bestärken. Wie daheim am Niederrhein stand er darum

auch mit dem Ortspfarrer dieſer neuen Heimath in ſtetem, bibliothekariſchem Verkehr. Und der beſcheidene Bücherſchrank, ſoweit er geiſtliche Erbauungen, heilige Legenden, Chroniken und gemeinverſtändliche Geſchichtswerke umfaßte, war ſeit der Anſiedlung der Frau Forſter bereits bis auf wenige Bände von dem alten Hirten ausgeleſen. Bedenkſt du dazu, in welch' innerlichem Abgeſchloſſenſein der welt- und menſchenkundige Leſer den Inhalt dieſer Bücher in ſich geiſtig verarbeitete, nur die Haide unter und den Himmel über ſich — ſo werden dir ſeine früheren Reden um gar vieles erklärlicher ſein. Und ſoll ich auch noch an ſo manch' anderen alten Schäfer erinnern, der ſich durch Heilkunde und Weiſſagung im Munde des Volkes berühmt gemacht hatte? War doch der Großvater ſelber der Enkel eines am Niederrhein einſt weit und breit genannten Propheten! Und auch ſein Vater trug, wie er, den Hirtenſtab und war in Kräutern ein gar kundiger Mann. Es iſt ein eigenes Geſchlecht, das der Schäfer — ſchon ſeitalter Zeit und wird es wohl bleiben, ſo lang es einſame Weiden gibt und einſame Gedanken, die darauf im Geiſte des beſchaulichen Hirten gleich ſeinen Schafen ihre Nahrung finden.

So ſchritt dieſer Alte der Haide nun auch an dieſem Abend mit einem Buch in der Hand ſeiner Heerde voran. Der Enkelſohn ſah bald zu ihm hinüber, bald auf Hermann. Der lauerte mit geſpanntem Hahn auf das Häslein, das auf dem Rübenacker am Waldſaum ſich ſeinen letzten Abendimbiß holen ſollte. Doch heute waren des Buben Gedanken gar nicht recht dabei, wie ſonſt. Er mußte immer wieder nach dem Großvater hinüberlugen, und im Waldesrauſchen hörte er ſeine zornigen und ſanften Worte von jenem andern Abend vor vier Wochen durcheinandergehen . . . .

Aber was hat denn der Fritzel mit einemmale? . . . .

„Großvater, Großvater!“ ſchreit er jählings hinaus, und ſtürzt athemlos davon.

„Fritzel, was iſt dir?“ ſchreckt Hermann von dem Angſtruf zuſammen und läßt die Flinte tiefer ſinken.

Aber der Bube ſieht nicht und hört nicht mehr und läuft den Schafen zu querüber die Haide.

Und nun ſchaut auch Hermann zur Heerde. „Aber wo iſt der Großvater? — Ich ſeh' ihn nicht mehr. Dem muß ein Unglück begegnet ſein. Darum hat der Bube ſo geſchrieen.“ — Das iſt ſein erſter Gedanke. Und er ſpäht jetzt mit noch ſchärferem Auge hinüber, da der Fritzel der Heerde ſchon nahe war. „Gott, wahrhaftig — ich ſehe den Großvater dort ausgeſtreckt liegen — und ſein Hund ſpringt heulend um ihn her .... O ſicherlich, ihn hat der Schlag getroffen. Aber vielleicht iſt noch zu helfen. Doch wie, durch wen? — Gott, was nur thun? — Und ringsum kein einziger Menſch!“

Und wie er ſo daſtand und nicht wußte, ob er zum Großvater ſelber, zum Haidehof oder ins Dorf hinunter zum Chirurgen und Pfarrer eilen ſollte, da traten zum guten Glück zwei Holzhauer aus dem Walde. Was das nun ein haſtiges Befehlen! „Ihr guten Leute, ſeht da drüben dem alten Schäfer iſt ein Unglück begegnet. Lauft ihr da ſchnell zum Haidehof! — Ruft die Madam und die Tochter! Und ihr ſpringt in das Dorf hinunter! — Holt den Chirurgen! Aber auch der Pfarrer ſoll eiligſt kommen! — Nun fort! — Werft Beile und Sägen nur hieher! Morgen früh hol' Jeder ſein Trinkgeld bei mir! — Schnell — fort! So eilig euch die Füße tragen!“

Und auseinander ſtoben die Zwei ſchwerfälligen Fußes. Der zum Gehöfte, jener zum Dorfe; er ſelber dem Fritzel nach, der jetzt gerade vor dem Großvater niedergeſunken war.

Welch ein Haidebild!

Da lag der alte Schäfer auf dem Rücken, die Hände weit ausgeſtreckt, das Antlitz leblos. Seine Lippen zuckten nicht. Weit ab war Hut und Hirtenſtab hingeworfen. An einem Dorn-

strauch hing mit zerfetztem Blatte das Buch. Der Fritzel weinte knieend seinen Jammer hinaus. Auch Hermann hatte sich jetzt zu dem Alten niedergelassen, ihm Mantel und Rock weit aufgerissen, und hielt ihm das Ohr ans Herz. Dazwischen drängte sich eifersüchtig der Schäferhund und leckte winselnd seines Herrn Gesicht. Aber die Schafe ringsumher, die vorhin erschrocken auseinander gestoben, da ihr Hirt jählings umgesunken war, die weideten jetzt in sorglosen Gruppen um ihn her, als ob er nur in friedlichem Schlafe liege.

„Fritzel, jammere nicht so!“ sagte jetzt Hermann, sich wieder erhebend. „Der Großvater lebt noch. Er liegt nur in Ohnmacht. Nun auf! — spring' jetzt schnell zum Pferch, und hol' aus der Hütte ein paar Kissen, daß wir ihm den Kopf besser legen. Auf, Bube! Jetzt heißt es sich zusammennehmen!“

Und dieser machte sich auf, um die Kissen zu holen. Hermann bewachte indessen den Scheintodten. Da trieb's ihn unwillkürlich, das Buch aus den Dornen zu ziehen und seinen Titel sich anzuschauen. Und er that's und las: „Vom guten Hirten, Betrachtungen vorm Schlafengehen.“ — Welche Gedanken durchzogen da Hermanns Seele! — „Also das war vielleicht seine letzte irdische Unterhaltung vor dem himmlischen Schlafengehen! — Du neidenswerther, glückseliger Mann!“ — Und er kniete wieder zu ihm nieder.

Dann nach einer kleinen Weile, siehe, welch' anderes Bild! Jetzt knieen auch Frau Forster und Helene mit trauerndem Antlitz vor ihm. Sein Sohn und dessen Weib stehen um ihn her und erheben lautes Klagen. Zwei Knechte umfassen den Großvater gerade, um ihn heimzutragen. Aber der alte Schäfer, wieder zur Besinnung gekommen, schlägt die Augen auf, und redet sie an in einem Ton, als gehöre der schon der Geisterwelt an:

„Nein, laßt ab von meinem Leib! — In keine Stube und kein Bett! — Hier laßt mich liegen und sterben — hier auf

der Halde unter meinen Schafen! Denn meine Stunde iſt da, und der gute Hirte da droben hat mir gerufen. — Er war mein höchſter Gedanke alle Zeit und auch mein allerletzter auf Erden; er wird auch mein ewiger ſein im Himmel. Hab' ich doch die Schafe gehütet, als ſein getreuer Knecht! — Betet für mich! Segen über euch Alle! — O du Lamm Gottes, erbarme dich meiner! —"

Und wieder ſank er hin und ward ſtumm für immer. Alle waren indeſſen niedergekniet, durchſchauert von des Sterbenden letzten Worten. Durch die Abendluft klang die Glocke des Miniſtranten, der dem Allerheiligſten in des Dorfpfarrers Hand eiligſt voranſchritt. Er kam zu ſpät. Und aus dem Walde, wie im Haidekraut hörte Hermann es flüſtern: 's iſt Alles Rauch!"

II.

Ein Gespräch mit einem Todten.

Es will Winter werden. Erfroren sieht die braune Haide drein; die kahlen Dornensträuche zittern vor heimlichem Frost. Durch das Tannenholz bläst feuchtkalter Wind, daß alle Wipfel davon durchschauert ächzen. Komm, lieber Begleiter, laß uns Abschied nehmen vom Haidehof! — Aber gewiß nicht darum, als ob der ersten Liebe Frühlingsweisen darin nun eben so verstummt seien, wie drüben im Reichswalde die Amseln, oder als ob unseres Brautpaares Himmel nun dem andern da droben gliche, daran krächzende Rabenschwärme mit lichtlosem Schneegewölk sturmgejagt auf- und niederschwanken. Nein, nicht darum will ich jetzt dieses düstere Gehöfte mit seinen heiteren Menschen verlassen.

Glaub' mir, nicht nur die Kindermärchen klingen noch am allertraulichsten am knisternden Herdfeuer, wenn draußen der Schneesturm in derselben uralten Weise sie begleitet, wie schon vor vielen Jahrhunderten, da der Volksmund sie in geheimnißvollem Halbdunkel ersinnend zum erstenmal erzählte — nein, auch bräutliche Liebe hängt bei Frost und Schnee ihr Saitenspiel nicht trauernd an die Wand, sondern läßt erst recht voll Liedverlangen ihre Finger drüber gleiten. — Da ergeht es ihr in solch' gesegs-

neten Wintertagen, wie dem Dichter, deſſen inneres Schöpferſchauen ſich auch immer mehr vertieft und erweitert, durch je minderen Reiz ſein leibliches Auge draußen gefeſſelt wird. Da wird junge Liebe dem Sänger gleich an heiliger Dichterſehnſucht. Auf deren weit ausgeſpanntem Fittig ſchwingt ſie ſich mit ihm in der Ideale lachendes Zauberreich, und holt aus deſſen ewigem Frühling friſchthauige Blumen heim, um das geliebte Haupt ſich wechſelſeitig zu bekränzen.

Ward das auch unſerem lieben Brautpaar jetzt eine frühlingshafte, tiefpoetiſche Winterszeit! Wie gerne möcht' ich dir davon erzählen! — Wann der Haidehof ringsum in fußhohem Schnee begraben lag, daß kaum die wegweiſenden Markſteine mehr daraus hervorragten, wann drüben im Reichswald die mächtigſten Tannenäſte von ihrer rieſigen Laſt zuſammenknickten, und ſelbſt der Poſtbote ſich durch den Schneewirbel nicht mehr über die Haide herauswagte, — wie manchmal ſtand dann Helene in zweifelndem Harren am Fenſter: „Nein, heut iſt's unmöglich, heut kann er nicht kommen! — Und doch, ſieh' hin! Erſcheint es dort nicht wie ein dunkler Punkt mitten im Sturm der ausgeſtorbenen Schneefläche? — Ob er das dennoch wohl ſei? — Wie klopft ihr Herz! Und immer deutlicher kämpft ſich der kühne Wanderer durch. Wahrhaftig, er iſt es, und kein Anderer! Denn nur ſo flammende Liebe kann das wagen. Schon winkt ſeine Hand aus dem tobenden Wetter. O wie da der ganze Jubel, mit dem der unſterbliche Weber Agathe ihrem Max entgegenjauchzen läßt: „Er iſt's, er iſt's, die Flagge der Liebe ſoll wehen!" — nun auch Helenens Herz durchſtürmt! Und ſie reißt das Fenſter auf. Auch ihr Tuch winkt ihm entgegen, dem allertreueſten, ritterlichen Mann. Und da ſie nur erſt drinnen ans Herz ihm geflogen, wie macht ihr heißes Küſſen ſein kaltes Wandern ihm vergeſſen! Mitten im düſteren Winter erblüht in ihrer Beider Herzen der ſonnigſte, lenzige Tag.

Doch, wohin verlier' ich mich? Ich wollte ja mit dir Abschied nehmen vom Haidehof und seinem bräutlichen Paare. Denn auch nach anderen lieben Freunden trag' ich Verlangen. Und so geschehe es auch jetzt! — Wir kehren schon wieder zurück zur rechten Zeit.

Und erst vor acht Tagen ist auch Einer von hier in die nahe Stadt fortgewandert, schweren und leichten Herzens zugleich. Ein kleines Bündel auf dem Rücken, hat er der Haide und der Schäferhütte Lebewohl gesagt. — Und jetzt steht er schon mit dem Schurzfell in einer rußigen Schlosserwerkstatt, und sein Meister schüttelt über diesen seltenen Lehrling gar oft verwundert den Kopf. Denn Alles, was er ihm zeigt, begreift dieser wie noch keiner zuvor, und stellt dabei mechanische Fragen an ihn, die himmelweit über seinen meisterlichen Schlosserhorizont hinausreichen. Brauche ich dir noch zu sagen, wie dieser geniale Schlosserlehrling heiße?

Also doch — trotz des nun todten Großvaters Verwünschungen aller Maschinen — trotz all' seiner schrecklichen Flüche über unsere „neue, gottlose Zeit," und das habgierige, hoffärtige Menschenherz — trotz alledem hat es dem Schäferfritzel doch keine Ruhe gelassen? Und er mußte von seinem friedlichen Hirtenhause sich losreißen, und hinaus wandern in „die weite Welt," wenn auch nur erst mit diesem Halt am ersten Meilensteine?

Nein, so war es nicht. Jene unheimliche Stimmung, in der an jenem Samstag Abend der arme Bube sein Schnitzmesser in den Weiher geworfen, war auch nach des Großvaters Tode nicht völlig von ihm gewichen. Nur dann und wann getraute sich seine Wandersehnsucht nach der weiten Welt mit schüchternem Aug' eine Minute herauszulugen, um sogleich wieder in den hintersten Herzenswinkel furchtsam zurückzuschleichen. — Aber Hermann hatte, als kaum der alte Schäfer im Grabe lag, den früheren Gedanken sogleich wieder auferweckt, und auch Frau Forster dafür zu erwärmen gewußt. Ohne des Buben Vorwissen war mit dem Director der

großen Maſchinenfabrik in der Stadt der ganze Plan verabredet worden. Zwei Jahre Lehrzeit in einer Schloſſerwerkſtätte ſollten die nothwendige Vorſchule bilden. Ein tüchtiger Meiſter ward bald gefunden, das Lehrgeld ausbedungen, Frau Forſter und Hermann beſtanden im gegenſeitigen Ehrgeize darauf, zur Ausbildung dieſes jungen Genie's in gleichen Hälften ihren Tribut entrichten zu dürfen. Der Vater des Buben war ohne lange Ueberredung damit einverſtanden. Auch der Ortspfarrer ſtimmte freudig ein und erbot ſich gern, alle Skrupel wegen des ſeligen Großvaters durch verſtändigen Zuſpruch in ſeinem Beichtkinde zu beſchwichtigen. So war Alles in umſichtiger, liebreicher Sorge für den Fritzel vorbereitet. Und jetzt erſt ward er zwiſchen Licht und Dunkel zu Frau Forſter in die untere Stube gerufen, und ihm in Gegenwart Hermanns und Helenens, dabei auch die Eltern und der Geiſtliche nicht fehlen durften, der ganze Plan durch die Gutsherrin in herzlich gemeinten, klaren Worten eröffnet.

Erinnerſt du dich noch jener abendlichen Scene am Hünenhügel, da Hermann dem Fritzel zum erſtenmal jenes verlockende Zauberwort zugerufen: „Ei was, ſo auf dieſer Haide herumkrabbeln, das iſt nichts für deinen Kopf; die ganze, weite Welt muß ihm einſt offen ſtehen!“ .... Da hatte der geniale Bube keine andere Antwort, als das Echo aus ſeinem tiefſten Herzen herauf: „Die ganze, weite Welt!“ — Und mit großem Auge ſah er am Horizont umher, als wollte er die Grenzen ſeiner einſtigen Wanderfahrt ſchon jetzt mit ſeinem Geiſt umkreiſen.

Und jetzt klang derſelbe verlockende Ruf „in die weite Welt“ zum zweitenmal an ſein Herz. Und nicht nur heimlich wie dazumal am Hünengrab ihm zugeflüſtert, nein, ganz offen ausgeſprochen von der Gutsherrin Munde. Der eigene Vater ſagte freudig Ja dazu und der Seelſorger, deſſen Wort dem Fritzel allezeit als ein Evangelium gegolten, der verſicherte ihm, daß es alſo Gottes heiliger Wille ſei, und er ſolle nur getroſt ſich auf

den Weg begeben, den die allgütige Vorsehung mit so sichtbarer Hand ihm zeige.

O wie hätte er jetzt erst aufjauchzen sollen, der überglückliche Bube! Denn nur ein einfaches Ja brauchte er noch zu sagen, und seiner Kindheit dunkle Wandersehnsucht ging in lichte Erfüllung. Seines Genie's geheimer, ungestümer Drang, er war befriedigt.

Und dennoch — derselbe Angstschweiß wie dazumal, da er sich vor des Großvaters Flüchen in das Haidekraut gedrückt, der trat ihm auch jetzt wieder auf die Stirne, da Eines nach dem Andern ihn um Antwort drängte. Vor seinem dunklen Auge zerrann die ganze Stube sammt allen Menschen darin. Nur das Hünengrab sah er vor sich liegen. Und der Großvater stand davor mit zitterndem Bart und gegen Himmel geballten Fäusten. Des Buben Ohr war taub für all' die lieben, schmeichelnden Stimmen, und nur eine einzige hörte er sein Herz durchdröhnen: „Verflucht seien alle Maschinen! Verflucht sei diese ganze, neue, gottlose Zeit! Verflucht sei alle Habgier und aller Uebermuth!" Und wieder stürmte durch sein erregtes Gedächtniß das andere Wort: „Ihr habt mir meinen Sohn gerettet, verderbt mir nicht mein Enkelkind!"

Wie zerschlagen stand er da, der angstgepeinigte, stumme Bube.

Da lösten sich endlich von allseitig erneuerten Zusprüchen seine lang verhaltenen Thränen. Sein Herz ward leichter, und er schluchzte das Allen gleich räthselhafte Wort heraus:

„Erst muß ich mit dem Großvater reden."

„Was, lieber Fritzel? Mit dem Großvater reden?" sagte der Pfarrer zuerst, eben so verwundert wie gerührt. „Aber der kann dich in seinem Grabe ja nicht mehr hören und auch nicht mit dir reden. Wie meinst du das, mein gutes Kind?"

Alle hingen voll Spannung an des Buben Munde.

Und der Fritzel sagte, noch immer weinend:

„O, lassen Sie mich nur machen, Herr Pfarrer! Der Groß-

vater iſt ja bei unſerm Herrgott, der iſt doch allmächtig und kann Alles, was er will. Da wird er's dem Großvater ſchon erlauben, daß er mit mir reden darf. O, ich will unſern Herrgott ſchon recht drum bitten, und da thut er mir's auch!"

„Aber, mein guter, frommer Sohn," entgegnete wieder der Pfarrer, dem dieſe bergverſetzende kindliche Glaubensmacht die Augen genetzt; „wenn der liebe Gott es nun einmal beſchloſſen hätte, daß die Todten mit den Lebenden nicht mehr reden dürfen, dann dürfteſt wohl auch du jetzt nicht darum bitten, ſo wenig wie, daß es immer Frühling bliebe, oder daß du ſelber gar niemals ſterben müßteſt. Denn ſolch' Gebet wäre gegen Gottes ewige Geſetze, und ſtände dem Menſchen nicht an. Aber darum, mein gutes Kind, ſollſt du recht herzlich bitten, daß Gott dich für deinen künftigen Lebensweg mit ſeiner Gnade erleuchte, und du ihn zu ſeiner Ehre und dem Heile deiner Seele wandeln mögeſt. Glaube mir als deinem treuen Seelſorger, dann werden des Großvaters Flüche ſich einſt alle zu lauter Segen verwandeln an dir und den Maſchinen. Nicht wahr, lieber Fritzel! nur darum willſt du nun den Himmel anflehen, und den ſeligen Großvater läſſeſt du nun ganz ruhig in ſeinem Grabe ruhen?"

Der Fritzel hatte indeſſen mit grübelndem Nachdenken vor ſich hin geſehen, wobei man deutlich gewahren konnte, daß ſein Kinderglaube mit des Pfarrers verſtändiger Rede doch nicht ſo ganz einverſtanden war. Er hätte noch ſo manche Einwendung auf dem Herzen gehabt, aber er hielt ſie darin verſchloſſen und ſagte nur noch:

„Aber Euer Hochwürden, wenn ich nicht darum bitten darf, daß der Großvater mit mir reden ſoll, ſo darf ich doch unſern Herrgott darum bitten, daß der dann ſelber mir ſagt, was der Großvater darüber meint. Dann iſt mir's einerlei. Wenn ich's nur zu wiſſen bekomme. Und unſer Herrgott hat doch ſchon oft mit den Menſchen geredet. Das haben Sie uns ja ſchon ſelber

oft in der Schule gesagt, und steht auch in der biblischen Geschichte. Und ich werd' schon wissen, wo ich heut Nacht zu ihm bete, und wie er mir dann Alles sagen soll."

Wer wollte dieser wundersamen Glaubenseinfalt des Schäferbuben noch irgend einen Einwand kalter Vernunft entgegensetzen? Und so gab Eines nach dem Andern gerührt dem merkwürdigen Knaben die Hand, der dem eigenartigen Wesen des Großvaters so vielfach ähnelte. Dann gingen sie Alle auseinander in höchster Spannung, was der Fritzel wohl Alles morgen früh aus seinem geheimen Gebetsverkehr mit Gott und dem Großvater ihnen offenbaren werde.

Der Fritzel blieb nun bis zum Abend schweigsam und in sich gekehrt in der Schäferstube sitzen, und las wohl an zwei Stunden in dem Gebetbuch: „Vom guten Hirten, Betrachtungen vorm Schlafengehen." — Durch das Lesen gerade dieses Buches, das dem Großvater damals vor dem Sterben aus der Hand gefallen war, glaubte er sich am mächtigsten zu seinem Geisterverkehr zu reinigen und zu stärken. Mit einemmale gegen acht Uhr stand er von der Ofenbank auf, nahm seinen kleinen Schäfermantel vom Thürhaken, setzte den runden Filzhut auf und sagte zu seinen verwunderten Eltern:

„So, nun geh' ich. Aber seht mir ja nicht nach! Denn jetzt werd' ich mit dem Großvater reden. Es ist die rechte Zeit."

Die Schäferleute schauten den Fritzel groß an. Der Mutter lief es kalt über den Rücken. Auch auf die Frage des Vaters: „Aber Fritzel, wohin willst du denn gehen?" antwortete er nur ganz kurz: „Zum Großvater!" — Damit ging er entschlossen hinaus in die Winternacht.

Ueber die Haide lenkte er seine Schritte hinunter ins Dorf. Kein Mensch begegnete ihm. Auch drunten in der Gasse war schon Alles still, denn Niemand hatte draußen mehr zu thun, und es war unwirthlich kalt. Durch die niedern Fenster sah er sie in

den Spinnſtuben ſitzen, Weiber und Männer, und hörte ſie plaudern und lachen. Drum gelang's ihm auch gar leicht, ſich unbemerkt an der Kirchhofmauer hinzuſchleichen. Dann huſchte er vorſichtig durch eine Lücke, die er genau kannte, und drinnen war er — der einzige lebende Menſch unter all' den Todten in ihren Gräbern. — Dann ſah er ſich noch ängſtlich um, ob Niemand aus dem Pfarrhaus ihn belauſchen könne. Aber alle Fenſter waren ſchon dunkel. Nur im Zimmer des Pfarrers brannte noch Licht. „Der ſtudirt jetzt ſeine Predigt," dachte der Fritzel, „denn morgen iſt Sonntag. Da hat er keine Zeit, mich zu bemerken." — Nun ſah und hörte ihn keine Seele außer der einzigen des Großvaters im Himmel. Und ſo war es ganz gut. Jetzt ſah der einſame Bube einen Augenblick ſuchend über all' die Gräber hin. Der Vollmond verbarg ſich zwar hinter kaltem Gewölk, aber ſein Schimmer machte doch jedes Kreuz ſogar kenntlich. Und an keinem einzigen hingen ſo viele Kränze von Waldmoos und Ginſter, wie an dem, davor der Fritzel nun niederkniete und ſich andächtig bekreuzte. Da hatte er nicht lange zu ſuchen brauchen. Denn von ihm ſelber war ja dieſe Grabzierde erſt vor acht Tagen verfertigt und heruntergetragen worden.

Und nun ſprach der Bube mit gefalteten Händen und vor Froſt wie innerlichem Schauer zitternder Stimme:

„Lieber Großvater im Himmel, da kniee ich an deinem Grabe. Siehſt du mich und hörſt du mich?"

Alles blieb ſtumm in der todtenſtillen Winternacht. Nur die verdorrten Kränze raſchelten ein wenig in dem leichten Luftzug.

Aber der Fritzel ließ ſich durch dieſes Schweigen in ſeinem Kinderglauben nicht entmuthigen und er hub wieder an, zu den Wolken hinaufdeutend:

„Großvater, ich weiß ganz gewiß, daß du nun bei unſerm Herrgott biſt! Drum bitt' ihn jetzt, daß er die Wolken da droben auseinanderjag' und ich den Vollmond ſehe. Und dann weiß ich-

daß du mich hier unten ſiehſt und hörſt! O, ich habe gar viel mit dir zu reden. Und jetzt wart' ich ein Vaterunſer lang. Das iſt für unſern Herrgott Zeit genug!" —

Der Bube fing das Vaterunſer an und betete bedächtig, langſam Wort für Wort. Dabei ſchaute er beſtändig nach den Wolken. Aber noch nicht zum engliſchen Gruß war er gekommen, und aus dem langſam zertheilten Gewölk ſchien ihm der Vollmond ſo hell ins Geſicht, daß er geblendet das Auge niederſchlug. Sein Herz ward auf einmal ſo von Geiſterfurcht durchſchauert, daß er ſich nicht um Alles getraut hätte, noch einmal auf- oder auch nur umzuſchauen. Jetzt wußte er ja, daß ſeines Großvaters Geiſt vom Himmel herunter ihn ſehe und höre. Zitternd vor heimlichem Froſt konnte er nur die paar Worte hervorſtammeln:

„Ich dank' dir, lieber Gott, und dir auch, Großvater. Und jetzt will ich dir Alles ſagen."

Unterdeſſen war drüben im anſtoßenden Pfarrhaus ein Fenſter leiſe geöffnet worden. Das Licht in der Studirſtube war kurz zuvor ausgelöſcht. Vorſichtig horchend beugte ſich der Pfarrer zum Friedhofe herunter. Der Fritzel fuhr weiter:

„Lieber Großvater, jetzt weißt du auch ſchon Alles, was mir heut Abends die Madam geſagt und der Herr Doctor und der Herr Pfarrer. Dem Vater und der Mutter wär' es auch ganz recht. Und ich ſelber thät' ums Leben gern in die Stadt gehen, und erſt ein Schloſſer werden und dann ſpäter ein Mechanikus. Es koſtet uns auch keinen Kreuzer Geld. Das wird Alles für mich bezahlt. Aber, lieber Großvater, ich hab' nicht Ja und nicht Nein geſagt, weil ich mit dir vorerſt reden müßt'. Und ſieh', da knie' ich an deinem Grab und ſag' dir jetzt: ich will nicht werden wie der Napoleon, der nie genug bekommen hat. Nein, ich will fleißig werden und ſparſam und brav, und auch nicht übermüthig, ſondern gottesfürchtig will ich bleiben, wohin und ſoweit ich auch geh'. Und was du mir dazumal am Hünenhügel

gesagt hast, das will ich all mein Lebtag nimmer vergessen, und unser Herrgott und du im Himmel und alle Menschen auf Erden sollen an mir nur Freud' erleben. Großvater! Und so frag' ich dich jetzt: willst du im Himmel mich verfluchen, wenn ich in die Stadt fortgehe zu den Maschinen, die du so schrecklich verwünscht hast? Oder willst du nur dann mich segnen, wenn ich daheim bei den Schafen bleibe? Denn so viel auch die Andern mir zugeredet haben, ich will doch nur nach deinem Willen im Himmel thun. Und was du willst, das will auch unser Herrgott. Großvater, so bitt' ihn jetzt, er solle mir noch einmal ein Zeichen geben, gerade so wie er vorhin die Wolken vom Monde weggejagt hat. Ich will's auch keinem Menschen ausplaudern. Und wenn du willst, daß ich fortgehe und du mich segnest, so soll er dem Wind befehlen, daß er jetzt über den Kirchhof fahre, und ich will sein Brausen hören, als deinen heiligen Segen. Aber wenn du mir fluchest, so ich die Schafe verlasse, so soll der Mond sich wieder verfinstern, und die Wolken will ich anschauen als deinen Fluch."

Und wieder fing der Fritzel an, ein Vaterunser zu beten, aber diesmal stoßweise voll Angst und Verwirrung. Bald lauschte sein Ohr auf den Nachtwind, ob er nicht stärker zu wehen beginne, bald spähte sein Auge hinauf zum Vollmond, ob ihn die Wolken nicht wieder umkreisen wollten. Aber, siehe, diese wichen jetzt immer noch weiter von der goldenen Scheibe zurück. Und horch! Fährt jetzt nicht ein Windstoß durch die kahlen Trauerweiden? Und schwanken die dürren Kränze an den Grabkreuzen nicht hin und wieder?

„Großvater! Du segnest mich! Ich darf fort!" schrie jetzt der Fritzel mit zum Himmel erhobenen Händen, von heiligen Schauern überronnen. Dann neigte er das Haupt bis nieder auf den Erdhügel und betete das dritte Vaterunser mit mächtig bebender Stimme. Ihm geschah dabei, als stände des Großvaters Geist vor ihm in langem Kleid, schneeweiß wie sein Bart; und er hielt

seine Hand über ihn, und immer stärker brauste der Nachtwind. Das war des Großvaters Segen.

Als sein Enkelsohn dann die letzten Worte gesprochen: „sondern erlöse uns von allem Uebel!“ da hörte er's vernehmlich vom Himmel herunterrufen: „Amen!“

Zu gleicher Zeit trat der Pfarrer tiefer in die Fensternische zurück.

„Die Todten können doch mit uns reden!“ — Das war noch der einzige Gedanke, der bei diesem geisterhaften Amen den bis in den Tod erschrockenen Schäferbuben durchzuckte. Dann blieb er noch auf den Knieen liegen, vor sich hinstarrend, bis endlich der rauhe Schneewind ihn zur Heimkehr aufgerüttelt hatte.

Am andern Sonntagsmorgen nach einer Nacht voll wirrster Träume stand der Fritzel wieder in Frau Forsters Wohnstube. Auch Hermann und Helene waren zugegen sammt den Eltern. — So große Angst und Verwirrung gestern sein klares Gesicht entstellt hatte, so ruhig und sicher blickte jetzt sein Auge drein. Jeder Zug bezeugte, wie er mit seinem Innern nun fertig war. Und als sie nun vor ihm standen, voll Erwartung, was dieser wundersame Schäferbube ihnen von seinem geheimnißvollen Nachtgang Alles erzählen werde, da sagte er nur die wenigen Worte:

„So, Madam und Fräulein, Herr Doctor, Vater und Mutter, so, nun dank' ich tausendmal für Alles, was ihr mir Gutes erweisen wollt! Und nun schickt mich gleich morgen früh in die Stadt! Denn ich hab' gestern Nacht mit dem Großvater geredet. Es ist ihm Alles ganz recht. Und er hat mich aus seinem Himmel herunter gesegnet.“

Ein leises Grauen überkam sie Alle bei dieser räthselhaften Rede, und sie wußten nicht, was sie darauf sagen sollten. Nur Hermann konnte die Frage nicht länger unterdrücken:

„Wie, Fritzel? Der Großvater hätte wirklich mit dir geredet? Aber wie denn nur?“

Und er antwortete nicht minder geheimnißvoll, wie ſeine erſten Worte:

„Durch die Wolken und den Wind hat erſt unſer Herrgott mit mir geredet, und dann hat der Großvater mit ſeiner eigenen Stimme zu meinem Vaterunſer Amen geſagt. — O, 's iſt doch nicht ſo, wie der Herr Pfarrer gemeint hat. Die Todten können ſchon mit den Menſchen auf Erden reden! Aber unſer Herrgott muß es ihnen erlauben. Beim Großvater hat er's gethan. Und mehr darf ich nicht ausplaudern, denn ſo hab' ich's unſerm Herrgott verſprochen."

Da fühlten Alle, daß ſie den Buben nicht mehr um weitere Aufklärung drängen durften, ſo ſehr auch ihr Herz danach verlangte. Bald darauf gingen ſie mit ihm hinunter in die Dorfkirche, die heute keinen glaubensſtärkeren Beter umſchloß, als den unſcheinbaren Schäferknaben, mit dem Nachts zuvor der Herr Himmels und der Erde durch Wolken und Wind geredet, und den ſein todter Großvater aus dem Jenſeits herunter geſegnet hatte.

Wer mochte den myſtiſchen Duft ſeiner Glaubenseinfalt mit nüchternen Worten wieder zerrinnen machen, nachdem Abends der Pfarrer der Frau Forſter, Helenen und Hermann den ganzen Vorgang an des Großvaters Grab umſtändlich erzählt, und auch jenes geiſterhafte „Amen" ſo natürlich aufgeklärt hatte? — Was hätten ſie ihm auch zum Erſatze bieten ſollen für dieſen genommenen Glauben? Blieb ihm der bewahrte doch ein unbezahlbar reicher Schatz durch ſein ganzes Leben!

Und ſo zog der junge Schloſſerlehrling unter den freudigſten Segenswünſchen des ganzen Hofes mit dem Vater und Hermann am andern Morgen über die Haide nach der Stadt. Am Hünenhügel lagerte gerade die Heerde, die nun ein jüngerer Bruder ſtatt ſeiner zum erſtenmale hütete. Da wollte dem Fritzel eine Thräne ins Auge ſchleichen. Aber ſchnell wiſchte er ſie wieder weg. Zum Himmel that er einen tiefen, freudigen Blick und ſein Herz frohlockte:

„Großvater, nein, ich weine nicht. Ich gehe ja fort nach deinem und Gottes heiligem Willen, und du haſt dazu aus deinem Himmel Amen geſagt!“

So zimmere dir nur am ſicheren Strande dein ſeetüchtiges Boot, du braver Junge, nachdem dein Großvater dich geſegnet aus ſeinem ewigen Hafen! — In verborgener Werkſtatt webe dir dein Segel! Wann du es einſt ſchwellen läſſeſt zu muthiger Meerfahrt, dann begegnen wir uns ſchon wieder. Und jetzt: „Glück auf!“

III.

Beim Winterſturm.

„Leben Sie wohl, holdes, glückliches Bräutchen! Und kommt nur erſt die Winterszeit, ſo werden Sie Frühlingsanfang feiern, und nur ich und kein Anderer darf Ihr Brautführer ſein.“ Mit dieſem Abſchiedsgruß hatte Hermann im Sommer nach ſeiner glorreichen Vertheidigung ſeine Hand auf Eliſabeths Haupt gelegt. Und nun komm, lieber Begleiter, und mach' mit mir einen Beſuch im Pfarrhof von Görzhauſen! Die Tage ſind kurz geworden. Aber was dieſe jetzt an äußerm Reiz in der erſtorbenen Natur entbehren, das wird überreich in den langen Winterabenden dem Menſchenherzen an innerer Traulichkeit erſetzt, wenn anders des Friedens Sonnenſchein darin nicht verdunkelt worden iſt, und die Liebe nicht froſtig. Doch davor habe ich in dieſem Hauſe keine Angſt. So ſternenlos auch jetzt die Winternacht hereinbricht, und mit ſo ungaſtlichem Pochen auch der Sturm den Schnee ans Fenſter wirft, ſo komm doch mit mir herein! Es ſoll dir gewiß darin behaglich werden. — Und ſiehe, da ſitzt der neuernannte, junge Pfarrer, Theodor Faber, in ſeinem einfachen, wohnlichen Studirzimmer am Arbeitstiſche. Das Kniſtern im Ofen tönt ſänftigend in den ungeſtümen Nachtſturm. Der Lampe milder Schimmer beſcheint ſein ihm erſt ganz kurz angetrautes, liebes Weib Eliſa-

beth, die neben ihm ihre rechte Hand in seine linke gelegt hat, und mit ihrem lieben, sanften Gesichte freudeverklärt ihm zuhört. Ist es doch auch eine gar heitere Botschaft, die er jetzt vom Tisch genommen und ihr vorliest. So hör' auch du mit zu, denn wo gäbe es noch edlere Freude, als am ungetrübten Glücke fremder Menschen sich neidlos mitzufreuen? — Und Theodor las:

„Unser Beider liebste, beste, treueste Mutter!

Eisiger Sturmwind tobt heut Abend um unser neues, glückliches Haus, als wolle er seine Mauern erschüttern; und die Winternacht ist draußen so dunkel und schaurig, als könne es auf Erden gar nimmer freundlicher Tag werden. Aber unsre zwei Herzen bangen nicht davor. Denn noch tausendmal mächtiger, denn Sturmesbrausen, hat der Herr, der den Winden gebietet, der Liebe heiligen Bau in unsern Seelen befestigt. Inmitten durch sternenlose Winternacht läßt er uns leuchten sein Licht, und seiner Gnade Frühlingssäuseln gibt er unserm Hause zu verspüren trotz Eis und Schnee, die es rings umstarren. O unsere treueste Mutter! Jetzt, wo unser Lebensschifflein auf dem oft bitteren Meere der Entbehrung und streitenden Entsagens eingelaufen ist in den Hafen jeglicher Erfüllung, wo nehme ich jetzt die rechten Worte her des Dankes, vorerst gegen den höchsten Herrn des Himmels und der Erde, dessen Gnadenhauch mein Segel geschwellt, dessen Vaterhand mein Steuer gelenket? Und sodann des Dankes gegen Sie, unsere Mutter, die ihrer Tochter mit treuem Wort und frommem Beispiel der Tugend eine solche Fülle gelehret, daß sie nicht an einer einzigen darbt von allen, die den geistigen Schmuck ausmachen eines echt christlichen Weibes?" —

„Aber Theodor, was schreibst du da?" unterbrach ihn mit verzagtem Blick Elisabeth. „Deine Worte drücken mich nieder und beschämen mich nur. — Mein Gott, Tugenden! Ich habe ja noch nicht eine einzige an dir in deinem Hause bewährt. Nichts hab'

ich bisher noch gethan, als dich treu geliebt und gläubig auf dich gebaut. Das iſt mein ganzes müheloſes Verdienſt. Aber du haſt für mich lange Jahre deine Freiheit entbehrt und jedem Genuß entſagt! Du haſt geſtritten und dich verdemüthigt, gerungen und geſpart, und Alles nur für mich und unſer einſtiges Haus! O ich bitte dich, liebſter Mann, lies mir weiter vor, aber kein Wort mehr von mir ſelber!"

„Nun gut, liebes Weib! Ich will dir nachgeben," erwiederte Theodor lächelnd. „So leſe ich dir alſo nurmehr von unſerem Einzuge vor. Ich hoffe, daß ich ihn dir treu geſchildert habe."

„O gewiß!" ſchaltete Eliſabeth noch flüchtig ein, „du biſt ja in Allem die Wahrheit ſelber."

Da nahm Theodor den umfangreichen Brief wieder vom Tiſch und, nachdem er ein wenig geſucht, wo er anknüpfen ſolle, las er weiter:

„So ungaſtlich uns heute die Nacht in Schneewirbel hüllt, ein ſo ſchöner, klarer Wintertag begrüßte unſern geſtrigen Einzug. Und mit welchen Ehren, mit welcher Herzlichkeit wurden wir empfangen, von der gnädigen Patronatsherrſchaft wie von der Gemeinde! Denken Sie ſich, beſte Mutter, unſere Ueberraſchung! Ich dachte an der Eiſenbahnſtation im dortigen Gaſthauſe mit Eliſabeth ein einfaches Mittageſſen zu nehmen, und dann einen beſcheidenen Einſpänner zu miethen, um ohne viel Aufenthalt die paar Poſtſtunden nach Görzhauſen weiter zu fahren. Aber ſiehe da, als wir gerade um elf Uhr ankamen, und ich noch vorher zum Waggon hinausſah, da ward ich ſchon überraſcht, auf dem ſonſt ſo ſtillen Perron eine ungewöhnliche Menſchenmenge zu ſehen, und zwar im vollen Sonntagsanzug, während fünf angeſpannte Kutſchen mit flotten Poſtillonen längs des Gaſthauſes aufgeſtellt waren. Ich muß geſtehen, daß mir das Herz bei dieſem Anblick um ſo ſtärker klopfte, als ich auch ſogleich den wohlbeleibten Ortsvorſteher von Görzhauſen unter dieſen geputzten Menſchen heraus

erkannte. Jetzt errieth ich freilich, daß dieſe ungewohnte Verſammlung von Menſchen nur meiner eigenen Perſon gelte. Die Thränen traten mir ins Auge, ſo rührte mich das ſo ganz unerwartete Liebesopfer meiner treuen Gemeinde. Auch Eliſabeth ward es weich ums Herz, da ſie einen ſchüchternen Blick hinausthat. War doch ſolche öffentliche Ehre uns Beiden etwas ſo völlig Ungewohntes! — Als wir ausgeſtiegen waren, hielt der ehrliche Ortsvorſteher ſofort einen feierlichen Begrüßungsſermon, gewiß unendlich gut gemeint, aber in hochtrabender Styliſirung und hochdeutſch ſein ſollender Ausſprache ſo überaus wunderlich, daß ich meinen ganzen Ernſt zuſammennehmen mußte, um zu entſprechender Erwiederung die gehörige Würde zu bewahren. Dann ließ ſich's kein einziges Mitglied der Gemeinde- und Kirchenverwaltung nehmen, mir und Eliſabeth ein paarmal mehr als kräftig die Hand zu ſchütteln. — Bald darauf flogen die fünf Poſtkutſchen über Berg und Thal gegen Görzhauſen. O meine gute Mutter, wie gedachte ich da, voll Dankes gegen Gott und unſere gnädige Herrſchaft, an meine frühere erſte Fahrt mit Clemens und Pfarrer Weber! Mit welch' himmelweit verſchiedenen Empfindungen fuhr ich denſelben Weg vor zwei Jahren, als verzagter Hofmeiſter zu einer mir fremden Familie, — und jetzt, als welch' hochbeglückter Mann, mein treues Weib zur Seite, ein wohlbeſtallter Patronatspfarrer zu meiner mich ſo herzlich begrüßenden Gemeinde! — Iſt denn ſolch' ein Wechſel von Menſchenglück in ſo kurzer Zeit nur möglich? — Als wir dann gegen ein Uhr oben an der Allee angekommen waren, bot ſich uns eine neue Ueberraſchung. Da ſtand die ganze Schuljugend aufgeſtellt, den Cantor an der Spitze, und empfing uns mit einem Liede. Mein Gott, wie einfach war deſſen Melodie, wie ungeübt die Stimme dieſer Dorfkinder! Und doch, glaube ich, hätte mich ein gewaltiger Chor aus einem Oratorium von Haydn oder Händel auch nicht tiefer ergreifen können, als dieſer Kindergeſang, der

in den heiteren Wintertag hinaus und in die Stimmung meines eigenen Herzens hineintönte. Und ſo dachte ich auch gar nicht an den Winter, ſo kahl uns auch die rieſigen Linden überragten. Mir war nur frühlingshaft zu Muth, auch ohne die zwei prächtigen Blumenſträuße aus dem herrſchaftlichen Treibhauſe, die zwei weißgekleidete Mädchen mir und Eliſabeth in den Wagen hineinreichten. — Als wir dann den tiefen Hohlweg hinabgerollt waren, ſah ich zu meinem größten Erſtaunen, wie die Wagen nicht, wie ich erwartet, rechts zum Pfarrhofe fuhren, ſondern unmittelbar gegen den Schloßhof umbogen. Ich hatte gar keine Zeit, dieſes Mißverſtändniß, wofür ich es hielt, aufzuklären, da ſah ich auch ſchon das äußere Schloßthor weit offen ſtehen und mit Tannengewinden reich verziert, darüber ein rieſiges „Willkommen“ aus Immergrün prangte. Nicht wahr, wie ehrenvoll! Aber auf der Steintreppe ſtand die Frau Baronin, Clemens und Adele und winkten uns freudig zu. Nun erſt begriff ich dieſe überaus zarte Aufmerkſamkeit meiner edlen Patronatsherrſchaft. Und denken Sie ſich nur, beſte Mutter, als Eliſabeth in ſo natürlicher Befangenheit mit mir die Treppe hinanſtieg, da kam ihr die Baronin zur letzten Stufe entgegen und empfing ſie mit zärtlichſter Umarmung. Gott lohne dieſer im innerſten Herzen adeligen Frau dieſen Kuß dereinſt mit gleich gnädigem Empfang am Eingang ſeines himmliſchen Reiches! — Adelens Willkomm war nicht minder lieb, wenn auch etwas ſchüchtern, wie ihr ganzes Weſen. Auch Clemens konnte mich gar nicht oft genug küſſen und Eliſabeth drückte er mehrmals die Hand. Sein im Grunde gutes Herz zeigte ſich wieder einmal im ſchönſten Lichte. — Dann führten ſie uns in den großen Speiſeſaal, der nur für beſondere Feſtlichkeiten benützt ward. Drin ſtand denn auch eine mit reichſtem Blumenflor und koſtbarem Silbergeſchirr reichverzierte Tafel ſchon bereit. Wir mußten zwiſchen der Baronin und Adele ſogleich daran Platz nehmen. Zum guten Glücke hatten wir unſere beſten

Kleider an. Auch die ganze Deputation war mit eingeladen, und so ward denn unsere Ankunft sogleich in so überaus festlicher Weise mit einem großartigen Mittagsmahle gefeiert, nicht als ob ich als bescheidener Landpfarrer, sondern vielmehr als neuer Gutsherr selber mit Elisabeth in Görzhausen eingezogen wäre. Es werden mir diese Stunden unvergeßlich bleiben, und ich weiß nicht, wie ich sie jemals diesen hochherzigen Menschen danken kann. Denn ihre Liebe gegen uns war so gar nicht von der gewöhnlichen Art, wie hochgestellte Menschen sie in gnädiger Herablassung dann und wann unsereinem zu erweisen pflegen, sondern das Alles war echte, große Menschenliebe, wie sie nur in wirklich edlen Herzen zu Hause ist. So ward z. B. Elisabeth, trotz unseres Protestes, immer zu allererst bedient. Die Baronin that es durchaus nicht anders. Und als zum Schluß eine kunstreiche Torte aufgetragen ward — stellen Sie sich vor, wie lieb und sinnig, ein Haus aus Marzipan, fast unserem Pfarrhof ähnlich — da konnte Adele mit glücklichem Lächeln gar nicht schnell genug das Dach abnehmen und ein weißes Atlasband daraus hervorziehen mit, wie ich sogleich bemerkte, goldgedruckten Versen. Könnte ich Ihnen nur auch jetzt Fräulein Adelens sanfte Stimme hören lassen, mit der sie diese tiefempfundenen Worte vorlas, Sie würden gewiß mit uns inne werden, welchen Eindruck sie auf uns Beide und alle Zuhörer machten. Ich schreibe sie Ihnen hier wörtlich ab:

Hausgruß.

Grüß' Gott, du junges Ehepaar,
So zieht mit Gott auch in mir ein!
Worauf ihr hofftet manch' ein Jahr,
Nun laßt's in mir Erfüllung sein!
So viel der Lieb' ihr euch gelobt,
So viel auch drin nun euch erweist;
Jedwede Tugend drin erprobt,
Durchflammet von des Herren Geist!

In guter wie in ſchlimmer Zeit
Steh' euer Haus den andern vor!
Den Frieden geb's jedwedem Streit,
Und was gebeugt, das zieh's empor!
Was Leben heiß' in Chriſti Zucht,
An euerem Haus werd's offenbar!
An eurer Liebe geiſt'ger Frucht
Werd' man den Baum des Heils gewahr!
Ja ſicherlich, ſo wird es ſein,
Ich kenn' euch ja ſchon allzugut.
So kommt und ziehet in mir ein,
Ich will euch ſein gar treue Hut;
Für euer Herz die Heimath traut,
Die Segenswerkſtatt eurem Fleiß,
Die Arche von der Lieb' erbaut,
Die jeder Fluth zu trotzen weiß;
Der Mittelpunkt in eurer Welt,
Darauf für hier und dort ihr ſchafft,
Ich will euch ſein ein heil'ges Zelt,
Drin ihr bewahrt des Glaubens Kraft;
Ein Ruheplatz will ich euch ſein,
Wenn heiter euer Himmel blaut;
Ein hoher Thurm in nächt'ger Pein,
Daß ihr die Sterne näher ſchaut.
So, junges Paar, begrüß' ich dich,
So gehet in mir ein und aus!
In ſolchem Geiſt bewohnet mich —
Als echtes, chriſtlich deutſches Haus!

Ich glaubte nun anfangs ſicher, die liebe Vorleſerin dieſes ſinnigen Hausgrußes ſei auch deſſen Dichterin geweſen, obwohl mir dieſes Talent bisher ganz verborgen geblieben war; und ſo wollte ich ihr gerade zu innigſtem Danke die Hand küſſen. Aber ſie wehrte dieſes mit einem ſtumm beredten Blick auf die Mutter

ab, die mit feucht gewordenem Auge traurig vor ſich hinſann. Mein Gott, ſo war es alſo die Baronin ſelber, die uns den Einzug in unſer neues Haus ſo poetiſch verherrlichte. Ach, und der eigene Sohn, der einzige Erbe dieſes prachtvollen Edelſitzes, er hatte vielleicht von uns Allen, die wir dieſem Hausgruße zugehört, die mindeſte Ahnung von dem inneren Segen des deutſchen Hauſes, den die hochherzige Mutter uns Fremden mit ſo ſchönen Worten beſchrieben hatte. Als ich der Baronin edle, neidloſe Hand dann gerührt an meine Lippen drückte, o da ſah ich aus der ſtummen Thräne, die bei meinen Dankesworten über ihre Wange rann, und dem ſtummen Blick, mit dem ſie voll geheimen Leides nach dem einzigen Sohne ſchaute, den Stoff zu einer ganzen Tragödie ſchimmern. — Das war der einzige trübe Augenblick inmitten dieſer heiteren Feſtſtunden. Denn mein Herz ſagte mir nur zu klar: ſo viel der Liebe ich auch in Gemeinſchaft mit Mutter und Schweſter in dieſen zwei Jahren an Clemens verwendet, oder, vielleicht leider beſſer geſagt, verſchwendet, er wird ſie im ſelben Maße wohl nimmer zu vergelten wiſſen. Sonſt hätte ſich ſein alter, unſeliger Drang, trotz all' meinem Abmahnen und der Seinigen Bitten ſeinem Hauſe zu entfliehen, gewiß zur Ruhe begeben. So aber wird er ſchon in wenigen Tagen zu einem ungariſchen Huſarenregimente nach Debreczin abreiſen. Er iſt nicht mehr zu halten. Zudem ward er in ſeinem Vorhaben vom eigenen Vormund, Oberſt von Harthauſen, beſtärkt. Da mußte ich mit meinem Rathe zurückſtehen. Aber ich kann die bange Frage nicht von meinem Herzen abwehren: was ſoll dort aus ihm werden? Wie wird er einſt in ſein Vaterhaus wieder heimkehren? —

Doch, liebſte Mutter, laſſen Sie mich jetzt davon ſchweigen! Ich will Ihnen ja heute nur heitere Botſchaft bringen. — So zogen wir denn, nachdem wir bei Champagner die gnädige Gutsherrſchaft und Pfarrgemeinde hoch leben gelaſſen, bei ſchon eingebrochener Nacht in unſern Pfarrhof endlich ein. Rüſtige Burſche

leuchteten uns mit Kienſcheiten voran und das ganze Dorf war dabei auf den Beinen, um uns das Geleit zu geben, das die beſcheidene Dorfmuſik, die uns voranſchritt, mit einem brillanten Marſche noch um gar Vieles feſtlicher machte. Aber auch am Pfarrhofe war der Eingang geſchmückt, und ein Transparent über der Hausthüre zwiſchen jungen Tannenbäumen rief uns ſchon von weitem zu:

Willkomm zu Gottes Ehr' und unſerm Heil!
Stets werd' euch nur das reinſte Glück zu Theil!
Mögt ihr in dieſem Haus zufrieden ſein,
Das wünſcht euch die Gemeinde groß und klein.
Vor Krankheit, Noth und Tod ſei Gott davor!
Vivat Eliſabeth und Theodor!

Wer der Dichter dieſes populären Poems war, blieb mir leider ein Geheimniß. Aber auch ſeine gute Meinung hatte ihren Zweck in unſern Herzen vollſtändig erreicht. Erſt mußten wir noch zwei Muſikſtücke, einen Choral: „Nun danket alle Gott!“ und zum humoriſtiſchen Gegenſatz eine ſchreiende Polka-Mazurka vom Fenſter des Wohnzimmers anhören. Dann rief der Ortsvorſteher mit mächtigſtem Organ: „Unſer neuer Herr Pfarrer und die Frau Pfarrerin ſollen leben, vivat hoch!“ Die ganze Gemeinde fiel ſtürmiſch ein. Einzelne muthwillige Buben konnten gar kein Ende finden. Dann ward es endlich ſtille. Alles verlief ſich und das unermeßliche Heer des Sternenhimmels glänzte herein in die neue Heimath der zwei glücklichſten, dankbarſten Menſchen auf Erden. — So, liebſte Mutter, endigte dieſer unſäglich ehren- und freudenreiche Einzug in unſere neue Gemeinde.

War das nicht eine herzerquickende Nachfeier unſeres einzig ſchönen Hochzeitstages in Ihrem lieben, trauten Häuschen? O, haben Sie auch noch heute tauſendmal innigſten Dank für all' Ihre

unerschöpfliche Güte, mit der Ihr treues Mutterherz uns diesen Tag so sinnig verschönte. Auch dem lieben Linchen für ihren humoristischen Hochzeitsgruß nochmals eine herzliche Patschhand. Unserm genialen Brautführer Hermann, dessen begeisterter Trinkspruch mir noch immer im Herzen nachklingt, werde ich morgen selber schreiben. Ja, wahrhaftig, mögen alle Reichen und Vornehmen dieser Erde auch noch so großartige Hochzeitsfeste gefeiert haben, so reich oder gar noch reicher an echtem Herzensglück hat dieser Tag doch gewiß noch keinen Sterblichen gemacht, als uns zwei, die wir zu den bescheidensten Erdenkindern zählen.

Nun aber lassen Sie mich schließen. Herzlich gute Nacht in unserm winterlichen Frühling! Der Herr behüte Sie und Linchen in seiner Gnade! Ihr treuester Sohn

Theodor."

Damit legte er den Brief auf den Arbeitstisch und nahm dafür Elisabeths Hand.

„Nun sag', liebes Weib, war es so recht und hab' ich nichts Wesentliches vergessen?"

„Vergessen?" rief da die junge Pfarrerin aus. „O nichts, gar nichts von all' dem, was die andern dir und mir Liebes erwiesen. Aber von all' deiner eigenen Liebe, die mir hier die neue Fremde so wunderbar schnell zur Heimath umgezaubert, o davon, liebster Theodor, hast du aber auch Alles, Alles vergessen."

„Nun ja freilich, gutes Weib, denn das hatte ich ja von vornherein dir zu schreiben überlassen," erwiederte Theodor, zufrieden lächelnd. „Ich durfte mich ja doch nicht selber loben."

„Aber ich hab's gethan, liebster Mann, so viel ich nur Worte dafür fand. Und jetzt hör' nur auch meine Epistel und sag' mir, ob auch ich nichts Wesentliches darin vergessen habe."

Danach zog die Pfarrerin ein zusammengelegtes Blatt hervor

und wollte gerade mit voller Herzensluſt zu leſen beginnen: „Liebſtes, beſtes Mütterchen! . . .

Aber Theodor legte ſcherzend die Hand darauf: „Nein, Eliſabeth, du haſt vorhin mein Lob über dich nicht hören wollen, nun darfſt du auch zur Strafe dafür das deinige nicht vorleſen. Ja, gerechte Vergeltung muß ſein, auch in der ehelichen Liebe. Gott! Wenn ich dir nur Alles recht gemacht habe."

Er küßte ſie auf die Stirne, die ſie gegen ihn niedergeneigt hatte. Dann ſchüttete ſie ihr ganzes, junges Frauenherz ihm aus.

„Ach Theodor, wie ſoll ich dir doch Alles vergelten können, was du an mir gethan haſt? Da führteſt du mich arme Wittwentochter heim, ließeſt mich nichts, gar nichts dir zubringen, als mich ſelber, und übergabſt mir mein Haus von oben bis unten ſo traut und gediegen eingerichtet, wie ſich's eine junge Frau nur im Traum ausmalen kann. Und zu all' der ſchönen Gegenwart hältſt du mir auch noch ſo reichen Nothſchatz für künftige Zeiten geborgen! O wenn ich daran denke, in welch' hartem Dienſt unter fremden Menſchen du dir dieſes Alles für mich verdienen mußteſt, und wie ich's mit Liebe dir wieder heimzahlen ſoll, dann möchte es mir Kopf und Herz verwirren!"

Da wollten ihr gerade die Thränen heraufquellen. Aber ſchnell fuhr er mit heiterem Scherz ihr über die Augen.

„Geh', Eliſabeth, was redeſt du doch kindiſches Zeug! Ich ſelber wäre ja mein Lebtag nicht auf dieſen klugen Einfall gekommen. Das Alles hat mir dazumal der Sturmwind in meiner holländiſchen Dachſtube vorgeſagt, als ich, armer Teufel, wie mich Frau van der Straaten genannt, am Kaminfeuer ſaß, und darüber nachſann, was ich thun ſolle. Nun alſo, da hab' ich's eben einfach dem Sturmwind nachgemacht, genau ſo, wie er mir's vorgebraust hat. Was iſt da von mir aus viel Verſtand und Verdienſt dabei? Den Sturmwind, liebes Weib, den allein mußt du loben! Der einzig hat ſo wohnlich uns das Haus eingerichtet,

und dir einen Nothpfennig erſpart. Und darum horch' ich auch heut Abend ſo gern auf ihn, und denke mir dabei: was war das doch damals ein geſegneter Winterſturm, der uns jetzt zu ſolchem Frühlingsfrieden verholfen hat!"

„O Theodor, du edler, großherziger Mann!" das war Eliſabeths ganze Antwort.

Und ſie ſaßen noch lange Hand in Hand ſo beiſammen, und horchten auf den Schneeſturm, der ihnen Beiden in dem ſchönen, deutſchen Pfarrhauſe von der Erfüllung all' des Sehnens und Hoffens erzählte, mit deren Verheißung er einſt den Einen getröſtet und zum Ausharren ermuthigt auf ſeiner armen Dachſtube in holländiſcher Fremde. —

IV.

Im Ahnenſaale.

Acht Tage darauf, an einem nicht minder unwirthlichen Winternachmittag, der ſich ſchon der Dämmerung zuneigte, trat Pfarrer Faber mit Hut und Stock in das untere Wohnzimmer, um Eliſabeth vor dem Weggehen noch „guten Abend“ zu ſagen. Ein tiefer Kummer verdüſterte ſeine ſonſt ſo klaren Züge. Es war ein ſchwerer, bitterer Gang, den er vorhatte.

„Behüt' dich Gott, liebe Frau!“ ſagte er jetzt, da er die Hand ihr gab. „O wenn's nur ſchon vorüber wäre!“

„Aber Theodor,“ tröſtete Eliſabeth, an ihrem Arbeitstiſch ſich erhebend. „Du kannſt ja nichts dafür!“

„Ja, das weiß der allwiſſende Herr. Ich hab' in den zwei Jahren wahrhaftig an ihm gethan, was Verſtand und Herz in mir nur vermochten. Aber leider ſagt mir eine trübe Ahnung, daß Alles zuletzt doch nur vergebens geweſen. Auf jede Beſſerung folgte ſtets wieder ein Rückfall, und der alte, unglückliche Leichtſinn verſcheuchte immer wieder den mühſam errungenen Lebensernſt.“

„Aber liebſter Mann,“ warf Eliſabeth beruhigend ein, „Clemens iſt ja doch erſt ſechzehn Jahre. Das kann bei reiferem Alter noch Alles ganz anders werden. Er hat doch ein ſo gutes Herz.

Und wie oft geschieht's nicht, daß gerade solche noch die tüchtigsten Männer werden."

„Nun freilich, Elisabeth, ich weiß das wohl. Es ist eine alte Erfahrung. Aber gerade bei Clemens will es mir oft vorkommen, daß seine schlimmen Anlagen mit den Jahren viel eher wachsen als abnehmen werden. Ich habe seine Natur zu gründlich studirt. Selbst sein gutes Herz wird ihm nur zum Verderben gereichen. Denn ihm fehlt jede Spur von Charakter. Und gar, wenn er nun erst von seinem Hause, seiner Mutter und mir selber losgerissen ist, mein Gott, wie bald wird er im Taumel seines Soldatenlebens ohne jeden inneren Halt der Verführung preisgegeben sein. Und siehe, das thut mir eben bitterlich weh, vor Allem für diese arme, edle Mutter, die uns Fremden so neidlos die glücklichste Heimath geschaffen und dem eigenen Sohn die seinige nicht erhalten kann. 's ist wirklich tragisch! — Aber du hast Recht, ich kann ja nichts dafür. Das ist mein einziger Trost. Und so will ich eben in Gottes Namen gehen. Wenn ich nur schon wieder daheim wäre! Also guten Abend, Elisabeth!"

Damit ging er mit schwerem Herzen zum Schlosse hinunter, wohin die Baronin zu dieser Abendzeit ihn gebeten hatte. Als er noch auf der Hügelhöhe des Pfarrhauses die großen Bogenfenster des Ahnensaals beleuchtet sah — ein sonst ungewöhnlicher Anblick, da ging wieder ein leichter Hoffnungsstrahl durch sein betrübtes Herz: „Nun, wer kann's wissen? Der Gott, der die Menschenherzen lenkt, wie Wasserbäche, vielleicht erleuchtet er da drinnen heut Abend auch dieses umdunkelte Herz für seinen Weg in die Fremde. Und der selige Geist des todten Vaters redet zum Sohn eine mächtigere Sprache, als wir Lebenden. Ich will doch noch nicht ganz verzagen." —

Als der Pfarrer durch die entlaubten Linden die Schloßtreppe hinaufstieg und der Mond aus Sturmgewölk auf die zwei eingemauerten Ritter am Portale fiel, da kam's ihm vor, als laste

unter deren ſchneebedecktem Steinpanzer heut Abend daſſelbe tiefe Leid, wie auf ſeinem eigenen Herzen. So finſter ſchauten ſie ihn an. Doch er trat mit aller ihm möglichen Faſſung in die Eingangshalle, um die Abſchiedsſcene, die ihn drinnen erwartete, nicht noch peinlicher zu machen. — Zehn Minuten darauf ging die Baronin mit Adele in ſtummem Ernſte hinauf zum Ahnenſaale. Clemens folgte an der Hand ſeines einſtigen Hofmeiſters. Man ſah es ſeinem halb verdrießlichen, halb verlegenen Geſichte nur zu deutlich an, wie ſchwer dieſer ſeltſame Gang ihn ankam. Hatte er doch nur eine dunkle Ahnung von deſſen eigentlicher Bedeutung. Doch eben ſo ſchnell durchfuhr ihn auch der andere Gedanke, daß er ja ſchon morgen früh als ſein eigener Herr der mütterlichen Botmäßigkeit entronnen ſei, und ſein neues Soldatenleben ſchrankenlos vor ihm daliege, wie die Pußta vor dem ungezügelten Haideroß. — So ließ er ſich dieſes letzte peinliche Heut im Elternhauſe im Hinblick auf das erſte fröhliche Morgen in der Freiheit gern gefallen. Denn daß ihn ſein Vormund, jener vormals gar lebensluſtige penſionirte öſterreichiſche Oberſt, von der nahen Hauptſtadt bis nach Debrezin begleiten ſollte, davor bangte ihm nicht im mindeſten. Hatte er's doch deſſen Machtwort überhaupt zu danken, daß er ſeinen Starrſinn, Soldat zu werden, gegen der Mutter Willen und des Pfarrers dringendes Abmahnen durchgeſetzt hatte. — Alſo gute Miene zum böſen Spiel! Es geht ja raſch vorüber. Das war der Grundton in des künftigen Huſarenkadeten Empfindungen, als er jetzt in den ehrwürdigen Ahnenſaal eintrat, in deſſen Mitte der ſchwere, alterthümliche Kronleuchter tageshell niederſtrahlte.

„Clemens, ſetz' dich hier neben den Herrn Pfarrer!“ ſagte die Baronin mit einem Tone, daraus viel mehr Wehmuth als ernſte Strenge klang.

Und Clemens ließ ſich neben Theodor auf einem der Stühle mit hoher, gothiſcher Eichenlehne nieder, die an der langen Wand,

mit Waffentrophäen aller Jahrhunderte verziert, aufgestellt waren. Ihm gegenüber hingen von 1349 an all' die Ahnenbilder seines vielhundertjährigen Geschlechts, in Helm und Eisenharnisch, im Domherrntalar mit Kreuz und Kette, im goldverbrämten Staatsrock mit Allongeperrücke, im knappen Jagdkleid mit dem Zopf, bis herab zum letztverstorbenen Majoratsherrn Hans Günther, Freiherrn von Görz, der in österreichischer Kürassierrittmeistersuniform der Ahnen lange Reihe beschloß. Ein ganzer Mann in jedem Zug, dem das durch und durch adelige Herz aus den milden ernsten Augen herausschaute. — Clemens sah jedoch keinen einzigen all' seiner Ahnherren, so ernst sie auch selber auf ihn niedersahen. Er schlug das Auge auf den kunstvoll gewirkten Teppich, und das bunte Gewirr von streitenden Sarazenen und Kreuzrittern verschwamm vor seinem Blicke. Der Pfarrer Faber saß gedankenvoll neben ihm. Adele hatte sich ein paar Stühle weiter niedergelassen, und senkte das zarte Gesicht. Die Mutter blieb mitten im Saale stehen. Sie hatte für diesen Abend ihr Wittwenkleid wieder angelegt, und ein schwarzer Schleier umsäumte ihr trauerbleiches Antlitz. Ein gerolltes Papier ruhte in ihrer Hand. Was wollte sie jetzt nur in dieser stummen, geisterhaften Gesellschaft? —

„Clemens, mein theuerster Sohn!" hub sie jetzt an, nachdem sie noch eben mit schmerzlicher Miene sich aufgerafft. „Ich stehe hier als die Testamentsvollstreckerin deines Vaters. Als ihn der Herr über Leben und Tod in die Ewigkeit abgerufen, da warst du ein noch unmündiger Knabe. Wie hättest du ihn damals verstehen sollen, wenn er vor seinem Hintritt noch mit dir geredet hätte? Aber mitten in seinen bittersten Schmerzen, die er nach jenem unglückseligen Sturz noch Monate lang zu erdulden gehabt, war doch seine schmerzlichste Sorge nur die, daß er dich, seinen einzigen Sohn und Erben, verlassen mußte, bevor er dich durch Wort und Beispiel großgezogen zu einem tüchtigen, tugendreichen

und ehrenfesten Mann, wie er selber einer gewesen, und darin keiner seines ganzen Geschlechtes ihn jemals übertroffen. — Nun siehe, mein Sohn, ob auch deines Vaters Leib nun schon sechs Jahre in der Gruft seiner Ahnen in ewigem Schweigen liegt, sein Geist wird doch aus seinem Jenseits heute zu dir reden. Auf seinem Sterbebett hat er mir sein irdisches Abschiedswort an dich übergeben und mir aufgetragen, es zu dir reden zu lassen, wann die rechte Stunde dazu gekommen sei. Vor seinem irdischen Bilde, so gebot mir sein Wille, solltest du seinen abgeschiedenen Geist dann hören, und dein ganzes Geschlecht sollte dabei als Zeuge zugegen sein. — Nun wohl, mein Sohn, die rechte Stunde dünkt mir jetzt gekommen, da du dich morgen frühe loßreißest aus deines Vaters Haus und deiner Mutter Arm. Darum habe ich dich jetzt hierher geführt; inmitten deines ganzen Geschlechtes, vor deines todten Vaters Bild. — So schau' ihn an, mein Sohn! Mit all' deiner kindlichen Ehrfurcht häng' jetzt an diesen treuen, väterlichen Zügen! Oeffne weit dein Herz, daß der Samen aus deines Vaters Geisterwort befruchtend hinunterfalle bis auf seinen tiefsten Grund; daß du von hinnen ziehest, als deines Vaters werth, und in sein Haus einst wiederkehrest als deiner Mutter Trost. — Und nun höre!"

Ward das jetzt eine Stille! Wer könnte sie beschreiben? Als ob die drei lebenden Menschen auf ihren Stühlen selber nur leblose Bilder wären, so saßen sie da. Und der Sohn schaute hin auf des Vaters Bild, und sein Blick vertiefte sich in dem seinen. Wie der ihn jetzt ansah, so voll Ernst wie Wehmuth, wie ein Aug' aus dem Reiche der Geister! — Da war mit einemmal auch der letzte Hauch von leichtem Sinn in seinem jungen Herzen verweht. Seine ganze Seele lauschte. Die Mutter wischte sich noch eine große Thräne vom Auge, da sie nach ihm hinübergesehen. Dann entrollte sie das Blatt und las mit bebender Stimme:

„Mein einziger Sohn!

Mit Schmerzen habe ich mich aufgerichtet, um noch mit dir zu reden. Zwar ist meine Leibeskraft gebrochen, aber mein Geist fühlt sich stark und klar wie in den gesundesten Tagen. Und so spricht er zu dir sein letztes irdisches Abschiedswort. Wann du es einst vernehmen wirst, ist mein Mund schon längst verstummt, und meine Hand verdorrt. Aber mein Geist wird ewig leben. Der wird dann um dich sein, als ob ich leibhaftig vor dir stände, und meine Hand wird aus ihrem Jenseits segnend auf dich herunterreichen. So höre, mein Sohn, was ich dir jetzt sage:

Ich hinterlasse dir das wohlgeordnete Gut deiner Väter. Fleißig bebaute Felder und Wiesen, wohlbestellte Wälder, klare Verhältnisse zwischen Gutsherrn und Grundholden, geregelte Bücher und unbestrittene Gerechtsame — das Alles vererbe ich dir.

Mir, deinem Vater, war es lange nicht so leicht geworden. Nach zwanzigjährigem Streit mit christlichen und jüdischen Zinswucherern, in den Verschwendung und Schwachherzigkeit meines kinderlosen Ohms dein Ahnengut verwickelt; nachdem mein eigener Vater vor Herzleid darüber mir allzufrüh gestorben, war es mir endlich von den Gerichten als schuldenfreies Lehen wieder zugesprochen worden. Doch in welchem Zustand? In langem Sequester die Felder ausgesogen, die Wälder verwüstet, die Bauten zerfallen, ein Schatten nur, kann ich sagen, von dem heutigen Bilde. — Aber, mein Sohn, die Trübsal und Noth meiner verkümmerten Jugend, sie wurden mir die harte, heilsame Schule, in der ich wieder lernte, was das verstorbene Geschlecht vergessen hatte: Fleiß und Sparsamkeit, Umsicht und Aufsicht; vorwärts zu schreiten im Verbessern und Erringen, rückwärts im Genießen und Verschwenden; falschen, geborgten Glanz, der nur nach außen prunkt, zu verachten, und den gediegenen hoch zu halten, der das innere Haus durchschimmert. — Und so, mein Sohn,

war dein Erbtheil wieder geworden, was es in alter Zeit geweſen, und unſeres Hauſes Name hatte wieder ſeinen alten, ehrlichen Klang. — Doch nie und nimmer, ich beſchwöre dich jetzt vor meinem Sterben, niemals vergiß es: ſo oft du durch deine Felder und Wieſen wandelſt, und deinen Wald durchſtreifſt, o gedenke des Schweißes, der von deines Vaters Stirne darauf niedergeronnen! So oft du eintrittſt in Scheunen und Ställe, und an deiner Väter Burg dich erfreueſt, gedenke der ſchweren Sorgen, unter denen dein Vater aus dem Zerfall ſie wieder für dich aufgerichtet! Und wenn du den Eiſenſchrein erſchließeſt, um ſeinen Inhalt dir vorzuzählen, ſo mahne dich jedes Geldſtückes Klang, mit welch' gewiſſenhafter Sparſamkeit ich als deiner Mutter Verwalter jeden Pfennig ihres Erbtheils geehrt, um ſie und mich des Guldens werth zu machen."

Da hielt die Mutter einen Augenblick inne, um von der eigenen Erregtheit auszuruhen, und einen forſchenden Blick auf den Sohn zu werfen. Der ſah ſchon lange nimmer auf des Vaters Bild und ſtarrte wieder auf des Teppichs Sarazenenſchlacht. Jedes Wort des Seligen fiel brennend auf ſein ſchuldbewußtes Herz. Auch Pfarrer Faber hatte das Geſicht mit der Hand bedeckt. Aber in welch' ganz anderer Stimmung! In ſich verloren gedachte dieſer des eigenen Vaterhauſes, und nicht ein einziger Vorwurf ſtörte ſeine wohlthuende Erinnerung. Von Adelens zarten Wangen rann eine ſtille Thräne nach der andern; Thränen kindlicher Liebe für den Vater, ſchweſterlicher Hoffnung und Sorge für den Bruder. Und die Mutter athmete jetzt tiefer auf, da ſie des Sohnes Zerknirſchung geſehen, und fuhr mit doppelter Zuverſicht weiter:

„Aber, mein Sohn, nun will ich aufhören, nur als dein Vater zu dir zu reden. Als Edelmann ſpreche ich jetzt zu dir, der eine zum andern, der alte zum jungen, der abſterbende Zweig zum blühenden. — Und ſo ſage ich dir weiter: als Edelmann

geboren zu werden, das ist ein ebenso mühe- wie verdienstloses Vorrecht des Geschickes. Aber als Edelmann zu leben und zu sterben, das ist ernste Mannesarbeit. Und der da wähnt, daß schon die Geburt ihm genüge, als Edelmann durchs Leben zu gehen, der ist nicht werth, daß er als solcher geboren worden, und der verdient nicht, daß er diesen Ehrennamen trage — eines edlen Mannes. Mein Sohn, bedenk es wohl: der Adeligen durch Geburt gibt es unzählig viele. Doch die auch adelig durch Gesinnung, Wandel und Werk, die wahrhaft edlen Edelmänner, diese lassen sich zusammenzählen.

Noblesse oblige — zu deutsch: der Adel legt Verpflichtung auf! so heißt ein alter Ritterspruch. Zwar eine französische Devise, aber vollgültig auch für den Edelmann aller Völker und Zeiten. Und was will dieses Wort dir sagen? Ich will dir's vor meinem Tode noch erklären. Höre mich, mein Sohn! — Gerade, weil du als Adeliger geboren wardst, kam mit dir die Verpflichtung zur Welt, auch adelig zu denken und zu handeln. Gerade, weil du einen ritterlichen Wappenschild trägst, verlangt die Welt mit Fug und Recht von dir, daß du ihn auch alle Zeit makellos hochhaltest im Ritterdienst der Sittenreinheit und der Mannesehre. — Fröhne Keiner dem Wahn, und sei er noch so erlaucht geboren, und sei sein Geschlecht noch so mächtig an irdischen Gütern, er brauche vor die Mängel seiner eigenen Person nur seiner hohen Ahnen strahlenden Schild zu halten, und das Auge der Welt lasse sich dadurch blenden. O dieser unseligen Selbsttäuschung! Denn solchen Edelmannes eigene Flecken, sie werden erst recht häßlich auf diesem schimmernden Schilde zu Tage treten. Nicht der alte Name entschuldigt die Sünden seines Trägers. Nein, gerade dieser wird dessen erbittertster Ankläger, und die Welt hält bei ihrem Urtheil solchem Schuldigen des Adels seine eigene Devise vors Gesicht: Noblesse oblige."

Und wieder setzte die Baronin ein wenig aus und that einen

Blick auf den Sohn. Deſſen Stirne lag in düſteren Falten. Er ſcheute ſich jetzt, ſelbſt nur die Bilder der Ahnen noch anzublicken. Denn wie er's vorhin flüchtig gethan, ſtarrten ſie Alle ſo voll ſtummen Vorwurfes ihn an, die im Vollbart, im Henryquatre und glatten Kinn, als riefen ſie ihm miteinander das eine Wort in die Seele: „Nobleſſe oblige!“

Ward da der Mutter über dieſer zuſammengezogenen Stirne des Sohnes das Herz wieder befangen! Aber ſie raffte ſich muthig auf und las weiter:

„Mein Sohn! Nimm dir's gar wohl zu Herzen: die Tage währen nicht mehr allzulange, ich täuſche mich nicht, in denen der Adel eine mächtige Körperſchaft geweſen. Der neue Zeitgeiſt rüttelt bereits mit geheimer Fauſt an ihrem einſt feſtgefügten Bau. Seine Pfeiler werden immer loſer auseinanderweichen, ſein ſchützendes Dach wird nicht mehr allzu lange den Einzelnen halten und decken. — Selbſt iſt der Mann! — Dies Wort der Neuzeit wird auch im deutſchen Adel mehr und mehr zur Geltung kommen. Immer kleiner wird das Maß werden für des ganzen Standes Privilegien und Rechte, immer größer für die Pflichten des Einzelnen. In immer ernſterer Bedeutung wird das alte Wort den einzelnen Edelmann mahnen und warnen: Nobleſſe oblige!

Ja, mein Sohn, glaub' es deinem der Ewigkeit nahenden Vater, dem ſchon jetzt die Sehkraft des Geiſtes weiter reicht: die Tage ſind nahezu vorüber, in denen ſo mancher Edelmann glaubte, adelig zu leben und mit dem Urtheil ſeiner Mitmenſchen ſich glücklich abzufinden, wenn er ſchulgerecht ſein Roß zu tummeln und das Viergeſpann zu lenken wußte; wenn kein Wild ſeinem Meiſterſchuß entrann, und ſeine Meute dreſſirt war nach allen Regeln feinſter Waidmannskunſt. Die Tage neigen ſich zu Ende, da Bauer und Bürger zum Edelmann voll patriarchaliſcher Ehrfurcht hinaufſah, bloß, weil dieſer ſchon ſeit Jahrhunderten einen

adeligen Namen trug. Ein neuer Zug geheimer Feindschaft ist jetzt an die Stelle solch' alter Tradition getreten, und der Edelmann muß durch Wandel und Werk diese neue, neidische Feindschaft erst zu versöhnen trachten. Die alte Macht des Adels, die ihm die Neuzeit an ererbten Rechten und überlieferter Ehrfurcht allmälig schwächen wird, der Einzelne muß sie wieder sich zurückerobern durch das reichere Maß an selbsterfüllten Pflichten und die größere Tüchtigkeit der einzelnen Person. Hervorzuragen muß er lernen, wo immer ihn das Leben hingestellt, sei's um Fürstensold in des Heeres Reihen, oder im Dienste des Staates, sei es als freier Grundherr. Des Geistes und des Herzens Adelsprobe muß er überall erst bestehen, wenn ihm der geborne Edelmann soll angerechnet werden, und ihn sein Wappenschild noch tragen soll, das er selber trägt. Und ich sage dir, mein Sohn: wer diese Mahnung der Zeit mißachten wird, für den sind die Tage nahe, wo ihm wahrlich besser wäre, eines Taglöhners unbekannten Namen zu führen, als den seines alten Geschlechtes. Denn sein vielhundertjähriger Name wird mit all' der Wucht des Alters dessen verkommenen jüngsten Träger noch zehnmal tiefer niederdrücken, und mitleidlos wird die Welt auf solch' erniedrigten Enkel hoher Ahnen mit Fingern deuten. Und auch dich ermahne ich jetzt: wähne nicht, daß du dieser Gefahr überhoben seiest, wähne nicht, daß du deinem Herzen in Sinnengenuß und Verschwendungssucht könntest die Zügel schießen lassen, daß du verachtend dürftest vorübergehen an den Quellen des Wissens, die immer reicher in der Neuzeit strömen; wähne nicht, daß Fleiß und Arbeit, Denken und Schaffen deiner unwürdig seien und ein unnöthig Mühen, weil ich dich nun hinterlasse als eines so wohlgeordneten Gutes einzigen Erben. O mein Sohn, glaub' es mir: noch zehnfach größere Güter als das deine, sie sahen ihre altadeligen Erben bankerott an Geld und Ehre in Schmach und Elend wandern.

Und ſo höre mein anderes Teſtament! — Meine Seele umſchwebt dich. Meine Geiſterhand ruht auf deinem Haupte. Clemens, blick' mir ins Auge!"

Da vermochte dieſer nimmer länger den Blick vor ſich hin zu ſchlagen. Des Vaters letzte Worte rüttelten ihn zu mächtig auf aus ſeinem dumpfen Hinbrüten. Und er faßte den Muth, dem Bilde des Seligen nun feſt ins Auge zu ſchauen. Auch Pfarrer Faber und Adele richteten ſich in ihren Stühlen höher auf, und vertieften ſich in die edlen Züge des verklärten Majoratsherrn.

Und da die Mutter nach einer Pauſe nun dieſes andere Teſtament zu leſen begann, ſchlug der Nachtwind dabei beſtändig an die vielſcheibigen gothiſchen Bogenfenſter. Alle die alten Bilder ſchienen jetzt noch aufmerkſamer den Worten ihres würdigen Nachkommen zu lauſchen, und ſie ſchauten dabei noch viel ernſter auf ihren allerjüngſten Enkel.

„Clemens, du einziger Erbe meines Namens und deines Geſchlechtes! Du haſt das Stammgut deiner Ahnen aus meiner Hand überkommen. Ich übergab es dir, wie's einem getreuen Vater und irdiſchen Verwalter zukommt. Jetzt aber iſt es an dir, mein Sohn, auch deines Vaters geiſtige Erbſchaft anzutreten. Dazu genügt kein papierenes Teſtament allein. Dein ganzes Leben mußt du daran ſetzen, Jahr für Jahr, Tag für Tag, um dieſen meinen andern letzten Willen an dir zu vollſtrecken. —

Zwar fühlt' ich mich nie ſo ſehr als armen, an Leib und Seele gleich gebrechlichen Menſchen als jetzt auf ſolchem Schmerzenslager und ſo nahe dem Richterſtuhle meines ewigen Gottes. Aber auch jetzt hält der eine Troſt mich aufrecht, und gibt mir Kraft im Leiden und heilige Zuverſicht im Sterben, daß ich wenigſtens mit Wiſſen nie was Unwürdiges weder gewollt noch gethan. Und ſo, mein Sohn, ſetz' ich dich feierlich ein zum Erben all' meines guten Willens und all' meiner ehrlichen Meinung, als

Edelmann gelebt zu haben und als solcher zu sterben, getreu dem Wahlspruch: Fürchte Gott, thue Recht und scheue Niemand! Ich setze dich ein zum Erben all' meiner ungeheuchelten Gottesfurcht und wahrhaftigen Menschenliebe. Das volle Maß von Eintracht und Frieden, das ich meinen Grundholden, den protestantischen, wie katholischen hinterlasse, vererbe ich nun auch auf dich. Sei im Eifer für deines Hauses evangelischen Glauben ein Vorbild deiner Gemeinde, aber halt' in deinen Pflichten und deinem Wohlwollen gleiches Maß und Gewicht auch für die Andersgläubigen! Sei ein gleich gerechter, opferfreudiger Guts- und Patronatsherr für beide Kirchen und Schulen! Jedweden confessionellen Streit suche versöhnend zu vermitteln! Denn ich sage dir: fanatische Unduldsamkeit ist das Zerrbild der christlichen Religion, und das Grab der Nächstenliebe. — Gern gestehe ich dir's ein, an meinem eigenen Herzen hab' ich's im Laufe der Zeiten erkannt: je tiefer ich das Gebot aller Gebote verstanden, und je treuer ich's befolgt: Liebe Gott über Alles und den Nächsten wie dich selbst! — je mehr ich von mir abgestreift gehässigen Vorurtheils anerzogenen Panzer, um so weiter und wärmer schlug mir mein Herz für die ganze Menschheit, schwächer nicht im Glauben, aber zehnfach stärker an Liebe. — Und auch dieses halte ich dir vor: unser armes, deutsches Vaterland, wahrhaftig genug verwundet und geschwächt hat es des Glaubens unseliger Haß und Streit. Jetzt laß es uns wieder heilen und stärken durch des Glaubens Liebe und seinen Frieden, jeder Einzelne, wo und wie, und so viel er kann. Denn also will es unser himmlischer Gott und unser irdisches Vaterland."

Da gedachte die edle Wittwe des großartigen Leichenzuges, mit dem der Verklärte in die Ahnengruft nach Teissenberg hinübergeführt worden war. All' das Weinen und Klagen seiner zwei Gemeinden, der protestantischen so gut wie der katholischen, glaubte sie im stürmenden Nachtwind draußen wieder zu hören. Eine Fluth

bitterer Wittwenthränen entrang ſich ihrem leidvollen Herzen. Adele ſah es kaum, da verbarg auch ſie ihr Geſicht in ihrem Tuche. Pfarrer Faber ſaß noch immer regungslos, ohne jeden innerlichen Troſt. Doch auch aus ſeines Zöglings Augen rannen jetzt zwei Thränen über die Wangen. Ob ſie wohl gar tief heraufgequollen waren? — Wenigſtens blieben es die einzigen. Aber ſchon dieſe zwei genügten, um die zahlloſen der Mutter wieder zu ſtillen. Wie genügſam an Troſt iſt ja ſolch ein bekümmertes Mutterherz! Und ſie las nun zu Ende, dreifach ſo leichten, hoffenden Herzens, als ſie begonnen hatte:

„Und höre mich weiter, mein Sohn! — Ich ſetze dich ein zum Erben all' meines Fleißes, all' meiner haushälteriſchen Einfachheit und immerwachen Sorge, mit denen ich dein Gut verwaltet, verbeſſert und vermehrt. Gott verzeihe mir, daß ich deſſen ſelber mich rühme, aber ich thue es nur um deinetwillen, mein Sohn! — Bedenk' es wohl: Grund und Boden, das iſt noch des Adels ſtärkſter Damm, der am längſten widerſtehen wird der Neuzeit anſtürmender oder langſam untergrabender Fluth. Aber wer gedanken- und werkträg auf ſeiner Scholle ſitzt, oder fern von ihr in den großen Städten ihr Erträgniß verſchwendet, für den wird die Stunde kommen, wo ein Stück nach dem andern zerbröckelt niederbricht in den großen Abgrund der Auflöſung, darin alle Stände mehr und mehr verſinken. —

Und endlich, mein Sohn, ſetze ich dich ein in das koſtbarſte Gut, das ich dir vererben kann, in die Achtung und Liebe, die ich, ſo hoff' ich zu Gott, auf Erden hinterlaſſe. — Sowie die Burg deiner Väter hoch emporragt unter den andern Häuſern deiner althiſtoriſchen Heimath, ſo ſollen auch deine Grundholden zu ihr voll Ehrfurcht hinaufſchauen, als zur feſtgegründeten Stätte edelſter Sitte und reinſter Ehre. Deine Wirthſchaft ſoll den Begüterten ein aneiferndes Vorbild ſein, ihr Rath und Führer im Vorwärtsſchreiten. Denn ich ſage dir: die Zeit verbauerter

Landjunker ist dem Versinken nahe, aber die Tage wissenschaftlicher Durchbildung treten immer gebieterischer heran, auch für den freien adeligen Grundherrn. Keiner kann mehr mit Ehren bestehen, der dieser Forderung sich widersetzt, sei es aus eingebildetem Stolz oder aus wirklicher Trägheit. Mit gern gebrachten Opfern sollst du den Schwächern unter die Arme greifen und an den ganz Gebrechlichen deinen Glauben ans Evangelium werkthätig bewähren. Nicht ihr Bekenntniß, nur ihr Menschenwerth sei die Richtschnur für dein Handeln. — Und zuletzt, mein Sohn, ermahne ich dich voll tiefsten Ernstes: blicke mir auf Keinen deßhalb voll unberechtigten Stolzes herab, weil er als Bürgerlicher geboren worden. Jeden Vorzug der Bildung und des Charakters lern' an ihm zu ehren, wie an deinesgleichen. Wo stände die Menschheit ohne ihre großen, unsterblichen Männer, die sich selber den Adelsbrief des Geistes ausgefertigt, und den keine Zeit jemals zerreißen wird? — Darum rathe ich dir: such' die Tüchtigkeit auf, wo du sie findest, mit oder ohne Wappenschild, und lern' von ihr! Sperre dich nicht ab von dem großen Pulsschlage geistigen und politischen Lebens! Verfalle nicht in die widerlichste aller modernen Krankheiten — in vornehme Blasirtheit! Sei nicht aus falschem Vorurtheil einseitig in deinem Umgang! Er braucht nicht immer adelig zu sein, aber edel soll er bleiben alle Zeit!

Und lebst du so, mein Sohn, dann verbürg' ich dir, so wahr ich hoffe auf Gottes Barmherzigkeit, so wahr wirst du dann werden gleich reich an Achtung und Liebe, an Dank und Segen, Haupt und Zierde deines Geschlechtes, Hort und Vorbild deiner Gemeinde, ein fruchttragender Zweig am deutschen Adelsbaum, ein nützlicher Bürger deines großen Vaterlandes!" —

Jetzt ward die Stimme der Mutter auf einmal ganz gebrochen. Und jeder folgende Satz that ihr Gewalt an.

„Und nun lebe wohl, mein theuerster, einziger Sohn! Als den Letzten deines Geschlechtes verlasse ich dich. Sei stolz auf

deines Hauſes Vergangenheit, aber noch eiferſüchtiger bewache den Glanz deiner eigenen Zukunft! Was frommte dir deiner Ahnen lange Reihe, wenn du ſie als ihr letzter Enkel unwürdig beſchlöſſeſt? Ich ſterbe — lebe du mir nach! Ich habe bald vollendet — beginne du, fahre fort! Mein Geiſt ſei auch der deine! Mein Sterben wird deiner Mutter bitterſte Trauer ſein, werde du ihr ſüßer Troſt! Bleib' ein treuer Bruder deiner Schweſter! In deinem Hauſe wird es mit meinen geſchloſſenen Augen bald dunkel werden. Erhelle du es wieder mit deines Lebens Licht! Und ſo umarme und ſegne ich dich, und gehe heim auf ewiges glückliches Wiederſehen. Dein ſterbender Vater."

Kaum noch verſtändlich hatte die Mutter die letzten Worte hervorbringen können, da ſank ſie ſchluchzend vor dem Sohn auf die Kniee und barg mit ausgeſtreckten Händen ihr weinendes Haupt in ſeinen Schooß. Auch Adele weinte bitterlich. Der Pfarrer Faber ſchaute auf dieſes ergreifende Bild mit unſäglicher Wehmuth. Denn der gedachte fort und fort an das evangeliſche Gleichniß vom Sämann, da ſeine Körner auf den Weg fielen zur Speiſe der Vögel, auf Felſengrund mit wenig Erdreich, und unter die Dornen.

Und der Schneeſturm draußen hub an, jetzt noch viel gewaltiger an die Scheiben zu pochen, daß ſie in der Frauen Weinen unheimlich klirrten und im Flackern der Kerzen die alten Bilder noch viel geiſterhafter niederſchauten.

Du nächtlich brauſender Winterſturm! Einſt erzähltеſt du einem armen Studenten gar wunderliebe Geſchichten in ſeiner dunklen, holländiſchen Dachſtube. Und ſie ſind alle wahr geworden. — Sag' an, was prophezeiſt du wohl jetzt dieſem jungen Burgherrn in ſeinem ſchimmernden Ahnenſaale?

V.

Einkehr und Heimkehr.

„Liegt der Mensch nur einmal in der Wiege, so wird er in steter, unbefriedigter Hast erst durch der Eltern und dann durch seinen eigenen Wunsch aus dem Leben wieder heraus und in das Grab hineingedrängt, und er wird so wider Willen der eifrigste Vollstrecker der über ihn verhängten göttlichen Satzung: Aus Staub bist du geboren und Staub sollst du wieder werden!"

Wie lang ist es nun schon her, lieber Begleiter, daß ich diesen Satz zum erstenmale vor dir ausgesprochen hatte! Das war dazumal im Zwingergärtchen an der von Epheu umrankten Stadtmauer. Unser junger Held lag im Wickelkissen auf der Mutter Schooß, und Vater Stark sehnte sich in nairster väterlicher Ungeduld nach seines Sohnes ersten Hosen. — Wie viel andere Stadien des Vorwärtsdrängens hast du seitdem miterlebt, und jeder Erfüllung immer wieder eine neue Sehnsucht folgen sehen, in die sich das ruheloſe Herz des Vaters und Sohnes auf das redlichste getheilt hatte!

Auch der Drang unseres genialen Freundes, seine letzte Staatsprüfung mit höchsten Ehren zu bestehen, lag jetzt schon seit zwei Jahren in glorreicher Erfüllung hinter ihm. Und die volle Poesie

glücklicher Brautzeit umduftete friſchen Hauches die oft gar trockene Praxis ſeines juriſtiſchen Lebens.

Kann jetzt auch dieſe Zeit ihm immer noch zu langſam hin? — O wohl iſt's ein gar wonnigliches Behagen, den Becher feurigen Weins an die Lippen zu halten. Doch davon zu trinken, erſt das vermag doch das dürſtende Herz zu ſtillen. Und ſelig die Brautzeit mit all' ihrem Sehnen und Harren, doch ſeliger noch der Geliebten voller Beſitz mit der Erfüllung aller bräutlichen Träume.

Das war jetzt von allem früheren Vorwärtstreiben der Zeit noch der allermächtigſte Drang geworden, im Herzen des Vaters faſt noch mehr, als in dem des Sohnes. Und unſer guter Vater Stark hatte nun bei Tag und Nacht keinen andern Gedanken mehr, als nur den einen: o wenn ich's doch nur noch erlebe, daß ich Hermann mit Helene in mein Haus einziehen ſehe als glückliches Paar. Dann will ich ſelber es ja gern verlaſſen. Aber vierundſiebzig Jahre, das iſt ein hohes, ſeltenes Alter. Werd' ich dieſen Tag wohl auch noch erleben? — Und Hermann ſollte doch erſt als wirklicher Advokat in den Eheſtand treten. Aber vor vier Jahren war das nach dem gewöhnlichen Gang auch im günſtigſten Falle nicht zu hoffen. Und ſein ganzes Vaterherz hing doch daran, dieſe allerletzte Sehnſucht an ſeinem Sohne noch erfüllt zu ſehen!

Nach wochenlangem Hin- und Herſinnen kam endlich Vater Stark zu dem hochherzigen Gedanken: wenn ich ſelber meiner Advokatur freiwillig entſage, unter der Bedingung, daß Hermann mein Nachfolger werde, vielleicht kann ich ihm ſo über dieſe Jahre hinüberhelfen. Zwar wird es mir ſchwer, unendlich ſchwer, mir ſelber gleichſam das Zeugniß auszuſtellen, daß mir die Kraft abgeſtorben ſei, als nützliches Glied der Menſchheit noch ferner zu wirken. Gar ſchmerzlich wird es mich ankommen, zum Zeiger meines alt gewohnten Berufes eines Tages zu ſagen: „Von nun an ſtehe ſtill!“ — Aber ich will es dennoch thun. Abſterben will

ich aus freiem Willen, damit mein Sohn desto früher zum Leben seines vollen Glückes komme. Dann leb' ich ja in seinem Leben, und mein wirkliches Sterben wird mir um so süßer werden. —

Dieser opferfreudige Entschluß beseelte ihn nun bei Tag und Nacht. Zwar lehnte sich seine Eigenliebe noch manchmal dagegen auf, aber die Liebe des Vaters hatte zuletzt völlig triumphirt, ohne daß er sich das Mindeste davon merken ließ. So schloß er sich eines Abends in sein Studirzimmer ein, und schrieb mit zitternder Hand seine Eingabe nieder. Als er sie versiegelte, that er einen großen Blick zum Himmel, und zwei helle Perlen fielen auf die Adresse. Dann nahm er tief bewegt stummen Abschied von seinem Berathungszimmer und Schreibtisch, von seinen Büchern und Akten. Und als er Abends in die Erkerstube hinaufkam, verrieth er vor Mutter Rosalie und Hermann kein einziges Wort, und sagte nur ganz kurz, daß er morgen früh in juristischen Angelegenheiten in die Hauptstadt reisen müsse. In dieser Fassung war es nicht einmal eine Unwahrheit, die ihm sein ganzes Leben lang nicht über die Lippen gekommen. Die Reise war durch die neue Eisenbahn nun sehr bequem geworden. Dazu war es noch ganz mildes Herbstwetter, und ohnedem hatte er am obersten Gerichtshofe schon früher gar oft dergleichen juristische Angelegenheiten zu besorgen gehabt. So sah man ihn auch ohne weitere Vermuthung eines verschwiegenen Reisezweckes am anderen Morgen sein Haus verlassen. Hermann hatte sich zwar im geheimen Einverständnisse mit Mutter Rosalie zum Reisebegleiter des alten Vaters herzlich angeboten, aber dessen ganz entschiedene Ablehnung zwang sie sofort, ihre Begleitung nur bis zum Bahnhofe zu beschränken. Wußten sie doch zu gut, wie vorsichtig sie sein mußten, ihre Sorge um sein Alter irgendwie zu nachdrücklich auszusprechen. Am dritten Abend, versprach er, zurückzukommen. Mit den freudigsten Wünschen zu einer recht glücklichen Fahrt umarmten sie ihn und winkten ihm noch zu, als er schon am Fensterplatz im

Coupé Platz genommen hatte. Er aber ſeufzte jetzt ſtill vor ſich hin: „Ja, du lieber Gott, wenn ſie erſt wüßten, warum ich dieſe Reiſe mache!“ —

Noch am Abend ſeiner Ankunft beſuchte nun Vater Stark ſeinen einſtigen Mitſtifter der Franconia, jenen penſionirten Oberappellationsgerichtspräſidenten von Schlehdorf, deſſen auch du dich wohl noch freudig erinnerſt, wenn ich dir ſeine Rede über das grün-weiß-rothe Band beim Jubiläumscommers ins Gedächtniß zurückrufe. Auf die Verwendung dieſes eben ſo edlen, wie noch heute ſehr einflußreichen Jugendfreundes war vor Allem ſeine ſichere Hoffnung gegründet, mit ſeiner Eingabe beim Miniſterium durchzudringen. Außerdem ſtanden ihm ſelber volle fünfundvierzig Dienſtjahre, und Hermanns erſte Note im Staatsexamen, als beredteſte Fürſprecher zur Seite. — Schlehdorf empfing das alte „Männchen“ mit unveränderter Herzlichkeit, und war im Augenblick mit deſſen väterlichem Plane vollſtändig einverſtanden. Er war nicht nur von Hermanns ausgezeichneter Befähigung bereits unterrichtet, ſondern zeigte auch ſofort dem überglücklichen Vater eine höchſt rühmende Abhandlung über jenen merkwürdigen Schwurgerichtsfall, der in dem letzten „Jahrbuch für criminaliſtiſche Praxis“ beſprochen worden. Kurz, der eben ſo hochgeſtellte, wie liebreiche Freund beſtärkte ihn nur noch mehr in ſeinem edlen Entſchluſſe, dem Sohne freiwillig Platz zu machen. Dabei rieth er ihm, ſeine Eingabe auf der Kanzlei abzugeben, und ſogleich morgen früh um neun Uhr ſich im Vorzimmer des Miniſters zur Audienz einzufinden. Er ſelber werde dann nicht ermangeln, ſein Fürwort noch beſonders einzulegen.

Am andern Morgen Punkt neun Uhr trat denn auch Vater Stark in ſeinem zwanzigjährigen, aber noch ſehr wohlerhaltenen Staatsviſitenfrack gar ſchüchtern in das Vorzimmer. Eine Menge von Supplicanten aller Rangklaſſen füllten jetzt immer dichter den Vorſaal. Und gar Mancher ſchaute geringſchätzend

oder ſchmunzelnd auf das altmodiſche Männchen, das ſich auf einem der Eckplätze verlegen in den Winkel drückte, und den Kopf in ſeinen neuen Viſitenhut herunterſenkte, den er mit beiden Händen linkiſch über den Knieen hielt. — Mein Gott, es war ja überhaupt das erſtemal ſeines ganzen Lebens, daß der gute Doctor Stark als freier Advocat, der nie um eine Gunſt gebeten, antichambrirte. Er ſchämte ſich jetzt ordentlich in dieſer ſubmiſſen Stellung. Aber er that es ja um des Sohnes willen; das beruhigte ihn wieder. Trotz dieſes ſüßen Bewußtſeins getraute er ſich doch nur dann und wann einen ſcheuen Blick auf all' die ſtehenden und ſitzenden Petenten zu werfen, in beſtändiger Angſt, er könne doch zuletzt auf ein bekanntes Geſicht treffen, deſſen Inhaber dann allerhand fatale Gloſſen über ihn anſtellen möchte.

Da hörte man im Kabinet des Miniſters klingeln. Das war der Augenblick, da Schlehdorf ihn ſo eben verlaſſen, und durch eine geheime Wendeltreppe ſich entfernte, die nur ganz vertrauten Freunden offen ſtand. Zu dieſen zählte Schlehdorf obenan. Vergaß es doch dieſer Miniſter niemals, daß er in Schlehdorfs feiner juriſtiſcher Schule als einſtiger Aſſeſſor den Grund zu ſeiner nunmehrigen hohen Stellung gelegt hatte.

Der Bureaudiener im Vorzimmer huſchte auf dieſes Zeichen ſeines Herrn im Nu durch die Flügelthüre. Jeder hoffte nun auf den Anfang der Audienz, und die zuerſt Gekommenen zupften bereits Kravatte und Vatermörder zurecht. Beſonders aber machte ſich ein etwas aufgeblaſener Präſident, der beſtändig auf- und abſtolzirte, dadurch bemerklich, daß er bewußten Schrittes ſofort an der Thüre Poſto faßte, um dadurch ſymboliſch anzudeuten, wie ſeinem Rang unbedingt auch der erſte Eintritt gebühre, wenn er auch ganz zuletzt gekommen war.

Und der Bureaudiener trat wieder heraus mit dem lauten Ruf: „Herr Rechtsanwalt, Doctor Stark!“ — Herrje, wie da das „Männchen“ aber zuſammenſchrak, daß ihm der Hut vom

Knie herunterrollte, und wie alle die Andern nun verblüfft auf ihn hinſahen, als er ſich, bis zum Tod erſchrocken durch ihre Reihen hindurchwand! Wie namentlich aber jener Präſident ihn ſchwer beleidigt von oben bis unten muſterte, als er dieſen „ſimplen, alten Advokaten", wie er ihn innerlich titulirte, ſich ſo unvermuthet den Vortritt wegſchnappen ſah! Aber der Miniſter hatte es ſo befohlen, und der Herr Präſident mußte es ſich wohl oder übel gefallen laſſen.

Nachdem nun unſer guter Vater Stark drinnen ſein angebornes Höflichkeitsgefühl mit überzähligen Verbeugungen genugſam befriedigt glaubte, und gerade ſeine fein ſtyliſirte Eingangsrede beginnen wollte, fiel ihm der Miniſter ſogleich ins Wort, da er ihn vertraulich bei der Hand nahm:

„Ich bin durch meinen verehrten Freund von Schlehdorf bereits von Allem unterrichtet, mein lieber Herr Anwalt, und freue mich, einem ſo braven, fleißigen Manne die erſte und wohl auch letzte Bitte an dieſer Stelle ſofort gewähren zu können. Ich glaube damit nicht im mindeſten mich einer Ungerechtigkeit ſchuldig zu machen. Denn iſt Ihr Sohn auch noch lange nicht an der Reihe, eine Advokatur zu erhalten, ſo iſt es doch einzig und allein Ihr freiwilliger Verzicht zu ſeinen Gunſten, der ihm dieſe Stelle eröffnet. So wird alſo kein älterer Bewerber dadurch beeinträchtigt. Ueberdies nimmt Ihr Sohn einen ſo ganz ausgezeichneten Platz der Befähigung ein, in Theorie wie Praxis, ja, ich kann ſagen, wir ſind auf dieſen Rechtspraktikanten und ſeine merkwürdigen Vertheidigererfolge hier ſo ſtolz geworden, daß auch dieſes Moment mich vollſtändig berechtigt, in dieſem Ausnahmsfalle nicht allzu pedantiſch an der hergebrachten Ordnung feſtzuhalten. Das Dekret der Ernennung Ihres Sohnes zu Ihrem Nachfolger wird ſofort an das Kabinet befördert werden, und ich werde mir's noch perſönlich angelegen ſein laſſen, daß deſſen gnädigſte Unterzeichnung keinen Anſtand finde. Auch wird Ihnen der Titel

eines Anwalts ausdrücklich verbleiben, wogegen Sie wohl keine Einwendung machen werden, nicht wahr? Und so gehen Sie mit Gott, mein lieber Herr Anwalt! Grüßen Sie mir Ihren Sohn und sagen Sie ihm von mir, er möge als Ihr nunmehriger Nachfolger zu den hohen Vorzügen seines Geistes auch jene des Herzens und Charakters gesellen, welche Ihre langjährige juristische Laufbahn so rühmlich ausgezeichnet haben. — Glückliche Heimreise!"

Mit nochmaligem Händedruck verabschiedete sich der Minister und Vater Stark vermochte unter wiederholtem Uebermaße von Bücklingen kein anderes Wort herauszustottern, als: „O Excellenz, Gott vergelt's Ihnen! — Wie, was?"

Der Minister konnte nicht umhin, über dieses wunderliche Anhängsel ein wenig zu schmunzeln. Und der tiefergriffene Mann wußte wirklich gar nicht, wie er nur durch das gedrängt volle Vorzimmer wieder herausgekommen, so waren ihm alle Sinne verwirrt worden. Erst auf dem breiten Gange kam er wieder zu sich, griff an seinen Kopf, und dann auch an sein Herz. „So, nun ist's geschehen, nun lieg' ich schon halb im Grab. Aber mein Hermann wird um so glücklicher leben."

Den ganzen Tag ruhte er sich nun noch bei Schlehdorf aus, dem er voll freudiger Wehmuth bei der Rückkehr dankend in die Arme sank, und der ihn dann wieder überm Mittagsmahl erheiterte, so gut er's nur vermochte mit seinem immer gleich jung gebliebenen, feinen Geiste. Am Abend mußte das „Männchen" noch obendrein mit dem Präsidenten in seiner Loge die Oper besuchen, in der Mehül's „Joseph und seine Brüder" aufgeführt ward. Wie dann der alte, blinde Jakob die ergreifende Arie sang: „O Joseph, mein Sohn!" da hatte das weite Opernhaus gewiß keinen Zuhörer, in dessen Herzen dieser Hymnus von Vaterliebe einen tieferen Nachhall fand, als in dem einen des alten Vater Stark, der noch lange nachher die Augen geschlossen hielt; und

bei all' seinem unmusikalischen Gehör diese Weise doch noch lang in sich ausklingen ließ, wenn auch mit etwas verändertem Text: „O Hermann, mein Sohn, mein heißgeliebter Sohn!"

Am dritten Abend rollte der Zug mit Vater Stark wieder in den Bahnhof der waldumgrünten Heimath. Mutter Rosalie und Hermann empfingen ihn dort mit offenen Armen. Er hatte sich unterwegs alle Mühe gegeben bei seiner Heimkehr sich ja nichts davon anmerken zu lassen, welch' wichtigen Lebensakt er hinter sich liegen habe. So war auch der erste Willkomm ein ungetrübt heiterer. Auch zu Hause gab er sich alle Mühe, daß sein Aeußeres nichts von dem Vorgange seines Innern verrathe. Er rühmte Schlehdorfs herzliche Gastfreundschaft, sprach von dem herrlichen Genuß in der Oper und berührte seine „juristische Angelegenheit" mit keinem Worte. Das war auch sonst seine Gewohnheit, über Amtssachen im Hause reinsten Mund zu halten. Wie hätten sie daher aus seinem diesmaligen Schweigen Verdacht schöpfen sollen?

Doch am andern Morgen nach dem Kaffee, bei dem er auffallend nachdenklich geblieben, sprach er auf einmal von einem Boten auf den Haidehof, den er sogleich abschicken müsse.

„Was willst du aber nur, guter Mann?" fragte verwundert Rosalie.

Hermann sagte: „Aber lieber Vater, ich komme ja selbst heute noch hinaus. Hat es denn keine Zeit bis zum Abend?"

„Nein, diesmal nicht," erwiederte er, „und ich bitte dich auch, heute daheim zu bleiben. Hingegen mögen Frau Forster und Helene zu uns hereinkommen."

„So? Aber warum denn nur, guter Alter?" fragte noch verwunderter die Mutter.

„Zu uns hereinkommen, Vater?" fiel Hermann staunend ein.

„Ihr werdet Alles erfahren, und ich hoffe zu Gott, daß ich auch Alles recht gemacht habe. Denn meine Meinung, das weiß

der Allwiſſende, war nur die allerbeſte. Jetzt fragt mich nicht weiter und beſorgt mir den Boten! Bis heute Nachmittag werdet ihr mit eurer Wißbegier euch wohl noch gedulden können. Ich bitt' euch ſogar darum."

Dieſe ruhige, aber ſehr beſtimmte Antwort verwehrte natürlich weitere Fragen. Frau Roſalie beſorgte aus der Nachbarſchaft einen Boten. Vater Stark übergab ihm ſeinen Brief, den er ſchon vorgeſtern noch bei Schlehdorf geſchrieben hatte. Und es war recht gut, daß ſchon um neun Uhr ſowohl Vater wie Sohn auf dem Gerichte beſchäftigt ſein mußten. So wurde die Zeit des Harrens zerſtreuend verkürzt. Auch Mutter Roſalie bemühte ſich unterdeſſen, in der Aufſicht über die große Wäſche ihre Ungeduld zu dämpfen. Ueber dem Mittageſſen kam Hermanns Erzählung ſeiner heutigen pſychologiſch intereſſanten Vertheidigung eines Torfſchullehrers, der wegen mißhandelter Kinder angeklagt worden, ſehr erwünſcht, wenn das Gericht auch diesmal die Verurtheilung ausgeſprochen hatte. Und kaum war der Tiſch abgedeckt, ſo fuhr auch ſchon der Wagen des Haidehofes am Erkerhauſe vor. Alle Drei eilten zum Willkomm hinunter. Frau Forſter und Helene glaubten ſchon beim Ausſteigen Vater Starks ziemlich geheimnißvolle Einladung erklärt zu hören. Aber noch auf der Stiege flüſterte Mutter Roſalie der Frau Forſter, und Hermann ſeiner Braut eilig zu, daß des Vaters Brief ihnen ſelber noch ein Räthſel ſei, und baten ſie dabei, ſich gleich ihnen ohne weitere Frage zu gedulden, bis er ihnen ſelber Alles auflöſe. So tranken ſie noch Alle in etwas gezwungener Unbefangenheit mit Vater Stark in der Erkerſtube den Nachmittagskaffee. Dann erhob ſich der Hausherr und bat ſie Alle miteinander, mit ihm in ſein Arbeitszimmer herunterzukommen. Wie gedachte da Mutter Roſalie jenes anderen Tages vor nun ſieben Jahren, da ſie zum gleichen Geheimniſſe mit der ſeligen Dorothee ſeiner Aufforderung gefolgt war und er ihnen jenen Abſchiedsbrief vor-

geleſen hatte! Schon damals war ihr der Gedanke an ſein Teſtament durch den Sinn gegangen. Jetzt hielt ſie ihn für zweifelloſe Gewißheit.

Sie ſetzten ſich voll ängſtlicher Spannung nieder, wie Vater Stark ſie gebeten. Er ſelber nahm den Platz an ſeinem Schreibtiſche, dem er auf ſeinem Drehſtuhle den Rücken kehrte, und hub wieder einmal an, ganz aus ſich herauszutreten. In ſolchen Augenblicken ward der alte, ängſtliche, linkiſche Vater Stark wie umgewandelt. Sein pedantiſches Alltagsweſen ſchien dann abgeſtreift, und feiertäglich entſchleierte ſich die ſchlichte Schönheit ſeiner Seele.

Und er begann mit auf dem Knie zuſammengelegten Händen:

„Verehrteſte Frau Forſter, liebſte Roſalie, meine heißgeliebten Kinder! Wenn ein Vater alt geworden iſt, ſo ſoll er es auch mit der Weisheit des Alters begreifen, und ſoll bedenken, daß, je früher er dem herangewachſenen Sohn den eigenen Haushalt beſtellt, und ihm ſchon bei Lebzeiten übergibt, ſo viel er entbehren kann, daß er dann auch um ſo reicher an Kindesdank und Vaterluſt ſeine paar Jährchen verleben werde. — Wer aber in thörichtem Neid auf die Jugend ſeiner Nachkommen ſchaut, wer als Vater dem großgewordenen Sohn in unnatürlichem Geiz auch nicht den kleinſten Erbtheil übergeben will, und nur voll Angſt und Mißmuth an die letzte Stunde denkt, an der er doch all' ſein irdiſches Gut zurücklaſſen muß, ein ſolcher Vater hat es dann nur ſelber verſchuldet, wenn an ſeinem Sterbebett nicht jene heiligen Kindesthränen fließen, die ihm ſonſt bei weiſer, neidloſer Liebe wohl wären nachgeweint worden."

Alle ſahen einander fragend an, und wieder ihn ſelber mit ſtummen Blicken der Ehrfurcht. Aber ihn zu unterbrechen wagte Niemand. Und er fuhr weiter:

„Ich, meine geliebten Kinder, will nun dem erſten Vater gleichen und nicht dem letzten. Für euch will ich entſagen und

mich bereichern an eurem Glück. Eure Sehnsucht will ich verkürzen und mein Alter dadurch verlängern. Solche Selbstsucht ist ja wohl erlaubt. Aber, mein guter Sohn, verstehe mich recht! Ich meine nicht den Theil meines bescheidenen Vermögens, den ich dir schon jetzt übergeben werde. Mein Gott, das ist ja kein Opfer. Denn ich entbehre nichts dadurch und sinnloser Geiz liegt in keinem meiner Blutstropfen. So hab' ich auch kein Verdienst dabei. Aber, mein Sohn, ich will dir noch bei meinen Lebzeiten ein anderes Gut abtreten, o ein mir gar tief ans Herz gewachsenes Gut, das mich nun seit fast einem halben Jahrhundert zu einem frohen, glücklichen Mann gemacht, durch das ich meinen Mitmenschen genützt mit ehrlichem Fleiß und gerechtem Sinn, in dem gar viel des Wohlthuns und Segens für mich und dich eingeschlossen ist. O laß mich's kurz machen, lieber Hermann! Das volle Maß meiner Vaterliebe laß mich jetzt auf einmal auf dich ausgießen! Ich übergebe dir schon heute meines Lebens theuerstes Gut, von dem ich mich am schmerzlichsten trenne — meine Arbeit, meinen Beruf."

So klar auch der Wortlaut dieser Rede gewesen, der wahre Sinn war doch noch immer Allen unverständlich. Vater Stark bemerkte das wohl auf ihren Mienen, und kam selber jeder Frage zuvor.

„Ihr seht mich Alle noch fragend an, und wie begreiflich sind' ich das! So will ich also mit völliger Klarheit euch es nun sagen und staunet darüber nicht allzusehr! Ich sitze jetzt hier als ausgedienter Veteran im Ruhestand. Aber nicht Alter, nicht Körper- und nicht Geistesschwäche haben mir den Abschied gegeben, sondern einzig und allein die Stärke meiner Vaterliebe zu euch, ihr meine theuersten Kinder! Freiwillig hab' ich auf mein Amt verzichtet, damit es dir übertragen werde, mein Sohn! Das war meine juristische Angelegenheit, die mich vor vier Tagen von euch fortgetrieben. Und schon ist Alles glücklich im Reinen. Ich habe

aufgehört zu ſein, was ich fünfundvierzig Jahre geweſen, und du, mein Sohn, biſt es in dieſer Stunde ſchon geworden, als der Nachfolger deines Vaters. Sieh' um dich, lieber Hermann, die alte Werkſtatt meines Fleißes, ich verlaſſe ſie um deinetwillen. Meine Bücher und Akten, ſie ſind dein. Dein Eigenthum ſei mein ganzes Haus, und du ſollſt der Herr darin ſein! Nur drei Zimmer behalte ich mir und deiner Mutter darin vor bis an unſer Sterben. O wir werden euch gewiß nicht beläſtigen. Dein ſei meine Arbeit in deinem Vaterhauſe, dein ſei mein freudiger Beruf! Auf euch Beide vererbe ſich dieſes Hauſes Frieden und Elternglück! Euch Beiden blühe darin ein gleich geſegnetes Alter!" —

Danach ſenkte er ſein Geſicht und hielt die Hand davor. Und Hermann ſprang auf, ſank vor ihm hin und umfaßte ſein Knie: „Mein Vater, o mein beſter, edelſter Vater!"

Helene ſchlang die liebe Tochterhand um des Vaters Hals und küßte lang und innig ſeinen Mund. Die beiden Mütter fielen einander weinend in die Arme.

Welch' einfaches, tiefinniges Feſt von Eltern- und Kindesliebe!

* * *

Vier Wochen darauf fuhren an einem Spätherbſtmorgen fünf offene Wagen aus dem Haidehof, drin lauter glückliche Menſchen ſaßen, heiter dreinſchauend, wie der wolkenloſe Himmel über ihnen. Duftige Blumengewinde aus Vater Starks Treibhaus umſchlangen den einen in der Mitte. Aber was war doch all' ihr Glanz gegen die myrthengeſchmückte Roſe drinnen? — Und die neben ihr ſitzt als Brautjungfer mit dem luſtigen Schelmengeſicht, iſt auch dieſe dir noch bekannt? — Linchen Moſer! Nicht wahr, wie du ſtaunſt? Gehört dazu doch eine wahrhaft heroiſche Entſagung, dieſelbe Braut nun zum Altare zu begleiten, um deren willen ſie einſt in jener Mondnacht ſo bittere Thränen geweint, da ſie Hermanns Poſt-

horngruß an Helene gelauſcht und ihr von all' den Milliarden Sternen nicht ein einziger himmliſcher Liebesgruß gegolten! — Aber jede Wunde findet mit der Zeit auch ihren lindernden Balſam. Und ſiehe, der Linchens trauerndes Herz wieder luſtig gemacht, der ſitzt im ſelben Wagen ihr gegenüber als Helenens Brautführer, und nebenbei auch als — Linchens eigener Bräutigam; der ehrliche Fritz Kreutzer, Hermanns vormaliger Leibburſch, und jetzt wohlbeſtallter Aſſeſſor am freiherrlich von Görz'ſchen Herrſchaftsgericht in Görzhauſen. Ihr kurzer Beſuch im letzten Sommer bei Schweſter Eliſabeth war vollſtändig lang genug, um für Lebenszeit den guten Kreutzer zu überzeugen, daß Linchens immer gleich heiterer Sinn vortrefflich ausgleichend zu ſeinem gemüthlichen Phlegma tauge. Und ſchon im nächſten Frühjahr werden ſie dem gleich heißerſehnten Ziel entgegenfahren. Nicht wahr, jetzt begreifſt du ſchon etwas beſſer, wie die eine Braut die andere ſo neidlos fröhlich begleiten konnte?

Soll ich dir auch noch von dem andern blumenbekränzten Wagen viel erzählen? Wozu denn? Ich ſage dir einfach, daß darin der bildſchöne, verklärte Bräutigam ſaß mit Vater Stark, Mutter Roſalie und Frau Forſter, und du weißt übergenug, um ſo recht mitzuempfinden, welche ſchwere Fülle von Menſchenglück die zwei ſtattlichen Roſſe über die herbſtliche Haide zogen. Auch von Hermanns und Helenens Verwandtſchaft kann ich füglich ſchweigen. Aber die vorletzte Kutſche wird dir gewiß einen freundlichen Blick entlocken. Nicht wahr, welch' liebe, alte Bekannte! Wie hätten aber auch dieſe bei der heutigen Feſtfeier fehlen dürfen? Theodor und Eliſabeth, und die herzensgute Frau Profeſſorin, des Bräutigams einſtige, treue Pflegemutter! Sag': taucht jetzt nicht bei dieſem Anblick der beiden Buſenfreunde ganze ſchwärmeriſche Jugendzeit im Hinterhaus der Schuſtergaſſe in dir auf? Wie ſind doch an dieſem Hochzeitsmorgen der Beiden ſeligſte Träume nun vollauf in Erfüllung gegangen! Und wie ſelten geſchieht das in dieſem

trügeriſchen Leben! — Doch wiß, lieber Begleiter, das Pfarrhaus in Görzhauſen iſt nun auch der Frau Moſer und Linchens liebe Heimath geworden. Hat es doch Platz genug auch für dieſe zwei, bis die Schweſter im Frühjahr in ihr eigenes Neſt hinausfliegen wird. Und die Mutter thut ja den Pfarrersleuten ſo wohl. Wie einen guten Hausgeiſt haben die treuen Kinder ſie für immer darin aufgenommen. Wie herzlich gern hätte Theodor auch der eigenen Mutter ein eben ſo ſorgenfreies Alter geſchaffen! Aber dieſe hat ſchon ſeit einem Jahr den irdiſchen Hauszins nicht mehr nöthig, den der dankbare Sohn ihr bis zum Todestage ſo redlich bezahlt. Nur die Augen konnte er ihr noch zudrücken und einen würdigen Grabſtein ſetzen laſſen. Damit war ſeine Sorge für ſie zu Ende gegangen. — Auch den beiden Schweſtern, die der reiche Bruder Adolf dringend zu ſich nach Newyork gerufen, konnte er nurmehr ſchmerzliches Lebewohl ſagen. Damit war das elterliche Haus für Theodor zerfallen. Um ſo feſter klammerte ſich ſein Herz nun an dieſe andere Mutter. Deren Alter zu verſüßen, die ihm Eliſabeth geboren, ward nun ſeine einzige, ungetheilte Sohnespflicht. Vorüber ſind nun all' ihre ſchweren Prüfungsjahre, in denen ſie voll Entſagung erſt als Koſtmutter und dann als Arbeitslehrerin fremden Menſchen gedient. Jetzt dient ihre Liebe nurmehr dem Hauſe der eigenen Kinder, und das dreivierteljährige Enkel- und Pathenkind, die kleine Emilie, warten und pflegen zu helfen, das iſt der Großmutter liebſtes Geſchäft geworden. Wie ſchwer war es ihr und Eliſabeth angekommen die herzige Kleine auf drei Tage daheim zu laſſen. Aber die wohnt indeſſen ganz vornehm im Schloß, und das edle Burgfräulein ſelber iſt ſeine ſorgliche Wärterin. Weht dir aus dieſen wenigen Worten nicht der ganze Frieden entgegen, der zwiſchen Schloß und Pfarrhaus auch noch heute, nach faſt zwei Jahren, hin und wieder geht?

Jetzt waren die Wagen dem Saume der hochgelegenen Haide

nahe gekommen, zu deren Füßen das Pfarrdorf liegt. Drunten donnerten die Böller und die Glocken schlugen festlich zusammen, wie an jenem sommerlichen Sonntagsmorgen, da Helene ihrem Hermann jene vielsagende, stumme Blumenantwort gepflückt und die Mutter unter Lerchenjubel ihre Kinder gesegnet hatte.

Aber wie ich nun auch alle Lieben unseres Brautpaares als dessen frohes Geleit dich habe schauen lassen, eine Familie vermissest du wohl dennoch! — Und hätte diese niemals gelebt, wer weiß, ob jetzt diese Brautwagen mit so glücklichen Menschen über die Haide führen. — Doch diese wartet schon drunten auf dem Platz vor der Kirche inmitten der ganzen dort versammelten Dorfbevölkerung. Mit frohen Augen schaut der Schäfer Mathias Märtens und sein Weib im besten Sonntagsstaat zum Hügel der Haide herauf, und lugt nach dem Brautzug aus, darin seines Lebens und seiner Ehre genialer, hochherziger Retter sitzt. — Und ein vierzehnjähriger Bube steht unterdessen im nebenan liegenden Gottesacker an einem Grab, dessen Kreuz er erst gestern Abend wieder mit einem neuen Kranze behangen. Und er gedenkt noch zuvor im stummen Gebet eines unvergeßlichen Todten drinnen, bevor er sich so recht dankbar mitfreuen will an der Hochzeit der Lebendigen, die ihn auf seinen neuen Lebensweg gebracht, darauf der Geist dieses Gestorbenen ihn allzeit leiten wird wie ein himmlischer Wegweiser. — Soll' ich dir wohl erst sagen, wer dieser Bube sei? — Und wie er jetzt an diesem Erdhügel steht und sinnt, denkt er an jene Geisternacht zurück, da Gott durch Wolken und Wind ihm des todten Großvaters Willen kundgethan und dieser selber sein himmlisches „Amen" auf ihn heruntergesprochen. Und du siehst es seinen großen Augen und der feierlichen Stimmung seines Gesichtes an, daß jener Alte von der Haide sein Enkelkind nicht vergeblich gesegnet hatte. — In verborgenem Fleiß und willigem Gehorsam hat der junge Schlosserlehrling seit zwei Jahren gearbeitet und gegrübelt. In gar mancher stillen Stunde ist es

über ihn gekommen, wie über nahezu flügge Adlerbrut, wenn ſie noch im Horſte ſitzt, aber doch ſchon ahnend die Kraft verſpürt, einſt die höchſten Bergesſpitzen umkreiſen zu können. — Der Meiſter hat vor Staunen gar oft ſchon den Kopf über ihn geſchüttelt, und die Geſellen haben gewitzelt und geſpöttelt, wenn ſein mechaniſches Genie in den Feierſtunden ſich in der Erfindung neuer Schlöſſer verſuchte. Aber als er ihnen endlich das fertige Hochzeitsgeſchenk für Hermann und Helene vorgezeigt, und ſie das geſperrte eiſerne Käſtchen auch mit all' ihren Dietrichen nicht öffnen konnten, da war es ihnen, als ob dieſer Lehrling ihr überlegener Meiſter ſei und ſie ſelber als Lehrlinge vor ihm ſtänden. — Ob wohl auch ſein todter Großvater mit ihm zufrieden geweſen? — Gewiß, er war's. Der Fritzel wußte das ganz genau. Jetzt that ihm nimmer Noth, den Herrn Himmels und der Erde durch Wolken und Wind darum zu fragen. Jetzt redete dieſer zu ihm in ſeinem eigenen Herzen, das ihm jeden Tag gerade ſo deutlich ſagte, wie einſt in jener Nacht der Vollmond und Novemberſturm, daß ſein Leben von jenem Todten noch immer geſegnet ſei. —

Des Hochamts Klänge, unter denen das Brautpaar eingeſegnet worden, ſind längſt verweht. Die Trauringe, die aus jenen in der Schäfertruhe einſt ſo verhängnißvoll aufgefundenen zwei Goldreifen nach Hermanns poetiſchem Gedanken umgeſchmiedet worden, ſtecken bereits beglückend an den für immer ineinander gelegten Händen. Getrocknet ſind all' die Thränen heiliger Freude, die unter der Anrede deſſelben Dechants alle Augen naß gemacht, der einſt den jetzigen Bräutigam getauft und zuletzt für ihn der ſeligen Dorothee ſo wohlgemeinte Auguſtinusmeſſe geleſen. Verklungen ſind die Trinkſprüche bei dem frohen Hochzeitsmahle, von denen der treue Freund, Pfarrer Faber, in begeiſterter Rede dem jungen Paar den erſten ausgebracht, mit echteſtem Golde jetzt heimzahlend, was einſt Hermann zur Verherrlichung von Theodors eigener Hochzeit beigetragen. Auch die Schäferleute mit dem Fritzel

saßen als Gäste an der Hochzeitstafel. Nach Frau Forsters und aller Anderen edlen Meinung hatte das wunderbare Geschick, das sie mit diesem Feste verbunden, sie auch heute wieder völlig ebenbürtig gemacht. — Nur wie aus weiter Ferne klingen mir noch die lustigen Weisen ans Ohr, die, von den Dorfmusikanten Abends im großen Saal aufgespielt, sogar den alten Vater Stark verlockt hatten, mit Frau Forster und der reizenden Schwiegertochter ein unbeholfenes Tänzchen aus alten Zeiten wieder zu versuchen. Wie schalkhaft und witzig war er doch an diesem Abende geworden, welch' frohes, glückliches Kind in der Hülle schneeweißen Alters! Ich sehe im Geiste sie Alle durch den nächtlichen Reichswald wieder heimfahren, die neuvermählten Kinder, wie die in alter Treue bewährten Eltern. Und als sie dann durch den Hohlweg gekommen, flüsterte jener Eichbaum mit seinen spärlichen Blättern durch die stumme Herbstnacht auf Alle nieder: „Glückliche Menschen!“ . . . . .

Ward das jetzt und für die nächste Zukunft ein wahres Wort! Denn wo gab es damals weit und breit noch ein Haus, worin das Glück, dieser sonst so unstete Begleiter des Menschen, sich noch wohnlicher niedergelassen hätte, wie in diesem echt deutschen Erkerhaus am alten kaiserlichen Rittersberge? Aber freilich, wo aufrichtige, herzliche Liebe waltet, wo heiterer Friede mit allen Menschen und dem eigenen Herzen des Hauses Luft durchweht, da ist auch das Glück, jenes echte, innere, das tief in der Seele wohnt, gar gerne daheim.

Neben alledem mußte man es aber doch auch mit so zarter Klugheit darin zu erhalten wissen, wie die lebens- und herzenserfahrene Mutter Rosalie.

Wie manchen Eltern wäre es im ähnlichen Falle vielleicht so einfach und naturgemäß erschienen, das junge Ehepaar bei sich gleichsam beständig zu Gaste zu haben, oder wenigstens gegen Entgelt am Tische der Kinder mitzuessen. Und wie dankbar dürfte

dann nicht die junge unerfahrne Frau darum ſein, wenn die weiſe, gewandte Schwiegermutter beſtändig und überall um ſie wäre, der Wirthſchaft Beaufſichtigung mit ihr zu theilen, ihr in allen Zweigen des Haushaltes rathend und helfend beizuſtehen, und ſie in ſeine geheimen Vortheile belehrend einzuweiſen! Aber ein getrennter Haushalt, oder gar noch abgeſonderte Tiſche unter einem und demſelben Dache, zwiſchen Eltern und Kindern, wie naturwidrig und ungemüthlich! Und obendrein die nutzloſen Mehrkoſten einer doppelten Wirthſchaft! Welch' ſinnloſe Verſchwendung! —

Aber ſeltſam! Alle dieſe ſo natürlich klingenden Sätze wurden von der Frau Doctorin Roſalie Stark von Grund aus verworfen, und voll der feſteſten Ueberzeugung von der Wahrheit des geraden Gegentheils. Und ſie war doch gewiß eine in allen Lebenslagen immer gleich verſtändige Frau, das Muſter einer guten Wirthſchafterin, und ein Herz ſchlug in ihrer Bruſt ſo voll ſorglicher Liebe, wie wenig Müttern.

Zweifle Niemand daran, daß es auch ihrem liebebedürftigen Herzen hundertmal traulicher geweſen wäre, jede Stunde jetzt mit den jungen Eheleuten zu theilen und in gemeinſamer Zwieſprache des Mahles Behagen zu genießen. Und noch viel mehr wie ſich ſelber hätte ſie das dem guten, alten Vater gegönnt, in deſſen fünfzigjährige Tagesordnung ſein ungewohnter Ruheſtand ohnedem eine ſo empfindliche Lücke geriſſen. Aber die Lehre vom Opfer, in der ſie einſt ſo beredten Mundes den Sohn unterwieſen und die ſie an ſich ſelber hundertfach im Werke bewährt, dieſe zeichnete ihr jetzt auch in dieſer zarten Lebenslage den richtigen Weg vor, und gab ihr Kraft, ihn Tag für Tag heiteren Antlitzes zu wandeln. Und auch der gute Vater Stark wollte jetzt, nachdem er dem Sohne das höchſte Opfer gebracht, ſeine Arbeit und ſeinen Beruf, auch im mindern des Alleinwohnens mit Mutter Roſalie nicht zum ſelbſtſüchtigen Schwächling werden. Wie leicht wäre es ihnen beiden zwar geworden, von ihren Elternherzen dieſes Opfer

fern zu halten! Hermann und Helene dachten ja ſelber nicht im mindeſten daran, es von ihnen zu fordern. Nein, das gerade Gegentheil hatten ſie von ihnen förmlich erbeten. Und doch, die treuen Eltern gewährten ihrer Kinder Bitte nicht, ſo wehe ſie damit auch dem eigenen Herzen thaten. Aber die Liebe zu ihnen war eben ſtärker, als zum eigenen Ich.

So hatte noch vierzehn Tage vor der Hochzeit Helene bei einem flüchtigen Beſuch überm Mittageſſen gar herzlich geſagt:

„Aber nicht wahr, liebe Eltern, ſo wie wir heute traulich beiſammen ſitzen, ſo bleibt es auch ſpäter? Es wird nicht das Mindeſte geändert.“

Sogleich war auch Hermann eingefallen: „O natürlich; wir werden doch nicht an getrennten Tiſchen eſſen wollen; das wäre mir ein ſchönes ungemüthliches Zuſammenwohnen!“

Aber Mutter Roſalie erwiederte mit einem kaum bemerkbaren ſchmerzlichen Zug in ihrem liebreichen Geſichte:

„Wie freut es mich, daß ich euch ſo zu uns reden höre, und wie ehrt es euer kindliches Herz! Sagt uns dieſes liebe, einfache Wort doch mehr als alles Betheuern, wie ihr auch als Mann und Weib noch immer unſere guten Kinder bleiben wollt. Aber nehmt mir's nicht übel und ſcheltet uns darum nicht lieblos! Wir müſſen es doch künftighin anders zwiſchen uns halten.“

„Anders? Aber wie und warum denn?“ fragte Hermann betroffen.

„Das thäte mir aber leid,“ ſagte mit weichem Tone Helene.

Vater Stark ſtellte das Glas, daraus er eben trinken wollte, wieder vor ſich hin und ließ in ſtummem Sinnen das Auge darauf ruhen.

Die Mutter fuhr weiter:

„Meine lieben Kinder, verſteht mich recht! Nicht unſertwegen müſſen wir das ſpäter anders halten, aber um euertwillen. Sieh', liebe Helene, wenn du als Hermanns Frau nun bald hier

einziehſt, dann wohnſt du nicht bei uns, ſondern wir wohnen bei euch. So iſt es unſer Wille. Und dann mußt du in deinem jungen Eheſtand die unbeſchränkte Herrin deines Haushaltes ſein, wie ich es in dem meinigen geweſen und auch bleiben will. Glaube mir, liebe Tochter, es wäre ebenſo wenig gut wie rathſam, wenn wir unſere beiden Wirthſchaften in eine einzige verſchmelzen, als wenn wir die unſere völlig aufgeben und in der eurigen leben würden. Denn der höchſte Reiz einer jungen Ehe beſteht darin, daß Mann und Frau, ſowie ſie ein Leib und eine Seele geworden, nun auch völlig auf ſich angewieſen in ihrem eigenen, ungeſtörten Haushalte miteinander leben. Wir Eltern haben ſeit langen Jahren unſere liebgewordenen Gewohnheiten und Bedürfniſſe, ihr müßt als junge Eheleute die eurigen erſt allmälig gegenſeitig kennen lernen, und unſere und euere müſſen ſtreng auseinander gehalten bleiben. Denn, liebe Tochter, du haſt vollauf genug zu thun, deinem Hermann ein recht liebes Daheim zu ſchaffen und es ihm mit all' den großen und kleinen Zeichen zärtlicher Liebe ſinnig auszuſchmücken. Das iſt ja des jungen Eheſtandes ſchönſte Poeſie. Wie ſollten wir dir nun dieſe verkümmern wollen, dadurch, daß du auch noch für uns und alle unſere alten Gewohnheiten zu ſorgen hätteſt? Nein, liebes Kind, wir alten Eltern haben dieſen Reiz der Ehe ungetrübt genoſſen, da wir ſelber jung geweſen, und Gottlob, wir genießen ihn noch heute. Aber auch du ſollſt deines Hermanns Frau werden in deinem eigenen, durch uns ungeſtörten Haushalt, mit allem Recht und vollem Reiz einer jungen Ehe, wie das dir von Gott und Rechtswegen gebührt Und dann machſt du uns erſt recht glücklich als unſere glückliche Schwiegertochter."

Da ergriff Helene Mutter Roſaliens Hand und küßte ſie. Eine ſtumme Antwort! Aber wie viel ſagte ſie? Auch Hermann antwortete nichts, als ein inniges: „Gute Mutter!" Und mit dem alten Vater ſtieß er an unter der ehrerbietigen Rede: „Auf

dein Wohl, mein liebster Vater!“ Wie der dem Sohne schweigend Bescheid that, perlte eine Thräne in sein Krystallglas.

Mutter Rosalie hatte noch mehr zu sagen:

„Und dann, meine lieben Kinder, noch Eines: Ihr meint nun wohl, daß ihr euch in diesen zwei Brautjahren von Grund aus habt kennen, verstehen und vertragen lernen. Wie schön ist solch' ein Glaube! Aber auch in eurem Ehestande wird doch wohl noch manch' neue Lage des Lebens und manche Stimmung kommen, in der ihr immer wieder aufs neue lernen müßt, einander zu verstehen, und Eines dem Andern zur Bewahrung des ehelichen Friedens zu verhelfen. So gar kinderleicht ist diese Kunst nicht immer, meine Kinder! Aber am leichtesten wird sie doch dadurch, wenn Mann und Frau sogleich sich immer aussprechen können, ohne jeden Zuhörer oder Zwischenträger. Das ist eine uralte Erfahrung. Der Eheleute eigenes Herz ist immer der allerglücklichste Friedensstifter. Und seht, gerade der Morgenkaffee, das Mittag- und Abendessen, das sind so vor Allem die Tageszeiten, da sollen junge Eheleute allein gelassen werden. Das Gegentheil thut nicht gut. Und wenn sie auch gar nichts Wichtiges dabei zu reden hätten, und wenn alle Menschen zuhören dürften — aber schon die Stimmung ist eine andere, ob Eheleute allein am Tische sitzen, oder nicht. Ja, selbst, wenn sie nur von ihrer Liebe zu einander zu reden hätten, selbst dann ist es besser, wenn sie es nur allein sich sagen dürfen. 's ist immer noch was Anderes, ein lieber Blick, ein Kuß, ein zärtliches Wort, nur Aug' in Auge, als im Zugegensein von Dritten, und seien es selbst die eigenen Eltern. In späteren Jahren macht sich das Alles leichter. Aber so lange die Ehe und ihr Verständniß noch im Werden ist, solange sollen die zwei jungen Herzen allein gelassen werden. Und die Eltern, die das nicht begreifen, die nenn' ich unvernünftig und voll Selbstsucht. Aber wir Zwei wollen in unsern alten Tagen für unsere Kinder erst recht nach wahrer Weisheit trachten,

auch wenn sie uns ein Opfer kostet. Nicht wahr, Alter, du bist ja mit dem größten Opfer vorausgegangen und so hab' ich dir auch jetzt nur aus dem Herzen geredet? Komm! Gieb mir deine Hand!"

Genau nach diesem verständigen Programm der liebreichen Mutter Rosalie war nun auch das Leben des jungen Ehepaares geregelt worden. Hermann und Helene bewohnten jetzt, außer Vater Starks früherem Arbeitszimmer und der Kanzlei, ausschließlich die große Erkerstube und das sogenannte „schöne Zimmer" nebst vier anderen Gemächern. Die Eltern zogen sich auf drei früher fast unbewohnte und nun recht freundlich hergerichtete Gastzimmer zurück, die halb auf den Rittersberg, halb auf den Blumengarten hinausgingen. Eine frühere Kammer war für sie zur Küche eingerichtet worden. Selbst der Eintritt zu dieser neuen Austräglerwohnung war mit einer eigenen geschlossenen Gangthüre versehen. — Daß aber Helene auch in ihrer ganzen Einrichtung nur das Gefühl habe, in ihrem eigenen Hause zu schalten und walten, so waren, weil Hermann es sich so ausgebeten, nur die alten Ahnenbilder in der Erkerstube, der väterliche Schreibtisch und die Registraturschränke in der Kanzlei in den neuen Haushalt übergegangen. Auch das große Seegemälde durfte nicht fehlen. Es lag zu viel Erinnerung an die Kindheit darin. Aber die ganze andere Einrichtung, von den sammtüberzogenen Mahagonimeubeln des Staatszimmers bis zum letzten fichtenen Küchenschrank, war als Helenens reiche Aussteuer in das Erkerhaus eingewandert. So hatten es die beiden Mütter wohlweislich für ihre Kinder verabredet. Nicht mit fremdem, veraltetem Hausrath, der ihrer Gewohnheit und Erinnerung ferne stand, sondern mit der eigenen Mitgift sollte die junge Hausfrau heran- und mit dieser zusammenwachsen, daß sie ihr lieb bleibe bis ins späteste Alter. Spürte doch Frau Rosalie nun selber gar gut, wie fest das Herz mit solch' todtem Hausmobiliar zusammen-

hänge, als ſie ſich von ſo manch' entbehrlich gewordenem Stück, für das der Raum zu eng geworden, trennen ſollte. Aber ſie machte ſich dieſes Losreißen dadurch leichter, daß ſie das Beſſere an ihre Verwandten verſchenkte, und mit dem andern minder Werthvollen manch' eine Kammer ihrer Armen ausſtattete, die es ſchon deßhalb hoch in Ehren hielten, weil es aus ſo wohlthätigen Händen gekommen war. Um Geld wurde kein einziges Stück weggegeben. Sie fürchtete ſich ordentlich, durch ſolche Liebloſigkeit eines davon zu kränken, als ob es bewußte, zartfühlende Weſen wären, die ſie ſo lange Jahre in Freud' und Leid ihres Hauſes beherbergte.

So lebten beide Ehepaare, das alte und junge, von einander getrennt, und doch ſo nahe beiſammen im Raume des Hauſes und der Herzen — treuer Gattenliebe Morgen und Abend an einem und demſelben Himmel heiterſten Friedens. Und ein Winter zog jetzt hier ein, ſo reich an aller Poeſie deutſchen Familienlebens, wie wohl noch von keinem zuvor dieſes ehrwürdige Bürgerhaus umſtürmt und beſchneit worden war.

Wohl hatten ſeine feſten Mauern ſchon ſeit Jahrhunderten gar viele brave, fleißige, tüchtige Menſchen beherbergt. Streng' Gottesfurcht und kernige Bürgertugend hatten darin ihren altgewohnten Sitz. Gerade, ehrliche deutſche Denkart, wie herzliches deutſches Gemüth, waren in dieſem altväterlichen Daheim von jeher kräftig aufgeblüht. Denn es wehte drinnen allezeit ſo geſunde friſche Luft, wie draußen im würzigen Reichswald. Derbe patriarchaliſche Einfalt des Lebens ging Hand in Hand mit einer beſchränkten, aber auch befriedigenden Weltanſchauung, und die frühere Kaſtenklaſſe der „Altdahieſigen" hatte im Erkerhaus am Storchthurm ſtets ihren reinſten Nachwuchs fortgepflanzt.

Mit Helenens Eintritt war aber jetzt ein neuer, höherer Geiſt des deutſchen Hauſes in dieſe zuvor ſo ſchlichte Bürgerwohnung eingekehrt.

„Eine gebildete deutſche Frau!“ — Welch' vielbedeutendes Wort! Wie vielfacher Auslegung fähig und wie vielfach mißverſtanden! Doch auch wie ſchwer, ſeinen ganzen Inhalt zu erklären!

Aber dieſes weiß ich: daß die Frau alle Kräfte des Verſtandes und Gemüthes an die beſeligende Aufgabe verwende, den geliebten Mann auch zu einem glücklichen zu machen, und ihr Herz ihm zum trauteſten Daheim zu ſchaffen; daß ihr Haus der liebſte Wohnſitz all' der Freuden und Wünſche, ihres Glückes und Stolzes ſei; daß ſie darin des Glaubens Himmelsflamme als reine Prieſterin unterhalte, mit ihrer ſtillen Tugenden Glanz es wie eine heilige Lampe durchleuchte, und, an ihrer Pflichten Webſtuhl unverdroſſen ſitzend, nur Frieden und Segen wirke mit frommen Fleißes lautloſer Hand — das nenne ich den geweihten **Grundbau aller Frauenbildung.**

Und auch deſſen bin ich mir nicht minder klar bewußt: ſpräche drum eine deutſche Frau fremder Länder Sprachen mit ſo meiſterhaftem Accent, daß man ſie auf den Boulevards von Paris, in den Salons der Londoner Ariſtokratie und auf dem Monte pincio der Siebenhügelſtadt für eine Eingeborne des Landes hielte; wüßte ſie Beethoven und Bach mit ſo tiefem Verſtändniß zu ſpielen, wie der gefeiertſte Virtuos, und wäre ſie in den Werken aller großen Denker und Dichter daheim — aber fremd im eigenen Hauſe, eine unwiſſende Stümperin in der ſegensreichen Frauenkunſt, dem Mann ein beglückendes Weib, den Kindern eine erziehende Mutter, und ihres Hauſes Pflichten eine opferfreudige Vollſtreckerin zu ſein — ich würde ſolchem Weibe hundertmal den Titel zugeſtehen: einer hoch- und feingebildeten Weltdame, aber den einer gebildeten deutſchen Frau — niemals!

Das deutſche Haus, das iſt ſeit uralten Zeiten der heilige Boden, darin unſeres Volkes beſtes Leben wurzelt, Blüthen treibt und Früchte trägt. Und nur ſolche Frauen thun dem Volke vor Allem noth und wohl, und ſind ſeiner Gegenwart und Zukunft

Segen; nur solche zählen mit zu lebendigen Gliedern der nach Einheit und Freiheit ringenden Nation, die als treue Wächterinnen der Zucht und Sitte, als Herzenslust und Stütze des schaffenden, streitenden Mannes, und als der Kinder erziehendes Vorbild, ihres deutschen Hauses freudig warten. Die hochgebildete Weltdame, die in undeutscher Art ihres Hauses Pflege mißachtet, sie hat keinen Theil an ihrem Volk und seiner Entwicklung, denn sie gibt den besten Theil ihrer weiblichen Mission verloren.

Gesegnet sei darum auch jede deutsche Frau, und der Dank des Vaterlandes gebühre jeder, deren Bildung auf diesem geweihten Untergrunde der Familie ruht! Mag sich nun darauf ein nur schlichter Bau erheben mit schmucklos reinlichen Wänden und niedrigem First, oder prächtig schimmerndes Säulenwerk bis zum stolzen Giebel ragen, gleichviel! Das bescheidene Haus, wie der reiche Palast, sie seien beide gleich geehrt und gesegnet, sind sie nur harmonisch aufgebaut auf solchem gleichen Fundamente! —

So hatte die eine der beiden Frauen des Erkerhauses nur in ihrer Muttersprache zu lesen und schreiben gelernt; das ganze Gebiet ihrer musikalischen Kunst beschränkte sich auf die Harmonielehre des Herzens, und ihr Literaturstudium gipfelte in dem goldenen Buch von Thomas a Kempis. Die andere sprach und schrieb mit Leichtigkeit französisch und englisch. Die Tonwelt unserer größten Meister war ihrer Hand und Empfindung eine vertraute Heimath, und auch auf den geistigen Höhen unserer Dichterheroen war sie keine Fremde geblieben. — Die eine hatte niemals einen Schritt außerhalb der Marksteine der stillen Provinz gethan, die andere den betäubenden Weltlärm an der Seine und Themse gehört, den Nebel des ernsten Schottland und Neapels sonnenheiteres Paradies geschaut.

Und doch, wer Mutter Rosaliens Leben als Hausfrau, Gattin und Mutter nun durch schier dreißig Jahre mitdurchlebt, wer wollte, die Hand aufs Herz gelegt, jetzt sagen, sie sei keine

gebildete deutſche Frau? — Ich wenigſtens behaupte ſogar: ſie war deren ein Muſterbild. Das Ideal hat eben ſeine engen und weiten Kreiſe. Es wohnt auf des Geiſtes niederen Hügeln, wie auf ſeinen höchſten Bergſpitzen. Und nur gediegene Echtheit und der Durchbildung ſchönes Ebenmaß iſt ſein überall gleich ſtrenges Gebot.

Aber je weiter des Ideales Begrenzung, um deſto ſchwerer iſt ſein Inhalt auszufüllen. Und je reicher begabt und höher durchgebildet der Geiſt der Frau, um deſto gefährlicher, den verlockenden Reiz des Wiſſens und eines beſcheidenen Herzens opferfreudiges Lieben, die begeiſternde Pflege der Kunſt und des Hauſes einförmig ernſte Pflicht zum ſchönen Gleichmaß eines deutſchen Frauenlebens zu verſchmelzen. Die Frau, die auch in dieſer allerſchwerſten Kunſt fertige Meiſterin geworden, ſie hat das höchſte und weiteſte Ideal deutſcher Bildung errungen, und neidenswerth das geſegnete Haus, darin ſie als Weib, Mutter und Herrin ihr hohes Frauenamt verwaltet!

Dieſes weiteſte Frauenideal, das war das bewußte Ziel, zu dem Geiſt und Herz der jungen Doctorin Helene Stark hinanſchaute, und dem ſie ſchon entgegenſtrebte, kaum ſie nur die jungfräuliche Myrthe aus den entſchleierten Locken geſtreift, und als des Erkerhauſes nunmehrige Herrin deſſen traute Schwelle betreten hatte.

Die allerſchwerſte Frauenkunſt habe ich vorhin die Erreichung dieſes höchſten Ideales genannt. Und wer, der das Leben kennt, möchte mir widerſprechen? Und doch — ich will immer nur die ſchlichte Wahrheit ſagen — wie kinderleicht fand Helene gleich anfangs ſich darin zurecht! Und wie erklärlich war das bei ihrem ganzen, ſo glücklich angelegten Weſen!

Wenn ein großer Gedanke dem echten Genius ſich mühelos offenbart, als ſei plötzlich ein Schleier vor ſeinem inneren Auge hinweggeſtreift worden, wie muß das Talent mit forſchendem

Fleiße sich abmühen, dieselbe Geisteswelt zu schauen, und dann oft nur mit getrübtem Blick! Und wie bleibt sie dem Unbegabten stets ein verschleiertes Geheimniß! — Aber auch die Begabung des Herzens ist gar verschieden vertheilt. Das eine nimmt sich Alles leicht und vollbringt es spielend, während das andere schwerfällig sich daran abmüht und doch nur halbe Arbeit schafft. Dem einen zeigt das Leben, so lang als nur möglich, sein heiteres Gesicht; das andere sieht schon gleich anfangs immer nur dessen ernsteste Miene. Das eine weiß auch die entferntesten, sich durchkreuzenden Fäden in der Zufriedenheit Gewebe sicheren Griffes einzuwirken, während das andere verwirrt bald nach diesem, bald nach jenem tastet und dann verstimmt von beiden abläßt. Das eine geht gleich standhaft durch Wasser und Feuer, weil die Zauberflöte glücklichen Temperamentes es umklingt; und das andere wird schwermüthig bei jeder außergewöhnlichen Probe.

Das Herz der jungen Frau des Erkerhauses zählte zu den glücklichst begabten, die je in einer Menschenbrust geschlagen. Aber was ihr noch viel mehr dazu verhalf, in ihrem neuen Frauenberufe sich so schnell daheim zu fühlen, das war die geistige Aussteuer, die sie neben der anderen, leiblichen, in ihren Ehestand eingebracht hatte. War es doch nur eine ihr längst vertraut gewordene Thätigkeit im eigenen Daheim, die sie jetzt mit solcher Sicherheit in das ihr vorher fremde verpflanzte, und die Geistes- und Herzensschätze, die sie jetzt so reichlich an den Sohn fremder Eltern verschenkte, von den eigenen Eltern hatte sie alle mitgebracht. Mit einem einzigen einfachen Worte: Helene war in das Haus ihres Mannes als wohlerzogene Tochter ihres eigenen eingetreten.

Das ist ja die unermeßliche nationale Bedeutung des einzelnen Hauses, daß eines dem anderen in seinen Kindern von dem Schatze der Bildung gerade das Werthvollste neidlos überläßt; daß eine Familie der anderen zur geistigen Pflanzschule wird, und

deren Geſammtheit ſo von Geſchlecht zu Geſchlecht dem Staat und der Kirche die große Aufgabe der Volkserziehung löſen hilft. Und der ſtärkſte Ring, der das einzelne Haus an das große Vaterland kettet, das iſt ja der erhabene Gedanke, daß, wie des geſammten Ackerbaues Kulturſtand mit dem Volksreichthum Hand in Hand geht, ſo auch die reichſte Ernte an tüchtigen Männern und Frauen, dieſer noch viel werthvollere, geiſtige Nationalſchatz, alleinzig bedingt wird durch den Höheſtand in der Bildung des ganzen Volkes, zu deren Mithilfe das einzelne Haus ſo dringend berufen und verpflichtet iſt. —

War jetzt der junge Rechtsanwalt Hermann Stark in ſeinem neuen Hausſtande, von ſolchem Weibe geführt, ein glücklicher Mann geworden! Die Sehnſucht nach Veränderung, auf deren Fittig er ſich ſo oft ins Reich idealer Wünſche geſchwungen, um vor ſeinem inneren Mißmuthe ſich zu flüchten, ſie war nun ſelber himmelweit davon geflogen. Und der einzige ſehnſüchtige Wunſch beſeelte noch ſein Haus, daß jetzt ein Tag dem anderen gleichen, und keiner allzu flüchtig enteilen möge. Sie waren ja ſo ſchön!

Wohl hatte Hermann, wie du ſelber am beſten weißt, von Kind auf das unſägliche Glück genoſſen, in einem friedlichen, wohlgeordneten Hausweſen groß zu werden. Und wie viel Segen liegt darin, in ſolch' wohlthuender, heimiſcher Luft blühen und wachſen zu dürfen! Er war deſſen in ſpäteren Jahren auch vollauf dankbar inne geworden, und das Elternhaus blieb ihm allezeit der geweihte Boden ſeiner darin feſtgewurzelten kindlichen Ehrfurcht. Aber ſo iſt es nun einmal im Menſchenherzen geordnet — dieſelben altgewohnten Räume ſeiner Kinderſpiele, ſeiner Bubenjahre und Jünglingszeit, ſie erſchloſſen dem nunmehrigen Manne doch jetzt noch hundertmal tieferen Reiz und behaglichere Wohnlichkeit, als früher dem Sohne ſeiner Eltern. Denn — wer ſollte dieſes traute Geheimniß nicht verſtehen? — es war ja jetzt ſein eigener, häuslicher Herd geworden, und die Liebe ſeines eigenen Weibes waltete darin.

Und mit welch' lieber, ſtiller Poeſie verſtand ſie das! Denn kein Geſchäft iſt proſaiſch im Berufe der Frau, wenn ſie's nur im rechten Geiſte der Weiblichkeit verrichtet. Und hielte ſie ſelbſt mit eigener Hand das Zimmer vom Staube rein, oder ſtände ſie am Herd, um der Speiſen ſchmackhafte Bereitung zu überwachen — wenn ſie's nur thut, ſchweigſam und geräuſchlos, wie eine wohlthätige Fee ihr Haus beſtellend und ordnend, nur um es dem geliebten Manne zu einem immer gleich freundlichen Daheim zu erhalten, und ihn bei jeder Mahlzeit nach der Arbeit Mühen als aufmerkſame Hausfrau zu bewirthen.

Aber das war lange nicht Alles, was Helene ihrem Hermann aus dem reichen Schatz ihres Herzens bot. Setzte ſie doch darin nur eine liebe Gewohnheit aus der Heimath fort, deren Unterlaſſung ihr viel ſchwerer geworden wäre. Und freute ſie's auch herzlich, wenn ſie ſah und hörte, wie Hermann in ſeinem treuen deutſchen Gemüth es verſtand, ihr ſorglich heiteres Walten im Hauſe dankbar zu erkennen, und behaglich an ſich ſelber zu empfinden, ſo war es ihr doch ein noch viel tieferer Troſt, daß ſie von Tag zu Tag mehr inne ward, wie ſie auch ſein Herz völlig ausfüllen und ſeinem Geiſte völlig genügen könne. All' ihre alten, quälenden Zweifel waren jetzt dahingeſchwunden. Ob ſie ſich jetzt mit ihm in heiteren und ernſten Geſprächen erging, ob ſie ihm an ſtillen Winterabenden mit ihrer ſympathiſchen Stimme vorlas in Poeſie und Proſa deutſcher und fremder Dichter und Denker, und ſie dann in gemeinſamer Begeiſterung das Alles noch einmal mit einander beſprachen; oder ob er in heiteres Lauſchen verloren vor ihrem Flügel ſaß, wenn unter ihrer Hand der gewaltigen Muſikheroen ewiger Geiſt durch die alte Erkerſtube brauste und wieder ſäuſelte — o überall und allezeit, am Morgen wie am Abend, empfand Helene das Eine: 'ich kann ihn beglücken, ich bin ſeines Herzens, bin ſeines Hauſes Stütze, bin ſeiner Arbeit Troſt und Labſal; ich bin ſeines Geiſtes

Begleiterin, bin mit ihm wahrhaftig ein Leib und eine Seele. Und dann hörte ſie ſtets die Worte ihr Haus und Herz durchklingen:

„Was uns die Meereswogen ſagen? —
Die Ströme haben nimmer Ruh';
Die Sehnſucht treibt ſie all' uns zu,
Seit ihres Rinnens erſten Tagen.
So wird von eurer Liebe Geiſt
Jedwedes Denken aufgeſogen,
Daß Alles in euch Liebe heißt. —
Das ſagen uns die Meereswogen."

Und Vater Stark und Mutter Roſalie? — Mein Gott, ſie waren ja von jeher harmloſe, in ſich beglückte, zufriedene Menſchen geweſen! Aber ſeit dieſer Engel einer Schwiegertochter, wie ſie Helene immer nannten, in das Erkerhaus eingezogen war, wurde den guten alten Leuten oft ordentlich bange, es müſſe plötzlich ein recht ſchweres Unglück über ſie alle hereinbrechen, weil ihr Leben nun gar zu ſchön geworden ſei, viel zu glücklich für dieſe trügeriſche, vergängliche Welt.

Was treue Eltern nur erſehnen und erhoffen können, das lebte jetzt als ſchönſte, reichſte Erfüllung mit ihnen im ſelben Haus. Ihr einziger Sohn, voll geſunder Schönheit an Leib und Seele, mit allen Geiſtesgaben überſchüttet, hochgeehrt in ſeiner Vaterſtadt, zufrieden und tüchtig in ſeinem Berufe, ein guter, braver, dankbarer Sohn und eines engelgleichen Weibes tief verſtandener, zärtlich geliebter Mann! — O was noch mehr?

Und zu all' dem Elternglück an ſolchem Sohne noch die Liebe ſolcher Tochter!

Wie lohnte ſich jetzt Mutter Roſaliens ſelbſtſuchtloſe Klugheit, in der ſie dem jungen Ehepaar den eigenen Hausſtand gegründet

hatte! Wie war jetzt Helene von Tag zu Tag immer mehr an sich selber und ihrem Hermann inne geworden, welchen unerschöpflichen Schatz feinster Lebensweisheit die damalige mütterliche Rede in sich geborgen! Und gerade darum drängte sie jetzt ihr fein gebildetes Herz, als Hermanns Frau dessen Eltern wo möglich noch höher in Ehren zu halten und noch zärtlicher zu lieben, besonders aber Frau Rosalien eine so liebe, dankbare, gute Tochter zu sein, wie einer wirklichen Mutter, gerade weil diese die Schwiegermutter mit solch' edler Zartheit so gar nicht an sich zur Geltung brachte. Und so umschlang die Herzen dieser beiden Frauen ein Band so innigen Vertrauens, und so harmonischer Liebe, wie zwischen Schwiegermutter und Schwiegertochter die bloße Hand der Verwandtschaft es wohl niemals weben kann. Denn wie so oft ist gerade diese schwiegermütterliche Hand viel geschickter, in des Sohnes Haus dessen Weibes Webstuhl mit allzu geschäftigem Eifer zu verwirren, statt mit klugem Liebesrath ihr im Wirken ihrer Pflichten belehrend beizustehen!

So geschah es jetzt im Erkerhause gar manchen Tag, daß Helene, so sehr sie auch ihrem eigenen Haushalte sich gewachsen fühlte, doch für Dieses und Jenes sich Mutter Rosaliens Rath oder Gutheißung erbat, blos um sich und ihr die Freude zu machen, als junge Frau und ehrerbietige Tochter ihr mütterliches Wort befolgen und dafür danken zu dürfen. Aber niemals ließ sie ihr auch nur einen Hauch von Ueberlegenheit an geistiger Bildung verspüren. Und wenn Mutter Rosalie selber dann und wann davon sprach, so wich Helene immer aus und nannte sie einmal ein so inhaltsreiches, weisheitsvolles Buch von Gattenliebe und Muttertreue, daß sie selber wohl ihr ganzes Leben lang darin zu lernen habe. — O Bildung! Was ist alle Frauenbildung ohne solch' gebildetes echt weibliches Herz, wie das dieser beiden Frauen! —

Wie war Mutter Rosalie damals ängstlich darum besorgt,

daß die jungen Eheleute in ihrem trauten Alleinſein durch ſie nicht geſtört würden. Aber wie ſelten waren dieſe dennoch allein! Außer Sonn- und Feiertagen, an denen ſie immer an gemeinſamer Mahlzeit ſaßen, bald hüben, bald drüben, wie ward noch an gar manch anderem Tage, wenn die eine oder andere Familie etwas Beſonderes zu bieten gehabt, eine überraſchende Einladung zum Mittag- oder Abendeſſen improviſirt! — Dann fuhren Eltern und Kinder wieder mindeſtens alle vierzehn Tage hinaus auf den Haidehof zur einſamen Heimath ihrer Liebe, um dort bei der andern Mutter von ihrer verlebten Brautzeit zu träumen. Und ſo verſtrich faſt kein Tag, an dem Mutter Roſaliens kluge, wohlgemeinte Verordnung nicht ihre Ausnahme gefunden hätte. Und gerade dann, wenn die jungen Eheleute in ihrer unbehorchten Einſamkeit am allerglücklichſten waren, dann zog ſie's noch am mächtigſten nach den geliebten alten Eltern, daß ſie davon Zeuge ſein ſollten. So ſprangen ſie bald zu ihnen hinüber, bald holten ſie in die Erkerſtube ſie herüber, und ſaßen plaudernd bis zur Schlafenszeit beiſammen. Helene ſpielte dann zum Schluſſe gar oft eine Sonate, ein Mendelsſohn'ſches Lied, oder ließ in freier Phantaſie den gedankentiefen Geiſt durch das Reich der Töne ſchwärmen. Dann ſaß Vater Stark gewöhnlich mit geſchloſſenen Augen ganz nahe bei der geliebten Tochter. Und ſo wenig ausgebildet ſein Muſikorgan auch ſonſt geweſen, in dieſer beglückenden Nähe, von dieſer lieben Hand ward der Töne Verſtändniß auch noch ſeinem ſpäten Lebensabend erſchloſſen. Vor Allem, wenn Vater Haydns kindliche Weiſen ſein Herz umklangen, da geſchah es ihm oft, als ſängen ſie ihm vor vom gnadenreichen Segen ſeines glücklichen Alters, vom Vorgefühl himmliſcher Freuden. Und als ſie das allerletztemal ihm ſo die Seele in heilige Träume gewiegt, da ſtand er auf, küßte ſie gar innig auf die Stirne und ſagte voll tiefer Wehmuth zu ihr: „O Helene, Gott erhalte dich meinem Sohne! Du biſt ein Engel!“

Darauf erwiederte sie lächelnd, da sie ihm die faltigen Wangen streichelte: „Ein Engel, Väterchen? O jetzt noch lange nicht! Da muß ich noch gar viel für Hermann thun und so lang und treulich ihn lieben, wie du die gute Mutter. Aber dann, dann hoffe ich durch Gottes Barmherzigkeit einer zu werden." — Kein Auge blieb bei dieser Rede trocken. Vater Stark drückte tief ergriffen seinen Mund auf den ihren. Und Hermann und Mutter Rosalie wiederholten auf Helenens Lippen den Kuß, zum Dank für diese lieben Worte....

Aber wie sagte ich doch vorhin? — „Zum allerletztenmale!" — Warum denn nur? Was war denn geschehen, daß Helene vor dem Vater zum allerletztenmale spielte?....

Fünfundsiebzig Jahre, das ist wohl ein hohes Menschenalter. Und wenn der Engel des Todes solchem Sterblichen naht, um aus dem Reiche der Lebendigen ihn wegzuführen, so wird der Natur göttliches Gesetz an ihm vollzogen, wie wenn der altersmorsche Baum zu grünen aufhört und der Axt verfällt.

Und doch, ein treuer Vater, eine fromme Mutter, und hätten sie hundert Jahre gelebt, und läge ihre ganze Lebensaufgabe vollauf erfüllt hinter ihnen, sie sterben guten Kindern doch noch immer viel zu früh. Und je länger sie ihnen gelebt, je tiefer der Kinder Herz ihr Lieben erkannt und je mehr die Zeit gekommen, um ihnen an der großen Liebesschuld gewissenhaft heimzahlen zu können, um so weher thut es dem Kindesherzen, diesem ehrfurchtsvollen Bedürfniß auf einmal entsagen zu müssen, und der Eltern Liebe mit nichts mehr fortan vergelten zu dürfen, als noch mit Thränen heiligen Schmerzes und dankbarer Erinnerung.

Kannst du dir's darum denken, lieber Begleiter, welch' tiefe Wehmuth auf einmal das Erkerhaus überkam, als Vater Stark nach diesem letzten, glücklichen Abend, an dem er Helene einen Engel genannt, sich plötzlich Morgens so schwach fühlte, daß er nur mit Mühe zum Lehnstuhl wanken konnte? — Er hatte schon

die ganze Nacht in fieberhafter Unruhe gelegen und mit beklommener Bruſt oft leiſe geſtöhnt, aber Mutter Roſaliens feſten Schlaf nicht ſtören wollen. Um ſo beſtürzter ſaß ſie jetzt vor ihm beim Morgenkaffee, ſo ſehr ſie ſich auch äußerlich zuſammennahm. Denn ſeine Züge waren in dieſer einzigen Nacht ſo zerfallen, als ſei er darin um zehn Jahre gealtert. Mit unſicherer Hand brachte er die Taſſe an die Lippen, nippte daran und ſetzte ſie wieder nieder.

„Aber, guter Alter, was iſt dir? Der Kaffee will dir ja heute gar nicht recht ſchmecken," ſagte Roſalie nur mit einem leiſen Hauch von Beſorgniß, obgleich ihr die Angſt faſt die Kehle zuſammenſchnürte. Doch ſie wollte ſie nicht um Alles ihm merken laſſen; denn ſie wußte nur zu gut, wie wenig ſie durch ihre eigene Aengſtlichkeit die ſeine vermehren durfte.

„O mir fehlt nichts, liebe Mutter, gar nichts," erwiderte er mit gebrochener Stimme. „Nur ein wenig ſchlecht geſchlafen hab' ich. Ich werde wahrſcheinlich einen kleinen Katarrh bekommen. Das hat mich ein Bischen matt gemacht und mir den Appetit verdorben."

„Nun ja, ſo wird es wohl ſein, guter Chriſtoph! Dann mach' noch ein kleines Morgenſchläfchen! Ich will ſchon recht für Ruhe ſorgen. Das wird dir wohlthun."

„Gewiß, Roſalie, gewiß! Und dann gehe ich in mein Treibhaus und ſehe nach meinen neuen Azaleen; die ſind ſo wunderſchön geworden. O dann bin ich ſogleich wieder geſund."

Damit lehnte er ſich tiefer in den Armſtuhl zurück. Zu gleicher Zeit hörte Roſalie Hermann und Helene vor der Thüre, die, wie alltäglich, zum Morgengruß herüberkamen. Schnell ging Roſalie ihnen entgegen und hatte noch gerade Zeit, ihnen zuzuflüſtern: „Kinder, der Vater iſt ſehr krank. Aber um Gotteswillen nichts davon reden!"

„Wie, der Vater krank?" fragte Hermann noch erſchrocken. Da rief dieſer auch ſchon drinnen: „Meine Kinder!" — richtete

sich höher auf mit seiner letzten Kraft und streckte ihnen die Arme entgegen: „Guten Morgen, meine lieben, guten Kinder!“

Hermann und Helene beugten sich küssend über ihn, und mußten alle Gewalt sich anthun, um ihre verrathenden Thränen gewaltsam zuhalten. So waren sie über sein verändertes Aussehen erschrocken. Aber ihre Besorgniß stand doch in jedem Zuge ihres Gesichtes geschrieben, und so matt auch sein Auge geworden, er las sie selbst in ihrem erzwungenen Lächeln und sagte sogleich mit schwacher, tiefsinniger Stimme:

„Nicht wahr, ihr guten Kinder, ich seh' ein wenig übernächtig aus? Aber habt nur keine Angst! Ich bin nicht krank, o gar nicht; nur ein kleiner Schnupfen! Wenn der nur erst herausgekommen ist, dann geht Alles wieder gut. O ich hab' eine gar zähe Natur, und Herz und Lunge ist kerngesund. Deßhalb geh' du nur jetzt ruhig auf dein Tribunal, mein guter Hermann! Du hast ja heute wieder einen recht interessanten Fall! Glück auf, mein Sohn, mach' mich wieder recht stolz auf dich! — Und du, Helene, du spielst mir heut Abend wieder von meinem lieben Vater Haydn vor, das nämliche wie gestern Abend. O solche Musik versteh' ich auch; denn diese kommt von Gott und geht zum Herzen, besonders wenn sie solch' ein Engel spielt, wie du. O es klingt mir noch immer im Ohr. Und jetzt will ich ein wenig schlafen. Vater Haydn singt mich ein. Guten Morgen, liebe Kinder! Bis zum Mittag bin ich schon wieder gesund, o ganz gesund!“

Er reichte ihnen noch die Hand. Beide küßten sie. Dann ließ er sie auf die Kniee sinken, lehnte das Haupt zurück und schlief ein. Aber der Dreien verhaltener Schmerz erwachte jetzt. Unter leisem Weinen sank Hermann an Helenens Hals und mischte seine Thränen mit den ihrigen.

„Kinder, laßt ihn allein!“ mahnte noch die Mutter voll unaussprechlicher Wehmuth. Von seines Weibes Arm gehalten, wankte Hermann hinüber. Dann schickte Frau Rosalie schnell die

Magd nach ihrem Bruder und ſetzte ſich vor dem Schlafenden nieder, als weinende, betende Wächterin. —

Sterben müſſen — ernſteſter aller Gedanken! — Wer gewöhnt ſich an ihn gerne, dem das Leben „des Daſeins ſüße Gewohnheit“ war? — Und könnte Einer auch mit noch ſo ruhigem Gewiſſen das Auge ſchließen, und wäre ſein Glaube noch ſo ſtark und gottergeben, die dunklen Pforten des Todes und der Ewigkeit unerſchloſſenes Reich, ſie bleiben auch dem Gläubigſten ſchaurig; und ſelten ſcheidet Einer wohl gerne von dem ihm vertraut gewordenen Lichte des Lebens und ſeines Herzens gewohnten Geliebten, wenn er darin froh und glücklich geweſen. Und erſt der treuliebende Vater, der Weib und Kinder verlaſſen ſoll und habe er auch noch ſo lange ſeines Hauſes Segen genoſſen, und hoffte er auch noch ſo freudig auf ein himmliſches Wiederſehen, er wird dennoch gar traurig, wenn er an den nahen irdiſchen Abſchied denkt. —

Das waren die wehmüthigen Gedanken, die heute Nacht durch Vater Starks Seele zogen, und denen er heute Morgens in ſo menſchlich natürlichem Zagen wieder entfloh, als er ſich einredete, gar nicht krank zu ſein, ſo laut ihn auch ſeine jählings gebrochene Lebenskraft an die letzten Stunden erinnerte. Jetzt lag er in dumpfem Fieberſchlafe. Aber keine wirren Phantaſien quälten ſeinen Geiſt. Vor einer goldenen Orgel ſaß er lauſchend. Die ſchwebte auf einer lichten Wolke des aufgeſchloſſenen Himmels und ein Engel ſpielte darauf in ſchneeweißem Gewande. Der hatte das Antlitz von Helene. Und Vater Haydns Melodien entquollen ihrem duftigen Geiſterfinger, nur noch viel verklärteren Tones, als er ſie geſtern Abend gehört. — So ſchlief er fort bis zum Abend, ohne jeden Schmerz, nur dann und wann bewußtlos vor ſich hinſtöhnend. Daß er auf ſeines Schwagers ärztliches Gebot ſogleich ins Bett gebracht worden war, hatte er kaum geſpürt. —

Wie furchtbar ſchwer war es Hermann heute Morgens angekommen, in ſolcher Angſt um den kranken Vater auch noch vor

den Gerichtsschranken vertheidigen zu müssen. Aber ihm war von Onkel Philipp hoch und heilig versichert worden, daß er diesen Morgen noch ganz ruhig ausgehen könne, so bedenklich es auch sonst um den Vater stehe. So hatte er noch rasch entschlossen auch dieses Opfer gebracht. Denn hätte er auf Vertagung dieser Verhandlung angetragen, so wäre der nach seiner innersten Ueberzeugung schuldlos wegen Holzdiebstahls Angeklagte, ein armer Waldhüter mit sechs Kindern, noch eine weitere Woche seiner Familie entzogen worden. Die Verhandlung, seine Vertheidigungsrede, der Dank des freigesprochenen Mannes, das Alles hatte Hermann jetzt auf ein paar Stunden aus seiner schwer gedrückten Stimmung herausgerissen. Aber bei seiner Heimkehr war sie wieder mit zehnfacher Gewalt über ihn hereingebrochen.

Wie er dann mit gebeugtem Haupte bei dem todkranken Vater saß, da meinte er wohl eine zentnerschwere Last auf seinem Herzen zu tragen. Bald sah er in betendem Sinnen ergeben vor sich hin, bald brach wieder der ganze Sturm seines Schmerzes in ihm los, und es gab ihm so heftige Stöße, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Dann vergaß Mutter Rosalie über dem jammernden Sohne völlig auf den kranken Mann, so viel hatte sie an ihm mit frommer Mahnung zu trösten. Helene hielt dann sein Haupt im Arme und suchte mit ihrer lieben Hand ihm vergeblich die Wangen wieder trocken zu wischen. — Erhabener Schmerz, der solch' starken, muthigen Mann zum weinenden Kinde macht!

Nachdem sie schon über eine Stunde in schweigendem Harren im Zwielichte gesessen, war mit dem Onkel Philipp zugleich auch der Dechant bedächtig eingetreten, der immer gleich treue Hausfreund und Gewissensrath, der Hermann schon getauft und getraut und die selige Dorothee begraben hatte. Die Bitte der Familie und sein eigenes Herz hatten ihn heut Abend hergeführt, um als Diener der Kirche mit ihren letzten, heiligen Tröstungen bereit zu stehen, und zugleich als Mensch seinem ehrwürdigen Freunde

zum letzten Abſchied die Hand zu drücken. Denn Onkel Philipp zweifelte immer ſtärker daran, ob ſein Schwager die Nacht noch überleben werde. Da indeſſen der Dechant nach kurzem Betrachten Vater Starks dieſen noch immer ſchlafend fand, zog er ſich mit wenigen Worten auch ſogleich wieder vom Krankenbette zurück und ſagte, daß er in der Erkerſtube lieber ruhig warten wolle, bis der Kranke erwacht ſei. Sein Brevier ſorge ſchon unterdeſſen, daß ihm die Zeit nicht zu lange werde. Darum ſollten ſie nur ganz ruhig ſitzen bleiben, bis es Zeit ſei, ihn zu rufen. — Daß am Sterbelager eines Vaters nur die eigene Familie die natürlichſte letzte menſchliche Umgebung ſei, und der Prieſter die ſeinige auf ſein heiliges Amt beſchränken ſolle, hatte der demüthige Dechant jetzt zwar nicht ausdrücklich geſagt, aber in ſeinem Herzen ſtille bedacht, da er mit Onkel Philipp in die Erkerſtube gedankenvoll hinüberging.

Kaum hatte jetzt Mutter Roſalie die Lampe angezündet, ſchlug Vater Stark auf einmal die Augen wieder auf, ohne noch ſeine Lieben anzuſchauen und ſagte tief aufathmend: „Ach, war das jetzt ein guter Schlaf! Wie viel Uhr iſt es denn? Ihr brennt ja ſchon Licht!“ — Mit dieſen Worten richtete er ſich ein wenig auf, und es war gut, daß der gedämpfte Lampenſchimmer der Dreien Antlitz nur ganz matt beleuchtete. So ſah er auch nicht die Spuren des bitteren Weinens, davon ihre Augen ganz roth geworden. Eines nach dem Andern trat jetzt zu ihm hin, ſo heiteren Blickes, als nur ihr Herz vermochte. Mutter Roſalie hob ihm das matte Haupt, und glättete darunter die Kiſſen. Hermann legte ſeine ehrfurchtsvolle Sohneshand auf des Vaters Stirne. Wie kalt dieſe war gegen ſeines Schmerzes innern Brand! Helene ſtreichelte ſeine verfallenen Wangen.

„Ach ſeid ihr gut und lieb mit mir, treue Mutter, brave Kinder! — Gott vergelt's euch!“

Dieſe Worte ſprach er noch mit zärtlichſter Stimme. Dann

bekam sie auf einmal einen ganz ernsten Klang und er sagte mit lichter gewordenen Augen: „Und jetzt, Rosalie, laß mir den Herrn Dechant holen! Mich verlangt nach unserm Herrgott."

„Der ist schon da, liebster Mann," sagte Mutter Rosalie, nach Fassung ringend. „Er wollte dich ohnedem ein wenig besuchen, da er hörte, daß du nicht ganz wohl seiest, und nun hat er drüben gewartet, bis du ausgeschlafen habest."

„Nun desto besser! Denn ich werde bald noch länger schlafen, und doch dabei erst recht erwachen. So soll er zu mir kommen, aber mit Allem, was einem Christen zum Sterben nothwendig ist! Und unterdessen laßt mich nur allein mit meinem Herrn und Heiland, denn ich habe mit ihm noch zu reden!"

Und die Drei schlichen leise weinend hinaus. Zehn Minuten danach trat der Dechant in das Sterbezimmer und brachte ihm die letzte heilige Wegzehrung. — Was zwischen den Beiden da noch geredet worden, wie wollte ich es sagen und wer möchte es erfahren?

Aber als der Dechant wieder hinüber in die Erkerstube trat, da sagte dieser wahrhaftige Priester christlicher Liebe: „Ich bin nun vierzig Jahre an gar manchem Sterbebette gestanden, aber in diesem da drinnen liegt der demüthigste Mann, den ich noch je zur himmlischen Reise vorbereitet habe, ein Kind von sechsundsiebzig Jahren. Darum weinen Sie, meine Lieben, daß solch' ein Gatte und Vater Ihnen nun bald nimmer leben wird; denn das ist ein gerechter, menschlicher Schmerz. Daß er Ihnen aber nun also stirbt, das sei Ihr tiefster göttlicher Trost! Und so empfehle ich sein Sterben und Ihr Leben in die gleiche Hand unseres allbarmherzigen Vaters. Gelobt sei Jesus Christus!"

„Amen!" sprachen die Drei fast lautlos. In stummem Mitgefühle drückte der Dechant noch Jedem die Hand, und verließ mit nassen Augen das Erkerhaus.

Jetzt gingen sie wieder hinüber zum Krankenzimmer. Wie

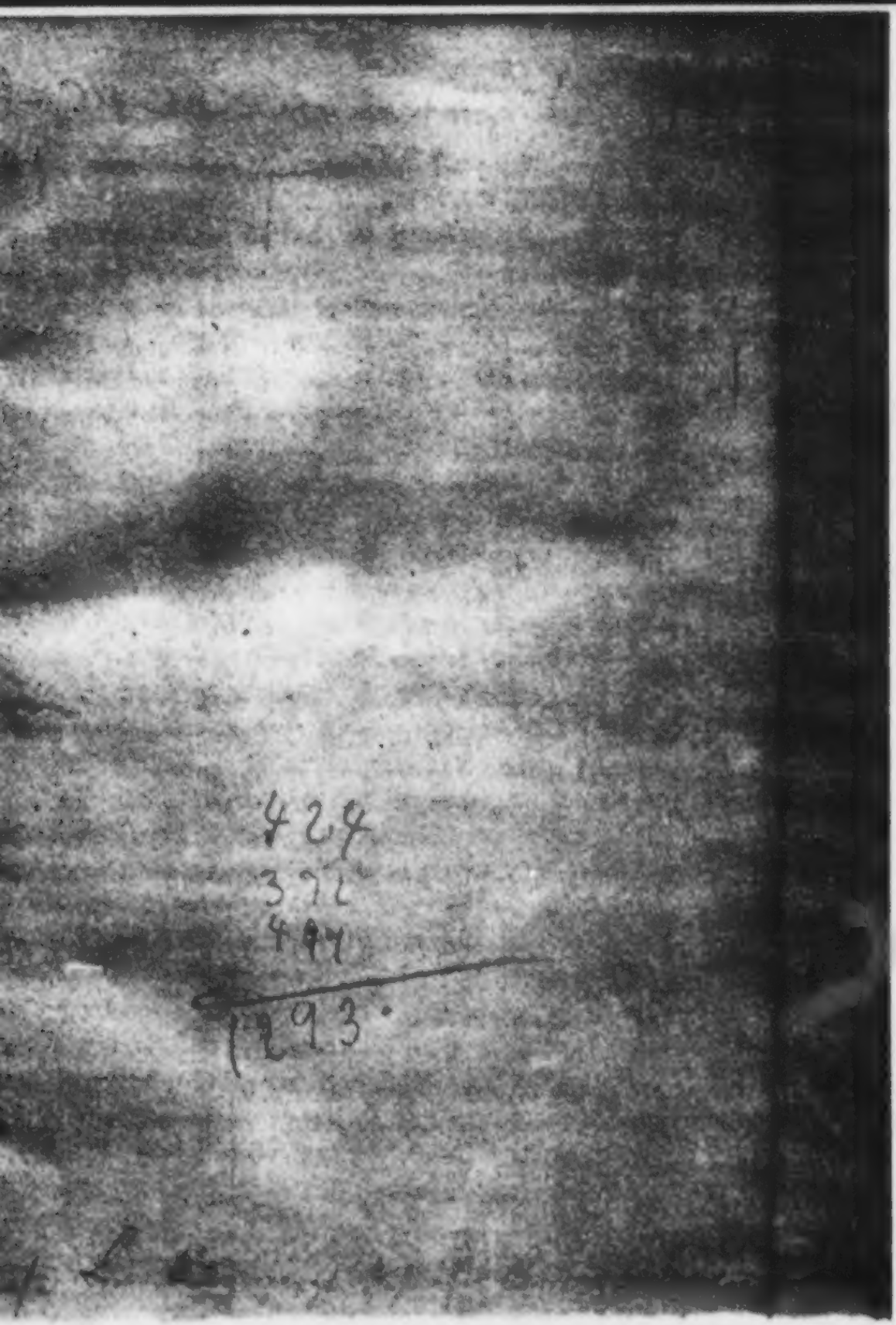
zitterten ihnen Herz und Fuß bei dieſem vielleicht allerletzten Gange zu dem treueſten aller Väter! Aber ſie wollten nicht um Alles durch ihren maßloſen Schmerz den heiligen Frieden wieder ſtören, den nun ohne Zweifel der Dechant drinnen zurückgelaſſen hatte. Wie ſie zum Bette traten, ſaß Vater Stark ein wenig aufgerichtet im Kiſſen und ſeine Hände lagen noch immer gefaltet auf der Decke. Auf ſeinem Antlitze ſchwebte eine Ruhe der Verklärung, die ſchon nicht mehr recht der Erde angehörte. Alle fühlten: der Engel des Todes hatte bereits ſeine Schwingen über ihn ausgebreitet. Ohne daß Eines das Andere dazu ermahnte, ſanken ſie nun alle Drei vor ſeinem Bett auf die Kniee, und der Sterbende legte noch mit ſeiner letzten Kraft ſeine ſegnende Hand auf das Haupt der Mutter, des Sohnes und der Tochter. Wie viel hätte er ihnen noch zum letzten Abſchiede ſagen mögen! Aber er konnte nicht mehr.

„Ach — Mutter — Kinder — Dank — Segen! — Schönes, ſchönes Leben! — Mein Gott und Heiland!“

Das waren ſeine letzten, gebrochenen Worte. Dann neigte er ſein Haupt aufs Kiſſen. Von der Stadtkirche klang der engliſche Gruß in das Schweigen des Sterbezimmers. Der letzte Glockenſchlag verhallte jetzt und Vater Starks ſchöne Kinderſeele war heimgekehrt.

Komm mit mir, lieber Begleiter! Wir wollen die Drei jetzt allein laſſen. Was willſt du auch noch dabei ſein, als ſie ſich jetzt wieder zu dem Todten erhoben und die ganze Macht ihres Schmerzes losgebrochen?

Ja weinet, weinet um den treueſten, beſten Vater! Aber noch viel ſchmerzlicher weinet um eures Hauſes und euerer Herzen mit ihm auf lange Zeit dahingegangenen Frieden!


424
372
497
293.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Hermann Stark.

Hermann Stark.

Deutsches Leben

von

Oscar von Redwitz.

Dritter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1869.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
Bibliothek

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt des dritten Bandes.

Achter Abschnitt.

In der großen Welt.

		Seite
I.	Hohe Wogen	3
II.	Das Haus Goldheim	15
III.	Der Urtheilsspruch des Salomon	41
IV.	Ade nun ihr Berge, du väterlich Haus	65

Neunter Abschnitt.

Der Sohn seiner Zeit.

I.	Ein Nachtstück	105
II.	Im neuen Haus und neuen Glück	124
III.	Der Schäferfritz und seine Lehrerin	147
IV.	Der Herzog	172
V.	Eine geheime Audienz	190
VI.	Ein zerfallenes Stammschloß	224
VII.	Ein neues Ideal des Glücks	250

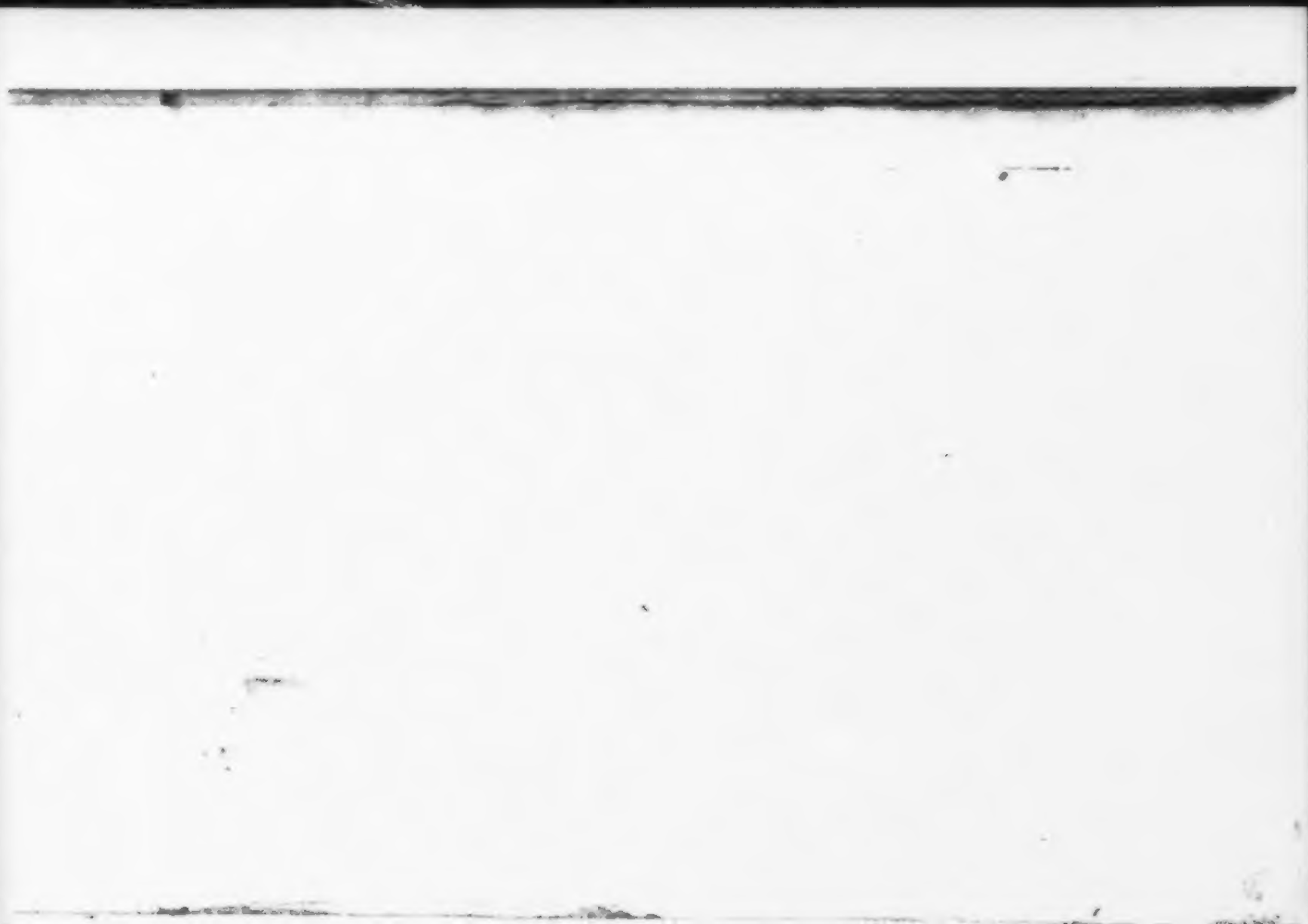
Zehnter Abschnitt.

Schutt und Aufbau.

I. Der Auszug Salomons
II. Der „Bauerndoctor"
III. Schöner Sommer und liebe Gäste
IV. Der Zauber der Freiheit
V. Am Strand und auf dem Meere
VI. Auferstehen
VII. Letzter Ein- und Ausblick

Achter Abschnitt.

In der großen Welt.



I.

Hohe Wogen.

Das war an einem Märznachmittage des denkwürdigen Jahres Achtundvierzig, als Vater Stark zur letzten Ruhe heimbegleitet wurde. Der großartigste Trauerzug, der sich vielleicht in diesem Jahrhunderte die Schloßgasse noch hinunterbewegt, folgte diesem Sarge. Und wohl selten war die ganze Bevölkerung in solch' herzlicher Trauer am Grab eines ihrer Mitbürger gestanden, dessen schönes, gesegnetes Menschenleben in der Rede des Dechants noch einmal wie ein klares, perlenreiches Wasser vorm Geist aller Leidtragenden vorüberfloß. Schlicht und ungewählt klangen die Worte des selber tief ergriffenen priesterlichen Hausfreundes, aber sie wirkten mit der ganzen Macht der Wahrheit. Jedem, der zum Rande des Grabes trat, um zum letzten stummen Scheidegruße die drei Schaufeln Erde hinunterzuwerfen, ward das Auge noch einmal feucht, das Herz wehmüthig, und auf dem Heimwege fühlten Alle, daß sie heut einen guten Mann begraben, dessen ehrenreiches Andenken noch gar lange Zeit in der Stadt werde lebendig bleiben.

Und doch, schon ein paar Tage darnach war selbst der Name des Verstorbenen wie vom Winde weggeweht. Hatten doch die dicht

gehäuften Kränze auf diesem Grabhügel kaum zu welken begonnen, und über die deutschen Lande brachen jene blutigen März-stürme los, die auch die politische Windstille dieser Provinzstadt in ihren aufregenden Wirbel rißen, daß auch das trägste Pfahlbürgerherz etwas hastiger zu schlagen begann und die fieberhafte Gluth großer Weltereignisse die Harmlosigkeit dieser kleinen Lebenskreise in betäubende Verwirrung brachte.

Aber in Hermanns Herzen tobte der Sturm des Schmerzes um den verlornen Vater doch noch viel gewaltiger, als alles Brausen der neuesten Zeit, die als prunkende Prophetin neuen Völkerglückes, vom rothen Aufruhrmantel umflogen, ihren throngefährdenden Umzug hielt. — Was war doch all' dieses flüchtige Leid der ganzen Stadt, und wäre es in einer einzigen Menschenbrust zusammengedrängt gewesen, gegen den einen riesigen Schmerz, unter dessen Wucht dieser Sohn an des Vaters Grabe zuletzt ins Knie gebrochen, der eichenstarke, geisteskühne Mann, und dann am Arme seines Onkels aus dem Kirchhofe hinausgewankt, unsicheren Fußes, als ob er nach langem Krankenlager zum erstenmale wieder einen Gang ins Freie versuchte! —

Ach, so lang er den theuersten Todten noch daheim im „schönen Zimmer" liegen hatte, im Kerzenglanz von dessen selbstgezogenen Blumen umduftet, wie von lauter lichten, schönen Gedanken seines edlen Lebens, — als eine Freundeshand nach der andern, Abschied nehmend, noch reiche Kränze um den Schrein gehangen, daß er sie gar nicht mehr alle bergen konnte, und zuletzt auch noch die schwarzausgeschlagenen Wände zu blühenden Geländen wurden — das ganze duftende Todtenzimmer ein Sinnbild seines Lebens; — da der Sohn den todten Vater noch also bei sich hatte, da konnte er doch noch immer stundenlang vor diesem verklärten, treuen Vaterantlitz knieen, und konnte mit ihm reden, als ob er ihn leibhaftig höre. Sein von wehmüthigstem Dank überfließendes Herz konnte er noch fort und fort vor ihm

ausschütten, seiner ganzen Zukunft Leben noch mit ihm berathen, alle seine Entschlüsse und Vorsätze noch ihm sagen, und, die kalte Todtenhand mit heißen Thränen benetzend, ihm noch abbitten jede trübe Stunde, damit er doch ja recht sorglos und versöhnt von ihm heimgehen könne in des Grabes ungestörten Frieden.

Ja gewiß, so lange wir den geliebten Todten noch leibhaftig bei uns haben, wenn auch stumm, taub und mit erloschenem Blick, wir haben ihn doch noch nicht so ganz und gar verloren, als wenn der Grabhügel ihn unwiederbringlich uns verschließt. Und wie auch des Glaubens göttliche Macht unser Auge nach oben drängt, nur nach dem befreiten, ewigen Geiste zu schauen, die Schwäche der menschlichen Natur klammert sich eben immer noch an die verwesliche Hülle fest, und erst, wenn auch diese uns noch verläßt, verkosten wir die Macht des Todes in ihrer ganzen Bitterkeit. —

Der schon in der Wiege der junge Cheruskerheißen, von dem jener mystische Prophet schon bei der Taufe gesagt, daß Arminius selber aus seiner Walhalla stolz auf ihn niedergeschaut, und daß der Rothbart geheimen Einfluß geübt auf dessen Gedeihen „voll urgermanischer Vollkraft" — wie hätte das zum Manne gewordene „cheruskische Kind" jetzt wohl mit brennendem Durst den Becher dieser neuen Zeit an die Lippen gesetzt, daraus auch die bedächtigsten Männer sich berauschten und als trunkene Schwärmer den Sonnenaufgang alter deutscher Herrlichkeit dem fieberhaft ergriffenen Volke verkündeten! — Der einst als schwärmerischer Knabe zur Dämmerzeit in die alte rabenumkrächzte Kaiserburg hineingelugt, voll heiliger Scheu und Erwartung, ob der Rothbart nicht leibhaftig auf dem Trümmerschutte sitze, um mit Krone und Reichsschwert herauszutreten, und dem deutschen Volk ein neues Reich zu gründen — wie hätte der wohl jetzt mit begeisterter Manneskraft die Fahne hoch emporhalten helfen, daran der deutschen Reichseinheit gleißendes Diadem gehangen, daß

ſelbſt die klarſten Augen, davon geblendet, ein neues, goldenes Zeitalter dämmern ſahen von nie genoſſener Freiheit und nie beſeſſener Macht! —

Aber der junge Adler, der ſonſt wohl mit ſo kühnem Fittig wie nur Einer in dieſen erfriſchenden Lenzſturm nationaler Auferſtehung ſich mit emporgeſchwungen hätte, der lag jetzt am Boden mit wunder Bruſt und lahmer Schwinge, und nur wie aus weiter Ferne vernahm ſein Ohr des vermeintlichen Völkerfrühlings Brauſen. Der Mann in unſerm jungen Helden war völlig aufgegangen in dem Sohn und der Sohn hatte keinen anderen Gedanken als den einzigen: „Mein Vater iſt todt!“

Mög' ihn Keiner darum mattherzig und weibiſch ſchelten, was er ſein Lebtag nicht geweſen. Die bittere Macht des Todes ſchlägt eben auch den muthigſten Mann zu Boden, wenn ihm das rechte Herz für den Verſtorbenen im Buſen geſchlagen; und jene Söhne, die in des Vaters offenes Grab ſogleich ihren Kindesſchmerz mit hinunterſchaufeln laſſen, das ſind wahrhaftig die ſtärkſten und edelſten Männer nicht.

Was war ihm aber auch Alles in dieſes Grab mit hinabgeſunken! — Komm, lieber Begleiter, wie ſchon früher einigemal, hör' auch jetzt ihn ſelber, wie er ſein übervolles Herz ſeinem Freunde Theodor ausſchüttet!

Das Blumenbeet auf Vater Starks Grabhügel, das im Frühling und Sommer die ſchönſte Zierde des Friedhofes geweſen, hat ſchon der erſte Reif getroffen und die Trauerweide, die über den Leichenſtein ihre ſchlanken Zweige breitet, ſchwankt vergilbt im Herbſtnebel. Nur Hermanns Wehmuth ſteht noch immer in vollſter Blüthe. — Doch ich wollte ja ſeinen eigenen Brief dir erzählen laſſen. So greife ich mitten hinein.

„. . . . . Ja, liebſter Freund, wenn ich allein um den verlornen Vater trauerte, ſo wäre es wohl jetzt an der Zeit, daß

sich aus dem nachweinenden Sohne wieder der starke Mann herausarbeite und getrockneten Auges ins Leben schaue, dem er angehört und dem er dienen soll mit all' seinem sittlichen Muth und all' seiner geistigen Kraft. Du hast ganz Recht, mir das mit solch' ernster Mahnung vorzuhalten. Aber auch ich muß immer wieder das Eine dir wiederholen: das ist es ja eben, daß sie in diesem Sarge nicht nur meinen fünfundsiebzigjährigen alten Vater, sondern auch die ganze, junge Stärke meiner inneren Befriedigung mit hinausgetragen haben. — Ich verlange von keinem Menschen der Welt, daß er dieses Seelenräthsel verstehe. Nur von dir allein; und auch dir allein sag' ich es. Denn vor den zwei andern Herzen meiner Mutter und meiner Frau, die es außer dir noch zu lösen vermöchten, verschließt mir meine Liebe den Mund. Mein Geständniß müßte sie nur kränken und bekümmern. Das kann und darf ich nicht. So bist denn du die einzige Seele auf Erden, mit der ich darüber reden kann. Hör' mich jetzt!

Theodor, du weißt, wenn ich mich einer Mannestugend mit gutem Gewissen rühmen kann, so ist es die Wahrhaftigkeit, das kostbarste Erbtheil meines seligen Vaters, dieses rührenden Musterbildes innerlicher Treue. Von Kind auf habe ich dir jede Falte meines Innern offengelegt, die dunklen so rückhaltslos, wie die lichten. Jeden innerlichen Streit, jedes freudlose Ungenügen, jedes stürmische Ringen, deinem treuen Herzen hab' ich Alles anvertraut und an ihm Verständniß, Mitgefühl und Erhebung gesucht, auch wenn ich vor allen andern Menschen geschwiegen. Und hatte das Leben meine heiße Sehnsucht nach Glück und Frieden vollauf gesättigt, du warst wieder der Erste, dem ich solch' heitere Botschaft entgegengejubelt. Und so durchströme auch heute kein einziger Blutstropfen mein ruheloses Herz, den du nicht sollst kennen lernen. Ach Theodor, laß es mich mit einem einzigen, furchtbar einfachen Worte dir sagen: mein Friede ist dahin! — Ja, nicht wahr, wer dieses dunkle, häßliche, gott-

loſe Räthſel doch verſtehen ſollte? — Ich habe mir ein Weib errungen, gleich ſchön an Leib und Seele, gleich groß im Herzen wie im Geiſt — ein echt deutſches, tief weibliches Weib vom Scheitel bis zur Sohle; ein Weib, das mich liebt mit allen Kräften ihres Gemüthes, das in ihres Hauſes Niederung mit freudigem Fleiß auch die kleinſte Pflicht beſorgt, und auf meines Geiſtes höchſten Pfaden mit ihrem Verſtändniſſe mir muthig zur Seite geht. Ich habe noch eine Mutter am Leben, du kennſt ſie ja ſelber, ach, eine ſo gute, fromme, weiſe, ſtarkmüthige Mutter, die immer nur ganz heimlich ihre Wittwenthränen weint, nur daß ſie mit trockenem Auge mein eigenes Leid verklären kann. Ein wohlgeordnetes, gediegenes Hausweſen ſtillt alle meine leiblichen Wünſche. An den Augen ſehen ſie mir's ängſtlich ab, mit was ſie mich erfreuen können. Ich bin vor der Zeit mein eigener Herr geworden. Niemanden bin ich unterthan in meinem freien Beruf, als meinem eigenen Gewiſſen. Reichliches Auskommen lohnt meine Arbeit. Zu alledem bin ich ein geachteter Bürger meiner Vaterſtadt; mein Name wird im ganzen Kreiſe mit Ehren genannt. Alles drängt ſich um meinen juriſtiſchen Rath und bedrohten Beiſtand. Was will der Menſch noch mehr vom Leben verlangen? Wer darf noch mit ſeinem Schickſale rechten, dem es alle dieſe Güter beſchieden hat? Wer wäre ſo gottlos undankbar, daß er für das Alles nicht auf den Knieen danken möchte im Himmel und auf Erden? Und trotz alledem — innere Wahrheit über Alles! — Ich bin doch kein glücklicher Menſch! — Ach, Theodor, iſt das nicht ein zum Verzweifeln trauriges Räthſel?

Die halbe Nacht liege ich oft ſchlaflos und grüble nach, wie war es doch nur früher? So lange mein Vater noch lebte, war ich doch ein ſo durch und durch befriedigter Mann. Was war das doch ein ſo reicher Vollklang von Menſchenglück in meinem Haus und Herzen, daß ich auch nicht den leiſeſten Ton darin vermißte! — Und jetzt, welch' zerriſſene Stimmung in all' meinen

Gefühlen! Welch' quälende Unbefriedigtheit, die jeden Nerv in mir aufreizt! Und dieser ganze vorige Bau von Glück und Frieden, den ich so fest aufgerichtet wähnte, er sollte so losen Gefüges mit einemmale wieder naturnothwendig auseinandergefallen sein, blos weil diese eine altersmorsche Säule davon sich losgelöst?

Nein, liebster Theodor, so unaussprechlich lieb ich auch meinen Vater gehabt, mit so bitterem Schmerz ich ihm auch nachgeweint und mit so dankbarer Ehrfurcht ich sein Andenken auch segnen werde alle Tage meines Lebens, eine solche Lösung dieses Räthsels wäre dennoch krankhafte Unnatur. Denn stände das fest als ewiges Gesetz Gottes, daß in des todten Vaters Grab jedesmal auch des Sohnes junges Leben hinsinken müsse mit all' seinem Muth und all' seiner Kraft, wahrhaftig, schon nach des ersten Vaters Absterben wäre das Fortblühen der Menschheit erstarrt in winterlicher Trauer.

Nein, dieses Räthsel meiner unglücklichen Stimmung kann nur in gesunder Natur sein volles Verständniß finden. Und ich hab's gefunden. In schlaflosen Nachtstunden ist mir's aufgegangen wie ein grelles Licht. Aber was hab' ich davon? Ich fürchte mich, es meiner Frau und Mutter vor die Augen zu halten, und mich selber ängstigt sein blendender Glanz. Denn, daß ich endlich das lastende Geheimniß von meinem Herzen vor dir abschüttle: ich muß fort von hier! — Nicht wahr, wie auch du innerlich zusammenfährst bei diesem Worte! Erschreck' ich doch jetzt selber davor, da ich es zum erstenmale aus dem Verstecke meiner Gedanken so nackt vor deine Augen herausstelle! Aber einmal mußte es ja doch geschehen. Und daß ich dennoch dableiben muß, wer weiß noch in wie langer Gefangenschaft, wie ein Prometheus geistig angekettet an diesen einsamen Felsen der ödesten Alltäglichkeit, während der Geier stummen Unmuthes meine innere Kraft zerfrißt, — siehe, liebster Freund, das ist dieses traurigen Räthsels einzig wahre Lösung. — Gottlob, es ist herausgesagt. Und

nun weiß ſie doch noch eine andere Seele außer der meinigen. O wie das wohlthut!

Ja, Theodor, da haſt du wieder einmal deinen ganzen alten Hermann, wie er leibt und lebt. — So lang ich meinen Vater noch hatte, lag meine wahre Natur wie in ſeiner Liebe begraben. Jetzt, da dieſer im Grabe liegt, iſt jene wieder lebendig geworden. So lang ich die fromme Sorge pflegte, des Vaters Alter mit meines jungen Hauſes Glück zu verſchönen, und auch den flüchtigſten Schatten von ſeinem zarten Herzen fernzuhalten; ſo lang ich noch Tag für Tag meinen Kindesdank an ihn abzuzahlen hatte in der Freude meines Berufes, den er ſelber mir ſo großmüthig geopfert, ſo lange lag noch ein poetiſcher Schimmer verſöhnend über Allem, was mich umgab; über der ganzen Stadt und ihren Menſchen, über meiner Arbeit und meiner Befriedigung. Und der Mann in mir, er war ruhig, weil der Vater im Sohne glücklich geweſen.

Jetzt, mein liebſter Theodor, iſt mein Vater todt. Ueber ſeinem Grab iſt jener poetiſche Duft zerronnen. Der trügende Schleier iſt entzwei geriſſen und in ſeiner ganzen häßlichen Nacktheit, in ſeiner ganzen geiſtigen Armuth ſehe ich das niedrigſte Alltagsleben ſich um mich breitmachen.

Der dicke Qualm dieſer Fabrikſchlöte benimmt mir den freien Odem. Die dumpfige Luft dieſer kleinen Gaſſen mit ihren noch kleineren Menſchen, aber großen Düngerſtätten, ſchnürt mir das Herz zuſammen. Wohin mein Geiſt, nach Verſtändniß ſuchend, hinausſchweifen will, ſtößt er an grobnervigen Philiſterthums chineſiſche Mauer. Wirbelnde Maſchinen verhöhnen meine Weltanſchauung als haltloſe Phantaſterei und dociren mir die einzige Berechtigung des materialiſtiſchen Dogmas. Oder endlich fährt mir ein eitel gedrehter Bureaukratenzopf verletzend ins Auge, da es eben ausſchauen wollte nach eines gebildeten Mannes geiſtesverwandtem Umgang. — O nirgends, nirgends nur eine leiſe

gehobene Schwinge zu idealem Aufflug! Nirgends ein Verständniß von einem höheren Leben, das nur einen Fuß hoch hinausreicht über die plumpe Sorge, die liebe Leiblichkeit zu mästen und zu pflegen. Wer hier mit ausgespreizten Beinen in eigener Equipage spazieren fährt, eines Taglöhners Verdienst in einer echten Havannacigarre in der Luft verqualmt, und jeden Mittag zu seinem Braten Champagner trinkt, der glaubt auf dem höchsten Gipfel menschlicher Entwicklung zu stehen und das idealste Lebensziel errungen zu haben. O wer borgt mir eine Diogeneslaterne, daß ich in diesem dicken materialistischen Dunst nach wirklichen Menschen suche. — Mit einem Worte, mein liebster Theodor, nur eine Selbsttäuschung aus kindlicher Pietät war es gewesen, in der ich mir vorgespiegelt, daß mein Lebensbaum auf dieser Sandwüste gedeihen und wachsen könne. Der kleine Haufen guten Erdreichs, das meinen Wurzeln noch karge Nahrung gegeben, mit dem haben sie meines Vaters Sarg verschüttet und nun liegen sie bloßgelegt auf unfruchtbarem Felsgerölle, daraus langsames Absterben naturnothwendig in meinen Wipfel steigt. — O ich bitte dich um Alles: halte mir nicht die wohlgemeinte Freundesmahnung vor, daß nicht der Boden der Außenwelt, daß nur des eigenen Hauses geweihter Grund meinem Lebensbaume die rechte Nahrung geben müsse und auch werde! Ich ahne voraus, daß du das mir sagen willst. Aber wie kein Anderer kennst du auch mein durch und durch eigenartiges Wesen, und weißt, daß es nicht nach allgemeiner Chablone gemessen werden darf, will man sich nicht im Urtheil über mich versündigen. Und darum — mag es auch für tausend Andere als weise Wahrheit gelten, daß der Mann im einzigen Boden seines Hauses und Berufes die stärksten Wurzeln schlagen solle und daß dieser Boden auch für die zu tiefst reichenden noch tiefgründig genug sei, um bis zum höchsten Wipfel den Strom kräftigen Lebens hinaufzuleiten — wohl! auch ich unterschreibe diesen Satz für jene tausend Andere. Aber für mich Einzigen ist diese Lebensweisheit dennoch

unwahr und nicht auszunützen. Und darum beschwöre ich dich: glaube mir doch ja, was ich an allen Nerven zitternd dir jetzt niederschreibe: für mich reicht der Boden meines Hauses und Berufes einmal nicht hin. Der Baum meines Lebens muß auch noch in der mich umgebenden Außenwelt mit seinen stärksten Wurzeln sich versenken können. Weit hinaus über die Einfriedigung meines Hauses muß ich meine Aeste breiten, im weitesten Umkreise müssen meine Blätter nur ganz gesunde Luft einsaugen, wenn ich in voller Kraft weiter treiben und nicht zum kränkelnden Krüppel werden soll.

So bin ich nun einmal. Welche Macht will mich aus mir herausdrängen oder ummodeln wie ein nachgiebiges Thongebild? Ich selber kann mich nicht anders machen, und will es auch nicht, weil ich dann aufhörte, gegen mich und Andere ein wahrhaftiger Mann zu sein.

O liebster Theodor! Ueberkömmt dich jetzt eine Ahnung von dem inneren Widerstreit in mir, daß ich trotzalledem diesen quälenden Stachel vor meinen Allerliebsten daheim verbergen muß? Aber kann und darf ich anders? Darf ich den heiligen Wittwenschmerz meiner Mutter, den sie mit solch' stummer, großer Ergebung vor mir verbirgt, nur daß nicht ein leiser Schatten davon in das Licht meines Lebens falle, darf ich ihn durch die Klage meiner eigenen Unbefriedigtheit noch herber machen? Wäre das eine unkindliche Vergeltung! — Und meine liebste Frau, die ohnedem die geheime Angst nie völlig los werden kann, ob sie mir auch genügen und mich völlig beglücken möge — darf ich sie erst recht zum Verzagen bringen, wenn ich sie nun hineinschauen lasse in diesen Widerstreit meines Herzens?

Gott! Ich weiß ja: auf der ganzen Welt kann kein Sohn und Gatte noch zärtlicher geliebt werden, als ich. Und doch reicht das Alles nicht hin, um den Abgrund meiner Sehnsucht nach Menschenglück vollauf auszufüllen. O, jedes Opfer, heiße es wie

es wolle, ich will es bringen; keines soll mich niederdrücken oder zaghaft machen. Nur fort von hier! Fort aus diesem engen Färbergaulgeleise, darin ein Tag dem anderen gleicht! Fort aus diesem faulenden Sumpfwasser, über dem schon lange wieder erschlaffende Windstille den bleiernen Fittig breitet, nur weil die erste Philisterangst überwunden, und die Fabrikspindeln wieder ihr altes Lied von sicheren Prozenten schnurren. — Mich aber verlangt nach hochgehenden Wogen, nach jeweiligen Sturmes kühnen Reizen, darin es des Mannes ganzer Kraft bedarf, sein Lebensschiff mit starker Faust überm Wasser zu halten.

Herrgott im Himmel! Die Menschen draußen machen Weltgeschichte! Die Sonne der alten deutschen Herrlichkeit steigt höher und immer höher. Und ich, ich sitze hier, ein schwächlicher Hamlet, und halt' im Mondschein thatenloser Schwärmerei Gespräche mit dem Geiste meines todten Vaters!

Und wenn ich mich auch einmal aufgerafft aus diesem Bann, wenn das erlösende Wort mir schon auf der Lippe schwebt: „Meine Mutter, mein Weib, ich muß fort von hier! Zu Menschen muß ich! Versteht mich recht! Folgt mir!" — so sinken diese Worte mir wieder verstummt in das tiefste Herz hinunter, um aufs Neue drinnen all' mein Glück zu erdrücken. Und auch an mir kleinem Menschen werden dann des großen Dichters Worte zur beschämenden Wahrheit:

„So macht Gewissen Feige aus uns Allen.
Der angebornen Farbe der Entschließung
Wird des Gedankens Blässe angekränkelt,
Und Unternehmungen voll Mark und Nachdruck,
Durch diese Rücksicht aus der Bahn gelenkt,
Verlieren so der Handlung Namen."

Ha, ha! Wie schauen diese gewaltigen Verse des riesigen Dritten mich doch jetzt höhnend an! Sie haben aber auch Recht.

o tauſendmal Recht! Ich unbeachteter, namenloſer Erdenwurm, ich, ein achtundzwanzigjähriger Advokat einer elenden Provinzſtadt! Wohin will ich denn nur? In welcher Richtung will ich denn handeln? — Nichts als Phantaſterei ohne Halt und Boden! Und — Unternehmungen voll Mark und Nachdruck! — 's iſt ja wirklich zum Todtlachen! — Ja, wie ich noch ein Gaſſenbube, ein Gymnaſiaſt, ein Student geweſen, da hab' ich Thaten verübt voll Mark und Nachdruck! Und jetzt, was unternehm' ich jetzt? O daß Gott erbarm'! — Der Arminius und Rothbart ſind in dem Mann alberne Kindermärchen geworden! —

Doch komm, laß mich ſchlafen gehen, Theodor! Ich ſehne mich danach, aus dieſer freudloſen Wirklichkeit ins bunte Reich der Träume mich zu verſenken. Wer weiß? Vielleicht überſchleicht mich einer heute Nacht, der klüger als mein wachender Verſtand mir einen Ausweg zeigt „aus dieſes Thales Gründen, die der kalte Nebel drückt." — O wie wollt' ich dann morgen frühe dieſe mattherzige Hamletrolle mit markiger Fauſt in den hinterſten Winkel meines Herzens werfen, um mir und der Welt zu beweiſen, daß ich doch noch zu etwas mehr nütze bin, als Bauern, Krämern und Juden ihre Prozeſſe zu führen und mich alltäglich ſatt zu eſſen.

Gute Nacht für heute, mein theuerſter Freund! Morgen früh vielleicht noch ein froheres Wort zum Geleit an dich für dieſe düſteren! Aber für heute noch

dein Hermann Hamlet."

II.

Das Haus Goldhelm.

Es war aber doch nicht eines Traumes Zauber, der unsern Freund aus dem Banne dieser Hamletstimmung erlöste, sondern ganz natürliche Wirklichkeit. Ein eben so verwickelter wie wichtiger Grenzstreit, den die hiesige Aktiengesellschaft der Kammgarnspinnerei mit dem Besitzer der anliegenden Maschinenfabrik bereits durch zwei Instanzen unter Hermanns Anwaltschaft siegreich durchgefochten, und der nun auch vor dem höchsten Gerichtshofe zur Entscheidung kommen sollte, führte den jungen Anwalt einige Wochen nach dem vorigen Briefe, Anfangs November, in die herzogliche Landeshauptstadt. — Er hatte sie wohl schon einmal in seiner Universitätszeit auf flüchtigem Besuche durchwandert gehabt, aber an seinem beflügelten Studentengeiste waren, zumal in der damaligen lustigen Gesellschaft mehrerer Corpsbrüder, keine besonders tiefen Eindrücke haften geblieben. Und auch heute noch lebten einige glänzende Kaffeehäuser und behagliche Weinstuben in viel bestimmteren Umrissen in seiner Erinnerung fort, als die Menge hastig durchwanderter Säle der Gemäldegalerie und Antikensammlung, deren reiche Schätze bei solch' oberflächlicher Besichtigung ihn damals zu einem nur sehr wenig beschaulichen Kunstgenuß kommen ließen. Das geht nun eben so bei den Studenten.

Um so stärker sehnte sich Hermann gerade jetzt danach, dieses leichtfertige Versäumniß aufs gründlichste nachzuholen; und überhaupt gab er sich der so natürlichen Hoffnung hin, daß ein paar Tage, planmäßig und mit klarem Bewußtsein dem Studium der Kunst und des öffentlichen Lebens gewidmet, noch das allerkräftigste Mittel sein möchten, seinen gedrückten Geist wieder etwas aufzurichten, und ihn von dem Reichthum dort gewonnener höherer Eindrücke auch daheim noch längere Zeit zehren zu lassen. Diese Hoffnung bewog ihn denn auch, sein Verbleiben in der Herzogsstadt über die Zeit der Gerichtsverhandlung auszudehnen. Und Mutter Rosalie konnte im Vereine mit Helene ihn nicht herzlich genug bitten, lieber gleich eine ganze Woche zu bleiben, und sich diese heitere Erholung von der Last seiner Geschäfte doch ja nicht ohne Noth abzukürzen. Mein Gott, so ängstlich er auch seine gedrückte Stimmung vor ihnen Beiden verbarg, das Auge der Mutter und des Weibes bemerkte sie doch. Aber sie fürchteten sich, mit ihm davon zu reden. Selbst unter sich schwiegen sie, weil keine der beiden Frauen zu helfen wußte und ihrer Beider Herz sprach sich nicht anders darüber aus, als jedes für sich in einsam geweinten, stummen Thränen. Solche Selbstgespräche thun doppelt weh. —

Die Abreise war nun bereits auf den nächsten Montag festgesetzt, da einen Tag darauf der Prozeß verhandelt werden sollte. Und am Sonnabend saßen die Drei zur Nachtzeit in der Erkerstube beisammen bei einem gar seltenen, vornehmen Gaste, zu dessen Ehren Helene in ihrem kostbaren Silbergeschirr und mit selbstgebackenem feinem Zuckerwerk als ganz besonders sorgsame Wirthin den Thee kredenzte.

Das war der Hofbankier Baron Isidor von Goldhelm. — Als Präsident des Verwaltungsrathes jener großartigen Spinnerei, deren Aktienkapital nahezu zwei Millionen betrug, hatte dieser schon seit einem halben Jahre mit Hermann mehrere juristische

Besprechungen gepflogen. Und so sehr er auch sonst die seinem Stand anhaftende Lebensanschauung theilte, den Werth jedes Menschen zunächst nur nach dem Maßstabe seines Vermögens abzuschätzen, so hatte ihm doch das andere Kapital von Wissen und Scharfsinn in Hermanns Geiste sehr bald einen gewaltigen Respect abgerungen. Die schöne Mischung von liebenswürdiger Dienstwilligkeit und selbstbewußtem Stolze, mit der dieser bürgerliche Provinzsohn dem großstädtischen Geldaristokraten stets begegnete, ließen den Hofbankier immer mehr den Advokaten aufrichtig lieb gewinnen. Und endlich der tiefe Schmerz um den verstorbenen Vater, in den der Baron schon zuvor und auch heute noch diesen Sohn versunken fand, und der so innig mit der vieltausendjährigen Familienpietät jenes Volkes harmonirte, dessen Blut den erst zwölf Jahre getauften und zugleich baronisirten Hofbankier durchströmte, dieser schöne, kindliche Zug in Hermanns Leben hatte ihm erst recht bewußt das Herz dieses reichen Mannes sympathisch gemacht. Denn, wie schon in dessen äußerer Erscheinung die orientalische Abstammung vielmehr den interessanten Typus einer südlichen Ausländerphysiognomie aufprägte, als daß sie unser gewohntes Schönheitsgefühl irgendwie abgestoßen hätte, so fühlte man auch aus seinem ganzen Benehmen das Gepräge einer höheren Gesinnung heraus, als sonst wohl bei Menschen dieses Schlages vermuthet wird. Und im Anschauen von Hermanns Trauer war in dem jetzigen Baron Goldhelm mehr denn einmal der Schmerz um den eigenen Vater erwacht, den einst armen Juden Moses Mendel, der dann aus einem palastartigen Gebäude der Hauptstadt als Millionär, aber als noch strenggläubiger Hebräer gestorben, auf den Judenkirchhof hinausgetragen worden.

So lag auch nichts Befremdendes in der Einladung, die der Hofbankier an diesem Abend an den Doctor Stark mit unverkennbarer Herzlichkeit ergehen ließ, bei der demnächstigen Verhandlung, und so lange es ihm beliebe, als verehrter Gast in seinem

eigenen Hause zu wohnen. Hermann versuchte zwar, mit höflichen Einwänden sich dieser für ihn lästigen Einladung dankend zu entziehen. Zuletzt ward er aber durch die Bitten seines reichen Clienten an jene feine Linie hinangedrängt, die höfliches Ablehnen von kränkender Beleidigung scheidet. Und so mußte er wohl oder übel die Gastfreundschaft dieses modernen Crösus sich gefallen lassen.

Bevor wir ihn in jenem ganz anderen Hause wiederfinden, laß mich, lieber Begleiter, dich zuvor selber dort einführen! . . .

* * *

Das Haus Goldhelm stellte den reinsten Typus moderner Geldaristokratie dar. Und der Volksforscher, der feinere psychologische Studien darüber anstellen wollte, durfte sich nur einige Tage dort zu Gaste laden, und er war sicher, mit voller Wappe echtesten Materials von dieser frischen Emporkömmlingshöhe wieder in die uralten Schichten des Volks herabzusteigen. Aber mindestens eben so interessant wäre ihm auf diesem Boden die kulturgeschichtliche Erscheinung entgegengetreten, wie uralter Adel sich mit neugeschaffenem naturgemäß verschmolz, und so das ewige Gesetz des Absterbens und Verjüngens auch in diesem Walde der Stammbäume vollzogen ward.

Es ist nun zwar nicht zu läugnen, daß der Vollblutadel dieser deutschen Fürstenstadt, wie so mancher anderen, mit ängstlicher Kritik darüber wachte, daß kein unebenbürtiges Element sich in „die Gesellschaft" einschleiche, wie man sich in diesen ausschließlich adeligen Kreisen gegenseitig benannte. Mit dieser anspruchsvollen Bezeichnung „Gesellschaft" war aber auch nicht das mindeste Bewußtsein irgendwelcher Beleidigung verbunden, als wollte man allen nichtadeligen Menschenkindern die Fähigkeit oder Berechtigung abstreiten, auch in ihren Kreisen eine gleich anständige „Gesellschaft" zu bilden. Solche sinnlose Consequenzen lagen gewiß auch

dem stolzesten Stockaristokraten himmelweit fern. Und der Begriff „Gesellschaft" hatte am Ende keine andere Bedeutung, als eine traditionelle, harm- und geistlose Redensart, mit der die Gesammtheit des Adels wie der Einzelne groß geworden und die auch der freisinnigste Edelmann lange Jahre im Munde führt, ohne auch nur ein einzigesmal über deren berechtigten oder verletzenden Inhalt sich klare Rechenschaft zu geben.

Trotz alledem war jedem Nichtadeligen wenigstens in dieser „Gesellschaft" der Eintritt gewöhnlich verwehrt, oder mindestens wären genug Auserwählte dagewesen, um solchen schildlosen, berufenen Gast in ihrem Innern erstaunt zu fragen, gleich jenem Könige beim Gastmahle den Menschen ohne hochzeitliches Kleid: „Freund, wie bist du da hereingekommen?"

Andererseits aber war der althistorische Adel dieser Stadt in seiner Weltanschauung doch auch wieder hochherzig genug, um die Geschlechtsregister seiner Standesgenossen nicht mit allzugroßer heraldischer Pedanterie zu prüfen, bevor er deren Inhaber in die „Gesellschaft" als ebenbürtige Mitglieder aufnahm. Und so kurz auch erst der Stammbaum des Goldhelmschen Adels mehr wie eine zweiglose grüne Ruthe im deutschen Ahnenhaine stand, so ward er doch selbst von manch' mächtig verästetem, aber oft schon überständigen Eichenriesen als so standesmäßig respectirt, um in seiner Gesellschaft mit vollem Ahnenbewußtsein vom Ruhme der Vergangenheit rauschen zu können. Wenigstens — diese kleine, unschuldige Beschränkung muß ich freilich wahrheitsliebend einschalten — wenigstens, wenn es sich darum handelte, im Goldhelmschen Hause eine glänzende Soiree zu besuchen oder bei einem lukullischen Festmahl ihm die Ehre seiner Feinschmeckerei angedeihen zu lassen. — Daß es dann hier wie überall geschäftige Lästerzungen gab, die den boshaften Witz machten: das Alter der feinen Kabinetsweine und die Echtheit des Champagners wie der Straßburger Gänseleberpasteten, der Werth der Seefische und Algierer Gemüse

und sonstiger ausländischer Leckereien wiege in solch' feierlichen Stunden vollständig die Jugend und den fraglichen Werth des Goldhelmschen Adels auf, während man nach gestilltem Appetit doch hinterher die Nase darüber rümpfe und sich lustig mache — daß Neid und Bosheit solche Verdächtigungen ausstreuten, hat für den gewiegten Welt- und Menschenkenner nichts Befremdendes.

Dabei ist aber noch der weitere Umstand wohl zu erwägen: auch der Vater der Baronin Melanie hatte sich von einem unternehmungskühnen Güterhändler zu einem heraldisch ganz korrekt bestallten Freiherrn aufgeschwungen und Namen und Wappen sogar von einem bis in die Kreuzzüge hinanreichenden, ausgestorbenen Geschlecht um freilich ziemlich hohen antiquarischen Kaufpreis erobert. Dazu kommt noch die interessante Thatsache, daß der jetzige Baron Reiffenberg die zerfallene Stammburg seiner dahingegangenen Quasiahnen wieder im reinsten, mittelalterlichen Styl um ebenfalls sehr schweres Geld restaurirt, und daß seinen unermüdlichen Nachforschungen endlich das Kunststück gelungen, in einer banalen Trödlerbude ein Dutzend zweifellos echter Porträts derer von Reiffenberg aufzustöbern, als deren historische Fortsetzung er dann sein eigenes freiherrliches Bildniß im Rittersaal aufhängen ließ. — Und so frage ich jetzt: wirft man alle diese heraldischen Momente jüngsten Datums mit dem Umgange zusammen, dessen der althistorische Adel dieses Haus modernster Aristokratie gewürdigt, was that ersterer anders, als selbstsucht- und vorurtheilslos das ewige Gesetz vollstrecken helfen, das der Völker und Stände Antlitz fort und fort verwandelt und das Abgestorbene stets mit neuem Leben verjüngt? — Nicht wahr, wie ich schon vorhin sagte, welch' interessante Erscheinung für jeden Culturhistoriker, aber auch wie hocherfreulich für jeden Freund freier, menschenwürdiger Entwicklung!

Nun sagte freilich die böse Welt noch weiter: die etwas sehr stolze Baronin Melanie sei erst dann zu bewegen gewesen, dem getauften Baron Isidor Hand und Herz zu schenken, nachdem ihr

freiherrlicher Vater nahe daran gewesen, aus der schwindelnden Höhe seiner Speculationen in einen niedrigen Schuldthurm herunterzufallen, um seine Ahnenträume darin ausschlafen zu müssen; und daß nur die Goldhelmschen Millionen seine altehrwürdige Stammburg vor abermaligem Auseinanderfallen schützen konnten. Aber, mag nun Einer so boshaft sein, das zu glauben, oder so gutmüthig, an Melanies uneigennütziger Liebe nicht zu zweifeln, so viel war einmal gewiß: als nunmehrige Baronin Goldhelm verstand sie die Honneurs ihres Hauses mit solch' adeligem Hochgefühle zu machen, und sie hatte überhaupt in der aristokratischen Pension, der sie ihre Erziehung verdankte, so durch und durch adeligen Dehors erlernt, daß sie von der ahnenreichsten Grafentochter auch mit dem schärfsten gesellschaftlichen Mikroskop nicht mehr zu unterscheiden gewesen wäre.

So war also das freiherrliche Haus Goldhelm zu dieser Zeit einer der besuchtesten Sammelplätze der Gesellschaft. Und das war auch gar nicht zum Verwundern. Denn ganz abgesehen von den niedrigen, leiblichen agrémente, deren Anziehungskraft ohne Zweifel bei allen Gästen völlig im Hintergrunde stand, so wenig schon aus Höflichkeit sie derselben sich entziehen konnten, so wußte Baronin Melanie ihre Salons mit solcher Abwechselung der auserlesensten hautgoûts spirituels zu würzen, daß diese schon allein mehr als genügten, um solche Gastfreundschaft in ihrem vollen Werth und Nutzen schätzen zu lernen.

Wenn ich nun schon unsere gute, bürgerlich einfache Mutter Rosalie Stark eine gebildete deutsche Frau nannte und von deren Schwiegertochter Helene sagte, daß sie mit Geist und Herzen zum höchsten Ideal gebildeter Weiblichkeit glücklich hinanstrebte, so bin ich jetzt wirklich in Verlegenheit, in welch' noch höheren Kreis ich die Bildung der Baronin von Goldhelm versetzen soll. Und das wird doch wohl nothwendig sein. Denn soviel war einmal zweifellos: der Gesammtinhalt geistiger Fähigkeiten und Kenntnisse war

bei der Dame dieser glänzenden Salons ein noch beträchtlich größerer, als bei der jungen Frau des schlichten Erkerhauses.

Spielte sie doch — um mich mit Baronin Melanie von nun an ebenfalls nurmehr salonmäßig auszudrücken — mindestens eben so süperb Klavier wie Helene! Aber neben Französisch und Englisch sprach sie auch noch außerdem mit magnifiquem Accent Italienisch. Ihre Literaturkenntniß, die bei Helene kaum über Deutsche und Engländer hinausreichte, verlor sich bei ihr bis zu den antiken Griechen und Römern, wenn auch gerade nicht mit demselben grandiosen Verständniß, mit der sie die neuere französische Comödie cultivirte und sich in der Luft eines Eugen Sue, Alexander Dumas und der Georges Sand wie in einem chez soi fühlte. Daneben malte sie ganz deliciös, und außerdem war sie eine höchst passionirte Kennerin der bildenden Künste, besonders pikanter Genremalerei. Zu alledem hatte sie eine ganz graziöse Tournüre, und ihre Allüren waren voll der exquisitesten charmen. In der Eleganz ihrer Toilette war allezeit ein gewisses ästhetisches Raffinement zu verspüren; ja sogar ihr ganzes faible für die schönen Künste verrieth sich darin. Und eine Conversation wußte sie zu führen in der ganzen Tonleiter vom Amüsanten bis zum Sublimen, je nachdem sie diesen oder jenen peaubant verspürte, wenn sie anders nicht ein ennuyantes Visavis fatiguirte, wenn sie nicht von ihren Domestiken ägrirt, oder von ihrer Migräne decontenancirt, nicht de bonne humeur war. Vergesse ich zuguterletzt nicht einmal den stets amüsanten, manchmal sogar moquanten Witz nicht, der aus diesem immensen Fonds von esprit und savoir vivre oft wie eine brillante Rakete dies charmante ensemble illustrirte, so weiß ich, wenn ich unser ganzes deutsches Sprachgebiet nach dem rechten Ausdrucke für die Bildung der Baronin Melanie durchschweife, kein anderes Wort, das Alles sagt, was es sagen soll, als das eine, unergründlich tiefe, allumfassende „comme il faut."

Das Allereinzige, was vielleicht ein germanischer Pedant an diesem Nonplusultra deutscher Bildung hätte aussetzen mögen, das war — mein Gott — eine wahre Bagatelle, gar nicht der Rede werth, — nun ja, das war der Baronin Behandlung ihrer eigenen Muttersprache. Besonders einer jener unausstehlichen Puristen, oder vielmehr Sprachreiniger, machte gar so viel Aufhebens davon, daß sie jedes zehnte ehrliche deutsche Wort eben so unbarmherzig wie unverzeihlich verwelschte, und außerdem unter deutsche Sätze ohne alle Noth einen französischen ganz oder halb hineinwarf. Ebenso erkühnte sich dieser überdeutsche Muttersprachnarr zu behaupten, daß die schönen Lippen der Baronin sich bei deutscher Unterhaltung in lange nicht so feinen, reizenden Linien bewegten, wie wenn sie z. B. französische Conversation machte. Nun ja freilich! Das war doch ganz natürlich. Welcher Mund der Welt kann sich denn auch bei diesem rohen, ungeschlachten, unmelodischen Deutsch so zierlich bewegen, wie wenn des Französischen reizendes Getändel oder italienische Sprachmusik ihm entquillt? Das fühlte auch Niemand schmerzlicher als die Baronin selber. Und eben auch nur deshalb suchte ihr feines ästhetisches Gefühl durch möglichst reiches Einstreuen französischer Grazie dieses harte, plumpe Deutsch spiritueller und elastischer zu machen, so daß unsere liebe Muttersprache in der Baronin Mund sich eigentlich nicht im mindesten zu beklagen, aber sehr höflich zu bedanken hatte. Doch freilich, was verstehen von solchen graziösen Verfeinerungen unsere knorrigen Eichklötze von deutschen Schulmeistern?

So freudig und laut ich aber auch schon bisher das Lob der Baronin Melanie verkündet, den besten Theil davon habe ich ihr doch noch vorenthalten. — Und so muß ich wahrheitsliebend ihr noch ganz besonders nachrühmen: ihre hohen Geistesgaben, ihr reicher Schatz von Wissen, ihre feinen Umgangsformen, ihre hohe Geburt, ihr unermeßlicher Reichthum, das Alles wurde durch

noch aufs hochherzigſte durch die Begeiſterung geadelt und verklärt, mit der ſie, die engen Schranken ariſtokratiſcher Coterie kühn durchbrechend, die geſammte Kunſt und Wiſſenſchaft, und deren geniale Vertreter in ihrem großen Herzen umfaßte. — Nicht der Adelsbrief war es einzig und allein, der ihre Salons erſchloß. Nein, ſo mittelalterlich engherzig war ihre Gaſtfreundſchaft nicht. Jenes andere Diplom, das die ganze Menſchheit dem gottgeweihten Genius ausfertigt, das machte ihr den bürgerlichen Gaſt gerade mindeſtens ſo willkommen; und ihren höchſten Adelsſtolz ſuchte ſie darin, mit möglichſt hohem und zahlreichem Geiſtesadel ihre Salons zu illuſtriren. Ob ein ſolcher Gaſt auch ſogar den urplebejiſchen Namen „Meyer“ oder „Müller“ trüge, er umklang ihr Ohr und Herz dennoch mit ſympathiſcherer Poeſie als die uralte Ritterromantik der Drachenfels und Löwenthal, der Greifenklau und Katzenellenbogen.

Nur eine einzige Bedingung war für die mäcenatiſche Gunſt der Baronin Goldhelm unerläßlich und das war die: der betreffende Künſtler oder Gelehrte mußte, wenn auch gerade keine welt-, aber doch mindeſtens eine zweifellos ſtadtkundige Berühmtheit ſein. Das war auch ganz gewiß in der Ordnung. Denn ſo gut eine Kerze, die beleuchten ſoll, auch wirklich brennen muß, eben ſo nothwendig mußte doch der Mann, mit dem die Baronin ihre Salons illuſtriren wollte, auch in Wahrheit eine illuſtre Celebrität ſein. Darin lag doch wohl nur eine ſehr einfache Logik. Aber lange nicht ſo einfach war die conſequente Ausführung dieſes Satzes. Ja, wie oft hatte ſchon die bloße Fixirung des Begriffs „Celebrität“ ihre eigenthümlichen feinen Schwierigkeiten! Aengſtliche Vorſicht vor Uebereilung war die nothwendigſte Vorbedingung.

Denn wie erging ihr's z. B. einmal mit einem jungen Tragiker! Deſſen Erſtlingsſtück hatte bei der erſten Darſtellung unerhörtes Furore gemacht. Sogleich am andern Morgen ließ die Baronin pflichtgemäß nach dieſer allerneueſten Celebrität fahnden.

Schon am selben Abend führte sie ihn dann nicht nur hochbegeistert in ihre Salons ein, sondern setzte ihm sogar eigenhändig unter einer großartigen Anrede einen Lorbeerkranz auf, daß diesem vor tödtlicher Verlegenheit der Angstschweiß über die bekränzte Stirne troff. Aber wie höchst fatal! die beißendsten Kritiken hinkten des andern Tags in allen Journalen hintendrein. Der ganze, blutjunge Nimbus des von ihr so hochgefeierten Tragikers zerrann in der Stadt, wie der Herbstnebel vor der siegenden Sonne. Sie selber ward in ihrem Kunsturtheil von ängstlicher Unsicherheit beschlichen, und begann sich im Stillen mehr und mehr der edlen Thränen zu schämen, die sie mit so auffallend vorgehaltenem Taschentuch in ihrer Loge doch erst dann zu weinen vorgegeben hatte, nachdem das Eis der Zurückhaltung bereits allgemein durchbrochen war, und alle Hände mit Beifallsklatschen nur nachließen, um dann und wann über die Augen zu fahren.

Als dann der arme Tragiker in der eigenen tragischen Stimmung über seinen so meuchlings wieder hingemordeten Dichterruhm am andern Abend zu seiner hochherzigen Beschützerin eilte, um sich von ihr nun auch den andern Kranz erfrischenden Trostes um die fieberhafte Stirne winden zu lassen, da war sie — ausgefahren. So sagte wenigstens der Portier am großen Säulenportal. Als er schüchtern des andern Morgens seine Aufwartung wieder versuchte, da hatte sie Migräne. So sagte wenigstens der Kammerdiener. Und als er am dritten Tage zur Mittagszeit mit bereits völlig verzagtem Herzen die Marmortreppe hinanstieg, und er noch gerade ihr schwarzseidenes Schleppkleid durch den Corridor schleifen sah, da hatte sie noch nicht Toilette gemacht. So sagte wenigstens die Jungfer. Und sie maß ihn dabei mit so schnippischem Gesichte von oben bis unten; der Kammerdiener, der eben heraustrat, drehte ihm augenblicklich so hohnlächelnd den Rücken; und der pelzvermummte Portier am Portale mit seinem Tambourmajorstock und dem betreßten Dreispitz über

dem feiſten Mopskopfe glotzte ihm mit ſolch' gravitätiſcher Geringſchätzung ins verlegene Geſicht, daß es dem Tragiker auf einmal wie Schuppen von den Augen fiel und er nicht wußte, ſollte er jetzt heimgehen, voll heiliger Entrüſtung eine neue Tragödie zu ſchreiben mit dem Titel: „Die Kunſt und ihr Mäcen, Wahrheit und Lüge" — oder lieber ein mit allem Salz und Pfeffer beißender Satyre gewürztes Luſtſpiel: „Der Lorbeerkranz im Salon und die Kritik in der Zeitung."

* * *

Der Hofbankier Baron Iſidor von Goldhelm fuhr eben in elegantem Glaswagen über den großen Schloßplatz, an deſſen Ende ſein Palais mit joniſcher Säulenfront in fürſtlicher Pracht ſich breit machte. Er kehrte von ſeiner Geſchäftsreiſe aus Hermanns Vaterſtadt um einen Tag früher heim, als er anfangs vorhatte. Sein erſter Prokuraführer war zuerſt telegraphiſch davon unterrichtet. Das verlangte allezeit das Geſchäft. Aber auch der Baronin hatte er dießmal auf dem elektriſchen Drathe „tauſend herzliche Küſſe" mit der Nachricht ſeiner früheren Ankunft vorausgeſchickt. Das war ſchon ſeit den Flitterwochen nimmer geſchehen. Aber diesmal verlangte das ſein Herz.

Ein Haus voll glänzenden Reichthums und üppigen Lebens, aber voll Armuth an Liebesglück zu betrachten, das erweckt auch im Herzen des Aermſten, der unter ſeinem niedrigen Dach ein zufriedenes Familienleben beherbergt, nicht den mindeſten Neid. Er bedauert vielmehr ſolchen armen Reichen, und preist ſich ſelber glücklich, daß er ſolch' ein reicher Armer iſt. Aber der mit äußeren Glücksgütern überhäufte Mann wird auch dem Aermſten neidiſch, wenn er in deſſen Herzen jenes innere Glück gewahrt, an dem ſein eigenes darbt; und es wird traurig, wenn es in fremdem Haus einmal flüchtig geſtreift wird vom Sonnenſcheine beglückender

Liebe, der vom Himmel seines eigenen Daheim niemals auf ihn niederstrahlt.

Daß doch der Millionär Goldheim auf seiner ganzen diesmaligen Heimfahrt mit solchen Gedanken sich abquälte! Denn mit welch' tiefer Wehmuth mußte er immer wieder an das einfache Erkerhaus zurückdenken, dessen Liebessonnenschein selbst mitten aus den Trauerwolken sein erfrorenes Herz auf ein paar Stunden aufthauen gemacht! Wie fürchtete er sich diesmal vor der Heimkehr in die kalte Oede seines prunkenden Palastes! Die vollen zwölf Jahre seiner Ehe ließ er an seiner Seele vorübergleiten. Und so kaufmännisch er auch zu rechnen verstand, er brachte für diese lange Zeit nicht die Summe von Liebesglück heraus, die er in den paar Stunden an Hermann und Helene mit heimlichem Neide zusammengezählt, da er mit ihnen seinen letzten Abend in der traulichen Erkerstube verplaudert hatte. — Ob wohl in dem ganzen Eisenbahnzug ein mit Bewußtsein ärmerer Mann gesessen, als dieser allerreichste Passagier?

Aber es sollte von nun an anders werden. Nicht nur heimlich beneiden wollte er das Erkerhaus um seinen Liebessonnenschein, nein, auch einen Strahl davon wollte er jetzt heimbringen in seinem eigenen Herzen, und ihn hineinleuchten lassen in seines eigenen Weibes frostige Seele. Das ganze Heimweh von Familienglück war auf dieser einsamen Fahrt plötzlich über sein verarmtes Herz gekommen, mit der Macht all' der Jahrhunderte, in denen einträchtige Liebe der Familie das einst auserwählte Volk Gottes seit den Tagen seiner Zerstreuung begleitet, als treueste Gefährtin durch alle Länder und Meere.

In einem solchen überwältigenden Augenblicke hatte es ihn mitten auf seiner Fahrt herausgetrieben, mit Blitzeseile jene „tausend herzlichen Küsse" an Weib und Kinder vorauszuschicken.

Wie er jetzt über den weiten Schloßplatz fuhr und an dessen Ende seinen Palast sah, hätte er innerlich frieren mögen über

die Kälte, mit der dieſer ihn anſtarrte. Aber dort am großen Balkonfenſter, dort ſtand ſie ja ſchon. O gewiß nur, weil auch ſie ihn dießmal freudig erwartete! Seine tauſend herzlichen Küſſe waren nicht vergebens als Boten ſeines Herzens ihm vorangeflogen. Aber auch er will nun ganz anders ſein Haus betreten. Nicht, wie ſonſt bei der Heimkehr, erſt ins Comptoir, um nach den gemachten Geſchäften ſich zu erkundigen! Nein, nicht dem Buchhalter, nur Weib und Kindern gelte heute ſein erſter Gang, ſein erſter Gruß. Sie zu umarmen ſei heute ſein erſtes, allerwichtigſtes Geſchäft. Das verloren geweſene und wiedergefundene Kapital ſeiner Liebe im Herzen ſeiner Frau jetzt zu den höchſten Zinſen anzulegen, das ſei heute ſeine glücklichſte Spekulation.

Und der Portier hatte pflichtgemäß die kunſtvoll geſchnitzten Thorflügel aufgeriſſen und ſalutirte mit ausgeſtrecktem, ſilberbeſchlagenem Stock. Der Jäger mit dem grünbefederten Hut ſprang pflichtgemäß vom Bock an den Wagenſchlag. Der Kammerdiener ſtand pflichtgemäß an der Treppe und nahm den Reiſemantel in Empfang. Der Prokuraführer und die Buchhalter traten in pflichtgemäßer Begrüßung ihres Prinzipals aus dem ebenerdigen Comptoir. — Aber wie kalt ließ ihn heut all' dieſes herzloſe Ceremoniel! Wäre er jetzt zu Fuße heimgekehrt, und Frau und Kinder hätten ihn an der Schwelle eines niedrigen Hauſes herzlich begrüßt, wie hätte ſolcher Empfang ihm hundertmal wohler gethan, als ſolch' bezahlter Dienergruß in ſeinem hohen Palaſte!

Aber droben, da wird ja auch ſeine Familie ihm freudig entgegeneilen, wie ihr ſeine Botſchaft mit den tauſend herzlichen Küſſen! — und er ſtieg hinauf, der Kammerdiener folgte. Aber auch im Corridor blieb's ſtill und leer. Keine einzige liebe Hand ſtreckte ſich nach ihm aus. Die Jungfer allein trat aus dem Zimmer ſeiner Frau und machte pflichtgemäß ihren Knix. Wie das ihm das Herz zuſammenſchnürte! Kaum daß er die Frage

an sie herausbrachte: „Ist meine Frau zu Hause? — „Ja wohl, gnädiger Herr!“ — „Und hat sie nicht heute Mittag ein Telegramm von mir erhalten?“ — „Ganz recht, gnädiger Herr!“ — „So hat sie am Ende Migräne?“ — „Nein, gnädiger Herr, Frau Baronin befinden sich ganz wohl!“ — „Und wo sind meine Kinder?“ — „Die sind mit der Gouvernante in den Schloßgarten spazieren gefahren!“

„So, so! Hm', hm!“ Das war Alles, was er noch zu denken und zu seufzen vermochte. Dann fuhr er über die zusammengezogene Stirn und lachte bitter vor sich hin: „Aber was wollte ich doch nur hier oben? — Ja so, ich muß ja doch erst hinunter ins Comptoir!“

Und der Kammerdiener lachte heimlich der Jungfer zu, aber ihr Herr hätte bitterlich weinen mögen. Er stieg wieder die Treppe hinab. Es war nur gut, daß das mit rothem Sammt überzogene Geländer seinen wankenden Schritt unterstützte. — Sein erster Prokuraführer erstattete ihm pflichtgemäßen Bericht über die unterdessen gemachten Geschäfte. — Alles, Alles pflichtgemäß in Ordnung, wofür er bezahlte! Nur die unbezahlbare, heilige Pflicht von Weib und Kindern blieb pflichtvergessen an ihm unerfüllt. Armer reicher Mann! . . . .

Unterdessen lag Baronin Melanie auf der Chaiselongue in ihrem Boudoir ausgestreckt, während ein junger Genremaler sein neuestes im Kunstverein allgemein bewundertes Meisterwerk — ein Affenpinscher, der auf eine Fliege lauert — ihr gegenüber aufhing und unter einer Fluth von Lobsprüchen nebst einer Geldrolle von hundert Dukaten sich als hoch beglückter Mann empfahl. Sie hatte voll Ungeduld auf sein Kommen geharrt, und darum am Balkonfenster nach ihm ausgespäht, als des Barons Wagen über den Schloßplatz rollte, bei dessen Anblick ihr Auge völlig gleichgiltig geblieben, ihr Frauenherz um keinen Schlag reicher geworden war. Daß ihr Herr Gemahl ihr diesmal seine Ankunft telegraphirte,

und gar mit jenen tauſend herzlichen Küſſen, das hatte ſie einfach für eine Grille gehalten. Und ihm deßhalb nun mit offenen Armen auf der Treppe entgegenzufliegen, welch' ſentimentale Comödie wäre das geweſen, wie ſo ganz gegen allen guten Ton der Geſellſchaft! Zudem hätte ſie ihn ja doch erſt im Comptoir aufſuchen müſſen. Alſo wozu ſich unnöthig echauffiren? Sie wird ihn noch immer früh genug zu ſehen bekommen. Darum blieb ſie auch in höchſter Gemüthsruhe liegen und ſchwelgte mit ſolch' enthuſiaſtiſcher Kennermiene in dem geiſtreichen Motiv ihres neuen Bildes, daß ſie hätte ſtundenlang vor dem Affenpinſcher ſo daliegen, und ihre Phantaſie mit dem pikanten Gedanken kitzeln mögen, ob er die Fliege wirklich noch erſchnappen oder ſie ihm glücklich an der ſchnurrbärtigen Schnauze vorüberſchwirren werde.

Das iſt ja gerade der tiefſte Reiz wahrer Kunſt, zu idealem Denken und Empfinden den Geiſt anzuregen und ihn wieder in ſüßes Träumen einzuwiegen. Was wußte ſie von den andern elegiſchen Bettlerträumen im Herzen ihres glückarmen Mannes? Und wenn auch, wie hätte ſie ſo ſchnell daran glauben und ſie verſtehen ſollen? Will doch der Ehe Glück und Liebesverſtändniß gar lang und treulich gepflegt ſein bei Tag und Nacht! Und kein Baum, der im froſtigen Winterſchatten geſtanden, vermag ſchon bei des Frühlings erſten Sonnenblicken wieder in voller Blüthe zu prangen.

Es dämmerte bereits. Der Affenpinſcher ſammt der Fliege verſchwamm allmälig vor ſeiner kunſtſinnigen Beſchauerin. Da trat die Geſtalt des Gemahls in das Zwielicht ihres Boudoirs und träumenden Herzens. Welch' unſympathiſche Störung gerade in dieſem ſchönen Momente! Sie blieb auch regungslos auf ihrer Chaiſelongue ausgeſtreckt und that, als ob ſie ihn gar nicht bemerkte. Aber ihm ſelber entging das nicht. Unmuthig biß er auf die Lippen und ſein ganzer Willkommgruß war jetzt ein apathiſches „bon soir, Melanie!“ — „Bon soir, Iſidor! gab ſie gelangweilt

zurück. Keine Locke, keine Fingerspitze rührte sich dabei. Von den tausend herzlichen Küssen in dem Telegramm verlor sich nicht ein einziger auf Mund oder Stirne.

„Du bist ja früher zurückgekommen, als du, glaub' ich, vorhattest! Nicht?" — leitete die Baronin gähnend das Gespräch ein.

„Lassen wir das jetzt!" gab ihr der Bankier mit kalter Gemessenheit zurück. „Ich wollte dir jetzt nur sagen: du wirst morgen einen lieben Gast bekommen! Ich wünsche und hoffe, daß du ihn freundlich bewirthen wirst."

„Einen lieben Gast? So? Wer denn?" fragte sie erregt, und die Neugierde hatte sie im Nu aus ihrer nachlässigen Stellung etwas aufgerichtet.

„Nun, er ist dir zwar unbekannt," warf er gleichgiltig hin, „aber ich verehre ihn sehr hoch. Es ist der Anwalt unserer Spinnerei, und Doctor Hermann Stark ist sein Name."

„Was sagst du da? Anwalt? Doctor? Und Gast in meinem Hause? Quelle idée! Un avocat chez moi?" Mit dieser staunenden Frage hatte sie sich vollends aufgerichtet. „Ist mein Palais denn mit einemmal ein gemeines Hotel geworden? Den werde ich nicht freundlich bewirthen. Non, jamais!"

Jetzt war auch ihre weiße Alabasterhand wie aus einem Traum erwacht und sie strich heftig die Locken aus der Stirne.

Der Bankier blieb eiskalt, so heißer Brand ihn auch durchtobte, und seine Stimme ward von beißendem Spotte geschärft:

„So? Meinst du? Aber mein liebes Kind, du hast doch in die Celebritätensammlung deiner Salons schon ein paar Doctoren aufgenommen. Warum jetzt auf einmal so wählerisch werden? Darin liegt doch keine rechte Consequenz. Meinst du nicht auch, mein liebes Herz?"

„Mit dieser faden Witzelei!" trumpfte sie ihn hocherhobenen Hauptes ab. „Ich sehe in meinen Salons, wer mir beliebt. Aber alle sind beaux esprits oder hommes de science. Doch

einen Advokaten einer elenden Provinzſtadt wird mein Haus niemals beherbergen. Jamais!"

„Nun, Melanie," erwiederte er mit froſtiger Strenge, „ereifre dich nicht ſo! Sonſt bekommſt du deine Migräne. Einſtweilen ſage ich dir: der Anwalt Stark iſt morgen unſer Gaſt und bleibt es ſo lang als mir gefällt. Daran magſt du glauben!"

Eine ſolche Sprache hatte ſie noch nie gehört — jamais! Sie war dabei unwillkürlich von der Chaiſelongue aufgeſprungen und ſtarrte jetzt wie eine Statue in die Dämmerung.

Zugleich ging die Thür auf. Eine ariſtokratiſche Inſtitutsfreundin huſchte vertraulich herein: „Bon soir, Melanie! Ich incommodire doch nicht?" klang ihr feines Stimmchen. „Nicht im mindeſten, Gräfin!" ſagte Iſidor, „wir ſind eben mit einander fertig geworden."

„Bon soir, madame!" klang ſein Abſchiedsgruß.

Aber welch' tiefe Verſtimmung war darin zu hören! Dieſe mußte vor der gräflichen Freundin augenblicklich verwiſcht werden. Das gründliche Studium der franzöſiſchen Comödie kam der Baronin jetzt trefflich zu Statten.

Raſch entſchloſſen that ſie in der Dämmerung, als ob ſie einen Kuß auf ihres Mannes Stirne drückte, den ſie mit dem zärtlichſten Schmelz ihrer Stimme beglaubigte: „Bon soir, mon cher ange!"

„Schlange!" murmelte er noch zwiſchen den Zähnen, und verließ innerlich zitternd das Boudoir, um ſein verbittertes Herz zu der einzigen Menſchenſeele zu flüchten, die ihn wirklich lieb hatte in ſeinem ganzen, weiten Hauſe.

* * *

Wer als Fremder an dem Goldhelmſchen Palais vorüberging und nach dem Namen ſeines Beſitzers fragte, wie hätte der wohl ahnen können, daß mitten in dieſen glänzenden Räumen noch ein

Wahrzeichen vom strengsten alten Judenthume fortlebte, wie es darin bei dem seligen Moses Mendel zu Hause gewesen. Wenn der freiherrliche Wagen prunkend des Sonntags zur Stillmesse fuhr und alle Geschäfte im Comptoir des getauften Bankiers ruhten, wer hätte gedacht, daß dann bei einem einzigen Menschen dieses Hauses nur Werktag war und dieser in seiner Stube des Rückgebäudes über den Geschäftsbüchern grübelnd die Arbeit nachholte, die er Tags zuvor mit keiner Hand berührt, um die Sabbathruhe nicht zu schänden. Und wann zur Weihnachtszeit der kostbarste Christbaum der ganzen Stadt in diesem Hause funkelte und sich die Tische bogen von der Fülle von Geschenken für das freiherrliche Ehepaar bis herunter zum letzten Comptoirlehrling und Livreebedienten, da schloß dieser Eine von all' den Bescheerungsfreuden sich auf seiner einsamen Stube trotzig ab, weil er an die Geburt des Messias nicht glaubte, in dessen göttlichem Kindernamen so überreich beschenkt wurde. Aber hingegen wieder zu anderen Zeiten, wann im Goldhelm'schen Palaste werktäglich Treiben herrschte, da feierte dieser eine Bewohner seine verborgene Festzeit des Paschah und Purim und schmückte seine Laubhütte mit so glänzendem Zierrath, wie der reichste Jude in der Judengasse. Und während die ganze Gesellschaft der Fürstenstadt am Goldhelm'schen Tische sich's wohl sein ließ und auch die Brosamen noch lecker genug gewesen, um der Domestiken Gaumen zu kitzeln, aß dieser Eine nicht einen Bissen davon, und führte seine eigene Judenküche. Denn nur koschere Speisen durften über seine Lippen kommen, wie sie Moses Gesetze und des Talmuds Regeln für das auserwählte Volk Gottes heiligten, und seine eigene Magd, die alte Sara, sie ihm bereitete, mit der er in den Osternächten gemeinsam bittere Kräuter aß zum Gedenken der egyptischen Knechtschaft, und das ungesäuerte Brod — mit der er am Versöhnungstage fastete, und im Sterbekleid seine Gebete sprach — der graubärtige Jude Salomon Baruch, des seligen Moses Mendel einstiges Faktotum, und noch

heute des Baron Iſidor von Goldhelm vertrauteſter Rathgeber und aufrichtigſter Freund. —

Als bettelarmer Laufbube hatte er einſt in einer dunklen Hintergaſſe bei dem beſcheidenen Geldwechsler Moſes Mendel begonnen und hatte mit ihm erſt gehungert und zuſammengeſchachert. Dann war er vierzig Jahre ſpäter als erſter Procuraführer und Seele des größten Bankhauſes aus dieſem Palaſte dem Sarge ſeines Principals nachgegangen, trauernd wie kein Anderer, und deſſen hinterlaſſene Millionen waren nicht zum kleinſten Theile durch den ehemaligen Bettelbuben aufgeſpeichert worden. Denn bei jedem Geſchäfte hatte es immer erſt geheißen: „was ſagt dazu der Salomon?“ Und der hatte es gar bedächtig grübelnd hin- und hergedreht und nach allen Seiten betrachtet mit ſeinem ſcharfen Adlerblick. Und wenn der Salomon geſagt: „das Geſchäft iſt ſchlecht,“ dann ward es bei Seite geſchoben; und wenn er geſagt: „es iſt gut,“ dann ward es gemacht. Und er hatte allezeit Recht behalten, und ſein Herr war durch ihn ein immer reicherer Mann geworden. — Aber er ſelber war ein armer Diener geblieben. Nur für ſeinen Herrn immer größere Summen zuſammenzuraffen, damit war ſeine Geldgier befriedigt. Was hätte er auch für ſich mit vielem Gelde gethan? Wer waren ſeine Eltern? Er wußte es ſelber nimmer recht. Wie hießen ſeine Geſchwiſter? Er hatte ihre Namen vergeſſen. Wo lag ſeine Heimath? Wie aus einem dumpfen Traum erinnerte er ſich ihrer. Nur ſoviel wußte er noch, daß er einmal in ſchwerer Kriegszeit aus einem brennenden Dorf wie im Irrſinn davongelaufen, von plündernden Soldaten gehetzt, dann mutterſeelenallein, weiter und immer weiter; daß er auf der Landſtraße gebettelt, gehungert und gefroren und endlich in dieſe große Stadt gekommen, wo er zum erſtenmal wieder in einem warmen Bett geſchlafen, bei jenem Juden Moſes Mendel, an deſſen Thür er gebettelt, der ihn aber barmherzig dann in ſein Haus geführt und nimmer daraus fortgelaſſen hatte.

Und als vor dreizehn Jahren sein Herr gestorben war, da stand in dessen Testament zu lesen, daß dieser Salomon Baruch bis an sein Sterben in diesem Hause müsse beherbergt werden, in soviel Stuben, als er begehre; im eigenen Haushalt oder am Tische des Sohnes, wie es dem Salomon lieber sei; und daß ihm müssen alljährlich ausbezahlt werden zweitausend baare Gulden, wobei er im Geschäft arbeiten könne, oder der Ruhe pflegen, soviel ihm Beides beliebe; aber daß sein Sohn ihn dankbar solle ehren, wie ihn der Vater geehrt, und daß er in Allem hören solle des Salomons weisen Rath, weil ihn der Vater erprobt als einen allezeit guten, durch den er ein reicher Mann geworden sei, und der Sohn einer bleiben werde.

Und der Salomon Baruch hatte ein Jahr lang mitgegessen an Isidor Mendels Tisch. Dann aber hatte dieser sich lassen taufen, und war der Baron Goldheim geworden, und hatte geheirathet ein stolzes, adeliges Fräulein. Und der alte Salomon hatte gewarnt und geweint und gebeten, aber der junge Herr hatte ihn nicht gehört. Da war der alte Diener mit trotzigem Schweigen in das Hinterhaus gezogen und hatte sich zwei Zimmer genommen, eine Kammer und eine Küche, und eine alte Judenmagd, die Sara. — Aber in das eigentliche Haus des neuen Barons war er mit keinem Fuße mehr gekommen, als ob die Pest darin herrsche. Selbst das Comptoir hatte ihn seit dieser Zeit nicht mehr gesehen. Er haßte darin die neue, christliche Luft. Nur auf seiner verborgenen Hinterstube saß er bei den Handelsbüchern. Und diese mußte der Baron mit eigener Hand ihm hinauftragen. Anders that er's nicht. Und auch nur mit ihm allein besprach er sich von Allen im Hause, mit ihm und der Sara. Nur in die Synagoge und auf die Börse war sein einziger Gang, und jede Nacht in ein Haus in der Judengasse, dahin er in der Dämmerung schlich. Darin wohnte eine Judenfamilie; die zählte nicht weniger, denn neun Söhne und drei Töchter. Die Einen,

die noch daheim geblieben, zogen hauſirend des Tages durch alle Gaſſen und Winkel bei Hoch und Nieder. Die Andern trieben in allen Stadtvierteln wohnend Handel. Und jeden Abend kamen die zwölf Kinder bei Vater und Mutter zuſammen, denn jener war alt und dieſe gebrechlich. Und was den ganzen Tag in der Stadt geſchehen, in ſolcher Abendſtunde ward es hier ausgekramt von den neun Söhnen und drei Töchtern. Denn dieſe wußten Alles. Und ſo erfuhr auch der alte Salomon Alles miteinander von draußen und drinnen in ſeinem eigenen Hauſe, ſo verborgen er auch ſonſt den ganzen Tag auf ſeiner einſamen Stube ſaß.

Zu dieſem alten Juden flüchtete jetzt in ſolcher Abendſtunde der Baron von Goldhelm ſein verbittertes Herz.

Salomon hatte in ſeiner Einſiedlerſtube jetzt gerade die Lampe angezündet und beugte ſich, in ſeinem grauen Bart behaglich krauend, das ſchwarze Sammtkäppchen auf dem Kopf, über einen großen Folianten. Das war der Talmud. Nebenan lag ein aufgeſchlagenes Handelsbuch, darin er bis zur Dämmerung noch geleſen. Ein grüner Schirm bedeckte ſeine mattgewordenen Augen.

In dieſem Augenblick trat Iſidor ein. Salomon bemerkte ihn nicht ſogleich. Er war zu tief ins Leſen verſunken. Erſt als dieſer ſagte: „Guten Abend, Salomon!“ — richtete der Alte den Kopf ein wenig auf. „Du biſt's Iſidor? Dachte ich doch, du kämſt erſt morgen heim? Was haſt du für Geſchäfte gemacht? Wie ſteht's mit der Spinnerei?“

„O gut, ganz gut für dieſe ſchlechten Zeiten!“ erwiederte der Baron in fieberhafter Haſt; dann ſank er auf den zunächſt ſtehenden Stuhl, und ſchrie aus ſeinem wunden Herzen hinaus:

„Und dennoch, Salomon! Ich bin bankrott, bin ein geſchlagener, ruinirter Mann!“

„Du, ein geſchlagener Mann! Wie heißt?“ — ſchrie da der Salomon noch viel ſchmerzlicher auf, fuhr mit der einen Hand in ſeinen Bart, und riß mit der andern den Schirm von den

Augen, ihn groß anstarrend. „Gott der Gerechte, wie siehst du aus, Isidor? — Hat das Londoner Haus fallirt? — Sag', sag' mein Sohn, hat's fallirt? Oder ist das Amsterdamer in die Brüche gegangen? — So sag's doch! Thu' doch auf deinen Mund! Du schweigst mich ja zu Tode! O wer hat fallirt, daß du geworden bist ein bankrotter, ruinirter Mann? — Ach unser schönes, ehrliches Geld!"

Wie da bei diesen hastigen Fragen der alte Jude, von Erwartung gefoltert, seine mageren Finger in Isidors Schultern immer tiefer eingegraben, und unsägliche Seelenqual sein Gesicht bis zur Entstellung verzerrte!

Und ebenso ungestüm, wie der Alte gefragt, war Isidor ihm wieder ins Wort gefallen:

„O Niemand hat fallirt, Salomon! Nicht das Londoner Haus und nicht das Amsterdamer. Alles steht fest. Aber siehst du: da drinnen hab' ich fallirt, da drinnen in meinem Herzen bin ich geworden ein geschlagener Mann. O du gütiger Gott! Was thu' ich mit all' meinem schönen Geld? Was kann ich mir dafür kaufen? Und wenn feil wäre die ganze Welt, und ich könnte sie bezahlen mit blanken Dukaten, aber ich könnte nicht dafür haben ein braves Weib und gute Kinder und den Frieden im Haus, ach Salomon, mit der ganzen Welt wär' ich doch nur ein armer, geschlagener Mann!"

„Es hat Niemand fallirt und Alles steht fest!" Mit diesen paar Worten war des Alten heißester Schmerz gedämpft. Das schöne, ehrliche Geld, das er seit nun fünfzig Jahren zusammenraffen geholfen, stand nicht in Gefahr. Der Bankrott war nur in Isidors Herzen! — Und wie der Salomon vorher mit stieren Augen aufgesprungen und den Bart zerrauft, mit eben solch' orientalischem Phlegma setzte er sich wieder nieder, und mit ruhigstem Ton und Blick warf er die Frage hin: „Na sag', was ist passirt, daß du so jammerst?"

Als Iſidor ihm nun flüchtig erzählte, mit welch' heißer Sehnſucht er heimgekommen, und mit welch' herzloſer Kälte man ihn mißachtet, als er dann ſein Haupt auf des Alten Schulter legte, da ſagte dieſer, den Kopf in die Hand geſtützt:

„Gott, wie mich dauert unſer ſchönes Geld, daß es dich nicht machen kann froh und zufrieden! Aber ſchlag' ans Herz: Wer iſt ſchuld daran? — Sag', wie hat unſer Gott geſprochen unter Donner und Blitz auf dem Berg Sinai? Iſidor, wie heißt das vierte Gebot? Laſſen's doch auch die Chriſten noch gelten, ſo wirſt du auch noch wiſſen, wie's heißt! — Aber jetzt greif' hinein in dein trauriges Herz! ſag': haſt du Vater und Mutter geehrt, lebendig und todt, auf der Erde und unter der Erde? — Wie hat dein Vater zu dir geſprochen in ſelbiger Nacht, da er in meinem Arm iſt kommen zu gehen in der Väter Schooß? — Hat er zu dir geſagt: ſobald er auf dem Judenkirchhof liegt, dann ſollſt du abſchwören den alten Gott unſeres heiligen Volkes und ſollſt dich laſſen taufen auf dem Meſſias der Chriſten, auch wenn du nicht glaubſt an ihn, bloß weil du dich ſchämſt vor der Welt, ein Jude zu bleiben, wo du doch geworden biſt ein ſo reicher Mann durch einen einſt armen Hebräer? — Oder hat er zu dir auf dem Sterbebett geſprochen: du ſollſt dich nicht nur ſchämen vor der Welt ſeines heiligen Glaubens, nein, du ſollſt dich auch ſchämen ſeines alten ehrlichen Namens, und ſollſt dir kaufen gehen einen andern, Gott der Gerechte, um ſchweres Geld einen neuen Barons-namen? Iſidor, hat dein Vater ſo zu dir geſprochen im Sterben? — Schlag' ans Herz: wer iſt ſchuld, daß du geworden biſt ein ſo trauriger Mann? Heißt das Vater und Mutter ehren? Und wie kann dir's wohl ergehen? — Ach, mein Sohn, dein Vater iſt geweſen ein gottesfürchtiger Mann, und deine Mutter hat gelebt nach Moſes Gebot. Drum hat der Segen Gottes geruht auf ihrem Hauſe. Aber du, du biſt geworden ein völlig gottloſer Mann! Du gehſt nicht in der Judenſchule, und wenn du gehſt in der Chriſtenkirche, dann

bleibt dein Herz und Glaube daheim. Und siehe: darum ist Gottes Zorn über dein Haus gekommen, und hat dich geschlagen an deinem Herzen. Denn wenn er dich auch geschlagen hätt' an deinem Geld, dann träf' er ja auch mich zugleich mit dir. Und das thut der gerechte Gott mir nicht an, weil ich geblieben bin sein getreuer Knecht. — Doch wenn ich einmal gestorben bin, ach Isidor, wie wird mir dann auch Angst um dein schönes Geld! Aber was kommst du jetzt zu mir? Hat deine stolze Baronsfrau dich so tief geworfen, so soll sie dich auch wieder aufheben! Und all' die noblen Leute, die sich so gerne lassen von dir regaliren, sie sollen dich jetzt auch trösten, wo du geworden bist so traurig! Was willst du bei mir? Ich bin ja nichts, als ein alter Jude, verachtet im ganzen Hause, wo ich doch hab' geholfen, daß es geworden ist ein so reiches Haus! — Aber freilich: du weißt schon, wie ich dich lieb haben muß, wenn ich dir auch möchte noch so böse sein, und wie ich muß mit dir traurig werden, wenn ich dich auch noch so hart möchte schelten. Denn du weißt nur zu gut, wenn du auch geworden bist ein getaufter Baron, bleibst du doch ewig der Sohn von dem alten Juden, der mich einst als armen Buben gespeist und getränkt, wo ich hatte gehungert und gedürstet, und mich in ein warmes Bett gelegt, wo ich hatte gefroren. Und den Sohn von dem Vater, den muß ich lieb haben, bis an mein Sterben. O Isidor! Gott der Gerechte! Was machst du mir jetzt das Herz so weh!"

Und der alte Salomon Baruch umfaßte mit zitternden Händen Isidors Haupt, drückte einen langen Kuß auf seine Stirn und die Augen quollen ihm über.

„O wie du mich dauerst! Sag', wie kann ich dir nur helfen? Du mein armer, trauriger Sohn!" . . . .

Und da der alte Jude in dieser weich gewordenen Stimmung nun allen Balsam der Rede aus seinem Herzen heraufholte, um in dem andern des Hofbankiers wieder die Wunde zu heilen, die

ihm ſein hartherziges Schelten noch bitterer gemacht, da fuhr draußen über den taghell beleuchteten Schloßplatz ein Herrſchaftswagen nach dem andern zum thé dansant im Goldhelm'ſchen Palais. In der ganzen Front der mächtigen Spiegelſcheiben ſah man die Kronleuchter ſtrahlen und prunkende Toiletten hin- und wiedergehen. Jetzt klang eine gravitätiſche Polonaiſe hinaus in die ſtumme Nacht. Ein immer ſich mehrender Haufen neugieriger Menſchen ſah neidiſch hinauf zu dem reichen, von Tanzluſt durchklungenen Hauſe. Aber ſeinen armen, traurigen Herrn, der noch immer hinten im Hofe bei jenem alten Juden ſaß und ſich jetzt die letzte Thräne vom Geſicht wiſchte, um ſich dann unbemerkt ins Bett zu ſchleichen, den ſah Niemand von all' den neidiſchen Menſchen auf dem weiten Platze.

Auch droben im Tanzſaal fragte kein Gaſt nach ihm. Keiner ging ihn irre. Wozu denn auch? Die von Juwelen ſtrahlende Baronin Melanie war ja eine ſo deliciöſe Wirthin und machte ſo graziös die Honneurs. Die Muſik war ſüperb, das Souper exquiſit. Alles amüſirte ſich ganz excellent. Und als es endlich doch einer mitleidigen Seele beigefallen, auch nach dem Baron zu fragen, warf ſie verlegen blinzelnd die unſchuldige Lüge hin: „Er hat ſich auf der Reiſe erkältet und iſt ein wenig enrhümirt." —

Ja wohl, Baronin Melanie, er hat ſich erkältet! Aber daheim an deinem eigenen Herzen. Und auch dich wird's vielleicht noch nachträglich darüber fröſteln! Denn der alte Jude Salomon Baruch hat über dich heut Abend ſein weiſes Urtheil geſprochen.

III.

Der Urtheilsſpruch des Salomon.

Der ſo geiſtreich erfundene Affenpinſcher lauerte auch noch am andern Morgen auf ſein leicht beſchwingtes Opfer, und dieſes ſinnige Motiv wirkte noch ſo friſch, als habe ſich die Fliege erſt vorhin an die Wand geſetzt, und ihr ſchnauzbärtiger Häſcher in derſelben Sekunde ſeine geſpreizte Stellung gegen ſie eingenommen. **Das iſt ja die Feuerprobe wahrer künſtleriſcher Erfindung, daß ihr anregender Reiz niemals veraltet oder an Kraft verliert.** Aber ſeltſam! — Baronin Melanie lag ebenfalls genau wie zur geſtrigen Dämmerſtunde auch an dieſem Morgen auf ihrer Chaiſelongue ausgebreitet, da ſie dieſe nachläſſige Lage von jeher für maleriſcher und auch vornehmer hielt als ſteifes Sitzen. Das Morgenlicht brachte die virtuoſe Farbenfriſche des reizenden Bildes erſt recht zur Geltung; und dennoch würdigte jetzt deſſen ſo enthuſiasmirt geweſene Beſitzerin den armen, netten Affenpinſcher keines einzigen lieben Blickes. Und geſtern hatte ſie über ihm doch ſogar jene tauſend Küſſe ihres Mannes auch nur mit einem einzigen zu erwiedern vergeſſen. —

Was das doch heute war? Nur üble Laune? Nun, ſie hatte zwar an dieſer chroniſchen Frauenkrankheit ziemlich viel zu leiden, aber doch meiſt nur in Gegenwart ihres lieben Mannes. Auch

die Domeſtiken hatten ziemlich oft Gelegenheit, das pſychiſche Weſen ſolcher Gemüthsverſtimmungen an ihrer Herrin gründlich zu ſtudiren. Aber für ſich allein war ſie gewöhnlich von beſtem Humor. — Oder that es ihr am Ende hinterher doch recht wehe, Iſidor geſtern mit ſolcher Kälte empfangen zu haben? Das wohl doch nicht! Der Ton ehelicher Sentimentalität vibrirte niemals in ihrem ſonſt ſo unendlich gracil organiſirten Nervenſyſtem. — Und doch, was hatte ſie nur ſo Erſchreckendes erlebt, daß ihr erſt vorhin mitten im behaglichen Kaffeeſchlürfen die Taſſe faſt, und die türkiſche Cigarette wirklich auf den Boden gefallen? — Du ſiehſt ſie noch jetzt verglommen auf dem koſtbaren Teppiche liegen. Ein wahres Glück, daß die ſchöne Schmaucherin durch den üblen Geruch des brennenden Wollſtoffes gemahnt noch zur rechten Zeit mit genialem Fußtritt den beginnenden Teppichbrand gelöſcht hatte. Hätte das ſonſt ein Unglück geben können!

Alſo rauchte ſie auch? — Nun warum denn nicht? Als ob des Tabaks narkotiſcher Duftgenuß nur ein Privilegium für Mund und Naſe der Männer wäre! Tröpfelt nicht auch der goldne Wein durch Frauenlippen begeiſternd ins Menſchenherz, und wer möchte das unanſtändig nennen? — Warum ſoll nicht gerade ſo ſchicklich die ſüße Rauchwolke, nur noch viel graciöſer, aus dem zartgeformten Munde des Weibes ſchweben, und ihr viel feineres Geruchsorgan erquicken dürfen? Spießbürgerlich befangene Weltanſchauung, die von einigen emancipirten Schönen der hieſigen haute volée ſchon längſt überwunden war! Und wenn ſelbſt eine weibliche Durchlaucht das Rauchen als ariſtokratiſche Frauengewohnheit feierlich ſanktionirte, und ſich durch diplomatiſche Vermittlung direkt aus Konſtantinopel daſſelbe aromatiſche Kraut verſchaffte, wie es die dortigen Paſchas mit drei Roßſchweifen aus perlenverzierten Tſchibuks durch die Naſe blaſen; und wenn ich dir ſage, daß auch Baronin Melanie aus ganz demſelben Stoffe mit kunſtgewandter Hand ihre Cigarette drehte, ſo hoffe

ich wenigstens, daß damit der feine aristokratische Anstand ihres Rauchens jeder bürgerlich bornirten Bemäkelung überhoben sei. Und nach dem Gesagten dürfte sich wohl Niemand mehr zu dem plumpen Vergleich erkühnen, der Baronin Goldhelm feine, türkische Cigaretten etwa mit dem, gemeinsten Knaster ausqualmenden, Thonstummel der Zigeunermutter in der Pretiosa auf eine und dieselbe Linie zu stellen.

Zu alledem war aber auch der Baron selber vollkommen damit einverstanden, daß seine geliebte Melanie diesem süßen Genusse mit aller Passion sich hingebe. Wer hat demnach ein Recht, die fremde Nase darüber zu rümpfen, wenn die des eigenen Herrn und Gemahls dadurch nicht beleidigt ward? — Wie machte sie ihn sogar glücklich, wenn sie bei rosiger Laune mit eigenen zarten Fingern ihm eine Cigarette drehte; wenn er dann der hingegossenen Gattin zu Häupten an der Causeuse saß, und der Rauch aus seinem Munde mit jenem aus ihren zierlich zugespitzten Lippen sich zu einer einzigen Duftwolke zusammenkräuselte — als leider immer nur zu schnell wieder zerrinnendes Sinnbild ihrer Herzensharmonie!

Ach ja, die Baronin hatte bisher ein ganz unsäglich gutes Leben. Denn sie durfte nur einen Wunsch an den Augen zeigen, und er war erfüllt. Der herzensliebe Mann konnte ja bezahlen, was der Landesmutter selber oft zu theuer gewesen; und die ungeheuerlichsten Summen, schweigend reichte er sie hin, um damit sich selber oft nur für einen einzigen Tag kargen Vorrath an häuslichem Frieden einzukaufen. Doch was sage ich? — Der Baron Goldhelm war in den letzten Jahren ja noch viel weiter in seiner Großmuth gegangen, und hatte seiner lieben Herrin seine volle Kasse mit grenzenlosem Budget zur freiesten Verfügung gestellt. Ihre einzige Mühe bestand noch darin, den Buchhalter des Morgens zu sich heraufzuklingeln, und ihm auf ein Blatt die nöthige Summe mit ihrem theuren Namen zu schreiben, nebst der gefälligen

Anweiſung, was und an wen bezahlt werden ſoll. Eine Stunde danach waren die reich uniformirten Bedienten unterwegs, in all' den glänzenden Verkaufsläden von Modewaaren- und Putzhandlungen, von Luxusgegenſtänden, Juwelieren und Tapezierern die betreffenden Rechnungen zu bezahlen, für deren Betrag der Baronin Kunſt- und Schönheitsſinn, durch die verlockenden Fenſterauslagen gereizt, auf einem genialen Spaziergange durch die Stadt ſich befriedigt, ohne dadurch im mindeſten den fernern Reiz danach geſättigt zu haben. — Freilich ward dadurch ihre Toilette mehr als überreich verſorgt. Aber wie manchen koſtbaren Anzug konnte ſie doch Anſtands halber auch nur ein einzigesmal zur Schau tragen, und wie viel Abwechslung verlangte ſchon die ſo flüchtige Laune der jeweiligen neueſten Mode! Und überhaupt war es doch eine ſehr verdienſtliche Sorge, ſo viel Geld als möglich unter die Leute kommen zu laſſen, ganz abgeſehen von ihren beiden Jungfern, denen doch auch von ihrer Toilette dann und wann etwas abfallen mußte, um von deren Verkaufserlös ſich einen kleinen Nothpfennig zurückzulegen.

Die gemeine Sorge für die Bedürfniſſe des Hauſes überließ ſie natürlich einer eigenen Perſon, ſo einer Art von Haushofmeiſter, einem ſehr geſchickten Manne von ſeltenem Geſchmack, mit dem ſie höchſtens die Menüs für größere Diners beſprach, oder dem ſie die nothwendigen Andeutungen für den Tapezierer gab, wenn ſie alljährlich die Möbelgarnituren ihrer Appartements ſammt Teppichen, Vorhängen und Portièren wechſelte, um ihrem eigenen wie ihrer lieben Gäſte äſthetiſchen Bedürfniſſe ſtets neu anregende Nahrung zu geben. In der jeweiligen Ausführung dieſer Intentionen ſeiner Herrin bewies dieſer Quaſihaushofmeiſter eine bewundernswerthe Fertigkeit. Und wenn ſich dieſer ſchon ſeit einigen Jahren von ſeinen Erſparniſſen eine ſehr anſtändige Villa erübrigt hatte, die mit ſolchen abgelegten Garnituren des Geldhelm'ſchen Hauſes noch immer höchſt elegant möblirt war und

ihm über tausend Gulden jährlichen Miethzins trug, so wird sich gewiß jeder Neidlose nur darüber freuen, daß auch noch heutzutage wahrhaftige Dienertreue solch' irdischen Lohn findet. Und die demüthige Resignation dieses Mannes ist bewundernswerth, daß er trotz alledem es vorzog, als unterwürfiger Diener das Joch seiner launischen Herrin geduldig fortzutragen, statt sich süßer Freiheit hinzugeben, die ihm nach so sauer errungenem Ersparniß so sehr zu gönnen gewesen wäre.

Daß endlich Baronin Melanie als kühne Amazone, wie nicht minder gewandte Wagenlenkerin, manchmal das harmlose Bedürfniß fühlte, im freiherrlichen Stall einen kleinen Wechsel eintreten zu lassen, das wird wohl jeder nur höchst natürlich finden, der die edle Pferdeliebhaberei aus eigener Erfahrung kennt. Sie ist zwar, zumal bei solchem Drange nach Abwechslung, ein etwas theures Vergnügen. Zugestanden! — Aber die Pferdehändler wollen doch auch leben, und wenn man einmal das Geld dazu hat, warum soll man's nicht auch dafür ohne Scrupel ausgeben? Das Pferd ist ja unbestritten das edelste Thier der Schöpfung, und das schöne Leben ist so kurz. Warum es nicht auch hoch zu Roß mit vollen Zügen genießen? Wird man doch von dem widrigen Geschick oft noch früh genug vom hohen Rosse heruntergestürzt! Dann ist es noch immer Zeit genug, hübsch bescheiden zu Fuß zu gehen. —

Ei, ei, du stolze Amazone! Bist du vielleicht heute Morgen auch herabgeworfen worden, da du noch immer jetzt so regungslos daliegst und in schwarzgalliger Laune vor dich hinstarrest? — Der Mokkatrank ist schon völlig kalt geworden. Was trinkst du ihn nicht? Und dein Affenpinscher steht noch immer auf der Fliegenlauer. Was siehst du ihn nicht an? Du hast ja das Bild selber so bestellt. Nur recht pikant! — Hat es so schnell schon seinen prickelnden Stachel verloren? Wäre das eine stümperhafte Kunst! — Ja, wenn der andere spitze Stachel nicht wäre, der ihr jetzt

verwundend im Herzen ſitzt! Wenn jener inhaltsſchwere Brief ihres Vaters nicht auf der Moſaikplatte des Marmortiſchchens läge, und dort auf ihrem Schreibtiſch unter all' den Nippſachen jener andere Zettel, von ihrer eigenen Hand geſchrieben! —

So höre zuerſt, was in dem Briefe ſteht mit kaum leſerlichen Zügen.

Schloß Reiffenberg, am 10. November 1848.

Liebe Melanie!

So eben verfallener Wechſel präſentirt von 10,000 fl., aber ich kann nicht zahlen. Der elende Jude, der mir das Geld verſprochen, hat mich ſchändlich im Stiche gelaſſen. Ich ſtehe an der Schwelle des Schuldthurms. Erlöſe mich von dieſer Schmach! Schicke mir umgehend dieſe Summe! Ich weiß, du biſt Herrin über die Kaſſe. Rückzahlung ſobald als möglich. Mein Diener wartet. Laß ihn nicht leer heimkommen! Es wäre mein Tod.

Mit angſtgepeinigtem Herzen

Dein unglücklicher Vater.

Auf dem andern Zettel ſtand von ihr ſelber geſchrieben:

1) 500 fl. für den neuen, halb gedeckten Kinderwagen — Zahlung bei Hofſattler Lebrecht.
2) 350 fl. Taraufgabe für mein neues Reitpferd gegen die Olga — bei Pferdehändler Abraham Herz.
3) 300 fl. für eine gemalte Sèvre-Vaſe. — Zahlung bei Quincailleriehandlung Fiſcher.
4) 275 fl. Modeſachen. — Zahlung bei Hofmodewaarenhandlung Weiſſe.
5) 350 fl. Vorhänge und Portièren bei Hoftapezierer Metzger.

Summe 1775 fl. am 11. November 1848 richtig aus der Kaſſe erhalten.

Baronin Melanie Goldhelm.

Der Kaffee war eben von dem einen Kammerdiener in getriebenem Silber servirt, die Cigarette in der Baronin Mund hatte den ersten Duft im Boudoir verbreitet, ihre Alabasterhand die erste Tasse vollgeschenkt, da war ein anderer reichbetreßter Diener eingetreten und hatte ihr diesen väterlichen Bettelbrief gebracht, wie immer, auf einem silbernen Teller — welch' ungesuchter Hohn! — Wie hatte sie mit starrem Blick ihn da durchflogen und war einer Ohnmacht nahe in die Kissen zurückgesunken! Das war der Moment, wo ihre Cigarette auf den Teppich gefallen. Dann blieb sie regungslos liegen und starrte vor sich hin, bis sie der Brandgeruch zur Besinnung brachte. Begreifst du nun, warum der Affenpinscher seinen Reiz verlor?

Jetzt aber raffte sie sich auf einmal mit der ganzen Energie ihres Unmuthes wieder auf und riß an der seidenen Klingelschnur, daß Alles im Hause erschrocken aufhorchte. Eilig war der alte Buchhalter heraufgeflogen aus Angst vor seiner Herrin Unmuth, deren Launen er nur allzu oft schon verkostet. Aber mit so gepreßtem Herzen wie heute trat er doch noch niemals ein. Er wußte zu gut, warum. Die Baronin that sich alle Gewalt an, um kalt zu erscheinen, und warf die gleichgiltig klingenden, aber ungewöhnlich höflichen Worte hin, wobei sie sich sogar ganz anständig aufrecht setzte:

„Apropos mein lieber Herr Buchhalter! Eine mir sehr intim befreundete Familie ist etwas in Verlegenheit gekommen. Sie hat voriges Jahr ein großes Gut gekauft und es auch bereits abgezahlt bis auf die winzige Bagatelle von zehntausend Gulden. Diese letztere Rate ist nun fällig geworden, und da leider ein wunderlicher Geizhals unterdessen in die Hypothekenrechte eingetreten ist, so dringt er, unverschämt genug, auf diese Kleinigkeit mit Klage, da meine Freunde im Moment nicht bei Kasse sind. Es handelt sich eigentlich nur um zwei Wochen. Die Rücksicht auf meine Freundschaft legt mir nun die Verpflichtung auf, diesen Filz von Gläubiger sofort zu befriedigen. Darum seien Sie so

freundlich, mir dieſe Summe heraufzubringen. Der Baron braucht gerade nichts davon zu wiſſen. Mich genirt das. Er hat ſich einmal mit dieſer Familie brouillirt. Ich lege Ihnen darum einen Bon mit meiner Unterſchrift in die Kaſſe, und löſe ihn in vierzehn Tagen wieder ein. Und dann iſt's abgemacht. — Aber Papiergeld, nicht Silber! denn der Bote wartet bereits und kann natürlich nicht ſo ſchwer tragen. Alſo bitte, ſchnell! Ich will ſofort den Schein ausfertigen."

Damit ſtand ſie auf und ging zum Secretär. Bevor ſie ſich aber zum Schreiben niederſetzte, nahm ſie auch den Zettel mit dem bekannten Inhalt und reichte ihn mit nachläſſiger Handbewegung dem Buchhalter hin.

„Und hier dieſe meine eigenen Poſten ſofort auszahlen laſſen! Aber wo bleibt nur der Valentin? Er weiß doch, daß ich ihn nöthig habe. Beſtellen Sie ihn augenblicklich herauf!"

Mit dieſem Namen hatte ſie den Quaſihaushofmeiſter gemeint und ſetzte ſich zum Schreibtiſch. Der Buchhalter hielt den Zettel in der zitternden Hand. Der Angſtſchweiß troff ihm von der Stirne. Aber einmal mußte er ihr ja doch Alles ſagen. So ermannte er ſich denn auch, und die Frage wegen des Valentin kam ihm eben recht, um mit deren Beantwortung ſeine peinlichen Eröffnungen einzuleiten.

„Verzeihen, gnädige Frau Baronin," ſagte jetzt der weißhaarige Buchhalter mit gepreßtem Herzen und zuſammengefalteten Händen, während dieſe gerade mit kühnem Zug ihre Unterſchrift unter dem Scheine für jene zehntauſend Gulden zu Ende gebracht hatte. „Aber der Herr Valentin iſt ſeit heute Morgen aus dem Dienſt entlaſſen und bereits aus dem Hauſe."

„Comment? Entlaſſen? Sind Sie ein Narr geworden?" fuhr die Baronin in die Höhe, wie von einer Natter geſtochen.

„O nein, gnädige Frau Baronin!" ſeufzte der alte Diener. „Leider bin ich nur zu ſehr bei Sinnen."

Jetzt trat sie mit zornsprühendem Blick an ihn heran.

„Aber wer hat ihn entlassen?“

„O ich ganz gewiß nicht, gnädige Frau Baronin!“ betheuerte der Buchhalter furchtsam zurückweichend. „Aber der Herr Baron haben ihn entlassen. Und er ist auch sehr gerne gegangen, der Herr Valentin, und hat kein Wörtchen dagegen gesprochen. Denn der Herr Baron haben ihm Dinge ins Gesicht gesagt, von denen recht gut ist, wenn der Herr Valentin davon schweigt, weil sie ihn sonst ins Zuchthaus bringen würden. Und er wird auch davon schweigen, der Herr Valentin.“

„Mais, c'est abominable! Der Baron entläßt Domestiken und ich weiß gar nichts davon! Wo ist mein Mann? Ist er auf dem Comptoir? Wo, wo?“ — rief sie im Ausbruch höchster Entrüstung.

„Auf die Jagd gefahren, gnädige Frau, und werden erst Abends zurückkehren.“

„So, so! Auf die Jagd! Bei diesem Regen! Das muß ja sehr amüsant werden,“ lachte sie bitter. Dann schlug sie plötzlich einen scheinbar kalten Ton an und nahm ihren ausgefertigten Schein mit bebender Hand vom Schreibtische.

„Doch das gehört jetzt nicht hieher. Hier der Schein über diese zehntausend Gulden! Bringen Sie mir augenblicklich das Geld herauf! Nun? — Werden Sie bald gehen? — Was soll der Katzenbuckel und dieses Armesündergesicht? — Sie wollen sich doch nicht etwa noch besinnen? — Ich bin die Herrin der Kasse. Fort! Das Geld her oder auch Sie sind entlassen! Aber von mir! Comprenez-vous?“

„O sehr, sehr wohl, gnädige Frau Baronin!“ erwiederte jetzt der Buchhalter, seine Entrüstung über diese hartherzige Drohung, die er indeß nicht zu fürchten hatte, in die Hände hineinreibend. Und mit bitterer Betonung entledigte er sich nun seines peinlichen Auftrages: „Aber ich bitte tausendmal um Verzeihung. Ich werde

dieſe zehntauſend Gulden unter keiner Bedingung auszahlen. Ich darf überhaupt für die gnädige Frau Baronin nicht die mindeſte Rechnung mehr annehmen, auch dieſe heutigen Poſten nicht, und ſtehe heute zum letztenmale vor Eurer freiherrlichen Gnaden in geſchäftlicher Stellung. Denn der Herr Baron haben mir heute Morgen den allerſtrengſten Befehl ertheilt, von nun an einzig und allein Anweiſungen mit ſeinem eigenen Namen zu reſpektiren, auf die Gefahr eigener Rückvergütung. Somit muß ich ſchon unterthänig bitten, dieſe Poſten, ſowie dieſen Schein für weitere Zehntauſend nur dem Herrn Gemahl höchſt eigenhändig übergeben zu wollen, und mir bleibt nurmehr übrig, der gnädigen Frau Baronin einen recht höflichen guten Morgen zu wünſchen."

Damit legte er die beiden Zettel auf den Schreibtiſch, verbeugte ſich ehrfurchtsvoll, aber ſtolzen Blickes, und ging ſteif aufrecht zur Thüre. Ihr aber verſagte jedes weitere Wort und er ſah nur noch, wie ſie auf ihrer Chaiſelongue zuſammenbrechend die Hände vors Geſicht geſchlagen hatte. Und furchtſam ſchlich er ſich davon.

Alter, einſamer Jude, Salomon Baruch! Der Blitzſtrahl kam aus deiner Hand!

Jahrelang hatte er's mitangeſehen, wie in dieſem Hauſe von deſſen Herrin verſchwendet und ihren Dienern geſtohlen worden, und dabei ſtillgeſchwiegen. Denn Alles war ihm in ſeiner Hinterſtube bis ins Kleinſte bekannt, wenn er auch in der Stadt wie geſtorben geweſen und mit keinem Fuße das Vorderhaus mehr betreten hatte, ſeitdem ſeiner Väter abgeſchworner Glaube darin wurde zu Grabe getragen. Jene neun Söhne und drei Töchter hatten Tag für Tag ihm Alles hinterbracht zur Nachtzeit in der ſchmutzigen Judengaſſe. Aber was war ihm daran gelegen geweſen? — So ſchweres Geld auch in den Wind geflogen, für jeden vergeudeten Gulden und geſtohlenen Pfennig war ja doch immer wieder das Hundertfache hereingekommen. Das Kapital war immer

größer geworden und die Zinsen nicht kleiner. So hatte es ihm auch niemals bis ins innerste Herz gegriffen, soviel auch vergeudet und veruntreut, und sein Herr ein immer ärmerer Bettler an Glück geworden. Aber ein Fluch war nach Salomons Glauben diese Wirthschaft doch allezeit gewesen, ein vergeltender Fluch, der aus des Judenthumes Grab in diesem Hause herausgewachsen, hineingesäet von der Hand Jehovas selber, der straft und rächt, so Jemand seinen allheiligen Namen eitel nennt. Darum war auch der alte Jude in all' den Jahren stumm geblieben, und hatte sich heimlich an diesem Fluche gefreut.

Aber gestern Abend, wo Isidor zum erstenmal so bis zum letzten Tropfen vor ihm ausgeschüttet sein trauriges Herz, da war solch' Mitleid mit ihm, und solcher Zorn über die Baronin ihm angekommen, daß er Isidor Alles gesagt, was er seit all' der Zeit in sich verschlossen, haarklein; und daß er ihn beschwor, zu thun, wie er heute Morgens gethan am Valentin und an ihr selber; — daß er jetzt auftreten solle als Herr im Hause, und wenn sie ihn nicht könne lieb haben und ehren, so solle sie aber auch nicht mehr herrschen, genießen und verschwenden dürfen nach Belieben, und solle büßen, was sie jeden Tag an ihm sündiget.

So hatte Salomons weiser Urtheilsspruch gestern Abend gelautet, und also war er heute Morgen zum erstenmale an der Baronin vollstreckt worden.

* * *

Mitten in diesem öden Trümmerschutt ehelichen Lebens blühte die Kinderzeit zweier Mädchen und eines Knaben. Aber so voll schwellender Frühlingsluft, wie wilde Rosen an gebrochenen Burgpfeilern hinanklettern und sich nur ihres duftigen Daseins freuen, ohne jegliches Ahnen von Freud und Leid, das einst in diesen Mauern ausgeklungen, in solch' glücklicher Harmlosigkeit umrankte der Frühling dieser Kinder die Glückruine ihrer Eltern nicht.

Und doch, mit was Allem hatte der Reichthum ihres Hauses sie nicht überschüttet, um sie all' ihren Altersgenossen als die glücklichsten Kinder der Welt erscheinen zu lassen! — Wie waren doch vor Zeiten selbst ganz ernste Lustwandler im Schloßgarten lächelnd stehen geblieben, wenn die damals erst sechsjährige Melanie ihre jüngere Schwester Gabriele in wundernetter, mit stattlichen Ziegenböcken bespannter Miniatur-Equipage spazieren gefahren! Und erst die Kinder, die an der Hand der Eltern zu Fuß gehen mußten, mit welch' neidischen Augen hatten sie's mitangesehen, wenn die muthige, kleine Kutscherin mit schon ganz gelungenem Peitschenknall ihr weißhaariges Gespann in so scharfen Trab versetzte, daß der kleine Groom, der als Beschützer neben hergelaufen, ganz außer Odem gekommen! — Ja, wie hatte die geniale Hexe schon gelernt, bei ihr begegnenden bekannten Gesichtern fast mit derselben koketten Grazie den Peitschenstiel zu senken, wie heute noch die Frau Mama vom hohen Kutscherpolster herab eines jungen Reiterlieutenants Verbeugung gnädigst erwiedert.

Wie nun ein ewiges Weltgesetz die ganze Menschheit nach fortschreitender Entwicklung drängt, so war natürlich auch die Zeit gekommen, da die knebelbärtigen Ziegenböcke ihren Reiz verloren. Die beiden lieben Schwestern waren ja unterdessen auch viel zu groß geworden, um sich mit Anstand solch' kindlichen Gespannes noch länger bedienen zu können, und auch der jetzt vierjährige Edgar sollte diese Freude nicht länger missen. So wurden denn die Ziegen in Ruhestand versetzt, um im freiherrlichen Stall das Gnadenbrod zu fressen; und allerliebste, orangegelbe, javanesische Ponys traten jetzt an einem neuen viersitzigen Bernerwagen in Aktivität. Ihr Ankauf verschlang freilich ein kleines Kapital, das manch' armen Mann steinreich gemacht hätte. Denn sie wurden einem holländischen Affentheaterdirektor, der sich mit einem Dutzend dieser seltenen Thiere in seinem Cirque quadrumane produzirte, von der Baronin eigentlich rein abgepreßt. Diese Art des Kau-

sens kostet immer das Doppelte. Aber die Geisböcke, die aus Paris gekommen, waren auch gerade nicht billig, und diese Ponys waren so wunderschön, und fein dressirt, daß sie zuvor schon die gewiegtesten Pferdekenner in Erstaunen gesetzt und darum auch die ganze Stadt von diesem Kaufe der Baronin redete. Das war auch was werth. Dazu die Seligkeit der zärtlichen Schwestern, daß nun auch Bruder Edgar mitfahren konnte! So etwas bezahlt man nie zu theuer. Schwester Melanie, um deren stolzes Köpfchen nun der zehnte Sommer gestrahlt, bewahrte sich das Vorrecht des Kutschirens. Und jetzt ging's noch dreimal so schnell wie vorher mit den trippelnden Ziegenböcken. Glückliche Kinder, die solch' reiche und auch solch' freigebige Eltern haben!

Von den überaus kostbaren Christkindchen, Namens- und Geburtstagsgeschenken der Goldhelm'schen Geschwister will ich gar nicht reden; denn diese Freuden haben auch andere Kinder. Erfahrene Menschenkenner sagen sogar, daß, je ärmer die Kinder und ihre Geschenke, und je seltener diese gereicht werden, um desto reicher sei das Glück und der Dank der Beschenkten. Welch' gütige Ausgleichung ungleichen Geschicks! Aber wie viel andere kindliche Freuden kehrten doch in diesem Bankierhause ein, aus deren Kelche tausend und abertausend Kleine niemals einen Tropfen zu kosten bekommen! Und wie ward auch hier wieder dem Menschendrange nach Fortschritt in diesen zarten Gemüthern Rechnung getragen! Es waren ja auch so verständige, liebreiche Eltern. Da mußten sie in der schweren Kunst, ihre Kinder zu glücklichen Menschen heranzubilden, natürlich um so sicherer zur höchsten Meisterschaft gelangen, da niemals erst die Geldkasse um ihre Einwilligung ängstlich befragt werden mußte.

So geschah es denn, daß diese lieben, niedlichen Goldhelm'schen Töchterchen im allerfrühesten Lebensmorgen mit ihren Gespielinnen bei Kaffee und süßem Zuckerwerk sich ergötzten, und mit ihren in Sammt und Seide strotzenden Pariserpuppen um die

Wette die Eleganz ihrer eigenen Toilette zur Schau trugen und die andern minder aufgeputzten Mädchen zu stillem Neide reizen durften. Nicht wahr, welch' naives Kindervergnügen! — Ein paar Jahre danach, genau zur selben Zeit, als die Ziegenböcke von den Ponys verdrängt wurden, traten in derselben naturgemäßen Steigerung an die Stelle dieser kindlichen Kaffeevisiten im gewöhnlichen Putz unschuldige Kinderbälle in der Balltoilette, ein paarmal auch im Maskenkostüm. — Das war nun jedesmal ein ganz wunderliebliches Schauspiel. Natürlich fehlten auch kleine Tänzer nicht; zwar noch nicht im Frack. Nein, das doch nicht; denn die weise Baronin-Mutter hatte die Altersgrenze für die Herren auf vierzehn Jahre festgesetzt. Da wäre doch der Frack, dieser schwarze Hohn aller jugendlichen Poesie, ein zu greller Anachronismus gewesen. Aber dennoch waren diese kleinen Dandys so modisch geschniegelt und frisirt; sie zeigten bereits eine so selbstbewußte Tournüre und wußten ihren jungen Tänzerinnen mit solcher Galanterie naive Artigkeiten zu sagen, daß man nur mit freudigem Stolze sich fragen mußte: was werden aus diesen Treibhausschößlingen erst für Kerneichen von deutschen Männern herauswachsen, wenn sie später einmal des Lebens frischer Sturm umbraust! — Doch wäre es höchst ungerecht, nicht auch den kleinen Tänzerinnen mindestens den gleichen Grad frühreifer Entwicklung zuzugestehen. Wirklich, das Herz mußte Einem im Leibe mitlachen, wenn man zusah, mit welch' reizender Schelmerei namentlich die immer gleich geniale kleine Baronesse Melanie ihre begeisterten Verehrer anzuziehen und wieder fernzuhalten wußte. Ein so köstliches Gemisch von prüdem Stolz und Liebenswürdigkeit in diesem erst zehnjährigen Wunderdämchen, daß man nur so staunen mußte, wie Töchterchen und Mama sich hierin zum Verwechseln ähnelten, sowie Melanie junior auch leiblich der Melanie senior wie aus dem Gesichte geschnitten war. Für Mutter und Kind ein gleich liebenswürdiges Compliment! — Und welch' graziöse Haltung,

welche Virtuosität feinster Tanzkunst trug die kleine Elfin in Menschengestalt schon zur Schau! Sie war unbestritten an jedem solchen Abend die Ballkönigin. Wer sollte es darum auch der glücklichen Mutter verargen, wenn sie im schwelgerischen Beschauen dieses ihres verjüngten Ebenbildes ihrer eigenen Triumphe im Ballsaale freudvoll und leidvoll gedachte, da sie noch als jungfräuliche Rose von jedem bunten Schmetterling sich umgaukeln ließ, bis mit Hilfe tückischen Schicksals gerade jene Hand sie gebrochen, die sie selber hundertmal lieber mit ihren schärfsten Dornen gestochen hätte. Und konnte wohl Jemand ihrem Mutterherzen verübeln, daß sie das jüngere Töchterchen Gabriele, die, im Gegensatze zu ihr, des Vaters Physiognomie und linkische Haltung ererbt, nicht so tief in sich einschloß, wie ihr eigenes Ebenbild? Die Gouvernante wie die Domestiken gaben zwar in Fleiß und Gutmüthigkeit der minder schönen und gewandten Gabriele vor Melanie bedeutend den Vorzug. Aber ich denke: das Auge der Mutter mußte doch wohl schärfer sehen, in welcher der beiden Schwestern größere Schätze für die Zukunft geborgen lagen. Wenn aber die Gouvernante sich oft bitter darüber beschwerte, daß nach jedem Ballabend für Melanie ein paar Lerntage verloren seien und ihre Launen immer um so stärker hervortreten, so stak in solchem Gejammer eben eine sehr kurzsichtige, pädagogische Pedanterie, die nicht begriff, daß möglichst frühzeitiges Erlernen und Ueben leiblicher Grazie und fein nüancirter Umgangsformen so gut in ein verständiges Erziehungssystem gehören, und später sich vielleicht noch viel kostbarer verwerthen lassen, als alle noch so reich aufgehäuften Güter geistiger und gemüthlicher Ausbildung.

Ja wirklich, diese Goldhelm'schen Schwestern waren neidenswerth glückliche Kinder. Aber auch der vierjährige Bruder Edgar wußte vor lauter Reichthum an theuren Spielsachen oft gar nicht recht, womit er sich nur zuerst seine Langeweile vertreiben sollte, so daß er wirklich manche Tage buchstäblich gar nicht zur Unter-

haltung gelangen konnte. Und als er einmal auf einem ſolchen Kindermaskenball in der ſehr koſtſpieligen Tracht eines jungen ungariſchen Magnaten paradirte und der gleichaltrige Bube des Prokuraführers einen Türken vorſtellte, deſſen Turban nebſt Pumphoſe nicht den zwanzigſten Theil gekoſtet, dem kleinen Magnaten aber doch viel pompöſer vorkam, da fing dieſer pſendo-ungariſche Knirps gewaltig zu räſonniren an in untermiſcht deutſchen und franzöſiſchen Zornausdrücken. Und er ſtampfte ſo lange mit den knappen Sporenſtiefeln, bis die gute Mutter mit Kaffee und Confekt bei dem jungen Muſelmann es dahinbrachte, daß dieſer mit dem Magnaten im Nebenzimmer ein changement de décoration vornahm. Dann gab es den ganzen Abend keine vergnügtere Maske als den kleinen, freiherrlichen Renegaten. — Sag' ſelbſt, lieber Begleiter, wo nehme ich jetzt wieder das rechte Wort für ſolch' wahrhaft ergreifende Mutterliebe her? Am beſten wird es ſein, wenn ich völlig ſchweige. Denn zu erſchöpfendem Ausdrucke für die Liebestiefe ſolchen Mutterherzens kann mir jetzt nicht einmal mehr das Alles ſagende „comme il faut“ aus der Verlegenheit helfen.

Indeſſen, wie im Menſchenleben eben doch Niemand alle Glücksgüter zuſammenbeſitzt, und ſie vielmehr in gar weiſer Vielfältigkeit vertheilt ſind, wenn auch oft dieſe troſtreiche Wahrheit unter einem zarten Schleier ſich flüchtigem Beſchauen verbirgt, ſo beſaßen auch die Goldhelm'ſchen Geſchwiſter doch nicht unbedingt Alles, was Kinder glücklich und neidenswerth macht. Denn mit ſo verſchwenderiſcher Freigebigkeit auch der elterliche Reichthum ſeine Genüſſe über ſie ausgoß, Eines konnte er dieſen Cröſuskindern doch nicht geben, ein Gut der Kindheit, koſtbarer als alle andern mit Geld erkauften, ein Kinderglück, das über Putz und Geſchenke, Spazierenfahren und Maskenbälle himmelweit hinausragt, eine dankſelige Erinnerung an die Kindheit, die nie erliſcht und auch im ſpäteſten Alter noch ihrer Schönheit voll

Reiz bewahrt, einen Segen, den oft die niedrigste Tagwerkerhütte beherbergt, und der in diesem weiten, prunkenden Palaste doch keinen Platz finden konnte — das Elternhaus mit seiner Liebe und seinem Frieden. Diesen einen Reichthum auch der ärmsten Kinder besaßen diese allerärmsten nicht.

Laß mich abbrechen, lieber Begleiter! Du weißt, wie ich es meine.

* * *

Und es war Abend geworden. Der Hofbankier fuhr, im offenen Jagdwagen von naßkaltem Winde wie innerem Frost durchschauert, über den Schloßplatz. Er hatte wohl auf manches Wild geschossen, aber jedes gefehlt. Zu sicherem Zielen bedarf es kalter Ruhe und scharfen Auges, und er hatte stets nur aufs Gerathewohl abgedrückt, manchmal bloß in die Luft oder auf Raben, so unzählig oft, daß sein Büchsenspanner kaum mehr mit dem Laden nachgekommen war. Was war ihm aber auch um erlegtes Wild zu thun gewesen? Er wollte diesen Tag nur außer Hause sein. Das war der eigentliche Zweck seiner einsamen Jagdpartie. Aber sein eigenes Herz war den ganzen Tag über um so sicherer von den Pfeilen seines Grames getroffen und verwundet worden, und der gehetzte Jäger sehnte sich nach der versöhnenden Nachtruhe. —

Edle, weichherzige Menschen sind in ihrem Grolle selten ausdauernd energisch. Es bedarf schon eines gewaltigen Anstoßes, bis sie sich entschlossen aufraffen, um sich ihres mißachteten Rechtes zu erwehren, und sie müssen sehr schwer beleidigt werden, bis sie es über sich bringen, ihrem zürnenden Unmuth in ernsten Strafmitteln Ausdruck zu geben. Aber auch dann thut es ihnen viel wohler, bei dem leisesten Anzeichen von Reue wieder vergeben und vergessen zu dürfen, als in fortgesetztem Grolle die nur halb ausgestreckte Hand von sich abzuweisen; selbst wenn sie aus

Erfahrung wiſſen können, daß dieſelbe Hand in kürzeſter Zeit ſich abermals gegen ſie erheben werde. Sogar ein trügeriſcher Friede iſt ſolchen weichen Herzen erwünſchter, als die unerquickliche Fortdauer offenen Streites. Der bewußte Edelmuth wird unverſehens zur unbewußten Schwäche. Und ſo kommt es endlich, daß der unedle Beleidiger gegen den großmüthig Verzeihenden, ſo oft es ihm vortheilhaft erſcheint, die Rolle heuchleriſcher Reue ſpielt, um während dieſer Comödie die Wahrheit ſeiner niedrigen Geſinnung dem friedensbedürftigen Beleidigten wieder vergeſſen zu machen.

Es bedarf wohl keiner weiteren pſychologiſchen Auseinanderſetzung, um den Baron Goldhelm unter dieſe edlen, weichen Naturen miteinzurechnen. Und ſo war er jetzt kaum aus dem Wagen geſprungen und mit haſtigem Fuß auf ſein Zimmer geeilt, und wie er den Mantel nur abgeworfen, fragte er ſogleich ängſtlich den Kammerdiener: „Iſt die Baronin auf ihrem Zimmer, und befindet ſie ſich wohl?“

„Nein, gnädiger Herr! Frau Baronin liegen ſchon den ganzen Tag zu Bette. Sie haben im höchſten Grad die Migräne, und der Herr geheime Rath war ſchon zweimal hier und verſchrieb auch Arzenei.“

„Krank?“ ſeufzte Iſidor vor ſich hin, „o ich ahnte das ſchon den ganzen Tag!“ Doch ſchnell ermannte er ſich wieder: „Der Buchhalter Körner ſoll augenblicklich zu mir kommen!

Der Kammerdiener eilte hinunter. Sein Herr ging in der gedrückteſten Stimmung auf und nieder.

„Krank! Und ich bin ſchuld daran! O Salomon! dein Urtheil war zu ſtreng. Ich dachte es mir gleich. Den ganzen Tag hat mich draußen der Gedanke gehetzt und gequält: mein Groll iſt zu jählings und zu hart über ſie hereingebrochen. Der Schimpf war zu groß vor meinem eigenen Buchhalter. Gott! Könnt' ich's doch wieder zurücknehmen, wär' ich jetzt ein glücklicher Mann! Am Ende wird ſie mir ſchwer krank und ich muß mich darum

anklagen. Wird das ein Elend in mir werden! O Salomon! daß ich dir doch gefolgt habe, wo du nie gewesen bist ein verheiratheter Mann, wo dein Herz verhärtet worden ist in lauter Spekuliren und Geldmachen! Was hast du mir für ein Unheil angerathen? Ja du, du bleibst hinten auf deiner Stube sitzen. Was ist dir daran gelegen? Gott der Gerechte sei mir gnädig und mach' sie mir wieder gesund!"

Er war auf einen Stuhl gesunken, und hielt die Hand an seine brennende Stirne. Der Buchhalter stand vor ihm.

„Gnädiger Herr haben mich rufen lassen."

Und der Hofbankier fuhr auf:

„Ja so, der Herr Körner. Ganz recht. Nun, so sagen Sie mir, wie war's heute Morgen mit der Baronin? Sie merken ja wohl schon, was ich wissen will; denn es hat die Baronin krank gemacht. Wahrhaftig, zehntausend Gulden gäb' ich darum, und noch viel mehr, wenn's unterblieben wäre. Also, Herr Körner, wie war's?"

Der Baron blieb mit gesenktem Kopf auf dem Stuhle sitzen. Der alte Buchhalter berichtete wahrheitsgetreu Wort für Wort den ganzen Vorgang von der Baronin erstem Aufschrei über die Entlassung des Herrn Valentin bis zu dem Augenblick, als er sie verlassen, da sie wie vom Blitze niedergeschmettert auf das Sopha gestürzt und die Hände vors Gesicht geschlagen.

„Ich dank' Ihnen, lieber Herr Körner, Sie sind ein braver Mann!" erwiederte der Bankier mit dumpfer Stimme und ohne aufzublicken. „Und wenn von morgen an der jüngere Buchhalter der Baronin Alles auszahlen wird, so darf Ihnen das nicht weh thun. Ich will Sie bei Gott nicht zurücksetzen. Aber nach dem heutigen Auftritte läßt sich das nicht anders machen. Und daß Sie sehen, wie ich Sie gewiß nicht kränken will, so ist Ihr Jahresgehalt von morgen an um fünfhundert Gulden erhöht. Gute Nacht!"

Der alte Buchhalter traute ſeinen Ohren kaum, als er die Worte ſeines Principals vernahm. So räthſelhaft umklangen ſie ihn.

„Vergelt's Ihnen Gott, gnädiger Herr!“ das war Alles, was er, zum Baron ſich niederbeugend und ſeine Hand küſſend, zu ſagen vermochte. Dann empfahl er ſich, und ſo ſehr ihn auch ſeine Gehaltserhöhung freute, ſchüttelte er doch auf der ganzen Treppe mißbilligend ſein ehrliches, weißes Haupt: „Wunderlicher Mann, großmüthiger, ſchwacher Mann!“ —

Wie gerne wäre Iſidor ſchon jetzt zur Baronin hinübergeeilt, um durch liebreiche Worte wieder Alles gut, und ihr und ſich die lange Winternacht erträglicher zu machen. Aber wie's nur kam! Er redete ſich ein, daß eine ſolch' aufregende Scene der Verſöhnung ihr am Ende mehr ſchaden als nützen könne. In Wahrheit aber hatte er nicht den rechten Muth dazu, wenn er ſich's auch nur halb eingeſtand. Daß er in ſeinem Zimmer abgeſondert ſeinen Abendimbiß nahm, und ſich ohne Nachtgruß zu Bette legte, darin lag ja ohnedem nichts Auffallendes. Getrennte Wohn- und Schlafzimmer waren im Hauſe längſt gewohnte Sitte. Ein breiter Corridor war deren vornehme Schranke. Und wieder in einem eigenen Flügel des großen Palais wohnten die Kinder mit Bonne und Gouvernante. Nur um fünf Uhr vereinigte der Speiſeſaal die beiden Gatten, und da nur ohne Kinder, aber faſt immer mit geladenen Gäſten. Der Abend gehörte bis nach Mitternacht dem Salon, darin die Baronin das Haus repräſentirte, der Herr ſelber aber nur ſelten erſchien. Auch beim Frühſtück ſaßen wieder alle getrennt, Vater, Mutter, Kinder. — Ein herzenswarmes, deutſches Familienleben mit ſeinen täglichen, ſtillen Feſten, wie ſie geſegnete Liebe bereitet, war ein fremder Brauch in dieſem kalten, undeutſchen Hauſe.

Umſomehr waren darum auch die zwei Goldhelm'ſchen Töchterchen erſtaunt, als des andern Morgens Gouvernante und Bonne

ihnen ihre Sonntagskleider anzogen und schon so früh die Lockenköpfe zurecht machten. So neugierig sie auch fragten, sie erhielten keine andere Antwort als die: „Mama hat es gestern Abend so befohlen.“ — Auch der kleine Edgar in seinem neuesten, himmelfarbenen Röckchen mußte sich mit dieser Erklärung vorderhand befriedigen lassen. So wurden denn die Kinder in das Boudoir der Mutter hinübergeführt, mindestens so gespannt, wie am Christabend vor der Bescheerung. — Als die drei Geschwister jetzt zur Thüre des Boudoirs gekommen, saß die Baronin bereits in ungewohnt frühzeitiger Morgentoilette an ihrem Schreibtisch und übergab einen Brief dem Kammerdiener, der ihr soeben versicherte, daß der gnädige Herr auf seinem Zimmer beim Frühstück sitze.

„Gut, also bringen Sie dieses dem Baron!“ sagte sie noch, und die drei Kinder traten mit großen, fragenden Augen mit der Gouvernante herein, die sich sogleich wieder entfernte.

Die vorlaute, kleine Melanie wollte nun eben fragen, was denn das Alles eigentlich bedeute; da fiel ihr Mama schon ins Wort und deutete auf drei wundervolle Blumenbouquets, die in kostbaren Vasen auf dem Marmortischchen standen.

„Ihr sollt heute Morgen dem lieben Papa gratuliren, meine guten Kinder, und ihm diese schönen Sträuße bringen.“

„Aber wozu denn, Mama?“ fragte wieder die naseweise älteste Tochter.

„Ah, das ist aber schön, da wird sich Papa wohl recht freuen. Das haben wir ja noch gar nicht gethan,“ sagte die gutherzige Gabriele in kindlichem Tone, während auch dem kleinen Edgar die schwarzen Augen freudig strahlten.

„Und küßt ihn nur recht, liebe gute Kinder! Hört ihr's?“ fuhr die Baronin weiter, ohne sich auf der Erstgebornen verfängliche Frage näher einzulassen. „Nun wartet nur noch ein wenig, ob auch Papa schon aufgestanden ist. Kommt, setzt euch einstweilen hieher!“

Unterdeſſen las der Vater dieſer Kinder in ſeinem Zimmer folgenden Brief ihrer Mutter:

Liebſter Iſidor!

Ich bitte dich, lies das inliegende Wort meines armen Vaters, und denke dir meine wahrhaft verzweiflungsvolle Stimmung, als du vorgeſtern Abends heimgekehrt, und dieſer Brief eine halbe Stunde dir zuvorgekommen war. Sage ſelbſt: konnte ich da im Stande ſein, deine mir vorausgeſchickten herzlichen Küſſe ſo zu erwiedern, wie ich es ſo gerne gemocht? Ich war ja von Schmerz und Scham noch ganz zerſchlagen. Aber mit welch' kaltem Gruße warſt du auch zu mir hereingekommen! Mußte nicht dagegen der Inhalt deines Telegramms mir faſt wie Hohn erſcheinen? Doch mich verlangt nach Frieden und Eintracht. Alles ſei großmüthig von mir vergeſſen, ſo tief du mich auch am andern Morgen vor einem niedrigen Buchhalter völlig ſchuldlos gedemüthigt haſt. Iſidor! Meinen treueſten Diener ohne mein Wiſſen zu entlaſſen, blos um mich zu kränken, war das recht? Kann ein liebender Mann ſeine Frau und ſeine Kinder vor einem Buchhalter ſo compromittiren? Kann obendrein ein kluger Geſchäftsmann ſeines ganzen Hauſes Credit vor einem ſeiner Diener ſo gefährden? Doch, wie ich ſchon ſagte, ich verzeihe dir Alles. Nur rette meinen Vater! Beſchämend genug für mich, daß ich ſolch' demüthigende Bitte an dich ſtellen muß. Erleichtere ſie mir durch deine Liebe! Gedenke edelmüthig deines eigenen Vaters, der dir Gottlob ſolchen Reichthum hinterlaſſen hat! Ein neues Leben beginne von heute an in unſerem Hauſe! Und auch dein lieber Gaſt ſoll mir dann freudig willkommen ſein. Gieb mir ein Zeichen, daß du meine Bitte erfülleſt, oder noch lieber: komme ſelbſt zu deiner dich liebenden

Melanie.

Und kaum hatte Isidor diese Zeilen mit umschleierten Augen überflogen, da eilte er auch voll stürmischer Sehnsucht nach Versöhnung hinüber zum Boudoir. Die Baronin hörte noch auf dem Teppich des Corridors seine hastigen Tritte. Diese sagten ihr Alles. Ihr Auge glänzte triumphirend. Ihre kluge, dramatische Berechnung täuschte sie nicht. „Kinder, der Vater kommt, vergeßt das Gratuliren nicht!“ — rief sie noch schnell. Und er stürzte herein. Die Kinder streckten ihm die Sträuße entgegen und riefen wie aus einem Munde: „Papa, wir gratuliren.“

„Auch ich, lieber Isidor!“ fiel gerührt thuend die Mutter ein, daß der diesen räthselhaften Glückwunsch gar nicht zu deuten wußte und ganz verloren dreinsah.

„Aber wozu gratulirt ihr mir denn, liebe Kinder? Ist denn heute Isidor? Das ist doch, glaub' ich, erst im April. Und erst im Juni ist mein Geburtstag. Und das Alles ward doch sonst immer vergessen. Was ist denn nur heute für ein Tag? Mein Gott! Wozu gratulirt ihr mir denn?“

„Wir wissen's nicht, Papa!“ sagte die kleine Melanie leichtfertig. „Aber es freut uns doch,“ fiel Gabriele ihr innig ins Wort.

Die Baronin trat nun ganz nahe zu ihm hin, legte den Arm um seine Schulter und flüsterte ihm ins Ohr:

„Wozu wir dir jetzt gratuliren, guter Mann? Zum Geburtstag unseres heute neugebornen häuslichen Glückes — ich und die lieben Kinder.“

„Ach Melanie, machst du mich jetzt zu einem reichen, glücklichen Mann! Wie kann ich dir's danken und vergelten?“

Heiße Thränen brachen ihm hervor. Er küßte sein Weib und noch dreimal inniger seine Kinder, eines nach dem andern, und konnte gar nicht mehr von ihren süßen Lippen lassen. Die Kinder wußten nicht, wie ihnen geschah. Solche Vaterküsse hatten sie ja noch niemals verkostet. Und die weichherzige Gabriele fing

ſogar vor Freude darüber zu weinen an, weil ſie ihren Vater noch niemals ſo glücklich geſehen, wie heute.

Eine Stunde darauf ritt ein Eilbote im ſchärfſten Trab über den Schloßplatz hinaus auf die Landſtraße und brachte zehntauſend Gulden in Banknoten nach Schloß Reiffenberg.

Zur ſelben Zeit fuhr Doctor Hermann Stark aus ſeiner Heimath nach der herzoglichen Hauptſtadt.

So ward das Grab häuslichen Glückes im Goldhelm'ſchen Hauſe von trügenden Blumen überwuchert. — Nun mag der liebe Gaſt erſcheinen!

IV.

Ade nun ihr Berge, du väterlich Haus.

Waren das doch an den letzten drei Abenden, da der Hofbankier über den Schloßplatz in sein Palais gefahren, himmelweit verschiedene Stimmungen! Als er vorgestern aus Hermanns Vaterstadt in sein Haus heimgekehrt, da schwelgte sein Herz zwischen Winter und Frühling, wann über noch schneebedeckten Feldern die ersten Lerchen singen. Gestern bei der Heimfahrt von freud- und beuteloser Jagd war das nämliche Herz wieder von trübseligstem Novembernebel eingesponnen; und nach weitern vierundzwanzig flüchtigen Stunden war der Baron am dritten Abend über den Schloßplatz gefahren, seinen lieben Gast, den er eben abgeholt, zur Seite, und wie ein Sommermorgen im Hochwalde, darin tausendfältige Lieder erklingen und stolze Wipfel zum blauen Himmel rauschen, so war heute die Stimmung dieses abermals nämlichen Herzens. Daß dieses zarte Instrument doch solchen Wechsel nur aushalten kann!

Der Hofbankier stieg jetzt mit dem jungen Anwalt Stark die mit kostbaren Teppichen belegte Marmortreppe hinauf. Tageshelle Gasflammen sprühten aus den Fackeln, die zwei bronzene, halbnackte Genien hinaushielten. Griechische Statuen blickten mit hehrem Götterernst aus ihren dunklen, von immergrünen Gewächsen

umwucherten Nischen, und von der verschnörkelten Stukaturdecke grüßten schmetterlingbeschwingte Amoretten und nymphenkosende Satyrn mit dem ganzen lebenslustigen Leichtsinn jenes Jahrhunderts nieder, darin dieses vormalige Grafenhaus dem Boden entstiegen war.

Der kleinstädtische Gast war unterm Hinaustreten von diesem ungewohnten ersten Eindruck kaum ein wenig zu sich gekommen, so trat auch schon die Baronin in reizendster Toilette aus dem Corridor in das zauberhafte Treppenhaus; und zwischen Orangenbäumen mit goldener Frucht winkte sie grüßend hinunter. Dazu hoch über ihr in purpurner Umrahmung die Mediceische Venus, den blendenden Marmorleib von unbestimmtem Lichte umzittert; und dieses schillernde, lebenswarme Frauenbild — O Doctor Hermann Stark, dachtest du jetzt nicht, das sei der Eingang zum Paradies alles Menschenglückes?

„Ma foi! Welch' bildschöner, interessanter Kopf, wie ich noch selten einen gesehen!" Dieser Gedanke machte jetzt der Baronin großes Auge noch heller strahlen, je näher dieser Provinzsohn heranstieg.

Jetzt waren die Beiden ihr nahe gekommen. Der Hofbankier stellte seinen Gast ihr vor, überglücklich, daß sie zur Begrüßung ihnen so liebreich entgegengekommen. Holdselig lächelnd sagte sie: „Mein lieber Mann hat mir schon so viel Schönes von Ihnen erzählt, Herr Doctor, daß ich Sie in unserem Hause herzlich willkommen heiße. Möge es Ihnen bei uns nur auch recht heimisch werden!"

Dieser erwiederte in verbindlichem Tone, darin aber doch etwas Stolzes klang:

„Das wünsche auch ich von ganzem Herzen, Frau Baronin! Aber schon dieser feenhafte Eintritt macht mich so befangen, daß ich mich fast ein wenig vor dem Innern fürchte, ob solch' ein bescheidener Kleinstädter, wie ich, darin zu vollem Behagen kommen könne."

„Wie gewählt er sich ausdrückt! Ist das ein ungewöhnlicher Mensch!“ dachte die Baronin für sich; dann sagte sie laut: „O lieber Herr Doctor, ich bitte, fürchten Sie das gar nicht! Denn mögen des Hauses Räume reich oder ärmlich sein, wenn nur die Menschen drinnen dem lieben Gaste das Haus behaglich machen! Und ich hoffe, wir werden diese schöne, gastfreundliche Aufgabe an Ihnen zu lösen verstehen. Aber kommen Sie, Herr Doctor, Sie werden von der langen Fahrt wohl ermüdet sein. Ruhen Sie sich auf Ihrem Zimmer erst ein wenig aus! Dann bitten wir freundlich, zum Thee zu kommen, ganz im traulichen Familienkreise, damit Sie sich sogleich wie zu Hause bei uns fühlen.“

„Sie sind allzu gütig, Frau Baronin,“ warf Hermann unter freundlicher Verbeugung leicht hin. „Also auf baldiges Wiedersehen!“

Einer der beiden Kammerdiener in himmelblauer Livree mit Goldschnüren, einen silbernen Armleuchter in der Hand, trat an Hermann hochnasig respektvoll heran, um ihn auf sein Zimmer zu führen.

Der Hofbankier war unterdessen sprachlos wie zwischen Wachen und Träumen gestanden. Endlich fuhr er sich über die Stirne wie sich besinnend, ob das auch wirklich seine leibhaftige Frau noch sei. Und wie sie schön dabei war! Welch' sanfte Anmuth ihr ganzes Wesen verklärte! Wie Uhlands frühlingsgläubiges Wort: „Nun, armes Herz, vergiß der Qual, nun muß sich Alles, Alles wenden,“ klang es durch seine weichgestimmte Seele.

Eine halbe Stunde darauf trat Hermann am Arme seines Gastfreundes, der ihn selber abgeholt, in den Theesalon. Vom süßesten Arom des Morgenlandes durchduftet empfing ihn dieser. Noch wob das gedämpfte Licht der kunstvollen Bronzelampe einen dämmerigen Schleier um dieses luxusreiche Prunkgemach. Nur die goldenen Sterne auf den blauen Vorhängen und Portièren von schwerster Seide funkelten aus dem traulichen Halbdunkel dem

überraſchten Gaſt entgegen. Alle andern Koſtbarkeiten wirkten noch mit unſicherer Macht, aber doch ſchon blendend genug auf ſeine wie in einer Märchenwelt befangenen Sinne.

Aber ſiehe, das Allerkoſtbarſte in dieſem zauberhaften Daheim! Die zwei holdſeligen Mädchen mit den Lockenköpfen, die jetzt von ihren ſammtenen Pfühlen ſich lieblich vor ihm verneigen und ihm die Hand geben! Und gar der im zurückgelehnten Fauteuil ſo maleriſch hingeſtreckte, ſchlafende Knabe! Alſo, in all' dieſem todten Reichthum auch noch ſolchen lebendigen! Sind das neidenswerthe, glückliche Menſchen! — Das war jetzt der überwältigende Gedanke in Hermanns Herzen, als Baronin Melanie ihn neben ſich auf das Sopha zum Sitzen einlud mit dem ſo zärtlich klingenden Mutterwort:

„Sie ſind uns wohl nicht böſe, Herr Doctor, daß ich Ihnen ſchon heut Abend meine Kinder zugeführt! Aber einmal dachte ich mir, daß gerade die Gegenwart dieſer Kleinen am ſchnellſten dazu beitragen würde, jedes Gefühl von Fremdſein in unſerem Hauſe bei Ihnen abzuſchwächen; und dann rechnen Sie's gewiß auch der Mutter zu gute, wenn ſie nicht erſt eine lange Nacht verſtreichen laſſen wollte, bevor ſie Ihnen ihres Hauſes koſtbarſte Schätze gezeigt, ohne deren Beſitz wir ja doch, ſelbſt in ſolcher Umgebung, mehr oder minder arme Menſchen genannt werden müßten."

Der Baron blieb auch bei dieſer Rede ſtumm. Aber die Augen rannen ihm über. Hermann bemerkte das wohl, als eine, wie er glaubte, tief empfundene Beglaubigung des eben Gehörten. Ueberdies ſchmiegte ſich ja die kleine Melanie nach dieſer Rede ſo traulich an ihr mütterliches Ebenbild, und Gabriele ſtreichelte voll geheimen Mitleids die Hand des Vaters, weil ſie ſeine naſſen Augen geſehen. Wie hätte da ihrer Eltern Gaſt auch nur einen Hauch von Lüge argwöhnen ſollen? Heißt es doch ſchon ſeit uralten Zeiten: „Kinder reden nur Wahrheit!"

Ob die Mutter dieser Kinder vor diesem Sprüchworte sich jetzt vielleicht heimlich fürchtete? War es doch seit undenklich langer Zeit das erstemal, daß sie Vater und Mutter so einträchtig zusammen sitzen sahen, und selber um sie bleiben durften. Wenn jetzt eines davon in argloser Kinderunschuld seine freudige Verwunderung darüber ausplauderte? Welch' penible Naivetät vor diesem interessanten Gaste! Welch' fatales Schleierlüften!

Darum war auch die Baronin dieser Befürchtung zuvorgekommen, und bestärkte damit nur noch obendrein des Gastes schönen Glauben von dem gesegneten Frieden ihres Familienglückes. „Liebe Kinder," sagte sie, „nun habt ihr unsern verehrten Gast gesehen und begrüßt, und nun geht auch schön brav zu Bette, daß ihr morgen früh wieder rechtzeitig aufstehen und lernen könnt! Ihr wißt ja: Morgenstund' hat Gold im Mund; und wer in der Jugend nichts lernt, muß im Alter darben. So sagt dem Herrn Doctor und dem lieben Papa freundlich: gute Nacht!"

Die beiden Mädchen thaten nach der Mutter Geheiß, beide gleich traurig, daß sie nicht länger bleiben durften. Der Doctor Stark gefiel ihnen so gut, und auch dieser konnte sich jetzt nicht enthalten, auf ihre Stirn einen warmen Kuß zu drücken. Auch der Vater schloß sein Töchterchen Gabriele gar innig in den Arm, denn die kleine Melanie hatte sich schnell wieder zur Mutter gewendet.

Diese deutete jetzt lächelnd auf den schlafenden Edgar:

„Und hier, Herr Doctor, unser träumender Stammhalter, dem der Sandmann heute besonders früh in die Augen gekommen, wird eben morgen seinen versäumten Willkommgruß nachholen und läßt sich heute bei Ihnen durch mich höflichst entschuldigen."

Damit endlich dieses schöne Bild von Eltern- und Kinderliebe vor dem lieben Gaste seine volle Poesie erschließe, hob Baronin Melanie den schlafenden Knaben mit all' ihrer Kraft aus dem Fauteuil auf den Arm. Der lehnte fortschlummernd den

ſchwarzen Lockenkopf an ihr zartes Geſicht. Welch' neues Motiv für einen Maler! Faſt noch ein wenig reizender als jener fliegengierige Affenpinſcher.

Mit dieſer poetiſchen Laſt auf dem Arm und den zwei Töchtern zum Geleite empfahl ſie ſich:

„Sie entſchuldigen, Herr Doctor, mich rufen Mutterpflichten. Auf Wiederſehen in einer Viertelſtunde!“

Die im Hintergrunde des Salons bisher wie zwei Bildſäulen harrenden Lakaien ſprangen jetzt raſch heran. Der eine öffnete die Flügelthüren, der andere trat mit zwei Leuchtern voraus; Mutter und Kinder folgten. Wie dieſes rührende Bild von Mutterliebe Hermanns Augen entſchwunden war, neigte er ſich zu ſeinem Gaſtfreunde hinüber und drückte ihm bewegt die Hand:

„Herr Baron, was ſind Sie ein glücklicher Mann! In ſolchem Hauſe, mit ſolcher Frau und ſolchen Kindern! — Ich habe ſo oft im Leben ſchon gehört, und mein treueſter Freund hat es mir immer aus Holland geſchrieben, wie Reichthum an Herzensglück ſo ſelten mit dem an äußeren Gütern ſich vertrage. Und nun ich zum erſtenmal ins Haus eines reichen Mannes eingetreten, werde ich das gerade Gegentheil gewahr von dieſem ſo oft gehörten Ausſpruche. Wahrhaftig, Ihnen bleibt ja kein einziger irdiſcher Wunſch mehr übrig.“

Da geſchah's über dieſer Rede dem Baron, als ob eine Zentnerlaſt ſein Herz beſchwere und durch den Salon ein leiſes Hohngelächter ginge; und er erwiederte, mit aller Gewalt ſeine Wehmuth bekämpfend:

„Ja wohl, lieber Herr Doctor, Sie haben ganz Recht. Mir bleibt kein einziger irdiſcher Wunſch mehr übrig als nur der eine, daß durch mein ganzes Leben lang Alles wahrhaftig ſo bleiben möge, wie Sie's heut Abend in meinem Hauſe geſehen. — Aber, mein Gott, das menſchliche Glück iſt ja ſo vergänglich!“

Was war das? Dieſe Saite gab keinen reinen Klang. Bevor

aber Hermann darüber zum Nachsinnen kam, lenkte der befangene Hofbankier das Gespräch auf die morgen frühe stattfindende Gerichtsverhandlung, und der, wenn auch noch so geniale, doch welt- und lebensunkundige, junge Advokat vergaß über dem Ernst dieser Prozeßsache wieder auf den andern in des Barons so seltsamer, wehmüthiger Antwort . . . .

So laß, lieber Begleiter, die beiden Männer juristisch zusammenplaudern, indessen ich dir selber ein paar Worte zu sagen habe. Ahnte ich doch schon vorhin die in deinem Innern so erklärliche Frage: aber was wollte die Baronin nur mit dieser neuen, unwürdigen Komödie, zu deren Mitspielenden sie abermals ihre Kinder mißbrauchte? — Und dennoch thut ihr diese Frage, so nackt hingestellt, diesmal Unrecht. — Es war nicht Alles Komödie.

Nirgends in der weiten Welt liegen solch' große, sich widerstreitende Räthsel so nahe nebeneinander, als oft im winzigen Raume des Menschenherzens. — Ist die volle Harmonie aller Kräfte des Geistes und Gemüthes zu einer ganzen, wahrhaftigen, inneren Menschenschönheit eine gar seltene Erscheinung, so ist doch auch jene tiefste Entartung nicht minder selten, in der einzig und allein Bosheit und Lüge sich in die Herrschaft über den inneren Menschen theilt, und jeder besseren Regung sogleich despotisch nach dem Leben trachtet. Aber jener Menschenherzen gibt es unzählig viele, in denen Licht und Dunkel, Gutes und Böses in falschem Frieden räthselhaft nebeneinander liegt, in denen heut alle Kräfte des Willens versöhnt zu einem schönen Einklang zusammentönen, und schon des anderen Tages wieder als Mißklänge feindlich auseinander gehen; in denen am Morgen ein göttlicher Lichtstrahl über erdentstiegenes Gewölk die Uebermacht gewinnt, und schon des Abends wieder erlischt im siegreichen Dunkel. — Und welcher menschliche Geist wollte sich vermessen, in solch' unharmonischen Herzen auszuscheiden auf die eine Wagschale all' die mitschuldige

Macht von Geburt und Erziehung, von dem Einflusse der tausendgestaltigen Lebensverhältnisse, von Vorbild und Verführung, von angebornem trägen und heißen Blut, sowie von jedem Wort aus fremdem Munde, gute oder schlimme Neigung befruchtend — und auf die andere Schale nichts als den, von jedem mitschuldigen Ungefähr losgeschälten, selbstbewußten freien Willen? Wer wäre kundig solch' göttlicher Scheidekunst, um, alles Menschenirrthums ledig, in untrügbar richtigen Maßen Gutes und Böses in solchen Herzen abzuschätzen? —

Auch die Baronin von Goldhelm verdient, daß diese allgemein menschlichen Sätze vor jedem allzu harten Urtheile sie beschützen. Hätte der stets in der Luft schwebende Bankerott ihres abenteuerlichen Vaters sie nicht förmlich gezwungen, trotz Bitten und Weigern, ohne jede Herzensneigung, sich dem reichen Hofbankier zu vermählen, wer kann ermessen, was in dem Hause eines von ihr geliebten und sie mit verständiger Liebe leitenden Mannes aus ihr geworden wäre? — Denn trotz aller Verbildung war ihr Geist dennoch reichbegabt, trotz Verstellungskunst und Launenherrschaft lag ihr Gemüthsleben nur halb erstorben wie ein Baum, der in ausgedorrtem Erdreich wurzelt. So hatte das innere Darben an Liebesbefriedigung sie maßlosem äußeren Luxus in die kalten Arme getrieben, darin nie das Herz erwarmt. Des Weibes verborgenes Liebeswalten im Hause ging unter im prahlenden Zurschautragen falscher Begeisterung für Kunst und Wissenschaft. Tie gelehrt thuende Salondame vergaß die einfache Mutterweisheit der Kinderzucht, und des Hauses blendende Pracht bedeckte die Verkommenheit ihres Inneren.

Aber auch über ihr armes Herz war dann und wann die ganze Bitterkeit des Bewußtseins hereingebrochen, daß ihr Leben doch nur eine ruhelose Hetzjagd sei, von einem Tage zum andern neu beginnend, und nur Schattenbilder von Menschenglück ihr als Beute liefernd. In solch' innerer Verlassenheit suchte sie dann

wohl tröstende Zuflucht bei ihren Kindern und überhäufte sie verschwenderisch mit Freuden aller Art, nur um für sich selber einen Abfall davon zu erübrigen. Und wie schnell war dieser immer wieder in ihr aufgezehrt! — Aber zum Herzen ihres Mannes flüchtete sie niemals, nicht einmal in einem Anflug von Liebe, — nicht vom ersten Tage, da man sie als willenloses Weib gezwungen, dem ungeliebten Manne zu bieten, was nur dem geliebten gebührt, bis heute — durch all' die langen Jahre.

Als sie aber heute Morgens den Vater ihrer Kinder diese so unendlich zärtlich küssen und an ihrem Halse vor Freude weinen sah, da hatte ihr Herz zum erstenmale zwar nicht Liebe zu ihm überschlichen, aber doch ein besseres Gefühl, mit Liebe wenn auch noch so entfernt verwandt, und oft deren spätere, leibhaftige Mutter — ein mit Achtung gepaartes Mitleid.

Die vor dieser Scene mit solch' raffinirter Verstellungskunst durchgeführte Komödie war gegen den Willen ihrer mitspielenden Verfasserin in eine ernstere Stimmung umgeschlagen. Und ihr in Wahrheit darüber feucht gewordenes Auge war so wenig in ihrer unwürdigen Rolle gestanden, als ihr Herz zuvor daran gedacht hatte, auch nur im unbedeutendsten Part dabei dramatisch mitzuwirken.

Die Zartheit, mit der sodann der gerührte Gemahl unter wenigen Worten ihre Bitte für die augenblickliche Rettung des Vaters erfüllte; und als er, bei ihr eine glückliche Stunde niedersitzend, ihr nachträglich die ganze innere Entstehungsgeschichte jenes Telegrammes mit den tausend herzlichen Küssen erzählte, und gegen diese lichtvolle Dämmerung seines Herzens den kalten Schatten ihres Empfanges voll nochmaliger Wehmuth verglich, das Alles half ihr Mitleid mit ihm verstärken. Mit all' ihrer Willenskraft gelobte sie sich, zwar nicht von nun an durch aufrichtige Liebe ihn zu einem glücklichen Gatten zu machen, — nein, nicht zu viel auf einmal! — aber doch vor diesem seinem

erwarteten, lieben Gaste nun auch ihr eigenes Haus so glücklich erscheinen zu lassen, daß ihr reicher, hochgestellter Mann vor diesem kleinstädtischen Advokaten sich wenigstens nicht zu schämen habe. Ja, wie das Menschenherz doch unberechenbar ist — nachdem die Baronin nun Hermann selber gesehen, von dessen Liebesglück sie so viel gehört, da hätte sie um Alles gern voll Eifersucht ihm mit voller Wahrheit in diesem Momente beweisen wollen, daß sie wenigstens an ihren Kindern einen Schatz von Glück besitze, daran sein Herz zur Stunde noch darbe. Und wenn sie mit viel harmloserer Einfachheit diesen Zweck hätte erreichen können, so muß man eben bedenken, daß, wer Jahre lang in der Verstellung eingespielt ist, auch wenn er einmal wahr sein wollte, diese Wahrheit gar nimmer in ungekünstelter Schlichtheit auszudrücken versteht.

Nach einer Viertelstunde war die Baronin wieder in den Saal gekommen und auf ihren alten Platz neben Hermann zurückgekehrt. Ihre Frage, ob er zum erstenmale hier in der Hauptstadt weile, lenkte die Unterhaltung ganz von selber weiter auf den Vergleich zwischen dem Leben in der großen Welt und der Abgeschiedenheit kleiner Provinzstädte. Und wie jetzt die Baronin, in Hermanns Anschauen vertieft, mit schwunghafter Rede ihr Lob der großen Stadt vor ihm erklingen ließ; wie sie all' die unerschöpflichen Genüsse in Kunst und Wissenschaft ihm verlockend vor die Seele hielt, und endlich das ihm so glaubwürdige Evangelium predigte, daß, je höher begabt des Mannes Geist, er um so weniger in seines Hauses Enge verkümmern dürfe, so wohl auch dessen behagliche Luft seinem Herzen thue; — sondern daß er immer hoch oben stehen müsse auf der Warte seiner Zeit, im geistigen Verkehr die Schätze des Wissens unablässig mehrend und schärfend des Auges Sehkraft — wahrhaftig, da geschah unserm, in stummes Lauschen versunkenen Freund, als sei ein unsichtbarer, gewaltiger Geist zu ihm herangetreten, der ihm erst jetzt den

ganzen verlockenden Luxus dieses Saales aus dem Halbdunkel entschleiere, und dabei verführend ins Herz ihm flüstere: „Nun erkenne, was Leben heiße! Denn was du bis jetzt gelebt, war nur der Schatten des Lebens! Und kommst du hieher, nur wenige Jahre, und auch du wirst genießen dürfen, wie diese. Ein Geist, wie du, wie mag er so schmachten und darben in unserer Zeit!" — Und wieder zog eine andere Geistermacht sein Herz zur Heimath ins einfache Erkerhaus. Der ganze Frühlingsduft seines jungen Glückes wehte besänftigend ihn an. Mit aller Liebe im frommen Auge winkte Helene heim; und die ehrwürdige Mutter hob warnend den Finger. — Aber das Erkerhaus zerrann wieder im Nebel und er stand im Geist auf der herbstlichen Haide am Hünenhügel. Der Bahnzug brauste durch den Reichswald wie dazumal ihm in die Seele: „Vorwärts und immer vorwärts, die Welt und ihr Glück zu erjagen! Und auch du wirst im Sturme mir noch folgen, mir, deiner Mutter, der Zeit." — Und kaum war dieses Brausen verweht, sah er den weißbärtigen Schäfergreis vor sich stehen und hörte seiner Stimme dumpfes Mahnen: „Die Welt ist weit, aber das Menschenherz ist noch viel weiter und bekommt nie genug. 's ist alles Rauch! . . . ."

Welch' ein mächtiges Ringen von verlockenden und warnenden Stimmen in ihm! Aber die Monate lang in verschlossener Brust genährte Qual gab jetzt den Ausschlag. Und mit all' seinem Ungestüm fiel Hermann in der Baronin Rede:

„Ja, Sie haben Recht, gnädige Frau, tausendmal Recht, und reden mir nur aus dem eigenen Herzen! Fort muß ich aus dieser drückenden Provinzluft, fort aus diesem geisttödtenden Vegetiren! Aber wie, wie soll ich dieses Ziel erreichen? Geschah mir doch schon dadurch eine ganz außerordentliche Gunst, daß ich lange vor der Zeit daheim Advokat geworden. Und was mußte nicht Alles dabei zusammenwirken? Der Verzicht meines seligen Vaters, die Fürsprache des Präsidenten von Schlehdorf und dessen

innige Freundſchaft mit dem Miniſter. Aber was und wer ſollte jetzt für mich ſprechen? Schlehdorf liegt im Grabe gleich meinem Vater. Jener Miniſter iſt abgetreten. Ich weiß nicht einmal, ob eine Stelle hier erledigt iſt, und wenn auch, ich der allerjüngſte, nur verſpottet kann ich werden von der Legion der älteren Bewerber. Und dann, o Gott, meine Mutter, unſer Haus! Ueberall nur Hinderniſſe! Nein, gnädige Frau, ich bin, wer weiß für wie lange Zeit noch verurtheilt, in meinem geiſtigen Exil zu harren und zu ſchmachten."

„Nun, wer weiß, Herr Doctor, oft wird das Schwerſte kinderleicht," warf die Baronin in Hermanns tiefſte Erregtheit leichten Tones. „Und überhaupt ſtellen Sie ſich die ganze Sache zehnmal zu ſchwer vor. Was will das viel heißen, hieher verſetzt zu werden? Es kommt nur darauf an, daß Sie ſelber ernſtlich wollen. Nicht wahr, lieber Iſidor? Das Andere ſoll unſere Sorge ſein."

Der Hofbankier hatte während deſſen ſchweigend vor ſich hingeſehen. Seine Art war es überhaupt, nur das Wenigſte davon auszuſprechen, was er dachte. Aber wohl noch ſelten war ſein Schweigen ein ſolch' gedankenreiches geweſen, wie diesmal, da er innerlich zu ſich ſagte:

„Mein Gott, Menſchenleben, wunderliches Menſchenleben! Da hat dieſer Mann jetzt Alles, Alles, was das Herz nur glücklich machen kann, und er gibt ſich doch nicht zufrieden. Er beſitzt die Wahrheit alles Menſchenglückes und beneidet mich um den Schein. Gott! Wie traurig! Und wenn ich's ihm nur ſagen dürfte! Hab' ich ihn doch ſo lieb! Denn wenn es in meinem Hauſe nun wirklich beſſer geht, iſt ja nur das ſeinige Schuld daran. Aber ein klein wenig warnen muß ich ihn doch, wie ſo gefährlich er ſpielt mit ſeinem Glück, der junge, unvorſichtige Mann!"

Und ohnedem durch Melanie's „nicht wahr, lieber Iſidor?"

aus seiner Schweigsamkeit herausgedrängt, ließ der Baron nun der Wehmuth seines Herzens freien Lauf.

„Nun ja freilich, hieher zu kommen, was wäre das viel Schweres? Aber, mein lieber Freund, nehmen Sie mir's nicht übel! Sie wissen ja, wie lieb ich Sie habe! Wenn Sie nun wirklich würden, was Sie so gar gerne sein möchten — Advokat hier bei uns — glauben Sie wohl, daß Sie dann hätten in der großen Stadt noch Alles, was Sie jetzt haben dort in der kleinen? Daß Sie in dem hiesigen Treiben und Drängen noch könnten bewahren ein solch' ruhiges, Gott! ein solch' schönes Familienleben im Hause, wie ich's hab' bei Ihnen gesehen mit so großem Glück in der kleinen Stadt? — Ich weiß nicht, und wenn ich hätt' in der einen Hand die Macht, Sie hieher zu bringen, und in der andern die Macht, Sie daheim zu behalten; und wenn ich Sie hätte noch tausendmal lieber, als ich Sie jetzt schon habe, so weiß ich doch wahrhaftig selber nicht, welche Hand ich sollt' aufmachen für Ihr Glück und welche geschlossen lassen. Denn wenn ich mir dächte, Ihr Haus müßte hier Schaden leiden und Ihre prächtige, junge Frau hätte an Ihnen in der großen Stadt nicht mehr so viel, wie jetzt daheim in dem lieben, gemüthlichen Hause — wenn ich das fürchten müßte, es könnte mir weh' thun um Sie und um Ihre Frau und auch einst um Ihre Kinder, weiß der gerechte Gott, weh' thun in meinem innersten Herzen."

Die Baronin sann trüb vor sich hin. Sie fühlte den verborgenen Stachel in ihres Mannes Rede gar wohl. Und die Purpurröthe, die ihr plötzlich in die Wange geschossen, sowie ihr finsteres Auge, zeigten nur zu deutlich, wie sie sich gerade jetzt vor Hermann in innerster Seele schämte, dieses Mannes Frau zu sein. Denn mitten durch ihr besseres Gefühl überschlich sie wieder der ganze heimliche Widerwille gegen Isidors jüdische Abstammung, die in Satzbau und Accent immer wieder, wie gerade

jetzt, unverkennbar hervorbrach, so bald er über erregter oder weicher Stimmung vergaß, die anerzogene Gewohnheit zu beherrschen.

Hermanns Auge entging dieser ganze Vorgang, und in raschem Feuer war er mit seiner Entgegnung bei der Hand:

„Aber warum, Herr Baron, warum fürchten Sie das? Weßhalb soll mein häusliches Glück hier in der großen Stadt nicht so fest begründet bleiben, wie jetzt in der kleinen? Ist das denn eine Nothwendigkeit, daß, wenn das Leben meines Geistes hier bereichert wird, das meines Herzens um so ärmer werden muß? Verzeihen Sie mir, ich weiß ja nur zu sehr, wie unendlich gut Sie's mit mir meinen, aber es sind das psychologische Sätze, die ich nicht begreife, und mir steht das gerade Gegentheil im Herzen geschrieben. Denn ganz offen gestanden, so grenzenlos auch die Liebe zu meiner herrlichen Frau, die bis zum tiefsten Grunde die Sehnsucht meines Herzens ausfüllt, ein Pfeiler steht doch nicht ganz fest im Bau unsers beiderseitigen Glückes, und das ist mein jetziges geistiges Leben. O nicht, wahrhaftig nicht, daß meine Frau mich nicht verstände, mich nicht geistig befriedigte, nein! Denn sie ist überreich an echten Schätzen weiblicher Bildung. Aber außer meines Hauses innerem Paradiese liegt nichts als unabsehbare, öde Wüste. Und zum Einsiedler ist mein Geist nun einmal nicht geartet. Zusammenleben und wirken muß er mit Gleichgesinnten, oder im offenen Kampfe sein mit ehrlichen Gegnern. An der Völkerarbeit von Kunst und Wissenschaft will er bewußten Antheil haben und mitwirken an Freud' und Leid der Nation im Centrum ihres Schaffens und Ringens, aber nicht von weitem nur des Volkes Pulsschlag hören, wie jetzt. Und nicht allein für mich ersehne ich diese Zukunft. Nein, nicht minder auch für meine Frau, für mein ganzes Haus. Nicht in Kaffeekränzchen geschwätziger Basen soll sie ihr Licht unter den Scheffel stellen müssen, sondern es leuchten lassen dürfen, wo man seinen

Glanz zu würdigen weiß, und es immer wieder aufs Neue nähren können vom Oele geistigen Umgangs. O Herr Baron, wäre das in uns Beiden doch ein armseliges Liebesglück, wenn es das nicht vertragen könnte, was die Gesundheit der ganzen Nation begründet und erhält, wenn es sich ängstlich hüten müßte vor jedem frischen Geisteshauche, der das Gedeihen ganzer Völker befruchtet; und wenn es nur in abgesperrter Zimmerluft seine schönsten Blüthen entfaltete! Nein, Gottlob, zu solch' kleinen Herzen zählen wir Beide nicht. Doch was brauche ich lange mit bloßen Worten zu demonstriren? Ihr eigenes Haus, Herr Baron, Sie Beide selber widerlegen Ihre Theorie ja mit unwidersprechlicher Logik. Ihrer Beider Geist besitzt ja von jeher schon Alles, wonach ich erst verlange. Und sind Ihre Herzen vielleicht deßhalb weniger glücklich? Hat die große Welt und all' ihr geistiger Reichthum Sie an dem zartesten, häuslichen Glücke auch nur um ein Sonnenstäubchen ärmer gemacht? O ich habe es ja heut Abend mit eigenen Augen gesehen. Und bin ich auch hundertfach bescheidener an Wünschen, als sie Ihnen Beiden das Schicksal schon erfüllt, ich würde schon als des Himmels größte Wohlthat dankend hinnehmen, wenn er meinen Geist nur einmal aus seiner Gefangenschaft in solche Freiheit führte. O das Leben ist mir schon lange nimmer ein verschlossenes Buch mit sieben Siegeln. Glauben Sie mir: ich kenne die große Welt und ihre Gefahren, aber mein Herzensglück hat keine Angst davor."

Es war gut oder schlimm, wie soll ich nur sagen, daß Hermann im Feuer dieser Rede die beiden Ehegatten, deren „zartestes, häusliches Glück" er als Beweismittel für seine Ansicht begeistert aufgerufen, nicht näher ins Auge gefaßt hatte. Denn wie waren diese vor ihm dagesessen, bleich und mit niedergeschlagenen Augen, als hätte plötzlich eine höhnische Hand von ihrem innersten Leben den verhüllenden Schleier hinweggezogen! Keines hatte das Andere nur anzuschauen gewagt. Solch' eine Wucht voll innerer

Beschämung hatte die Baronin in Gegenwart eines Dritten noch niemals verspürt.

Der Hofbankier faßte rasch einen geheimen Entschluß, bat einen Augenblick um Entschuldigung und entfernte sich. Die Baronin konnte es nicht wehren, aber gerade jetzt war ihr das Alleinsein mit diesem seltsamen Gaste mehr, als unwillkommen. Denn so interessant er ihr auch vom ersten Anblick erschien, daß sie gar nicht mit Unlust die Tage seines Besuches vor sich liegen sah, jetzt war er ihr unheimlich geworden. So reizend ihr's auch in der ersten Stunde gedünkt, ihrer meisterhaften Koketterie zart gewobenes Netz um diesen schönen Gast allmälig auszubreiten, jetzt wäre ihr die Stunde seines Scheidens die erwünschteste. Spürte sie doch mit feinstem Instinkt aus jedem seiner Worte, aus jedem Blicke seines großen Auges heraus, es sei dieser aus einem Menschenstoffe gebildet, so ganz anders eigenartig, als all' die andern schablonenhaften Figuren ihres Salons; so ganz und gar nicht angeweht von dem feinen Lügenhauche der großen Welt! Eine so morgenfrische, spiegelklare Menschenseele, daß ihr beständig Angst davor war, die Krankheit ihrer eigenen durch jene andere, urgesunde, verrathen zu sehen.

Und seltsam! Die im Salon so meisterlich gewandte Weltdame, die sich selbst am Fürstenhofe mit elegantester Leichtigkeit der Form bewegte und auch im gelehrtesten Männerkreise voll Selbstbewußtsein das große Wort führte, sie saß diesem Kleinstädter jetzt in peinlichster Befangenheit zur Seite. Ihre Rede, die sich erst so sprudelnd vor ihm ergossen, rann nurmehr in spärlichen Tropfen. Hätte Hermann nur ein klein wenig aufgehorcht, er hätte ihren Herzschlag hören müssen. Endlich sagte sie ganz leise: O bitte Herr Doctor, erzählen Sie mir ein wenig von Ihrer lieben Frau! Wie haben Sie sich doch kennen gelernt?" — Daß sie gerade diese Frage an ihn that! — Konnte sie denn nicht ahnen, daß deren Beantwortung ihr nur wehe

thun mußte, wenn sie die Prosa ihrer eigenen Vermählung mit solcher Poesie verglich? — O ja, sie ahnte das wohl, und fragte ihn dennoch. Aber warum? — Weil sie vor ihrem eigenen Herzen sich jetzt beweisen wollte, welch' schuldloses Opfer sie sei liebloſen Schicksals, und um welch' edles Liebesleben sie von ihm betrogen worden. Und als Hermann endlich das ganze duftige Märchen seiner Brautzeit ihr erzählt, da ergriff sie tief bewegt seine Hand und sagte zu ihm mit feuchtem Auge: „Ich dank' Ihnen. Sie haben mir wohl und weh' gethan. Aber jetzt rathe auch ich Ihnen zum Guten: bleiben Sie dort, wo jene Eiche steht, darunter Sie Ihre Rose gefunden, und kommen Sie nicht hieher!"

Welch' räthselhafte Rede! dachte da Hermann. Im selben Augenblick trat der Baron wieder ein. Und er kam Beiden sehr gelegen.

Indeß nun zu Dreien die Unterhaltung wieder leichter dahingleitet, höre lieber Begleiter, was Isidor auf seinem Zimmer gethan. —

Was die Baronin vorhin im Stillen gedacht, da sie die Worte hingeworfen: „Nun, wer weiß, oft ist das Schwerste kinderleicht," das war ohne weitere Verabredung in Isidor jetzt zu raschem Entschlusse herangereift. Als er sich drüben an den Schreibtisch gesetzt, hatte er dabei für sich gedacht:

„Die größte Wohlthat des Himmels hat er's geheißen, wenn er hieher käme! — Nun gut. Muß doch er zuletzt selber am besten wissen, was ihm wohl thut oder weh. Also recht so! Möcht' ich ihm doch Alles auf der Welt thun, um ihn ganz und gar glücklich zu machen, wo ich durch ihn geworden bin ein, wenn, auch nur halbwegs glücklicher Mann. So soll er hieher kommen! Ist es doch nur eine Kleinigkeit für mich, wo er Wunder meint, was das so ungeheuer Großes wäre!"

Und rasch hatte er folgendes Billet geschrieben:

Mein lieber Freund!

Eben fällt mir ein, daß ich Ihnen für meine verlorne Wette von der letzten Jagd noch ein feines Gabelfrühſtück ſchuldig bin. Sie wiſſen, ein ſo prompter Geſchäftsmann wie ich, iſt gewohnt, Alles ſo ſchnell als möglich ins Reine zu bringen. So bitte ich freundlichſt, morgen früh um elf Uhr mir die Ehre zu geben. Wir Zwei werden ganz allein ſein. Nur ein recht guter Humor ſei der Dritte im Bunde. Hoffentlich werden Sie Ihre hochwichtigen Geſchäfte nicht abhalten. Pardon, daß ich noch ſo ſpät zu Ihnen ſchicke. Aber ich hätte gerade morgen ſo recht gemüthlich Zeit dazu. Und was kann ich dafür, daß ich den Tag über ſo vergeßlich geweſen und mir die Geſchichte erſt ſpät Abends wieder einfällt? — Alſo bitte, kommen Sie mit eben ſo freundlicher Laune und unverdorbenem Magen, wie Sie herzlich erwartet Ihr treuer Jagdgenoſſe

Goldhelm.

Hierauf hatte der Hofbankier ſeinem Kammerdiener geklingelt und ihm den Brief übergeben.

„Noch heut Abend zu beſorgen! Am einfachſten, du gehſt ſogleich in den Herrenklubb!“

„Sehr wohl, gnädiger Herr!“ hatte der gewandte Diener nach einem flüchtigen Blick auf die Adreſſe erwiedert. — „Seine Excellenz bleiben ja gewöhnlich bis elf Uhr dort!“

„Und nur in ſeine eigene Hand! Verſtehſt du? Laß den Herrn Miniſter ungenirt herausrufen!“ —

Dann war Baron Goldhelm wieder zu Gemahlin und Gaſt hinübergegangen. Erſtere erhob ſich nun gerade, mit graciöſem Kopfnicken gegen Hermann. „Bitte, Herr Doctor, zum Souper!“ Es kam allen Dreien gleich erwünſcht. Sie klingelte. Zwei Lakaien traten ſchnell herein und gingen durch eine lange Zimmer-

reihe mit vielarmigen Leuchtern voraus. Hermann folgte an der Baronin Arm, den sie ihm freundlich dargeboten. Er glaubte durch einen Palast aus einem orientalischen Märchen zu wandern, so ward er durch den ihn flüchtig streifenden Zauber all' dieser Prunkgemächer berauscht.

In einem ungemein traulichen Eßzimmer im feinsten gothischen Styl, und kunstreich mit geschnitztem Holztäfelwerk ausgeschmückt, nahmen sie Platz. Was der raffinirteste Feinschmecker als menu eines auserlesenen Souper nur ersinnen mochte, ward in Trank und Speise vorgesetzt. Die Unterhaltung floß wieder in aller Unbefangenheit über Theater und Kunstschätze weiter. Aber in seinem innersten Herzen dachte Hermann doch nur an Eines. Und was war das? An das Zauberschloß in dem Märchen der seligen Dorothee. — Und als er endlich nach stundenlangem Wachen in seinem prachtvollen, mit seidenen Gehängen umwölbten Himmelbett gegen Morgen eingeschlummert war, da wob sich dieses Märchen auch noch in seine Träume. Und er wohnte als Königssohn mit seiner Prinzessin in einer Burg von ganz gleicher Pracht wie die, von der er berauscht worden war an diesem märchenhaften Abend.

Am andern Morgen, während Hermann vor den Schranken des Kassationshofes jenen Grenzstreit auch hier siegreich zu Ende führte, saß der Hofbankier mit seinem andern, viel vornehmern Gast in demselben gothischen Speisezimmer bei jenem feinen Gabelfrühstück. Lassen wir die Beiden einstweilen ihre Austern hinunterschlürfen und mit feurigem Cyperwein den Seegeschmack vermengen, indessen ich dich mit dem wohlgenährten und äußerst jovial aussehenden, hohen Herrn ein wenig näher bekannt mache.

Jener Justizminister, den wir bei Vater Starks Audienz

kennen gelernt, hatte ſich nach den Märzſtürmen, politiſch tief verſtimmt, auf ſein Landgut zurückgezogen und ſein Portefeuille einem Lebemann übertragen, der über ſeine Ernennung zum Miniſter wohl noch um hundert Klafter höher aus dem Himmel der Verwunderung heruntergefallen war, als die Richterwelt des ganzen Landes und letzteres ſelber. War er doch im weiteſten Umkreiſe dafür berühmt geweſen, als Appellationsgerichtspräſident ſich dem Prieſterdienſte der ernſten Göttin Juſtitia nur mit höchſt bedenklicher Lauigkeit hinzugeben, aber mit wahrem Fanatismus dem lebensluſtigen Cult Dianens obzuliegen. Er hatte ſich auch mit lobenswertheſter Selbſterkenntniß am allerentſchiedenſten gegen dieſe völlig verfehlte Wahl ſeiner Perſon ausgeſprochen und mit beiden Händen das Miniſterportefeuille ſich vom Leibe halten wollen. Aber in dem damaligen politiſchen Wirrwarr hatte es vielmehr gegolten, eine zweifellos liberale Perſönlichkeit zum Miniſter zu ernennen, als deſſen ſonſtige amtliche Befähigung hiefür in bureaukratiſcher Skrupuloſität abzuwägen. Und da der damalige Präſident von Kornthal auch den leiſeſten Zweifel über ſeine liberale Lebensanſchauung ausſchloß, ſo mußte er, wohl oder übel, ſich der Forderung des Zeitgeiſtes als Opfer hingeben, ohne aber auch ſeine mit ihm verwachſene Jagdleidenſchaft nur in kleinſter Opfergabe auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen. Denn, daß er als renommirter Schütze viel länger wirkliche Böcke, wie als ſchnell verbrauchter Miniſter figürliche ſchießen werde, darüber hatte wenigſtens er nicht den geringſten Zweifel. Alſo wozu das Bleibende durch nur Vorübergehendes irgendwie beeinträchtigen zu laſſen? So lautete ſein ſtaats- wie waidmänniſch gleich lebensweiſes Programm. Daß er ferner als ſolch' paſſionirter Nimrod die würzige Blume ſeiner Weine mit ausgebildetſtem Geruchs- und Geſchmacksorgane zu würdigen wußte, und ihm Faſanenbraten, Rehziemer und Lachsforellen ſchmackhafter dünkten, als Rindfleiſch und Weißfiſch, davon hatte ſich das Goldhelm'ſche

Haus schon seit einem Dutzend von Jahren gründlichst überzeugen können. Namentlich bei den großartigen Jagdessen des Hofbankiers gab es keinen Schützen, der es sich dabei aus vollem Herzen wohler sein ließ, als der damalige Präsident von Kornthal, der gewöhnlich so viel Wild erlegt hatte, als zehn andere seiner waidmännischen Collegen, sich dafür aber auch mindestens für drei von ihnen von der französischen Küche und dem deutschen Rheinweinkeller für seine Meisterschüsse belohnen ließ. Es war darum nur sehr begreiflich, daß Baron Goldhelm auch mit dem nunmehrigen Justizminister auf allervertrautestem Fuße stand, der sich die feierliche Ansprache Excellenz schon beim erstenmale mit lachendem Munde verbeten, dafür aber auch in dieser hohen Staatsstellung die ganz gleiche Huld den Goldhelm'schen leiblichen Hochgenüssen bewahrt hatte, die ihm schon früher als bloßem Präsidenten an so manchem Mittag und Abend das schöne Dasein noch bedeutend verschönerten. —

„Nein, ich sag' Ihnen, lieber Goldhelm," fuhr jetzt der Justizminister in heiterster Laune weiter, da er eben den Mund nach dem letzten Bissen einer Gansleberpastete behaglich abwischte, „was der Geck von Oberjägermeister darauf für ein verdutztes Gesicht geschnitten, als ich von meinem verborgenen Stand ihm wie ein unsichtbarer Geist den prächtigen Vierzehnender vor der Nase wegschoß — 's war rein zum Todtlachen. Und dann dieses Gehänsel während der ganzen Hofjagd und noch beim Souper im Waldschlößchen! Ha, ha, ha! Jammerschade, daß Sie nicht dabei waren!"

„Nun freilich, mein guter Kornthal!" erwiederte der Hofbankier, da er als gewandter Geschäftsmann sogleich wieder sein eigentliches Thema, das der Minister mit seinen Jagdgeschichten stets durchkreuzte, in die Hand nahm. „Aber das war ja eben derselbe Tag, an dem ich diesen Advokaten Stark erst so recht genau kennen lernte. Ich sag' Ihnen: ein ganz seltenes juristisches

Genie und ein Redner erſter Qualität. Natürlich fühlt er ſich aber in dieſer kleinen Provinzſtadt iſolirt. Es iſt auch Sünd' und Schade. Solche Männer müſſen wir hier haben. Und ſagen Sie mir einmal, lieber Kornthal, wäre es Ihnen nicht wohl möglich, ihn hieher zu verſetzen? Sie thäten mir perſönlich einen ganz außerordentlichen Gefallen."

„Na, warum denn nicht? Wenn's weiter nichts iſt als das! Wozu bin ich denn Miniſter? Ha, ha, ha!" Danach nippte er an ſeinem Kelchglaſe voll edelſten Johannisbergers und wiegte deſſen aromatiſches Naß mit begeiſterter Kennermiene auf den ſchlürfenden Lippen. „Donnerwetter! Verehrteſter! Iſt das wieder ein feines Tröpfchen! Eine Blume — magnifique! Ja das muß man ſagen; einen Keller hat dieſer Mann — ganz famos!" — Dabei ſchlug er in ſeinem Enthuſiasmus mit ſeiner breiten Hand den hageren Baron ſo ſtark auf die Schulter, daß dieſer ganz zuſammenſchrak. Aber ſogleich knüpfte er den zerriſſenen Faden wieder an.

„Alſo, lieber Kornthal, wollten Sie mir dieſen Freundſchaftsdienſt wohl leiſten? Denn es iſt mir ſehr viel daran gelegen. Aber iſt denn auch gerade eine Advokatur hier erledigt?"

„Ah was, erledigt! Dummes Zeug! Was braucht denn da lang erledigt zu ſein? Wer fragt denn heutzutag in dem heilloſen Durcheinander noch danach, ob ein Advokat mehr oder weniger hier iſt? Der Staat zahlt ja keinen Kreuzer dazu. Alſo fertig damit! Ich bin Miniſter und Sie ſind mein guter Freund Goldheim. Punktum!" Mit einem einzigen Zug leerte er wieder das Glas, das Goldheim ihm ſchnell wieder vollgoß, und dieſer eben ſo geſchäftig an die Lippen ſetzte. „Aber jetzt laſſen Sie mir einmal meine Ruhe und reden wir von was Geſcheidterem! Apropos! Hab' ich Ihnen denn die ganz famoſe Geſchichte ſchon erzählt, wie ich vorige Woche beim Grafen Hohenheim mit einem Lauf eine Kapitalſau und mit dem andern einen Rehbock geſchoſſen

habe? Na, das hat weiter keinen Respekt gemacht. Aber trotz alledem schlecht soupirt, lieber Goldhelm! Und miserable Weine! Soll überhaupt nicht mehr recht gut dort stehen. Hat sich in dumme Papierspeculationen eingelassen. Was weiß ich!"

Inzwischen wurden die Teller gewechselt und ein neues Gericht erschien auf der silbernen Platte, daß des Ministers Antlitz darüber nur so funkelte vor gastronomischem Behagen.

„Aha! gesulzter wilder Schweinskopf! Mein Leibessen! Das nenn' ich eben einen aufmerksamen Wirth. Ja, das muß wahr sein: es gibt nur ein Haus Goldhelm, die hohe Schule für Küche und Keller. Muß selber der Hof sich schämen. Unsere Freundschaft soll leben, alter Goldhelm!"

„Recht so, lieber Kornthal," fiel der Hofbankier ihm erfreut ins Wort. „Aber nur in Champagner! Und natürlich im besten!" Und bald darauf knallte der Pfropfen. In den schlanken Kelchgläsern warf es funkelnde Perlen. Goldhelm stieß mit dem Minister an und sie tranken Beide bis auf die Neige.

„Also freundlichsten Dank, mein lieber Kornthal, für mich und meinen Advokaten," sagte Goldhelm.

Der Minister lallte noch mit schon etwas schwerer Zunge: „Ist auch der Mühe werth! Aber wie heißt er jetzt geschwind? Stark oder Kraft?"

„Doctor Hermann Stark. Aber er wird schon morgen frühe selber seine Aufwartung bei Ihnen machen."

„Ah, warum nicht gar? Hab' gar keine Zeit dazu. Muß morgen auf die Jagd. Ueberhaupt ist ein Mahnzettel von Ihnen selber viel gescheidter, daß ich auf die Geschichte nicht vergesse."

„Nun gut, lieber Kornthal, dann werde ich ein Billet der Eingabe beilegen. Nicht wahr?

„Meinetwegen auch. Und damit basta!"

Und wieder stießen sie zusammen, und leerten die überschäumenden Gläser. Dann ward der gesulzte Schweinskopf vom Minister

mit wäſſerigem Munde kunſtgerecht zerlegt — und Hermanns Schickſal war entſchieden.

* * *

Am ſelben Tage, da es ſchon dämmerte, ſaßen in der behaglichen Ruhe der heimathlichen Erkerſtube die beiden Frauen Roſalie und Helene zuſammen und hielten gar ernſtes Zwiegeſpräch. Sie vergaßen darüber völlig, das Licht anzuzünden. Aber dieſes Halbdunkel ſchickte ſich auch ganz gut zu ihren Reden. So ſah wenigſtens Helene nicht den ſtillen Kummer, der auf Roſaliens Antlitz ruhte, während ſie mit ſo heiter klingendem, weiſem Mutterwort der beſorgten Tochter zuſprach:

„Nein, gewiß nicht, mein gutes Kind! Nicht eine einzige Stunde hegt dein Hermann dieſen Gedanken, über dem du dir ſo unnöthig dein junges Herz zerquälſt. Nicht nur, daß er dich unausſprechlich lieb hat, du biſt ihm auch ſo ebenbürtig an Geiſt und Bildung, daß du ihn zu einem ganz und gar glücklichen Manne machſt."

„Aber ich weiß nicht, liebe Mutter, es iſt doch nicht mehr ſo, wie's im Anfang geweſen," entgegnete Helene mit rührender Wehmuth. „Ihm fehlt doch etwas zu ſeiner vollen Befriedigung, was ihm all' meine Liebe nicht bieten kann. Wenn er doch nur mehr anregenden Umgang hier hätte, auch mit gleichgebildeten Männern! Denn das fühle ich zu tief, wenn er's auch nie mir eingeſtehen will, mein Haus und Herz allein befriedigt ihn auf die Dauer nicht. Sein Weſen iſt nun einmal ſo groß geartet. Wie kann ich ihm darum böſe ſein? Hab' ich ihn doch ſchon von Anfang an ſo ganz und gar begriffen! Er iſt eben ein ungewöhnlicher Mann, gar ſehr verſchieden von den andern. Aber gute Mutter, wie ſoll es hier beſſer werden? Wir werden am Ende doch daran denken müſſen, in eine größere Stadt zu kommen. Aber wohin, wie und wann? Und ach, ſo ſehr mir auch mein

Herz sagt, daß das einst wird geschehen müssen, so unsäglich traurig macht mich der Gedanke, von diesem lieben, trauten Hause mich einst loszureißen und zuletzt auch noch von dir, du gute, treue Mutter!"

Sie lehnte den Kopf an Frau Rosaliens Schulter und wischte mit der zarten Hand über die Augen. Die Mutter küßte sie auf die Stirne und ward nicht müde mit neuem Troste:

„Aber, gutes Kind, bedenke doch nur das Eine: Wie war Hermann doch zuvor in deinem Hause so unendlich befriedigt, ehe der selige Vater uns starb! Seine ganze Verstimmung kommt nur noch von seiner gewaltigen Trauer. Dazu diese so hoch aufgeregte Zeit, in der er immer meint, mithandeln zu müssen. Es ist eben zu viel auf einmal zusammengekommen. Aber hab' nur noch Geduld! Hermanns Schmerz wird sich zuletzt doch verklären. Die Zeiten werden wieder ruhiger werden. Und kommt nur erst der Frühling und mit ihm das Storchenpaar, und fliegt es dann in den Reichswald an den Kindleinsbronnen und holt dir daraus dein junges Mutterglück und deinem Hermann seinen ersten Vaterstolz, o gieb Acht, gute Tochter, was wird das für ein neues, seliges Leben werden in deinem Hause! Wie wird das liebe, kleine Geschöpf deines Hermanns weitestes Herz dann ausfüllen, und seines Geistes mächtigstes Stürmen besänftigen! Ich habe ja das Alles an dem so unendlich guten, seligen Vater erlebt. Von dem alten Storchenthurme da droben ist ein ganz neues Leben zu uns heruntergeflogen. Und auch bei dir wird es also kommen. An der kleinen, friedlichen Wiege wird dein Hermann die ganze stürmische Welt vergessen und wird selber zum glücklichen Kinde werden. O solch' ein unschuldiges kleines Wesen thut oft Wunder im Hause!"

„Geb' es Gott, daß Alles so komme," sagte Helene, trotz all' diesem Liebestroste noch nicht beruhigt. Da klopfte es an der Thüre. „Herein!" riefen die beiden Frauen zugleich und fast ein wenig erschrocken, da sie in dieser Stimmung so gar nicht an

Beſuch dachten. Und der lakoniſche Ausruf des Eintretenden: „Eine telegraphiſche Depeſche an Frau Doctorin Stark,“ war gerade nicht geeignet, den erſten Schrecken zu mindern. — Wer an Telegramme nicht gewohnt iſt, für den hat deren ſeltener Empfang immer etwas Beängſtigendes. Und dieſe elektriſche Botſchaft war gar noch die allererſte, die in des Erkerhauſes oberen Stock geflogen kam.

„An mich?“ rief darum auch Helene, klopfenden Herzens.

„Wenn Sie Helene heißen, ja, Frau Doctorin, und bitte um Beſcheinigung,“ ſagte der Bote.

„O liebe Mutter, mache ſchnell Licht, denn ich zittere ganz. Gott, was mag es nur ſein?“

Während Roſalie nach der Lampe ging, tröſtete dieſe wieder: „Aber ſei doch nicht ängſtlich, Kind! Er wird uns eben ſeine glückliche Ankunft melden, weiter nichts.“

„Aber das wollte er doch nur ſchreiben,“ wendete Helene mit ſteigender Beſorgniß ein. Dann beſcheinigte ſie bei brennender Lampe mit unſicherer Hand den richtigen Empfang. Der Bote entfernte ſich. Und eine Minute darauf ſtarrten beide Frauen mit gleich betroffener Miene in den räthſelhaften Inhalt dieſer Depeſche.

„Komme ſchon morgen Nachmittag. Prozeß gewonnen. Habe keine Ruhe mehr. Bringe ſehr wichtige Nachrichten. Aber nur keine Beſorgniß! Tauſend Küſſe dir und Mutter. Dein ſehr glücklicher Hermann.“

Aber ſo oft und andächtig auch ihrer Beider Augen dieſe Worte beſchauten, und ſelbſt, als Helene noch obendrein Wort für Wort wie ein buchſtabirendes Schulmädchen ganz langſam herſagte, ein zweifellos klarer Sinn war eben trotz alledem dieſen lakoniſchen Sätzen nicht zu entlocken. Es war nur gut, daß der Schluß: „Dein ſehr glücklicher Hermann,“ doch wie ein tröſtendes Licht das übrige räthſelhafte Dunkel durchſtrahlte.

Warum aber jetzt Hermann nicht ganz einfach telegraphirte:

„Werde hieher versetzt?“ Solche Bestimmtheit hätte doch seiner angebornen Energie viel ähnlicher gesehen, als dieses diplomatische Rathenlassen. Ja, wären diese drei Worte nur blitzschnelle Boten völlig ungetrübten Glückes gewesen! Aber wie viel stumme Wehmuth wäre mit dieser lauten Freudenbotschaft ohne allen Auftrag ihres Absenders mitgezogen und mit ihr eingekehrt vor Allem in das Herz der Mutter! Und er hätte sie dann nicht sogleich über Alles aufklären, sie nicht mit seinem Entschlusse versöhnen können! Denn was wußte sie doch von seinem monatelangen, inneren Kampf, von der Tiefe seiner heimlich genährten Sehnsucht, die mit diesen drei einzigen Worten nun ausgefüllt worden? — Und auch Helene! War es nicht besser, daß auch sie nur aus seinem eigenen Munde diese inhaltsschweren Worte vernahm? Oder hätte er plötzlich unangemeldet mit dieser Botschaft hereinstürmen sollen, wo er doch für eine ganze Woche Abschied genommen hatte? Und war eine gewisse Vorbereitung, wenn auch zu noch etwas Unbestimmtem, nicht doch gerathener für ihr Erwarten wie seine Heimkunft? — So war es eben auch mit dieser Depesche gegangen, wie's im Leben oft so geht. Und des großen Dichters Lied: „Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein; hangen und bangen in schwebender Pein“ — das, seit er sein Klärchen es singen gelassen, schon viel tausend Jahre zuvor Millionen Herzen durchzittert und auch in ferneren Jahrtausenden nicht verstummen wird, dieses so tief menschliche Lied, es durchklang nun auch an diesem Abend der zwei Frauen Herz in der einfachen Erkerstube, wie nicht minder das seinige im prachtschimmernden Goldhelm'schen Salon.

„Aber was das doch nur für eine so wichtige Nachricht sein mag, gute Mutter?“ sagte Helene, die sich von ihrem ersten Schrecken noch immer nicht erholen konnte. „Ich kann mir's doch gar nicht denken. Hermann ist ja kaum von uns fort. Und warum er uns nicht einfach telegraphirte, was es denn sei, statt

ſo geheimnißvoll zu thun? Wüßte ich doch lieber gar nichts davon und er hätte ſeine Nachricht uns plötzlich ſelber gebracht! O wenn die lange Nacht nur ſchon vorüber wäre!"

„Gieb dich zufrieden, Helene," tröſtete wieder die Mutter. „Was ſollen wir uns mit fruchtloſem Hin- und Herrathen abquälen? Ende gut, Alles gut, ſagt ein altes Wort, und der Schluß ſeiner Depeſche heißt: Dein ſehr glücklicher Hermann. Was wollen wir mehr? Du, als ſein Weib und ich, als ſeine Mutter? — Darum wird auch das Andere, was wir noch nicht verſtehen, nur gute Botſchaft ſein."

„Ich danke dir, beſte Mutter! Ja, du haſt Recht. Wir wollen ruhig warten und Gott danken, daß er ſich ſelber glücklich nennt. So dürfen auch wir zwei es ſein. Und daß auch die leiſeſte Angſt in mir verſchwinde, will ich jetzt an dem lieben, kleinen Hemdchen weiter nähen, mit dem ich unſerer nächſten Zukunft Segen bekleiden werde. Was kann Einem doch für Leid geſchehen, wo ſolch' fromme Luſt mir unterm Herzen liegt? Und was ſoll ich mich vor der langen Winternacht doch fürchten, wo ich von ſolch' nahem Mutterfrühling träumen kann?" . . . .

* * *

Zur ſelben Stunde ſtanden wieder einmal zahlreiche Zuhörergruppen auf dem Schloßplatze der Hauptſtadt. Vom Palais Goldhelm klangen ſo verlockende Weiſen herunter, daß ſelbſt die Novemberkälte nicht unwirthlich genug war, um die Horchenden in ihre warmen Stuben heimzutreiben. Zudem war es eine taghelle Mondnacht, und die berauſchenden Walzer von Strauß und Lanner erweckten auch drunten eine ſo verführeriſche Tanzluſt, daß wenig fehlte und es hätte ſich auf dem gefrornen Macadam ein plebejiſcher Ball im Freien in Scene geſetzt, während droben die hohe Ariſtokratie in der langen Reihe der Salons, die Herren

in schwarz befrackten Gruppen stehend, die von Seide rauschenden Damen in den zahllosen Sopha's und Fauteuils hingelagert, viel weniger der Musik als gegenseitiger Conversation zu lauschen schienen. Zum Ueberflusse glitten auch noch geschäftige Lakaien fort und fort über das glatte Parketgetäfel, Limonade und Punsch nebst feinem Backwerk auf silbernen Tellern kredenzend. Ein Dutzend anderer Cavaliere spielte noch unmusikalischer in kleinen Seitenkabineten Whist und L'Hombre. Der Hofbankier hatte vollauf zu thun, als Hausherr die Pflichten der Begrüßung an jedem Gaste auszuüben. Auch die Baronin wanderte unstet von einem Salon zum andern, um vor Allem jeder ihrer Mitschwestern ein verbindliches Wort zu sagen und sie als freundliche Wirthin glücklich anzulächeln, was ihr heute mehr, denn jemals, innere Ueberwindung kostete. Es war ein im Grunde recht unerquicklicher Abend. Und die durchreisende böhmische Musikbande, die zu dessen Verherrlichung ihre ganze Meisterschaft aufbot, spielte vor einem mehr als zerstreuten Publikum, das in diesen prunkschimmernden, durchdufteten Salons lange nicht so dankbar zuhörte, wie drunten die unadeligen und ungeladenen Gäste unter Gottes freiem Himmel in der frostigen Mondnacht.

Aber der Baronin Melanie war das ungemüthliche Arrangement dieses Abends gerade recht. Sie selber hatte es so gewollt. Sie hätte ja ebenso gut ihre geistreiche Celebritätensammlung vor Hermann strahlen lassen können. Aber nein! Das ertrug sie jetzt nicht mehr. Rauschende Musik und schwatzende Zuhörerschaft, Betäubung ihres inneren Lebens um jeden Preis, solange dieser Gast noch des Hauses Luft mit ihr athmet! Nur nicht noch einmal solche stumme Qual wie am gestrigen Abend! Ist das doch ein Mann, wie aus einer andern Welt! Jeder Blick, jedes Wort von ihm thut wehe. Aber Gottlob, morgen in aller Frühe reist er wieder ab. Und, wer möchte seine Sehnsucht aufhalten? Wäre er lieber jetzt schon fort, daß sie trotz all' dem zerstreuenden

Lärm nicht immer wieder aus dem Abgrund ihres inneren Elendes zu ihm aufſchauen müßte, wie nach dem leibhaftigen Sinnbild ihrer einſtigen Jugendträume von Liebesglück, die in dieſem Palaſte zu ſolch' ſchillernder Lüge zerronnen!

Aber wo weilt er nur jetzt? Ihr Auge ſucht und ſucht, und kann ihn nicht finden .... Der ſitzt ganz allein im allerletzten, menſchenleeren Kabinet, hält die Hand vors Geſicht und horcht auf die Muſik. „Deutſcher Liederkranz" — war in dem Programm zu leſen, und ſchon die erſte Weiſe hatte ihn angetrieben, aus dem ihm äußerlich und innerlich fremden, franzöſiſch redenden Menſchenſchwarm mit ſeinem urdeutſchen Herzen ſich wegzuſchleichen. Lautete doch die erſte Strophe zu dieſem Liede:

„Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten,
Daß ich ſo traurig bin?
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn."

Und war das jetzt für ſein Herz nur das Lorelei-Märchen, und nicht noch ein anderes, das er dereinſt an der Stadtmauer gehört, da die guten Geiſter ſeiner Kindheit dazu geliſpelt hatten?

Und die ganze Poeſie ſeiner Burſchenjahre zieht jetzt in dieſen deutſchen Liedern vor ſeinem Geiſte vorüber.

Hörſt du Theodor Körners Lied, unter deſſen Klängen Schlehdorf einſt das grünweißrothe Band verherrlicht?

„Auf, ſchwärmt und trinkt, geliebte Brüder,
Wir ſind uns alle herzlich Freund,
Sind eines großen Bundes Glieder,
Im Leben wie im Tod vereint."

Jetzt erklingt der Freiheitshymnus des edlen Max von Schenkendorf:

„Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,

Komm' mit deinem Scheine,
Süßes Engelskind!"

Ist das nicht Uhlands Geist, der in dem andern klingt?

„Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein,
Bei einer Frau Wirthin, da kehrten sie ein."

Und horch! der alte Vater Arndt tritt herein und singt mit markiger Stimme:

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte."

Und gewaltig braust der Heros Schiller nach:

„Wohlauf, Kameraden! Aufs Pferd, aufs Pferd!
Ins Feld, in die Freiheit gezogen!"

Mittendurch reitet Göthes „Erlkönig" durch Nacht und Wind. Dann geht es über in liebliches Klingen:

„Sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Haiden" —

Und der Knabe hatte es eben gebrochen, da hebt der ehrliche Gustav Schwab zu singen an:

„Bemooster Bursche zieh' ich aus,
Behüt' dich Gott, Philisterhaus!
Zur alten Heimath geh' ich ein,
Muß selber nun Philister sein."

Aber horch! Was klingt ihm jetzt erst Alles durch die träumende Seele? — Vergangenheit und Zukunft! — Denn soll ich dir Justinus Kerners Text dazu sagen?

„Wohlauf, noch getrunken
Den funkelnden Wein,

Ade nun, ihr Lieben,
Geſchieden muß ſein.
Ade nun, ihr Berge,
Du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne
Mich mächtig hinaus."

Und da ſtehen die heimiſchen Berge, und da liegt ſein väterlich Haus. Sein Herz pocht mächtiger, da er an den nahen Abſchied denkt. Eine Thräne perlt ihm über die Wange. Aber heißt's nicht auch im Liede:

„Und Liebe, ſie folgt ihm,
Sie geht ihm zur Hand,
So wird ihm zur Heimath
Das fernſte Land" —?

Ja gewiß, gewiß! des Weibes Liebe wird ihm folgen. Und höre nur, wie Helenens Geiſt ihn nun ſelber begrüßt:

„So viel Stern' am Himmel ſtehen,
So vielmal ſei du gegrüßt!"

Aber wird auch die Liebe der Mutter ihm folgen? O gewiß! Auch dieſe viel hundert- und hundertmal.

Heißt es doch in der letzten Strophe:

„Ja, ich will dich nicht vergeſſen,
Enden nie die Liebe mein,
Wenn ich ſollte unterdeſſen
Auf dem Todbett ſchlafen ein."

Doch wird auch die Mutter ihm leiblich folgen, und mit ihm die alte Heimath verlaſſen? — „O Mutter! Meine Mutter!" ....

* * *

Die böhmiſchen Muſikanten haben lange ſchon ausgeſpielt, verklungen ſind die Abſchiedsworte voll abermaligen, herzlichen Dankes, unter denen Hermann am andern Morgen ſeinem edlen Gaſtfreund und Protektor Lebewohl geſagt. Die Baronin ſucht ſchon wieder den Stachel, den dieſer Gaſt ihrem Herzen hinterlaſſen, in neuen äſthetiſchen Soiréen abzuſtumpfen. Weit hinter unſerem Freunde liegt das Goldhelm'ſche Haus, wie ein verworrenes Traumgeſpinnſt aus lichten und dunklen Fäden. Das enge Waldthal der Heimath ſchließt ihn wieder ein. Er ſitzt im alten, traulichen Vaterhauſe. Alles, Alles, ſein ganzes Herz bis auf den tiefſten Grund hat er bereits vor Weib und Mutter aufgeſchloſſen. Schon eine ganze Stunde ſind ſie in der Erkerſtube horchend vor ihm dageſeſſen mit ſtummem Mund und ſchwerem Herzen, ſo viel hat er ihnen zu erzählen gehabt von ſeinem früheren Ringen und Drängen, und dem einzigen Tag im Goldhelm'ſchen Hauſe, der all' ſein Sehnen ſo wunderbar ſchnell in Erfüllung gewandelt. Aber jetzt ſchlägt ihm das Herz mit einemmale gar bange. Denn wovor er ſich gar lange ſchon gefürchtet, als dem einzigen Schatten im Lichte ſeines neuen Lebens, das ſpricht er jetzt männlich entſchloſſen aus:

„Aber Mutter, habe nur keine Angſt davor, daß ich als liebloſer Sohn mich von dir trenne und dich einſam hier zurücklaſſen wollte. Gott behüte mich vor ſolcher Undankbarkeit! Nein, beſte Mutter, es iſt Alles ſchon ausgemacht. Wir verkaufen das Haus. Der Hofbankier hat mir den doppelten Werth dafür geboten. Er wird auch die Kaiſerburg erwerben. Da kömmt ihm unſer Haus höchſt gelegen. Nein, nicht um Alles darfſt du hier zurückbleiben. Du mußt mit uns ziehen, Mutter!“

Doch ſie ſchüttelte voll wehmüthigen Ernſtes das Haupt und ſprach:

„Nein, lieber Sohn, ich bleibe hier. Aber du ziehe nur hin! Unnützes Gerede dünkt mir jedes Wort, mit dem ich dich

aufhalten möchte, ſo wenig als ich daran denken kann, den Lauf des Fluſſes zu hemmen, den es zum Meere treibt. Ziehe du nur hin! Zwar ums Leben gerne hätt' ich gewünſcht, du wäreſt in deinem Vaterhauſe daheim geblieben. Nicht um meinet-, ſondern um deinetwillen. Denn du haſt noch um gar vieles länger zu leben als ich. Aber den Sohn, den ſolch' mächtiger Drang erfaßt, ſeine alte Heimath zu verlaſſen, den ſoll auch der Mutter Arm nicht halten, ſofern ihr Herz die Lehre vom Opfer kennt. Und ich habe dieſe dich einſt gelehrt, da du ſie gar nöthig hatteſt. Jetzt thut ſie mir ſelber Noth. Nun wohl, ich will mir und dir beweiſen, daß ich ſie nicht nur Andere lehren, ſondern auch an mir ſelber bethätigen kann. Ziehe fort, mein Sohn! Und möge dein ſtürmiſches Herz in der Fremde zu einer längeren und tieferen Ruhe kommen, als hier in deiner Heimath! Aber ich verlaſſe ſie nicht. Einen ſo alten Baum noch in fremdes Erdreich zu verpflanzen, thut nicht gut. Die neue Luft der großen Welt, nach der es dich verlangt, iſt nicht die meine. Und würd' ich dir folgen, du nähmeſt keine glückliche Mutter mit dir fort. Nur im Wege müßt' ich dir ſtehen und eine Laſt dir werden, trotz all' deiner Kindesliebe. — Hier in dieſer kleinen Stadt bin ich geboren und erzogen, hier bin ich Weib und Mutter geworden. Hier ſteht mein altgewohntes Haus. Hier iſt die Heimath meiner Gewohnheiten, meiner Thätigkeit und meines liebgewordenen Umgangs, und hier, mein Sohn, liegt die geweihte Erde, darin dein Vater im Grabe liegt. Nein, ich verlaſſe ſie nicht. Aber noch einmal, mein Sohn, ziehe du deßhalb nur ruhig fort! Du biſt von anderer Art als ich. Mit beiden Füßen ſtehe ich noch in der alten Zeit. Du haſt von den deinen ihren Staub abgeſchüttelt. Wie wollt' ich deinen Geiſt mit dem meinen vergleichen? Wie wollt' ich, als verſtändige Mutter, verlangen, daß er ſich mit derſelben einfachen Koſt begnüge, wie der meinige? Nein, zieh' du nur hin! Ich begreife dich und grolle dir nicht, und ſegnen will ich deinen

Auszug. Aber ich bleibe hier. Und zwar, mein lieber Hermann, daß ich es dir gleich offen und bestimmt sage, hier in diesem Hause. Denn hat es auch dein seliger Vater als Eigenthum dir zugesprochen — mein Recht, auf Lebenszeit darin zu wohnen, ist nicht minder heilig, und ich halte daran fest. Gewissenhaft werde ich die anderen Räume für dich verwalten und verwerthen, wie dir's zukömmt. Die meinen aber bleiben mein, bis ich sie nicht mehr nöthig habe. Und verkaufen kannst und darfst du nicht, so lang ich in diesem Hause am Leben bin. Ja, mein Sohn, verlasse du dein altes Vaterhaus! Aber deine Mutter bleibt darin wohnen als dessen treue Wächterin. Und sehnst du dich je nach ihm zurück, aus meinen Händen sollst du es wieder haben, wenn sie anders nach dir sich zum Empfang noch können ausstrecken, wie jetzt, da sie dich zu deinem Ausgang segnen. Nun rede mit deiner lieben Frau! Deine Mutter ist zu Ende."

Und beide Hände legte sie auf sein Haupt und drückte einen langen, schmerzlichen Kuß darauf. Dann ging sie hinaus und hinüber, um ungesehen sich völlig auszuweinen. —

Wie Hermann und Helene jetzt dasaßen, stumm und trüb vor sich hinstarrend! Aber die Mutter hatte kaum das Erkerzimmer verlassen, und Helene, die bisher mit sinnendem Antlitze zugehört, reichte ihm jetzt mit leuchtendem Blick entschlossen die Hand:

„Hermann! die Mutter ist zu Ende. Nun redet zu dir dein Weib. Und so sage ich dir:

Weißt du's noch, als wir einst an der Haide unter jenem Tannenbaum gesessen, und du die Meereswogen zu mir reden ließest? O ich, ich weiß es noch wie heute, Wort für Wort, und all' mein Leben werd' ich es nicht vergessen. Und diese Strophe meine ich jetzt:

Was uns die Meereswogen sagen? —
Gar manch' ein Schiff treibt steuerlos
Vorm Untergang in unserm Schooß,
Zerbrochen seine Maste ragen;

Doch unſres Glückes ſichres Boot,
Von heiterm Wimpel ſtets umflogen,
Führt unſre Treue als Pilot —
Das ſagen uns die Meereswogen.

Heißt es nicht ſo, liebſter Mann?"

„Ja, Helene, ſo war's," antwortete Hermann dumpfen Tones und mit immer noch geſenktem Haupte.

„Doch ich weiß auch noch ebenſo gut, was ich dann dir ſagte: Nein, du biſt kein alltäglicher Mann, aber ich will auch kein alltägliches Weib dir werden. Weiblich allezeit, aber weibiſch nie und nimmer! Und ich ſagte dir damals weiter: wenn es dich einſt dränge, hinauszutreiben auf des Lebens Meer, ſo würde ich nie klagend am Strande ſtehen und dir die Ausfahrt verleiden. Nein, mit dir zugleich würde ich in den Nachen ſteigen, und dieweil du deines Genius Segel ſchwellen ließeſt und gegen die Wogen kämpfteſt, würde ich, zum Leuchtthurm ſchauend, das Steuer führen, und aus jedem Sturm bringe mein Herz dein Glück wieder heim in unſeres Hauſes bergenden Hafen! War es nicht ſo, Hermann, daß ich zu dir ſagte?"

„Ja, Helene, Wort für Wort! Aber wie du heute noch Alles weißt, und es ſind ja doch ſchon über drei Jahre."

„Ja, nicht wahr, da ſtaunſt du? Doch es iſt die Erklärung ſo einfach. Hatte ich mir doch noch am ſelben Abend Wort für Wort in mein Tagebuch aufgeſchrieben! Denn zu tief empfand ich's ſchon damals, daß ich noch gar oft in meinem Leben mit dir jener hoch gehobenen Stimmung bedürfen würde, und jedes meiner Worte wollte ich daher auch für mein ganzes Leben lang feſtbannen, um mich immer wieder daran erinnern zu können, was die Braut dir einſt in ihrer Begeiſterung gelobt, damit das Weib dir es allezeit erfüllen werde, Tag für Tag, in ausdauernder Liebe. O wie oft habe ich dieſe Blätter wieder und wieder geleſen und ihren Inhalt mir immer tiefer eingeprägt! Siehe, darum

bin ich auch längst auf Alles vorbereitet. Deinen ganzen inneren Kampf, den du mir verschwiegen, ich hab' ihn dennoch klar geahnt. Und was ich dir damals als Braut gelobt, das wiederhol' ich dir jetzt feierlich als dein Weib."

„Aber Hermann, an jenem Abend hatte ich auch noch dieses gesagt: O nur mich lieben, mir vertrauen, dir's an mir genügen lassen! O daß ich nie am Strande machtlos klagend stehen müsse, und du meines Herzens entbehrend ohne Steuer im Sturme treibest! Und wie dich damals die Braut gebeten, so bittet dich jetzt dein Weib. Nun wohl, Hermann, gewähre mir diese Bitte, ich erfülle dir mein anderes Versprechen. Und jetzt ziehe aus dieses stillen Hauses friedlichem Hafen hinaus! Ich steige mit dir zugleich in den Nachen, als dein liebesmuthiges, gottvertrauendes Weib. An das Steuer meiner Treue setz' ich mich nieder. Und kein Sturm soll mich erschrecken.

Denn unsrer Liebe sichres Boot,
Von heiterm Wimpel stets umflogen,
Führt meine Treue als Pilot —
Das sagen dir die Meereswogen."

„O du mein herrliches Weib!" rief Hermann tief ergriffen aus. Dann sank sie ihm mit der ganzen frommen Gluth ihrer Frauenliebe ans Herz und bedeckte seinen Mund mit ihren reinen Küssen. —

Nur noch wenige Wochen und die Stunde des Scheidens war gekommen. Soll ich dich unseren Freund nun noch begleiten lassen, als er vorher mit Helene von der waldumgrünten Heimath ihrer seligen Brautzeit und der guten Mutter Forster traurigen Abschied genommen? Als der ernste Hünenhügel ihn noch einmal warnend angesehen, und er im Reichswald an jener entlaubten Eiche sinnend still gehalten, daran er unter den Maienglocken seine Rose gefunden? Oder willst du noch in der Dämmerung mit ihm an das Grab des Vaters gehen und an das andere der Dorothee,

wenn er zum Scheidegruße mit thränendem Auge an beiden das letzte Vaterunſer betet? Glaubſt du, er habe dort auch erſt den Himmel befragt durch Wolken und Wind, wie einſt der Friedel den Großvater, ob des Vaters ſeliger Geiſt ihn ſegnen wolle, wenn er von hinnen ziehe? Trug er doch Wolken und Sturm genug im eigenen Herzen! Was verlangte ihn auch noch nach wunderbaren Himmelszeichen? — Willſt du noch mit ihm auf dem Rittersberg ſtehen, wie er der Kaiſersburg und dem Storchenthurm, den alten, ehrwürdigen Zeugen ſeiner Knabenſpiele, am letzten Abend Lebewohl geſagt? Oder verlangt dich danach, im Frühroth des letzten Morgens mit ihm noch durch jede Stube des Erkerhauſes zu gehen, wenn er von jeder einzeln in ſtummer Wehmuth ſich losgeriſſen und der ganze alte Friede dieſer trauten Mauern ſein ſcheidendes Herz noch einmal überkömmt? Und wie er endlich der zurückgebliebenen, nun erſt recht verwittweten, armen Mutter ans Herz geſunken, unter Küſſen und Thränen an ihrem Halſe zuſammenbrechend? — Wollteſt du das Alles auch noch leibhaftig miterleben und mitempfinden? —

Nein, lieber Begleiter, verlange das nicht! Schon iſt Alles vorüber. Dort zur Waldeshöhe blick' hinan! Sieh', wie das ſtürmt und ſchneit mit dem dahinbrauſenden Bahnzug! Dort fahren die Beiden hin zur neuen Heimath, zum neuen Glück.

Ade nun, ihr Berge, du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne ihn mächtig hinaus.

Sollte dieſe ſtürmiſche Fahrt in die Fremde eine ſchlimme Vorbedeutung ſein?

Doch nein, mit unſerem Hermann zieht ja ſeine Helene.

Und Liebe, die folgt ihm, die geht ihm zur Hand,
So wird ihm zur Heimath das ferneſte Land.

Glück auf, Glück auf! — Wie werden wir euch wiederfinden? . . .

Neunter Abschnitt.

Der Sohn seiner Zeit.

I.

Ein Nachtstück.

In einer engen, dumpfigen Sackgasse des ältesten Theils in der Hauptstadt liegt noch vier Stufen tief unterm Pflaster ein kellerartiges Lokal. Sonnen- und Mondenschein sind darin ungesehene Gäste. Die Nordseite und lichträuberische Giebel verwehren ihnen auch den flüchtigsten Besuch. Selbst das gewöhnliche Tageslicht lugt nur mit halbem Auge und wenige Stunden herein. Statt dessen borgt dann eine qualmende Oellampe ihren dunstigen Schimmer. Und die Ratten, die des Nachts aus den vermoderten Bodendielen heraushuschen in diesen salpeterversilberten Reunionssalen, finden sich auch ohne jegliche Mondbeleuchtung bei ihren Gesellschaftsspielen ganz gemüthlich zurecht. Ein wurmstichiges Schreibpult an der Fensternische des schmalen Gewölbes, mitten drin ein tannener Tisch, auf beiden Möbeln ein plumpes, hölzernes Tintenzeug, beschriebene Blätter und Zeitungsstöße, ungeordnet umherstehende Strohstühle und ein grauer Registraturschrank an der Rückwand, bilden die traulich harmonische Einrichtung. Wer mag in diesen licht- und trostlosen Räumen seine Schreibstube wohl aufgeschlagen haben?

Und siehe, jetzt tritt ihr Herr und Inhaber durch eine niedere Hinterthüre von innen herein. Vier Stockwerke ist er gerade von

ſeiner dürftigen Manſardenwohnung in ſein „Büreau“ herunter-geſtiegen. Er hat ſich beim Eintritte tief bücken müſſen; denn es iſt eine gar hohe, breitſchulterige Geſtalt. Mehr läßt ſich noch nicht von ihm erkennen. Denn ſelbſt in den breiteſten Haupt-ſtraßen ſinkt der Herbſtabend allmälig nieder. Da iſt es hier ſchon lange dicke Nacht geworden. Jetzt richtet er eben auf ſeinem Pulte die Lampe zurecht. Welch' unſympathiſches Geſicht be-leuchtet ihr trüber Strahl! Dazu der ganze Mann in dem ſchäbigen Rock und unſauberen Hemd, aber doch mit ſeidener Cravatte und Vatermördern herausgeputzt, das Urbild eines prole-tariſchen Literaten. Und welcher ungebrochene Trotz in der robuſten Geſtalt! Und noch dieſe mächtige Narbe über das ganze Geſicht! Was mag der wohl früher geweſen ſein? Weißt du's wohl, lieber Begleiter?

Im ſelben Augenblicke klopfte von der Gaſſe eine ſchmächtige, verwachſene Geſtalt, mit ſchwarzer Binde über dem einen Auge, an der geſchloſſenen äußern Thüre. Raſch wurde ſie drinnen ge-öffnet. Der Bucklige huſchte in geſchäftiger Haſt herein.

„Servus, Servus, Herr Redacteur!“

Und ungeſtüm wirft der Andere ihm die Frage entgegen:

„Na, was hat der Miniſter geſagt, Schnober? Iſt ihm der Artikel ſo recht? Hab' ich Ausſicht?“

„O im höchſten Grade hat er ihm gefallen, im höchſten Grade! Hi, hi, hi! Mit dem ganzen Geſicht hat er geſchmunzelt. Ueberhaupt ein prächtiger Mann, der Herr Miniſter. War ganz außerordentlich gnädig mit mir, ganz außerordentlich. Na natürlich, wir ſind ja von der Polizei her noch gar alte, gute Bekannte, wo der Herr Baron noch Präſident geweſen. Und nur in dieſer Dicke ſo fortmachen, hat er geſagt, und immer ſo fort, es wird ſchon recht werden. Nur immer recht populär! Für den feineren Styl thäte ſchon der Staatsanzeiger ſorgen. Aber mit groben Buchſtaben fürs gemeine Volk ſollten wir's thun. Ganz famos

wird's werden, hat der Minister gesagt, nur immer recht dreingeschlagen und viel Skandal!"

„Ei, schwätz' dir die Seele aus dem Leibe, buckliger Kater!" fuhr ihm der Redacteur wie mit einem Prügel drein. „Wie's mit der Subvention steht, sollst du mir sagen."

„Mit der Subvention? ja so, mit der Subvention! Ganz richtig! Hi, hi, hi! Na freilich!" Dabei rieb diese Miniaturausgabe von Quasimodo die Hände, und sein einziges Auge zwinkerte seinen plumpen Herrn und Meister mit überlegener Pfiffigkeit an. „Aber sehen Sie, Herr Redacteur oder auch Herr Doctor, wenn Sie's lieber hören, sehen Sie, da hat eben dieser bucklige Kater, wie Sie vorhin mich zu tituliren beliebten — hi, hi, hi, — hat indessen gar nichts zu sagen — der hat eben wieder eine verflucht feine Spürnase gehabt. O ich sag' Ihnen, Herr Doctor, wer, wie ich, seine zehn Jahre außerordentliches Mitglied der geheimen Polizei gewesen, der riecht Alles von weitem, wie der Hund den Hasen, und so hat denn auch der Herr Minister gemeint, wo der Herr Doctor anno 48 und 49 in solch' starkem demokratischen Geruch gestanden — hi, hi, hi — na freilich, lieber Himmel, wer ist denn auch dazumal reactionär gewesen? Schafsköpfe, Geldsäcke, Pfaffen und Hofschranzengesindel nebst der hohen Polizei und meiner eigenen werthen Person, aber, weiß Gott, nur um täglich einen lumpigen Gulden. — Hab' mich auch genug drum plagen müssen mit Schnuppern und Ausluxen, und viel demokratische Hiebe auf meinen Buckel gekriegt, und durch diese rothen Hallunken mein schönes Auge verloren. Hab' ich Ihnen denn diese Geschichte schon einmal erzählt, Herr Doctor, wie sie mich bei dieser vermaledeiten Volksversammlung . . .?"

„Ja, ja, zum Teufel ja," donnerte der Redacteur wieder drein. „Aber noch einmal, wie's mit der Subvention steht, das sollst du mir sagen."

„Ja so, die Subvention, Herr Redacteur, hi, hi, hi, ganz

richtig. Nun freilich, wir werden ſie kriegen. Tauſend blanke Gulden, hat der Herr Miniſter geſagt. Ein ſchönes Wort! Und alle amtlichen Anzeigen ſollen wir haben. Und das iſt ſogar noch ein Bischen mehr werth. Aber erſt im nächſten Quartal, nach den neuen Wahlen, hat er geſagt. Müſſen uns erſt noch beſſer qualifiziren. Je nun, wer kauft auch die Katz' im Sack? Ha ha ha! Nicht einmal ein reactionärer Miniſter. Alſo nur ſo fort, wie dieſer ganz famoſe populäre Leitartikel. Im nächſten Quartal ſind Sie ein gemachter Mann. Wir ſagen dieſem Rattenneſte Valet, ein Jahr ſpäter haben Sie einen Orden im Knopfloch, und im zweiten ſoupiren Sie im Miniſterpalais. Kann Ihnen ja gar nicht fehlen, Herr Doctor, ſolange der Unterthänigſte Ihr Corrector und Factotum iſt. Ein Mann wie ich! Zehn Jahre bei der geheimen Polizei geweſen! Hi, hi, hi. Da kennt man die Welt wie ſeinen Hoſenſack. Aber jetzt will ich ſchnurſtracks die Correcturbogen holen. 's iſt höchſte Zeit, daß wir das Blatt fertig kriegen. Servus, Herr Doctor!"

Mit einem ironiſchen Kratzfuß flog der frühere Polizeiſpion und nunmehrige Corrector, Schreiber, Ausläufer und Spürhund ſammt ſeinem Höcker hinaus. Der Redacteur des vor einem Vierteljahr von ihm neu gegründeten Localblattes „der gute Bürger," dabei Inhaber des geſchäftsloſen „Commiſſionsbureau von Joſeph Volkmann," wie draußen auf dem Gaſſenſchilde zu leſen, trat jetzt an ſein Schreibpult und überlas noch einmal, wie zum inneren Labſal, ſeinen Leitartikel für das morgige Blatt. Ein höhniſches Lächeln umſpielte dabei beſtändig ſeinen Mund, ſoweit das durch den wilden Vollbart zu bemerken geweſen. Der Inhalt möge dies erklären.

Am 20. September 1853.

Bürger von Stadt und Land! Ihr Alle wißt: die neuen Abgeordnetenwahlen ſtehen vor der Thüre! Jetzt heißt's einmal

wieder vom feinsten Stäubchen die Augen auswischen, damit ihr klar seht, wie der politische Himmel unseres Landes ausschaut. Nun, „der gute Bürger" hat niemals hinterm Berge gehalten und jetzt will er erst recht von der Leber weg reden. Also heraus mit der Sprache und Farbe bekannt! Schreiben wir vielleicht anno 48 und 49, wo ganz Deutschland im wüsten Rausche gelegen? Oder anno 50, wo der elendeste Katzenjammer hintennachgekommen ist, wie der Aschermittwoch auf die Fastnacht? Nein Bürger, wir schreiben Gottlob anno 53, wo aller rothen Wühlerei längst schon der freche Schreierhals umgedreht ist, wo Gesetz und Ordnung wieder die erste Geige spielen, wo Fürst und Land verkaufende, ministerielle Volksspeichellecker den schimpflichen Laufpaß expedirt erhalten haben und Männer im Rathe des Fürsten sitzen, die die nöthige Courage verspüren, jedem demokratischen Gelüsten sogleich auf die Finger zu klopfen, und wenn's Noth thut, sogar an ein Bajonett zu spießen. Wir leben endlich wieder in einer Zeit, wo unseres erhabenen Landesherrn geheiligte Person mit wirklichem Regentenscepter auf dem Throne sitzt und nicht als eine mit ein paar comödiantenhaften Purpurfetzen maskirte Strohpuppe, die durch des Pöbels Duldung zwischen Erd' und Himmel hängt im sogenannten constitutionellen Nebeldunst, zu welcher sauberen Rolle die sogenannten Volksmänner den Fürsten von Gottesgnaden so gerne degradirt hätten. Also, ihr Bürger, so steht's heute anno 53, seit das demokratische Strolchengesindel zu Paaren getrieben worden ist. Und Gott sei darum gedankt, Ruhe und Sicherheit, Handel und Wandel haben sich im Lande wieder häuslich niedergelassen. Der ehrenwerthe Patriot darf wieder sein verständiges Wort erheben und ehr- wie schamlose Schreier müssen ihr vorlautes Maul halten. Der König gilt mehr als der Bube — so ist's die rechte Ordnung im Kartenspiel. Und diesen gesegneten Zustand des Landes nennen unsere und des Volkes Feinde Reaction! Gut denn, laßt ihnen ihr Plaisir! Sie sollen euch reactionär heißen;

aber nicht als ein Schimpfwort, nein, als euren höchſten Ehrentitel nehmt dieſe Namen hin!

Doch nun will euch „der gute Bürger“ ein anderes Wort nennen. Vor dem fürchtet euch wie vor Peſt, Hunger und Krieg! Denn darin ſteckt die wahre Landplage. Und dieſes Wort, das heißt: Advokat. Schüttle mir keiner zu voreilig den Kopf darüber. Ei, ſo ſchaut euch einmal in allen Ländern um! Wer war denn immer vorn dran, wenn's was zu revolutioniren gegeben? Advokaten und immer Advokaten! Und wer ſind auch hier zu Lande die Haupthähne geweſen, die den Morgen der neuen Volksfreiheit, daß Gott erbarm', am frechſten in die Welt hinausgekräht haben? Ihr wißt's ſelber am beſten. Advokaten waren's. Ganz das nämliche Gelichter wie ihre blutrothen Spießgeſellen, der Hecker und der Struve, dieſe politiſchen Schinderhannes, mit denen ſie zugleich nach Amerika ſchmählichen Reißaus genommen haben, wo ihnen aber miteinander der Hahnenkamm gar kurios abgeſchwollen iſt und die gleißenden Schwanzfedern ausgefallen ſind. Aber — Gedenkzettel hin, Gedenkzettel her — und wenn auch ihre ſauberen Collegen über dem Meere Steine klopfen müßten und Hunger leiden, daß ihnen die Rippen krachen, die Katze läßt das Mauſen nicht und der Advokat läßt nicht vom Wühlen und Spektakelmachen. Das gehört einmal zu ſeinem Stande, wie der Schwanz zum Fuchs.

Und nun paßt auf, ihr Alle in Stadt und Land, was euch „der gute Bürger“ jetzt ſagen will. Sollte man nach alledem noch die Keckheit für möglich halten, daß auch jetzt wieder und ſogar in unſerer Haupt- und Reſidenzſtadt ein ſolch' rabuliſtiſcher Rechtsverdreher mit der Abſicht umgeht, ſich als Wahlkandidat demnächſt öffentlich an den Pranger zu ſtellen? Wir fragen euch: Iſt das nicht ſtark? Und zwar iſt das Einer von jener allergefährlichſten Sorte, die im Geſicht und auf der Lippe die Ehrlichkeit im Werthe von hunderttauſend Gulden feil halten und innerlich um keinen

rothen Vatzen davon zu verkaufen haben; die in offenem, geradem deutschen Wesen so stark zu heucheln wissen, als seien sie schnurstracks von unserem deutschen Urahn Hermann abgestammt. Ist das nicht wieder stark? Aber kommt man solchen scheinheiligen Freiheitshelden nur hinter ihre Schliche, so stellt sich heraus, daß sie nichts sind als verkappte, abgefeimte Schleicher. Ist das nicht abermals stark? Und wenn euch „der gute Bürger" zum obendrein sagt, daß dieser mit einer Handvoll hartgesottener demagogischer Sünder im geheimen Bunde steht, und mit ihnen auf nichts Geringeres spekulirt, als unser hohes Ministerium zu stürzen und das ganze Land wieder auf den Kopf zu stellen, ist das nicht die purste Narrheit? — Aber trotz alledem rufen wir euch zu: Seid auf der Hut! Denn auch Narren sind gefährlich, vor Allem die politischen, wenn man sie nicht zur rechten Zeit einsperrt oder so gründlich öffentlich blamirt, daß sie wieder zu ihrem Bischen simplen Verstande kommen. Also wird euch wohl „der gute Bürger" keinen Extrarath zu geben haben, was ihr jedem wühlhuberischen Helfershelfer ungefähr für eine Antwort geben sollt, der allenfalls eure Stimmen für besagten sauberen Wahlkandidaten ködern möchte. Ihm einfach weisen, wo der Zimmermann das Loch gemacht hat, das dürfte wohl noch die höflichste Erwiederung sein. Somit wollen wir's vor der Hand für heute gut sein lassen. Ihr wißt nun einstweilen für die nächsten paar Tage genug, um euch auszukennen. Auf der rechten Seite liegt also unseres allgeliebten Landesherrn Huld und Gnade, sein hohes, weises, couragirtes Ministerium, Ruhe und Ordnung, Sicherheit und Verdienst; auf der linken Seite liegt heilloses Durcheinander, fremde Strafsoldaten, Steuererhöhung und Stockung aller Geschäfte. Jetzt geht mit eurem Wahlzettel nach links oder nach rechts. „Der gute Bürger" hat wenigstens sein Gewissen auf Numero Sicher gebracht. Und wenn er eben nicht Alles ausplaudern darf, was er für euch noch in Petto hätte,

so bedenkt, Bürger: die Anständigkeit und Ehre unserer ganzen Richtung verbietet uns dies. In den Schmutz der weiland demokratischen Skandalblätter nachzutreten, dazu ist unser politischer Standpunkt zu hoch und heilig. Wir legen bloß unsere ritterliche Lanze ein gegen verderbliche Grundsätze, aber nicht gegen Personen. Und hiemit schließen wir mit dem patriotischen Rufe: „Gott schütze gnädig das Vaterland vor falschem, Thron und Volk verderbendem Freiheitsevangelium und ihren heuchlerischen Aposteln, den Advokaten!“ —

„Ha ha ha!“ schrie Volkmann jetzt höhnisch hinaus, da er das Blatt auf das Pult warf. „Ist das nicht gerade zum Todtlachen? Ich, und dieser Leitartikel! Und wie ich mich schon ganz famos in diesen gutgesinnten Knüppelstyl hineingeschrieben habe! Ich fange wirklich an, vor mir selber wieder Respect zu kriegen. Ei, so haben wir doch nicht vergebens Humaniora studirt. Das Kapital des verdorbenen Studenten fängt endlich an, seine Zinsen zu tragen. Tausend schafsköpfige Abonnenten, jeden Tag mehr Annoncen und im nächsten Quartal dann noch tausend Gulden hohen Staatszuschuß! Victoria! Ich bin ein gemachter Mann. Der elende Fetzen Druckpapier stopft alle meine Löcher zu. — Na, wartet nur, ihr meine vier hungrigen Rangen da droben, nun sollt ihr bald einen ganz andern Vater haben und jede Mahlzeit Fleisch in den Topf. Ha, wie ihr dann rothe Backen kriegen sollt und kugelrund werden, ihr bleichen, kartoffelgemästeten Würmer! Und auch du, Käthe, sollst nun nimmer lange mehr die halben Nächte beim Spitzenklöppeln hocken und dir die matten Augen vollends blind gucken! Sollst nimmer so viel über mich weinen müssen, armes Ding! Nein, jetzt werd' ich ein solider, reputirlicher Mann, der Geld ins Haus bringt, mehr als wir brauchen. Dann sollst du jeden Sonntag Nachmittag an meinem Arme zum Kaffeetrinken gehen und Harmoniemusik hören. Wird das lustig werden! Ei, so vergiß des Schicksals Schläge und

meine dazu! Keine Faust will ich mehr gegen dich aufheben. Und wart' nur, mit welch' prächtigem warmen Shawl ich diesen Winter deinen Rücken wieder Alles verschmerzen mache. Und hab' ich nur erst die tausend Gulden Subvention, dann kommt zum Fleisch jeden Mittag eine Flasche Wein auf den Tisch für dich und mich. Hei, wie dein fables, feines Gesichtchen sich dann wieder rosig färben soll wie dazumal im Görzhausener Schloß, da du solch' verlockendes Kammerkätzchen gewesen! Ja Käthe, an die schönen Zeiten von damals wollen wir dann wieder denken und sie werden wieder kommen, wenn wir nur erst jeden Mittag unsere Flasche Wein zusammen trinken. Und in alle Ewigkeit von mir verschworen sei jeder Tropfen Schnaps, dieses Hausgift, dieses Teufelsgesöff, durch das ich ins Elend gekommen bin und das mich immer tiefer ins Elend hineingezogen hat. Aber weg jetzt mit all' diesen dummen Gewissensbissen! Wie dürres Reisig werf' ich sie auf einen Haufen zusammen und stecke sie in Brand und lass' ihre Asche vom Winde zerblasen. Es soll ja jetzt anders und besser werden. Das ist eine gesündere Praxis als reumüthiges Heulen. Weg mit meinem vorigen Hundeleben! Einen verächtlichen Fußtritt geb' ich jeder Erinnerung daran und stoße sie zurück in der Vergessenheit hintersten, stockfinsteren Winkel."

An das Pult gelehnt stützte er jetzt den Kopf auf die zusammengekrampfte Faust und sein Auge starrte mit finsterem Brüten in den Lampendunst. Wenn ich dir jetzt Alles erzählen wollte, was durch die Irrgänge dieses verwüsteten Herzens zog! Aber plötzlich fuhr er wieder auf, trug hoch das Haupt, wilden Glanzes funkelte sein Blick und blutroth färbte der aufkochende Zorn seine breite, tiefe Narbe.

„Aber nein, nicht Alles soll in mir vergessen sein, nicht Alles. Nein, eine Erinnerung, die soll Tag und Nacht in meinem Herzen umgehen als grinsendes Gespenst meines so elend verpfuschten Lebens, und soll mich an grimme Rache mahnen, bis

der letzte Blutstropfen befriedigt in mir ſagt: nun halte ſtill, es iſt genug! — Ja, du von allen Menſchen mir Verhaßteſter, du Urſprung meines Elends, du Wurm an meines Lebens Baum, du böſes Auge meines Glückes, du ſollſt wahrhaftig nicht von mir vergeſſen werden!

Ha, ſieh' her auf mich! Schau herein in mein modriges Rattenneſt! Muſtere meinen ſchäbigen Bettelſtaat! Steig' hinauf in meine Dachkammer! Laß Weib und Kinder in ihren geflickten Fetzen vor dir in Parade aufſtellen! Setze dich mit uns zum mageren Tiſch! Und triumphire — lache, ſo höhniſch, als du nur kannſt! O thu' es, thu' es! Ich will mein hölliſches Pläſir daran haben. Denn wiß: in dieſer Rattenſpelunke hab' ich den Hexenkeſſel aufgehangen, darin ich im Feuer meiner Rache gegen dich den Gifttrank braue, den ich von nun an tropfenweiſe werd' in dein Leben träufeln laſſen.

Ei, ſo fahr' nur noch in eigener Equipage vornehm ſpazieren, ſtell' deine Frau in Sammt und Seide zur Schau und laß deine Kinder wie aufgeputzte Affen paradiren, dieweil ich froh bin, wenn ich nur ganze Sohlen unter mir verſpüre! Aber wiß: mein Neid ſteht geſpenſtig hinter dir auf dem Kutſchentritt und grübelt indeſſen darüber nach, wie er deine Gäule zu Falle bringe. Ei, ſo ſitz' nur noch wie der Vogel im Hanfſamen in deiner großen, noblen Praxis, reiſ' im Lande umher als rechtsverdrehender commis voyageur und Patron aller Mörder und Diebe! Aber mein Neid ſitzt mit dir ungeſehen am Arbeitstiſch und fährt dir überall nach und ſtudirt aus erdichteten Akten, wie er das Vertrauen deiner Clienten allmälig vergifte. Spiel' den Prahlhans in deinem neuen, gleißenden Hauſe, laß darin muſiziren und deklamiren, und füttere vornehmes Schmarotzergeſindel ab, dieweil ich mit Noth den Miethzins für meine Dachſtube zuſammenſcharre und den bellenden Hungerwolf zum Schweigen bringe! Aber wiß: in deinen Soiréen ſitzt mein Neid als ungeladener Gaſt und

summt vor sich hin das Lied von der Verläumdung, wie es der Basilio singt in Rossini's „Barbier." Ha, kennst du's wohl? Erst vor acht Tagen hab' ich's auf der Galerie um lumpige drei Batzen gehört. Aber dich soll es ungezählte Gulden kosten! — Und endlich, du nimmersatter Glücksjäger, o versuch's nur jetzt, dich auch noch einzuschleichen auf den Abgeordnetenstuhl, nach dem du so gierig verlangst! Aber wiß: mein Neid, er schleicht auch hier dir nach und tröpfelt ungesehen auf deinen ehrlichen Namen einen Gifttropfen nach dem andern, bis schleichendes Zehrfieber ihn erfaßt und deine besten Freunde über sein bedenkliches Aussehen den Kopf schütteln. Mit schlechten Witzen über dich in Reim und Prosa will ich das Zwerchfell des Publikums kitzeln, bis endlich auch der griesgrämigste Staatshämorrhoidar das Schmunzeln über dich nicht mehr verhalten kann. Aus verläumderischen Räthseln sollen meine gedungenen Henkersknechte den Armesünderstrick um deinen Namen legen, daß man in der elendesten Schnapskneipe wie im vornehmsten Salon wie von einem moralisch Gehenkten von dir zischeln soll. Ja, du einst so frecher Fuchs! Jetzt stehen wir zwei wieder miteinander auf der Mensur. Dein Glück mit meinem Neide. Ei, laß doch sehen, wer jetzt den andern abführen wird!" . . . .

„Recht guten Abend, verehrtester Herr Doctor, ich störe doch nicht?" klang's jetzt mit heiserer Stimme mitten in Volkmanns zornschnaubender Rede. Und ein hagerer, vor den Jahren gealterter Dreißiger mit in der Mitte gescheitelten, besenreisähnlichen Haaren und dürftigster Garderobe verbeugte sich tief, den abgegriffenen Calabreser verlegen in den Händen drehend. „Aber Sie entschuldigen, ich habe dreimal höflich angeklopft. Man scheint mich indessen nicht gehört zu haben. Der Herr Doctor haben so lauten Monolog gehalten, fast möchte ich glauben, einen hochtragischen. Da ich jedoch mein Gedicht für heute Abend so bestimmt versprochen habe, und ich auch meines Honorars höchst

bedürftig bin — denn ich hungere wirklich ſchon den ganzen Tag — —"

„Schon recht, ſchon recht, nicht ſo viel Vorrede!" polterte Volkmann, die verkümmerte Geſtalt kalten Blickes muſternd. „Alſo her damit! Will gleich einmal ſehen, ob ich Sie auch ferner brauchen kann."

„O, Herr Doctor werden ganz gewiß zufrieden ſein. Denn nicht nur, daß ich mir ſchmeichle, den mir gegebenen Stoff echt poetiſch behandelt zu haben, glaube ich ſogar, Ihnen obendrein eine kleine Ueberraſchung zu bereiten."

Damit zog er aus der Seitentaſche ſeines ihm viel zu engen, geſchenkten Rockes, daraus unter der Achſelhöhle das graue Hemd herausſchaute, ein beſchriebenes Blatt und reichte es Volkmann hin. Dieſer brachte es ſogleich der Lampe näher und durchlas es mit kritiſch zuſammengezogenen Augenbraunen, während der arme poetiſche Schlucker ängſtlich forſchend den Urtheilsſpruch aus den Mienen des Leſenden zu errathen ſuchte.

Auf dem Blatte ſtand folgendes ſatyriſche Gedicht — aber weich' noch viel tragiſchere Satyre bitteren Geſchickes auf deſſen eigenen Dichter, dem über dieſen gaſtronomiſchen Verſen höchſtens das Waſſer im Munde zuſammenfloß, um ſein trockenes Stück Brod damit ſaftiger zu machen:

Der wilde Schweinskopf als liberaler Prediger.

Haſenbraten, Auſtern und Faſanen,
Echter Rheinwein und Champagnerſchaum,
Rehe, Lachsforellen, Indianen
Munden gleich vortrefflich meinem Gaum.
Aber wilden Schweinskopf in der Eulze
Nenn' ich doch den wahren Gnadenſchmaus,
Nimmt ihn ein Miniſter zum Impulſe,
Sich zu ſetzen übers Recht hinaus.

Trachtʼ drum Jeder, der will aufwärtsringen,
An Minister sich zu kleben an!
Recht ist Larifari. Vorwärtsbringen
Kann nur Schweinskopf, wie er mir's gethan.

„Na," warf jetzt Volkmann geringschätzend hin, „das Ding ist im Ganzen nicht übel gemacht. Aber vor Allem: was soll denn der Bettel kosten?"

Der arme Poet lächelte jetzt eigenthümlich stolz, da er erwiederte: „Zwei Gulden, Herr Doctor."

„Ja, warum nicht gar?" trumpfte Volkmann ihn ab. „Sechs und dreißig Kreuzer ist vollauf genug. Der Vers einen Groschen! Was wollen Sie denn mehr verdienen? Solch' Zeug schreibt man doch in längstens einer Stunde hin. Und überhaupt kann ich's nicht einmal in dieser Fassung noch brauchen. Erst müssen Sie mir noch den Namen Stark als Adjektiv ein paarmal geschickt hineinbringen. Sonst weiß ja kein Mensch, wer eigentlich damit gemeint ist."

„O verzeihen der Herr Doctor! Diese Art, den Namen zu nennen, wäre doch die plumpere. Und überhaupt muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß noch genialere Poeten, als ich mir einer zu sein schmeichle, ein solch' künstliches Gedicht nicht in einer Stunde nur so hinwerfen, und daß zwei Gulden dafür nur ein höchst bescheidenes Honorar genannt werden müssen. Denn wollen der Herr Doctor sich nur selber überzeugen: nicht allein Zu-, sondern auch Vorname des betreffenden Herrn stehen bereits in meinen Versen, und zwar mit ganz großen Buchstaben."

„Na, zum Teufel, wo denn? Ich werde ja doch noch lesen können!"

„Sie erlauben gütigst, Herr Doctor! Ich bitte einen Augenblick um das Blatt."

Damit lächelte dieses verkannte arme Genie wo möglich noch stolzer als das erstemal. „Sehen Sie, Herr Doktor, ein ent-

ſchleiertes Kunſtſtück!“ Und mit magerem Zeigefinger auf den Anfangsbuchſtaben jedes Verſes deutend, buchſtabirte er mit immer ſteigendem Selbſtbewußtſein: H E R M A N N S T A R K — Hermann Stark.“

„Famos!“ ſchrie Volkmann jetzt verwundert hinaus. „Ich gratulire. Der Einfall iſt praktiſch.“

Der geniale Verfaſſer dieſes Akroſtichons ſtand nun aber in ſeiner ganzen gekränkten Dichtergröße vor ihm da, und trotz der Gefahr für ſeine ausgeſprengten Rockärmel richtete er ſich jetzt erhaben auf und fragte in geiſterhaft vibrirendem Tragödenton:

„Nun, Herr Doctor, halten Sie zwei elende Gulden noch immer für ein zu hohes Honorar?“

„Na, Sie ſollen ſie haben! Denn, meiner Seel', das Ding gefällt mir immer beſſer und wird ſeine Wirkung machen,“ ſagte Volkmann, hoch befriedigt, da er nun ſelber noch einmal den Namen Hermann Stark herunter buchſtabirte. „Wir werden noch mehr Geſchäfte miteinander machen und ich will Ihrem verkannten Genie noch curioſe Themata liefern. Aber ſagen Sie einmal, ganz abgeſehen von dieſen zwei lumpigen Gulden — iſt Ihnen nicht der einzige Gedanke ſchon mehr als hundert werth, daß Sie armer Schlucker von einem Poeten nun dieſem eitlen Glückspilz von einem Advokaten einen ſolch' beißenden Poſſen ſpielen und die Zungen der ganzen Stadt in Bewegung ſetzen? He, iſt das nicht auch für Sie ein Hochgenuß, an dieſem einzigen Exemplar, gleichſam an allen miteinander, für Ihr ſo ſchmählich verkanntes Genie ſich jetzt rächen zu dürfen?“

„O nein, verehrter Herr Doctor, das doch nicht,“ erwiederte voll elegiſcher Wehmuth der Dichter. „Mein Gott, dieſe ſatyriſche Art liegt eigentlich ſo gar nicht in meinem von Geburt aus gutmüthigen Weſen. Nur die Lyrik und Tragödie iſt der geweihte Boden meines Genie's. Aber für die erſtere fand ich niemals einen Verleger, und meine zahlreichen Trauerſpiele wollte man

nirgends aufführen. Du lieber Himmel, da dichte ich jetzt eben nurmehr auf Bestellung. Denn dürftig sich satt zu essen, verlangt einmal die Prosa des Lebens auch von dem allergrößten Poeten. Doch muß ich offen bekennen, daß ich Hochzeitscarmina, Brautlieder, Gratulationen und Nachrufe auf Verstorbene, überhaupt jeden mehr harmlosen Stoff, der den Bestellern nur Freude macht, weitaus lieber poetisch bearbeite, als irgend einen Vers zu dichten, der irgend Jemand wehe thut. Aber da eben doch mir selber der Hunger am Ende noch am allerwehesten thut, so muß ich auch solche Verse dichten, wie sie der Herr Doctor bei mir bestellt haben. Doch freuen, nein, das wissen die ewigen Götter, freuen können sie mich nicht."

„Da ist das Honorar! Aber Sie sind ein Narr!" warf ihm Volkmann höhnisch ins Gesicht und die zwei Gulden auf das Pult.

„Mag sein, Herr Doctor! Aber jedenfalls ein armer Narr!" Dabei fuhr er sich über die Augen, dann nahm er mit schmerzlichem Blicke das Geld.

„Und wenn Sie wieder was brauchen sollten, bitte, lassen Sie mir's durch Herrn Schwober gütig zukommen! Es soll bestens besorgt werden. Franz Fröhlich, finstere Lauben, Nr. 109 über fünf Stiegen rückwärts. Hier ist meine Karte. Ich empfehle mich Ihnen gehorsamst."

Nach einer tiefen Verbeugung schlich sich der neidlose, aber hungrige Dichter Franz Fröhlich hinaus, und die Nacht des Neides sah aus Volkmanns Auge ihm finster nach. Fast war er jetzt auch diesem „armen Narren" neidisch, weil dieser nicht, wie er selber — neidisch war.

Dann schlug er mit geballter Faust auf das Pult und sein gedunsenes Gesicht verzerrte sich zum Erschrecken.

„Ah, und wenn ich den Stark an den Galgen brächte, es ist doch ein elendes Hundeleben. Schnaps her!" Dann schlug er auf die Brust. „Da drinnen muß wieder ein Viechen chloroformirt werden!"

Den Pultdeckel riß er auf, holte eine Flaſche hervor und that einen Zug daraus, der nimmer enden wollte. Wie er eben abſetzte, huſchte Schnober athemlos herein.

„Servus, Herr Redacteur! Servus, Herr Doctor! Hihihi! Famoſe Nachricht, ſag' ich Ihnen, ganz famoſe!“

„Na, heraus damit!“ warf Volkmann hin, gleichgiltig ihn anglotzend.

„Alſo gut! Auf der Druckerei waren ſie noch nicht ganz fertig. Noch ein halbes Stündchen warten, hat's geheißen. Thut gar nichts, dachte ich mir. Kann einſtweilen ein Bischen ſpioniren gehen. Und geſagt, gethan. Da ging ich alſo ſchnurſtracks in den faulen Pelz. Sie wiſſen ja ſchon, die Weinkneipe, wo ich ſchon verteufelt viel ausgeluzt habe. Ich laſſe mir alſo meinen gewöhnlichen halben Schoppen einſchenken, und richtig, wie gewünſcht, treffe ich dort den ausgewichſteſten Haupthallunken, der damals von Goldhelm wegen dem Stark zum Teufel gejagt worden und zum Poſſen dafür mir die ſaftige Geſchichte vom Miniſter und Schweinskopf erzählt hat. Ganz natürlich! Er hatte ja die ganze Schweinerei beim Serviren mit angehört. Hihihi! Die dummen Herrſchaften! Als wenn ihre Bedienten lauter taubſtumme Simpel wären!“

„O wärm' die alte Brühe wieder auf! Weiter, weiter! Was Neues will ich hören.“

„Kommt ſchon, kommt ſchon, Herr Doctor! Ja wohl! Weiter, was Neues! Alſo gut! Derſelbe verfluchte Kerl iſt nun ſeit acht Tagen bei dem reichen Großhändler Schulz, der's faſt noch prahliger treibt als der Goldhelm. Ich mache mich alſo wieder an ihn hin, weil ich ſchon geſtern aus meinem alten Freunde, dem Polizeioffizianten Schlemmer, herausſpionirt hatte, daß der Stark ein paar Abende hintereinander mit noch einem halben Dutzend verkappter Demokraten bei dieſem Schulz aus und eingegangen war, und hihihi, wie ich's eben ſo verſtehe, den Leuten die

Würmer geschickt aus der Nase zu ziehen, daß sie's gar nicht merken, beichtet mir der schon ein Bischen angetrunkene Kerl haarklein, daß also der Stark gestern Abend bei seinem Herrn eine Mordsrede darüber gehalten habe, das ganze jetzige Ministerium müsse zum Teufel fahren, und er wolle den Ministern in der Kammer schon weisen, wo der Barthel den Most holt, hat der Stark gesagt, und sie sollten nur recht Spektakel machen, daß er auch wirklich gewählt würde. Und dann hab' ich auch noch aus ihm herausgeschnuppert, daß ein anderer Advokat, dessen Namen er aber nicht wußte, Alles miteinander aufgeschrieben und sein Herr die ganze Pastete in seinem Schreibtisch eingeschlossen habe. Hihihi, ist das nicht unbezahlbar? Und das Alles haben diese Krautköpfe wieder vor ihrem Bedienten verhandelt, der ab und zu Champagner aufgetragen. Aber es kommt noch viel besser, Herr Doctor, noch viel besser! Denken Sie sich den Hauptspitzbuben! Um einen Louisd'or will er seinem Herrn das ganze Geschreibsel herauskamotiren. Aber haben müßte er ihn zuvor, mit leibhaftigen, nüchternen Augen in seiner Hand sehen, darauf hat sein dicker Schädel unbarmherzig bestanden, so angetrunken er auch schon gewesen. Und, Herr Doctor, ich hab' Ihnen noch niemals zum Schlimmen gerathen, geben Sie ihn mir her, den Louisd'or, und Sie, so wahr ein Gott über uns lebt, Sie sollen das Protokoll über diese demokratische Sitzung kriegen. Denken Sie an die tausend Gulden, die uns der Minister versprochen, wenn wir uns gut bei den neuen Wahlen qualifiziren! Ich sag' Ihnen: produziren Sie ihm dieses Protokoll, so sind sie Ihnen so gewiß, als ich Matthias Schnober heiße und Ihr ergebenster Corrector bin. Also resolut, Herr Doctor! Verscherzen Sie nicht Ihr Glück um so eine lumpige Bagatelle! Ich garantir' Ihnen dafür: sie soll sich hundertfach verkapitalisiren. Heraus mit dem Louisd'or und tausend Gulden dafür eingestrichen! Hihihi! das nenn' ich Geschäfte machen."

„Schnober!“ lallte Volkmann mit von seinem vorigen Trunke schon etwas schwerer Zunge und packte den Buckligen mit derber Faust an beiden Schultern. „Aber wenn jener Spitzbube mich zum Narren hielte oder ihm sein Diebstahl fallirte?“

„Dann jagen Sie mich zu allen Teufeln, sag' ich Ihnen,“ kreischte der Einäugige. „Aber ich weiß, ich liefere Ihnen das Protokoll.“

„Nun gut!“ schrie Volkmann mit rollendem Blicke, „du sollst den Louisd'or für ihn bekommen, und wenn ich meine Kasse bis zum letzten Pfennig auskratzen müßte.“ Und mit fieberisch erregten Fingern schloß er eine Schublade des Pultes auf und zahlte elf blanke Gulden in Schnobers hingehaltene flache Hand.

Zu gleicher Zeit schlich ein fahlwangiger, ärmlich gekleideter Knabe von hinten herein und sagte ängstlich: „Vater, die Mutter läßt fragen, ob du nicht wolltest zum Nachteffen heraufkommen.“

„Eßt eure Kartoffeln allein!“ fertigte Volkmann ihn ab. „Ich muß auswärts essen, hab' noch wichtige Geschäfte.“

Der Knabe schlich betrübt davon. Sein Vater setzte den breitkrämpigen Filzhut auf sein gluthrothes Gesicht: „Solche Aussichten muß man bei Braten und Rheinwein leben lassen. Schnober, mach' das Blatt heut allein fertig und bring' mir das Protokoll, oder du bist davongejagt!“

Damit ging Volkmann hinaus und suchte nach einer Weinstube, um darin die Gulden zu verschlemmen, die er heute Mittag seinem danach jammernden Weibe unbarmherzig verweigert hatte.

Der Redacteur war jetzt noch nicht um die Ecke der Sackgasse gegangen, da schrie sein Corrector hinaus: „Du willst mein Herr und Meister sein? Hihihi! Zehn Jahre hab' ich bei der geheimen Polizei gedient, und du verdorbener Student und abgehauster Lump, du willst mich einen buckligen Kater heißen?

Nun wohl, hier halt' ich deinen Louisd'or in der Hand und du sollst jenes Protokoll dafür kriegen, aber — wohl verstanden — nur von mir diktirt, um dich mit einem Falsum zu petschiren." Und er schlug ein markerschütterndes Gelächter auf, daß sein Höcker wie lebendig sich schüttelte und die Ratten unter ihm furchtsam zusammenliefen.

II.

Zu neuen Haus und neuen Glück.

War das jetzt ein wahrer Giftqualm von böſem Neide, der aus dieſem wüſten Herzen uns entgegendampfte! Und was haben wir nicht ſchon Alles über unſern Freund von dieſem ſeinem ärgſten Feind erfahren! Aber komm, lieber Begleiter, lange genug habe ich dieſes düſtere Nachtſtück dich beſchauen laſſen. Nun tritt mit mir aus dem lichtloſen Winkel, darin am Tage nur niedrige Leidenſchaften und des Nachts häßliche Ratten hauſen, wieder heraus in friſchere Luft. Leibhaftig wollen wir Hermann und Helene jetzt wieder ſehen. Haſt du nicht auch Verlangen danach? Sind es doch ſchon nahezu fünf Jahre, ſeitdem wir ſie verlaſſen. So komm, wir wollen ſie jetzt aufſuchen in ihrem neuen Haus und neuen Glück!

Und ſiehe, da ſtehen wir ſchon miteinander in einer neu angelegten, faſhionablen Straße der Hauptſtadt. Auch im Gasflammenſchimmer wirkt ihr architektoniſch heiterer Reiz auf dein Beſchauerauge. Wie eine Ausſtellung von Miniaturpaläſten verſchwommener Bauſtyle ſchauen all' die friſchfarbig glänzenden Häuſer dich an mit ihren marzipanartig verzierten Façaden, durch Altanen in Stein und Erz maleriſch unterbrochen. Sorglich gepflegte, mit bronzenen Arabesken umgitterte Blumenbeete erhöhen

noch gar sehr die vornehmthuende Haltung dieser eleganten Häusergestalten. Aber mitten unter all' den villenartigen Phantasiegebilden, siehst du dort, an Stolz all' seine Nachbarn noch überbietend, das einzige Erkerhaus mit spitzbogigen Fensterrahmen, mit Staffelgiebel und Wetterfahne? Zwar hat auch daran die Hand der Neuzeit den ehrwürdigen, trauten Ausdruck einer echt altdeutschen Häuserphysiognomie durch manch' gezierten Zug verwischt, daß das kokette Abbild kaum mehr recht an das urwüchsige, anspruchslose Original erinnert. Und doch, taucht jetzt beim Beschauen dieses neuen Erkerhauses nicht sogleich ein anderes gar altes liebes Bild in deiner Erinnerung auf? Und staunest du zu sehr darüber, wenn ich dir jetzt sage, daß wirklich jenes althistorische neben der Kaiserburg dem Erbauer dieses modernen als Urbild vorgeschwebt? — Ja, lieber Begleiter, du stehst vor Hermanns und Helenens neuem Hause!

Sag', heimelt dich diese Pietät für das theure Elternhaus nicht schon von außen an? So wird auch dessen heimathlicher Liebesfriede hier mit eingezogen sein. Denn sind nur die Herzen dieselben geblieben, was kümmern sie andere Räume? Ja, gewiß, auch hier in dieser erst neu gebauten Straße der Hauptstadt kann die Luft des verlassenen Daheim auf dem kaiserlichen Rittersberg wehen. Auch in der stillsten Einsamkeit wie im geräuschvollen Treiben der großen Welt kann das gemüthreiche Dichterwort zur Wahrheit werden:

„Und Liebe, die folgt ihm, die geht ihm zur Hand,
So wird ihm zur Heimath das ferneste Land."

Meinst du nicht auch?

So tritt denn mit mir herein! Aber nicht wahr, wie schon das reiche, geschmackvolle Treppenhaus dich überrascht? Zwei erzene Landsknechte mit gasflammenden Hellebarden bewachen den Eingang. Auf bunt schwellendem Teppich geht dein Fuß. Deutschlands

Sagen- und Kaiſerzeit grüßt dich in den ſtolzeſten Helden, deren Standbilder rechts und links aus dunklen Niſchen glänzen. Dazwiſchen leuchtet dir ſolch' friſch duftiger Blumenflor aus zierlichen Weidenkörben entgegen, daß du gern auf die Herbſtzeit draußen vergiſſeſt und nur von einem immerblühenden Frühling in dieſen Mauern träumeſt, als deſſen lichte Sinnbilder dieſe zarten Treibhauskinder dir ins Auge ſchauen.

Gedenkſt du jetzt nicht unwillkürlich jenes märchenhaften Eintrittes ins Goldhelm'ſche Haus, das vor fünf Jahren Hermanns Aug' und Herz ſo befangen gemacht? Nun ja, freilich! Und wie kommt dir dieſe Erinnerung ſo natürlich! Jener unvergeßliche Zauber war es ja auch geweſen, der unſern Freund zu dieſer Nachahmung verlockte. Aber ſei deßhalb nur unbeſorgt! Was ſoll Schönheitsſinn dem Glücke des Hauſes ſchaden? Kommt es doch auf den Geiſt alleinzig an, der darin weht und waltet! Und du wirſt doch nicht etwa fürchten, daß von dem Geiſte des Goldhelm'ſchen Hauſes ſich auch nur der leiſeſte Hauch hieher verloren habe? Weißt du doch zu gut, wie nur zärtlichſte Liebe hier auf und nieder ſteigt, ſei der Eingang nun ſinnig ausgeſchmückt wie jetzt in dieſem neuen Erkerhauſe oder zierlos einfach wie einſt daheim in jenem alten.

Und jetzt komm mit mir durch den Corridor, tritt herein in die Zimmer! Sieh' her, welch' lange Reihe ineinandergehender Gemächer mit offenen Flügelthüren, alle durchduftet und beleuchtet! Noch fehlen darin Wirth und Gäſte. Aber die kerzenſchimmernden Kronleuchter im großen Empfangsſaale, gedeckte Tiſche im gothiſchen Speiſezimmer, und hin- und wieder gehendes Geſinde, das hie und da noch ordnet, verrathen den nahen feſtlichen Abend. So ſchauen wir uns einſtweilen ein wenig um! — Welch' auserleſener Geſchmack glänzt aus jedem Gemache dir entgegen! Sammt und Seide wallt in ſchweren Gehängen von ſpiegelſcheibigen Fenſtern und paliſanderhölzernen Thüren. Bunte Teppiche heben

sich malerisch ab vom schimmernden Parketgetäfel. Und welch' wechselnder Reiz in kostbaren Gemälden und Vasen, im verlockenden Comfort der luxusreichen Einrichtung! — Aber was hast du doch? Du fragst mich mit staunendem Kopfschütteln, ob wir auch wirklich bei Hermann und Helene sind? Nun, wo denn auch anders? So sieh' doch nur hier im mittleren Salon diese alten, lieben Bekannten! Erkennst du sie nimmer, die altehrwürdigen Vorfahren des Stark'schen Bürgergeschlechtes? O natürlich, auch sie sind mit ihrem jüngsten Enkel aus ihrem alten Vaterhause daheim mit hieher in die Hauptstadt ausgewandert. Ob diese kernigen „Altdahiesigen" sich freilich in diesem modernen Glanze so behaglich fühlen, wie einst daheim in der schlichten, holzgetäfelten Erkerstube? Nicht wahr, sie scheinen auch dir so fremd und freudlos hier dreinzublicken. Aber besinne dich: der Bürgermeister Petrus Johannes mit dem kaiserlichen Gnadenkettlein hatte ja auch daheim die dickbuschigen Augenbrauen immer so finster zusammengezogen und nur ein einzigesmal heimlich geschmunzelt. Weißt du noch, wann und warum? — Und wenn auch der selige Vater Stark, der sich sammt Mutter Rosalie kurz nach seiner Abdankung zum Hochzeitsgeschenke hatte malen lassen, von der golddurchwirkten rothen Sammttapete jetzt nur mit verstohlenem Herzeleid heruntergeschaut, so hatte sich dieser wehmüthige Zug eben schon daheim unter der Hand des dortigen Malers eingeschlichen gehabt. Und wie leicht konnte das geschehen bei einem Kopf von vierundsiebzig Jahren, nachdem kurz zuvor das Herz solch' schmerzliches Opfer gebracht hatte! Aber wenn der Selige, plötzlich wieder zum Leben erstanden, in das neue Haus seines Sohnes jetzt, so wie du, leibhaftig hereinträte, glaubst du wohl, daß dieser wehmüthige Zug in seinem todten Bilde dann auch sein lebendiges Antlitz überschleichen würde?

Doch warum auch nur? Hermanns kühnste Träume haben sich in der Erfüllung ja noch überboten. Ja, lieber Begleiter,

die giftige Neidſchlange, die du in jener Rattenſpelunke aus Volkmanns Munde ſo grimmig haſt ziſcheln hören, ſie war wirklich an unſeres Freundes überſchäumendem Glücksbecher getränkt und großgezogen worden. Fünf kurze Jahre! — Und welche Summe von äußerem Menſchenglück hatte dieſe flüchtige Spanne Zeit in Hermanns Leben zuſammengewuchert!

Noch kein halbes Jahr war er dem ſtillen Reiche ſeiner Heimath entronnen geweſen, und all' ſeine Collegen in der Hauptſtadt hatte ſein wortmächtiger Genius ſchon überflügelt, wie wenn ein Adler unter einem Schwarme von Krähen hervorſtößt und wie ein Pfeil ſonnenwärts fliegt, dieweil die andern krächzend im Nebel ihm nachflattern. Ja, war das jetzt in unſerem Helden ein himmelweit anderes Gefühl als dazumal, da er, zum Liſtenſchreiber entwürdigt, den zornerregten Geiſtesfittig ans Gitter ſeines Käfigs geſchlagen und nach den ſonnigen Schneegipfeln ſein Heimweh hinausgeſchrieen! Gedenkſt du noch jener Zeit, lieber Begleiter?

Ob du dich aber auch jenes herbſtlichen Abends noch erinnerſt, da Hermann mit dem Schäferfritzel am Hünenhügel im Ginſter gelagert und jener graubärtige Philoſoph der Haide zur Rauchſäule hinangedeutet, die aus dem alten Gehöfte gegen Himmel ſtieg? — Da hatte dieſer zu ſeinem Enkelkinde geſprochen: „Und ich ſage dir jetzt: fängſt du nur erſt damit an, nach Menſchenglück zu jagen, ſo biſt nicht du der Jäger und das Glück dein Wild, ſondern umgekehrt. Und ſo oft du meineſt, nun habeſt du das Glück erjagt, ſo iſt es dir unter den Händen vergangen. 's iſt Alles Rauch. Und ſo geht's fort und immer fort. Das gehetzte Wild biſt immer nur du ſelber! —" Daß ich doch jetzt jene Stimmung am Hünenhügel nicht mehr los werde, ſeit ich in dies neue Erkerhaus dich hereingeführt! Fort und fort ſteht jener einfältig weiſe Prophet vor meinem geiſtigen Auge, und ſeine Worte klingen mir beſtändig im Ohr. Was aber hat dieſe düſtere Mahnung jetzt nur mit dieſem heitern Leben unſeres Freundes zu

schaffen? — Und ist auch seines Herzens Drängen und Sehnen bis zur Stunde noch immer nicht völlig gestillt, wie hat er auch in dieser kurzen Frist die ganze Höhe seines Ideals von Menschenglück schon ersteigen können, das sein gewaltiger Geist vor sich emporragen sah? Und wie menschlich natürlich war es darum bisher gewesen, daß jede Erfüllung, kaum von der Sehnsucht als Tochter geboren, immer wieder selber Mutter einer neuen Sehnsucht geworden!

Als gar bald alle reichen und vornehmen Klienten der Hauptstadt sich zu Hermanns Berathungszimmer drängten, und „des Lebens goldener Baum" nun in ganz anderer Bedeutung, wie einst in jener bitteren Ironie der Conscriptionslisten, aus dem fruchtbaren Boden dieser anderen Praxis emporblühte, was war natürlicher, als daß der so schnell berühmt gewordene Advokat sich danach sehnte, statt des unsicheren Herdes in fremder Miethwohnung sich in eigenem Hause ein festes, behagliches Daheim zu gründen? Und rieth ihm nicht ebenso natürlich die einfachste, weltmännische Klugheit an, schon durch den bloßen äußeren Anblick seines neuen Hauses seine minder berühmten Collegen gleichsam symbolisch vor aller Welt in Schatten zu stellen? — Aber das war nicht so leicht. Auch andere Advokaten bewohnten gar stattliche, eigene Häuser. Da mußte natürlich ein ganz außergewöhnlicher Bauplan ersonnen werden. Und da mit dieser klugen Berechnung für die äußere Welt die Pietät für das liebe, alte Vaterhaus von selber zusammentraf, wie natürlich war da dieses glänzende moderne Erkerhaus dem Boden entstiegen, als doppeltes Sinnbild seines früheren und jetzigen Lebens, seiner Sehnsucht und ihrer Erfüllung!

Zum schönen Gefäße ziemt sich indeß auch nur ein würdiger Inhalt. Wie natürlich war es darum weiter, daß auch die inneren Räume mit der reizenden Außenseite zusammenstimmen mußten! Wie hätte da die einfache Einrichtung des bürgerlichen Erkerhauses

am Storchenthurme diesem neuen, in dem vornehmsten Theile der Hauptstadt, noch ferner genügen können? Gehört nicht überdies eine gewisse behagliche Aesthetik in der Häuslichkeit mit zu den reinsten idealen Lebensgenüssen? Und besäße hiezu nur der Ahnen- und Geldadel das Privilegium, und nicht mindestens gerade so berechtigt auch die Aristokratie des Geistes, zu deren Mitgliedern sich Hermann doch unbestritten zählen durfte?

O schon damals, als er all' die märchenhafte Pracht im Palais Goldheim trunken angestaunt, schon an jenem ersten Abend war er in sich gewahr geworden, in welch' fast ärmlicher Bescheidenheit er bisher gewohnt und gelebt. Jener unsichtbare Geist, der ihm damals ins Herz geflüstert: „Nun erkenne hier, was Leben heiße, denn was du bis jetzt gelebt, das war nur der Schatten des Lebens! Ein Geist wie du, wie mag er so schmachten und darben in unserer Zeit!“ — diese gewaltige Verführerstimme, sie war seit jenem entscheidenden Abend in Hermanns Herzen nimmer verklungen; doch verstummt, als habe er ihn nie zuvor gehört, jener andere Mahnruf von der Haide: „Die Welt ist weit, aber das Menschenherz ist noch viel weiter, und es bekommt nie genug.“

Da nun aber unser Freund in so ganz natürlichem Drange sich dieses glänzende neue Daheim erbaut und auch in dessen Innern seinen, mit aller Macht erwachten, Schönheitssinn vollauf befriedigt hatte, was war zuletzt wieder natürlicher, als daß er sich auch nach möglichst vielen Menschen sehnte, um mit so menschlich erklärlichem Stolz ihnen seine neue, reizende Häuslichkeit zu erschließen und nach des Tages schwerer Arbeit im wechselseitigen Austausch Herz und Geist erfrischen, erheben und bereichern zu lassen! Erinnerst du dich noch seines letzten Briefes an Theodor? Weich' ergreifenden Sehnsuchtsruf nach herzensverwandtem Umgang hatte er darin ausgestoßen, gleich dem Wüstenwanderer nach einer erquickenden Oase! — Und war Hermann

außer dem Besitzer dieses Hauses nicht auch noch der Mann Helenens? — Wer einen seltenen Edelstein sein Eigen nennt, wird dessen Aug' und Herz nicht noch hundertmal mehr durch seinen Glanz erfreut, und gewinnt das Juwel nicht hundertfach an Werth, wenn auch Andere es bewundern und dessen Besitzer drum beneiden dürfen? O welch' unaussprechlicher Reiz liegt oft in solch' fremdem Neide!

So waren es denn erst harmlose Musik- und Lesekränzchen gewesen, in denen nur wenige, sorglich ausgewählte, neue Freunde und gediegene Kenner Helenens geistvolles Spiel nicht minder bewunderten, wie sie ihr liebes Frauenbild selber immer tiefer ins Herz schloßen und an dem immer gleich klaren Spiegel ihrer holdseligen Weiblichkeit das Auge labten. Bald riß sie dann als Alleinherrscherin auf ihrem Flügel alle Hörer zu heiliger Begeisterung hin, bald bewährte sie ihre eben so gründliche Meisterschaft, da sie im Zusammenspiel mit anderen Instrumenten voll zartempfundener Beschränkung nur dem idealen Ausdrucke des schönen Ganzen diente. Oder sie lasen dann und wann die besten dramatischen Werke alter und neuer Dichter in vertheilten Rollen. Wer horchte da nicht immer am liebsten auf der schönen Hausfrau sympathischen Vortrag, darin Herz und Geist in solch' ungekünstelter Innigkeit des Ausdruckes zusammenklangen! War das an solchen Feierabenden noch ein menschenwürdiger Cultus göttlicher Schönheit! Und wie geschah Helenen in innerster Seele wohl dabei, wenn sie dann über dem ausruhenden Mann und seinen Gästen den besänftigenden Himmelsbogen ihrer trauten Häuslichkeit ausspannen durfte und sie immer wieder von Neuem inne ward, wie das Sternbild ihrer Liebe auf Hermann niederstrahlte mit immer gleich mächtigem, sein Haus und Herz verklärenden Glanze! — Wie einfach war da noch die leibliche Bewirthung und wie auserlesen der geistige Genuß! Jeder Gast schied reicher als er gekommen, und alle dankten aufrichtig den lieben jungen Wirthen,

die doppelt glücklich geweſen, weil ſie ſich und Andern ihr liebes Daheim ſo heimiſch gemacht, mit ſo wenig äußerem Aufwand und ſo viel innerer Befriedigung.

Als dann gar der erſte Wonnemonat der neuen Heimath einen ganzen Frühling voll knoſpender Sehnſucht in einer kleinen Wiege zum Blühen gebracht, hätte da der Mann ſolcher Frau und dieſes Kindes Vater nicht in heiliger Furcht vor der Hinfälligkeit alles Erdenglückes ausrufen ſollen: „Nun, Glück, halt' ein, ich bin von dir geſättigt und mir graut vor noch mehr!"

O wohl hatte Hermann einſt ſolche Angſt in ſich verſpürt, da er am Tage nach ſeiner Verlobung an Theodor geſchrieben: „Heiliger Gott, wenn in dieſen Liebesfrühling ein Sturm, ein Blitz, Dürre oder giftiger Thau — nein, nein, gar nicht ausſchreiben will ich dieſen Satz: Und nicht wahr, der Neid der Götter iſt ja längſt ein Märchen geworden?" Ja wohl ein Märchen! — Aber das eigene Herz, als ſeines Glückes gefährlichſter Feind, wird ewig Wahrheit bleiben. Der Götter verderblicher Neid ſind gar oft nur wir Menſchen ſelber.

Aber in Hermanns Herzen war dieſe heilige Furcht ſchon lange zerronnen. Gar bald dahin war der frühere Reiz, in ſeinem Hauſe den ſchönen Künſten ein harmlos heiteres Aſyl zu bieten, einen auserleſenen Freundeskreis beſcheiden bewirthend. Immer tiefer fiel er der Verlockung in den Arm, den Kreis der Gäſte weiter und weiter auszuſpannen, die ſchlichte Schönheit herzlicher Gaſtfreundſchaft immer mehr mit prunkendem Aufwand zu entſtellen, und mit ſeines aufblühenden Hauſes Glanz auch unter den Vornehmſten der Hauptſtadt den eiferſüchtigen Wettſtreit zu eröffnen. — Und hatte ſein ſcharfer Blick auch gar bald im Hauſe Goldheim erkannt gehabt, welche plumpe Lüge von Menſchenglück ſich darin großthuend breit machte, und wie falſch die Perlen ſeien, mit deren Schillern die Baronin ihre äſthetiſchen Gäſte blendete — gerade dieſe Erkenntniß hatte Hermann noch

am mächtigsten gereizt, nun in seinem eigenen Hause der Welt zu zeigen, welche Fülle wahrhaftigsten Glückes, welcher Reichthum echtester Bildung darin geborgen liege und welch' unverfälschten Diamant er in seinem Weibe sein neidenswerthes Eigen nenne.

Und, o dieser tragischen Ironie! — Im Hause Stark hatte der Herr des Goldhelm'schen einst erkannt, wie arm an wahrem Glücke sein eigenes sei. Und da der Herr jenes anderen nun vor aller Welt den Reichthum seines Glückes beweisen wollte, war er unversehens daran immer ärmer geworden. — Denn der Mann, dem es nicht mehr genügt, ungesehen von aller Welt nur in seinem Haus und Herzen den Liebessegen eines guten Weibes zu verkosten, der hat von der Poesie seines ehlichen Glückes den zartesten Duft schon abgestreift. Und je stärkerer Drang ihm zum Bedürfniß geworden, den Reichthum seiner Häuslichkeit auf der Außenwelt lautem Markte neiderweckend zur Schau zu stellen, um desto gefährlicher setzt er seines Lebens kostbarsten Schatz auf ein gewagtes Spiel. Und bevor er selber es inne geworden, verwandelt sich oft über Nacht die heitere Hymne seines seligsten Glückes in ein leises Klagelied von einem verlorenen Paradies.

* * *

Und Helene? — Während Hermann auch heute wieder im Hause jenes Großhändlers mit seinen politischen Freunden über das festzustellende liberale Programm eifrigst debattirte, kniete diese unterdessen im Kinderzimmer am Bett ihres nunmehr fünfthalbjährigen Töchterleins, das die Großmutter Rosalie aus der Taufe gehoben. Sie trug bereits ein Kleid von himmelblauer Seide zur bevorstehenden Soirée in ihrem Hause, und eine einfache, weiße Rose schmückte ihr Haar. War das jetzt ein menschlich schönes Bild, als sie mit über das Kissen gebeugtem Haupte die frommen Mutterhände um die der kleinen Rosa schlang und ihr das Nachtgebet vorsprach, das diese andächtig aufrechtsitzend mit

ihrer rührenden Kinderſtimme Satz für Satz ihr nachſagte: „Ich bin klein, mein Herz iſt rein, ſoll Niemand drin wohnen als Chriſtkindlein.“

„So, mein lieber Engel, nun ſchlaf' recht, recht wohl, und dein Schutzgeiſt behüte dich!“ Mit dieſen in leiſer Wehmuth geflüſterten Worten erhob ſich Helene, richtete dem lieben Köpfchen das Kiſſen noch zurecht, dann beſprengte ſie aus dem Weihwaſſerkeſſel unter dem Muttergottesbilde ſich ſelber und dem Kinde Stirn und Bruſt, und drückte einen innigen Nachtkuß auf die zarten, ſüßen Lippen. O dieſe Poeſie war keine Komödie zwiſchen Mutter und Kind, wie einſt im Goldhelm'ſchen Hauſe. Aber ein tief tragiſcher Ton durchbebte dieſe Scene jetzt dennoch.

„Aber Mütterchen, ich kann noch nicht ſchlafen. Bleib' doch noch ein wenig bei mir und erzähle mir wieder ein ſo ſchönes Märchen, wie geſtern vom Schneewittchen.“

„O liebes Kind, wie gerne thät' ich's, aber ſogleich werden gar viele Gäſte zu uns kommen. Da hab' ich noch gar Manches zu richten und ordnen, lieb Röschen! Doch warte nur, morgen Abend erzähl' ich dir wieder Märchen, ſo lange du nur willſt, und gieb Acht, wie ganz wunderſchöne. Wie gerne möcht' ich ja jetzt noch bei dir bleiben, du Herzenskind und dich in Schlaf erzählen und ſingen, viel lieber als bei den vielen fremden Männern ſein, die heute zu uns kommen und von denen mein Herz nichts weiß. O ſchlaf' ein, mein Kind, deiner Mutter zu Liebe! Dann ſteht auch dein Schutzengel gar gerne Wacht bei dir und du darfſt ihn auch wieder im Traume ſehen, wie geſtern Nachts mit den ſilbernen Flügeln und dem goldenen Schwert. Komm'. Leg' fromm dein Köpfchen aufs Kiſſen! Schlaf ein, lieb Röschen!“

„Aber, lieb Mütterchen, warum kommt der Vater ſchon wieder nicht zu mir und ſagt mir nicht gute Nacht?“

„Der gute Vater iſt noch nicht daheim, liebes Kind! Er hat noch gar wichtige Geſchäfte draußen, und er wird dich ſchon im Schlaf noch küſſen.“

Röschen aber beruhigte sich dennoch nicht und fragte wieder: „Ist der Vater mit Röschen böse? Und er spielt auch gar nimmer mit mir und erzählt mir keine lustigen Geschichten und macht immer ein so trauriges Gesicht. Oder sag' Mütterchen, ist der Vater krank und thut ihm was weh? Oder hat am Ende der garstige Zauberer auch dem Vater einen so bösen Trank gegeben wie dem verwunschenen Prinzen? Aber gelt, Mütterchen, dann erlöst du den Vater schon wieder? Bist ja gerade so schön und lieb wie die gute Waldfee, und die hatte eine weiße Rose im Haar, so wie du. Und wenn du den Vater erlöst hast, dann wird er auch mit Röschen wieder lieb und gut. Gelt, Mütterchen?"

„Ach ja, liebes Kind!" rief jetzt Helene voll ausbrechenden Seelenschmerzes. „Ein böser Zaubertrank ward dem armen Vater eingegeben, aber du hast Recht, ich will ihn davon erlösen. O du unschuldige Kinderweisheit!" — Und sie drückte ihr leidvolles Haupt an das Herz ihres Kindes. Welch' ein gesegneter Platz für eine Mutter, um daran zu neuer Ergebung und freudiger Willenskraft für den Vater sich aufzurichten! Wie sie dann ihr von frommem Starkmuth verklärtes Antlitz wieder erhob, hing ihr eine große Thränenperle an der seidenen Wimper und bethaute dann Röschens schneeweißes Bett.

Da streckte das Kind die kleinen Hände nach der Mutter aus, um ihre Wangen zu streicheln: „Mütterchen, warum weinst du?"

„Weil ich so lieb dich habe, du gutes Kind! Aber nun sei auch du mit mir recht lieb und schlaf' ein! Sieh', da kommt die gute Eva. Die bleibt bei dir am Bette sitzen. Gute Nacht, lieb Röschen! Ich kann ja nicht bei dir bleiben."

„Gut' Nacht, lieb Mütterchen! Nun weine nur nimmer! Ich schlafe schon ein."

Helene küßte Röschen noch einmal. Eva, die vierzigjährige Wärterin setzte sich Röschen zu Häupten. Dann trat die Mutter noch an eine Wiege und deckte den Schleier auf, darin der kleine

Stammhalter ſchlief. Sie machte mit dem Zeigefinger das Kreuzzeichen über des Knaben Antlitz, that einen großen, andächtigen Blick auf das Crucifix über der Wiege und ſchlich ſich voll wehmüthiger Ergebung aus dem trauten Halbdunkel hinüber in den grellen Kerzenſchimmer, um als Hausfrau noch Alles zu ordnen für eine ihrem Herzen fremde Welt, darin ihres Hauſes ſchönes Ideal im Grabe lag. —

Verzeihe mir, lieber Begleiter, wenn ich in meiner „Symphonie in Worten," wie ich das ſchon öfter gethan, auch hier wieder eine ſchon früher angeſchlagene Weiſe vor deinem Geiſte aufleben laſſe. Du gönnſt ja wohl dem Dichter in Worten dieſelbe Gunſt, die du ſo oft und willig dem andern, der in Tönen dichtet, gewährſt!

Dieſe Weiſe aus Helenens damals friſch verlobtem Herzen klang alſo:

„Mein innigſt Geliebter! Ich ſitze in meinem Stübchen, das auch dir ſo traulich iſt, und habe mir den Tiſch ans offene Fenſter gerückt. Gott, wie es ſchön draußen iſt! Wie ein Kind, das eben einſchlafen will, liegt die Haide vor mir und unſichtbare Hände umſpinnen ſie mit weißem Schleier. Mit zitterndem Glanze ſteht der Abendſtern über dem im Traume rauſchenden Wald. Immer endloſer hebt's im blauen Himmelsgarten von goldenen Blumen zu leuchten an und durch die Nachtluft höre ich deine Seele die meine grüßen: So viel Stern' am Himmel ſtehen, ſo vielmal ſei du gegrüßt! — Welch' ein Friede da droben und da draußen! Nur von weitem tönt das Brauſen des Bahnzugs wie fernes Meeresrauſchen durch den Forſt. O ſo, mein Geliebteſter, denke ich mir unſer einſtiges Leben. — Ja, nicht wahr? du vertrauteſter Freund meiner Seele, ſo haben wir's uns in dieſen wunderſchönen vier Wochen ja ſo oft geſagt und betheuert. So ſoll auch die laute Welt mit all' ihrer friedloſen Jagd uns nur aus weiter Ferne dumpf umbrauſen. Und das Haus unſeres

Glückes soll einst in fester Einfachheit gegründet stehen, wie jetzt das meine hier im Frieden seiner waldumgrünten, himmelumglänzten Haide. — O du mein Liebster, daß es doch wirklich auch dereinst so käme, daß du doch all' dein Verlangen nach Menschenglück nur an mein Herz legen wolltest! Es will dir wahrhaftig werden ein frühlingsgrüner Wald, darin das Blühen nimmer endet, ein Himmel, daran die Sterne kein Auge zählt, und ein Friede, darin jeder Streit zur Ruhe kommt."

Und nun sag', lieber Begleiter, wie durchklangen diese Worte damals dein Herz und wie stimmen sie es heute, da ich dich in der damaligen Verlobten neues Haus und neues Glück hereingeführt? Wie viel ist wahr geworden von jenem Ideale ihres einstigen Hauses?

Und gedenkst du auch noch jener geheimnißvollen Angst, die damals Helenens Seele durchzitiert? „Heiliger Gott, wenn du meiner Hand, meines Herzens dich entwöhntest, wenn wir getrennte Wege gingen, unverstanden .... Du hoch auf sturmumbrausten, felsigen Spitzen, ich tief unten im verwaisten Hause sitzend, umsonst am heimischen Herd der Liebe Feuer für dich schürend und hütend!"

Wie viel ist dem Weibe wahr geworden von dieser bräutlichen Angst?

Doch, lieber Begleiter, fürchte noch nicht zu viel! „Denn unermeßlich ist des Weibes Liebe. Keines Schiffers Senkblei ergründet ihre Tiefe. Ihre Höhe umkreist keines Adlers Flug und keines Forschers Geist kann abwägen ihre Stärke." — Das war ja auch ein himmlischer Accord aus jenem Brautliede, das Helenens schöne Seele ihrem Hermann gesungen, und der klingt bis zur Stunde noch so wahr und unvermindert in ihr fort, als der Mond noch wahrhaftig am Himmel steht, der damals über der schlafenden Haide geleuchtet, als Helene diese Worte niederschrieb ....

Von des Gatten zärtlicher Gegenliebe getragen, im unge-

trübten Einklange der Gedanken und Neigungen mit ihm nach dem gleichen Ideal ehelichen Glückes ringend, als Weib des Mannes Haus zu beſtellen und ſeinem Geiſt und Herzen eine immer gleich ergebene, liebesſtarke, verſtändnißinnige Gefährtin zu ſein in Freud wie Leid, in Sturm wie Meeresſtille, das iſt wohl die Feuerprobe von Frauenliebe noch nicht. Denn was ſie dem Herzen des Mannes gibt, das empfängt ſie von ihm in gleichem Maße wieder zurück. Das Bewußtſein gegenſeitigen Beglückens macht ihr auch das Schwerſte leicht und verſüßt ihr das bitterſte Opfer, daß ſie gerne ſogleich wieder darauf vergißt, was ſie's gekoſtet, und nur des Mannes liebreicher Vergeltung dauernd inne wird. — Aber als Weib das geheime Weh mit ſich herumzutragen, daß trotz all' ihrer ängſtlich beſorgten Liebe das alte, lichte Ideal ihres häuslichen Glückes immer mehr im Bewußtſein des Mannes verdunkelt, und daß ein unſeliger Drang ſein Herz immer mächtiger verlockt, auf der Sandwüſte eitlen Welttreibens nach trügeriſchen Luftgebilden zu jagen und des Hauſes Oaſe zu mißachten, in der wirkliche Palmen ſchattigen Frieden bieten und wirkliche Bronnen den Durſt nach innerer Beſeligung ſtillen; — und trotz dieſem geheimen Weh an dem alten vollgefüllten Maße von Liebe um keinen Tropfen ärmer zu werden, das vermag wohl nur ein wahrhaft großes Frauenherz. Und wenn jede ſanftmüthige Bitte, jedes liebesmuthige Mahnen und Warnen vergeblich geweſen, dann, nicht aus knechtiſcher Furcht vor des Mannes Unwillen, aber aus heiligem Liebesopfer, die eigenen Neigungen unterdrückend den fremden des Mannes ſich unterzuordnen und zu dienen, mit immer gleich heller Liebeslampe und immer gleich heiterer Geduld ſeinem dunklen Ringen nachzuwandeln, nur um ihn niemals ihres Herzens zu entwöhnen und ſtets als Schutzgeiſt rettend bereit zu ſtehen — das kann nur jene unermeßliche Liebe des Weibes, deren Tiefe, wie einſt Helene geſchrieben, keines Schiffers Senkblei noch ergründet, deren Höhe

keines Adlers Flug noch umkreist und deren Stärke keines Forschers Geist noch abgewogen.

In Helenens großem Herzen wohnte diese große Frauenliebe.

„Nein, du bist kein alltäglicher Mann, doch ich will auch kein alltägliches Weib dir werden. Weiblich allezeit, aber weibisch nie und nimmer!“ — Dieses Wort, das sie zum erstenmal als begeisterte Braut und dann wieder als liebesmuthige, junge Frau vor Hermann ausgesprochen, wie war es an ihr wahr geworden Tag für Tag in diesen fünf Jahren ihrer neuen Heimath, aber auch schwerer und immer schwerer zu erfüllen! Denn wie ganz anders hatte sich Helene den Sinn dieser Worte gedacht, als er sich jetzt ihr offenbarte! — Ein morgenfrischer Hauch an Heroismus durchwehte damals ihr Herz, wie den todeskühnen Soldaten bei der nahenden Schlacht, wie den meererfahrnen Schiffer bei losbrechendem Sturm, und wie jedes starke Menschenherz, wenn es gewaltigen Schicksalsschlägen sich muthig entgegenstellt. Mit diesem weiblichen Heldenmuthe wollte sie ihrem Hermann allezeit zur Seite stehen und aus jedem Sturme seines Geistes das Herz ihm wieder heimführen in ihres Hauses bergenden Hafen. Aber daß sie ihm zu Liebe ihr Haus selber, den geweihten Mittelpunkt ihres Lebens und Wirkens, ihrer Freuden und Neigungen liebste Heimath, von Jahr zu Jahr auf immer engere Grenzen beschränken, daß sie um seinetwillen mit freudigem Antlitz die vornehme, beneidete Weltdame spielen, und sogar der Mutter fromme Lust um eitelsten Tandes willen ihrem Herzen abbrechen sollte — an diesen schmerzlichsten Heroismus hatte sie nicht gedacht, da sie ihm versprochen, kein alltägliches Weib zu werden. Und doch, nachdem sie nur einmal klar erkannt, daß die Liebe gerade dieses Opfer von ihr fordere, brachte sie auch dieses. —

Das „schwache Geschlecht“ werden die Frauen gemeiniglich genannt. Ein seichtes, gedankenleeres Wort! Auch die Welt wahrhaftiger Frauen hat ihr Heldenthum. Zwar meist nur ein inner-

liches, ungekanntes, von dem kein Heldenbuch rühmende Kunde gibt. Aber wollte man es richtig abwägen gegen das der Männer, wer weiß, auf welcher Schale die ſchwerſte Summe von Opfermuth und Seelengröße dann niederſänke. —

Der Mann, der eine große That vollbringt, von der er ſicher iſt, daß die ganze Mit- und Nachwelt ihn darum bewundern und mit ewigem Ruhmesglanze ſeinen Namen verklären werde, der hat dennoch das Allerſchwerſte nicht vollbracht. Denn ſein einziger Heldentag wird aufgewogen durch Jahrhunderte, darin er geprieſen fortlebt. Und der unverdient Schmach, Unrecht oder Trübſal duldet, aber weiß, daß Millionen edler Herzen ſein Leiden kennen und ſchmerzlich mitfühlen, dem träufelt dieſes erhebende Bewußtſein gar linden Balſam in die ſchmerzende Wunde.

Aber im einſamen Frauenherzen Tag für Tag neue, ſtumme Opfer zu bringen, die Niemand kennt, Niemand bewundert und Niemand mitempfindet, und ſelbſt dem Einen ſie zu verſchweigen und auf ſein Lob zu verzichten, zu deſſen Heil entſagende Liebe ſie darbringt, — aus Liebe heiter zu lächeln, während die Liebe ſelber verſtohlen weint, — und für das Alles keinen andern Lohn in ſich zu tragen, als des eigenen Gewiſſens verſchwiegenes Zeugniß und frommes Hoffen auf eine beſſere, doch unverbürgte Zukunft, in der die Opferſaat zur dankenden Frucht werde reifen — das dünkt mir ein ſo bewundernswerther Heroismus, daß ich wahrhaftig nicht weiß, wo auf Erden der würdige Lorbeer grünt, um ſolch' unberühmten Weibes Heldenſtirne zu bekränzen.

* * *

Helene war nach völliger Verrichtung ihres hausfräulichen Amtes jetzt eben in den mittleren Salon getreten, darin die Stark'ſchen Familienbilder hingen. Seit deren erſtem Beſchauen in der alten Erkerſtube waren dieſe Altdahieſigen ihr ans Herz gewachſen geweſen als die Verkörperung kernigen Bürgerthums

und tüchtigen, sich selbst genügenden Familienlebens. Ein Gefühl von innerlichem Wohlsein war stets über sie gekommen, so oft sie aus der gediegenen Einfalt ihres dortigen Haushaltes zu ihnen aufgeschaut, und ihr war immer gewesen, als hätten auch diese gar zufrieden auf sie selber, als das nicht unwürdige Weib des letzten Starkschen Enkels, herabgesehen. Auch mit todten Bildern kann ein sinniges Herz lebendige Gemeinschaft unterhalten. — Und wie einst die gute Frau Rosalie in ihrer kinderlosen Ehe oft in diesen ehrwürdigen Gesichtern den Ausdruck stummen Vorwurfes wahrzunehmen geglaubt, daß sie, die doch unschuldige Frau, am Aussterben des Starkschen Geschlechtes die Schuld trüge, so konnte jetzt auch Helene niemals diese alten Bilder betrachten, ohne daß sie meinte, eine stille Trauer in deren Antlitz zu sehen, daß nun auch das neue Haus des letzten Stark der beglückenden, patriarchalischen Lebenseinfalt untreu geworden und dem bösen Zauber modernen Flitters und ungenügsamer Zerfahrenheit verfallen sei. Und war sie nicht gerade so schuldlos, wie einst Mutter Rosalie an dem fehlenden Kindersegen? — So stand sie auch jetzt wieder in stummer Wehmuth vor Hermanns bürgerlichen Ahnherrn und eben wollte eine Thräne ihr sanftes Auge benetzen, da fiel ihr Blick auf das Bild der Mutter Rosalie, und im Anschauen dieses klugen, liebreichen Mutterantlitzes raffte sie sich wieder auf mit all' ihrem jungfräulichen Muth, und fuhr entschlossen über die feuchte Wimper:

„Nein, du gute, treue Mutter! Nein, ich will nicht verzagt und weichherzig werden. Du bist ja mein lehrendes Vorbild im Starkmuth und Entsagen, und ich will keine schwache Schülerin sein. O wie mußt du erst in deiner Wittweneinsamkeit tagtäglich das nämliche stumme Opfer bringen, im einsamen Alter fern von dem einzigen Kinde zu leben, und doch wirst du nicht müde, mit all' der Macht deines Herzens ihn zu lieben und für ihn zu beten mit all' deines Gottvertrauens Stärke! Aber auch ich will nicht

nachlaſſen, nicht um einen Blutstropfen ſoll mein Herz an Liebe ſchwächer werden. Und was iſt doch mein Opfer gegen das deine? Ich darf ja Tag und Nacht um ihn ſein, darf für ihn ſorgen und darf ihn pflegen. Und bleibt auch gar mancher ſtille Wunſch mir unerfüllt, und wird auch gar Manches mir ſchwer, und will ich zaghaft werden — ſo wie du mir geſchrieben, daß du jeden Morgen ins Geheimniß des allerheiligſten Opfers dein Mutterherz verſenkſt und daß es jedesmal mit neuer Kraft daraus emportaucht, alſo will auch ich an demſelben göttlichen Quell alltäglich meine Seele laben und neu geſtärkt voll gläubiger Hoffnung in mein Haus heimkehren. Nein, weg mit jeder ſchwächlichen Sentimentalität! Kein feiges, läſtiges Klageweib will ich ihm ſein. Aufſchwingen will ich mich mit ihm zu der ganzen Höhe ſeines Ringens und Sehnens. Mit verſtändnißinnigem Vollton meines Herzens will ich den Sturmlaut ſeines Geiſtes begleiten. Weiß ich ja doch, wie unausſprechlich er mich liebt, und daß ſeine Treue makellos iſt, wie friſche Frühlingsblüthe. Und horch, da fährt ſein Wagen drunten an. Was wird er für Hoffnung heimbringen? Doch ſei es, wie's wolle! Blick' heiter, mein Auge! Schlag' ihm freudig entgegen, mein Herz! Nein, nicht als ein alltägliches Weib will ich ihn begrüßen, ſondern wie ich ihm einſt verſprochen: weiblich allezeit, aber weibiſch nie und nimmer!"

Und ſie ſtürzte hinaus und hinunter und an Herz und Mund des geliebten Mannes. Dann ſtieg ſie Arm in Arm mit ihm herauf.

Es war noch immer eine Viertelſtunde Zeit, die ſie noch allein verplaudern konnten. Und da ſie jetzt Hand in Hand im Wohnzimmer beiſammen ſaßen, was hatte ſie da nicht Alles zu ſagen und zu fragen!

„O liebſter Mann, ſo biſt du alſo wirklich freudig heimgekehrt?"

„Gewiß, mein Weib, gewiß! O wahrhaft hingeriſſen hab'

ich sie alle heut Abend, als ich ihnen mit bezwingenden Worten bewiesen, wie dieses volks- und verfassungsfeindliche Ministerium um jeden Preis gestürzt werden müsse. Und in der ganzen Versammlung war nur eine einzige begeisterte Stimme: Ich müsse ihr Erwählter sein und kein anderer."

Wie da sein ganzes Antlitz voll edler Gluth in voller Mannesschönheit leuchtete! Und Helene labte sich großen Auges daran und ihr Herz klopfte mächtig. Vergessen war Alles, Alles in dem einzigen Augenblick. Alles vorige Leiden verschlang jetzt der eine hohe, stolze Gedanke: „Und dieses Mannes Weib bin ich!"

„Gott, wie mich das glücklich macht, du liebster Mann!" rief sie mit der ganzen Innigkeit ihrer tiefen Frauenseele und beglaubigte ihr Wort durch einen herzinnigen Kuß. Dann spielte wieder holdseliger Scherz um ihren lieben Mund und sie hob drohend den Finger: „Aber liebster Mann, du willst mir doch nicht zum Demokraten werden!"

„Ein Demokrat! Wo denkst du hin, Helene?" erwiederte Hermann erst mit heiterem Lächeln, dann trat wieder der ganze Ernst seiner Stimmung ihm ins Auge. „O wollte Gott, der Herzog zählte lauter so loyale Bürger, wie ich ihm einer bin und bleiben will. Aber des Landes heilige, verbriefte Rechte werden schon seit ein paar Jahren von seinen Ministern verhöhnt und mit Füßen getreten. Und dieser fortgesetzte schleichende Rechtsbruch muß jetzt ein Ende nehmen. Scheinheiliger Verfassungstreue, die nur Trug und Hinterlist im Herzen birgt, muß die Larve vom Gesichte herabgezogen werden und nur der Wahrheit ehrliches Antlitz soll fortan vom Ministerstuhle dem Volk entgegenschauen. O Helene, du weißt: mögen auch noch so große Schwächen an mir haften, aber Unredlichkeit und Lüge sind meinem Herzen unbekannte Laster. Glaube mir, mein liebes Weib, wäre ich nicht so felsenfest überzeugt, daß es ein von Grund aus ehrlicher und nothwendiger Kampf sei, bei Gott, niemals würde ich danach

mich ſehnen, unter ſeine Streiter zu zählen. Doch mit der Fahne des von Fürſt und Land gleich beſchwornen Rechtes als Bannerträger voranzugehen und in offener Geiſtesfehde gegen deſſen heimtückiſche Verletzer anzukämpfen, o Helene, das dünkt mir ein ſo begehrenswerther, manneswürdiger Beruf, daß ich die Stunde ſegnen werde, die mich als des Volkes Erwählten auf die Wahlſtatt fordert. Denn was iſt doch Alles, Alles, das Manneskraft vollbringen kann, gegen dieſes Eine? Wie armſelig und zwergenhaft dünken mich doch all' meine Erfolge, durch die ich Dem und Jenem zum Rechte verhelfe, gegen den Rieſengedanken, ſeinem ganzen Volke das hinſiechende Recht wieder aufleben zu machen? Was will ich mir noch darauf zu gute thun, ſo manchem fälſchlich Angeklagten Ehre und Freiheit wieder zurückerkämpft zu haben, wenn ich der hohen Anwaltſchaft gedenke, in der ich für die Freiheit eines ganzen Landes mein Vertheidigerwort erheben darf? in der ich den Miniſterſtuhl zur Anklagebank verwandle und darauf die verfaſſungsfeindliche Hinterliſt mit ſo ſiegreichen Gründen beſchuldige, daß die Hand der Wahrheit über dem entlarvten Haupte der Lüge vor aller Welt den Stab zerbricht? O Helene, ich habe dich allezeit als ein großes Weib erkannt, das mich in meiner Seele tiefſtem Grund erfaßt und verſtanden! Seit meiner Sehnſucht, dich als meines Lebens höchſten Schatz zu beſitzen, iſt aber dieſe jetzt die mächtigſte, als Volkserwählter für Recht und Wahrheit in die Schranken zu treten. Und erhöhen wird ſich meine Streiterkraft, wenn ich weiß, daß auch daheim ein hochfühlendes Weib in ihrem Herzen mitkämpft. Doppelt ſüß wird die Ruhe mich in deinen Armen beglücken, und dreifach ſtolz werde ich auf meinen Sieg dann ſein, wenn die Freude darüber auch aus deinen ſanften Augen mir entgegenleuchtet. O Helene, willſt du dieſes Weib mir ſein?"

Und Helene ſtand auf und ſah ihm mit feierlichem Ernſt ins Auge: „Hermann, leg' deine Hand aufs Herz, wann war ich anders, als ich dir ſollte ſein? Mit Wiſſen und Willen niemals!

Und auch jetzt sei ruhig! Wenn du groß im Streite stehest, werde ich mit keinem kleinen Herzen dich begleiten. Das gelobe ich dir bei unserer Liebe."

„O du liebes, edles Weib! Ich danke dir." Und er küßte sie innig. Dann riß er sich ungestüm los. „Aber jetzt ist's die höchste Zeit, mich bereit zu machen. Eben schlägt's schon acht. Die Gäste müssen im Augenblicke kommen."

„Nur noch eine einzige Minute für mich, lieber Hermann!" sagte Helene und hielt ihn sanft am Arme zurück.

„Wozu?" fragte er schon ein wenig ungeduldig.

„Für meine und deine Kinder, lieber Mann! Sie schlafen zwar schon gar sanft, aber doch bitte ich dich: o küsse sie mir noch zuvor! Besonders Röschen wird gar sehr sich freuen, wenn ich ihr morgen früh das sagen kann. Sie hatte vorm Einschlafen gar so herzlich nach dir gefragt und verlangt, und ich habe ihr versprochen, daß du sie im Schlafe noch küssen werdest."

„Das gute Kind!" murmelte Hermann vor sich hin, und eine tiefe Röthe stieg in sein Gesicht. Wenn dieser Purpur jetzt erzählen könnte! Und sie gingen Hand in Hand hinüber zum Kinderzimmer.

Eine halbe Stunde darauf bewegte sich eine auserlesene Herrengesellschaft in den Stark'schen Salons. Helene bildete heute als holde, freundliche Wirthin das einzige weibliche Element und fügte sich gern in Hermanns ungewöhnliche Anordnung. Es waren meist dieselben Männer, Gelehrte, Journalisten, Aerzte und Advokaten, Kaufherrn und Magistratspersonen, die kurz zuvor im Hause jenes Großhändlers die politische Parteiversammlung abgehalten hatten. Auch der Baron Isidor von Goldhelm, den Hermann erst in den letzten Wochen der liberalen Partei gewonnen, fehlte nicht. — Wenn auch die beiden Frauen Melanie und Helene schon nach den ersten gegenseitigen Besuchen ihren gesellschaftlichen Verkehr wieder allmälig einschlafen ließen, da namentlich die Baronin sogleich herausfühlte, daß die junge Frau

Doktorin Stark mit aller Liebenswürdigkeit ihrem Herzen doch nur wehe thue, ſo hatten hingegen die beiden Männer bis zur heutigen Stunde über ihren ſteten Geſchäftsverkehr hinaus ſich aufrichtig treue Freundſchaft bewährt. Es wird noch ſpäter mehr als genug davon erzählt werden müſſen.

Es war an dieſem Abend ein ſeltſamer Wechſel von Stimmungen. Mitten unter erregtes politiſches Geſpräch klang Helenens wunderbar ergreifendes Spiel, und alle noch ſo erhitzten Parteigänger vergaßen über dem verſöhnenden Zauber der Tonkunſt auf den zukünftigen Streit gegen die verfaſſungsfeindlichen Miniſter. Bei dem glänzenden Souper folgte auf einen kriegeriſchen Trinkſpruch, den Hermann dem endlichen Sieg auf gutes, altes Recht ausgebracht, eine mit pindariſchem Schwunge gehaltene Rede eines Univerſitätsprofeſſors auf das Lob der echten, deutſchen Frau, des ſtreitenden Mannes Stütze und Labſal, als deren Ideal er die liebliche Wirthin feierte, und wobei er den von Hermann zu erkämpfenden Lorbeer mit der weißen Roſe in Helenens Haar voll zarter Sinnigkeit verflocht. Helene dankte mit roſigen Wangen und feuchten Augen. Alle Gäſte fielen im lauteſten Jubel ein und prieſen im ſtillen Herzen das ſeltene, junge Ehepaar glücklich, den Mann ſolchen Weibes und ſolchen Mannes Weib. Der Champagner floß in Strömen, die Trinkſprüche wollten nimmer enden. Eine Begeiſterung folgte der andern. Helene ſtrahlte wie ein ſanftes Sternbild an ſtürmiſchem Himmel.

Nur ein einziger Gaſt, der ſah während des ganzen Soupers ſinnend vor ſich hin, und ſelbſt als Alle bei dem Trinkſpruch auf Hermann und Helene ſich champagnererregt erhoben, ſtieß er mit ſeltſam abſtechenden Ernſte mit den Andern an. Konnte er doch trotz alledem in dieſem neuen, glänzenden Erkerhauſe jetzt nicht mehr jene volle Summe von Liebesglück herausbringen, die er einſt in jenem einfachen, alten, ſo leicht zuſammengerechnet hatte!

III.

Der Schäferfritz und ſeine Lehrerin.

Wenige Wochen darauf ſaß Helene in ſtiller Nachmittagsſtunde am runden Tiſch in ihrem Zimmer, ihr zur Seite ein neunzehnjähriger, junger Mann. Er las ihr aus einem engliſchen Buche vor. Sie hörte ihm aufmerkſam zu und hatte ihre ſtille Freude daran. Nur manchmal unterbrach ſie ihn, ſeine Ausſprache verbeſſernd, und ließ ihn den Satz wiederholen, während ſie ſelber mit Wehmuth im Herzen am Spitzenkleid einer Weihnachtspuppe nähte. — Wäre ein Fremder jetzt unverſehens hereingetreten und hätte ſich den ſeltſamen Leſer näher betrachtet, er wäre wohl gar verlegen geweſen, wie er dieſen Schüler mit ſeiner Lehrerin in rechten Einklang bringen ſollte. Wie ſtach doch deſſen derbe Arbeiterhand gegen Helenens zarten Finger ab, und ſelbſt ſein Anzug, wenn auch noch ſo ſauber, verrieth deutlich den Handwerker und fiel an der Seite dieſer anmuthigen jungen Frau um ſo ausgeprägter ins Auge. Und dennoch, wer dieſe edlen, klugen Züge näher betrachtete und das ſinnige Auge ſah, mit dem der junge Mann zu dem Bilde ſeiner ſchönen Lehrerin dann und wann in ſchüchterner Begeiſterung hinüberſchaute, der mußte wieder völlig auf die verarbeiteten Hände und den Geſellenrock vergeſſen und in der unſcheinbaren Hülle einen Geiſt herausahnen, der ſchon

jetzt weit über die engen Grenzen alltäglichen Handwerkerberufes hinausſchweifte.

Dir, lieber Begleiter, brauche ich wohl nicht erſt zu ſagen, wer dieſer ungewöhnliche Schüler Helenens war. Da du dieſes Bild der Beiden jetzt beſchauſt, nicht wahr, da ſteht vor deinem rückblickenden Auge der Hünenhügel mit dem mahnenden, weißbärtigen Schäfergreis und ſeinem Enkelkinde, das zitternd vor ihm im Ginſter kauert. Und wieder ſiehſt du dieſen im nächtlichen Kirchhofe knien. Der Vollmond bricht durch die Wolken und durch die Grabkränze raſchelt der Nachtwind, als des todten Großvaters himmliſcher Wanderſegen.

Indeß der Fritzel jetzt vor Helenen weiter lieſt, laß mich dir von ihm erzählen! Haſt du doch ſchon ſo lange nichts mehr von ihm gehört, ſo wird es dir wohl willkommen ſein. Und ſo höre!

Als Hermann ſich vor bald fünf Jahren von der alten Heimath losgeriſſen, da war wohl über dieſem Scheiden außer der Mutter Roſalie keinem einzigen Herzen noch weher geſchehen als dem des Schäferfritzel. Hatte er doch damals gemeint, nun ziehe ſein ganzes Glück, ſeine ganze Hoffnung unwiederbringlich mit ſeinen beiden Wohlthätern von ihm fort. Wie war er dann noch Monate lang mit ſtummem Heimweh in ſeiner Werkſtätte geſtanden, der ſchönen, unvergeßlichen Stunden gedenkend, die er als armer Lehrbube im Erkerhauſe hatte verleben dürfen! Denn nicht nur, daß Hermann und Helene ihm das Lehrgeld zahlten, ſie thaten ja damals noch unendlich mehr an ihm, da ſie ihn an gar manchen Sonntagen am eigenen Tiſche miteſſen ließen und ſich belehrend und aufmunternd mit ihm unterhielten, ſo ganz ohne Stolz, ſo lieb und gütig, als ob er ihr eigener Sohn geweſen. Denn niemals hatten ſie's vergeſſen, auch in ihrem roſigſten, jungen Glücke nicht, daß der Fritzel der Sohn jenes Vaters ſei, durch deſſen wunderbare Vermittlung der Himmel ihr Herz ein-

ander finden gelassen. Mit welch' unsäglicher Dankbarkeit hatte der brave Bube aber auch an ihnen gehangen! Wahrhaftig, wäre das Erkerhaus in hellen Flammen gestanden und er hätte sicher gewußt, daß er die Beiden nur retten könne, wenn über ihm selber die feurigen Balken zusammenschlügen, er wäre dennoch mit freudiger Todesverachtung für sie durchs Feuer gegangen. Und nun sie fortgezogen waren, wollte den Schlosserlehrling in der ersten Zeit sein ganzes Handwerk gar nimmer recht freuen. Selbst sein früherer Drang und Stolz, auf neue Erfindungen zu sinnen, war ihm verleidet. Wenn er des Sonntags jetzt zu den Eltern heimkam, beneidete er oft im Stillen seinen jüngeren Bruder, der nun statt seiner auf der Haide die Schafe hütete; ja, es wäre nur ein eindringliches Wort seines Vaters von Nöthen gewesen, und der Fritzel hätte wieder Hammer und Feile mit dem Schäferstabe gerne vertauscht. Denn wer verstand jetzt sein geheimstes Sehnen und Empfinden? Wer wußte noch seine knabenhaft idealen Träume der Zukunft zu würdigen und zu pflegen? Wenn auch Frau Forster noch so liebreich sich mit ihm unterhielt und die Eltern mit ihm zufrieden waren, der Zauber in Hermanns und Helenens Wesen und Worten blieb ihm dennoch zerronnen. Und nur an jenem Grabhügel im Dorfkirchhofe, den er oft vom Haidehof aus besuchte, mit neuen Kränzen ihn schmückend; und wenn er mit des Großvaters Geist stumme Zwiesprache hielt, ward ihm das Herz wieder wohl und weit wie einst im Erkerhause. Dann standen auf seinem Heimweg im dämmerichten Reichswald seine alten Wanderträume wieder in hellen Farben auf, bis neues Heimweh nach Hermann und Helene sie aufs Neue erblassen machte.

Wenn er nur wenigstens gar nicht mehr in dieser Stadt hätte leben müssen, in der jeder Stein ihn an das Verlorne erinnerte! Und gar, wenn ein Lehrlingsgang ihn über den Rittersberg am Erkerhause vorüberführte, dann suchte er wohl immer seitwärts zu schauen, aber sein Auge ward naß, wenn es auch nicht einen

Blick hinüberthat. Dann und wann brachte er es ſogar über ſich, in das Erkerhaus feſten Muthes hineinzugehen und ſich bei Mutter Roſalie nach den fernen Lieben der Hauptſtadt zu erkundigen und ſeine Grüße für ſie aufzutragen. Dann ward ihm beim Hineingehen das Herz wohl immer am allerſchwerſten. Denn in den lieben, gemüthlichen Stuben, darin er ſeine Wohlthäter zu begrüßen gewohnt geweſen, hauste jetzt eine ihm völlig fremde Familie, die des Kreisrichters Ritter, eines Vetters der Mutter Roſalie. Aber wenn er dieſe dann ſelber ſah, mit welch' ſtarkmüthiger Ergebung ihr Mutterherz das Getrenntſein von dem einzigen Sohne trug, und wenn er hörte, wie ſie ihm ſogar noch Troſt zuſprach, da athmete er immer muthiger auf und ihr Beiſpiel wirkte noch Wochen lang in ihm nach. Arbeitsluſt und friſches Hoffen in die Zukunft belebten ihn aufs Neue, bis er fühlte, daß ein neuer Beſuch bei Mutter Roſalie wieder an der Zeit und ſeinem Herzen von Nöthen ſei.

Das letztemal als er ſie heimſuchte, an einem Feierabend im Frühjahre des Jahres 1849, hatte ſie für ihn eine gar ſeltſame Arbeit. Sie hieß ihn mit herunter in das Gärtlein kommen, reichte ihm einen Spaten und ſagte: „Wie kommſt du mir doch heute gelegen, lieber Fritzel, als hab' unſer Herrgott dich mir ins Haus geſchickt! — Sieh', guter Bube, als hier noch die alte Stadtmauer ſtand mit ihrem Epheu, da erzählte die alte Dorothee meinem Hermann als kleinem Buben einmal ein gar ſinnreiches Märchen, und wie der Epheu dabei geliſpelt und er ſie gefragt, ob das die Stimmen von Geiſtern ſeien, da hatte ſie ihm darauf geantwortet: das ſeien die guten Geiſter ſeiner Kindheit. — Als Hermann dann auf der Univerſität geweſen, haben ſie die Stadtmauer niedergeriſſen und mit dem Schutte ſammt dem Epheu den Wallgraben ausgeſchüttet und darauf dieſe neuen Häuſer gebaut, deren Hintermauer nun ſo kahl und kalt auf mein Gärtchen hereinſchaut. Ich mag es nun nehmen wie ich's

will, aber so viel ist gewiß: seit sie die alte Mauer mit dem Epheu eingerissen haben, sind auch aus meines Sohnes Herzen die guten Geister seiner Kindheit geflohen. Das kann mir nun einmal Niemand wegstreiten, denn es ist so gewesen und Niemand weiß das besser als ich. Von jener Zeit an ist meines Hermanns Friede dahingegangen. Und sieh', guter Fritzel, wie ich dieser Tage einmal des Morgens so recht bekümmert und innerlich verwaist in der Kirche gekniet und dem lieben Gott mein wundes Herz erschlossen, da hab' ich mit einemmale, ich weiß selber nicht wie, wieder an die alte Stadtmauer und ihren Epheu denken müssen, an das Märchen der seligen Dorothee und an die guten Geister von Hermanns glücklicher Kindheit. Und da ist mir's mitten im eifrigsten Beten vorgekommen, als ob der Geist meines seligen Mannes zu mir sagte: wenn auch die alte Stadtmauer jetzt nimmer stehe, so solle ich doch wieder Epheu pflanzen an die Stelle, wo er einst gegrünt und geflüstert hatte. Ich bin gewiß keine abergläubische Heidin, lieber Bube, und denke wahrhaftig nicht an Zauberei und dergleichen unchristlichen Spuk. Ich weiß zu gut: meines Sohnes Herzen zum Frieden seiner Kindheit wieder zu verhelfen, das steht allein in Gottes Hand. Und doch meine ich immer, daß, wenn ich nur einmal an der kahlen Wand wieder den Epheu grünen sehe und flüstern höre, dann würde mir's ordentlich leichter, für meinen Hermann zu beten und auf seine Einkehr und Heimkehr zu hoffen. So liegt mir's nun einmal im Gemüthe. Wer will darüber lachen oder spotten? Und siehe, da hab' ich mir gestern von der alten Kaiserburg drüben ein Dutzend Schößlinge schenken lassen, und du, guter Bube, sollst mir jetzt die Gräben dazu graben und den Epheu hineinsetzen. Ich hätt' es wohl auch durch den Gärtner thun lassen können. Aber weil du meinen Hermann so lieb hast und so um ihn trauerst wie ich, und weil dein Geschick mit dem seinen schon durch deinen Vater so wunderbar verbunden ist, so halt' ich

mehr auf deine Hand als auf eine fremde. Ach, Fritzel, in ſo tiefem Mutterleid, wie ich eines mit mir herumtrage, kommt man auf gar wunderliche Gedanken, über die hundert frohe Menſchen nur lachen möchten, die aber ein einziger Trauriger lieb bekommt, und bei denen dieſer Eine nur weinen kann."

Der Fritzel hatte dieſe geheimnißvolle Rede zwar nur halb verſtanden, und mehr noch mit dem Herzen als mit dem Kopf. Aber er grub die Epheupflanzen ein, ſo gut er konnte. Mutter Roſalie ſah ihm dabei zu mit gefalteter Hand, und die guten Geiſter von Hermanns Kindheit liſpelten auf ihrer betenden Lippe wie einſt in den vom Wind durchzitterten Epheuſchlingen. —

Ein paar Wochen darauf zuckte draußen auf dem Haidehof ein gar jäher Blitzſtrahl aus heiterem Himmel. Die Schwiegertochter der Frau Forſter war plötzlich im Wochenbette gefährlich erkrankt. Der Telegraph hatte die düſtere Botſchaft früh Morgens in die Stadt gebracht. Der Bote, der ſie auf den Haidehof weiter getragen, war noch nicht heimgekehrt, und ſchon überholte ihn Frau Forſter am Saume des Reichswaldes und ſtürmte noch Nachmittags hinunter an den Niederrhein. Trotzdem konnte ſie nurmehr an einer jungen Mutterleiche knien und ihren heißerſehnten erſten Enkel nur mit bitterſten Thränen ans großmütterliche Herz drücken. Ihr Verbleiben in des Sohnes großer, der Herrin beraubter Wirthſchaft war ein Gebot dringlichſter Noth geworden. Den Haidehof zu verkaufen blieb der einzige Ausweg. So weh dieſer Entſchluß auch Helenens Herzen geſchah, dieſes ihr Erbtheil, die Heimath ihrer duftigſten Jugendpoeſie, in fremde Hände hinzugeben, ſo zwang ſie doch die Proſa des Lebens, endlich ja zu ſagen. Hermann machte ſich mit dieſem Gedanken viel leichter vertraut. Dachte er doch ſchon damals an den Bau des neuen Erkerhauſes, und wie gelegen kam ihm da der baare Kaufpreis! Ein reicher Käufer war glücklicher Weiſe bald gefunden. Und es währte kein Vierteljahr, ſo gingen landfremde Menſchen im Haide-

hofe aus und ein, engherzige, geldstolze Manschettenbauern, deren Geist auf ihrem neuen Eigenthume fortan keinen Unterschied mehr kannte zwischen der Poesie von Wald und Haide gegen Osten und der Prosa von Acker und Wiesenland gegen Westen, wie einst Helenens sinniges Wort ihr Erbtheil ausgeschieden hatte. Ein fremder Schäfer trieb seine Heerde auf der mageren Haide längs dem Reichswalde hin. Dafür weidete des Fritzels Vater wieder in den fetten Auen am Niederrhein. Fortgezogen waren sie wieder Alle, die einst hieher ausgewandert, Herrin und Gesinde. Nur ein Einziger blieb in seiner letzten Heimath hier zurück, der todte Großvater in seinem Grabe. — Von dem ganzen bräutlichen Liebesfrühling, der auf dem Haidehofe einst Hermann und Helenen mit so wunderbarem Zauber umblüht und umklungen, war jede menschliche Spur dahin. Nur die Lerchen über den Feldern und die Amseln in den Wipfeln sangen noch fort und fort dieselben süßen Weisen wie dazumal, als das Brautpaar ihnen so glücklich gelauscht. Und am geheimnißvollen Hünenhügel dufteten noch dieselben Blumen, wie sie einst Hermann als beredte Boten seiner Brautwerbung für seine Helene gebrochen hatte. —

Jetzt ließ es aber auch den Fritzel keine Stunde mehr ruhen. Tag und Nacht zog ihn das Heimweh nunmehr hundertmal stärker als zuvor fort von seinem bisherigen Meister. Seine Lehrzeit war ohnedem abgelaufen. Aber nicht nach Vater und Mutter sehnte sich sein Herz, so leicht er auch dort in seiner alten Heimath in ihrer Nähe hätte unterkommen können. Nein, nur Hermann und Helenen wieder nahe zu sein, nur nach ihnen Beiden, seinen geistigen Eltern, lockte ihn ein unwiderstehliches Verlangen. Er faßte sich ein Herz und schrieb Alles, Alles, wie's ihm nur aus dem heimwehkranken Gemüth in die Feder floß, in die Hauptstadt. Schon acht Tage darauf beglückte ihn die liebreichste Antwort und der freudige Ruf zur sofortigen Abreise. Ein Klient Hermann's, der erste Mechanikus der Hauptstadt, war sogleich

bereit geweſen, den ihm ſo dringend empfohlenen Lehrling in ſeine weitverzweigte Werkſtatt aufzunehmen und ſich die Ausbildung ſeines gerühmten Genies ſorglich angelegen ſein zu laſſen. War doch der nun ſteinreiche Mann ſelber einſt ein blutarmer Schloſſersſohn geweſen, und in ſolcher Erinnerung an dieſe Vergangenheit war er gerade der rechte Mann mit dem rechten Kopf und Herzen, wie ihn unſer Herrgott ſelber für des Fritzels Zukunft nicht glücklicher hätte auswählen können. Zum letztenmale für lange Jahre eilte dieſer jetzt noch einmal an des Großvaters Grab, noch einmal erflehte er dort des Seligen Wanderſegen. Die letzte Nacht durfte er ſogar als Mutter Roſaliens Gaſt im Erkerhauſe ſchlafen. Und als des andern Abends der Zug in den Bahnhof der Hauptſtadt rollte, ſtand Hermann und Helene auf dem Perron, und gar Mancher aus dem Menſchenſchwarme wußte ſich das Räthſel nicht zu deuten, als er dieſes vornehme Ehepaar auf einen mit dem Ränzlein eben ausgeſtiegenen Handwerksburſchen freudig zueilen und nach auffallend herzlicher Begrüßung mit ihm in einem und demſelben Wagen zur Stadt fahren ſah. —

Du haſt nun vorhin vielleicht ungläubig den Kopf geſchüttelt, lieber Begleiter, als ich dir erzählte, daß der vormalige Schäferbube, der früher nur auf der Bank ſeiner Dorfſchule geſeſſen, jetzt vor ſeiner lieben Lehrerin ſo fließend eine engliſche Geſchichte im Urtexte vorleſen konnte. Aber bedenke: wenn die Schätze höherer geiſtiger Begabung, die im Bauern- und Bürgerſtand oft ungekannt geborgen liegen und zum allergrößten Theile hinterm Pflug und in der Handwerksſtatt unter den Schlacken des alltäglichen Lebens ungenützt wieder verkommen, — wenn dieſe durch die Hand gütigen Geſchickes alle zur rechten Zeit gehoben, geläutert und, zu koſtbaren Goldmünzen geprägt, für das große Ganze verwerthet würden, — es ſollte die Welt wohl darüber ſtaunen, welch' urgeſunde, unverbrauchte Kulturkraft im idealen wie praktiſchen Leben ſich gerade aus den niedern und mittleren Volks-

schichten erschließen würde! Und wie bei vielen hundert Söhnen hinwiederum, die durch ihre Geburt schon in der Wiege zu höherer Ausbildung vorher bestimmt sind, wird trotz der sorgsamsten Befruchtung und Pflege all' der geistigen Keime oft nur eine so klägliche Ernte erzielt, daß man gar manchmal zu dem Wunsche versucht wäre, dem Niedriggebornen, dessen reichbegabter Geist und Wissensdrang unwürdig über plumper Handarbeit verkümmert, das Schurzfell auszuziehen und, die Rollen tauschend, es jenem Sohne reicher und vornehmer Eltern umzuhängen, dessen Kopf oft zu leer oder zu träge ist, um all' den verschwenderischen Aufwand auf seine Ausbildung auch nur im bescheidensten Maße zu lohnen.

Der Schäferfritz aber war einer jener ganz selten angelegten Menschen, die auch in der dumpfen Luft der Handwerksstätte den angebornen Drang nach Wissen und Forschen nicht ersticken lassen und auch unterm Schurzfell sich ein Herz bewahren für die Sehnsucht, sich zu einem höhern Leben heraufzuarbeiten. Je gefühlloser die rauhe Wirklichkeit sein geheimes Ringen und Träumen verhöhnte, um desto stärker ward sein Muth und seine Kraft, jedem Hinderniß sich entgegenzustemmen. Niemals hatte sein Meister sich eines fleißigeren Lehrbuben rühmen können. Kein widerwilliges Wort war je aus seinem Munde, kein verdrießlicher Zug in sein kluges Gesicht gekommen. Denn außer dem sichtbaren Hantiren mit Hammer und Feile, wenn er seine zehn bis zwölf Stunden am Schraubstocke stand, webte noch eine unsichtbare, in dunklem Chaos gährende, geistige Welt in seinem Kopf. Und wer ihn oft mit scheinbar gleichgiltigem Hinbrüten den Blasbalg an der Feuereſſe ziehen sah, der dachte wohl nicht von fern an die phantasiereichen Wanderträume über Land und Meer, die unterdessen dieses Schlosserbuben schwärmerisches Herz durchzogen.

Wie einst die glaubensstarke Hoffnung auf den ersten Anblick der Mauern Zions die begeisterten Kreuzfahrer alle Mühen, Ent-

behrungen und Gefahren ihres langen Pilgerzuges vergeſſen ließ, ſo machte die immerwache Sehnſucht nach dem gelobten Lande ſeiner beſſeren Zukunft den braven, gottvertrauenden Schäferfritz ſeine harte Lehrlingszeit verſchmerzen und vergeſſen; und bei jedem neuen, in Fleiß und Gehorſam zurückgelegten Tage war ihm zu Muth, als läge wieder ein neuer Meilenſtein hinter ihm, der nie mehr zurückkehre und vor dem ſein Ziel um ſo näher vor ihm liege. Daß jedoch mit planloſem Träumen und Hoffen noch Niemand ein tüchtiger Mann geworden, und daß er mit all' ſeinem ungeregelten mechaniſchen Genie ſich dennoch einſt nicht ſehr weit über einen tüchtigen Schloſſermeiſter hinaus aufſchwingen werde, dieſer Erkenntniß ward er in glücklichem Inſtinkte Tag für Tag mehr an ſich inne. Zudem legte der wohlmeinende, lebenskluge Dorfpfarrer, der in jener Nacht ihn auf dem Kirchhofe belauſcht und zu ſeinem Vaterunſer ergriffen „Amen" geſagt, ihm dieſe Mahnung immer wieder aufs Neue liebreich ans Herz, ſo oft der Fritzel ihn heimſuchte. Und ſo verſorgte dieſer würdige Seelenhirt, wie einſt den Großvater, nun auch den Enkelſohn in kluger Auswahl und ſyſtematiſcher Reihenfolge mit immer neuen Büchern, die ſeiner Lernbegier befruchtende Nahrung gaben und ſeinen ſtrebſamen, jungen Geiſt über die Alltäglichkeit ſeines Lehrlingslebens erhoben, ohne ihn zu verwirren und von dem geraden, demüthigen Wege nach ſeinem Ziele abzulenken. In ſtiller Abendſtunde ſaß er dann einſam auf ſeiner oberſten Dachkammer, oder er zündete mitten in der Nacht, wenn er eben aufwachte, ſeine ſelbſt gekaufte Unſchlittkerze an und dünkte ſich, in ſein Leſen vertieft, als ein ſtolzer König, hoch erhaben über fröhnenden Knechten, die im ſelben Hauſe unter ihm wohnten.

Beſonders ein Buch, das ihm Hermann zur erſten Chriſtbeſcheerung in der alten Heimath noch geſchenkt, war ihm gar feſt ans Herz gewachſen, und der Segen, den es über ſein ganzes ſpäteres Leben ergoß, ein wahrhaft unermeßlicher geworden. Das

war das „Buch berühmter Männer aus dem Volke," und von diesen hatte er hinwiederum Einen am liebsten gewonnen und sich zu seinem Vorbilde auserwählt. Hatte dieser geniale Bube doch auch einst bei seinem Vater Dochte ausschneiden, Lichterformen gießen und nebenbei den Laden hüten müssen. Und später war er dennoch ein so großer, berühmter Mann geworden und seinen Mitmenschen zu so reichem Segen. Auch wenn sie ihm nicht die Erfindung verdankten, wie der Blitzstrahl von ihren Wohnungen abgelenkt werden könne, so hätte er sich schon ins goldene Buch der großen Wohlthäter der Menschheit mit seinen Worten eingeschrieben, die im „guten Rath an junge Handwerker" und der „Kunst, sein Glück zu machen," Tausende und Abertausende gelehrt, den andern verderblichen Blitz der Trägheit und Verschwendung, der Sinnenlust und Hoffahrt von dem Heile ihres Lebens an dem andern Blitzableiter sparsamen Fleißes, gläubiger Demuth und enthaltsamer Sittenreinheit abzuleiten. Dieser einst merkwürdige Knabe und dann ebenso merkwürdige Mann hieß — Benjamin Franklin. Sein ganzes Leben war seiner sozialen Predigten eifernde Bestätigung. Und ob auch über hundert Jahre seitdem verflossen waren, zählte der amerikanische Volkslehrer unter seinen Tausenden von Schülern doch nicht leicht einen, der ihm inniger im Herzen ergeben war und begeisterter danach trachtete, ihm einst ähnlich zu werden, als der deutsche Schlosserlehrling Friedrich Wertens.

Wie unzählig oft las dieser in Franklins theurem Buche sich die Sätze vor: „Fleiß ist des Glückes Mutter und rastlose Arbeit lohnet Gott. — Der Müßiggang verkürzt unser Leben, indem er uns schwächt; er ist ein Rost, der mehr angreift als die Arbeit selber, und je häufiger ein Schlüssel gebraucht wird, desto reiner wird er. — Arbeit aber schafft Anmuth, Bequemlichkeit und Achtung. — Fliehe die Ergötzungen und sie werden dich aufsuchen! Denn Eitelkeit ist eine Bettlerin, so dringend, als die Armuth,

aber viel unverschämter. — Der Stolz frühstückt mit dem Ueberflusse, speist mit der Armuth zu Mittag und mit der Schande zu Nacht."

Diese ewig giltigen Sinnsprüche des großen, praktischen Weltweisen Franklin erfüllten den damals fünfzehnjährigen Knaben mit wunderbarer Seelenruhe und unerschütterlichem Gottvertrauen. Und wenn er manchmal durch ein ungerechtes Wort seines jähzornigen Meisters oder das Hänseln und Quälen der rohen Gesellen niedergeschlagen werden wollte, so suchte er noch am selben Abend in seiner Dachkammer bei seinem väterlichen Freund und geistigen Wohlthäter Trost und Erhebung, da er die Worte las: „Wer ein Handwerk versteht, der hat ein standesmäßiges Vermögen, und wer einen Kopf hat, besitzt ein einträgliches Amt." Dann zogen wieder lachende Zukunftsträume durch sein Herz, und des andern Morgens stand er wieder mit heiterstem Stolz in der Werkstätte. Er war jedem freudig unterthan, auch im niedrigsten Lehrlingsdienst, und doch über Meister und Gesellen innerlich hoch erhaben. Denn er gedachte des Salomonischen Spruches, den Benjamins Vater seinem Sohne stets eingeschärft hatte: „Siehst du einen Mann, der fleißig in seinem Berufe, ein solcher soll vor Königen stehen und nicht vor gemeinen Menschen."

Aber mit dem bloßen Erlernen des Schlosserhandwerkes war der Fleiß und Ehrgeiz des genialen Lehrlings noch lange nicht befriedigt. Das Wort Hermanns, das dieser dem Fritzel an jenem Abende vor dem Hünenhügel zum erstenmale zugerufen: „Ei was, so auf dieser Haide herumkrabbeln, das ist nichts für deinen Kopf, die ganze Welt muß ihm einst offen stehen" — das hatte nicht einen Tag seine verlockende Macht in seinem Herzen verloren. Seine ganze Lehrlingszeit in dieser Schlosserwerkstatt dünkte ihm darum auch nur eine niedrige, demüthige Vorschule zu seiner höheren, stolzeren Lehrzeit als Mechanikus; eine erste Sprosse der Leiter, die er einst erklimmen wollte, die erste Ausrüstung zu seinen einstigen großen Wanderfahrten.

„Bedenke, daß die Zeit Geld ist!“ — Dieser andere Franklin'sche Spruch fand bei ihm die gewissenhafteste Befolgung. Eine alte Erfahrung lehrt aber auch, daß der, dem die Zeit des Lernens am sparsamsten zugemessen ist, oft viel reicheren Gewinn aus ihr zieht, als jener, vor dem sie ungemessen sich ausdehnt. Denn der Eine lernt den Werth jeder geschenkten Viertelstunde richtig zu schätzen und mit energischer Spannkraft auszunützen, während der Andere, ungedrängt, und sich an launisches Verschieben gewöhnend, nur zu oft den Arbeitssegen ganzer Tage mißachtet und so unversehens über dem Reichthum seiner Zeit an Willenskraft und Lernbegier immer ärmer wird.

Und so raffte denn auch dieser Schlosserlehrling noch in jener Kleinstadt nicht nur in der Feiertagsschule für junge Handwerker, sondern auch noch im Privatstudium, das einige, Hermann befreundete, Lehrer freudig leiteten, eine solche Summe von nützlichen Vorkenntnissen in Mathematik, Zeichnen, Geographie und Maschinenkunde zusammen, daß es nahezu räthselhaft war, wo er zu dem Allen die Zeit erübrigt hatte. Aber der Fritzel wußte dieses Räthsel ganz gut sich selber zu lösen. Und wieder lag dessen Erklärung in Franklins Worten, die da lauteten: „Gute Muße heißt die Zeit, in welcher man etwas Nützliches thun kann. Der Fleißige wird diese Muße finden, der Faule nie.“

In jenem glücklichen Jahre, da das junge Ehepaar noch daheim im Erkerhause lebte, legte er dann noch überdies in Helenens liebreicher Schule die ersten Anfangsgründe zum Französischen und Englischen, und seine gütige Lehrerin freute sich schon damals immer auf die zwei Abendstunden in der Woche, in denen sie ihr edles, geistiges Almosen an diesen würdigen, dankbaren Schüler austheilen konnte. — Daß er damals erst fünfzehn Jahre zählte und schon fähig war, dieses Alles in sich aufzunehmen und zu verarbeiten, der frühere Schäferbube, der nur einem schlichten Dorflehrer zu Füßen gesessen, wollte jemand daran zweifeln? —

Je nun, wenn nur mancher Große, der zur sogenannten gebildeten Menschenklasse sich zählt, auf seiner deutschen Schulbank einen so tüchtigen Grund zu seiner späteren Bildung gelegt hätte, wie dieser kleine, ungebildete Dorfschüler! — Zudem, was kehrt sich echtes, angebornes Genie an eine pedantisch hergebrachte Zahl von Jahren? So wenig, wie die Geistesblödigkeit sich bemüßigt findet, bei reiferem Alter als unanständig sich wieder hinwegzuschleichen und scharfem Verstande Platz zu machen.

Als dann später der Haidehof verkauft worden war und diesen alle früheren Lieben Helenens verlassen hatten, o wie that es ihr dann wohl, als doch der Schäferfritz ihr hieher in die ihr noch immer herzensfremde Hauptstadt nachgefolgt war! Wie ein leibhaftiges Stück der unvergeßlichen Heimath ihrer poetischen Brautzeit kam er ihr vor, so oft er jetzt das neue Erkerhaus betrat. Auch hier ward dann jede Woche regelmäßig zweimal wie dort im alten der Sprachunterricht aufs eifrigste fortgesetzt. — Wenn sie dann so still beisammen saßen und ihr treuherziger Schüler mit seinen offenen Augen sie unterm Lesen lernbegierig und dankbar ansah, da geschah ihr gar manchmal, als höre sie von ferne den alten Reichswald von den früheren, glücklichen Stunden rauschen. Und gar manche fehlerhafte Betonung vergaß sie an ihrem Schüler zu verbessern, da sie so verloren den elegischen Tönen ihres eigenen Herzens lauschte. —

An manchem Sonntag Mittag durfte dann auch der Schäferfritz, ganz so wie früher, als ebenbürtiger Gast an Hermanns und Helenens eigenem Tische mitessen. Denn so tief auch Hermann den Verlockungen der großen Welt verfallen war und dem Götzendienste äußerlicher Prunksucht huldigte, dieses einstigen Schäferbuben schämte er sich doch niemals; und mit einer eigenen Freude erzählte er immer wieder gern, auch seinen hochgestellten Freunden von diesem merkwürdigen Buben, von jener geheimnißvollen Nacht auf dem Dorfkirchhof und der herzlichen Liebe, die

er seit jenem Abende am Hünenhügel diesem gewiß noch zu Großem auserwählten Mechanikusgehilfen bewahrt habe. Und wunderbar! Wie doch ein edles Herz so gerne der trüben Gegenwart vergißt und der frohen Vergangenheit gedenkt! So oft der Schäferfritz bei ihnen zu Mittag aß, wollte es Helenen dünken, als ob in der ruhigen Milde seines Wesens auch Hermanns Herz dann stiller werde. Die schönen Tage des Haidehofes und all' ihr bräutliches Glück lebten in ihrer Erinnerung wieder frischer auf. Der alte Hermann saß dann wieder bei ihr und machte sie zu einer völlig glücklichen Frau.

Auch das kleine Röschen war dem Schäferfritzel, wie sie ihn auch jetzt noch beständig nannte, mit rührender Liebe zugethan. Sie kannte seinen Tritt schon im Corridor und sprang ihm oft mit ausgestreckten Armen aus ihrem Kinderzimmer entgegen. Denn auch er hatte das herzige kleine Geschöpf ins tiefste Herz geschlossen. Und wer die innerste Natur der Kinder aus Erfahrung kennt, der weiß, wie sie auch ohne noch viel verstandesmäßige Ueberlegung es dennoch in angeborner richtiger Empfindung gar wohl herausfühlen, wer sie besonders lieb hat und an wen sie ihre unschuldige Gegenliebe am reichsten verschenken sollen. — Das gute Töchterlein hatte ihren Vater gewiß unendlich lieb, und auch er hing an seiner Erstgebornen voll freudigen Stolzes mit ganzer Seele. Aber wie oft, namentlich seit den letzten Monaten, wenn sie dem Vater bei seinem Kommen jubelnd entgegensprang und an seinen Hals sich hängend nach seinem Kusse verlangte, ließ er aufgeregt oder zerstreut sie stehen oder lohnte ihren lieben „Zwickkuß" nur mit halber Zärtlichkeit! Die süße Zeit des Märchenerzählens ward immer spärlicher. Spiel und Scherz kamen selten mehr an die Reihe. Die Last und Hast seines oft gar schwierigen Berufes und seines Ehrgeizes stürmischer Drang ließ solche friedliche Vateridylle nimmer recht in ihm aufkommen. Er hatte innerlich keine Zeit mehr, um diese lindlichste aller Freuden mit

wohlthuendem Behagen zu pflegen. — Aber der Schäferfritz kam jedesmal als derſelbe liebe, treue Hausfreund, der ſogleich beim Eintritte vor Allem für Röschen ein liebes Wort bereit hatte und ſelten kam, ohne ihr ein kleines Schnitzwerk ſeiner kunſtfertigen Hand mitzubringen, das ihr dann größere Freude machte als alle ihre anderen, viel koſtbareren Spielſachen. Und wie wußte er mit immer gleich ſanfter Stimme dem nach neuen Geſchichten begierigen Mädchen auch immer andere zu erzählen! Und niemals ermüdete ſeine Geduld, die nämlichen, die beſonders in Gnaden ſtanden, ſo oft es Röschen verlangte, mit gleicher Erzählerluſt zu wiederholen. Wie ward er niemals überdrüſſig, ſie auf den Knien zu wiegen und ſie mit immer gleichem Ernſte zu erſchrecken, wenn ſie ihn am zarten Flaume ſeiner Lippen zupfte und dann in ſchallendes Gelächter ausbrach! Wer möchte darum dem armen Kinde ſeine beſonders zärtliche Liebe zum Schäferfritzl verübeln? War ſie doch ſo natürlich und gab als treues Echo nur den angeſchlagenen Klang zurück!

Ja ſogar, es iſt tragiſch, daß ich es ſage, aber dennoch war es wehmüthige Wahrheit — ſogar das Geſicht des guten Fritzel gefiel dem Kinde zuletzt beſſer, als das des eigenen Vaters. So bildſchön dieſes auch zu nennen geweſen mit dem geiſtvollen Ausdrucke, dem leuchtenden Blick und dem kräftigen Vollbart, der die männlichen Züge maleriſch umrahmte, des Fritzels Antlitz aber war immer ſo gleichmäßig mild und ruhig, ein ſtilles, glückliches Lächeln umſchwebte ſtets ſeinen Mund und ſeine treuen Augen glänzten wie heiterer Sternenſchein. Denn das Menſchenantlitz iſt ja nur der äußere Spiegel des inneren Lebens. Die Züge des Geſichtes bilden ſich nicht von ſelber, ſondern Herz und Geiſt ſchaffen ſie von innen heraus, das urſprüngliche Bild verwildernd oder veredelnd, verſchönend oder entſtellend, der Leidenſchaften Sturm, des Laſters vielgeſtaltiges Kainszeichen, des Geiſtes Schärfe, wie der Seele klare Ruhe auf die äußere Fläche prägend.

Und in des Vaters Antlitz lag oft ein solch' unheimlicher, düsterer Ausdruck. Derselbe, dessen erstes Schauen einst Helenens frisch verlobtes Herz so geängstigt und sie zu jenem Briefe getrieben, darin sie vergeblich nach dem rechten Namen für diesen ihr damals noch so fremden Zug gerungen. Wie oft hatte sie unterdessen als Weib diesen selben, unnennbaren Ausdruck in Hermanns Antlitz wieder betrachtet und in verhaltener Wehmuth sich abgemüht, mit ihrer lieben, beruhigenden Hand die häßliche Falte wieder zu glätten und mit versöhnendem Friedensworte dem Dunkel seines Blickes einen frohen Glanz zu entlocken! Aber auch des Kindes Auge hatte diesen Zug in des Vaters Antlitz endlich bemerkt, und auch ihr Herz spürte davor immer eine heimliche Angst, auch wenn ihr Kinderverstand nicht sagen konnte, warum?

Vor ein paar Tagen, da sie gerade helllachend ins Zimmer gesprungen kam, als die Mutter sich vor dem Vater eine Thräne vom Auge wischte, während dieser mit dem nämlichen finsteren Blicke sich raschen Schrittes von ihr entfernte, da blieb selbst dem arglosen Töchterlein das Lachen mitten im Halse stecken. Wie der Vater dann draußen war und die Mutter sich zu ihr niederbeugte, um sie zum inneren Troste ans Herz zu drücken, da rief Röschen selber weinend aus: „Ach Mütterchen, was hat jetzt der Vater für ein böses Auge gemacht, gerade so wie der Wolf im Rothkäppchen! Ist denn der arme Vater noch immer verzaubert und hast du ihn noch nicht erlösen können?“ —

O solche Thränen der Mutter, über den Vater geweint, sollte des Kindes Auge niemals zu schauen bekommen!

Begreifst du nun, lieber Vogteller, was der Schäferfritz dem Stark'schen Hause geworden, namentlich der Mutter und dem Kinde, und welch' stiller Segen mit ihm darin aus und eingegangen? War er doch für Hermann ein steter, lebendiger Protest tüchtiger, in sich beglückter Einfachheit gegen zerfahrenen Prunk und eitle Genußsucht, und für Helenen ein gleich lebendiges Stück

Erinnerung an dahingegangene, ſchönere Tage, wie ein Stück Hoffnung auf deren einſtige Wiederkehr! — Doch auch er ſelber fühlte gar wohl und immer tiefer, daß dieſes neue Erkerhaus mit all' ſeiner gleißenden Pracht doch lange nimmer ſo viel ſtilles Herzensglück beherberge, als einſt das alte am Storchenthurm in ſeiner gediegenen Beſcheidenheit. Er machte ſich gar oft ſeine ſtillen Gedanken darüber und das treue Herz that ihm weh! Hätte er doch ſein junges Leben dafür laſſen können, um ſeine edlen Wohlthäter wieder zu ganz glücklichen Menſchen machen zu dürfen! Ihm erging es im Stark'ſchen Hauſe nicht, wie Hermann in jenem des Hofbankiers. Und wie hundertmal mußte er immer wieder an die Mahnworte des Großvaters zurückdenken, die er über das eitle Jagen nach Menſchenglück ihm damals auf der Haide ins Herz gerufen hatte! Seltſam! — Der damalige Schäferbube, der den Sinn dieſer weiſen Reden nur halb verſtanden, er machte jetzt jedes Wort davon bis aufs Kleinſte in ſeinem Leben zur ſegensreichen Wahrheit. Und der Andere, den ſie damals ſo tief ergriffen, daß er kein Wort davon mehr zu vergeſſen geglaubt, er hatte ſie längſt wieder im Sturme ſeines Lebens ſpurlos verwehen laſſen.

Und dieſer treue, ehrliche Hausfreund ſollte ſich nun ſchon in den nächſten Tagen von Hermann, Helene und Röschen losreißen, um ſeine erſte, große Wanderung anzutreten. Sein Meiſter war zwar mit aller Ueberredungskraft in ihn gedrungen, daß er für immer in ſeiner großen mechaniſchen Werkſtätte verbleiben möge, da er nur zu richtig voraus berechnete, welche Stütze er ſich in dem wunderbaren Erfindungsgenie dieſes ſeltenen Gehilfen erringen werde. Er ſtellte ihm einen baldigen Gewinnantheil in Ausſicht und gab ihm ſogar nicht undeutlich zu verſtehen, wie er ſelbſt den größten Schatz ſeines Hauſes, ein nun fünfzehnjähriges Töchterlein, für nicht zu koſtbar erachte, um damit in wenig Jahren ſein treues Verbleiben zu belohnen und ihn dann neben dem

Schwiegersohne auch noch zum Theilhaber seines ganzen Geschäftes zu machen.

Aber der angeborne Drang, sein Genie immer weiter auszubilden, seine so lang im stillen Herzen genährte Wandersehnsucht, die weite Welt zu besehen, waren hundertmal mächtiger in ihm als alle noch so verlockende Aussicht, schon in so jungen Jahren einen eigenen Herd zu gründen und in dessen sorgloser, philisterhaften Behäbigkeit allmählig zu versanden und zu versumpfen. Nach sturmesfrischer Fluth trug sein junges Lebensschiff Verlangen. Der Gedanke, schon jetzt in sicherer Hafenbucht den Anker festzusenken, lag ihm noch so ferne, wie dem jungen, küstenerfahrenen Seemann, der zum erstenmale zur weiten Meerfahrt nach fernen Landen sein stolzes Segel schwellen läßt. England, die Hochschule der Mechanik, war sein erstes Ziel, Nordamerika lag als weiterer Weg vor seinem kühnen Hoffen. Hermann begriff nur zu gut den Wanderdrang des Schäferfritz; ja fast hätte er ihm neidisch werden mögen, daß er selber, wenn auch an eine noch so glänzende Schulle, für allezeit hier festgebannt sei. Mit Hilfe Goldheims und seiner Londoner Geschäftsfreunde war bald in einer der größten Maschinenfabriken zu Birmingham ein guter Platz ausfindig gemacht. In acht Tagen sollte der junge Schiffer seine Anker lichten und das Wimpel seines guten Sternes flattern lassen. Und mit welch' gutem Gewissen und welch' gottvertrauender Hoffnung konnte er von dannen segeln! denn was hatte er nicht auch hier in den drei anderen Lehrjahren gelernt! Der Schlosserlehrling war längst zum gründlich geschulten Mechaniker herangereift. Unermüdliches Selbststudium, wie sein Besuch des Polytechnikums als Hospitant hatten seine theoretischen Kenntnisse um das Zehnfache vermehrt. Französisch sprach er leidlich, und das Englische, von der liebreichsten Lehrerin der Welt ihm gelehrt, stand ihm bereits so fertig zu Gebote, daß es nur noch einer kurzen Uebung im Lande selber bedurfte, um die Geläufigkeit des

Ausdruckes und den richtigen Accent zu vervollkommnen. Dabei zierte ſein ganzes Weſen ein ſolch' ungekünſtelter, von innen heraus harmoniſch erzeugter Anſtand, und ſeine Geſichtszüge trugen ein ſo edles, einnehmendes Gepräge, daß er in eleganter Toilette und etwas ſorglicherer Friſur ſich ganz leicht für irgend einen hochwohl- oder gar hochgebornen Erdenſohn hätte glaubwürdig ausgeben können, wenn er ſich nur ſtets in Acht genommen, die verarbeiteten Hände niemals von der Umhüllung ſeiner Glacéhandſchuhe zu entblößen.

Aber auch ohne ſolch' praktiſche Anwendung des Sprüchwortes: „Kleider machen Leute," war der Schäferfritz auch ſo, wie er ging und ſtand, in ſeinem Handwerkerkleid eine innerlich durch und durch vornehme Natur. Und es wäre mit den Großen und Edlen der Menſchheit gut beſtellt, wenn ſie alle ſo groß und edel zu denken und handeln gelernt hätten, wie dieſer in einem armen Schäferhauſe Niedriggeborne.

Als Hermann ſeinem Schützlinge zu ſeiner Reiſe und erſten Vorſtellung bei ſeinem künftigen engliſchen Fabrikherrn einen neuen Anzug ſchenken wollte, da half ihm alles Drängen und alle gute Meinung nichts. Der Fritzel bat noch viel dringender, dieſes Geſchenk nicht annehmen zu dürfen und ſein Geſicht war feuerroth dabei geworden — vor edlem Stolze. Nur von ſeinem eigenen Verdienſte, den er ſich abgeſpart, während ſeine Mitgenoſſen den ihrigen in Wirthshäuſern und bei Tanzgelagen vergeudeten, nur von der Arbeit ſeiner eigenen Hände durfte ein neuer Anzug mit Ehren auf ſeinen Leib kommen. Er hätte ſich zu tief vor ſich ſelber geſchämt, mit geſchenkten Kleidern als fleißiger, geſchickter, deutſcher Arbeiter vor ſeinen engliſchen Fabrikherrn hinzutreten, und wäre es auch Niemand bekannt geweſen, wer die Kleider ihm geſchenkt, als nur ihm ſelber. Ja ſogar Helenen, der er doch ſonſt ſo viel Liebes that, als er ihr nur an den ſanften Augen abſehen konnte, auch ihr vermochte er jetzt

die Liebe nicht anzuthun, aus ihren Händen die nöthige Aussteuer an Weißzeug in dankbarer Demuth anzunehmen. Freilich kam ihm dieses Ablehnen zehnmal schwerer an, als bei Hermann und es verging ihm fast der Odem, als er sich endlich ein Herz faßte, ihr zu sagen: „O liebe, gute Frau Doctorin, thun Sie mir das nicht an! Ach, ich bin ja in Ihrem Hause und unter Ihrer Liebe ohnedem ein ganz neuer Mensch geworden an Leib und Seele, und kann es Ihnen mein Lebtag nicht vergelten. Wenn jemals was Gutes und Tüchtiges aus mir wird, so sind ja nur Sie und der Herr Doctor schuld daran! Aber Kleider und Weißzeug mir anschaffen, o nicht wahr, das lassen Sie allein mich selber thun? Denn mir liegt's im Gemüth, das dürfe ich mir nur von meinem eigenen Verdienste kaufen, wenn der rechte Segen auf meiner künftigen Arbeit liegen solle, und ich habe es auch in der Lebensbeschreibung gar vieler großer Männer gelesen, die einst auch so wie ich arme Handwerkergesellen gewesen, die es gerade so gemacht haben und nur darum später so gesegnet worden sind, weil sie in ihren jungen Jahren gelernt, mit ihrer eigenen Hand sich sparsam durchs Leben zu schlagen. Aber wenn Sie vielleicht so gütig sein wollten, mir für mein eigenes Geld die Leinwand zu kaufen, und sie bei der richtigen Nähterin machen zu lassen, so würde ich Ihnen dafür recht dankbar sein. Ich habe das Geld hiezu erst meiner Mutter schicken wollen, daß die mir dann Alles daheim besorgen sollte, aber ich glaube immer, Sie verstehen's doch besser, man bekommt auch Alles billiger hier und spart noch obendrein das Porto. O ich habe Geld genug beisammen für Kleider und Weißzeug und bin gar stolz darauf, daß ich mir das selber zusammengespart. Drum nicht wahr, Sie sind mir nicht böse, Frau Doctorin! Ach Gott! Ich kann Ihnen ja nicht zum tausendsten Theil lohnen, was Ihr Herz schon Alles an mir gethan hat, und wäre es nur die alleinzige Wohlthat, daß Sie überhaupt mich so lieb gehabt und mir erlaubt, Sie

dafür wieder lieb zu haben. Das war ja ein so großer Segen in Ihrem Hause für mich, daß ich ihn gar niemals beschreiben, noch viel weniger vergelten kann."

Von dem andern Segen, den jenes Buch über sein junges, gläubiges Leben gebracht, das dem vom Schlage getroffenen Großvater damals in die Dornen gefallen, und das sein Enkelkind seit jenem Abend als kostbares Kleinod bei sich bewahrt und in sich verwerthet, sagte der Schäferfritz kein einziges Wort. Es war gegen seine tief innerliche Natur, vor Menschen von seinen himmlischen Tröstungen zu reden, und sich seines gnadenreichen Verkehrs mit dem ewigen Hirten zu brüsten. Aber jener Dornstrauch, daran dieses Buch des Großvaters einst hängen geblieben, der trug nun für den Enkel in allen Jahreszeiten gleich blühende, himmlische Rosen.

Der Gedanke an des lieben Hausfreundes baldiges Scheiden hatte heute Helenens Herz besonders weich und ernst gestimmt. Schon während der ganzen Zeit hörte sie darum seinem Lesen auch nur zerstreut und mit halbem Ohre zu. Denn es war heute die letzte Lehrstunde. Und doch, was war all' dieses stumme Leid über Fritzels baldige Trennung gegen den andern verborgenen Sturm, der jetzt in Helenens Herzen auf und nieder wogte? Ein einziger Satz sagt dir mehr als alle meine Worte, warum? — Es war heute der Entscheidungstag der Abgeordnetenwahl!

Schon am frühesten Morgen war Hermann in fieberhafter Aufregung auf das Stadthaus gegangen, wo die Wahlmänner sich um die Urne versammelten. Jetzt ist es schon drei Uhr. In jeder Minute kann die verhängnißvolle Botschaft bei ihr eintreffen. Sie saß wie auf glühenden Kohlen. Heiliger Gott! wenn Hermanns heißestes Hoffen unerfüllt bliebe! — Tödtliche Angst durchzitterte sie, wenn sie jetzt nur an die fernste Möglichkeit dachte. Denn, waren das vierzehn Tage gewesen! die schwerste und bitterste Zeit ihres ganzen Lebens. Wie im hitzigen Fieber war Hermann umher-

gegangen. Von einer Aufregung hatte er sich in die andere gestürzt; eine Wahlversammlung war der andern gefolgt und in jeder war er auf die Tribüne gefordert worden, sein politisches Programm zu entwickeln und zu vertheidigen. Und dann erst diese Nächte, schlummerlos oder von wirren Träumen durchhetzt! Zu alledem dieses Uebermaß von tödtlich verletzendem Hohn, von teuflischer Verleumdung, das im „guten Bürger" aus Volkmanns neidgeschwollenem Herzen jeden Tag aufs Neue seinen guten Namen verunehrte! Wie hatte Helene dabei unsäglich mitgelitten — um seinetwillen! War da ihrem sonst so großen Frauenherzen fast nicht der letzte Tropfen tröstenden Balsams ausgegangen und war ihr nicht das aufrichtende Wort auf der Lippe erstorben gewesen? O! wie schwand da all' ihr bisheriges Leid gegen dieses eine hin! Er, der allezeit derselbe unbefleckte Ritter geblieben, der das Gemeine gehaßt und niedergekämpft in und außer sich — wie einst sein Vater ihn gelehrt — zum erstenmale war er jetzt da gestanden, schwertlos, schildlos, vor aller Welt vom Drachen der Gemeinheit angefallen und von seinem Giftgeifer über und über besudelt. Und wenn er jetzt nicht gewählt würde, wenn des Volkes irre geführte Stimme als trügerisches Gotteswort dadurch das Verdammungsurtheil über ihn spräche! Wenn dieses Drachen Lügen dadurch falsche Wahrheit würden und seiner Ehre fleckenlose Wahrheit eine schmutzige Lüge! — Das wäre Hermanns Tod, sein geistiger und leiblicher heimtückischer Meuchelmord! — Das waren die Qualen, unter denen Helene jetzt innerlich seufzte und mit sich rang.

„Fritzel! ich bitte dich: geh' jetzt heim! Ich höre nichts mehr und sehe nichts mehr als nur meine tödtliche Angst. Du weißt: heut ist der Tag der Wahl. Hermann kann jeden Augenblick heimkommen mit froher oder düsterer Botschaft. Ich habe mich unterdessen bei dir zerstreuen und vergessen wollen. Aber jetzt kann ich nicht mehr. Zu furchtbar ist diese Angst jetzt in mir

aufgewacht. O laß mich allein! Ich muß beten, beten. Nur im Gebet, nur im Antlitz meines Gottes habe ich den Muth, auf Hermann jetzt zu warten."

Und der Schäferfritz küßte ihr, mit ſtummem Mitleid in dem treuen Auge, die liebe Lehrerhand und trat bekümmert ſeinen Heimweg an. Aber Helene ging jetzt in das Kinderzimmer. Vor dem Bilde des Gekreuzigten über dem ſchlafenden Knaben warf ſie ſich hin. Das kleine Röschen, das harmlos mit ihrer Puppe ſpielte, hieß ſie vor ſich knien und umſchlang ſie vor ihrem Mutterherzen mit inbrünſtig gefalteter Hand, und mit zitternder Stimme flehte ſie hinauf:

„O mein Herr und Heiland! Du weißt: erſt heute Morgen bin ich vor dir gekniet und habe dich angerufen in meiner Noth: O du gegeißelter und mit Dornen gekrönter, du mit Wermuth getränkter und ans Holz der Schmach geſchlagener König Himmels und der Erde! o laß zu Schanden werden all' den Hohn und die Lüge, womit neidiſche Feinde meines Herzens Geliebten gegeißelt und an den Pfahl der Schmach ſeine Ehre geheftet! Du glorreich Auferſtandener laß gnädig wieder auferſtehen ſeinen ehrlichen Namen aus dem Grabe der Verleumdung, laß wieder freudiges Oſtern werden in meinem trauernden Hauſe! Denn ach! des Mannes Ehre iſt ja des Weibes höchſter Stolz und ſeines Namens Schmach iſt ihre tiefſte Trauer. O! alles, alles Leid, ich will's aufs Neue muthig durchkämpfen, nur dieſen einen bitterſten Kelch nimm erbarmend von ihm und mir! — Und ſollte ich ihn dennoch leeren müſſen, wie dieſe Todesangſt mir ahnend prophezeit, o dann, du Allmächtiger, dann flehe ich zu dir, und mit mir dieſes Vaters unſchuldiges Kind: o dann ſtärke mich, das ſchwache Weib, damit der vielleicht ſchon jetzt zu Boden geſtürzte Mann ſich wieder an mir aufrichten kann, als an einem unzerbrechlichen Stabe. — Mutter der Schmerzen, mit ſiebenfachem Schwerte durchbohrt, ſiehe, hier liegt eine andere Mutter vor dir! Noch weiß ich nicht,

ob auch auf mein Herz das Schwert, das über ihm schwebt, wird niederfallen . . .“

Aber horch! Hallt jetzt nicht sein Tritt im Corridor? Und mit welch' eiliger Hast! So stürmt nur gute Botschaft her. Und die Thür fliegt auf. „Ich habe gesiegt, Helene! glänzend gesiegt!“ jubelt Hermann mit ausgestreckten Armen ihr entgegen. Und mitten aus ihrem Beten springt sie empor und fliegt ihm an Hals und Mund. „O! Gott sei darum gelobt!“ schreit sie hinaus. Erschrocken blickt Röschen zu ihnen auf. Und freudetrunken hebt der Vater sein Kind auf den Arm.

„O mein Weib, mein Kind! danket Gott, mein Name, meine Ehre ist gerettet! Gottes Stimme hat gerichtet in des Volkes Stimme. Meine Feinde sind geschlagen. Die Gemeinheit liegt am Boden. O bin ich jetzt ein ganz und gar glücklicher Mann! Ich bin des Volkes Erwählter, und seines Rechtes rein erklärter Streiter. O Helene! nun hast du deinen ganzen alten Hermann wieder, wie einst in seinen besten Tagen! Und du, mein Kind, den alten, zärtlichen Vater! Nun hab ich keinen Wunsch mehr auf dieser Erde als mein und dein und meiner Kinder langes, langes Leben.“

Und da Helene jetzt noch einmal, vor Dank und Freude ganz aufgelöst, an seinem Halse gehangen, da troff ein Strom von süßen Zähren an seinem Herzen nieder. Das waren ihre ersten stummen Reden.

Auch Röschen hatte noch kein Wort, so war sie noch von diesem Freudeschreck zerschlagen. Aber in ihrem unschuldigen Kinderherzen dachte sie: „O Gott, wie freu' ich mich! nun ist der arme Vater von seinem bösen Zauber erlöst.“

IV.

Der Herzog.

Unwirthliche Novemberstürme brausten über die Herzogsstadt hin. Kalte Regengüsse und lustiger Schneeflockentanz stritten sich noch um die Herrschaft am meist sonnenlosen Himmel. Nur hie und da noch trotzten in den riesigen Baumgruppen des Schloßgartens die Blätter dem schon längst in Kraft getretenen Gesetz ihres Niederfalls. Aber in jeder neuen Sekunde nahmen sie, ohnmächtig längeren Widerstandes, immer zahlreicher traurigen Abschied von den in schöneren Tagen so liebgewordenen Zweigen, daran sie das goldene Licht erblickt, in dessen Glanz sie so fröhlich gegrünt und geplaudert unter all' den abertausend gleich lebenslustigen Gesellen. Manchmal aber fuhr ein scharfer Windstoß, als Mahnbote der unerbittlichen Natur, so zornig durch die Parkwipfel, daß gleich ganze Schaaren von Widerspänstigen in braunem Laubregen zitternd niederrieselten.

So ist's im Gottesreiche des Geschaffenen bestellt. Das Abgestorbene muß Platz machen neuem Leben, und das Verwesende befruchtet den Keim neuen Werdens. Aus Tod wird Leben und aus Leben Tod. Und doch ist Alles nur Leben und nichts ist Tod.

Horch, wie der Novembersturm auch jetzt wieder im Schloßgarten die letzten Blätter zur Unterwerfung zwingt! Es ist schon

lange tiefe, schwarze Nacht. Aber siehe, dort in den langgestreckten Bogenfenstern der Herzogsburg brennt noch Licht. So komm mit mir herauf! Auch da drinnen schauern jetzt abgestorbene Blätter nieder — von des Herzogs jungem Leben! — Aber sogleich treiben neue schwellende Knospen nach. Spätherbst und Frühling in einer und derselben Stunde.

* * *

„Hörst du ihn wieder, [redacted] wie er mit sich selber spricht, und wie laut und heftig," sagte im fürstlichen Vorzimmer ein schon weißhaariger Lakai zu seinem jüngeren Collegen mit feistem und verschmitztem Gesicht.

„Ja, du hast Recht, [redacted]! Was er heute nur wieder hat?" erwiederte dieser. „Wenn ich's nicht ganz bestimmt wüßte, daß er allein drinnen wäre, dächte man doch, daß er im ärgsten Zorn jemanden herunterkanzle!"

„Und daß er überhaupt heute so lang arbeitet," fuhr der treue, alte Lorenz kopfschüttelnd wieder weiter. „Das war doch sonst seine Art gar nicht! Jetzt ist es schon halb elf und heut ist Ball beim englischen Gesandten. Da wollte er doch hinkommen. Nun wird's wohl nichts mehr damit werden. Er hat ja noch nicht einmal Toilette gemacht."

„Ich weiß nicht, Lorenz," sagte wieder der Andere, „unser Allergnädigster ist schon seit ein paar Wochen nimmer recht beisammen. Wie war es doch erst vorgestern wieder bei der Treibjagd im Sauforst? Ist er nicht der beste Schütz am ganzen Hof? Und dort fehlt' er dir einen Keiler, der so nah' an ihm vorüberlief, daß ihn der letzte Jagdbube hätte treffen müssen. Ich sah's selber mit an. Er hat seine Gedanken immer wo anders. Und ärgerlich war er — na, das war dir eine verflucht lustige Jagd. Sogar beim Souper auf'm Waldschlößchen ging's so trübselig

der, als wär' es ein Leichenſchmaus. Aber dafür waren wir Andern in der Förſterei um ſo luſtiger."

„Ja wohl, ich hab' mir's auch vom Büchſenſpanner ſagen laſſen," fuhr der alte Lorenz wieder weiter. „Der Allergnädigſte ſoll ja gar nicht zum Haben geweſen ſein, ſo übellaunig und zerſtreut. Und was war das geſtern wieder für eine Geſchichte? Steht alles fix und fertig auf dem Exercierplatz; die ganze Generalität reitet ins Schloß, und will den Herzog abholen, weil die neuen Uniformen von ihm inſpicirt werden ſollten; und pumps läßt der Allergnädigſte die ganze Revue wieder abbeſtellen. Ja, ja! Kurioſe Geſchichten! Was man davon nur denken ſoll?"

„O ich, Lorenz!" ſagte der Ludwig mit blinzelnden Augen, „ich kann mir's ſchon zuſammenreimen. Weißt du, die Demokraten thun dem Herzog ſo viel Aerger an, daß ihm all' ſein altes Plaiſir verleidet wird. Denn in der Kammer ſoll es ja jetzt wieder ganz blutroth hergehen, hab' ich erſt heut im guten Bürger geleſen; ganz wie anno Achtundvierzig, und den Hauptſchreier, den haben ſie gar aus der Reſidenzſtadt ſelber hineingeſchickt. Ha! muß ein ſauberer Patron ſein, der Advokat Stark, ein Hauptſpitzbub und Intrigant. Na, der gute Bürger nimmt ihn aber auch alle Tage hölliſch dafür her, und deckt ihm ſeine geheimen Schliche auf. Haſt du denn vor ein paar Tagen das Gedicht vom Schweinskopf nicht geleſen, wie dieſer Erzſchleicher durch den abgedankten Miniſter Kornthal hieher gekommen iſt? Ha! ha! das war dir fein gegeben. Ich hatt' es Anfangs gar nicht verſtanden, aber auf der Weinſtube zum faulen Pelz, da haben ſie mir's auseinandergelegt, wie dem Kerl ſein ganzer Name in den Anfangsbuchſtaben gedruckt ſtand. Ich ſage nur, wie der überhaupt noch die Frechheit haben kann, vor aller Welt ſein Lügenmaul jetzt aufzuthun, wo ihn doch der gute Bürger in ſeiner ganzen Nichtsnutzigkeit an den Pranger geſtellt hat. Aber ſo ſind ſie alle miteinander, dieſe rothen, heimtückiſchen Hunde.

Erst den einen Minister anwedeln, bis er ihnen einen Brocken Gnade zuwirft, und dann den andern, den man nimmer braucht, in die Beine beißen. O wenn ich nur einen halben Tag zu commandiren hätte, Bomben und Granaten ließ ich unter diese rothen Köter platzen, daß sie alle miteinander ihrem höllischen Patron in den Rachen fahren sollten. Ja, der gute Bürger hat's auch schon so verblümt angerathen und er hat auch ganz Recht. Denn wenn man diese Banditen wieder so forthausen läßt, wie anno Achtundvierzig, so bliebe von diesem Schlosse kein Stein auf dem andern und unser Allergnädigster sammt Ministern und Hofstaat bis zum letzten Stallbuben müßten am Galgen hangen."

„Na, na, Ludwig! mach's nur nicht gar zu arg!" sagte der Alte mit abwehrenden Händen. „Man dächte, du habest ein paar Flaschen Wein über den Durst getrunken. Und überhaupt mit dem guten Bürger da . . ."

Im Arbeitszimmer des Herzogs, das durch einen Durchgangssaal von beiden getrennt war, hörte man jetzt so heftig klingeln, daß das Wort auf des Alten Zunge erstarb. Und eilig huschte er fort, um seinem gnädigsten Herrn zu Befehl zu stehen.

Dieser, ein Achtundzwanziger, das Bild eines schönen Mannes von hoher, ritterlicher Gestalt und edelstem Antlitze, dem der dunkle, wohlgepflegte Schnurrbart ein unverkennbar soldatisches Aussehen aufprägte, auch wenn der Waffenrock, den er beständig trug, dieses nicht verrathen hätte, ging mit erregten Schritten auf und nieder. Ohne den Lakaien besonders anzusehen, warf er jetzt hin:

„Der Geheimrath soll augenblicklich zu mir kommen!"

„Zu Befehl, Euer Hoheit!"

„Aber wird er noch wach sein?"

„O ich denke wohl, gnädigster Herr! Der Herr Geheimrath pflegen gewöhnlich bis Mitternacht zu arbeiten."

„Nun gut! Und schläft er schon, so laß ihn wecken! Also schnell!"

Der Diener eilte, ſo raſch ihn ſeine Füße trugen, durch einen langen Gang des weiten Schloſſes in die Wohnung des Geheimrathes von Schellenberg, der ſchon ſeit fünfundzwanzig Jahren die Stelle eines erſten Secretärs und vertrauten Rathgebers am Hofe bekleidete. Beim Regierungsantritt des jungen Herzogs war er vor vierthalb Jahren ſehr gerne von dieſem übernommen worden, da er die treuerprobten Dienſte und unverbrüchliche Anhänglichkeit des alten Herrn zu gut kannte, um nicht auch für ſeine Perſon das Vertrauen des verſtorbenen Vaters auf ihn zu übertragen.

Ob der junge Herzog am Beginne ſeiner Regierung kurz vor dem Jahr Achtundvierzig nicht dennoch beſſer gethan hätte, ſich eine jüngere Geiſteskraft an die Seite zu ſtellen, mag nicht ſtark bezweifelt werden. Denn der Geheimrath, jetzt nahezu ein Siebziger, war einer jener nicht allzu begabten Männer, die in ruhigen Zeiten und bei gewohntem Geſchäftsgang Alles bis aufs Kleinſte mit pünktlicher Zierlichkeit beſorgen, denen aber in aufgeregten Tagen und außerordentlichen Vorkommniſſen der höhere Blick und geniale Muth gebricht, ſich über das Neue zu ſtellen und es zu beherrſchen. Jedenfalls war er aber ein wohlwollender Mann, der Jedem gerne half, ſo gut er konnte, und deſſen Höflichkeit von dem Firniß glatten Hoftones niemals überpinſelt geweſen. Der gehäſſige Name „Hofſchranze“ wäre wohl ſelten mit mehr Unrecht auf irgend Jemand an einem Fürſtenhof angewendet worden. Und ſchon ſeine ganze, äußerſt gemüthliche Phyſiognomie mit dem ehrlichen Blick und dem wohlgepflegten Geſicht unter dem ſpärlichen, weißen Haare bildete einen vollſtändigen Gegenſatz zu dem mit einem Hofſchranzen gewöhnlich verknüpften Typus.

Jetzt trat der Herzog wieder an ſeinen Arbeitstiſch, nahm ein loſes, gedrucktes Heft, das er vorhin erſt in tiefſter Erregung hingeworfen, wieder in die Hand, und überlas zum zweitenmale ein paar Seiten darin, deren Inhalt auch diesmal wieder ſein

Antlitz zu tiefstem Nachsinnen in Falten legte. Es war der stenographische Bericht der letzten Kammersitzung, und was er las, das waren Sätze aus Doctor Starks zweistündiger Rede, darin er während der Adreßdebatte seine Anklage gegen das verfassungsfeindliche Ministerium begründet hatte. Diese lauteten also:

„Zuletzt noch das, meine Herren! — Man hat mich von der Seite mir gegenüber einen Idealisten geheißen. Nun wohl! ich acceptire diesen Titel. Ja, mit Stolz bekenn' ich von mir: ich will es sein und werd' es auch mein Lebenlang bleiben. Denn, was ist eines Volkes Leben doch noch werth, wenn es aufgehört hat, nach dem Ideal seiner gesetzmäßigen Freiheit hinanzustreben? Wenn es sich zufrieden gibt, auf dem halben Wege seiner Entwicklung ernüchtert stehen zu bleiben, den Schein für die Wahrheit, und für sein gutes beschworenes Recht zügellose Willkür hinzunehmen? — Jedes Recht, jedes Gesetz, meine Herren, trägt die sittliche Bedingung schon von selber in sich, daß es auch in idealer Wahrheit im Leben sich erfülle. Und verleugnen Sie nur erst in diesem Saale das ideale Ziel, nach dem wir Alle streben sollen, dann frage ich Sie: wo liegt die praktische Grenze, an der Ihre Wünsche und Forderungen stille halten wollen? — Aber, meine Herren, wenn ich erwäge, wie die Dinge jetzt noch bei uns liegen, und welche Forderungen ich selber für eine aufrichtige Neugestaltung unseres Verfassungslebens ausgesprochen habe, dann sind wir, das weiß der Himmel, noch gar sehr weit entfernt von irgendeinem constitutionellen Ideale. So sagen Sie selbst, was habe ich denn im Namen meiner politischen Freunde verlangt? — Daß aus der jetzigen constitutionellen Heuchelei aufrichtige Wahrheit werde; daß von nun an statt der einseitigen Schleichwege willkürlichen Ministerregiments in unserm Staatshaushalt der gerade, ehrliche Weg gesetzmäßiger Vereinbarung zu betreten sei; daß man den guten Willen habe, die

ſchon geſchaffenen Geſetze im Geiſt und in der Wahrheit auch wirklich zu vollſtrecken, und denen, die unſere Zeit noch unaufſchiebbar verlangt, nicht immer wieder und ohne jede Noth einen Riegel vorzuſchieben. Und endlich fordern wir von den hohen Herren am Miniſtertiſche, daß ſie nicht, dem ganzen Geiſt der Verfaſſung zuwider, ſich hinter den Thron verſtecken und ſich von ihm decken laſſen, ſondern daß ſie muthig dem ganzen Volk vors Angeſicht treten und die geheiligte Perſon des Monarchen mit dem Schild ihrer Verantwortlichkeit ſchützen ſollen. — Wollen Sie dieſe meine Forderungen idealiſtiſche ſchelten, wohl, meine Herren, thun Sie das! Aber erlauben Sie dann auch mir, jene praktiſche Staatsweisheit zu beklagen, welcher Schein und Lüge mehr gilt als Wahrheit, und zügelloſe Willkür mehr, als die geheiligte Ordnung des Geſetzes. — Ja, meine Herren, in dieſem Sinne bin ich ein Idealiſt und werd' es bleiben, ſo gewiß, als die Wahrheit ſelber nur als Ideal Sinn und Berechtigung hat . . ."

Und wieder warf der Herzog die Blätter auf den Schreibtiſch: „Nun, ihr Herren Miniſter! Iſt das auch ein verkappter Demagoge und ſcheinheiliger Rabuliſt? Nein, beim ewigen Gott! Entweder hat dieſer Advokat die Wahrheit geredet, wie kein Menſchenherz ſie aufrichtiger empfinden kann, oder er iſt ein ſo heillos verderbener Lügner, wie ich in ſolch' teufliſcher Wahrheitsmaske keinen für möglich gehalten. Weg nun mit all' dieſen Zwiſchenträgereien und all' dieſem Beobachten durch fremde Augen! Nun will ich einmal ſelber ſehen, ſelber hören, mit meinen eigenen fünf Sinnen mein Urtheil faſſen. Dieſen Doctor Hermann Stark muß ich kennen lernen."

Der Herzog wollte eben ſein erregtes Auf- und Abgehen wiederholt beginnen, als der alte Geheimrath in ängſtlicher Geſchäftigkeit hereintrat. Sein ganzer Geſichtsausdruck war eine ſtumme, ſtaunende Frage, was wohl ſeinen Herrn bewogen haben

möge, ihn zu dieser ganz ungewöhnlichen Nachtstunde noch zu sich bescheiden zu lassen.

Rasch hatte der Herzog sich jetzt nach ihm umgedreht und zwang sich zu freundlichem Lächeln: „Ah! guten Abend, mein lieber Schellenberg! Ich sehe Ihnen die Verwunderung im Gesicht an, daß ich Sie noch spät habe rufen lassen. Aber ich würde heute Nacht wahrscheinlich sehr schlecht schlafen, wenn ich jetzt nicht noch so manches mit Ihnen bereden würde, was mir gerade Herz und Kopf voll gemacht. Nehmen Sie Platz, lieber Geheimrath! Wir haben etwas länger miteinander zu reden!"

Der Herzog deutete auf einen Stuhl neben dem Schreibtische, daran er sich selber niederließ. Sein Secretär setzte sich mit großen Augen auf den ihm angewiesenen Platz. Des Fürsten Miene war nun wieder ungewöhnlich ernst geworden. Und in seltsam bitterem Ton unterbrach er jetzt die feierliche Stille dieser Nachtstunde.

„Schellenberg! soll ich Ihnen jetzt etwas unter vier Augen anvertrauen, was ich noch Niemanden gesagt und auch Keinem mehr sagen werde, worüber ich aber dennoch mit einer einzigen Menschenseele außer mir reden muß, daß die gedrückte Brust mir etwas leichter werde? Schellenberg, wollen Sie dieses Geheimniß erfahren?"

„Eurer Hoheit huldreiches Vertrauen wird mir allezeit das theuerste Pfand Höchstihrer Gnade sein," betheuerte mit dem Ausdruck ängstlicher Spannung der ehrwürdige Herr.

„Nun denn, so sollen Sie's hören," sagte der Herzog noch laut. Dann neigte er seinen Mund an des Geheimraths Ohr und mit dem bebenden Tone verhaltenen Unmuths flüsterte er ihm zu:

„Schellenberg! ich bin erbärmlich schlecht erzogen worden ..."

„Eure Hoheit!" rief der Geheimrath erschrocken hinaus und faltete betheuerlich die Hände.

„Ja wohl, Sie erſchrecken! Nicht wahr, ſolches Wort haben Sie aus Fürſtenmund wohl noch nie gehört? Aber glauben Sie mir: ich bin noch viel ärger darüber erſchrocken, als ich es zum erſtenmale zu mir ſelber geſagt. Doch weiter!“ Und die Bitterkeit ſeiner Stimmung verſchärfte ſich noch.

„Wenn ein armer Schuhflicker einen Sohn hat, der nach dem väterlichen Abſterben das Geſchäft übernehmen und fortſetzen ſoll, ich bin feſt überzeugt, dieſer Vater wird dieſen Sohn ſo bald und ſo gründlich als nur möglich das Schuhflicken zu lehren trachten, daß, wenn er ſelber zum Sterben komme, ſein armſeliges Handwerk bei dem nachlebenden Sohn in guten Händen ſei. Das thut mit nur ein wenig Verſtand und Liebe ein niedriger Schuhflicker an ſeinem Sohne. Aber, mein lieber Schellenberg, als Fürſt ein ganzes Land zu regieren, das wird dem Sohne von ſeinem Vater nicht gelehrt. Und wozu denn auch? Regieren iſt ja eine ſo kinderleichte Kunſt, beſonders heutzutage! Zudem ſagt ja auch ein uraltes, bequemes Sprüchwort: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verſtand.“ Und da das Fürſtenamt im Lande das höchſte iſt, ſo wird der liebe Gott doch wohl auch dem Fürſten den größten Verſtand dazu ganz von ſelber verleihen. Nicht wahr, das iſt doch nur ganz logiſch gedacht? Alſo, wozu noch erſt regieren zu lernen? Wie unnütz und langweilig! Nun, mein lieber Schellenberg, Sie machen ein abſonderliches Geſicht zu meinen Worten! Sind Sie vielleicht nicht derſelben Meinung?“

„Eure Hoheit ſind heut in ſehr unfreudiger Laune,“ ſagte der Geheimrath mit dem Ausdruck der höchſten Verblüfftheit, in der er faſt nicht mehr wußte, ob er noch richtig höre oder nicht.

„Nein, Schellenberg!“ erwiederte der Herzog mit ironiſchem Lachen. „In beſtem Humor bin ich, nur etwas mit Salz verſetzt; und Salz iſt ja bekanntlich das probateſte Mittel gegen jedes Verfaulen, wovor auch Fürſten ſich in Acht zu nehmen

haben. Doch kommen wir wieder auf unser humoristisches Thema zurück! — Ei mein lieber, guter Geheimrath! Sie haben ja selber meine erbprinzliche Erziehung mitdurchlebt. So sagen doch Sie mir, was für besondere Regentenstudien man mich hat machen lassen! Doch es ist ja wahr, da fällt mir alles Mögliche jetzt ein, daß ich kaum Alles aufzählen kann. Wie bin ich ungerecht! Ich habe ja ganz unendlich viel gelernt. Bin ich nicht der famoseste Schütze im ganzen Lande geworden? Welcher Cavalier will mich im Reiten und Tanzen übertreffen? Und verstehe ich nicht, ein Regiment zu drillen und zu kommandiren, wie der geschulteste Oberst von Profession? Und dann, richtig, ha! ha! schier hätt' ich's ganz vergessen — ja wohl, ich war ja auch vier Semester auf der Universität, sogar auf zwei sehr berühmten im Auslande. Ob ich zwar gar viel dort studirt habe? Ich weiß es wirklich selber nimmer recht. Nur so viel will mir hinterher vorkommen, als ob die Cavaliere, die man mir zu Begleitern mitgegeben, zu jener bedenklichen Species von Mentoren gehört hätten, auf die das Sprüchwort paßt, daß man den Bock zum Gärtner macht. Wenigstens erinnere ich mich noch sehr gut, daß wir eine ausnehmend lustige Zeit zusammen verlebt und dreimal mehr Geld verbraucht, als uns ausgemacht gewesen. Ja, Sie glauben gar nicht, mein lieber Geheimrath, was so ein Erbprinz als Student für Versuchungen und Ausgaben hat und wie blutwenig Zeit und Lust zum Studiren, vorab wenn man schon zuvor unter den verschiedenen Hofmeistern daheim so gründlich eingeschult worden ist, eigentlich gar nichts zu lernen, da man ja es zweifellos ohne Studium und Examina dennoch im Staate bis zum Herzog bringen werde. Ha! ha! Wozu denn auch nach etwas ringen und sich damit abquälen, zu dem man schon ohnehin mühelos geboren ist?"

Der alte Geheimrath saß wie versteinert da, da er den Ausbruch dieses „fürchterlichen Humors," wie er ihn innerlich nannte,

nun zu Ende gehört hatte. Und es kostete ihn jetzt allen vorräthigen Muth, um sich wenigstens mit einer schüchternen Einwendung herauszuwagen.

„Aber Eure Hoheit wollen doch gnädigst sich erinnern, daß, wenn Höchstdieselben wirklich Ihre Universitätszeit nicht so gründlich benützt hätten — was ich indeß dennoch zu bezweifeln mir erlaube — das dann aber doch jedenfalls nicht die Intention des höchstseligen Herrn Vaters gewesen ist."

„Mag sein, lieber Schellenberg, gut von Ihnen gemeint!" warf der Herzog leicht hin. „Aber trotzdem kann ich mich nicht im mindesten erinnern, daß man bei meiner Heimkunft von der Hochschule irgendwie mit mir unzufrieden gewesen. Ganz einfach, weil sich Niemand darum bekümmerte, was ich denn eigentlich studirt oder vielmehr nicht studirt. Ich war zwei Jahre auf der Universität gewesen, der Anstand nach außen war gewahrt, die väterliche Pflicht erfüllt, und damit war es abgethan. Nun hätte man freilich weiter meinen sollen, mit einundzwanzig Jahren wäre ein Erbprinz wohl verständig genug gewesen, daß der Herzog dann und wann mit ihm ein belehrendes oder warnendes Wort über die Kunst des Regierens gesprochen haben dürfte; daß er ihm nicht schnell und freudig genug den Schatz seiner dreißigjährigen Regentenerfahrung hätte erschließen und ihn mithineinschauen lassen sollen in den Organismus und das Getriebe des staatlichen Webstuhles; man hätte freilich glauben sollen, daß dem Erbprinzen vor dem Herzogwerden ein paar Jahre solcher oberflächlichen Regentenpraxis mindestens gerade so Noth gethan hätten, wie dem absolvirten Studenten seine zehnjährige Praxis zum Assessorwerden. Aber — aber — mein lieber Schellenberg, ja freilich, zu solcher Vorschule hätte der hochselige Herzog sich erst mit dem Gedanken gründlich vertraut machen müssen, daß auch er selber ein sterblicher Mensch sei und ich wirklich einst sein Nachfolger sein werde; dann hätte ja der Herzog jeden Funken unglückseliger

Eifersucht auf den Erbprinzen zuvor in sich ersticken müssen. Und, o über diese chronische Geisteskrankheit all' der kleinen gnädigsten Erdengötter, daß ihnen der Erbprinz fast immer im Wege steht, wie ein unliebsamer Mahner an ihre hinfällige Menschlichkeit!"

„O Eure Hoheit! ich kann es nimmer mitanhören. Das Herz möchte mir bluten," rief jetzt der Geheimrath, über seinem aufrichtigen Schmerze jede Bedenklichkeit vergessend, „so thun Höchstihre Worte wehe dem Andenken des höchstseligen, vortrefflichen Herrn Vaters."

„Wer hat von einem Vater gesprochen?" fuhr der Herzog erregt in die Höhe, „nur von dem vorigen Herzog hat der vorige Erbprinz geredet, und wahrhaftig, deß ruf' ich den König Himmels und der Erde zum Zeugen an, an dem Erbprinzen hat der Herzog nicht wohl gethan."

„Aber um Himmels willen, durchlauchtigster Herr! was ist denn nur mit einemmale Neues geschehen, daß Eure Hoheit so völlig außer sich kommen?" rief der Geheimrath, noch ganz erschüttert von des Herzogs noch nie vernommener Rede.

„Neues, lieber Schellenberg? „Neues gar nichts, seit der Herzog im Grabe liegt. Und wie sollte es auch unterdessen zwischen uns Beiden geschehen sein?" sagte der junge Fürst mit vor Wehmuth gehobener Stimme. „Nur das Alte, was lange schon an mir geschehen oder leider nicht geschehen, nur dieses Alte ist jetzt auf einmal in mir zum neuen Bewußtsein geworden. O jetzt, da abermals zwei feindliche Parteien an meinem Herzogsmantel hin- und widerzerren, da die eine die andere des Verrathes zeiht, jetzt, wo ich mit meinem fürstlichen Worte zwischen „Ja" und „Nein" mich entscheiden sollte, jetzt werde ich zum erstenmale in mir inne, welch' eine erdrückende Last von Fürstenpflichten auf meinen Schultern liegt und wie wenig ich bisher gelernt, als weiser Regent an meinem Volke sie zu erfüllen. Und jetzt endlich fällt's mir wie Schuppen von den Augen, was man an dem

Erbprinzen einſt Alles geſündigt und wie ſchwer es nun dem Herzog wird, das Alles wieder gutzumachen. O ſagen Sie ſelbſt, lieber Geheimrath! war das nicht eine bittere Ironie des Schickſals, daß es gerade dann meines Vaters Hand erſtarren gemacht und mich in dem Staatsſchiff an das Steuer geſetzt, gerade damals, wo das Meer bald darauf im wildeſten Sturme ging, mich, den man bei ganz ruhiger See nicht einmal zuſehen gelaſſen, wie man das Steuer nur in die Hand nimmt?"

„Aber Eure Hoheit haben ja trotz alledem dieſe ſchwere Zeit glorreich überſtanden," ſuchte wieder der Geheimrath zu begütigen.

„Ja, glorreich überſtanden!" fuhr der Herzog, darüber nur noch erregter, ihm ins Wort. „Käme dieſe Rede jetzt nicht aus Ihrem Munde, bei Gott, als bitterſter Hohn würde ſie mich beleidigen. Wie hab' ich dieſen Sturm überſtanden? Thatlos hab' ich Alles gehen gelaſſen, wie's eben ging. Wie ein Kind, das arglos noch an ſeinem Spielzeug ſich erfreut, während der Firſt des Hauſes ſchon in Flammen ſteht, hab' ich gejagt und manövrirt und bei den Balletproben neue Figuren einſtudiren helfen; den jungen Erbprinzen hab' ich gehätſchelt und für die Herzogin in noch nie geſchautem Glanze Bälle und Feſte in Scene geſetzt. So hatte die Angewohnheit fürſtlicher Vergnügungsluſt den ungewohnten Ernſt dieſer ſchweren Zeit in mir gar nicht aufkommen laſſen. So hatte ich den Abgrund von fürſtlichem Nichtswiſſen in mir gar nicht geſehen und auch Niemand anklagen können, daß er ihn mir nicht zur rechten Zeit mit Kenntniſſen und Erfahrungen ausgefüllt. Jetzt aber ſtarrt dieſer Abgrund mich an in ſeiner ganzen Leere. Wie ein mahnender Geiſt ſteigt mein Pflichtbewußtſein daraus hervor. Jetzt will und jetzt muß ich werden, was ich als Herr meines Landes ſein ſoll. Noch iſt es Zeit, das Alles nachzuholen, noch fühle ich dazu den Willen und die Kraft in mir. Und der dieſes Wunder in mir vollbracht, der lebt nicht an meinem Hofe, der iſt kein Miniſter und trägt

nur einen bürgerlichen Namen. Und dieser Name heißt: Hermann Stark!"

„Hermann Stark?" rief jetzt der Geheimrath wie von plötzlichem Donnerschlag erschrocken, und fuhr zitternd in die Höhe, „der oppositionelle Advokat?"

„Nun, Sie kommen ja ganz außer sich, wozu dieses gewaltige Staunen? Ja wohl, ganz derselbe, der oppositionelle Advokat, der zum erstenmale und mit solch' bezwingender Wahrheit wie noch keiner von allen Herren meines Hofes und Ministeriums als Advokat meines besseren Selbst mich in siegreiche Opposition versetzt da drinnen in der Kammer meines Herzens. Ja, diesen oppositionellen Advokaten, meinen und des Landes Wohlthäter, muß ich kennen lernen. Schaffen Sie mir ihn her!"

Der Geheimrath war erst jetzt auf die höchste Höhe der Verwunderung hinaufgehoben worden, und mit fast weinerlicher Stimme rief er aus: „Den Mann kennen lernen? Und ich ihn herschaffen? Aber bedenken denn auch Eure Hoheit, welch' verwirrenden, ja welch' geradezu gefährlichen Eindruck dieses auf alle Conservativen im ganzen Lande — —"

„Schon gut! schon gut!" schnitt ihm der Herzog rasch den Satz ab. „Ich war so frei, mir dieses Alles bereits selber vorzuhalten. Vor Allem frage ich Sie jetzt, lieber Schellenberg, haben Sie dieses Advokaten letzte Kammerrede gelesen?"

„Das wohl, gnädigster Herr, das wohl," stotterte der Geheimrath; „aber immerhin dürfte doch die ängstlichste Vorsicht geboten sein, ob denn auch wirklich der Privatcharakter dieses Mannes und zumalen eines Advokaten — — o glauben mir Eure Hoheit, mir sind in meinem langjährigen Amte schon die abschreckendsten Beispiele begegnet — —"

„Also, Herr Geheimrath," unterbrach ihn der Herzog mit ernst fixirendem Blicke, „wissen Sie mir vielleicht über diesen Advokaten Stark mit Bestimmtheit etwas Nachtheiliges zu sagen?"

„Nun, mit Bestimmtheit freilich nicht," wich dieser aus, „aber immerhin, wenn man in letzterer Zeit so mancher höchst bedenklichen Andeutung in öffentlichen Blättern auch nur einigen Glauben schenken dürfte . . ."

„In welchen Blättern?" fragte der Herzog barsch.

„Nun, z. B. in einem von der besten conservativen Richtung, das mit ebenso viel Geschick wie Muth die Interessen Eurer Hoheit und aller Wohlgesinnten vertheidigt, im — guten Bürger —"

„Ah! dieses erbärmliche Skandalblatt," fuhr der Herzog unmuthig auf, „wie können Sie dieses mit Anstand vor mir in den Mund nehmen? Mich ekelt vor seinem bloßen Namen."

„Aber gnädigster Herr, verzeihen! Hier muß doch wohl ein kleiner Irrthum obwalten; denn so viel ich mich entsinne, befindet sich dieser „gute Bürger" gar nicht unter den Blättern, die von Höchstihrem Vorleser Eurer Hoheit — —"

„Tagtäglich in ausgewählten Artikeln vorgelesen werden — wollen Sie sagen, und das ist auch ganz richtig, obwohl für diesen sogenannten „guten Bürger" höchst verdächtig. Denn ist er wirklich ein so ausgezeichnetes Blatt, warum wird er mir, dem Landesherrn, denn vorenthalten? Aber wissen Sie, mein lieber Geheimrath," fuhr der Herzog mit ironischem Lächeln weiter, „um Ihnen ganz reinen Wein einzuschenken, so bin ich nämlich seit acht Tagen so frei, außer diesen offiziellen Vorlesungen auch andere Blätter nach eigener Auswahl und mit eigenen Augen selber zu lesen, so gut wie diese stenographischen Kammerberichte, die ich zuvor ebenfalls nur als zurechtgemachte Referate durch die gefärbte Brille meiner Minister zu sehen bekommen. Ich dachte mir nämlich einfach, als Herzog mit achtundzwanzig Jahren doch wohl endlich so mündig geworden zu sein, wie jeder Lehrjunge, der heutzutage ebenfalls ohne jeden Rothstift die Zeitungen liest. Und so sage ich Ihnen denn nochmals, was dieser heuchlerisch sogenannte „gute Bürger" Lobendes über mich und mein Ministerium

und Verdächtigendes über diesen Advokaten Stark tagtäglich in jenem schmutzigen Fetzen Druckpapier zur Welt befördert, verletzt meine fürstliche Denkart so sehr, wie meinen Geruchssinn eine stinkende Kloake."

„Aber wenn Eure Hoheit erst die demokratischen Blätter von anno acht und neun und vierzig gelesen hätten! Welche Skandalsucht gegen alles Bestehende und jeden ehrlichen conservativen Mann sich darin breit gemacht, mit welch' wahrhaft höllischem Hohne sie den Thron und Eurer Hoheit geheiligte Person in den Schmutz gezogen —"

„Nun, mein lieber Geheimrath," durchkreuzte der Herzog energisch, „dann hätte ich jene Blätter einfach geradeso verachtet. Gemeinheit der Gesinnung trägt in beiden Lagern ein gleich häßliches, verabscheuungswürdiges Gesicht. Schmutz bleibt Schmutz. Mögen nun jene ehrlosen Schreiberseelen, die ihre Federn hineintauchen, aus demokratischer oder conservativer Parteileidenschaft lügen und verleumden, mögen sie meinen Herzogsthron stürzen oder stützen wollen. Nur vor wahrhaftiger und mit ehrlichem Muth ausgesprochener Ueberzeugung habe ich Respekt. Aber aus dieses Advokaten Worten weht mich etwas an wie Rittermuth, wie angeborner Geistesadel ohne Falsch und Furcht, so daß ich wohl nicht im Zweifel sein kann, wo ich den wahren guten Bürger zu suchen und wem ich größeren Glauben zu schenken habe, dem Verleumder oder dem Verleumdeten. Darum ein für allemal, mein lieber Geheimrath, so sehr es auch gegen mein Gefühl geht, Sie ohne Noth kränkend bei Seite zu schieben, so muß ich Sie doch jetzt mit aller Entschiedenheit ersuchen: lassen Sie diese, wenn auch noch so wohlgemeinte, ängstliche Bedenklichkeit. Sie paßt einmal nicht mehr in die scharfe Luft dieser neuen Zeit und noch viel weniger zu meinem Charakter. Gelinde gesagt, sie langweilt mich. Und so sehr ich auch begreife, wie sie Ihnen in der vorigen Regierungsmethode zur andern Natur geworden sein mag, so mögen aber auch Sie begreifen, daß nun eben ich

regiere und ſogar von heut an mit dem vollen Bewußtſein als Herzog dieſes Landes. Und da man es entweder unfreiwillig vergeſſen, oder abſichtlich verſäumt hat, den vorigen Erbprinzen in der früheren Regierungsmethode einzuſchulen, ſo muß der jetzige Herzog eben ſeine Regentenſtudien nach eigenen Heften nachholen, und deren Inhalt natur- wie verſtandesgemäß jener Zeit entnehmen, in der er ſelber zu regieren hat. Meinen Sie nicht auch, mein lieber Geheimrath?"

„Ich erlaube mir in ſolchen Dingen gar keine Meinung," erwiederte der alte Herr kleinlaut.

Der Herzog fuhr in gehobenem Tone weiter: „Zwar geſtehe ich gerne, mein Material iſt noch ungeordnet und lückenhaft. Aber das Eine ſteht in mir feſt: „Fürſtliche Ehrlichkeit," ſo lautet die Ueberſchrift des erſten Paragraphs und „fürſtliche Aengſtlichkeit" dünkt mir ein ſolch' unritterlicher Begriff, daß gegen deſſen Niederſchreiben jeder Tropfen meines uralten Fürſtenblutes proteſtirt. Entweder — oder! Auf dieſes Entſcheidungsziel werde ich von nun an mit furchtloſer Entſchloſſenheit losſteuern. Entweder iſt es möglich, mit gewiſſenhaft treuer Befolgung der Verfaſſung als ehrlicher Fürſt das Volk zu regieren, nun gut, dann ſoll mein Volk wie die Geſchichte das Andenken an meine Regierung gleichmäßig ſegnen. Oder es ſtellt ſich im Laufe der Zeit heraus, was meine Miniſter mir täglich in die Ohren flüſtern, aber ich vorerſt nicht befürchten will, daß ich mit dieſer Verfaſſung, wenn ich mich ihr gutwillig füge, allmälig zum willenloſen Schatten herunterſinke, gut! dann werde ich andere Hände neidlos nach dem Herzogsmantel greifen laſſen und auch als Privatmann noch mit Leib und Seele ein echter Fürſt verbleiben. Denn nur mit offener oder verhüllter Gewalt, mit falſchen Auslegungen und Trugſchlüſſen, in ſtetem Kampf gegen mein Volk, mich als wirklicher Regent auf dem Throne zu behaupten, dazu bin ich zu ehrlich und friedliebend. Nur dadurch den Frieden zwiſchen Thron und Land bewahren zu

können, daß ich im Herzogsmantel als fürstliche Marionette figurire, dazu bin ich zu stolz. Und morgen, mein lieber Geheimrath, bestellen Sie mir den Advokaten Stark zur Audienz!"

Damit war der Herzog aufgestanden, der Geheimrath that ein Gleiches und fragte nur noch schüchtern: „Hieher, gnädigster Herr, in das gewöhnliche Audienzzimmer? und um welche Stunde?"

„Nein, nach Bellevue ins Sommerschloß. Punkt acht Uhr Abends. Ich habe meine Gründe für mich und ihn, diese Zusammenkunft als tiefstes Geheimniß zu bewahren. Auch werde ich von Niemand begleitet sein. Und verstehen Sie wohl, auch Advokat Stark soll vor der Hand reinsten Mund darüber halten. Sein Ehrenwort bürge mir dafür! Sie selbst werden ihn beim Herausfahren begleiten. Die Anordnung, wie dieses am besten heimlich geschehe, sei Ihnen selber überlassen. Im linken Flügel werde ich ihn empfangen — im kleinen Saale. Ihn aber zu bewegen, daß er wirklich komme, ihm Alles vorzustellen, was er für das ganze Land vielleicht verloren gebe, wenn er meinem Rufe aus irgend welchen Parteirücksichten nicht Folge leisten würde, das Alles ihm ans Herz zu legen, sei Ihre Aufgabe. So bewähren Sie sich als einen ebenso treuen Diener Ihres Herzogs wie geschickten Diplomaten! Und damit gute Nacht! Ihre Hand, lieber Schellenberg! Ich entlasse Sie mit dem vollen Maße meines Vertrauens und meiner alten Huld. Schlafen Sie wohl!"

Der alte Geheimrath küßte gerührt des Herzogs dargebotene Hand, verbeugte sich mehrmals, dann empfahl er sich und schlich an allen Gliedern bebend, das kahle Haupt fortwährend schüttelnd, an den zwei unterdessen eingeschlafenen Lakaien vorüber durch den Vorsaal.

Auf dem Schloßthurme schlug es eben Mitternacht. Aber aus des Herzogs Studirzimmer und seinem Herzen dämmerte bereits lichter, freudiger Morgen in sein weites Land hinaus, das schlafbefangen davon noch keinen Schimmer ahnte.

V.

Eine geheime Audienz.

Im Sommerſchloſſe Bellevue ſchritt der Herzog bereits eine Viertelſtunde in einem kleinen Saale gedankenvoll auf und nieder. Er hatte heute den ſonſt immer getragenen Waffenrock zum erſtenmale mit bürgerlichem Anzuge vertauſcht. Darin lag eine gewiſſe Symbolik deſſen, was ſeit geſtern Nacht in ſeinem Innern vorgegangen war. Jetzt ſah er nachſinnend in den winterlich ſtummen Park hinaus, über deſſen beſchneite Platanenwipfel die Mondſcheibe feierlich heraufſtieg. Seltſam! Wie leicht war es ihm bei den bisherigen Audienzen immer geworden, Miniſtern und Hofbeamten, Generälen und Diplomaten ſein fürſtliches Selbſtbewußtſein fühlen zu laſſen, ſo froh er auch immer geweſen, wenn er dieſen läſtigen Zwang wieder von ſich abgeſchüttelt hatte. Und vor dieſer ſelbſtgewünſchten Unterredung mit einem bürgerlichen Advokaten beſchlich ihn jetzt eine innerliche Befangenheit. Er mußte ſich gleichſam erſt darauf vorbereiten, um den Landesherrn in ſich dieſem Unterthan gegenüber zur überlegenen Geltung bringen zu können.

Jetzt blieb er ſtehen und hielt mit ärgerlicher Miene die Hand an die Bruſt: „Lächerlich! Ich glaube gar, ich verſpüre Herzklopfen. Warum nur? Was hab' ich doch vor? Einen

Advokaten zu empfangen und seine politischen Ansichten mir vortragen zu lassen! Und ich selber habe das so gewollt, so befohlen, ich, der Herzog, meinem Unterthan. Und darum sollte mein Puls auch nur um eine Secunde jetzt rascher gehen? Er komme nur! Ich werde es ihm nicht so leicht machen, als er sich's vielleicht vorstellt. Auf gar ernste Probe will ich ihn stellen, gar gefährliche Fragen will ich ihm vorlegen. Ja, er soll schon erfahren, daß es doch noch etwas anderes sei, in der Kammer vor meinen Ministern zu reden, als Aug' in Auge mit mir, dem Herzog. Also wozu diese Befangenheit? Dreimal lächerlich! Ich will nicht befangen sein."

Er stampfte mit dem Fuße. Zu gleicher Zeit schlug es auf dem Corridor acht Uhr. Des Fürsten Herz pochte jetzt noch viel mächtiger als zuvor. Und wieder schritt er in Nachdenken versunken auf und nieder.

Laß dein Herz klopfen, edler Herzog! Was will es dich verdrießen? Was brauchst du davor dich zu schämen? Es schlägt ja nur deinem Volk entgegen....

Fünf Minuten darauf hatte der Herzog den Advokaten empfangen. Er war nicht wenig neugierig gewesen, den Mann von Angesicht zu schauen und seine Stimme zu hören, dessen gedruckte Reden einen solch' wunderbaren Auf- und Umschwung in ihm hervorgebracht hatten. Aber schon wie er den Doctor jetzt hereintreten, sich verbeugen und wieder aufrecht stehen sah, schon dieses erste, oberflächliche Beschauen genügte dem Scharfblick des Fürsten zur vollen Ueberzeugung, daß er in Wahrheit den ganzen leibhaftigen Mann nun vor sich habe, wie dieser aus seinen Reden ihm geistig entgegengetreten war. Die so häufige Erfahrung, daß die Bilder bedeutender Menschen, die wir uns nach deren geistigen Erzeugnissen schaffen, in ihrer wirklichen Erscheinung unsere Einbildungskraft oft bedenklich im Stiche lassen, diese Erfahrung verkehrte sich beim Doctor Stark in das gerade Gegentheil. Und

das Herz des Fürſten ſchlug in der Nähe des Advokaten jetzt mindeſtens nicht weniger erregt als vorhin, da er ihn erſt erwartet hatte. Um dieſes läſtige Gefühl abzuſchwächen, hatte der Herzog den Doctor zum Sitzen eingeladen, was dieſer erſt nach wiederholter Aufforderung befolgte, indem er ſich auf ein kleines Eckſopha niederließ. Der Herzog ſaß in einem großen Armſtuhle ihm gegenüber, die Beine kreuzend und mit überſchlagenen Armen.

Noch entbehrte ſeine Stimme der gewohnten, militäriſch ſcharfen Betonung.

„Es iſt wohl das erſtemal, Herr Doctor, daß Sie mit einem Fürſten reden?“

„Ja wohl, Eure Hoheit! das erſtemal,“ erwiederte Hermann mit männlicher Unbefangenheit.

Der Herzog fuhr weiter: „Aber ohne Zweifel haben wohl auch Sie in Ihren geſchichtlichen Studien ſchon den gar oft wiederkehrenden Gemeinplatz gefunden, daß Fürſten entweder niemals die Wahrheit hören wollen, oder wenn auch, ſie doch nur ſelten und niemals völlig zu hören bekommen. Iſt das nicht ſo?“

„Das wohl, Eure Hoheit!“ beſtätigte Hermann ſehr ernſt.

„Nun gut alſo! So will ich denn für meine Perſon die erſte Hälfte dieſes Satzes heute Lügen ſtrafen; daſſelbe bei der zweiten Hälfte zu thun, ſei Ihre Sache, Herr Doctor! Ich will die Wahrheit hören, und Sie ſollen ſie mir ſagen, die ganze rückhaltloſe Wahrheit. Wollen Sie das?“

„So wahr mir Gott helfe!“ betheuerte Hermann mit auf das Herz gelegter Hand.

„Doch noch eine Vorbedingung, Herr Abgeordneter, über die wir erſt miteinander ins Reine kommen müſſen.“ Dabei fixirte der Herzog den Advokaten, als wolle er deſſen geheimſte Gedanken ihm aus dem Antlitze leſen. „Ich begreife, Herr Doctor, daß neben dem Drange, für die Rechte des Volkes ſeine Ueberzeugung auszuſprechen, ein gar ſtarker Reiz auch in dem

Gefühle geborgen liegt, dieses öffentlich zu thun, von Hoch und Nieder angehört, gar oft deßhalb bewundert zu werden und dann noch obendrein durch die Presse im ganzen Land und weit über dessen Grenzen hinaus den Lorbeer eines berühmten Volksmanns einzusammeln. Ja, dieses Bewußtsein dünkt mir so übermächtig mitzuwirken, daß ich glaube, gar manche Kammerrede wäre gar nicht, oder mindestens mit viel weniger Emphase und Ostentation, aber mehr sachlicher Einfachheit, gehalten worden, hätten Zuhörer wie Stenographen solchen Rednern gefehlt und die Zeitungen ihre Spalten verschlossen gehalten. Ferne sei es nun von mir, diesen Satz auf Sie selber anzuwenden. Daß Sie jetzt vor mir stehen, ist wohl der triftigste Beweis, wie ich in Ihren bisherigen Kammerreden nur den ehrlichen Manneswillen erkannt habe, zunächst bloß auf Ihre Collegen und meine Minister überzeugend einzuwirken und über dem wohlgemeinten Eifer für das Beste des Landes den Ruhm Ihrer eigenen Person zu vergessen. Wenn ich mich demnach entschlossen habe, Herr Doctor, Aug' in Auge mit Ihnen über Dinge zu reden, wie sie zwischen dem Landesherrn und einem Unterthan wohl nur sehr selten besprochen werden, so bin ich zu diesem Entschlusse gekommen, weil ich in Ihnen einen Mann von dieses Wortes edelster Bedeutung vor mir zu sehen glaube; einen Mann, der über aller Begeisterung für die Rechte des Volkes dennoch keinen Augenblick die seinem Fürsten schuldige Ehrfurcht vergißt; einen Mann, der in dem erhabenen Bewußtsein, ungehört von aller Welt, unbelobt und unbewundert einzig und allein zum Wohle des Volkes seinem Fürsten die Wahrheit gesagt zu haben, gern auf jeden andern Ruhm verzichtet, außer auf den einzigen, den er in verschwiegener Mannesbrust mit nach Hause trägt. Von einem solchen Manne mich über die Wünsche und geheimsten Gedanken meines Volkes belehren zu lassen, eine solch' demüthige Herablassung dünkt mir meine Fürstenwürde viel eher zu erhöhen als zu erniedrigen. Aber meine Reden der

kecken Kritik von Parteigängern und Zeitungsschreibern zu unterstellen, oder sie auf der Gasse und in den Wirthshäusern bemäkeln und vielleicht auch bespötteln zu lassen, solch' unfürstliche Demüthigung zu erleiden, dazu stehe ich mir als Herzog hundertmal zu hoch, und würde für das Volk mich schämen, dessen Regent ich bin.

„Nun wissen Sie, Herr Abgeordneter, unter welcher Bedingung ich mit Ihnen reden will. Mein Herzogswort bürge Ihnen für unverbrüchliches Geheimhalten jedes hier gesprochenen Wortes, sogar der bloßen Thatsache, daß Sie diesen Abend hier vor mir stehen. Ein gleiches Gelöbniß verlange ich jetzt auch von Ihnen."

Des Herzogs Worte verfehlten nicht, auf Doctor Stark einen mächtigen Eindruck hervorzubringen. Aber dennoch schwächten sie ihm nicht den gewohnten juristischen Scharfblick, mit dem er auch diese kritische Lage rasch überschaute. „Eure Hoheit erlauben mir gnädigst zuvor noch eine Frage!"

„Und diese wäre?" fiel der Herzog gespannt ein.

„Können mir Eure Hoheit auch dafür volle fürstliche Bürgschaft leisten, daß meine heutige Anwesenheit nicht möglicher Weise durch einen Dritten in die Oeffentlichkeit gelange? Eine solche Möglichkeit wäre höchst bedenklich."

„Aber ganz undenkbar," warf der Herzog rasch dazwischen, „denn der einzige Mensch, der von dieser Audienz noch weiß, Geheimrath von Schellenberg, ist verschwiegen wie das Grab. Dafür bürge ich Ihnen. Auch sehe ich im Grunde nicht recht ein, weßhalb Sie so ängstlich bedächtig sind. Dieser Charakterzug liegt nicht in Ihren Reden."

„Doch, Eure Hoheit, wenigstens der innerste Grund davon," erwiederte der Doctor mit ruhiger Würde. „Und mir möge gnädigst erlaubt sein, das kurz auseinander zu setzen und mich des fürstlichen Vertrauens in meine Aufrichtigkeit auch in dieser Vorfrage würdig erweisen zu dürfen."

„Thun Sie das!“ sagte der Herzog mit mildem Ernste.

Der Advokat fuhr gemessen weiter: „Ich meine nämlich dies, mein gnädigster Herzog! Gesetzt den Fall, der auch bei der ängstlichsten Vorsicht immerhin denkbar wäre, die Thatsache dieser so geheim gehaltenen Audienz würde durch irgend einen Dritten, durch ein bloßes Ungefähr, dennoch öffentlich bekannt und ich würde von meiner Partei darüber zur Rede gestellt — ich bitte Eure Hoheit, gnädigst zu bedenken, in welch' ganz unlösbaren Conflict müßte ich dadurch gerathen. Ich wäre dann durch mein verpfändetes Manneswort gebunden, diese Audienz unbedingt abzuleugnen zu müssen. Deßhalb mögen mir Eure Hoheit gnädigst verzeihen, daß ich mein Manneswort zu solch' unverbrüchlichem Schweigen ganz unmöglich verpfänden kann. Gern will ich geloben, daß jedes hier gesprochene Wort in meiner Brust wie im Grabe liegen soll, und daß von mir nie auch nur ein Hauch von diesem heutigen Abend in die Oeffentlichkeit dringe. Denn davon zu schweigen, daß ich als redlicher Patriot vor Eurer Hoheit hier die Wahrheit spreche, daran hindert mich weder mein politisches Gewissen, noch mein Charakter als wahrhaftiger Mann. Im Gegentheil, ich kann Eurer Hoheit nur von ganzem Herzen beistimmen, daß der höchste und edelste Ruhm der sei, sich in verschwiegener Mannesbrust sagen zu können: ich habe meinem Herzog gegenüber für das ganze Land die Wahrheit geredet und verlange keinen andern Dank dafür, als den meines eigenen Bewußtseins. Ebenso begreife und verehre ich den edlen fürstlichen Beweggrund, der Eurer Hoheit zu solch' strengem Geheimhalten dieser Audienz den weisen Rath gegeben. Aber, mein durchlauchtigster Herr, um diese eine fürstliche Gunst muß ich dringend bitten: wenn jemals meine politischen Freunde dennoch von dieser Audienz erfahren und sie mich darum befragen sollten, was an dem Gerüchte wahr sei oder nicht, dann mögen Eure Hoheit mich meines Wortes wieder gnädigst entbinden. Denn meine Partei durch unbedingtes

Ableugnen ins Geſicht hinein belügen — das kann und darf ich nicht, ſelbſt wenn ſie meinem Leugnen glaubte und ich nicht einmal der Gefahr ausgeſetzt wäre, der Unwahrheit öffentlich überführt zu werden. Ja, ich ſtehe nicht an, vor Eurer Hoheit hier offen auszuſprechen, müßte eine ſolche Unwahrheit der Preis ſein, um den ich das ganze Land vor einer großen Gefahr bewahren könnte, ich würde dieſe rettende That von mir weiſen, denn nur die Wahrheit macht frei, und nur in ihr ruht Heil und Segen für den Einzelnen, wie für das ganze Volk."

Während dieſer ganzen Entgegnung hatte der Herzog den Redner wieder ſtreng prüfend ins Auge gefaßt. Aber jeder von Hermanns offenen Blicken, jeder Zug ſeines klaren Geſichtes war nur die äußere Beglaubigung von deſſen wahrhaftigem Innern. Wie ein offenes Buch lag ſein ganzes Weſen aufgeſchlagen. Des Herzogs erwachtes beſſeres Selbſt, ſeine edle, nach Klärung ſich ſehnende Menſchlichkeit gewann nun völlig die Oberhand über den Fürſten und deſſen anerzogene Zurückhaltung. Und dem Drange ſeines Herzens rückhaltlos ſich hingebend, ließ er ſeinen Worten freien Lauf:

„Herr Doctor, nun freue ich mich erſt recht, daß ich Sie habe zu mir rufen laſſen. Denn Sie erweiſen ſich als der Mann, den ich aus Ihren Reden mir erwartet habe. Und wären Ihre politiſchen Freunde meine größten politiſchen Feinde, ich würde dennoch Ihren Entſchluß, ſie nie belügen zu wollen, gutheißen und hochachten. Gut denn alſo! Sollte das Geheimniß dieſer Audienz jemals durch ein mir undenkbares Ungefähr verrathen und Sie von Ihren Freunden deßhalb befragt werden, ſo ſei Ihr mir heute verpfändetes Wort wieder frei! Ja, ſogar ich ſelber würde dann gerne bereit ſein, meinen Fürſtennamen gegen jedes Unrecht einzuſetzen, das boshafte Verleumdung Ihnen etwa zufügen ſollte. Daran mögen Sie glauben, ſowie ich auf Ihre Mannesehre unverbrüchlich zähle, daß nur die höchſte Noth Ihre

Zunge lösen kann und der Name Ihres Herzogs dabei keinen Schaden leidet. Sind Sie damit einverstanden?"

„Vollkommen, Eure Hoheit! Hier ist meine Hand," sagte Hermann mit tiefem Ernste.

„Und hier die meinige," rief der Herzog und legte sie einen Augenblick in die des Advokaten.

Sie dann wieder zurückziehend hielt sie der Fürst vor die Stirne. Sein ganzer Entschluß war ihm plötzlich wieder etwas fremd geworden. Er mußte sich erst selber wieder darin zurechtfinden. Ein Gefühl geistiger Ueberlegenheit wehte ihn belästigend aus Hermanns Nähe an. Der alte Herzog stritt noch einmal mit dem neuen Menschen. Aber wie die Sonne oft plötzlich siegreich durch den Wolkenschleier bricht, so geschah es jetzt auch in des Fürsten Geist. Und ohne sein Wort länger auf die Schale ängstlicher Bedächtigkeit zu legen, warf er mit absechend leichtem Tone die so inhaltsschwere Frage hin:

„Was denkt man im Lande von mir?"

„Eine schwere Frage, Eure Hoheit!" sagte sichtlich betroffen der Advokat.

„Die ich aber dennoch von Ihnen rückhaltlos beantwortet haben will," fiel der Herzog entschlossen ein. „Deßhalb habe ich Sie zu mir rufen lassen. Nun, Herr Abgeordneter?"

„Was man im Lande von Eurer Hoheit denkt?" wiederholte Doctor Stark des Herzogs verfängliche Frage langsam Wort für Wort. Dann hob er das Haupt höher und sprach: „Nun, mein durchlauchtigster Herr und Herzog! man denkt im Lande, daß der Himmel Eurer Hoheit alle Gaben und Eigenschaften im Ueberflusse verliehen habe, um dem Land ein vortrefflicher Regent zu sein, daß aber das Wohl des Volkes Höchstihrem Fürstenherzen nicht nahe genug liege, um den Reichthum dieser Gaben zum Heil und Segen des Landes richtig zu verwerthen." —

Räthselhafter Widerspruch und doch so menschlich! Der

Herzog wollte um jeden Preis die Wahrheit hören. Er ſelber hatte in edelſter Selbſterkenntniß geſtern Abend ganz das Nämliche vor dem Geheimrath von ſich ausgeſprochen. Und jetzt, da er denſelben Vorwurf in mildeſter Form aus dem Munde eines ſeiner Unterthanen hörte, dem er dieſe rückhaltloſe Offenheit noch überdies befohlen, jetzt ward er dadurch betroffen und gereizt. Und mit ziemlich bitterer Betonung war er dem Tadler ins Wort gefallen:

„Ja wohl, ich verſtehe, man wirft mir meine Liebhabereien vor oder rechnet ſie mir gar zum Vergehen an. Iſt es nicht ſo? Reden Sie!“

„O nichts weniger als das,“ erwiederte Hermann mit ruhiger Wärme. „Eure Hoheit mögen mit aller Herzensluſt den edlen Jagdfreuden ſich hingeben! Die größten Regenten aller Zeiten und Völker haben das gethan. Eure Hoheit mögen an glänzenden militäriſchen Revuen Höchſtihre Freude haben! Wer wollte mit dem oberſten Kriegsherrn des Landes darüber rechten? Eure Hoheit mögen prunkende Hoffeſte halten laſſen! Das bringt Geld unters Volk. Und wer wäre ſo kleinlich und mißgünſtig, den äußeren Glanz des Thrones auf Heller und Pfennig ſeinem Fürſten nachrechnen zu wollen? Eure Hoheit mögen dem Ernſte der dramatiſchen Kunſt weniger zugethan ſein, als den heitern Reizen des Ballets! Das Volk iſt nicht ſo puritaniſch ſtreng in ſeinem Urtheil, daß es nicht auch an ſeinem Fürſten harmloſe Schwächen gern überſehen wollte. Wohl fordert es von ſeinem Regenten mit Recht, daß er zu allererſt Hort und Vorbild reinſter Sitte ſei. Und wann hätten Eure Hoheit dieſe Forderung noch je mißachtet? Doch verlangt es von ſeinem Fürſten kein aſcetiſches Ideal und gönnt ihm aus ganzem Herzen jede Erholung von der Laſt der Regierung. Aber Eines, Eines, Eure Hoheit, eine einzige Forderung, von der des Volkes eiferſüchtiges Herz nie und nimmer und ganz unmöglich ablaſſen kann — das iſt die

Liebe seines Fürsten! Das ist das Bewußtsein, daß es im Mitgefühle von Freud' und Leid mit ihm und seinem Hause unauflöslich verkettet ist, daß es seiner Rechte treuesten und mächtigsten Schutzherrn in seinem Fürsten selber habe, dessen Herzen nichts näher liegen könne, als seines Volkes Wohl und Wehe! Das Wort: „Landesvater" will das Volk nicht als inhaltslosen Namen aussprechen, und der alte Titel: „Fürst von Gottes Gnaden" soll ihm täglich eine neue Wahrheit werden."

„Und welche Wahrheit?" fuhr der Herzog zerstreut in die Höhe, ohne sich dieser Frage gerade recht bewußt zu sein. Aber er warf sie aufs Gerathewohl hin, um dadurch seine tiefe Bewegung vor sich und dem Advokaten zu verbergen und planlos abzulenken. Und nochmals wiederholte er: „Welche Wahrheit meinen Sie?"

Doctor Stark fuhr mit wiedergewonnener voller Ruhe weiter, ohne den angeschlagenen erhabenen Ton herabzustimmen:

„Die zweifache Wahrheit meine ich, mein gnädigster Herr und Herzog, daß, wie der Fürst von Gottes Gnaden durch Gott berechtigt ist, über sein ihm von der Vorsehung anvertrautes Volk zu herrschen, er auch vor Gott verpflichtet sei, so sorglich, gerecht und weise zu regieren, wie er es Tag für Tag vor Gottes Antlitz verantworten kann. Der Fürst, Eure Hoheit, der aus dem Titel: von „Gottes Gnaden" nur sein göttliches Recht der Regierung ableitet, aber die ihm von der Gnade Gottes auferlegte Pflicht und Rechenschaft mißachtet, der erfüllt den Inhalt dieses Titels nur zur einen Hälfte. Und er darf sich nicht zu sehr darüber beklagen, wenn dann seines Volkes Glaube an die ganze Wahrheit dieses Titels allmälig immer schwächer wird und zuletzt völlig wie an eine Sage der Vergangenheit im Bewußtsein der Gegenwart verloren geht."

Des Herzogs Auge hatte sich während dieser Rede mehr und mehr verdunkelt und seine Mienen überschlich jetzt ein Zug

lauernden Argwohns, dem er auch unverhohlen sogleich Luft machte: „Durch Ihre Worte weht ein demokratischer Hauch, Herr Abgeordneter, den ich in Ihrem Herzen nicht vermuthet und der mich deßhalb auch, offen gesagt, unangenehm überrascht."

Doctor Stark stutzte wohl einen Augenblick, aber dann erwiederte er mit großer Ruhe:

„Und doch weht dieser selbe Hauch, den Eure Hoheit einen demokratischen heißen, durch unsere ganze Zeit und allerorten."

Ohne daß er selber es inne ward, stand er jetzt auf und deutete himmelwärts.

„Weiß es der allwissende Gott, durchlauchtigster Herzog, ich bin kein Demokrat, kein offener und kein verkappter. Keinem einzigen von Eurer Hoheit Unterthanen gestehe ich das Recht zu, sich einer größeren und wahrhaftigeren Treue rühmen zu dürfen, als ich sie gegen meinen rechtmäßigen Monarchen, wie des Landes beschworne Verfassung im Herzen trage. Und Keiner soll je an ehrlichem Mannesmuth mich übertreffen, wenn es gilt, für den Herzogsthron und die Rechte der Krone, gegen offene wie heimliche Feinde, allezeit und überall in die Schranken zu treten. Aber, mein gnädigster Herr und Herzog! ich erkenne die Zeit, in der wir stehen. Und wem wollte es frommen, vor dieser Erkenntniß das Auge zu verschließen? Nicht den Unterthanen und noch hundertmal weniger ihrem Regenten. — Wenn die Sonne am Mittagshimmel steht, was nützt es zu behaupten, es sei die Zeit der Nacht? Und wenn Frühlingsstürme durchs Land brausen und Milliarden von Knospen aufbrechen, was soll es für einen Sinn haben, den Frühlingsanfang wegzuleugnen? — Aber Eure Hoheit! ein nicht weiserer und nicht gesünderer Sinn liegt im Gebahren aller Jener, die aus schlecht verstandener oder schlecht empfundener Loyalität sich scheuen, den Hauch der Zeit zu verspüren, wie er wirklich weht, und die in ihr gelebt, als haben sie darin geschlafen und nicht gewacht. — Ich, mein gnädigster

Landesherr, ich habe die Märzstürme vor fünf Jahren nicht über Europa hinfahren heißen. Nicht um eines Wortes Hauch hab' ich ihr Brausen gemehrt. Thatlos hab' ich von fern ihnen zugehorcht. Aber noch heute spüre ich eben, daß seit jenen Stürmen die Luft der Zeit eine andere geworden. Bin ich darum ein Demokrat, mein gnädigster Herzog? — Ich habe von dem Nimbus, der Jahrhunderte lang die Kronen der Fürsten mit vollstem Glanz umschwebt, nicht ein einziges Stäubchen hinweggenommen. Aber seit den paar einzigen Jahren ist er eben doch nicht mehr der alte. Und weil ich das erkenne und freimüthig, vor Eurer Hoheit mich auszusprechen erkühne, bin ich darum ein minder treuer Freund der monarchischen Krone? — Ich, mein gnädigster Herr und Herzog! ich habe an keinen einzigen Pfeiler der alten Staatsprincipien auch nur einen Finger angelegt. Aber jene verhängnißvolle Zeit hat sie dennoch bis zum innersten Fundament erschüttert und locker gemacht. Und soll ich diese Thatsache wider mein besseres Wissen vor Eurer Hoheit jetzt verhehlen, bloß um mich der Wahrheit meiner Unterthanentreue gleißend zu rühmen? — Nein, mein durchlauchtigster Landesherr! Eure Hoheit haben einen Mann zu sich beschieden, und ein Mann soll jetzt auch vor Eurer Hoheit hier stehen. Denn wahrlich, es wäre ein feiges, nichtswürdiges Lubenstück, wollte ich dem Regenten, der in so hochherziger, bewundernswerther Selbstverleugnung von seinem Unterthan die ganze, volle Wahrheit hören will, wollte ich solch' hocherhabenen Fürsten jetzt heuchlerisch betrügen, um den einzig würdigen Dank für solche seltene Gnade — um den Dank der ganzen, vollen Wahrheit." —

Der Herzog, der bisher mit immer starreren Mienen zugehört, drückte jetzt die Hand vor die Augen und blieb eine Weile so sitzen. Kein Wort kam ihm über die zusammengepreßten Lippen. Aber sein Geist arbeitete heftig. Sein Herz pochte jetzt noch am allermächtigsten. Wie ganz anders und zehnfach leichter

hatte er ſich dieſe Audienz gedacht! Auf welch' ganz andere erſchütternde Fragen waren ſie unverſehens gekommen! Reißende, wirbelnde Fluth ſtatt ruhigen Fahrwaſſers. — Wohl hatte er die Wahrheit hören wollen. Ob aber auch ſolche? — Wußte er doch überhaupt nicht, daß er einen Mann in ſeinem Lande habe, der ſich getraute, mit ſolcher Macht der Wahrheit vor ihm, dem Herzog, zu reden und mit ſo furchtloſer Hand in die tiefſten Fragen hineinzugreifen. Dieſer Hermann Stark, der jetzt leibhaftig vor ihm ſprach, war doch noch ein ganz Anderer, als der nur geiſtig vor ihm ſtand, als der Fürſt deſſen gedruckte Reden geleſen. Und doch! glühte in dieſem heiligen Redefeuer nicht zugleich die reinſte Ehrfurcht vor ſeiner fürſtlichen Perſon, die treueſte Liebe zu Thron und Volk? Wo möchte er wohl im ganzen Lande noch einen beſſeren Bürger finden? Sollte er jetzt mit erkünſtelter Huld und den Stachel im Herzen ihn entlaſſen, oder die Unterredung auf ſeichtere Fragen hinüberlenken? Oder ſollte er den herben Kelch der Wahrheit, den dieſer Advokat noch zur Hälfte gefüllt in der Hand hielt, voll fürſtlicher Selbſtverleugnung noch vollends austrinken? — Iſt es nicht das gemeinſame, tragiſche Geſchick der meiſten Fürſten, daß ſie vom erſten Bewußtſein an das Leben nur immer wie durch einen trügenden Schleier zu ſchauen bekommen, daran ſchon des fürſtlichen Kindes Wärterin die erſten Fäden wirkt? Und wenn die rauhe Hand des Lebens dieſen Schleier dennoch einmal zerreißt, wie ſtehen ſie dann vorm enthüllten Antlitz der Wirklichkeit in ſchmerzlicher Täuſchung rathlos da, weil Kopf und Herz nur für fürſtliche Illuſionen ausgebildet worden! Und welch' herbe Ueberwindung koſtet ſie's, ſich dann mit dem Leben, wie es wahrhaftig iſt, glücklich abzufinden? — Wuchern nicht am Lebensbaum der Fürſtenkinder vom erſten jungen Triebe bis zur vollen Entfaltung der Schmeichler vielgeſtaltige Schmarotzerpflanzen, in eiferſüchtigem Wachsthum ſich einander überbietend? Und wie wird es dem Sonnenſtrahle

der Wahrheit schwer gemacht, durch solchen Wust hindurchzuscheinen und die guten, edlen Fruchtkeime zum Blühen und Reifen zu bringen! . . .

Und jetzt in dieser stillen Nachtstunde, jetzt stand ein Mann, wie ein von der Wahrheit selber ausgesandter Bote, vor dem Herzog. Vieler, langer Jahre Versäumniß konnte jetzt in einer flüchtigen Stunde nachgeholt werden. Nur mit raschem, großherzigem Entschlusse noch auf die höchste Höhe fürstlicher Selbstverleugnung gestiegen! Und das Leben liegt vor ihm, von dem alten, trübenden Schleier befreit. Doch du stehst ja schon droben, hochherziger Fürst, und hast dich nur selber erhöht! Nur jetzt nicht wieder heruntergestiegen, bevor du Alles geschaut! Nur noch einen Augenblick neige voll Demuth den Herzogsreif! und dein Haupt wird schmücken der ganzen Wahrheit königliche Krone . . . .

Das waren die Stürme, die des Herzogs Denken und Empfinden aufgewühlt bis zum tiefsten Grunde, mit denen er gerungen im edelsten Mannekampfe, siegend und wieder besiegt, als er jetzt schon eine ganze Minute mit geschlossenen Augen dasaß, ein verschleiertes Fürstenbild. Hermann sah in peinlichster Befangenheit dem inneren Ringen seines Landesherrn zu. Er wußte nicht, sollte er reden oder schweigen, aufstehen oder sitzen bleiben. Umsonst quälte er sich ab, mit welchem Wort er den Herzog wohl verletzt haben möchte. Denn das hatte er doch um keinen Preis gewollt. Ein Monarch seinem Unterthan gegenüber, dem er befohlen, die ganze Wahrheit zu sagen, welch seltenes, ehrfurchtgebietendes Bild! Und welch' ein Mann könnte solch' leibhaftige Hoheit bübisch verletzen wollen?

Jetzt sah der Herzog mit einemmale wieder auf. Sein harter Kampf war ausgekämpft. Der Friede innerer Versöhnung bestrahlte sein Antlitz, und seine Stimme hatte jede Spur von bitterer Schärfe verloren. Tiefes, menschliches Wohlwollen verlieh ihr einen gar herzgewinnenden Klang.

„Was ſagten Sie mir doch zuletzt, mein lieber Herr Doctor? Ja richtig! Sie ſagten: derſelbe Hauch, den ich einen demokratiſchen geheißen, der wehe durch unſere ganze Zeit und allerorten. Ueber dieſen Satz ſollen Sie jetzt noch mehr mir ſagen. Was meinen Sie damit? Und wie berührt das mich ſelber? Verbergen Sie mir auch Ihre geheimſten Gedanken nicht! Ich weiß nun, wer zu mir redet. Von Ihnen kann ich Alles hören."

„Das will ich, Eure Hoheit!" erwiederte Hermann tief aufathmend, wie aus einem Bann befreit. Und auch ſeine Stimme klang jetzt mit dem ſympathiſch milden Tone, wie er tief heraufquillt aus beſorgtem, treumeinendem Freundesherzen.

„Wenn ich vorher geſagt, mein gnädigſter Herzog, daß durch unſere ganze Zeit und allerorten ein demokratiſcher Hauch zu ſpüren ſei, den Niemand wegleugnen könne, der in unſerer Zeit mit Bewußtſein lebe, ſo meine ich das ſo: die alten Rechtsprincipien der Fürſtenthrone beſtehen noch und gelten noch in unſerer Zeit. Aber das Princip allein wirkt nicht mehr mit der ganzen, vollen Macht von ehedem. Das andere Princip der Perſönlichkeit, das in alle Stände ſich eingedrängt, auch auf dem Fürſtenthrone hat es ſich Platz und Geltung verſchafft. In der Fürſten eigene Hand iſt es heutzutage gelegt, das monarchiſche Princip zu ſtärken und zu ſchwächen. Heil dem Königthume, deſſen Herr auch königlich lebt und königlich regiert! Denn die Grundſäule ſeiner Herrſchaft, die der Geiſt der neuen Zeit gelockert, der alte Geiſt dankbarer Volksliebe macht ſie wieder feſt. Aber wer als König in Widerſpruch ſich ſetzt mit dem Königthume, der legt ſelber die untergrabende Hand an ſeines Thrones Fundament. Denn unſere Zeit verwechſelt Recht und den, der es ausübt, nur allzuleicht. Und kein Fürſtenhaupt iſt zu hoch und hehr, daß die Kritik und der Zweifel ſich nicht hinangetraute. Darum, mein durchlauchtigſter Landesherr, gilt es heute, nicht nur ein Fürſt zu ſein, ſondern auch als Fürſt zu regieren, und

nicht auf dem Throne nur zu ſitzen, ſondern ihn auch zu ſchmücken und ſeine ſicherſte Stütze ſelbſt zu ſein. Und das, Eure Hoheit, das nenne ich die demokratiſche Luft unſerer Zeit."

Der Herzog ſah dem kühnen Redner mit gedankenvollem Ernſt ins Auge. Und ſogleich fuhr Hermann Stark begeiſtert weiter:

„Aber trotz alledem, mein gnädigſter Herzog, mögen Hunderte auf der einen Seite ſtehen, die vielleicht im heimlichen Herzen am allerliebſten Königskrone wie Herzogsreif mit dem Mantel der Volksherrſchaft vertauſchen möchten, ſo ſtehen dafür Hunderttauſende auf der andern Seite, die um den Thron ihres angeſtammten Fürſten in begeiſterter Treue ſich ſchaaren und Gut und Blut einſetzen wollen für ihn und ſein geheiligtes Recht. Nur, mein gnädigſter Herr und Herzog, nur eine Bedingung: nur muß auch der Fürſt ſelber dem Volke zeigen, daß ihm am allermeiſten an ſeinem Throne gelegen ſei, daß er den guten Willen habe, ſeinem Land ein guter Regent zu ſein, und daß ſeines Lebens höchſte Freude ſei, ſeines Volkes Liebe zu erwerben und zu erhalten. Und wahrlich, Eure Hoheit, ſo vielfach ſchwerer das Fürſtenamt auch in unſerer Zeit geworden, es bedarf ſelbſt auch heute noch für den Fürſten einer minderen Anſtrengung, des Volkes Liebe zu erringen, als ſie ganz und gar und unwiederbringlich zu verlieren. Das Volk kann viel ertragen, viel verſchmerzen und viel vergeſſen; es kann mit ſeinem Fürſten grollen und in aufrichtigſter Liebe ſich wieder mit ihm verſöhnen; mit dem geringſten Zeichen von landesväterlicher Huld und Sorge kann es ſich zufrieden geben; für das kleinſte fürſtliche Geſchenk kann es dankbar ſein. Aber an Eines kann es ſich nie und nimmer gewöhnen, und Eines verſchmerzt es nie, und dieſes Eine iſt das Gefährlichſte in unſeren Tagen für Volk wie Thron — des Fürſten Gleichgültigkeit."

Dieſes eine letzte Wort machte jetzt des Herzogs Auge in

düſterm Feuer auflodern, und er ſagte gedehnten Tones, da er auf die eigene Bruſt deutete:

„Gilt dieſer Vorwurf mir?“

Doctor Stark erwiederte ſchnell gefaßt mit wärmſter Innigkeit: „Er galt, mein gnädigſter Herzog, aber er gilt nicht mehr. Kein leiſer Hauch davon ſoll mehr Eurer Hoheit erlauchtes Haupt berühren. Denn bei Gott! hat jemals noch ein Fürſt dieſen Vorwurf durch eine große That glänzend widerlegt, ſo haben es jetzt Eure Hoheit gethan, da ich heute ſolche Worte, huldreich angehört, vor meinem Landesherrn reden durfte. O mitten auf den Schloßplatz der Herzogsſtadt möchte ich morgen früh hintreten, das ganze Land möchte ich dort um mich verſammeln können und allen Herzen meine heute hier geſprochenen Worte zurufen, wahrhaftig nicht, weil ich ſie vor Eurer Hoheit geredet, ſondern einzig und allein nur, weil Eure Hoheit ſie mir zu reden befohlen und huldreich angehört. Und ich weiß, das ganze Volk, es würde gleich mir in ehrfurchtsvoller Liebe vor ſeinem herzoglichen Herrn dankend das Haupt verneigen. Aber das ſoll ja Alles undurchdringliches Geheimniß bleiben. Nun wohl, mein gnädigſter Herr und Herzog! ſo wollen Eure Hoheit denn auch die andere große That vollziehen, die dem ganzen Lande darf offenkundig werden, dafür es eine allgemeine Feſtfeier neuer, vertrauensvoller Liebe begehen darf! Im Namen des ganzen Volkes bitt' ich Einzelner: entlaſſen Eure Hoheit dies Miniſterium!“

„Und warum?“ erwiederte der Herzog mit erkünſtelter Ruhe, ohne ſeine tiefe Bewegung völlig bemeiſtern zu können. „Zwar habe ich alle Ihre Anklagen, die Sie in der Kammer ſchon erhoben, zwei- und dreimal geleſen. Doch möchte ich noch einmal aus Ihrem eigenen Munde hören, warum Sie mir die Entlaſſung dieſes meines Miniſteriums ſo dringend anrathen. Geſprochenes Wort geht über Alles. Reden Sie!“

„Nun wohl, Eure Hoheit!“ erwiederte Hermann mit leiden-

schaftsloser Bestimmtheit, „so fasse ich denn die Summe meiner Anklagen gegen dieses Ministerium in den einen schwer wiegenden Satz zusammen: es ist nicht ehrlich constitutionell und deßhalb der schlimmste Feind seines herzoglichen Herrn."

„Wie so, mein schlimmster Feind?" rief der Herzog überrascht, da er unwillkürlich an die Stirne griff. „Wie verstehen Sie das?"

„Das verstehe ich so, mein gnädigster Herr!" antwortete Doctor Stark mit immer gleicher Seelenruhe, „und da alle meine vorigen Worte schon so vertrauensvoll gnädiges Gehör gefunden, so darf ich wohl auch jetzt diese Wahrheit mit derselben treuen Freundeshand entschleiern, die schon vorhin gewürdigt worden, zum Herzen des Volks den rechten fürstlichen Weg zu weisen."

Seines Auges Spiegel ward jetzt größer und tiefer. Denn sein Geist schaute weit zurück und noch weiter vorwärts.

„Als ein deutscher Fürst nach dem andern seinem Volk eine Verfassung schenkte, welcher Drang hatte wohl sie alle dazu bewogen? Nur die Liebe zum Volke?"

„Nun? nicht?" warf der Herzog gedankenvoll dazwischen.

„Nein!" fuhr der Advokat mildesten Tones weiter, „lassen mich Eure Hoheit ehrlich die Wahrheit sagen! Nein, diese Liebe war es nicht allein. Denn es ist menschlich, auch bei dem edelsten Fürsten unendlich menschlich, daß er die Fülle seiner Herrschaft, die er nach göttlichem wie irdischem Recht bisher gleich seinen Vätern ausgeübt, auch fortan sich selber ungemindert erhalten und auf seine Enkel vererben will. Und je mehr er das Bewußtsein hat, als absoluter Regent das Land gerecht und weise regiert zu haben, um so weniger wird ihn die Liebe zu seinem Volke dazu drängen, das Maß seiner Herrschaft mit ihm zu theilen; denn gerade sein gutes, unumschränktes Regiment, das war ja eben der beste Ausdruck dieser landesväterlichen Liebe. Aber welch' anderer mächtiger Drang hat denn diese Theilung der Herrschaft zwischen Fürst und Volk vollzogen?"

„Nun? ich bin begierig," durchkreuzte wieder der Herzog. Und der Ausdruck der Spannung, mit einem Zuge wohlwollenden Zutrauens verschönert, überflog das edle Fürstenantlitz. Ohne selbst im Unklaren zu sein, war es ihm jetzt nur Bedürfniß, seine eigenen Gedanken darüber nun nochmals aus Hermanns wahrheitstreuem Munde bestätigt zu hören. „Also, welch' anderer Drang, mein lieber Doctor?"

Und dieser fuhr weiter: „Der Drang weiser Erkenntniß war es, mein gnädigster Herzog, daß die Zeit ein absolutes Scepter nicht länger mehr ertrage, daß das Volk zu mündig und selbstbewußt geworden sei, um nicht auch sein Wort und sein Recht in die eine Wagschale legen zu wollen, während die andere niedersank von der Schwere seiner für den Staat erfüllten Pflichten. Die fürstliche Erkenntniß war es, mein durchlauchtigster Herr, daß es gerathener sei, das Gebot naturgemäßer Volksentwicklung zu erkennen und es durch eine große That freiwilliger Beschränkung rechtzeitig zu befriedigen, als durch hartnäckigen Widerstand diese Forderung der Zeit nur unklug zu verschärfen und einen Kampf heraufzubeschwören zwischen Thron und Volk, ungewiß in Dauer und Ausgang. Und endlich, Eure Hoheit, war es wohl auch die hochherzige, echt fürstliche Erkenntniß, daß es doch am Ende königlicher sei und menschenwürdiger, über ein Volk zu herrschen, das, seines Rechts und seiner Würde bewußt, mitreden will im Staat; das den Schatz seiner bürgerlichen Freiheit als treuer Wächter hütet und im Sonnenstrahle des Friedens zwischen Fürst und Volk seine Lebenskraft immer fruchtreicher entfaltet am vielverzweigten Baume des Vaterlandes, als das absolute Scepter über ein Volk auszustrecken, das nur in stummer Furcht vor ihm den Nacken beugt, seufzend darauf nur Lasten trägt, und niemals ihn frei erhebt, um auch für sich ein Recht zu fordern, dafür aber auch in seinem innersten Marke verdorrt und langsam absterbt, wie ein wurzelkranker Baum."

Doctor Stark hielt einen Augenblick inne. — „Einverstanden!“ murmelte der Herzog vor sich hin. „Weiter!“

Und dieser vollendete: „So, Eure Hoheit, ist die Verfassung für die fürstliche Herrschaft ein Zügel geworden, aber ein Zügel, der nicht Gefahr läuft, zu zerreißen, und daran bei allem Bewußtsein seiner Freiheit dennoch sich das Volk willig führen läßt. So hat die Verfassung um die Rechte des Monarchen einen unüberschreitbaren Wall gezogen, aber auch eine starke Schutzmauer für die Sicherheit seines Thrones. So hat sie des Fürsten Herrscherwillen eingeschränkt, aber auch in gleichem Maße die Last der Verantwortung ihm abgenommen. Sie hat das Volk erhöht und darum auch seinen Fürsten nicht erniedrigt. Die knechtische Furcht hat sie gemindert, aber die freie, selbstbewußte Liebe vermehrt. Ein Friedensschluß ist sie geworden zwischen der alten und neuen Zeit, zwischen Fürst und Volk, und des Vaterlandes freiheitliche Entwicklung, seine Bildung und sein Wohlstand soll aus diesem Frieden als gesegnete Frucht in alle Zeiten reifen.“

„Aber, mein gnädigster Herr und Herzog,“ fuhr Hermann Stark jetzt mit schärferer Betonung weiter, „ehrlich, von beiden Theilen grundehrlich, müssen die Bedingungen dieses Friedensschlusses gehalten werden. Und wer Eurer Hoheit den schlimmen Rath ertheilt, das nicht zu thun, der ist, wie ich das schon vorhin ausgesprochen, seines herzoglichen Herrn schlimmster und gefährlichster Feind. Denn dieser wirft des Mißtrauens tödtliche Krankheit in das gesunde Leben der Volkskraft und verzehrenden Kampfes Fackelbrand zwischen den Thron und das Zelt des Bürgerthums, darin die Bundeslade seiner beschworenen Rechte steht. Und was, Eure Hoheit! ich bitte das gnädigst zu bedenken, was kann der Ausgang solchen Kampfes sein? Ich müßte der Wahrheit geradezu ins Antlitz schlagen, wollte ich etwas anderes als das Eine sagen: der Fürst wird unterliegen.“

„Und das ſagen Sie mit ſolcher Beſtimmtheit?“ fiel mit dem Tone des Staunens der Herzog ein.

Aber Doctor Stark wiederholte nur noch beſtimmter: „Ja, mein herzoglicher Herr! ich kann es nicht anders glauben: der Fürſt wird unterliegen. Denn das gute Recht ſtände nicht auf ſeiner Seite, und die Macht der Zeit wird doch zuletzt noch ſtärker ſein, als auch die mächtigſte, bewaffnete Fürſtengewalt, die ſich ihr entgegenſtellen wollte. Und wie würde der endliche Friedensſchluß lauten? Was die Verfaſſung dem Fürſten am Maße ſeiner Herrſchaft ſchon vorher gemindert, davon wird er zuletzt kein Jota mit Gewalt zurückerobert haben. Er wird am Ende gerne damit zufrieden ſein, wenn Alles nur wieder iſt, wie es war. Die Zeit der Volksentwicklung ſchreitet nun einmal nimmer rückwärts. Aber, mein gnädigſter Herr und Herzog! den Stachel der Reue wird ſolch' ein Fürſt im Herzen tragen, daß er ſchöne Jahre des Friedens in unfruchtbarem Streite nutzlos um den Segen der Ernte gebracht, daß er ſelber in die Schutzmauer ſeines Thrones die erſte Lücke eingeriſſen; daß er an Vertrauen und Liebe des Landes ſich ohne jede Noth geſchädigt und um das Denkmal ſich betrogen in ſeines Volkes Herzen und Geſchichte.“

„O mein gnädigſter Herr und Herzog!“ ſchloß er jetzt mit feuriger Innigkeit, „habe ich darum nicht die Wahrheit geſprochen? Wo gäbe es noch einen ſchlimmern Feind, als ſolchen, der zu ſolchem Weh für Fürſt und Volk den unheilvollen Rath ertheilte und die unſelige Hand dazu böte, um ihn auszuführen? Darum noch einmal erkühne ich mich, meines Fürſten Herz zu beſchwören: bei ſeiner und des Volkes Liebe, entlaſſen Eure Hoheit dieſes unehrliche, verfaſſungsfeindliche, für Thron und Land gleich verhängnißvolle Miniſterium!“

„Nun gut, ſo ſei es denn!“ rief der Herzog in tiefſter Bewegung, in der er zugleich ſich erhoben hatte. „Und Sie, Herr Abgeordneter, ſollen mein neues Miniſterium bilden und an deſſen

Spitze stehen! Sie und kein Anderer! Denn keinem Andern vertraue ich so, wie Ihnen."

„Ich? mein herzoglicher Herr? Ich Eurer Hoheit Minister werden?" sagte Hermann mit etwas weicherem Tone. „Nein, das kann ich nicht. Die rechten Männer Eurer Hoheit nennen, das will ich wohl, und noch gibt es deren im Lande, des gleichen Vertrauens von Fürst und Volk gründlich würdige Männer. Aber ich, mein gnädigster Gebieter! ich nicht. Ich fühle mich mit zweiunddreißig Jahren zu jung für solche Last, und zu gewaltig gährt noch in mir der Freiheit ungebundener Drang. Ich kann und will dem Staat und der Wahrheit dienen, auch wenn dieses Wächteramt noch so viel Muth und Fleiß und Kraft zum Opfer fordert. Aber nur als freier Mann, aus dem Volke hervorgegangen, im Volke stehend und wirkend, von ihm verstanden und getragen. Es wäre die innerste Unwahrheit, wenn ich anders von mir redete. Als Minister dienen kann ich nicht."

Der Herzog hatte sich langsam wieder niedergelassen und sann eine Zeit lang schweigend vor sich hin. Seine Stirne lag in Falten.

„Hat mein ablehnendes Wort Eure Hoheit beleidigt?" entschloß sich Hermann das Schweigen endlich zu brechen. „Bei Gott! das habe ich nicht gewollt. Nur die reine Wahrheit wollte ich reden über mich selber wie über alles Andere, worum mich Eure Hoheit zu befragen geruhten. Und wenn ich für das Alles, was ich heute geredet, um eine einzige Gnade bitte, so möge es diese sein: nehmen Eure Hoheit Höchstihr huldreiches Wort in gleicher Huld wieder zurück!"

Diese aus wärmstem Herzen hervortönenden Worte verklärten auch des Herzogs Antlitz wieder mit milder Freundlichkeit und er sagte:

„Nein, mein lieber Doctor, Sie haben mich nicht beleidigt. Zwar schmerzt es mich, daß ich Ihre Dienste als Minister ent-

behren ſoll; aber wenn ich bedenke, wie hundert Andere mit ehrgeizhaftiger Hand die meinige jetzt ergriffen hätten, während Sie dieſelbe von ſich wieſen; wenn ich bedenke, daß Sie demnach jedes Wort, das Sie heute vor mir geſprochen, nur aus reinſter, ſelbſtſuchtloſer Liebe zur Wahrheit, zum Heile des Volkes und Ihres Herzogs Ruhm mir ſagten, ſo will ich dem König Himmels und der Erde darum dankbar ſein, daß ich in meinem Land einen ſolchen Mann beſitze und alſo die reine Stätte weiß, wo ich erprobten Rath mir verſchaffen kann, wenn ich deſſen bedarf. Und ein ſolcher iſt mir noch heut Abend vonnöthen, bevor ich Sie zu entlaſſen vermag."

„Ich ſtehe die ganze Nacht Eurer Hoheit zu Gebot," erwiederte Hermann im Tone ehrfurchtsvoller Bewegung.

Der Herzog fuhr in feierlicher Stimmung weiter: „Der Allwiſſende, der Herz und Nieren prüft, der weiß es: von dieſer Stunde an gelobe ich mir vor ſeinem ewigen Angeſicht, meinem lieben Volke ein ſo pflichttreuer, gewiſſenhafter und ſo durch und durch aufrichtig verfaſſungstreuer Regent zu ſein, als ich's nach beſter Einſicht nur vermag. Ich gelobe, meinem Volke mein ganzes Herz zu ſchenken, ihm meine ganze Kraft zu weihen. Fortan ſoll kein Wohl und Wehe meine Sorge noch mehr beſchäftigen, als das meines Volkes. Keine meiner Freuden ſoll die eine an meiner Unterthanen Zufriedenheit und meines Landes Gedeihen übertreffen können. Und das Vergnügen ſei mir unmehr ein willkommener, heiterer Gaſt, als ſchweſterliche Freundin treu erfüllter Pflicht. Das gelobe ich jetzt als Herzog, und als Mann werde ich es halten. Dazu verhelfe mir der allmächtige Gott als echtem Fürſten von Gottes Gnaden!"

„Was er Eurer Hoheit auch tauſendfach lohnen wird, draußen in einem glücklichen, dankbaren Volk und drinnen in einem gewiſſensruhigen, wahrhaft landesväterlichen Herzen," fiel Doctor Stark voll männlicher Rührung ein.

Des Herzogs Antlitz überschlich aber jetzt plötzlich ein seltsam schmerzlicher Zug und er sagte:

„Mein lieber Doctor! einen Gedanken bringe ich trotz alledem jetzt nicht los, und ich möchte vorm Schlafengehen auch darüber noch etwas klarer werden. Wie aber, wenn ich mein Gelöbniß halte, wenn ich, der Regent, um kein Haar breit die Grenze meiner verfassungsmäßigen Fürstenrechte überschreite, wenn ich im innersten Herzen ehrlich den Frieden mit meinem Volke will und ängstlich jeden Anlaß meide, der ihn auch nur einen einzigen Tag stören könnte, — aber wenn die Vertreter meines Volkes die Grenze ihrer Rechte planmäßig überschreiten und langsam in das Bereich der meinigen eindringen, wenn sie unter dem steten Vorwande, die Verfassung zeitgemäß auszubauen, sich bald einen kleinern, bald einen größern Balken aus dem Holze meines Thrones zimmern möchten, so daß der blödeste Thor den Zeitpunkt vorausberechnen könnte, an dem mit diesem Ausbau der Verfassung der Fürstenthron ganz von selber zusammenfiele — wenn ein solch' unehrlich constitutioneller Geist von Seite des Volkes in die Kammer sich einschliche, was thue ich dann? — Soll ich dann gleich den ersten Uebergriff entschlossen abwehren, auf die Gefahr hin, mein Ministerium wieder als volksfeindlich anklagen zu lassen? Oder soll ich aus Friedensliebe, und um mich nicht um den guten Namen eines verfassungstreuen Regenten zu bringen, zum knabenhaften Schwächling, und durch ewiges Nachgeben zuletzt noch gar zur Kinderpuppe werden? — Nun wohl, mein lieber Freund und Rathgeber, Sie haben mir heute manche große, bittere Wahrheit gesagt! Nun verbergen Sie mir auch diese andere tröstende nicht! Was thäten Sie dann, wenn Sie an meiner Statt der Herzog dieses Landes wären?"

Schon im Laufe dieser Rede des Herzogs sah man es dem dunkleren, in sich gekehrten Blicke Hermanns an, in wie tiefes Nachsinnen ihn diese schwierige Frage versetzte. Und mit gedanken-

voll zuſammengezogenen Brauen erwiederte er, Satz für Satz ſchon in der Betonung wohl abwägend:

„Vor Allem, mein gnädigſter Herzog, wenn ich mich alſo an Eurer Hoheit Stelle ſetzte, wie mir eben geſtattet worden, würde ich jeden zu ſtarken Argwohn von mir abweiſen, als ob jeder neue Antrag, der aus der Volkskammer auf den Ausbau der Verfaſſung hervorginge, auch ein verſteckter Anſchlag ſein möchte gegen die Rechte meiner Krone. Ich würde im Gegentheile ſtatt ſolch' verwirrenden Argwohns mich mit der wegweiſenden Wahrheit vertraut machen, daß das große, ewige Geſetz ſtetiger, naturgemäßer Entwicklung alles Völkerlebens ſich auch an der Verfaſſung meines kleinen Reiches vollziehen müſſe, ſoll ſie nicht zuletzt in lebensunfähiger Erſtarrung den Forderungen der Zeit wohl trotzen, aber nicht mehr ihnen dienen; ſoll ſie nicht im todten Buchſtaben die weiſe Abſicht ihres Schenkers verwirklichen, aber nicht mehr im lebendigen Geiſte. Mit dieſem weltgeſchichtlich ausſchauenden Blicke würde ich ſodann jeden neuen Antrag auf Ausbau der Verfaſſung prüfen und mit meinem Miniſterium, nicht engherzig, aber gewiſſenhaft darüber zu Rathe gehen. Jedes in den Kammern dafür und dagegen geſprochene Wort würde ich als parteiloſer Richter im Dienſte der höheren Wahrheit bedächtig in ſeinem Werth abwägen. Und hätte ich dann erkannt, daß ein ſolcher Antrag dieſem Geſetze naturnothwendiger Entwicklung unabweislich entſprungen ſei und noch obendrein vereinbar mit den verfaſſungsmäßigen Rechten meines Thrones, ſo hieße ich meine Miniſter ein freudiges „Ja" dazu ſprechen. Wäre mir aber in meinem Regentengewiſſen zweifellos klar geworden, daß ein ſolcher Antrag kein nothwendiges Gebot des Volkswohles ſei, daß er im Gegentheil daſſelbe gefährde und ſchädige, und gegen Geiſt wie Buchſtaben der Verfaſſung die Rechte meines Thrones verkürzen wolle, ſo ſpräche ich durch meine Miniſter ein ebenſo entſchloſſenes „Nein."

„Sie reden mir aus der Seele," sagte der Herzog, aus seinem Nachsinnen aufblickend. „Doch was dann?"

„Dann, mein durchlauchtigster Herzog! wenn ich dann weiter an Eurer Hoheit Stelle wäre, und ich hätte mich im Dienste göttlicher wie menschlicher Wahrheit, als Hüter des Rechts wie der Sitte, als Haupt des Staates und Schutzherr der Kirche, zu einem solchen Nein entschlossen, dann gälte mir als Regenten der höchste Ruhm, den ich im eigenen Herzen trüge, im ruhigen Bewußtsein meiner ehrlichen Meinung und vor Gott und der Welt erfüllten Regentenpflicht. Wohl fühlte ich das menschliche Bedürfniß, durch die Zustimmung aller rechtlichdenkenden und wohlmeinenden Freunde des Throns und der Verfassung mich gehoben und gestärkt zu wissen, aber ebenso muthig entschlossen würde ich jeder falschen Volksgunst entsagen und über mich ergehen lassen jedwede Verdächtigung, als habe ich das hochgetragene Banner eines constitutionellen Regenten wieder gesenkt und als sei die Zwietracht zwischen Thron und Volk mir lieber als der Friede. — Der Fels, mein gnädigster Herzog, der tief im Meeresgrunde fußend über den Spiegel emporragt, der vermag auch der wildesten Sturmfluth Toben unerschüttert auszuhalten. Und der Fürst, dessen Regierung mit dem starken Bewußtsein des Rechtes und der Macht im heiligen Boden der Wahrheit und Gerechtigkeit wurzelt, der steht in seinem Volke so unerschüttert fest, wie jener Fels in seinem Meer. Und wollen mir Eure Hoheit gnädigst glauben: bei solcher gleich gerechten, wahrhaftigen und starken Regierung wird es nie zu jenem gefürchteten Kampfe kommen, der den Fürsten mit seinem Volk entzweit."

„Wahrhaftig nicht?" unterbrach ihn der Herzog in ungestümer Erregtheit. „Glauben Sie das wirklich?"

„Ja, Eure Hoheit! beim ewigen Gott! das glaub' ich," betheuerte der Doctor mit dem gehobenen Tone innerster Ueberzeugung, „denn ein solches Ministerium wird hinter sich haben

den ganzen Kern des Volkes, die ganze mächtige Schaar treu erprobter Patrioten, die nicht offen und nicht heimlich ſündigen wollen gegen der Verfaſſung Geiſt, die von Gott und Rechtswegen dem Fürſten laſſen wollen, was des Fürſten iſt, und dem Volke, was des Volkes. Aber eine ſogenannte liberale Regierung, mein gnädigſter Herzog, die das treue Feſthalten an der Verfaſſung, das weiſe Verſtändniß für deren Ausbau und die unabweislichen Forderungen der Zeit, mit weibiſcher Schwäche vertauſchen würde, die den wegweiſenden Compaß des Rechtes und der Wahrheit nimmer in der Hand hielte, und bei jedem andern Windſtoß ängſtlich unſicher in andere Richtungen einlenkte; eine Regierung, die nicht mehr wüßte, was ſie will und kann und ſoll, und ſtatt gegen das ganze Volk wahr und gerecht zu ſein, in koketter Buhlerei vor Allem nach dem Beifallslächeln Jener geizen würde, die ihr am ſchwerſten zu befriedigen und am gefährlichſten dünken, und deren Loſungswort ſie doch nicht auf das Banner zu ſchreiben wagte, nur um es wieder mit dem Regenten und den monarchiſch Geſinnten nicht zu verderben — eine ſolche feige und unwahre liberale Regierung, mein gnädigſter Herzog, hielte ich für Eurer Hoheit Monarchenthron wie für die Verfaſſung für ebenſo gefährlich, wie die andere, verfaſſungsfeindliche. Denn die eine ſündigt gegen den Geiſt der Verfaſſung ſo unehrlich wie die andere, und alle beiden verſtärken und ermuthigen mit ganz gleicher Macht die Feinde der Monarchie und mindern und verſtimmen jene der wahrhaft verfaſſungsfreundlichen, loyalen Patrioten. — Ja, Eure Hoheit, wenn ich denn meinen geheimſten Gedanken ausſprechen ſoll, ſo muß ich ehrlich bekennen: eine verfaſſungsfeindliche Regierung, die aber den Muth beſitzt, den Kampf offen aufzunehmen, die wird mich und meine Partei wohl allezeit zum Todfeind haben, aber ich werde ihrem Muth einen gewiſſen Reſpect nicht verſagen können. Doch ein ſolch' verfaſſungsfreundliches Miniſterium, wie ich es vorhin geſchildert, das haltlos

und zerfahren, wie es selber, den ganzen Kern des Volkes zerfahren und haltlos machen würde, dieses dünkte mir einzig nur armselig, und mich dauerte mein Schwert, müßte ich es je gege.. eine solche Windfahne aus der Scheide ziehen.

„Darum nochmals, mein gnädigster Herr und Herzog! ich fasse meinen ganzen Rath in das eine große Wort zusammen: Wahrheit, und nichts als Wahrheit! im Rechte wie in der Pflicht, auf dem Thron, im Fürstenrath, in der Volkskammer und unterm ganzen Volke. Wahrheit und Recht gegen den Staat und gegen die Kirche! Wahrheit in Allem und über Alles, und Männer dazu!"

„Wahrheit, und Männer dazu, ja! das ist es," sagte mit gedankenvoller Stirne der Herzog. „Die Wahrheit hab' ich jetzt gefunden, aber wo such' ich die Männer?"

„Acht Tage gnädige Frist, durchlauchtigster Herr! und auch diese sind gefunden," erwiederte Hermann Stark.

„Gut, lieber Doctor, gut! davon später! — Doch jetzt zum Schlusse meine allerschwerste Frage!"

So sehr auch der Herzog durch die letzten Erklärungen befriedigt war, so hatte er sie doch nicht mehr mit ganz ungetheilter Aufmerksamkeit angehört. Denn schon war sein Geist wieder mit andern Fragen beschäftigt. Wie natürlich! Da nur einmal dieses Bereich politischer Gedanken in dem Herzog erschlossen war, überstürzte jetzt einer den andern, wie aufgestaut gewesene Stromwellen, wenn sich mit einemmale die Schleuse öffnet. Und der Herzog fuhr weiter mit der schwerwiegenden Frage:

„Glauben Sie, daß jemals in Deutschland eine Zeit kommen wird, in der die Volksherrschaft die Fürstenthrone unwiederbringlich verdrängt?"

Doctor Stark erwiederte rasch gefaßt: „Wie wollte ich mich vermessen, mein gnädigster Herzog, den Schleier von der Zukunft wegzustreifen, die der einzig Allwissende in so barmherziger Weisheit vor unsern Menschenaugen verhüllt hat, daß uns das

Schauen der Zukunft nicht vielleicht muthlos mache im Ertragen der Gegenwart? Aber fragen mich Eure Hoheit, was ich, ſoweit mein kurzſichtiges Auge reicht, von der Zukunft glaube, ſo bekenne ich offen: von der Möglichkeit eines deutſchen Freiſtaates befürchte ich keine Gefahr für die Fürſtenthrone. Des deutſchen Volkes innerſte Natur läßt dieſen Gedanken nicht in mir aufkommen. Und in die Hand der Fürſten iſt es gelegt, dieſe Gefahr bis über die äußerſte Grenze der Möglichkeit hinaus zurückzudrängen. Doch geſtatten mir Eure Hoheit, daß ich hier etwas Anderes ſage!"

„Und dieſes wäre?" rief der Herzog, in erhöhter Spannung das Haupt emporrichtend.

Hermann Stark fuhr entſchloſſen weiter:

„Der Drang nach einer deutſchen Republik mag unter tauſend Herzen in einem einzigen leben, vielleicht auch in zehn oder gar in fünfzig; wer vermöchte das ſo richtig zu berechnen? Aber eine viel genauere Zahl iſt ſicherlich die andere: der Drang nach einem großen, machtgeeinten, furchtgebietenden Deutſchland, der lebt von einem Tauſend deutſcher Männer in mindeſtens neunhundert Herzen! — Und daß auch in dieſer hochwichtigen Frage meine Geſinnung vor Eurer Hoheit daliege wie ein aufgeſchlagenes Buch, ſo bekenne ich gerne von mir ſelber: auch in meinem Herzen lebt dieſer Drang und mächtiger vielleicht in keinem andern. Denn ſchon in meinen Knabenjahren habe ich von dem Rothbart als dem ſagenhaften Wiedererwecker der alten deutſchen Macht geträumt. In ſeinem Reichswalde habe ich ihn als Kaiſerjäger geſpielt, und auf ſein Erwachen habe ich geharrt in ſeiner zerfallenen Burg, die daheim neben meinem Vaterhauſe ſteht. Und, mein gnädigſter Herzog, auch im Jüngling und Manne ſind dieſe deutſchen Träume nicht zerronnen. Immer ſtärker iſt ſie in mir aufgelodert, dieſer Sehnſucht heilige Flamme. Tauſend und abertauſend Herzen hat ſie ſeitdem ergriffen. Immer

unwiderstehlicher wird dies Verlangen das ganze deutsche Volk erfassen, und wer es nicht verspürt, wird zuletzt sich scheuen müssen, das zu bekennen. Denn keinen rechten Deutschen wird der sich öffentlich mehr nennen dürfen, der dieser Sehnsucht in alle Zeit sich entschlagen kann. Ja, mein gnädigster Herzog: nicht vor dem Trohen einer deutschen Republik brauchen die Fürsten besorgt zu sein; aber auf die Zeit eines geeinigten, starken, großen Deutschlands müssen sie sich vorbereiten. Denn was dem deutschen Volke sein wird die Zeit der Erfüllung seiner tiefsten Sehnsucht, das wird seinen deutschen Fürsten werden die Zeit ihrer größten Opfer." —

Erinnerst du dich noch, lieber Begleiter, an jenen Abend, da der vierzehnjährige Knabe Hermann Stark auf einem geborstenen Pfeiler des kaiserlichen Rittersaales gesessen und unter dem Gekrächze der Dohlen des Fracksschneiders Denkschrift über den Rothbart und die Auferstehung des deutschen Reiches gelesen? Damals säumte nur ein goldener Dämmerstreif dieser Sehnsucht die noch traumbefangene Knabenseele. Jetzt glüht sie an des Mannes Himmel als prächtig aufgegangene Sonne.

Und des Herzogs Antlitz war wieder einmal düster geworden, wie gleich am Anfange dieser seltenen Unterredung, und sein Auge blickte gar ernst:

„So glauben Sie also, daß die einzelnen deutschen Staaten aufgehen werden in einem einzigen großen?"

„Nein, Eure Hoheit," fiel Doctor Stark mit der ganzen Entschiedenheit seines Wesens ein, „das glaub' ich nicht, das hoff' ich und das wünsch' ich nicht. Nicht aufgehen sollen die deutschen Länder in einem einzigen, und nicht untergehen sollen die deutschen Stämme. Denn wenn wir eines unbestrittenen Ruhmes unter den Völkern uns erfreuen, so ist es der, ein Volk von Denkern zu heißen, in Kunst und Wissenschaft von keinem andern erreicht zu werden, und von dem Geiste der Bildung

und Gesittung so allgemein durchdrungen zu sein, wie kein zweites Volk der Erde. Und diesen unsern höchsten Ruhm, den danken wir den einzelnen deutschen Staaten, davon ein jeder eine andere Pflanzschule geistigen Schaffens; den danken wir unsern einzelnen Fürstenhöfen, davon gar mancher als Hort von Kunst und Wissenschaft durch alle Jahrhunderte ruhmvoll strahlen wird; den danken wir den einzelnen deutschen Stämmen, an deren urwüchsigem Holz unsere gesundeste Volkskraft ihren Trieb entfaltet."

„Nein, mein gnädigster Herzog, der Himmel sei dafür, daß in das vielgestaltig blühende, deutsche Geistesleben jemals ein Imperator mit gewaltiger Faust hineingreife; daß er zumeist nur zum Wipfel hinaufleiten wolle alle Triebkraft, die jetzt an jedem einzelnen Zweige der deutschen Eiche so üppige Blätter treibt und gerade deßhalb den ganzen Baum mit solch' wunderschönem Laube schmückt. Der Himmel sei dafür, mein gnädigster Herzog, daß die Bürgerfreiheit, die sich in den einzelnen deutschen Staaten immer wohnlicher ihr Haus erbaut nach vielgestaltigem, aus dem Volksstamme herausgebildeten Styl, daß diese einst in einem einzigen, für alle deutschen Länder gleichen, kasernenartigen Bau beherbergt werde. Denn sicherlich, sie wird Noth leiden an ihrem früheren Gedeihen im kleinen, alten Hause, und kränkelnd in ihrer Kraft rückwärts gehen, aber niemals vorwärts. Nein, mein durchlauchtigster Herzog, das wäre die Erfüllung unserer Sehnsucht nicht. Nicht ärmer wollen wir werden an allgemeiner Bildung und ihren vielartigen Pflegestätten der einzelnen Länder und Höfe. Wir wollen nicht schwächer werden in der Volkskraft unserer einzelnen, in selbständiger Freiheit sich entwickelnden Stämme. Wir wollen im Innern bleiben ein vielgliedriges, nur um so reicheres eigenartiges Leben schaffendes Volk. Aber nach außen, den andern großen, mächtigen Völkern gegenüber, wollen wir zum gleich großen, mächtigen Volke werden. Wir wollen nicht aufgehen in einem einzigen Staate, nur zu einem einzigen Deutschland wollen wir

zusammengehen. Uns umschlingen zu eines vielgliedrigen Leibes ungetheilter Kraft wollen wir; ein jeder Fürst sei sammt seinem Volke frei wie zuvor im Innern, aber gebunden nach außen durch einen einzigen Willen, der, aus den Fürsten und ihren Völkern hervorgegangen, über Allen als Alleingebieter steht und herrscht; über den Großen wie über den Kleinen, weil dann kein einzelnes Volk sich mehr groß oder klein fühlen soll und darf in dem Allen gleich gemeinsamen, großen deutschen Vaterland. Und das, Eure Hoheit, das ist die Zeit, die kommen wird, ob früher oder später, ob auf gerader Bahn oder auf Umwegen, aber sicher. Und die Erfüllung dieser Sehnsucht ist es, zu der die Fürsten schon jetzt sich mögen vorbereiten, daß sie zur rechten Zeit innerlich bereit seien, auf den Altar des großen Vaterlandes die verlangten Opfergaben mit großem Herzen hinzulegen."

„Nun wohl," erwiederte der Herzog mit einem gewissen elegischen Tone, „mich soll dann diese große Zeit auch mit einem großen Herzen bereit finden. Aber wird dieses Ihr Ideal sich auch also in der Zeit verwirklichen? Fast will es mir zu schön und erhaben dünken. Und ich fürchte, wenn es nur erst dazu kommt, daß diese Idee wie ein Schiff, mit des Volkes Hoffnungen beladen, in die Sturmfluth der Verhandlungen ausläuft, ich fürchte sehr, daß dieser große Gedanke dann noch an gar mancher Klippe kleinlichen Gezänkes und eifersüchtiger Uebermacht wird Schiffbruch leiden müssen, bevor er mit der andern Fracht der Erfüllung wieder in den Hafen heimkehren darf."

„Und," fuhr der Herzog mit bitterem Lächeln weiter, „daß auch ich selber Ihnen jetzt mein ganzes Herz erschließe, ich fürchte ferner: namentlich wir kleineren Fürsten, wir werden zu diesem einigen Deutschland, den größten gegenüber, von unseren Hoheitsrechten wohl zuletzt so viel opfern müssen, daß uns nichts davon übrig bleibt, als der macht- und inhaltslose Titel

einer Hoheit. Die Hand aufs Herz gelegt, glauben Sie das nicht auch?“

„Mein gnädigſter Herzog!“ erwiederte Doctor Stark im Tone innigen Mitgefühles, „nicht einmal in der Gegenwart ſchaffen die Menſchen allein die Weltgeſchichte. Ereigniſſe, ſtärker als ſie, machen ſie nur zu oft zu Vollſtreckern einer höheren Weltordnung, ohne daß ſie es ſelber inne werden. Wie viel weniger aber vermögen wir mit nur einiger Gewißheit vorauszuſagen, wie wir die Geſchichte der Zukunft ſchaffen werden, ja nicht einmal, wie wir ſie ſchaffen wollen! Denn wie können wir wiſſen, was bis dahin gegen unſeren Willen und unſere klügſte Berechnung ſich ereignen kann, das vielleicht unſere jetzigen Pläne durchkreuzt, völlig verändert oder ganz zunichte macht? Darum bitte ich, durchlauchtigſter Herr, mögen Eure Hoheit jeden trüben oder bitteren Gedanken der Zukunft aus Ihrem edlen Fürſtenherzen verſcheuchen und ſich nur der heiteren Gegenwart erfreuen, ein von ſeinem Volke geliebter Landesvater zu ſein und als Fürſt von Gottes Gnaden der Wahrheit und dem Rechte zu dienen in aller Treue. Dann mögen Zeiten kommen, wie ſie wollen; dann mögen ſogar Stürme losbrechen, die vielleicht gewaltthätig Eurer Hoheit Herzogsthron zertrümmern werden — denn ewig iſt nichts als der ewige Gott und ſein ewiges Reich, und ſchon die größten und mächtigſten Völker ſind eines leeren Namens Schall geworden — aber auch dann, mein herzoglicher Herr, ſelbſt wenn ich ſolches Schickſal Eurer Hoheit prophezeien könnte, ſelbſt dann wird es ſich verlohnen, noch vorher als ein ſolcher Fürſt ſein Land regiert zu haben, daß ihm beim Abſchied ein trauerndes Volk ehrfurchtsvolle Thränen der Liebe und des Dankes nachweine, und daß einſt die Geſchichte ſeines Landes mit wehmüthigem Stolze von ihm ſage: Er war der letzte Herzog, aber auch der beſte.“ —

Erſt blieb es im Zimmer eine Todtenſtille. Des Herzogs Auge ward von einer Thräne dicht umſchleiert. Dann ſagte er

mit weicher Innigkeit: „Genug, genug! Und haben Sie Dank für Alles, Alles! Mein Herz iſt heut Abend Ihr großer Schuldner geworden. Doch rechnen Sie darauf: ich werde dieſe Schuld zurückzahlen an mein ganzes Volk. Gott erhalte Sie mir und ſegne Sie und Ihr Haus! Ihre Hand, mein Freund! Schlafen Sie wohl! Sie haben einen guten Schlaf verdient . . . .“

VI.

Ein zerfallenes Stammſchloß.

Wenn die Schwalbe im Frühjahre zu uns heimkehrt und mit wunderbarem Ortsſinn den ihr wohlbekannten früheren Neſtplatz aufſucht, was achtet ſie darauf, ob ſie die Bewohner dieſes Hauſes geſund und fröhlich wieder findet, oder ob ſie jetzt durch die Frühlingsluft nur an traurigen Menſchengeſichtern vorüberſchießt, die ſie im letzten Spätherbſt noch heiter geſehen? Was kümmert ſie all' ſolcher Wechſel von Freud und Leid in den Mauern drinnen, wenn ſie nur draußen zum Neſtbau die alte Wand, den alten Vorſprung des Daches, danach ſie die Sehnſucht übers Meer getrieben, unverändert wieder findet! Und welch' allgütige Ordnung, daß es alſo und nicht anders beſtellt iſt!

Wenn auch die Natur mit traurigen Menſchen traurig werden müßte, wenn der knoſpende Roſenſtrauch bei dem leidvollen Menſchenblick, der ihn betrachtet, vor Mitgefühl innehalten wollte in ſeinem fröhlichen Blühen; wenn die Lerche, die freudejubelnd zum ſonnigen Himmel ſteigt, plötzlich verſtummend wieder niederſänke, weil ſie eine Glocke hört, die einem geliebten Todten zum letzten Wege läutet, und wenn all' das geheime Weh, das in abertauſend anderen Schwingungen die ganze Menſchheit durchzittert, Tag für Tag offenbar würde in der mitleidenden Natur

— wann möchte nach dem Winter dann wohl noch ein Frühling kommen, der dem Menschenherzen die ungetrübt selige Botschaft der Auferstehung brächte, mit all' ihren Mahnungen von Blüthen und Liedern, von Duft und Sonnenschein, daß es selber darin auferstehe und sich an Gottes schöner Erde freue? "

Wenn es also in der Natur bestellt wäre, wie müßte jetzt der Schloßgarten in Görzhausen trotz all' der milden Frühlingszeit laub- und liedlos zum alten Edelsitze hinüberschauen. Denn wo hat sich wohl seit dem letzten Winter noch größeres Leid zusammengehäuft, als in diesen vielhundertjährigen Mauern? —

Als ich zum letztenmale mit dir darin war, lieber Begleiter, wohl gedenkst du noch der ernsten Stunde, da standen wir mit der Burgfrau und dem einzigen Erben mitten unter den Bildern des Görz'schen Geschlechtes im kerzenschimmernden Ahnensaale. Der Wintersturm machte die Bogenfenster erzittern; aufgelöst in Thränen barg die Mutter ihr Haupt in des Sohnes Schooß, und ihrer Hand entsunken lag auf dem Teppich jenes denkwürdige Testament.

„Oeffne weit dein Herz, daß der Samen aus deines Vaters Geisterwort befruchtend herunterfalle bis auf seinen tiefsten Grund; daß du von hinnen ziehest als deines Vaters werth und in sein Haus einst wiederkehrest als deiner Mutter Trost!" — Mit solch' frommer Hoffnung hatte damals die edle Baronin dem Sohn ins Gewissen geredet, bevor sie die Abschiedsworte seines Vaters zu lesen begonnen. Aber der Pfarrer Faber, der hatte dabei fort und fort an das evangelische Gleichniß vom Sämann gedacht, da seine Körner auf den Weg fielen zur Speise der Vögel, auf Felsgrund mit wenig Erdreich und unter die Dornen.

Das war an einem Novemberabend des Jahres 1845. Dreizehn andere Winter sind unterdessen über den ehrwürdigen Herrensitz dahingebraust, und vor sechs ist dessen einziger Erbe wieder zu ihm zurückgekehrt. Doch auch als seines Vaters werth und

als seiner Mutter Trost, wie diese so gläubig bei seinem Scheiden gelobt? Oder war der Samen aus des Vaters damaligem Geisterwort wirklich nur auf felsiges Erdreich und unter die Dornen gefallen, wie sein einstiger Lehrer gefürchtet? Hatte er seinen Ahnenschild makellos oder befleckt aus der Fremde mitheimgebracht, und ist das ritterliche Mahnwort: „Noblesse oblige“ in seinem jungen Edelmannsleben zur Wahrheit oder zu leerem Schall geworden? —

Wie hatte des verklärten, durch und durch edelmännischen Vaters Abschiedswort ihm diese Devise in erhabener Mahnung verdolmetscht! Und der Husarenkadet schien sie auch wirklich im ersten Jahre nicht mißachten zu wollen. Wie ein williger Sohn hatte er sich von seinem für ihn väterlich besorgten, aber auch unerbittlich strengen Regimentscommandanten leiten lassen. Eine gewisse Aehnlichkeit mit dem seligen Majoratsherrn von Görz, der dem Obersten einst ein gar lieber Kamerad gewesen, hatte noch obendrein das Andenken an den heimgegangenen Vater in Clemens besonders lebendig wacherhalten. Nicht eine einzige Strafe war von ihm verwirkt, kein Gulden über die ohnedem reichliche Zulage verausgabt worden. Im Görzhausener Schlosse athmeten die Herzen der Mutter und Schwester hoffnungsreich, und ihre Augen sahen, Gott und dem braven Obersten dankend, mit heiterer Klarheit in die Zukunft. Auch Elisabeth freute sich bei jedem neuen Brief aus ganzer Seele für die ihnen stets so liebreich zugethane Patronatsherrschaft und noch herzlicher für ihren Theodor. Nur dieser selber vermochte noch immer nicht mit ganz ungetrübtem Vertrauen die Zuversicht der Burgfrau zu theilen, und nur mit halber Freude konnte er ihren Dank hinnehmen, den sie ihm bei jeder guten Botschaft von Clemens immer wieder aufs Neue abstattete. Und wie richtig erwies sich des Pfarrers trübes Vorgefühl!

Leider verließ der väterliche Freund und Mentor schon nach

den ersten Jahren als neu ernannter General das Regiment. Sein letzter, so wohlgemeinter Liebesdienst für den Sohn des seligen Waffenbruders war noch die dringende Empfehlung des Cadeten an den fürstlichen Regimentsinhaber, und bald darauf hing der goldbetreßte Offiziersdolman um die Schulter des nun erst siebzehnjährigen Husarenlieutenants. Diese seine so frühzeitige Ernennung zum Offizier, seine wie seiner Familie stolzeste Freude, war sein Verderben und ihrer Aller Trauer.

Nur ein paarmal brauchte er jetzt in dieser neuen Freiheit und Würde über die Pußta hinzujagen, um neue Kameraden in ihren ländlichen Quartieren heimzusuchen und bei Punschbowlen deren Bekanntschaft einzuweihen, oder auf einem Magnatensitze sich dem stolzen Hausherrn als neuen salonfähigen Gast und den dunkeläugigen Töchtern als flotten Tänzer vorzustellen, und von nun an übernahm er's auf eigene Faust, den edelsinnigen Ritterspruch: „Noblesse oblige" sich auszulegen. Des Vaters ethisch-ideale Deutung: „Der Adel legt Verpflichtung auf," dünkte ihm von Woche zu Woche trockener und lästiger. Das Beispiel so manch' hochadeliger Kameraden bestärkte nur seinen Widerwillen. Und gar bald war er mit sich innerlich fertig geworden, die väterliche Auslegung dieser Devise als veraltete Pedanterie hinwegzuwerfen und in praktischem Realismus auf eigene Faust frischweg zu übersetzen: „Noblesse oblige — der Adel gebietet Schulden zu machen."

Von nun an begann die Tragödie. Doch nur die Mutter und Schwester daheim waren die tragischen Heldinnen. Der Sohn draußen spielte keinen tragischen, sondern nur einen traurigen Charakter.

In elenden Pußtadörfern oft in einer Nacht Hunderte von Gulden im Landsknecht zu verspielen und diese Ehrenschuld dann um fünfzig, und wenn's nicht anders ging, um hundert Prozent von irgend einem der Wucherer zu entleihen, die, wie gierige

Geier ein Schlachtfeld, dieſe Standquartiere überall umlauerten; bei einem tollen Trinkgelage mit nicht mehr ganz nüchternen Sinnen für einen abgehausten, kreditloſen Freund die Bürgſchaft für Tauſende von Gulden leichtfertig zu unterſchreiben, wo ſtak in ſolch' unritterlichem Treiben die friſche Poeſie eines jungen Reiterlebens? — Mit wahnwitziger Großthuerei ſogleich ein halbes Dutzend Reitpferde zu halten und noch obendrein einen vierſpännigen Juckerzug mit Kutſcher und Jokey in Nationalcoſtüm; dabei in ſtetem Kauf und Tauſch ſchlecht verſtandenen Handel zu treiben, hundert Louisd'ors für das Stück auszugeben, um ſchon nach ein paar Monaten nurmehr fünfzig dafür einzunehmen; ein deutſches Prachtexemplar gegen eine verkappte Mähre und die Lüge von engliſchem Vollblut einzutauſchen; dann noch gar mit einem Draufgeld den knabenhaften Genieſtreich zu krönen, bloß weil der geriebene Schelm von Pferdejude den bartloſen Lieutenant mit dem ſchweifwedelnden Titel: „Gnädigſter Herr!" oder gar „Excellenz" kirre zu machen wußte — war das nicht auch echte Ritterromantik, wenn auch nur die eines modernen Don Quixote?

Iſt es indeſſen keine leere Phraſe, daß auch zu großartigem Schuldenmachen ein gewiſſes Genie gehört, ſo hatte der Huſarenlieutenant Clemens von Görz ſchon am Ende des erſten Jahres ſeiner Offizierscarriere unbeſtritten den erſten Anſpruch auf dieſe Genialität im ganzen Regiment erworben gehabt. Ein ſeltſamer Ehrgeiz war in ihm erwacht, weil er mit den im Adelsrang wie Vermögen ihn überragenden Söhnen der ungariſchen und böhmiſchen Großgrundbeſitzer nicht wetteifern konnte, ihnen wenigſtens im Schuldenmachen den Rang abzulaufen und ihnen auf dieſe Art zu beweiſen, daß er nicht mehr wie ſie nur ihrer Eltern Sohn, ſondern ſchon ſelber Majoratsherr ſei, der, wenn auch der Form nach noch bevormundet, ſo doch in der That über ſein Vermögen in letzter Inſtanz zu verfügen habe.

Der Rentmeister von Görzhausen, ein alter, treuer Diener, der noch zwanzig Jahre lang mit dem seligen Majoratsherrn als dessen rechte Hand sich abgemüht, das zerrüttet gewesene Vermögen wieder in Ordnung und Aufschwung zu bringen, war aus lauter Kummer in ein hitziges Gallenfieber verfallen, als zum Schlusse des Rechnungsjahres so viele Wechsel und Rechnungen zur Ausbezahlung eingelaufen waren, daß die an den jungen Burgherrn ausbezahlte Summe netto das Dreifache der normalen Gutserenten überstieg. Der Vormund, den ohnedem niemals ein besonderer Lebensernst belästigt, hatte höchstens den bedenklichen Trost vom Hörnerabstoßen im Munde und war selbstverleugnend genug, um sein eigenes Soldatenleben als beredtesten Beweis dafür anzuführen. Die arme Mutter hatte in ihren Briefen gewarnt und beschworen, und daheim geweint und gebetet. Aber was frommte das Alles? Die fälligen Wechsel, von deren Summen oft kaum ein Zehntel baare Münze gewesen, mußten bezahlt, das verpfändete Ehrenwort rechtzeitig eingelöst werden. Und gar manche Eiche und Tanne im deutschen Walde daheim, die einst des Vaters frohe Augenweide und naturwüchsige Sparkasse gewesen, mußte vor der Fülle der Zeit und außer dem forstmännischen Turnus der Axt verfallen, um ihrem jungen Besitzer auf der ungarischen Pußta das dem Stranden nahe Schiff der Standesehre wieder flottmachen zu helfen.

Alle Mahnungen der ehrenwerthen Oberoffiziere und manches gediegenen jüngeren Kameraden verflogen jetzt im Winde des Leichtsinns. Jede Rüge und Strafe wurde von dem kleinen „großen Herrn" innerlich verlacht. Schon munkelte man im Regimente von unfreiwilligem Austritt wegen charakterwidrigen Schuldenmachens. Da kamen die Stürme des Jahres 1848. Der Völkerbau des alten Kaiserreiches schien aus den Fugen zu weichen. Allüberall loderte nach und nach die Flamme der Empörung auf, am Mincio, an der Donau und Theiß. Aber ebenso mächtig

entfaltete nun auch der Kaiseradler seine Kriegsschwingen tapfersten Heldenmuthes und unerschütterlicher Treue für den achtzehnjährigen ritterlichen Kaiser. Das war die Zeit, in der Grillparzers patriotische Leyer dem ehrwürdigen Helden Radetzky zurufen durfte: „In deinem Lager ist Oesterreich.“ Da war auch über den leichtfertigen jungen Lieutenant von Görz mit einemmale der Ernst des Lebens gekommen. Die aufreibenden Strapazen unsäglicher Märsche, ganze Monate lang bei jeglicher Entbehrung und in jedem Wetter unter freiem Himmel campiren, und zu dem Allem die blutigen Schauer der Schlacht — wie das Alles ihm den Uebermuth und die alten Thorheiten gründlich vergessen machte! Und zu seiner Ehre sei's gesagt — die erzbepanzerten Ahnen im Rittersaale des Schlosses Görzhausen brauchten sich ihres Enkels nun nicht mehr zu schämen. Wo die ganze Armee, von einem einzigen unübertroffenen Corpsgeist entflammt, Wunder von Tapferkeit verrichtete, war auch er an kühnem Reitermuthe hinter seinen Kameraden nicht nur nicht zurückgeblieben, sondern sogar einer der Verwegensten geworden. Und als er — ein echtes Reiterstück — mit nur fünfzig seiner Husaren aus einem Verstecke, Hurrah schreiend, gegen eine ganze Schwadron piemontesischer Dragoner angerannt und diese im ersten Schrecken über solchen Hinterhalt in die Flucht gejagt, da war der damals erst neunzehnjährige Brausekopf sogar mit dem Militärverdienstkreuz geschmückt worden, und das Oberlieutenantspatent hatte als lohnende Dreingabe nicht lang auf sich warten lassen. Ein tüchtiger Säbelhieb über die Stirne, den er ein Jahr später in verzweifeltem Einzelkampfe mit einem ungarischen Honvedoffizier davongetragen, stimmte jetzt nur um so rühmlicher zu dem Tapferkeitszeichen auf der jugendlichen Brust.

Waren das im Görzhausener Schloß und Pfarrhof nun wieder lange Monate voll Angst und Freude geworden! Welcher Wechsel von stürmischen Empfindungen durchwogte vor Allem das Herz dieser Mutter! Aber groß wie sie immer gewesen und

gefühlt, war doch ihr freudiger Stolz über den ritterlich streitenden, seiner tapferen Ahnherrn würdigen Enkel noch immer gewaltiger als die Angst um den einzigen Sohn. Und die für seinen Leib so gefahrvollen Schrecken des Krieges, darin er zum männlichen Helden erstarkte, waren ihr hundertmal lieber, als der verweichlichende Friede mit seinen viel verderblicheren Gefahren für ihres Sohnes Seele.

Aber auch dieser Friede war wieder gekommen und mit ihm dessen alte Gefahr. Nicht plötzlich, doch unvermerkt. Fast noch ein ganzes Jahr hatte die ernste Stimmung des Krieges in Clemens nachgehalten. Dann fing allmälig der einförmige Garnisonsdienst und dessen treue, aber gefährliche Begleiterin, die Langeweile, wieder an, den tüchtigen Kern seines Wesens zu zerbröckeln.

Abermals war ein schmutziges, schweinezüchtendes, ungarisches Dorf das trostlose Standquartier des jungen Oberlieutenants geworden. Die noch einzigen, Geist und Herz anregenden Besuche auf benachbarten Edelhöfen waren unter dem Drucke der tiefen, politischen Verstimmung gegen jeden österreichischen Offizier zu fernerer Unmöglichkeit geworden. Sich selber geistig zu beschäftigen hatte Clemens nie gelernt. Die deutsche Leihbibliothek der benachbarten kleinen Stadt, darin der Regimentsstab garnisonirte, war in ihren äußerlich wie innerlich abgegriffenen Romanen bald zu Ende gelesen, und einen eigenen Bücherschatz sich anzuschaffen, dazu dünkte ihm doch das andere gedruckte Papier der Banknoten etwas zu werthvoll. Im ganzen Dorfe sprach kein Mensch ein deutsches Wort, nicht einmal der Pfarrer. Zu alledem war das Zimmer des vereinsamten Zugcommandanten kaum so hoch, daß er bequem aufrecht hin und wieder gehen konnte. Die Einrichtung der kahlen vier Lehmwände war so ungastlich als möglich, und selbst das Kanapee, dieses unbedingt nothwendige Erforderniß eines gemüthlichen Zimmers, fehlte darin. Nicht weniger anziehend war der nationale Küchenzettel,

den der kochgewandte, ungarische Offiziersbursche mit erschreckend oft hervorgekehrter Speckseite und prickelnder Paprika seinem Herrn tagtäglich entwarf und ausführte. Dabei trug die Umgegend auf viele Meilen weit ein so unverfälschtes Gepräge trostloser Pußtanatur, daß den jungen deutschen Burgherrn doch gar oft ein tiefes Heimweh beschlich nach dem Rauschen seines heimischen, deutschen Waldes. Und wenn er, in seinem niedern Fenster lehnend, in den aufgewühlten Hof eines Schweinehändlers hinübersah, und trübsinnig eine Cigarette nach der andern verdampfend, dem vielstimmigen Concert all' der schwerfälligen Schweinsmütter und geschwindfüßigen Ferkel zuhörte, da ahnte selbst das futterstreuende, jugendfrische, aber etwas unsaubere Töchterlein nicht, welch' elegische Heimathsträume die verstimmte Seele dieses jungen Husarenoffiziers durchklangen, als sie sich schmeichelte, daß er nur ihrethalben so träumerisch herüberschaue.

Wer möchte sich daher zu sehr darüber verwundern, daß in solch' entsagender Lebensstellung, zu deren Ertragen der ganze Halt und Reichthum eines innerlichen Menschen gehörte, ein solcher nach außen gekehrte Charakter wie Clemens sich unmöglich befriedigt fühlen konnte! Sein innerster Drang ging nach rauhem Kriegsleben, kühnen Handstreichen und muthigen Abenteuern. In dieser Luft hatte er seinen ganzen Mann gestellt. Um so mehr drängte es jetzt den Soldaten im Frieden und noch dazu in solcher, zum Verzweifeln armseliger Einsamkeit, seinen unmuthigen Thatendrang auf irgendeinem anderen, wenn auch noch so verkehrten Wege los zu werden. Und so war der jetzt defonirte Oberlieutenant der falschen Romantik des Soldatenlebens nie möglich noch tiefer in den Arm gefallen, als der damalige Lieutenant vor dem Kriege. Statt den weisen Bitten der Mutter zu folgen, nun mit allen Soldatenehren als junger Burgherr auf sein Stammschloß heimzukehren, beharrte sein eiserner Kopf darauf, nur als großjähriger, unbevormundeter Herr seines Vermögens

die Heimath wiederzusehen, und noch dazu es obendrein zum Rittmeister gebracht zu haben, wie sein seliger Vater. Nebenbei sagte ihm freilich auch eine oberflächliche Selbsterkenntniß mit einem Beisatz frivoler Selbstironie, daß er die Hörner seines jugendlichen Leichtsinns noch lange nicht genug abgestoßen habe, um sein jetziges ungebundenes Soldatenleben mit der anständigen Haltung eines deutschen Majoratsherrn zu vertauschen, namentlich unter den Augen einer so erhabenen Mutter und züchtigen Schwester. Kurz — keine Bitte konnte ihn zur Heimkehr bewegen.

Das alte Thema des Schuldenmachens ward in allen denkbaren Variationen wieder durchgespielt. Neben den Wettrennen und unsinnigen Wetten war aber jetzt bei weitem die kostspieligste Ausgabe die heimliche Liebschaft mit der leichtfertigen Tänzerin eines Wiener Vorstadttheaters geworden, die sein Herz wie seine Kasse bei den jedesmaligen Besuchen der Kaiserstadt in immer tieferen Abgrund niederzog und den letzten Blutstropfen, der noch von edler Ritterlichkeit in ihm floß, mit der Jauche der Gemeinheit versetzte. Hätte der selige Majoratsherr auch solchen schmutzigen Irrweg noch ahnen können, wahrhaftig, ihm wäre die Hand erstarrt, als er sein Testament niedergeschrieben! Doch auch der lebenden Mutter und Schwester blieb dieser größte Makel auf dem Adelsschilde des Sohnes und Bruders verschwiegen. Wie hätten sie sonst das Leben noch mit Ehren ertragen sollen? War doch ohnehin durch das sinnlose Schuldenmachen das Herzleid der schrecklich enttäuschten Baronin und die Verzweiflung des Rentmeisters auf den höchsten Grad gestiegen!

Aber auch die Langmuth des jetzigen Obersten war zu Ende gegangen. Das Regiment mußte von diesem schlimmen Beispiel gereinigt, das kaiserliche Offizierskleid vor weiterer Verunehrung gewahrt werden, und, um kurz das Ende von diesem traurigen Liede zu sagen — Clemens mußte unfreiwillig quittiren und zwar ohne Militärcharakter, d. h. ohne Anspruch, ferner Offizierstitel

und Uniform tragen zu dürfen, leider aber auch ohne fernere Hoffnung, sich jemals wieder wenigstens zu einem nichtmilitärischen Charakter aufzuschwingen. —

So war er im Herbste 1852 wieder heimgekommen. Zu allem Unglück waren nach dem Jahre 1848 die beiden Ritterlehen Görzhausen und Teisenberg in freie Allodgüter umgewandelt worden. Die alten Feudalrechte: Gerichtsbarkeit, Zehnten, Bodenzinse und Frohnden hatten die damaligen freisinnigen Gesetze gegen Entschädigung in Geld abgeschafft. So wollte man auch von dem andern neuen Rechte Gebrauch machen, die beschränkende Fessel des Lehenverbandes loszulösen, um bei allenfallsigem kinderlosen Absterben des letzten männlichen Lehensträgers einem Heimfall an den Herzog als obersten Lehensherrn zuvorzukommen. Und so war der junge Freiherr jetzt der volljährige, unumschränkte Herr seines Allodvermögens geworden, und doch welch' minderjähriger, vormundsbedürftiger Mann geblieben!

Aber wer etwa glauben möchte, daß er jetzt nur beschämt und kleinlaut den Boden seiner deutschen Heimath wieder betreten habe, der würde diesen charakterlosen Charakter nur halb verstehen. Nein, Gott bewahre! Mit sechs Reitpferden und dem unvermeidlichen Juckergespann, mit ungarischem Reitknecht und Jokey, war er in das Schloß seiner Väter eingezogen. Trotz aller Quittirung „ohne Charakter," und gerade deßhalb galt es erst recht, so manchem krautjunkerlichen Gutsnachbarn sogleich beim ersten Wiedersehen zu imponiren und die eigenen Gutsangehörigen in verblüffenden Respekt zu versetzen.

Und wie die Deutschen eben von jeher in der Kunst unübertreffliche Virtuosen sind, bei einem noch so kurzen Aufenthalt in fremden Landen den Typus jeder anderen Nationalität interessanter zu finden als den der eigenen, und die fremde mit koketter Selbstverleugnung sich möglichst rasch und gründlich anzueignen, so sollte jetzt außer dem eigenen, magyarisch zugespitzten Flaum vor Allem

der Bela, ein braungelber, rabenschwarzhaariger Zigeuner, der meisterlich das Hackbrett spielte, dem deutschen Burgherrn dazu verhelfen, sich in der deutschen Heimath ausländisch interessant zu machen. Und der tannenschlanke, vierzehnjährige Jokey János, der Abends vor den Schloßlinden zum Hackspiel des Bela den feurigen Czardas tanzen mußte, vollendete erst recht das Kunststück, daß schon nach der ersten Woche in der weitesten Umgegend nur vom Görzhausener Herrn und seinen Ungarn geredet wurde. Zu alledem, wie noch viel interessanter, verstanden die Beiden nur gebrochen Deutsch zu sprechen, gerade so, wie ihr Herr im Radebrechen des Ungarischen bewandert war. Hei! wie da die Görzhausener Bauern offenen Mundes die Ohren spitzten, wenn sie ihren Gutsherrn mit seinem ungarischen Leibgesinde dann nur immer „welschen" hörten, und wie sie verdutzte Augen machten, wenn er in Schnürrock und knappen Stiefeln sein Juckergespann kutschirte und von dem braunen Bauernhut des hinter ihm im ungarischen Theaterkostüm sitzenden János die langen rothen Bänder in der deutschen Waldluft flogen!

* * *

Verklungen sind im Görzhausener Schloßhofe die ausländischen Hackbrettweisen. Diese spielt der braungelbe Bela schon längst wieder auf der Pußta in seinem wandernden Zigeunerzelt oder in den ungarischen Dorfschenken, mit seiner Bande zum Tanze werbend. Auch János, der schlanke Czardastänzer ist längst wieder daheim und dient als schmucker Husar seinem Kaiser. Die zwei uralten Linden, die damals den fremden Tönen zugehört und den fremden Tanz mitangeschaut, sind unterdessen um noch ein weiteres halbes Dutzend Jahre älter geworden und prangen jetzt im zartesten Frühlingslaub. O wer ihr geheimes Flüstern verstände, was könnten sie dem jetzt nicht Alles von diesen Jahren

erzählen! — Von all' den üppigen Gastmählern und ausgelassenen Jagdgelagen, deren Gäste sie an der Schloßtreppe vorfahren sahen, deren Becherklang und lärmenden, lachenden Frohsinn sie durch die offenen Fenster schallen hörten! Was könnten sie dem nicht Alles erzählen von dem unsäglichen Leid, in dem oft noch in stiller Nachtzeit die Mutter unter ihren Zweigen gesessen und ihr Weh zum Sternenhimmel hinaufgeklagt! Was könnten sie dem nicht Alles erzählen von den unheimlichen Wuchergesichtern, die von Jahr zu Jahr immer häufiger, erst heimlich zwischen Licht und Dunkel, und dann ganz keck am hellen Tage zu dem jungen gnädigen Herrn in das Schloß geschlichen! Was könnten sie dem nicht erzählen, wie sie eines Abends von fremden Leuten erst eine zentnerschwere Kiste voll Silbergeschirr an sich vorüberschleppen sahen, dann ein Stück alterthümlichen, kostbaren Hausrathes nach dem andern; wie ein prachtvolles Reitpferd ums andere von den Handelsjuden aus dem freiherrlichen Marstall über den Schloßhof hinausgeführt worden, bis endlich mit den zwei ältesten Gäulen und einem fremden Mann auf dem Bock die Herrschaftskutsche auf Nimmerwiedersehen an ihnen vorüberfuhr! — Was könnten sie dem nicht Alles erzählen von jener letzten schrecklichen Nacht, vor erst vier Wochen, da sie den jungen Burgherrn plötzlich mit verstörten Blicken aus dem Schloß und dann durch den Park stürzen sahen, um wie ein gehetztes Wild zu Fuß drei Stunden weit zum Bahnhof zu rennen! Und wie eine Stunde zu spät die Wechselgläubiger mit Gendarmen in den Schloßhof drangen, um den überschuldeten Burgherrn in die Thurmhaft der Hauptstadt abzuführen! — Was könnten sie dem nicht Alles erzählen von der Mutter und Schwester, als sie durch den Lärm erschreckt aus ihrem Zimmer auf die Treppe heraustraten und dann, zu Tod geängstigt und zu Tod beschämt, in die Bajonette starrten und jetzt erst aus der Gläubiger Verwünschungen ihres Sohnes den ganzen Abgrund seines Elendes vor sich aufthun sahen! — O wer dieser alten zwei Schloßlinden

geheimes Flüstern verstände, was könnten sie dem nicht Alles erzählen! . . .

In der Uferstadt jenes großartigen Alpensee's, aus dessen stürmischer Fluth der Tell einst dem Zwingherrn Geßler entsprungen, weilt jetzt der entflohene Schuldner, ein ruhmloser Zuwachs seiner beklagenswerthen Standesgenossen, die sich schon vor ihm in dieses Asyl der Wechselhaft geflüchtet haben. Und morgen frühe muß das Schloß verlassen sein. Verfallen ist den Gläubigern das ganze Herrschaftsgut. Ob sie auch nicht den zwanzigsten Theil der schuldigen Wechselsummen ausbezahlt und oft nur auf weitere vier Wochen Frist gegeben, wenn ihr Schuldner wieder seinen Namen unter die doppelte Summe geschrieben — wer kümmert sich darum? Die unbarmherzige Ziffer beweist mit unerbittlicher Logik, daß das ganze Gut nach der letzten Schätzung um hunderttausend Gulden überschuldet sei. So steht's mit falschen Zahlen geschrieben und so ist es unverfälschtes Recht. Des Klägers Lüge besiegt des Rechtes Wahrheit.

O du da drüben in deiner Ahnengruft am Teisenberger Waldsaume, du zu früh heimgegangenes Urbild eines deutschen Edelmannes vom Scheitel bis zur Sohle, jetzt singt die Amsel um dein ehrenreiches Grab und süßer Frühlingsodem durchwürzt die sonnige Luft. So wird auch deinem befreiten Geiste wohl jetzt geschehen. Du wirst im Frieden deiner ewigen Wohnung nichts mehr von dem unsäglichen Weh verspüren, das über dein irdisches Haus und seinen letzten Erben hereingebrochen ist. Du wirst wohl nicht schauen dürfen, wie die Wälder, unbarmherzig verwüstet, um ihren einst so sorglichen Pfleger trauern; wie deine Stammburg, ausgeraubt von ihrem eigenen Herrn, nun in betrügende Wuchererhände gefallen, und wie im Eisenschrein, dessen Inhalt du einst so sparsam verwaltet, nicht eine einzige Münze mehr klingt. Du wirst auch nicht mehr herunterſehen müssen in den Saal deiner Ahnherren, um deren Bilder schon lange die Spinnen ihr

Gewebe ziehen, weil ihr letzter Enkel ſich geſcheut, nurmehr hineinzutreten, um darin nicht an dein erhabenes Edelmannswort: „Nobleſſe oblige“ gemahnt zu werden, das an ihm zu ſolcher Schmach und Lüge geworden.

O dir, dem Heimgegangenen, dir iſt erſpart, die Dornen und Diſteln zu ſchauen auf demſelben Acker, den du mit ſo viel Sorge beſtellt und mit ſo viel Weisheit beſäet. Nicht Leid noch Scham reichen mehr zu dir hinauf. In Ehren haſt du vollendet und den Segen deiner himmliſchen Ernte vermindert nimmer irdiſches Unkraut. Wer möchte dich, den Todten, beklagen? — Aber die Lebenden! Die Mutter und Schweſter! Wo nehmen wohl dieſe die Fülle des Troſtes her, um den Abgrund ihres Jammers auszufüllen?

Und ſiehe, da droben in der Allee unter den Platanen, weißt du noch, lieber Begleiter, auf demſelben Platze, an dem die Baronin einſt ſo hoffnungsreich Theodor zum erſtenmale willkommen geheißen, und ihm dann die entzückende Umſchau gezeigt, da ſitzen jetzt Mutter und Tochter in ſtiller Morgenſtunde. Zum letztenmale ſchauen ſie in wehmüthigem Abſchiede hinunter auf die von wildem Rebenlaub umrankten Schloßthürme, um deren Schieferhelme fröhlich zwitſchernde Schwalben im Sonnenſcheine hin und wieder gleiten. Zum letztenmale blicken ſie mit weinenden Augen umher auf die nun abgetriebenen öden Waldhügel, hinter denen ein weites Bild der Zerſtörung ſich ausdehnt. Zum letztenmale fühlen ſie ſich daheim in der althiſtoriſchen Stätte ihres vielhundertjährigen Geſchlechts, um morgen in aller Frühe wie ausgewieſene Fremde in die Hauptſtadt überzuſiedeln und dort mit dem beſcheidenen Vermögen, das ſie ſich gerettet, ein einſames Daſein zu vertrauern.

Und iſt das ein wunderſchöner lenziger Morgen! Gott! wie mit dem unergründlichen Menſchenleid die ganze Natur in ihrer Frühlingsluſt wetteifert! So freudetrunken haben ja die Lerchen

über den Saatfeldern noch gar niemals gejubelt. So süß haben ja die Sträuche des Schloßgartens noch nie zuvor gedustet; noch nie hat der Sonne Glanz das Laub der Bäume so golden umsponnen, und der kleine Bach ist noch nie so heiter plaudernd durch den Wiesengrund hinuntergerieselt. — Ach, wenn auch die Natur mit traurigen Menschen traurig werden müßte, wäre das jetzt um's Görzhausener Schloß ein öder, trauriger Wintertag!

Jetzt sagte Adele, da sie die Hand an die brennende Stirne hielt, mit gedrückter Stimme:

„Ach, Mutter, wie thut der Lerchensang mir heute so weh'! Wie schneidet sein Mißton wie ein Messer mir in die Seele!"

Und die Mutter sprach, da sie der Tochter Hand in die ihrige nahm und Herz und Auge nach oben hob:

„O laß die Lerchen doch singen, Adele, und laß sie doch himmelwärts steigen! Sie zeigen unseren Herzen ja den einzigen Weg, auf dem wir sollen Trost und Erhebung suchen, und den einzigen Ort, wo wir ihn auch sicherlich finden. O laß sie doch singen und fröhlich sein, wenn auch wir beide selber nur weinen! — Ach ja, meine Tochter, da ich einst mit deinem seligen, edlen Vater hier einzog als junge Frau, da sangen die Lerchen wohl auch, so wie heute. So weit wir's hörten, jubilirte die ganze lenzige Welt zu meinem Willkomm, und unsere Herzen flogen mit auf in den Frühlingshimmel sonniger Hoffnungen; sie lobsangen dem Herrn, der solch' Glück uns beschert, und priesen dieses schöne Stück Erde, darauf wir es sollten genießen. Und wie an manch' anderm Frühlingsmorgen hörte ich wieder die Lerchen singen, als frohes Weib mit deinem Vater Hand in Hand hier sitzend, und dann als glückliche Mutter, da ihr beide zu meinen Füßen mit Blumen spieltet oder lustig vor uns im Grase sprangt! — Und nun ist dein Vater schon lange todt. Dein armer Bruder ist mehr als todt. Ich sitze hier zum letztenmal, als die traurigste der Wittwen und Mütter, und die Lerchen

ſingen wie ehedem und ſteigen zum Himmel und preiſen Gott. O laß ſie doch ſingen, dieweil wir beide nur trauern! Aber laß unſere Seelen auch mit ihnen aufwärts fliegen, noch viel, viel höher als ſie, bis zum ewigen Herzen Gottes laß ſie fliegen, daß all' unſer Weinen daran werde geſtillt und all' unſere Trauer in Ergebung ſich wandle. O laß die Lerchen nur ſingen, Adele! mir thun ſie wohl. Denn ich höre in ihnen die tröſtende Stimme meines Gottes; und ich vergeſſe darüber, welch' unglückſeligen Sohnes trauernde Mutter ich bin, da ich mich einzig nur fühle als demüthig ergebene Tochter meines ewigen Vaters. Und das, Adele, das ſei jetzt auch, dann kannſt du die Lerchen ſingen hören, gleich mir."

Adelens Auge verſenkte ſich mit dem ganzen Leid ihrer reinen Seele in das der Mutter und ſie ſagte:

„O ſei mir nicht böſe! Wie gerne trüge ich meinen Schmerz ſo großen Herzens, wie du. Aber ach! noch kann ich es ja gar nicht glauben und faſſen, daß wir wirklich ſchon morgen von hier fortziehen ſollen, fort von unſerer lieben Heimath, in der jeder Fleck Erde mir ſo lieb geworden, fort von dieſem alten trauten Schloſſe, in deſſen Mauern ich auch in meinem tiefſten Leide ſo gerne gewohnt. Und nun fort in die kalte, fremde Stadt zu müſſen, und ach, ſo wie wir, bettelarm an Freuden und überreich an Gram um der Schande des Bruders willen! O Mutter, ſchilt mich nicht, daß ich alſo rede! Wenn nur morgen dieſer Abſchied noch überſtanden iſt, dann will ich gerne deine würdige Tochter ſein. Nur heute noch laß mich trauern, klagen und zagen, o morgen, morgen nimmer! Ach Mutter, ich kann hier oben nicht länger ſitzen bleiben. Wär's ein trüber, nebliger Herbſttag, dann hielte vielleicht ich's aus, aber in dieſem Duft und Sonnenglanz, in dieſem Lerchenjubel ertrag' ich es ganz unmöglich. Sei mir nicht böſe, Mutter! Ich kann nicht bei dir bleiben."

„So laß mich mit dir hinuntergehen! Komm, Adele!"

Und die Mutter wollte ſich eben mit dem Ausdrucke innigſten Mitleids erheben, aber die Tochter wehrte ihr's mit ſanfter Handbewegung, und ſagte mit plötzlich ganz erhaben klingender Stimme:

„Nein, gute Mutter, bleib' du nur hier und mich laß allein! Ich bitte dich darum. Ganz einſam muß ich erſt mit meinem Herzen fertig werden, und Niemand ſoll mir dabei helfen, als die Nähe meines Gottes. Und ich gelobe dir, Mutter: ſiehſt du mich in einer Stunde wieder, dann werde ich ſein wie du, und werde die Lerchen hören können, gleich dir."

Voll kindlicher Ehrerbietung küßte ſie noch die Stirne der Mutter und wankte mit müdem Fuß und noch müderem Herzen hinunter durch den Schloßgarten.

„Armes Kind! o ich ahne, womit dein gebrochenes Herz erſt noch fertig werden will," ſprach die Baronin ſinnend ihr nach und zwei große Thränen perlten über ihre verhärmten Wangen. Dann fuhr ſie über die Augen, blickte wieder zum Himmel, ſah dem Fluge der Lerchen zu und lauſchte auf ihr Singen.

Adele trat unterdeſſen in die kühle Vorhalle des Schloſſes und hieß bei ihrem Eintritte den letzten treuen Diener, der ihnen verblieben und ihr eben entgegentrat, in ihrem Zimmer Feuer machen.

„Feuer, gnädiges Fräulein, Feuer?" fragte dieſer erſtaunt. „Bei dieſem warmen Wetter?"

„Ja, alter Conrad! Feuer," ſagte Adele mit gepreßter Stimme. „Denn bei all' dieſem Sonnenſchein friert es mich." Und ein innerlicher Schauer fuhr ihr jetzt über den ganzen Leib; denn heißer Schmerz macht wirklich frieren. Aber das Feuer, das ſie jetzt verlangte, ſollte doch nicht erwärmen, ſondern nur verzehren.

Wie im offenen Kamine die Flamme dann praſſelnd aufſchlug, ſperrte Adele das Zimmer ab. Dann trat ſie an einen alter-

thümlichen Eichenſchrein, holte daraus ein elfenbeinernes Käſtchen hervor, und, ſich zum Kamine niederſetzend, legte ſie's auf den Schooß. Erſt ſah ſie's noch voll unbeſchreiblicher Wehmuth an. Dann faßte ſie mit zuſammengepreßten Lippen und verdunkeltem Blick innerlich Muth, und mit einem Schlüſſel, den ſie aus der Bruſt hervorzog, ſchloß ſie den Deckel auf. Als das geſchehen war, drückte ſie beide Hände an die angſtvoll klopfende Bruſt.

„So, nun iſt das Schwerſte ſchon geſchehen, denn ich habe den Entſchluß gefaßt. Auch mit dieſem Schmerze will ich noch fertig werden und in dieſen Flammen ihn noch begraben, bevor ich von all' meinem verlorenen Glück in dieſen Mauern Abſchied nehme."

Und aus dem Elfenbeinkäſtchen zog ſie zuerſt ein Medaillon mit einem Paſtellbild hervor. Das küßte ſie mit keuſcher Inbrunſt. Dann legte ſie's wieder auf den Schooß. Darauf nahm ſie einen Brief nach dem andern aus dem ſilberbeſchlagenen Schrein, hielt jeden erſt an die Lippe, und ließ einen nach dem andern in die Flamme niederſinken. Als auch die Gluth um das allerletzte Blatt gezüngelt, erfaßte ſie dann auch noch mit krampfhafter Hand das Medaillon auf ihrem Schooß, und mit furchtſam abgewendeten Blicken warf ſie's in das Feuer nach. Dann ſchlug ſie beide Hände vors Geſicht, ſenkte es bis tief zum Schooße herunter und ſchluchzte zum Erbarmen.

Was war das für ein Bild? Was waren das für Briefe? —

Dieſes Bild hatte ſie einſt ſelber gemalt, eines ſchönen, edlen Mannes Bild. Und dieſe Briefe hatte ſeine gleich ſchöne, edle Seele ihr einſt als Braut geſchrieben. O welch' zerſtörtes Herzensglück, welch' andere heilige Liebesgluth verzehrte jetzt dieſe theilnahmsloſe Flamme! . . .

War das einſt durch faſt ein Jahr ein glückliches Brautpaar geweſen! Wie hatte der Himmel ihrer jungen Liebe erheiternd ins Herz der Mutter niedergeſtrahlt und das ganze Stilleben in

Görzhausen versöhnend verklärt, und gerade damals, als draußen des Bruders Unheilsstern immer drohender über seinem Verschwenderleben aufgestiegen und den nahen Sturz seiner Ehre verkündet! Und kein halbes Jahr, nachdem Graf Friedrich von Dernbach um Adele geworben, war Clemens schuld- und schmachbeladen heimgekommen, ein unheilvoller Dämon in dieser Beider Paradies. Was hatte die Baronin und Adele sich nicht Alles versprochen von den liebreichen Mahnungen, von dem vortrefflichen Beispiele dieses andern, echten Edelmanns, der den Wahlspruch: „Noblesse oblige“ in all' seinem Denken und Handeln so ritterlich zur Wahrheit machte! Aber wie Wasser und Feuer sich nie und nimmer verträgt und das Schlechte mit dem Guten sich nie versöhnend ausgleicht, so hatte auch Clemens schon in den ersten Monaten den zukünftigen Schwager und seine, wenn auch noch so zart gehaltenen, Vorstellungen herzlich satt bekommen.

Immer mehr war der äußerst gediegene, junge Graf, der trotz der bedeutenden väterlichen Besitzungen im Ministerium mit Auszeichnung dem Staate diente, dem genußsüchtigen, geistesträgen Nichtsthuer lästig geworden, da ja das ehrenvolle Wirken Dernbachs nur zu laut gegen das eigene Schlaraffenleben protestirte. So oft sich daher der Bräutigam aus der Hauptstadt zu flüchtigen Besuchen in Görzhausen angemeldet, hatte Clemens später immer Mittel und Wege gewußt, um auf entfernten Jagden oder andern unnöthigen Ausflügen dem langweiligen Sittenprediger, wie er den Grafen für sich nannte, zu entkommen. Aber einmal hatte dieser unangemeldet seine Braut besucht und diese wie die Mutter in Verzweiflung getroffen, weil Clemens ihnen eben mit trotzigster Energie seinen Entschluß eröffnet, jene übelberufene Tänzerin, mit der er bis zum heutigen Tage die interessante „Liaison“ heimlich unterhalten, demnächst als Burgfrau heimzuführen. Und als er auf Dernbachs ernsteste Warnungen hohnlachend erwiederte, daß das jetzt die allerneueste und auch ver-

nünftigſte Sitte des Adels ſei, um das zu träg gewordene Vollblut ein wenig aufzufriſchen — da waren die beiden jungen Edelmänner, wenn der eine dieſen Namen noch verdiente, ſo gewaltig auf einander geſtoßen und ſo bis zum Tode verletzende Worte gegenſeitig gefallen, daß es der Ehre des Grafen unmöglich geworden, auch nur eine Stunde länger mit dem zukünftigen Schwager dieſelbe Luft ſeines Schloſſes einathmen zu können. Kaum angekommen reiste er in furchtbarer Aufregung wieder ab. So unſäglich weh' es ihm auch für Adele geſchah, der Mann mußte fort, ſollte nicht der Bräutigam zum ehrloſen Manne werden. Schon am andern Tag ließ Clemens dem Grafen eine Forderung auf Piſtolen zukommen. Und dieſer, der in ſeiner Studentenzeit ein renommirter Senior geweſen, ſtand auch jetzt an Mannesmuth dem frühern Huſarenoffizier nicht im mindeſten nach und ſchärfte dieſe Forderung noch „auf Leben und Tod," nach ſeinen Standesbegriffen von Mannesehre das einzige Mittel, um den unerhörten Schimpf wieder ſühnen zu können. Kaum hatte die bräutliche Liebe mehr Platz in ſeinem Herzen, ſo war es über und über angeſchwellt von Zorn über die erlittene unerhörte Kränkung. Tag und Nacht hörte er das eine Wort: „ſcheinheiliger Bube!" das ihm Clemens zuletzt vor der Braut ins Geſicht geſchleudert, in den Ohren gellen. So gebrandmarkt konnte er nimmer leben und nimmer lieben.

In einem Walde nahe der Hauptſtadt ſollte das verhängnißvolle Duell vor ſich gehen. Wie aber Clemens in Allem und Jedem leichtſinnig und herzensroh geworden, ſo hatte er jetzt auch vor ſeinen Dienern Ort und Stunde ausgeplaudert und ſchon im voraus mit ſeinem Siege über den Bräutigam der armen Schweſter groß gethan. Derſelbe treue Conrad, der vorhin im Kamin das tragiſche Feuer angezündet, hatte es dann nicht übers Herz bringen können, zu ſchweigen, und ſeinem gnädigen Fräulein Alles verrathen. Um die arme Mutter, die der Schrecken des

letzten Morgens auf das Krankenbett geworfen, mit dieser neuen Angst zu verschonen, entschloß sich Adele, ihr das Geheimniß zu verschweigen; stand ja doch deren Leben auf dem Spiel! Clemens war schon einige Tage zuvor in die Hauptstadt abgereist. Alle Bitten an diesen selber, von dem gefährlichen Zweikampfe abzustehen, erschienen ohnedem fruchtlos. Ein Bote, von Adele heimlich an den Bräutigam abgesendet, brachte auf all' ihr herzbezwingendes Flehen nur unbestimmte Antwort zurück, nur gar unheimlich klingende Worte von dem Streite zwischen der Liebe und Ehre. Da wußte sie zuletzt keine andere Rettung mehr. Die Todesangst um den geliebten, edlen Bräutigam, ach! und auch die unvertilgbar angeborne Schwesterliebe zu dem unedlen Bruder, trieb sie endlich zu dem Wagniß, dem alten Grafen von Dernbach, einem strengen, harten Edelmann aus der alten Schule, das Geheimniß in einem verzweiflungsvollen Briefe zu offenbaren und ihn bei ihrer und seines Sohnes Liebe zu beschwören, den tödtlichen Zweikampf mit allen Mitteln zu verhindern. Wie unendlich gut hatte sie's gemeint, aber ach! wie schlecht ward es ihr gelohnt! Die fromme Angst um des Bräutigams und des Bruders Leben brachte sie um den Einen und konnte ihr den Andern nicht retten.

Als früh Morgens an der verabredeten Waldstelle die Secundanten eben die nur fünf Schritte von einander entfernte Barriere in den Sand zeichneten und die beiden Gegner eben zur Pistole greifen wollten, trat plötzlich der alte, weißbärtige Graf mit flammenden Augen und gebieterisch ausgestreckter Hand aus dem Dickicht und rief ein zürnendes Halt, daß die Beiden ihn anstarrten wie eine Geistererscheinung und wie gelähmt ihre Arme niedersanken. Der Zweikampf war zu Ende.

Als dann dieser eisenharte Vater mit dem fast besinnungslosen Sohn in dem gräflichen Wagen, der ein paar Schritte weit auf der Waldstraße gehalten, nicht zur Stadt, sondern sogleich

nach Schloß Dernbach fuhr, da rüttelte dieſer ihn auf aus ſeinem Stumpfſinn mit der unerbittlichen Mahnung, ihm jetzt auf der Stelle ſein zweifaches Ehrenwort als Cavalier zu verpfänden, einmal, daß er ſich nie und nimmer mit dieſem heilloſen, aus dem glorreichen kaiſerlichen Heere ſchimpflich davongejagten Schurken, wie er Clemens nannte, ſchlagen werde, und dann, daß er als ein Dernbach von nun an dem Gedanken entſage, eines ſolchen, den ganzen Adel ehrlos beſchimpfenden Schuldenmachers mitbeſchimpfter Schwager zu werden. Denn fürs Eine wie fürs Andere treffe ihn ſonſt ſein väterlicher Fluch, und er wiſſe wohl, daß ſein Wort das Wort eines Edelmannes ſei, der gewohnt, Wort zu halten. Und wenn Mutter und Schweſter vom Himmel herabgeſtiegen wären, gleichviel, ſo habe dieſer Bruder den Namen Görz auf Görzhauſen mit ſolcher Schmach belaſtet, daß, wer immer mit ihm in Verbindung trete, auch ſelber gebrandmarkt werde mit dem Zeichen der Schande. Und eher möge der Name Dernbach und ſein ganzes Geſchlecht, das ihn ſeit acht Jahrhunderten nur mit Ehren getragen, ſpurlos vergehen, bevor der Name Görz auf Görzhauſen als fauler Aſt den ganzen Stammbaum der Dernbach um ſeinen alten Stolz betrüge.

Jede noch ſo dringende und noch ſo verſtändige Einwendung, jede noch ſo inbrünſtige Bitte für die unſchuldige Braut, Alles prallte machtlos ab an dieſem Vaterherzen, wie der Pfeil an einem eiſernen Harniſch. Die Entrüſtung des alten Grafen ſtieg immer höher, immer dunkler flammte ſein Auge. In immer blutigerem Streite rang des Sohnes Herz zwiſchen Vater und Braut. Wie zum Hochgerichte dünkte ihm dieſe grauenvolle Fahrt. Von Kind auf war er in der Lehre ſtrengſten Gehorſams eingeſchult, von Kind auf hatte er zu ſeinem Vater hinangeblickt als zu dem Urbilde eines erzenen Charakters. Und der Edelmann in dem Sohne hatte ſeinen ganzen Kern dieſem Vater zu danken. Deſſen

Fluch wäre sein moralischer Tod gewesen. Und hatte sein Wort nicht Recht? Konnte er das Görzhausener Schloß noch ferner nur mit einem Fuße betreten, ohne an seiner Ehre beschmutzt herauszutreten, und mußte sein bisher so makelloser Schild nicht Flecken bekommen, solange seiner Braut und seinem spätern Weibe solch' ein ehrloser Bruder im Lande lebte? Und doch die Schwester und die Mutter! Was konnten doch die Schuldlosen für den Schuldigen? Und noch einmal raffte er all' seinen Muth zusammen und wagte mit stürmenden Bitten einen Anlauf an seines Vaters Zorn. Doch wieder hob dieser die geballte Faust und verwünschte die schwache Stunde, in der sein Sohn ihm schon damals nur mit falschen Schmeichelworten das Jawort für die Schwester abgerungen, als die Schande dieses Bruders noch Dunkel bedeckte. Aber nun sie offen vor aller Welt daliege wie ein schmutziges, zerlumptes Kleid, nun werde er als Vater nie, niemals, so lange er und dieser Bruder am Leben sei, für dessen Schwester ihm den Segen geben, aber hundertmal ihm selber seinen väterlichen Fluch. Nun möge er sich entscheiden zwischen Bräutigam und Sohn.

Und die vier spitzen Thürme des Grafenschlosses Ternbach blickten jetzt eben durch den lichter werdenden Waldweg, da hatte der Sohn seine Hand in die des Vaters gelegt zum doppelten Gelöbniß, und dann dieser wieder die Vaterhand auf das Haupt des gehorsamen Sohnes zum neuen Pfande seiner segnenden Liebe. Dann aber war der junge Graf in den Wagen zurückgesunken und weinte in seinem zerrissenen Herzen um die verlorene Braut nicht minder herbe Thränen als diese vorhin vor dessen vom Kaminfeuer verzehrten Bildniß geweint um den verlornen Bräutigam. —

Wäre der junge Graf ein edlerer Mann gewesen, wenn er trotz alledem in offenem Trotze lieber von des Vaters Herzen als dem der Braut gelassen hätte? Wenn er deren Liebe dem Fluche

des Vaters vorgezogen? Oder wenn er dem Vater ſein Mannes-wort wieder heimlich gebrochen und der Braut dann ebenſo heimlich gehalten hätte? Entſcheide darüber, wer mag! Das Urtheil ſei Keinem verwehrt. Nur möge er dabei das Eine nicht vergeſſen, daß den jungen Grafen von Dernbach eine viel zu tiefe Ehrfurcht vor Adele von Görz beſeelte, um dieſes bräutliche Verhältniß mit ihr hinter dem Rücken ſeines Vaters als wortbrüchiger Mann heimlich, oder mit dem väterlichen Fluche belaſtet als liebloſer Sohn offen, noch länger fortſetzen zu können. Nach ſeinen Begriffen war ihm keine andere Wahl geblieben. Das bräutliche Band mußte gelöst werden. Und auch die Braut ſelber war damit einverſtanden, wenn auch mit blutendem Herzen wie nicht minder die Mutter. Denn auch dieſe Beiden hatten ihren alten Stolz der Standesehre, und eher hätten ſie ſterben wollen, als daß eine Görz auf Görzhauſen, die Tochter einer Gräfin Hohberg, ſich nur mit Gewalt oder gar mit Schimpf und Schande eindrängen ſollte in das Haus der Dernbach. —

Aber hatte jetzt dieſe Holzflamme auch die fromme Gluth von Adelens erſter und einziger Liebe verzehrt? Wäre ihr Herz wirklich für immer damit fertig geworden? Wohl glaubte ſie's, aber ihr Glaube war nur Täuſchung. Und hätte ſie erſt gewußt, wie der verlorne Bräutigam durch des Vaters Härte und ſein ihm abgedrungenes Manneswort wohl die Braut, aber nie und nimmer ſeine heimliche Liebe zu ihr verloren, und wie er ſich ſelber das andere Wort gegeben, jetzt auch ſein ganzes Leben lang den Ehering an der Hand zu miſſen — hätte ſie das erſt gewußt, was er ihr aus Zartgefühl in ſeinem Abſchiedsbriefe verſchwieg, um ſie auch innerlich von ihm frei zu machen, ich glaube kaum, daß das Bild dieſes edlen Mannes und ſeiner Liebe züchtiges Wort jetzt in den letzten Funken für immer Abſchied nehmend vor ihrem Auge verglimmen würden.

Das war im Trauerſpiele des ſchmach- und ſchuldbeladenen

Bruders ein tragischer Akt im Leben der reinen, schuldlosen Schwester. —

* * *

Laß mich schweigen, lieber Begleiter, von dem letzten Abend im Görzhausener Schlosse, den die Baronin und Adele mit Pfarrer Faber und Elisabeth zusammen verbrachten. Weißt du doch schon mehr als genug, um die ganze Wehmuth dieses Abschieds in deinem eigenen Herzen nachzuempfinden. Was bedarf es da noch meines Wortes, um in meine leider ohnehin so düstere Stimmung dieses innerlich zerfallenen Stammschlosses auch noch die andern Töne des Herzleides zu mengen, von denen durchzittert Theodor und Elisabeth endlich in später Nachtstunde von der Baronin und Adele sich losgerissen hatten! — Und morgen in frühester Stunde, wann das ganze Torf noch im Schlafe liegt, wollen Mutter und Tochter im Geleite des alten Conrad in der bescheidenen Kutsche des Gutspächters in Gottesnamen von dannen fahren. Es hätte der seelengroßen Baronin wahrlich nicht an sittlichem Muthe gefehlt, auch am hellen Tage mitten unter der ihr nachweinenden Gemeinde von der geliebten Heimath Abschied zu nehmen. Aber sie wollte der ohnehin bis zum Krankſein ergriffenen Tochter diese letzte, allzuheftige Gemüthsaufregung ersparen. Und wozu denn auch noch ohne Noth einen neuen Schmerz noch selber aufsuchen, wo die ungesuchten seit langen Jahren schon so zudringlich ihren Weg hieher gefunden hatten? Zudem war schon während des ganzen Tages das Schloß von abschiednehmenden Gemeindegliedern fast keine Viertelstunde leer geworden, und noch obendrein hatte die Baronin und Adele manch' bettlägeriges, altes Mütterchen und noch andere Kranken zum letzten Liebesdienste heimgesucht, denen sie allezeit als tröstende Engel erschienen waren. Um zuletzt auch noch nach ihrem Scheiden ein Pfand ihrer segnenden Barmherzigkeit zurückzulassen, hatte die

frühere Burgfrau dem Pfarrer Faber für die proteſtantiſchen Armen in Görzhauſen, wie dem katholiſchen für die in Teiſenberg, jedem zweihundert Gulden gleichmäßig übergeben, ſo hart ihr auch dieſe Summe in ihren jetzigen Verhältniſſen angekommen war. Aber ach, wie herzlich gerne gab ſie's dennoch hin, um das traurige Andenken an den Sohn durch das andere an ſie ſelber nur ein klein wenig wieder vergeſſen und verſchmerzen zu machen. — Und erſt noch jene andere, allerſchwerſte Trennungsſtunde, die ſie drüben am Teiſenberger Waldſaume vor der Gruft des Gatten und Vaters zuſammen vertrauert! O wahrhaftig, ſie durften mit gutem Gewiſſen morgen früh nun abſchiedslos von hinnen ziehen. Ihre edlen Frauenherzen hatten ſchon heute ſchmerzlichen Abſchied genug genommen. —

So breite denn deinen ſchimmernden Mantel um dieſe zerfallene Burg, ewiger Sternenhimmel! Laß heitere Traumgebilde beſänftigend in dieſe zwei Herzen niederſinken, daß ſie, darüber im Schlafe der düſteren Wirklichkeit vergeſſend, morgen frühe neugeſtärkt erwachen und noch an eine beſſere Zukunft glauben mögen. Seit der Herr das Licht vom Dunkel geſchieden, biſt du, Nacht, ja den Menſchen beſtellt, des Tages Leiden und Mühſal ihnen abzunehmen, ihre Gedanken zu klären und zu nähren ihre Entſchlüſſe. So übe jetzt auch an dieſen Menſchenherzen dein barmherziges Verſöhneramt, du duftdurchhauchte, ſternendurchglänzte Frühlingsnacht! und träufle deinen heilenden Himmelsthau auf die Wunde der ſchwächeren Tochter, in deren Herzleid der lerchendurchſchmetterte Tag ſo mitleidslos gejubelt hatte! . . .

Und ſiehe, im mondbeſchienenen Thurmgemach, da liegt die verlaſſene Braut nun im friedlichſten Schlafe. Denn, hat ein kummerſchweres Herz ſich erſt nur ausweinen dürfen, dann ruft die letzte Thräne den Schlaf als mächtigſten Tröſter noch zu Hilfe und er kommt gar ſchnell und gerne, zumal über junge Herzen und Augen.

Und gleitet jetzt nicht ein seliges Lächeln über ihr bleiches Gesicht? Welch' schönes Traumgebilde mag sie wohl schauen?

Sie sitzt jetzt wieder vorm Kamine, wieder hat sie des Bräutigams Briefe und sein Bild in die Flamme sinken gelassen. Aber siehe, wie eben die letzten Funken verglimmen wollen, da steigt aus der Asche des Bräutigams Bildniß wieder unversehrt hervor und schwebt ihr ans Herz, daran ihr es einst um den Hals gehangen. Und eine ferne Glocke hört sie läuten .... und wie sie vor süßer Angst in die Locke greift, hält sie einen Myrthenkranz in der freudezitternden Hand. ...

Laß die Tochter träumen und lächeln! Mich sehnt es nach der wachenden, weinenden Mutter.

Diese sitzt noch immer auf der steinernen Schloßbrücke unter den Linden, wo rechts und links die zwei eingemauerten Ritter Wache halten. Mitternacht ist schon lange vorüber. Im ganzen Dorfe liegt Alles im Schlafe. Ist das eine heilige Stille auf Erden und am Himmel! Nur im Hofe das Rieseln des alterthümlichen Brunnens, darauf ein erzener Landsknecht trutzig in die Mondnacht schaut, das ist der einzige Laut im Schlummerschweigen der Natur und Menschen. Nicht einmal die alten Linden flüstern leise, aber sie wachen doch; denn sie hören jetzt auf die letzten Worte der abschiednehmenden Burgfrau:

„So fahr' denn wohl, du alte Stammburg deines alten Geschlechtes, das mir den Namen gegeben! Fahr' wohl und laß mich im Frieden von hinnen ziehen, denn ich bin schuldlos an deinem Zerfall. Klage kein einziger Stein darum mich an! denn mein Gewissen spricht mich frei. O wohl ahn' ich es: der fremden Menschen draußen werden gar viele sein, die in vorschnellem Urtheil die Mutter verdammen werden um des durch eigene Schuld gefallenen Sohnes willen. Denn solches ist ja zumeist das Loos verwittweter Mütter, deren Söhne mißrathen, daß zu dem einen bittersten Schmerz auch noch dieser andere sich gesellt, nicht nur

Diſteln einzuheimſen ſtatt der gehofften Garben, ſondern auch noch der dornigten Nachreden wuchernde Fülle, nur als unkundiges, ſchwachherziges Weib das Feld nachläſſig beſtellt und mit falſcher Liebe beſäet zu haben. Auch von mir wird wohl alſo die harte Rede gehen. Denn gegen ſchutzloſe Wittwen getraut ſich die Welt gar mitleidsloſes Urtheil, ſtatt ſie erſt recht zu ſchützen und zu ſtützen, wo doch ihr Schutzherr mit ſtarrer Hand im Grabe liegt. Wie oft hab' ich's in meinem eigenen Wittwenſtande ſchon erfahren! — Aber die mit ſolchem Unrecht mich werden kränken, ihnen Allen ſei ſchon zuvor verziehen aus Liebe zu dem, der für ſeine eigenen Feinde gebetet: Vater verzeih' ihnen, ſie wiſſen nicht, was ſie thun! — Nur ihr, o nur ihr, ehrwürdige Mauern, laßt eure arme, einſtige Burgfrau im Frieden von euch ſcheiden und ſprecht zuvor noch mich frei von jeder Schuld und jeder Schwäche! Von euch könnte ich ſolch' ungerechten Vorwurf nicht ertragen. Habt ihr doch wie ich geweint und beſchworen, wie ich gezürnt, geduldet und gebetet, habt ihr doch Alles, Alles mitangeſehen und gehört! Beim barmherzigen Vater der Wittwen! Ich bin ſchuldlos und waſche meine Mutterhände in der Unſchuld meiner Thränen."

Und die trauernde Burgfrau ließ ihrem Weinen nun freien Lauf. Jetzt ſah es ja nur das Auge Gottes, während das der Tochter in friedlichem Schlafe geſchloſſen war; und es that ihr ſo wohl, das zentnerſchwere Herz ein wenig leichter zu weinen. O wenn es keine Thränen mehr gäbe, dieſe treuen, lindernden Gefährten der Trauer, wie viel mehr Herzen müßten dann wohl brechen!

Jetzt ſtrich ein leiſer Nachtwind durch die alten Linden, daß ihre Blätter ſäuſelten wie freundliche Geiſterſtimmen. Dieſe weckten die Mutter wieder aus dem Verlorenſein ihrer Gedanken, und ſie ſprach zu ihnen hinauf:

„O ich verſteh' euch, was ihr mir ſagen wollt. Und habt

Dank für euren Trost! Ja nicht wahr, das waren schöne, selige Zeiten, als noch mein Sohn als Kind hier auf meinem Schooße saß und meine Mutterlust wetteiferte mit eurem üppigen Blühen; als der Blick in meines Sohnes Zukunft noch heiter glänzte wie der Sommerhimmel über euren Kronen, und da mein Gebet für ihn noch durch eure Zweige zum Himmel stieg, von süßer Hoffnung duftend, wie eurer Blüthen Wohlgeruch! Ach ja, das war wohl eine paradiesisch unschuldige Zeit!

„Und nun sitze ich in der letzten Nacht unter euch da, und nichts ist mir geblieben von meinem Sohne, als die Trauer um sein verlorenes Leben und das Weh von seiner Schuld. Winterlich kahl streckt der Baum meiner einstigen Hoffnungen die dürren Aeste zur trügerischen Erde, aber, Gott sei darum gedankt, der andere Baum demüthiger Ergebung, der ist von all' dem Brande meiner heißen Schmerzen doch noch nicht dürr geworden, und der Blüthenduft des Gebetes steigt daraus auch jetzt noch zum ewig treuen Himmel.

„O so fahrt auch ihr jetzt wohl! Ihr alten treuen Zeugen meiner Mutterlust und meines unvergleichbar größeren Mutterleides, fahrt wohl! Die ihr dieser Stammburg Stolz und Schmach mitangesehen, fahrt wohl! Mögt ihr einem andern Herrn, einer anderen Mutter, von besseren Tagen rauschen! Fahrt wohl, ihr Hoffnungen, die ich einst unter diesem Schatten genährt und gepflegt! Mein Geleit ist nur die Täuschung und das Gebet, sie zu ertragen. O zum letzten Liebesdienste flüstert Trost und Ergebung nieder in dieses bis zum Tode wunde Mutterherz! Nur eine Viertelstunde noch redet mit mir von meinen besseren Tagen, daß ich darüber die bösen vergesse, und schöne Träume meinen letzten Schlaf in dieser zerfallenen Burg verklären. O tröstet mich noch! Ihr thut ein gutes Werk an mir!"

Sie weinte nun nimmer und hielt nur das Auge geschlossen. Zum letztenmale lauschte sie jetzt auf der steinernen Bank dem

Flüſtern der alten Linden, und ihr krankes Herz ſog ein ihrer Blüthen und der Erinnerung an beſſere Tage gleich erquickenden Duft.

Dann ſtand ſie auf, heldengroß an Leib und Seele, und that noch einen letzten, tiefen Blick in das Laub der Bäume, dadurch das Gold der Sternennacht herunterblinkte.

„Jetzt bin ich als Mutter hier fertig. Ich will ſchlafen gehen. Und morgen früh will ich nichts mehr ſein, als meines edlen Mannes edles Weib, das deſſen Liebe würdig aus dieſer Stammburg ſeines Geſchlechtes von hinnen zieht.“

Dann deutete ſie noch hinauf zu den mondumglänzten Fenſtern des Ahnenſaales.

„Und ihr da droben, verlaßt euch drauf! Was euer letzter Enkel an euch geſündigt, die Mutter dieſes Sohnes macht es wieder gut, ſo viel ſie eben für ſo viel Schuld und Schande vermag. Noblesse oblige — dieſes Wort der Edelmänner, an mir, dem Weibe, ſoll es Wahrheit werden.“

Jetzt iſt es vier Uhr Morgens. Noch ſchläft Alles in dem grabesſtillen Dorfe. Aber die Baronin und Adele fahren ſchon in der offenen Pächterkutſche durch den Hohlweg. Der alte Conrad ſitzt neben dem Knechte. Niemand redet ein Wort; und ebenſo ſchweigſam ſind ſie auch vorhin aus dem Schloßportale heraus- und an den Linden vorbei die Treppe heruntergegangen und dann eingeſtiegen. Gott! war das ein großes, herzbrechendes Schweigen! Aber ſo hatte es Adele beim Aufwachen der Mutter, welche die paar Nachtſtunden betend im Bette geſeſſen, feierlich gelobt. Und der alte Conrad auch. Keine Klage ſollte über ihre Lippen kommen, keine Schwäche über ihr Herz. Wie der Sohn und Bruder einſt mit geſenktem Kopf und verſtörtem Geſichte davongeflohen, ſo ſollten ſie jetzt am frühen Morgen mit aufrechtem Haupt und zum Himmel gehobenem Herzen und Blick aus der alten Stammburg von hinnen ziehen. „Noblesse oblige,“ das war der Mutter erhabenes Loſungswort geweſen, das ſie zuvor

noch Adelen beim Erwachen ins Herz gerufen. Und es war redlich befolgt worden von der adeligen Mutter und Tochter, und ſelbſt von dem unadeligen Diener. Nicht einmal eine Thräne war den Dreien ins Auge gekommen, als ſie aus dem Schloßhofe gefahren und zum letztenmale nach Allem umgeſchaut. Und doch, was wäre alle noch ſo reiche Thränenfluth geweſen gegen dieſes trockene Weinen!

Jetzt fährt der Wagen droben an der Allee; noch geht es in dem ſchlechten Hohlwege ganz langſam. Wie von hier aus die rebenumlaubten Schloßthürme ſo maleriſch traut heraufſchauen! Ob auch die beiden Frauen im Wagen dieſem Bild im Rücken ſaßen, o ſie ſahen es jetzt doch mit dem geiſtigen Auge.

„Fahr' ſchneller, Hans!“ rief die Baronin dem Knechte zu, und wie ihre Stimme dabei gebrochen klang! Aber Adele bat ſo innig: „Ach Mutter, nein, nur jetzt noch nicht ſchneller fahren! Nur noch einen einzigen Augenblick laß mich hinunterſchauen auf unſer altes, liebes, armes Schloß! Dann mag es in Gottes Namen ſchneller gehen. Ich bitte dich, Mutter, gönne dieſen letzten Blick mir noch!“

„So thu's, Adele!“ ſagte die Mutter mit der erhabenen Ruhe ihres großen Herzens, „ſchau noch einmal hinunter! Ich habe damit in mir abgeſchloſſen.“

Dann hieß ſie den Knecht ſtille halten. Adele ſtand im Wagen auf, kehrte ſich um und ſchaute hinunter. Soll ich dir vielleicht erſt ſagen, mit welcher Empfindung? Die Baronin aber blieb ruhig ſitzen, hielt ergeben die Hände gefaltet und ſah mit umſchleierten Augen nur vorwärts, tief in den Himmel hinein, zu deſſen morgenduftigem Zelt hie und da eine ſingende Lerche ſich aufſchwang. Was die ihrem Herzen wieder Alles von himmliſchem Troſt erzählten, indeß das jüngere der Tochter ſeinen irdiſchen Schmerz noch einmal erneuerte. Ach! um des Abſchieds Herzleid ertragen zu können, trieb ſie's erſt recht, die Laſt zu verdoppeln. Welch' menſchliches Räthſel!

Und wortlos hatte ſich Adele wieder neben die Mutter geſetzt. Nur mit ſanfter Hand war dieſe über der Tochter Auge gefahren und hatte ſie auf die Wange geküßt, und dieſe wieder die Hand der Mutter. Das war ihre ganze, beiderſeitige Rede geweſen.

Und nun fährt der Wagen ſchon eine halbe Stunde lang im ſcharfen Trab Hügel auf und nieder. Aber ſind das ſtumme Menſchen! Noch immer kein Wort! Nur dann und wann ein Seufzer aus tiefſtem Herzensgrund und drüber am Morgenhimmel ſich wiegende Lerchen, mehr und immer mehr aus den thauigen Saaten ſteigend, lauter und immer lauter jubelnd.

Jetzt geht's langſam Schritt für Schritt einen ſteilen Berg hinan. Schon liegt Görzhauſen eine Stunde weit entfernt. Aber von der Höhe kann man ganz deutlich zum letztenmale die Dorfkirche ſehen, und ſelbſt die dunklen Schieferhelme des Schloſſes und noch tiefer die grünen Lindenwipfel.

O wie gut kennt Adele dieſe Stelle und wie oft hat ſie von hier aus der lieben Heimath den erſten Willkommgruß hinübergewinkt! Und da ſteht der Wagen oben. Der Kutſcher hält ungeheißen an, denn die Gäule müſſen ſich verſchnaufen; und ohne daß ſie wieder die Mutter darum bittet, ſteht Adele auf, kehrt ſich um, ſpäht hinüber und winkt mit zitternder Hand dem Thurme der Kirche und denen des Schloſſes, den Lindenwipfeln und der noch höheren Hügelwand. Und jetzt ein jäher Peitſchenhieb. Die Gäule ziehen auf dem ebenen Bergrücken neu belebt an. Aber noch immer bleibt Adele aufrecht ſtehen und ſchaut zurück. Erſt ſchwinden die Lindenwipfel und dann die Schloßthürme. Jetzt ſieht ſie auch die Kirchenſpitze nicht mehr; und auch die Hügelwand wird ſchmäler und immer ſchmäler — verſchwunden ihren Augen Alles, Alles von der lieben Heimath, und doch Alles, Alles noch im Herzen! —

Und ſchluchzend brach ſie in den Wagen nieder und barg

ihr Haupt an der Mutter Brust: „O Mutter, nun sehe ich nichts mehr, gar nichts mehr! — Verloren Alles!“ —

Diese blieb aber auch jetzt die ganze, ungeschwächte Heldin dieser Tragödie. Und mit der einen Hand Adelens thränenüberquollenes Haupt umfassend streckte sie die andere hoch empor.

„Und doch, mein Kind, blick' auf! du siehst den ganzen, ganzen Himmel!“ —

VII.

Ein neues Ideal des Glückes.

1.

Haſt du's nicht ſchon in deinem eigenen Herzen erlebt? Ein Burgruine, um deren gebrochene Mauern der Epheu in elegiſcher Freundſchaft ſeinen grünen Blätterſchleier geſchlagen, um die Oed des Verfalles verſchönend zu umhüllen, welch' ungetrübt poetiſch Stimmung erweckt ſolch' Trümmerbild! Denn wer gedenkt i ſeinem Anſchauen noch der Stürme, die einſt über dieſe Mauer hinfahren mußten, bis ſie wankten und brachen? Und erzählt di auch Jemand davon, du hörſt es träumeriſch an wie eine Sag die dein Herz nicht mehr berührt. In froher Geſellſchaft mitte unter dem Schutte ſitzend führſt du den Becher goldenen Weine an die heitere Lippe und ſchaueſt aus den Ruinen der Vergangenhe fröhlich hinaus in den Frühling der Gegenwart, deſſen Himmel blau nur um ſo reizender durch ſolchen Trümmerrahmen auf di niederlacht. — Siehſt du aber ein einſt gar ſtolzes Haus, das u gebrochen noch daſteht, zu deſſen Fenſtern aber dennoch der inne Zerfall mit ganz friſch verweintem Antlitz herausſieht, ſo übe kommt dein Herz nicht jene heitere Romantik, deren Zauberdu um die Ruinen weht, ſondern nur poeſieloſe Trauer beſchlei deinen Geiſt, die mit ſchwerem Fittig verſtimmend ihn niederdrü

Das verſpürte jetzt ſelbſt der hartherzigſte, grobnervige Bauer, wenn er am Görzhauſener Schloſſe vorüberging. Die Fenſter ſtanden offen. Durch manch' zerbrochene Scheibe ſtrich der Wind. Die Zimmer waren alle leer; nur die Nägel ſtaken noch in den beſtaubten Wänden. Was die Gläubiger an Mobilien für ſich in Beſchlag nehmen konnten, war bereits im Schloßhof unter den Hammer gekommen und in alle vier Winde von Chriſten und Juden zerſtreut worden. Manch' ein behäbiger Bauer ſchlief bereits auf ehemals freiherrlichem Bette. Das andere ausſchließliche Eigenthum der Baronin war unter Pfarrer Fabers Vorſorge in die Hauptſtadt nachgefolgt.

So ſtand das alte Stammſchloß der Görz auf Görzhauſen ſchon vier Wochen jetzt herrenlos da, das Eigenthum der Gantmaſſe, eine tragiſche innere Ruine, das Sinnbild ihres letzten Herrn aus dem vielhundertjährigen Hauſe. Aber noch immer bewachten die zwei eingemauerten Ritter an der Schloßtreppe den Eingang; nur gut, daß ſie von Stein geweſen! Es hätte ihnen ſonſt wohl längſt das Herz brechen müſſen.

Und die Bilder des Ahnenſaales? Wo ſind dieſe wohl hingewandert? — Schon waren ſie alle von roher Hand aus ihrer alten Stätte in den Schloßhof heruntergeſchleppt worden und lehnten zerſtreut umher an der Treppe, am Brunnen und längs den Mauern. Schon wollte man darangehen, ſie einzeln Stück für Stück um ein Spottgeld loszuſchlagen. Schon ſtand mit ſchäbigem Rocke der mit allen Waſſern gewaſchene Auktionator hoch erhaben auf dem Brunnenbecken und hielt den älteſten der Görz, einen über und über in Eiſen ſteckenden, vollbärtigen, trotzblickenden Ritter zu allgemeiner Schau in die Höhe, und der verlockende Ausruf klang den lauernden Alterthumshändlern in die Ohren: „Das Porträt des älteſten Görz auf Görzhauſen, aus dem Jahre 1349, ein höchſt intereſſantes Stück! — Zehn Gulden! wer bietet mehr? Zehn Gulden zum erſtenmal.“ Und nun ging

es nun durcheinander mit chriſtlichem und jüdiſchem Accent: „zehn Gulden dreißig — elf Gulden — elf Gulden zwölf — elf Gulden ſechsunddreißig — zwölf Gulden — dreizehn Gulden!“ — Dann wird es ſtill und wieder rief der Auktionator: „Dreizehn Gulden zum erſtenmal, dreizehn zum zweitenmal“ — da trat plötzlich ein Allen unbekannter, feingelleideter Herr mitten aus dem Schwarme hervor und rief mit vornehmer Stimme: „Ich biete zweitauſend Gulden für alle Bilder miteinander, wenn die Verſteigerung ſofort ein Ende nimmt, und auf der Stelle baare Bezahlung. Wird mein Gebot angenommen oder wer bietet mehr?“

Wie da die Trödler und Bilderhändler ſich geärgert und verblüffte Geſichter gemacht, den ſchönen Fang ſich ſo vor der Naſe weggeſchnappt zu ſehen! Fünf Minuten war zwiſchen den anweſenden Vertretern der Gantmaſſe noch hin und hergeredet worden. Der Vortheil dieſes Angebots war zu ſehr in die Augen geſprungen. Von einem Mehrbieten hatte begreiflicher Weiſe keine Silbe verlautet; alle Bilder, zuſammen dreiundſechzig an der Zahl, waren dem unbekannten Steigerer zugeſchlagen und von ihm ſofort in blanken Dukaten ausbezahlt worden.

Eine Woche darauf hingen die Görz'ſchen Ahnen in einem bisher leeren Saale eines fernen, reichen Grafenſchloſſes. Deſſen Burgherr, dem dieſe Bilder perſönlich gleichgiltig geweſen, hatte ſie nur auf dringendes Bitten und mit dem Gelde ſeines treueſten Jugendfreundes erſteigert und ſie für ihn auf unbeſtimmte Zeit in Verwahrung genommen. Und dieſer Freund, der den fremden Grafen darum gebeten und dieſen letzten ritterlichen Liebesdienſt für das zerfallene Haus der Görz ſo gut der ganzen Welt verſchwieg, wie den Schmerz ſeiner Liebe, hieß Graf Friedrich von Ternbach. „Nobleſſe oblige!“ —

Und wer wird nun der Herr dieſes uralten, einſtigen Majoratsgutes werden? Das war jetzt die allgemeine Tagesfrage geworden, nicht nur der zunächſt betheiligten Gemeinden Görzhauſen

und Teiſenberg, ſondern nicht minder auch des Adels in der weiteſten Nachbarſchaft. Doch wie oberflächlich war dabei die Empfindung ſelbſt derer geweſen, die der alten „gnädigen Herrſchaft“ von Herzen ergeben waren, gegen das Gefühl der innerſten Verſtimmung, die auch nach dem Abzug der Baronin noch immer auf dem Görzhauſener Pfarrhofe laſtete! Denn was kann edlen, mitfühlenden Menſchen noch viel weher thun, als ſeine Wohlthäter, denen das dankbare Herz alles Glück der Erde wünſcht, in ſolch' namenlos tiefes Leid verſenkt zu ſehen; mit allem Dank, aller Liebe und Verehrung nicht helfen und, zu jedem Opfer bereit, dennoch kein einziges bringen zu können, um den Untergang des höchſten und wahrhaftigen Erdenglücks, den Zerfall der Familie, von ſolch' geliebten Herzen abzuwenden? — Doch alſo iſt es im Leben beſtellt. Verſchont das Unglück das eigene Herz und das eigene Haus, ſo kehrt es doch gar oft in denen der nächſten Angehörigen ein und deſſen grauumwölkter Himmel wirft auch in unſeres Glückes Sonnenſchein ſeinen verdüſternden Schatten. Oder dürfen wir mit unſeren, durch die Verwandtſchaft an unſer Herz geketteten Lieben uns gegenſeitig ungetrübten Glückes erfreuen, ſo iſt es wenigſtens der oder jener Freunde widriges Schickſal, das unſer Herz nicht völlig froh werden läßt. Es müßte denn ſchon von Natur aus ſo gefühllos geartet oder durch lange Uebung in der Selbſtſucht erſt ſo geworden ſein, daß das Mitleid mit fremder Trauer ihm zuletzt ein eben ſo unbekannter Gaſt geworden, wie die glückſelige Empfindung für das eigene Glück, die nur daheim iſt in der zartbeſaiteten Bruſt derer, die auch für fremdes Leid ſeufzen und weinen können.

Wie überaus glücklich wäre der gute, beſcheidene Pfarrer Faber mit ſeiner immer gleich ſanftmüthigen Hausfrau in ſeinem Görzhauſener Stillleben geweſen! Wie hätte ſein nun mit zwei Knaben und drei Mädchen geſegnetes Haus, der ungetrübteſte eheliche Friede und das Bewußtſein redlich erfüllter Berufspflicht,

die ganze Tiefe ſeiner Sehnſucht nach Menſchenglück ausgefüllt, wie er das einſt vor vielen Jahren aus dem van der Straaten'ſchen Hauſe als Ideal ſeines Ringens an Hermann heimgeſchrieben hatte. Auch die Profeſſorin Moſer waltete noch immer als zärtliche Großmutter wie eine gute Fee in den ſtillen Räumen des Pfarrhauſes. Und wenn auch Linchen mit dem gutmüthigen Kreuzer durch die Aufhebung des freiherrlichen Herrſchaftsgerichtes ſchon im Jahre achtundvierzig nach einem entfernten Landſtädtchen als luſtige Frau Landgerichtsaſſeſſorin hatte überſiedeln müſſen, ſo gaben doch die ſtets guten Nachrichten von dem Ehepaar und ihren zwei kräftigen Buben vollen Erſatz für deren Trennung. Selbſt über das Weltmeer herüber kam nur freudige Botſchaft von Adolf und den Schweſtern. So war dieſes deutſche Pfarrhaus auch in ſeinem Innern in vollſter Wahrheit daſſelbe, wie es von außen mitten unter fruchttragenden Obſtbäumen und duftigen Blumen in ſolch' traulicher Poeſie dem Beſchauer ſich darbot.

Wohl mußten Theodor und Eliſabeth ſich tüchtig zuſammennehmen und jeden Gulden gar bedächtig in der Hand umwenden, bis ſie ihn ausgaben, aber es ging doch ganz gut, ohne daß auch nur ein Pfennig ihrer, wie ſie ſagten, „holländiſchen Sparkaſſe" angerührt werden mußte. Waren ſie doch Alle gleichmäßig in der weiſen Kunſt des Sparens eingeſchult und abſolvirt. Auch die Kinder gingen nun wieder in dieſelbe Lehre, und man ſah's den dickbackigen Jungen ſo wenig wie den blühenden Mädchen an, zu welch' beſcheidenem Tiſche ſie ſich alltäglich niederſetzten. Dabei brachte die kleine Landwirthſchaft gar manche Freude und Hoffnung, wie nicht minder Sorge ins Haus. Aber Garten, Feld und Wieſe, die paar Kühe im Stalle, das Geflügel im Hofe und die Bienen in ihren Körben an der Südſeite des Pfarrhauſes, das Alles diente eben dennoch dazu, das Stückchen Erde, darauf ſie ihr beſcheidenes Haus aufgeſchlagen, ihnen lieber und heimathlicher zu machen. Und es mochte wohl im ganzen deutſchen Vaterlande nicht

leicht eine harmlosere, zufriedenere Pfarrersfamilie geben, wenn in ihre heitere Idylle nicht jene Tragödie des Görz'schen Schlosses seit langen Jahren düsteren Schatten hereingeworfen hätte.

So oft Pfarrer Faber jetzt nur aus der Hausthüre trat, von wo man die spitzen Helme des Schlosses sah, gab es ihm einen Stich ins Herz und mit immer neuer Wehmuth gedachte er dessen, was er verloren, und der ungewissen Zukunft dieser ehrwürdigen Stammburg.

Fast täglich erschienen jetzt fremde Kaufsliebhaber in Görzhausen, adelige Herren und gutsherrliche Verwalter, Gutszertrümmerer und Händler, und jeder besah mit anderen Augen und aus einem andern Gesichtspunkte die Gebäude wie den ganzen Gutscomplex. Namentlich aber das alte Herrenschloß selber erfuhr die verschiedenartigsten Schätzungen. Dem einen Cavalier wuchs es immer werthvoller ans Herz, je genauer er sich in seinen, auch in dieser Oede so stattlichen Räumen umsah; dem andern spekulirenden Gutszertrümmerer wollte es hingegen nur ein völlig werthloser Steinhaufen dünken, dessen Brockenmauern nicht einmal recht das Niederreißen lohnen würden. Und wenn Pfarrer Faber, als herbeigeholte Auskunftsperson, all' diese herzlosen Reden mitanhören mußte, da wollte es ihm oft vorkommen, als ob das Schloß selber ganz traurig darüber dreinsähe und in schmerzlicher Entsagung darauf harrte, ob es wieder einmal glückliche, dieser Hallen würdige Menschen beherbergen dürfte, oder ob es bei Zertrümmerung des ganzen Gutes langsam in seinem alten Glanze verkommen müßte. Am liebsten wäre es wohl jetzt gleich als Ruine mit gebrochenen Mauern und Thürmen dagestanden, einen düster umwölkten Himmel zum Dach und wilden Sturmwind zum klagenden Bewohner. —

Da stürzte eines Nachmittags Pfarrer Faber ganz betroffen in den Blumengarten, darin unter einer Geisblattlaube Elisabeth mit Mutter Moser bei der Arbeit saß, während die zwei Buben

das kleine Schweſterchen luſtig trompetend in einem kleinen Korbwagen durch die Buxbeete hin und wieder zogen. Und einen gerade empfangenen Brief hoch emporhaltend rief Theodor:

„Denkt euch meine Ueberraſchung, oder, faſt möchte ich ſagen, Beſtürzung, da ſchreibt mir Hermann ſoeben, daß er heute mit dem Nachtzug abreist und morgen in aller Frühe wieder hier bei uns ſein wird, um ſich, ja, ich kann's ja noch gar nicht faſſen, um ſich als Kaufsliebhaber das Gut anzuſehen."

„Was ſagſt du? Hermann, das Gut kaufen wollen?" fiel Eliſabeth nicht minder betroffen in des Pfarrers Verwunderung ein. „Ja, kann er denn das? Hat er denn ſo viel Vermögen? Und was will er denn dann mit dem Gut wohl anfangen? Er kann ja doch nicht aus der Stadt hieher ziehen. So zeig' doch den Brief nur her! Was ſchreibt er denn ſonſt? Das verſteh' ich ja gar nicht!"

„Das iſt ja eben das mir noch ganz unerklärliche Räthſel," erwiederte Theodor, „daß er ſonſt gar nichts ſchreibt, als nur die paar flüchtigen Worte, die mich ganz beſtürzt gemacht, weil ich mir ihren Sinn gar nicht erklären kann." Mit dieſem neuen Ausdruck höchſten Staunens reichte Theodor den beiden Frauen den Brief hin.

„Alſo deßhalb," ſagte jetzt die Frau Profeſſorin, „hat er ſchon vor acht Tagen jeden Winkel des Schloſſes ſich ſo genau angeſehen und Stunden lang Feld und Wald durchſtreift? Mein Gott, deßhalb?"

„Und iſt dann den ganzen Abend ſo ſtumm und nachdenklich bei uns geſeſſen," ergänzte Eliſabeth. „Er war ja gar nicht mehr zum Wiedererkennen. Und wie war er doch vor zwei Jahren, als er das erſtemal uns mit Helenen hier beſuchte, ſo heiter geweſen. Oder Theodor, meinſt du denn, Hermann thäte wirklich wohl daran, das Gut zu kaufen?"

„Ach, noch kann ich gar nichts ſagen, meine Lieben!" er-

wiederte der Pfarrer: „ich weiß ja viel zu wenig, wie Hermanns Vermögensverhältnisse sich unterdessen gestaltet haben. Aber so viel ahne ich schon heute, daß sein morgiger Besuch mir zentnerschwer auf dem Herzen drückt. In Gottes Namen, er komme! denn er kommt zu seinem ältesten, treuesten Freund. Und das Uebrige stell' ich Gott anheim."

Ward das nun wieder ein Abend voll von ruhelosem und doch so unfruchtbarem Hin- und Herdenken, und darauf eine schier schlaflose Nacht! — Indeß das Pfarrhaus seinen Gast aus der Hauptstadt erwartet, laß mich dir von der seitdem dahingegangenen Zeit erzählen!

2.

Fünf Jahre sind es, lieber Begleiter, daß du in jener Winternacht unsern Freund zum letztenmale gesehen, da er mit solcher Begeisterung der Wahrheit vor seinem Landesherrn in jener geheimen Audienz gesprochen hatte.

Was ist aus jenen Idealen geworden? Sind sie in der nüchternen Alltäglichkeit wieder in Duft zerronnen wie so tausend andere, die, kaum von flüchtigem Aufschwung des Geistes am Abend geboren, schon am nächsten Morgen wie Eintagsfliegen wieder absterben? Oder haben sie dauernd Fleisch und Blut angenommen und leben sie im schönen Leibe der Verwirklichung auch heute noch fort?

Wie gerne gebe ich der Wahrheit Zeugniß! Der edle Herzog hatte seinen Schwur, den er in jener Nachtstunde vor Gottes Antlitz ausgesprochen, männlich gehalten, als Landesvater und Fürst von Gottesgnaden. Die bei so manch' erlauchtem Träger leider oft vorkommende Leerheit dieser vielbedeutenden zwei Titel hatte dieser Fürst mit lebendigem, segenwirkendem Inhalt ausgefüllt und das ganze Land glaubte darum auch voll freudiger

Ueberzeugung an das göttliche wie menſchliche Recht, daß ſein Gebieter ſich einen Landesvater und Fürſten von Gottesgnaden nennen dürfe! Denn er war es.

Eine noch nie zuvor erlebte Aera conſtitutionellen Lebens war dem Herzogthum angebrochen und bewies durch eine nun ſchon fünfjährige Dauer die gediegene Feſtigkeit des Grundbaues, darauf dieſes Haus beglückenden Friedens zwiſchen Fürſt und Volk errichtet worden war. Kenntnißreiche, wahrheitsliebende Miniſter, ganz dieſelben, die Doctor Stark kurz nach jener Audienz in einer dem Herzog eingereichten Denkſchrift empfohlen hatte, brachten den conſtitutionellen Gedanken zu klarem, redlichem Ausdrucke. Sie vertraten als charakterfeſte Vertrauensmänner ihres herzoglichen Herrn deſſen verfaſſungsmäßige Kronrechte, ohne je dem Bewußtſein untreu zu werden, daß des ganzen Landes freiheitliche wie volkswirthſchaftliche Entwicklung, die Rechtsſicherheit jedes einzelnen Bürgers, das ſegensreiche, geordnete Verhältniß zwiſchen Kirche und Staat, ſowie die gewiſſenhafte Regelung des Staatshaushaltes innerhalb ſtrenger conſtitutioneller Schranken doch am Ende die Hauptaufgaben ihrer miniſteriellen Thätigkeit und die Grundideen der Verfaſſung ſelber ſeien.

Ganz natürlich war bei ſolch' neuem, redlichem Regiment jene hyperconſervative Partei, die mit dem vorigen Miniſterium in bedientenhafter Gedankenloſigkeit durch Dick und Dünn gegangen, ſogleich in ein leeres Nichts zerfallen. Aber dennoch waren noch immer Gegenſätze genug übrig geblieben, um durch heilſame Reibung das parlamentariſche Leben vor der Verſumpfung allzu großer Vertrauensſeligkeit zu bewahren. Dabei ward das weiſe Maß geſchaffen, die Mutter alles gedeihlichen und geſunden Fortſchreitens in der Volksentwicklung.

Aus den niedergeriſſenen Trümmern polizeilicher Willkür hatte ſich der Rechtsſtaat auf den feſten Grundpfeilern des Geſetzes und innerlicher Wahrheit aufgebaut. Der hocherhabene,

aber so hundertfach mißbrauchte Begriff der Freiheit ward in allen Zweigen des öffentlichen und bürgerlichen Lebens zu fruchtbarem Leben verkörpert. Staat und Kirche wirkten im gegenseitigen, vom Geiste gemeinsamen Bedürfnisses und ihrer engen Zusammengehörigkeit beseelten gesetzmäßigen Frieden. — Selbst die Presse, die stärkste, bei zügelloser Ueberschreitung aber auch gefährlichste Macht im Staate hatte sich in dieser neuen Aera zu solch' gemäßigtem Ausnützen ihrer nun völlig unverkümmerten Freiheit verstanden, und servile Reaktion wie demokratisch ausschreitende Tendenzen waren so gleichmäßig vor der frischen Morgenluft dieser schönen Wirklichkeit wie Gespenster zerronnen, daß auch der verbissenste Gegner der Preßfreiheit durch dieses glücklich gelöste Problem ihrer Berechtigung sich hätte damit innerlich aussöhnen müssen. Der lichte Sonnenschein redlichen Wollens lag über allen Bestrebungen und jede im Dunkel lauernde Hinterlist wie niedrige Gemeinheit schlich sich instinktmäßig in das Herzensversteck ihrer Inhaber scheu zurück.

Sogar in der Rattenspelunke jener lichtlosen Sackgasse lag der Hexenkessel, darin Volkmann einst so meisterlich seinen Gifttrank gebraut, rostig und bestaubt im Winkel. Das Schurkenspiel, das mit dem Heuchlernamen „guter Bürger" ein Jahr lang getrieben worden, war längst von der öffentlichen Meinung zum Tode verurtheilt. Und manche Philister und Bureaukraten, die zuvor mit einem gewissen patriotischen Hochgefühl den Inhalt dieses schmutzigen Blattes als unerläßliche Würze ihres Frühstücks gierig verschlungen, schämten sich jetzt vor sich selber, wenn sie dieses von einem hochseligen Ministerium einst so gehätschelte Blatt dann und wann in der nunmehr degradirten Stellung von Wurst- und Käsepapier gelegentlich zu Gesicht bekamen. Volkmann und Schnober, dieses einander so würdig ergänzende Paar, hatten längst ihre saubere Verbrüderung aufgegeben. Der Spion und Correktor war in einem Wassertümpel eines nahen Waldes

von Holzhauern als Leiche aufgefunden worden und nur sein Hecker vermochte noch die Identität der Person zu beweisen, die schon Monate zuvor verschwunden gewesen. Ob er sich in endlicher Selbsterkenntniß seiner Person gerade diese Schmutzlache zum symbolischen Schauplatz seines Selbstmordes ausersehen, oder auf dem Heimwege von einer nahen, niedrigen Kneipe nur verunglückt war, konnte niemals ermittelt werden. — Der frühere Redakteur selber hatte sich wieder auf die kümmerlichen Geschäfte seines Commissionsbureau's beschränkt, und — eine noch viel ergiebigere Einnahmsquelle — auswärtige Blätter und Blättchen mit den buntesten Skandalartikeln versorgt, für die in der heimischen Presse keine Aufnahme mehr zu hoffen gewesen. Aber so gewandt er sich auch damals in seinem „guten Bürger" in den populären Knüppelstyl der Reaktion hineingeschrieben, so ging's ihm jetzt ebenso leicht von der Hand und aus dem Kopf wie Herzen, in entschieden demokratische Zeitungen anderer Länder über europäische Großmachtspolitik wie über die kleinen politischen Zustände des Herzogthums phrasenhafte Stylproben nach dem Muster von acht- und neunundvierzig tagtäglich abzusenden. Daneben gewährte es ihm eine pikante Abwechslung, mit derselben heuchlerischen Hand für ein auswärtiges, pietistisch gefärbtes, ultraconservatives Sonntagsblatt allwöchentlich die kläglichsten Stoßseufzer über die jetzige unheilvolle Wirthschaft der gottlosen, verkappten Republikaner und das neue Umsturzministerium niederzuschreiben. Außerdem war er als kritischer Referent bei mehreren Theaterjournalen der Residenz wie fremder Großstädte förmlich in Sold genommen und verstand zu seinem Nebenverdienst noch vortrefflich die Mitglieder der herzoglichen Hofbühne, wie darauf auftretende Gäste zu brandschatzen, und je nach der klingenden Zuvorkommenheit oder Zurückhaltung seiner Opfer deren Kunst in den Himmel zu erheben, wie in den tiefsten Abgrund verdammend hinabzustoßen. Kurz, er bewies eine so staunenswerthe

Vielseitigkeit in dem verwerflichen Pfuscherhandwerk seilen Literatenthums, wie es zur Schmach der freien Presse und als deren gefährlichster Feind überall leider noch üppig wuchert, daß er durch diesen Handel mit giftigem Unkraut sich um das Dreifache besser stellte als gar Mancher, der nur gute Früchte auf den journalistischen Markt brachte. Und so gedachte er jetzt nur noch mit innerem Hohngelächter jener Anfangspraxis, da er mit solch' fieberhafter Hast nach dem ministeriellen Zuschuß von tausend Gulden für seinen „guten Bürger" geschmachtet hatte.

Zwar waren seine damals so bombastisch verkündeten Vorsätze, seinen kartoffelgemästeten Würmern zu jeder Mahlzeit nun Fleisch in den Topf zu legen und mit seiner halbblinden, vergrämten Käthe jeden Mittag eine Flasche Wein zu trinken, und sie zur Harmoniemusik zu fahren, nur kurze Zeit Wahrheit geworden. Das alte Familienelend war in den Mansardenkammern wohnen geblieben, gerade so wie die alte, niedrige Gesinnung in seinem Herzen. Nur nach außen hatte sich der Mensch in ihm auffallend vervollkommnet. Seine vordem so schäbige Garderobe war nun einer nahezu stutzerhaften gewichen. Der einst so wilde, struppige Vollbart umwallte in wohlgepflegter Form ein meist sauberes Hemd, selbst ein Lorgnon hing um den ziemlich fleckenlosen Rock und diente dazu, dessen außerdem sehr scharfsichtigen Besitzer interessant und vornehm zu machen. Einem Laster aber, um auch zu Volkmanns Gunsten die volle Wahrheit zu sagen, hatte er mit nur sehr seltenen Rückfällen völlig entsagt: das war jenes „Teufelsgesöff und Hundegift," der Schnaps. Dafür war der „Herr Doctor," wie er sich allerseits nennen ließ, jetzt um so regelmäßiger in der „Frühmesse" der Gast lustiger Weinstuben. Ebenso hörte er den Schlag der Mitternachtsstunde fast immer nur im Wirthshause bei der Flasche tönen, so wie er überhaupt nur bei ganz guter Laune sich zu Hause zum Mittag- und Abendtisch setzte, dafür aber in den Gasthöfen und feinen Restaurationen

den verlockenden Speisezettel um so öfter und gewissenhafter studirte. Ja, wahrhaftig, ein guter, selbstsuchtloser, opferwilliger Familienvater, wie er im Buche steht.

Und sein alter Neid gegen Hermann Stark, „den Ursprung seines Elends, den Wurm an seines Lebens Baum, das böse Auge seines Glückes" — was war aus diesem geworden? — Der lag nun wohl nicht mehr wie eine zischelnde Schlange am offenen Weg, aber im verborgenen Sumpfe brütete er nur um so giftiger fort. Und wie denn auch anders? War Volkmann nun auch nach außen nicht mehr der ganz verkommene und halbzerlumpte proletarische Literat von ehedem und klangen ihm allezeit ein paar Gulden in der Tasche, aus welch' finsterem Abgrunde blickte er trotz alledem auch jetzt noch hinauf zur Sonnenhöhe von Glück, darauf dieser Andere strahlend einherging! Und was diesem neidverbissenen Herzen noch den allerschärfsten Stachel eingedrückt, so oft er nur des Namens „Hermann Stark" gedachte, das war die jetzige Ohnmacht, seinen heimlichen Ingrimm gegen ihn durch irgend ein niedriges Schelmenstück loszuwerden. Als er noch den „guten Bürger" redigirte, wie hatte es ihm da wohlgethan und seinen heimlichen Rachebrand gelindert, wenn er den giftigen Pfeil der Verleumdung nach dem ehrlichen Namen seines Feindes abgeschossen und dann in der ganzen Stadt sich die Köpfe zischelnd zusammengesteckt! — Aber jetzt, o dieser zum Rasendwerden erbärmlichen Ohnmacht, jetzt war ihm sein teuflisches Handwerk völlig brach gelegt. Nicht einmal durch tägliche Nadelstiche konnte er seines Feindes Ruhe mehr stören. Der Armesünderstrick, den er um Hermanns Namen zu legen gehofft, so daß man von ihm, wie von einem moralisch Gehenkten, überall zischeln sollte, er war eine Perlenschnur von allen Ehren geworden. Die ersten und besten Männer der Stadt nannten den Doctor Stark mit Stolz ihren Freund und Rathgeber, und das ganze Land feierte diesen Namen als den des wahrheitskühnen, genialen Wiederherstellers

eines gesegneten Verfassungslebens. Ja wohl, auch in diesem anderen unblutigen, aber tausendmal grimmigeren Zweikampfe zwischen Volkmanns Neid und Hermanns Ehre war jener schmachvoll unterlegen und diese triumphirte. Ueberlaut ward der Eine geliebt und geehrt, und der Andere im Stillen gefürchtet und verachtet.

Darum jetzt Ruhe, todtenstille Ruhe, wie der Bandit sie hält, wenn er zusammengekauert hinterm Felsblock auf sein Opfer wartet. Nur unermüdlich auf der alten Lauer gelegen, bis der rechte Augenblick gekommen ist, der kommen wird und muß, so wahr jener Scheiterhaufen des überglücklichen Crösus und des weisen Solon prophetische Warnung kein blödes Märchen ist.

Und nun genug von dieser unheimlichen Nacht! Hab' ich doch noch so viel zu sagen von freudig hellem Tage. —

Welch' reichen Segen edler Entschlüsse hatte damals vor fünf Jahren jener klare Sternenhimmel umfunkelt, als Hermann aus der Audienz wieder ins Freie hervorgetreten! Aber nicht nur das Verfassungsleben des ganzen Landes war seitdem aus dem Bade der Wahrheit verjüngt hervorgegangen; nicht nur der edle Herzog war das Musterbild eines pflichttreuen, zu allererst dem Wohle seines Volkes lebenden Regenten geworden, auch an seinem ganzen Hofe begann seit jenem Abend ein völlig neues, urgesundes, in jeder Richtung deutsches Leben.

Das verhängnißvolle Machtwort Ludwigs des Vierzehnten: „der Staat bin ich," dessen einschmeichelnder Verführung sich auch mancher große und kleine deutsche Fürstenhof so gerne hingegeben, und das dann ins gesunde Bewußtsein alten, guten, deutschen Rechts denselben fremdländischen Giftstoff eingeträufelt, der Jahrhunderte lang das kernige Leben deutscher Sitte, deutscher Kunst, ja sogar der deutschen Sprache kränkeln gemacht und uns nach Innen und Außen um Ansehen, Recht und Würde betrogen — dieses unselige Wort mit all' seinem, unser nationales

Bewußtſein verderbenden Verhängniß, es war jetzt an dieſem deutſchen Fürſtenhofe ſo völlig in echt deutſcher Luft verweht und verklungen, als habe es nie zuvor ſeinen unſeligen Verführerweg hieher gefunden gehabt.

Nachdem der edle Herzog nur einmal zum völligen Verſtändniß ſeiner Fürſtenpflichten erwacht geweſen und der Geiſt deutſchen Lebens den ſeinigen überkommen, da hatte ſein für Wahrheit ſo empfängliches Herz auch ſogleich den undeutſchen Wahn erkannt, der ſich wie ſtaubiges Spinnennetz in den Salons ſo manch' deutſchen Hofes und des ihn umgebenden Adels eingeniſtet, als müſſe die Bildung, um hoffähig zu erſcheinen, in ſchillerndem franzöſiſchen Flitter ſich ſpreizen, während man das gediegene Kleid der deutſchen Mutterſprache nur den bürgerlichen Beſtandtheilen des Volkes zu überlaſſen habe. An einem ſchönen Tage ward daher auch plötzlich der herzogliche Befehl erlaſſen, daß von nun an kein franzöſiſches Wort am Hofe mehr geſprochen werden dürfe, es ſei denn, daß rückſichtsvolle Höflichkeit gegen eingeladene, des Deutſchen unkundige Gäſte davon eine Ausnahme erlaube. Dieſe fand denn auch ſowohl für die Tafel als den Thee jede Woche an einem beſtimmten Tage ſtatt, an welchem Herren und Damen der fremden Geſandſchaften eigens deßhalb eingeladen wurden, um, ohne dem neuen deutſchen Princip etwas zu vergeben, doch nicht jede Gelegenheit zur Uebung in der einmal ſo nothwendigen Weltſprache ſich und ſeinem Hofe zu benehmen. An den andern ſechs Tagen hatte es aber, beſonders in der erſten Zeit, dem ſchon von Natur aus ein wenig zur Ironie hinneigenden Herzog gar manch' ſtilles Vergnügen bereitet, intereſſante Studien darüber anzuſtellen, wie der und jener ſeichte Schwätzer, der bisher mit der Eleganz ſeines franzöſiſchen Accents die Armuth der Gedanken bemäntelt, urplötzlich wie eine entlarvte blöde Maske vor ihm dageſtanden, als er ſeine vormals ſo geiſtreich klingenden Phraſen in beſcheidenes Deutſch überſetzen gemußt. Auch nicht

wenige der Damen waren mit einemmale innerlich vor sich selber erschrocken, als sie sich nun deutsch reden hörten und den alltäglichen Inhalt ihrer Gespräche erst jetzt so recht inne wurden. Nein, dieses Deutsch, wie ungalant, daß es in seiner erschrecklichen Eintönigkeit nie mehr sagt, als man wirklich zu sagen weiß, wohingegen das Französische auch den gewöhnlichsten Gedanken durch seinen schwunghaften Klang adelt und erhöht! Welch' unvernünftige Grille des Herzogs, dieser Weltsprache mit einemmale in seinem Schlosse die vielhundertjährige Wohnung aufzukünden! — Dazu dieses plötzliche hochfürstliche Interesse für deutsche Literatur, in der man sich doch bisher nur auf sehr flüchtiger Durchreise manchmal umgeschaut, da in dem ancien régime des früheren Herzogs ausschließlich nur französische Romane gelesen und besprochen wurden! Und nun mußte man doch schon anstandshalber auf die herzoglichen Fragen Antwort geben und gar noch in diesem nüchternen Deutsch, das sich so jämmerlich schlecht zu hohlen Phrasen eigenschaftete! Wie war das Thema über Jagd und Marstall, Hoffeste und Ballete, das zuvor als ausschließliches Unterhaltungsrepertoir festgestellt gewesen, doch hundertmal leichter zu behandeln! Was nur der Herzog mit diesen deutschen Launen urplötzlich gewollt hatte? — Das war jetzt die allgemeine Frage der verwunderten Gesellschaft geworden.

Diese Frage soll auch sogleich schlicht und ehrlich mit dem einzigen Satze beantwortet werden: der Herzog wollte von nun an in Allem und Jedem ein deutscher Fürst sein, als Regent und Mann.

Nicht, daß er die große, reichbegabte, ritterliche Nation der Franzosen in ihrem weltgeschichtlichen Volkswerth auch nur im mindesten unterschätzt; nicht, daß er sich jugendlich schwärmerischer Deutschthümelei hingegeben hätte, wie sie sich früher einmal im Schnürrock mit ausgeschlagenem Hemdkragen und dem Sammtbarett auf langen Haaren äußerlich gekennzeichnet; oder daß er

endlich sich gar in das Häuflein ingrimmiger „Franzosenfresser“ mit seiner herzoglichen Person hätte einreihen lassen. Gott bewahre! Zu der einen wie andern nationalen Uebertreibung war sein fürstliches Herz viel zu gesund und unverbildet gewesen. Aber seit er als regierender Herzog unter gediegenen Geschichts-, Literatur- und Rechtslehrern die versäumten Collegien wie der fleißigste Student nachgeholt, die er auf der Universität als studirender Erbprinz nur mit halbem Ohre gehört, seitdem war von Monat zu Monat die Erkenntniß mahnender an ihn herangetreten, daß wahrhaftig das deutsche Volk in seiner Geschichte, seiner Kunst, Literatur und Wissenschaft, wie nicht minder auch im unergründlichen Reichthum seiner Sprache, seines Gemüths- und Geisteslebens, eine solche majestätische Größe offenbare, daß es wahrlich eine unverzeihliche Sünde wäre gegen den deutschen Volksgeist, wollten nicht vor Allem die deutschen Fürsten in ihrem eigenen Haus und eigenen Leben mit aller Macht sich befleißigen, dem so lange kränkelnden nationalen Bewußtsein als leuchtendes Fürstenbeispiel wieder zu neuer Lebenskraft und neuem Stolze zu verhelfen.

Wie von den deutschen Fürstenhöfen seit des vierzehnten Ludwig üppigen Tagen die unheilvolle und entehrende Sucht ausgegangen, das eigene innerste Leben verleugnend und seine Entwicklung unterdrückend, Fremdländisches affenartig nachzuahmen — und wahrhaftig nur in blödsinnig erbärmlichem Tausche — so sollte es jetzt bei erwachter Erkenntniß wieder der deutschen Fürsten Beruf sein, in der eigenartigen Pflege des deutschen Nationalbewußtseins ihrem Volke mit gerechtem Stolze voranzugehen, ohne deßhalb auch in lächerlichem Hochmuth dem bescheidenen, klugen Lernen von fremden Völkern den Rücken zu kehren. „Ja, lernen wir von ihnen, was wir uns nicht selber lehren können! Und lernen wir vor Allem, als deutsches Volk uns so zu fühlen und eins zu wissen wie die andern, von denen manches

oft nicht den zehnten Theil von unserem Rechte besitzt, eine große, selbstbewußte Nation zu heißen."

So hatten die Cardinalsätze des herzoglichen Geschichtslehrers gelautet. Ihre Aussaat war auf vortrefflichen Boden gefallen und prangte jetzt in goldenen Aehren an diesem deutschen Fürstenhofe. Und hatte dieser weise Lehrer nicht Recht gehabt? Denn was ist doch ein Volk noch werth und wie soll es noch an seinen großen, weltgeschichtlichen Beruf einen Glauben haben, wenn es sich nicht selber fühlt und ihm die Achtung vor der eigenen Kraft und Würde abhanden gekommen? Ist doch ein Volk mit starkem Nationalbewußtsein doppelt so stark wie das andere mit ganz gleicher Macht, dem jenes fehlt! Und daß dieses im deutschen Volke bisher nur so schwach gewesen, daran trägt nicht nur unsere äußere staatliche Zersplitterung Schuld, sondern ebensoviel diese seit Jahrhunderten bei uns eingelebte, unwürdige Nachäfferei ausländischen Wesens an unserm Leibe wie Geiste.

Wer möchte sich in nationaler Monomanie so lächerlich machen, zu verlangen, daß wir nicht fremde Sprachen lernen und nicht auch neben der unsern reden sollten? Seien wir stolz darauf, daß wir es thun und können, und daß hundert Deutsche dem Franzosen wie dem Britten, wenn sie uns heimsuchen, in ihrer Landessprache Antwort geben können, während kaum ein einziger in seiner Heimath unsere deutsche Frage verstände, die wir an ihn zu stellen übrigens viel zu bescheiden wären. Aber bei all' dieser Bereicherung unseres Bildungsschatzes durch fremde Zungen sollen wir doch vor jeder andern unsere eigene deutsche Sprache am höchsten achten, uns in ihr am eifrigsten zu vervollkommnen streben und sie am allerliebsten vor allen andern sprechen. Und daß gerade jene höchsten und höheren Gesellschaftskreise, von denen die deutsche Bildung ausstrahlen sollte unters Volk, daß diese Jahrhunderte lang das Kleinod unserer Muttersprache geradezu gering geschätzt und ganz in den Winkel der

Vergessenheit gestehen oder doch mindestens mit französischem Aufputze zum Nichtwiedererkennen verunstaltet, weil sie die tiefe Schönheit dieses unverfälschten Schatzes nicht zu erkennen und würdigen gelernt; daß es Jahrhunderte lang eine falsche Vornehmheit gewesen, nur mit gemeinen Leuten deutsch zu reden und selbst die Gebete nur auf Französisch zum Himmel hinaufzusenden; daß wir heute noch so thöricht lüstern sind, jedwede Roman- und Komödienkloake von der Seine ihren Schmutz in den frischen Quell deutschen Lebens herüberspülen zu lassen, während unsere größten Geistesheroen dort ungekannt oder nur halb verstanden sind; daß wir heute noch nicht so stolz geworden, der Tyrannei welscher Mode den Gehorsam aufzukündigen und die Erzeugnisse deutschen Gewerbefleißes ehrend anzuerkennen, auch wenn sie nicht erst auf dem täuschenden Umweg über Paris mit dem Lügenkoder undeutscher Firma wieder zu uns heimgekehrt; daß alle diese Sünden gegen den deutschen Volksgeist seit Jahrhunderten begangen werden und theilweise noch zur Stunde in voller Blüthe stehen, das waren die unzählbaren Milliarden einzelner Tropfen zu dem Meer unserer Schmach und Erniedrigung gewesen, darin das deutsche Nationalbewußtsein so lange Zeit versunken lag. — Und das Alles hatte der edle Herzog jetzt in tiefster Seele erkannt. Nein, keine lächerliche Grille war es gewesen, als er die französische Sprache an seinem Hof als althergebrachte Regel abgeschafft, aber heiliger Ernst im nationalen Dienste unseres großen deutschen Vaterlandes. —

Und zur Ehre der Aristokratie sei's gesagt, daß der weitaus größte Theil derselben freudig mithalf, des Herzogs nationale und volksthümliche Bestrebungen mit seiner ganzen Macht zu unterstützen. Das waren vor Allem jene edlen Ritter von Geist und Herzen, die statt mit grollend zurückgewandtem Antlitz nur auf die todten Ruinen zerronnener Jahrhunderte zu schauen und nur für die verlornen Rechte und Privilegien ihres eigenen Standes

kleinliche Klagen auszustoßen, so viel hochherzige Gesinnungen für die Entwicklung des ganzen Volkes in sich trugen, um auch an dem materiellen und geistigen Emporringen der mittleren und niederen Volksschichten sich neidlos mitzufreuen. Das waren Jene, die auch für die Aristokratie unserer selbstgeadelten Ritter im hehren Dienste der Wissenschaft und Kunst Achtung und Verständniß hatten, und die, statt in theilnahmslosem Stumpfsinn ihren ruhmwürdigen Geistesschlachten zuzusehen, ihre Hand nicht für zu vornehm erachteten, um auch sie nach dieser Geisteshelden Siegerbeute auszustrecken, die ja der ganzen Nation zur gleichmäßigen Ausnutzung zugefallen war. Das waren endlich jene Adeligen, an denen der Geist der Weltgeschichte auf seinem erhabenen Wege zur Menschlichkeit nicht spurlos vorübergeschritten, und die, auf jeden Stoßseufzer wegen eingebüßter eigener Gerichtsprivilegien gerne verzichtend, es für weitaus höher erachteten, vor dem triumphirenden Rechtssinn der Neuzeit das Haupt zu neigen, der das Recht und die Person des niedrigsten Taglöhners wie des gräflichen Grundherrn mit dem gleichen Arme des Gesetzes schützt und deren Verbrechen vor den gleichen Richterstuhl zur Strafe zieht.

So war denn auch ein im ganzen Herzogthum hochangesehener altadeliger Graf, wissenschaftlich wie politisch gleich gebildet, und jeder Zoll ein deutscher Ehrenmann, der Präsident der jetzigen Volkskammer geworden, zu dessen einstimmiger Wahl auch der fortgeschrittenste heimliche Demokrat mit freudiger Ueberzeugung den Zettel in die Urne geworfen hatte. Andere adelige Namen von bestem Klang und vollgiltigem Ahnenreichthum halfen in den Ausschüssen wie auf der Rednerbühne in treuester Gemeinschaft mit ihren bürgerlichen Kammercollegen die von dem Bedürfnisse der Zeit geforderten neuen Gesetze schaffen, die Handhabung der alten überwachen, Verkehr und Handel erweitern und den Staatshaushalt regeln. Und gewiß, diese Adeligen miteinander hatten

sich nie zu beklagen gehabt, daß das bürgerliche Element in der Volkskammer ihnen die Ehre ihres Adels auch nur im mindesten verkümmert oder sie mißtrauisch und mißgünstig darum angesehen hätte. Nein, diese Mischung von Adel und Bürgerthum im selben Dienste des gemeinsamen Vaterlandes vertrug sich in bester, fruchtbringender Eintracht. Aber freilich waren das auch solche, jeder bornirten Hochnasigkeit feindliche Schildträger, die nicht nur den bürgerlichen Abgeordneten, der daheim in der Advokatenkanzlei oder Gelehrtenstube saß, ihres Umgangs und ihrer Freundschaft für würdig erachteten, sondern auch Jenem, der als schlichter Bauer hinter dem Pfluge ging, die freudige Achtung gerne zollten, die der brave Mann in ihm verdiente.

Und wie leicht war diesen Adeligen dieser aufrichtig freundliche Verkehr mit ihren bürgerlichen Collegen in der Kammer angekommen! Hatten sie doch längst zuvor durch ihren Beruf als Staatsdiener oder selbstwirthschaftende Grundbesitzer gelernt gehabt, sich eben nur als mitschaffende Glieder der großen menschlichen Gesellschaft zu betrachten, in der Einer vom Andern zu lernen habe und Jeder auf gegenseitige Hilfe und Verkehr angewiesen sei. Und gerade solch' lebensweiser Einsicht und deren praktischen Bethätigung hatten diese Adeligen es ja auch zu verdanken gehabt, daß sie bei aufgehobener Ständewahl als Vertrauensmänner fast ausschließlich bürgerlicher Wahlberechtigten nun in der Volkskammer den ehrenvollen Sitz einnehmen durften.

Dieser am Volkswohl tüchtig und fleißig mitarbeitende, gediegene Schlag von Adeligen, die ihre Zeit zu begreifen und in ihr zu wirken gelernt, die sich nicht erst darauf besinnen gemußt, mit welch' geistloser Beschäftigung sie den kostbaren Zeitraum eines Tages todtschlagen sollten, denen er im Gegentheil immer um einige Stunden zu kurz gewesen, diese hatten daher auch, wie nicht minder andere adelige Familien der Hauptstadt, in denen Bildung und Herzensadel zu Hause gewesen, die andere

Aenderung im herzoglichen Hofleben nur freudig begrüßt, die darin bestand, daß der Fürst gleichzeitig mit seiner Abschaffung der französischen Sprache auch die alten Etikettefesseln zersprengte, die unter dem letztverstorbenen, formenstarren Herzog jeden höheren geistigen Aufschwung und anregenden Wechsel der Unterhaltung danieder gehalten hatten.

Waren es früher ausnahmslos nur hoffähige Adelige, höchstgestellte Beamte und Offiziere gewesen, die als geladene Gäste an der herzoglichen Mittagstafel oder des Abends beim Thee, auf Bällen und Hofconcerten erschienen, so erschloß jetzt der junge Herzog schon seit Jahren in echt fürstlicher Gastfreundschaft auch jedem nicht adeligen Manne von hervorragender Bildung und besonderem Verdienste, sowie Meistern der Wissenschaft und Kunst den Zutritt zum Hofe, der selber den allergrößten Nutzen dieser neuen Anordnung davontrug. Und so ängstlich linkisch auch manchmal die Umgangsform dieses oder jenes Stubengelehrten gewesen, oder so unsicher zuerst mancher Künstler auf dem glatten Parkett umhergegangen, der edle Herzog selber war doch von Woche zu Woche mit freudigerem Bewußtsein innegeworden, welch' ein schönes, neidenswerthes Vorrecht das Schicksal dem Fürsten eingeräumt habe, die Besten und Edelsten, die Geist- und Kenntnißreichsten des Landes um sich nach Belieben versammeln zu dürfen und von dem Reichthum ihrer mit unsäglichen Mühen und Opfern zusammengehäuften Bildungsschätze sich spielend bereichern zu lassen, gleichsam nur den Duft dieser geistigen Blüthen einzufangen, ohne all' die jahrelange Arbeit und Sorge, die sie ihre Pfleger im Stillen gekostet, mit ihnen theilen zu müssen. Gelehrte und Künstler wurden durch diese edle Theilnahme des Landesfürsten an ihren Arbeiten, und die ehrenvolle Auszeichnung ihrer Person nicht wenig gehoben; denn auch sie waren neben allem Genie und Schaffen doch dabei auch natürliche Menschen, denen das Bewußtsein wohlthat, daß, was ihnen an mühelosen Vorrechten

der Geburt gebrach, durch das ſelbſterworbene Verdienſt des Wiſſens und Könnens in dieſen höchſten Geſellſchaftskreiſen vollauf erſetzt zu ſehen. Dabei begnügte ſich dieſe fürſtliche Theilnahme aber nicht mit bloßen Worten der Bewunderung, ſondern in zahlreichen Aufträgen brachte ſie einen freudigen Wetteifer in dieſe wunderbare Welt gelehrten und künſtleriſchen Schaffens.

Und ſo war es unverſehens ganz von ſelber gekommen, daß in dieſer fürſtenwürdigen Pflege höheren geiſtigen Lebens, die Hand in Hand mit dem Ernſte treuerfüllter Regentenpflicht einherging, des Herzogs früheren, ſo völlig unfruchtbaren tändelnden Liebhabereien in ihr leeres Nichts zerfielen, und er kaum ſelber jetzt zu begreifen wußte, wie er doch vorher am Einſtudiren neuer Ballete ſeinen Geiſt hatte befriedigen und glauben können, ſeinem Herzogsberufe vollauf Genüge gethan zu haben, wenn er nur alle paar Monate, mit wo möglich irgend einer ſcharfſinnigen Uniformsänderung, ſeine Reſidenzgarniſon in Gala vor ſich defiliren gelaſſen.

Und wie ihm, ſo war es nicht minder der jungen Herzogin ergangen. Auch in ihr war bei der geiſtigen Neugeburt ihres erlauchten Gemahls der ſchöne Gedanke auferwacht, daß es doch auch für eine Landesmutter und deutſche Fürſtin noch einen höheren Stolz gebe, als in kühnen Reitkünſten die erſte Amazone des Landes zu ſein und doch zuletzt von einer beliebigen Circusreiterin ſich die erſte Palme der Virtuoſität wieder entriſſen zu ſehen. Und Hand in Hand mit dem Herzog war auch ſie jetzt auf dem ſchönen Wege edler Popularität vorwärts gegangen.

Mit welch' innigem Dank und welch' beſeligender Freude hatte ſie jetzt das heilige Vorrecht ihrer fürſtlichen Stellung kennen, hochehren und ausüben gelernt, in den Stätten des Siechthums und Menſchenelendes dann und wann wie ein vom Himmel herabgeſtiegener Engel erſcheinen und mit ein paar einfachen Worten frommen Mitgefühles ein gedrücktes Menſchenherz für Wochen lange

aufrichten zu dürfen! Und ihr war jetzt oft zu Muthe, wenn sie von dem Besuche eines Spitals, wenn sie von Blinden und Stummen, oder aus einem Waisenhause in den herzoglichen Palast heimkehrte, als trüge sie von all' den Thränenperlen derer, die ihr barmherziges Wort getröstet, ein viel kostbareres Diadem auf dem fürstlichen Haupte als das von wirklichen Edelsteinen, mit dem sie in der früheren Zeit, da sie noch wie eine Fremde unter ihrem Volke gestanden, bei den prunkenden Hoffesten jeden anderen Schmuck überstrahlt hatte.

Welch' ganz andere wohlthuende Erholung gewährte jetzt das Vergnügen diesem edlen, pflichttreuen, fürstlichen Paare! Wie bewahrheitete sich der alte, wahrheitsweise Volksspruch: „nach gethaner Arbeit ist gut ruhen," auch an diesen beiden höchstgestellten Arbeitern im heiligen Dienste ihres von Gott anvertrauten Volkes! Und welch' einen heilbringenden Segen guter Beispiele strahlte diese nunmehrige fürstliche Pflichttreue und Lebensweisheit auf alle Kreise des ganzen Landes aus, namentlich auf die dem Hofe nächststehenden in der Herzogsstadt!

Denn, wie leicht geschieht es — das ist ein unbestreitbarer Erfahrungssatz der Geschichte — daß der Giftstoff eines sittlich und geistig frivolen Hofes erst den ihm zunächst stehenden Adel und das Hofgesinde ansteckend ergreift und durch deren Beispiel wieder die Moral der bürgerlichen Kreise verschlechtert, so daß zuletzt die ganze Fürstenstadt als trauriges Abbild dem darin residirenden Fürsten ähnlich sieht! Aber nach demselben kulturgeschichtlichen Gesetze wird ein edler, sittenreiner und weisheitsvoller Fürstenhof auch die natürliche Schule für die geistige und sittliche Veredelung des ganzen Volkes. Und so geschah es jetzt, daß durch das hohe Beispiel dieses Herzogshofes auch gar manch' adeliger Salon, der bisher der altgewohnten Satzung ausschließlich adeliger Coterie gehuldigt, verlockt worden war, den Männern der Wissenschaft und Kunst sich nun ebenfalls zu erschließen. Denn hatte

ſelbſt der Herzog es nicht unter ſeiner Würde gehalten, vor ſolchem Verdienſte die Schranken der Etikette einfallen zu laſſen, wie hätten nun ſie, die hoffähigen Adeligen, für den Glanz ihrer Grafen- und Freiherrnkronen noch beſorgt ſein ſollen? Und alſo war dieſe Nachahmung des herzoglichen Beiſpiels erſt guter Ton geworden, und dann war allmälig, wenigſtens bei dem weitaus überwiegenden, gebildeten oder bildungsfähigen Theile des Adels, nach dem jedesmaligen Beſuche dieſer wappenloſen Ritter vom Geiſte die freudige Ueberzeugung immer ſtärker zurückgeblieben, wie ſo unendlich unklug ſie bisher gehandelt, in ſtarrer, adeliger Abgeſchloſſenheit noch heutzutage die Hauptaufgabe des Adels geſucht zu haben. Je mehr ſie den Kreis ihres Wiſſens in ſolch' bürgerlichem geiſtigen Umgang erweitert, um ſo tiefer waren ſie an ſich inne geworden, wie ſehr ſie, hinter dem Schild veralteten Vorurtheiles verſchanzt, bisher ſich an allgemeiner Bildung und weiſer Weltanſchauung geſchädigt, und welch' unerläßliches Gebot der Zeit es für den Adel geworden ſei, aus den Schranken ſeiner Iſolirtheit und daraus entſpringenden geiſtigen Verarmung mit kühnem Schritte herauszutreten, an allen geiſtigen wie materiellen Errungenſchaften der Neuzeit freudig theilzunehmen und ſie für ſich ſelber nutzbar zu machen im idealen wie praktiſchen Leben; deßhalb nicht um einen Gedanken ihrer Standesehre ärmer geworden, aber zehnfach reicher an Erkenntniß und Fähigkeit, um ſich auch in dieſer, ſo vielfach demokratiſch angehauchten Zeit den Ehrenplatz zu erobern, wie er dem tüchtigen, mit Wiſſen und Charakter, mit Fleiß und Einſicht ausgerüſteten Adel auch heute noch von Niemanden verweigert werden wird, der aber auf dem bequemen Präſentirteller des bloßen Ahnenſchildes auch Keinem mehr mühelos zufällt.

So war des Dichters Wort: „Das iſt der Fluch der böſen That, daß ſie fortzeugend immer Böſes muß gebären," an dieſem Herzogshof in umgekehrter Richtung vom Segen der erſten guten

That in Erfüllung gegangen. Die allererste Mutter guter Thaten ist aber die Selbsterkenntniß, wie sie zuerst in jener einen Nacht dem edlen Herzog aufgegangen, da er Hermanns Rede nur gelesen hatte, und in jener zweiten dann zur vollsten Klarheit sich aufgehellt, da der Doctor Hermann Stark leibhaftig vor ihm gestanden als solch' furchtloser Sämann der Wahrheit.

Wer aber von Allen am Fürstenhofe, in der Herzogsstadt und im ganzen Lande hätte außer dem, wie das Grab verschwiegenen, alten Geheimrath daran denken sollen, daß es dieser Advokat gewesen, der zu all' den Wundern dieser fürstlichen Umwandlung in solch inniger, aber tief geheimer Beziehung stand? Nicht einmal die Herzogin selber beschlich davon das leiseste Ahnen; denn Fürstenwort ist auch der Gemahlin gegenüber als heilig zu erachten. So dachte der Herzog und danach that er auch. Und ebenso mannhaft schweigend hatte Hermann sein Gelöbniß sogar vor Helenen gehalten, vor der er sonst noch nie ein Geheimniß gehabt. Umsonst hatte sie in jener Nacht ihn gefragt, wo er so lange gewesen. „Frage mich nicht, liebes Weib, denn ich habe mein Manneswort zum Schweigen verpfändet," hatte seine ernstmilde Antwort gelautet. „Aber der allwissende Gott ist mein Zeuge, daß der Ort, wo ich gewesen, und die That, die ich dort verübt, makellos und ehrenreich in alle Zeit bestehen kann." Damit war jede weitere Frage stumm geworden.

Und dieser Mann, der mit so geheimgehaltener Wunderkraft den Herzog sammt dessen erlauchter Gemahlin umgeschaffen, der dem ganzen Lande eine solch' neue glückliche Zeit hervorgezaubert, wie mußte dieser, mit solcher Macht der Weisheit für Fürst und Volk ausgerüstete Mann es erst verstehen gelernt haben, im kleinen Reiche seines eigenen Hauses, im Verfassungsleben seines eigenen Glückes als mustergiltiger Gesetzgeber und Verwalter dazustehen! Wie natürlich klingt dieser menschliche Satz! Welch' glaubwürdige Logik drängt zu dessen Ausspruch! — Aber komm, lieber Le-

gleiter, hör' unſern Helden ſelber reden! Wie er leibt und lebt, ſieh' ihn jetzt an! Komm wieder mit mir zurück nach Görzhauſen!

3.

Dieſelben Lerchen, die noch vor ein paar Wochen der ſcheidenden Burgfrau von himmliſchem Troſte geſungen und deren Jubel das Herz Adelens nicht hatte ertragen können, dieſe wiegen auch jetzt ſich wieder ſingend über den üppig grünenden Sommerſaaten und den ſchon in die Aehren geſchoſſenen Kornfeldern. Und unter denſelben Platanen droben in der Allee des Görzhauſener Schloßgartens, auf derſelben Bank, darauf die zwei traurigen Frauen von dem reizenden Rundgemälde ihrer Heimath traurig Abſchied genommen, ſitzen jetzt zu der nämlichen Morgenſtunde Doktor Stark und Pfarrer Faber.

Faſt ſollte man glauben, auch dieſe beiden Männer habe daſſelbe tiefe Leid erfaßt, wie dazumal Mutter und Tochter; ſo düſteren Anges ſchauen ſie drein. Schon eine Minute lang iſt ihre beiderſeitige Rede verſtummt. Um ſo heller ſchmettert der Lerchenſang durch den duftigen Morgen; und das rebenumgrünte Schloß ſieht ſo traulich zu den Beiden herauf, als habe es ſchon wieder auf alles frühere Leid ſeiner davongezogenen alten Bewohner vergeſſen und als ſei ihm ſein ferneres Schickſal längſt ſchon gleichgiltig geworden. Blühende Jasminſträuche ſchicken ihren Wohlgeruch herauf. Die Schwalben ſchießen zwitſchernd über die thauige Wieſenfläche. Auch an den ernſten Gedanken, die das Herz dieſer beiden Freunde durchſtürmen und ihrer Augen Klarheit trüben, nimmt die Natur jetzt keinen Theil. Hat ſie doch ſelber gar rauhe Winterſtürme zu überſtehen gehabt! Nun läßt ſie ſich aber auch die lichte, warme Frühlingszeit von Niemanden vergällen.

Jetzt brach endlich Theodor dieſes herzbeengende Schweigen

und man sah es ihm an, wie er zu dieser Rede sich innerlich aufraffte.

„O liebster Hermann, soll ich dir denn erst noch betheuern, wie tief mir dein wahres Glück am Herzen liegt? Der Herr weiß es: noch mehr als das meines eigenen Lebens. Denn nie und nimmer werd' ich's vergessen, daß ich ja überhaupt jetzt noch lebe, nur weil du unter Gottes Beistand mir einst das Leben gerettet, da es dem Tode fast schon verfallen gewesen. Ja, glaube mir: ich habe dich vielleicht noch lieber, als du selber. Und, heiliger Gott, dich, meinen einzigen, liebsten und treuesten Freund, meinen Guts- und Patronatsherrn nennen zu dürfen — wie ein wunderbares Märchen kommt mir dieser Gedanke vor, unbegreiflich schön, unglaublich beglückend für dieses arme, trügerische Leben; aber dennoch —"

„„Nun, aber dennoch?" fiel ihm Hermann mit dunklem Blicke gereizt ins Wort, „was soll hier noch ein Aber? So mach' ich's eben einfach wahr, dieses unbegreiflich schöne, unglaubliche Märchen und kaufe das Gut. Dieses arme, trügerische Leben, wie du es nennst, müssen wir eben selber reich und beständig zu machen verstehen und mit energischer Hand das Glück erfassen, wo es sich uns bietet, aber nicht erst zaghaft darauf warten, ob es uns ohne unser Zuthun von selber in den Schooß fällt. Also, was hast du für ein Aber, lieber Theodor?"

„Gut denn, Hermann," erwiederte der Pfarrer mit ernstester Miene. „Ich will dir mein Aber sagen, wie es mir im tiefsten, um dich bekümmerten Herzen liegt. Denn ich wäre bei Gott nicht werth, dein Freund zu sein, wollte ich dir's verschweigen. Aber komm, gieb mir erst deine Hand, lieber Hermann, und ziehe sie nicht eher zurück, bis ich dir Alles, Alles gesagt habe. Sonst getraue ich mir's nicht."

„Da hast du sie," sagte Hermann mit faltiger Stirn und legte seine Hand in jene Theodors. Kaum überflog ein leiser Zug von

überlegener Ironie ſein geiſtreiches Geſicht. „Gut alſo! ſo ſag' du mir deine Gründe gegen meinen Plan; ich werde mit den meinigen dafür dann nicht zurückbleiben und wir wollen ſehen, wer den Andern aus dem Felde ſchlägt, der Pfarrer den Advokaten oder umgekehrt."

„O rede nicht ſo, lieber Hermann!" fiel Theodor ſchmerzlich ein. „Nicht Pfarrer und Advokat ſollen jetzt mit einander ſtreiten; nein, ſag' lieber: du willſt ſehen, wer es mit deinem Glücke beſſer meine, du ſelber, oder ich, dein Freund."

Hermann brütete vor ſich hin. „Alſo rede!" Das war ſeine ganze Entgegnung.

Pfarrer Faber faßte innerlich Muth und begann nun ſein ſorgenvolles Herz auszuſchütten:

„O Hermann! ſo ſag' mir vor Allem das Eine: wie biſt du zu dem mir räthſelhaften Gedanken gekommen, dieſes große Gut für dich zu kaufen? Und was willſt du damit? Du haſt ein prachtvolles Haus in der Stadt, biſt dort der berühmteſte Advokat mit einem großartigen Einkommen, und ein hochangeſehener Mann in allen Ständen. Beſinne dich! Was willſt du jetzt auch noch mit dieſem neuen, theuren Beſitze? Ich weiß es gewiß, nicht unter zweimalhundertfünfzigtauſend Gulden wird das Gut losgeſchlagen. Und nun ſag' mir, und verzeihe doch ja, daß ich auch dieſe zarte Frage berühren muß: ſteht dir denn wirklich dieſe rieſige Summe ſchon jetzt zur Verfügung? Wäre das möglich, eine ſo ausgiebige Goldgrube deine Praxis auch ſein mag? Aber wenn nicht, o Hermann, wenn, wie ich vermuthe, du mindeſtens ein Drittel oder gar die Hälfte auf dem Gute müßteſt ſchuldig bleiben, haſt du dir's denn auch ſchon überlegt, wie hoch du dieſe Summe verzinſen müßteſt? Vielleicht doppelt ſo hoch als die Prozente deiner Pachtgelder. Ich kenne das genau. Und welcher Reinertrag aus dem eigenen Vermögen, das in dem Gute ruht, kann dir dann noch verbleiben? O Hermann, es ſind das wohl recht erbärmlich nüchterne Fragen, die ſchlecht zu deinem hohen Geiſte paſſen. Ich

fühle das selber jetzt am allertiefsten. Aber diese Zahlen müssen eben dennoch wohl und ängstlich erwogen werden; denn deren Nichtbeachtung rächt sich zuletzt unerbittlich. Tausendfaches Glück ist schon deren tragisches Opfer geworden, und nichts ist gefährlicher in solchen Fragen als zahlenverachtende Phantasie."

Hermann lächelte vor sich hin. Es war gut, daß Theodor es nicht bemerkte. Vielleicht hätte er dann nicht den Muth gehabt, in vollem Freundeseifer fortzufahren:

„Und dann, mein liebster Freund, bedenk' auch noch das Andere! O wohl begreif' ich's nur allzu gut, wie die poetische Schönheit dieses Besitzes dich gar mächtig verlockt, dessen neidenswerther Herr zu werden. Aber hast du wohl auch schon die Sorgen erwogen, die hinter einem solchen Eigenthume lauern, verwahrlost und verwüstet wie dieses? Bedenke: so verführerisch in dieser Frühlingszeit dich auch Alles ringsum anlacht, die Felder sind durch habgierige Pächter zur völligen Erschöpfung ausgesogen. Zu einem wahren Jammerbilde ist die Waldung ausgeraubt; und seit einem Jahrzehnt fehlt den Bauten die unterhaltende Hand. O Hermann, hier braucht es eine ganze, ungetheilte, ausdauernde Manneskraft und Verachtung jeder Mühe und Sorge. Hier braucht es einen Landwirth vom erfahrungsreichsten Wissen, und obendrein noch Geld, ungezähltes Geld, um dieses Gut wieder langsam aus dem Verfall emporzuheben. So ist es; Gott sei mein Zeuge! Und nun, mein liebster Freund, mit so reichen Gaben dein Geist auch überschüttet worden, stell' an dich die unverhohlene Frage: bist du der Mann dazu und hast du den Beruf, um diese Riesenarbeit mit nur einiger Hoffnung auf Erfolg durchzuführen durch deine eigene oder fremde Hand? Du, ein Advokat, und seiest du der erste der ganzen Welt! Du, schon ohnedem durch deine eigene Geschäftslast überbürdet, wie du mir so oft in deinen Briefen geklagt! Du, fern von hier lebend und wirkend, du, der Herr eines glücklichen, glänzenden Hauses, wie

magſt du im Ernſte daran denken, dein ehrlich ererbtes und erwor-
benes Geld, deine ganze, geiſtige Kraft, die Ruhe deines Herzens,
dein und deines Hauſes Glück auf ſolch' gewagtes, doch nein,
nicht nur gewagtes, auf ſolch' unbeſtreitbar verlorenes Spiel zu
ſetzen? — O Hermann, ich beſchwöre dich bei unſerer Freund-
ſchaft: laß ab von dieſem Gedanken! Denn bei Gott, kein guter
Geiſt hat ihn dir eingegeben. Stoß' ihn von dir, dieſen unſeligen
Verführer! Und ergreife dafür jetzt meinen Retterarm, wie ich
einſt den deinen, da jene finſtere Fluth mich zu ſich hinabgezogen.
Denn glaub' es deinem Theodor: das, was du vorhaſt, iſt ein
nicht minder gefährliches Waſſer und es wird dein Glück als
Leiche zu ſich niederziehen. Ach, Hermann, Hermann! daß ich
jetzt doch alſo zu dir reden muß!"

Von dieſer Rede überwältigt, drückte Theodor Hermanns
Hand noch feſter. Dieſer ſah, in Gedanken verloren, vor ſich
hin. Er konnte ſich innerlich der Ergriffenheit wegen dieſer um
ſein Glück ſo bekümmerten Freundestreue nicht erwehren. Dann
aber ermannte er ſich mit ſeiner ganzen angebornen Energie, hob
ſein Haupt höher und ſagte mit ruhiger, aber entſchiedener Stimme:

„Theodor! ich danke dir für dein wohlmeinendes Freundes-
wort. Und wenn es alſo wäre, wie du glaubſt, ſo müßte ich
ihm auch ſein volles Recht laſſen. Aber höre jetzt auch mich.
Die Sachen ſtehen anders; und ich hoffe, ſie werden dich über-
zeugen, daß ich nicht in idealer und zerfahrner Phantaſterei dieſen
meinen Entſchluß gefaßt, ſondern mit gründlicher, praktiſcher
Ueberlegung; daß ich meinen Plan nicht in die Luft vager Poeſie
gebaut, ſondern auf feſtes, reales Fundament. So ſag': will
auch du jetzt mich ruhig anhören?"

„Gewiß, Hermann! Wie ſollte ich das nicht?" betheuerte
der Pfarrer, und ſein Auge hing voll Spannung, aber doch
nicht ohne neue Sorge, an ſeines Freundes Lippen.

Doctor Stark fuhr gemeſſen weiter: „Deine treue Beſorgn

um mein zukünftiges Glück, das du durch meinen Entschluß so tödtlich gefährdet glaubst, verdient vor Allem, daß ich in eben diesen nüchternen Zahlen, von denen du meinerseits eine Nichtbeachtung fürchtest, mich gegen dich ausspreche. Gut denn also! Bleiben wir bei dem Kaufpreis von zweimalhundertfünfzigtausend Gulden stehen. Dieses Minimum ist richtig; kenne ich doch als Anwalt des zumeist betheiligten Wechselgläubigers die geforderte Kaufsumme zu gut. Nun weiter, und zwar mit rückhaltsloser Offenheit! Mein eigenes Vermögen, ererbtes und errungenes, wie es mein Haus sammt Kapital darstellt, beträgt in Bausch und Bogen hunderttausend Gulden. Das kann jeden Tag flüssig gemacht werden und dient zur ersten Anzahlung."

„Dein Haus?" fragte Theodor mit höchstem Staunen dazwischen. „Wie so, dein Haus? Du wirst es doch nicht etwa verkaufen und dann zur Miethe wohnen wollen?"

„Davon nachher!" entgegnete Hermann mit abwehrender Hand und mißmuthiger Miene. „Aber unterbrich mich doch nicht mittendrin! Ich bitte dich: höre nun auch mich ganz ruhig zu Ende!"

„Verzeihe, lieber Hermann!" begütigte der Freund. „Es soll nicht mehr geschehen."

„Gut also!" fuhr Doctor Stark weiter, „so bleiben mir einmalhundertfünfzigtausend Gulden zu verzinsen, nicht wahr?"

„Ja," sagte Theodor mit klangloser Stimme.

„Nun fürchtest du, daß ich von dieser Schuldsumme sehr hohe Zinsen zu bezahlen haben würde; daß ich aus meinem in dem Gute ruhenden Vermögen hingegen nur sehr niedrige Prozente einnähme und durch diese Differenz vielleicht Null von Null aufgehen könnte. Nicht wahr, so war doch deine Meinung?"

„Ja," klang wieder des Pfarrers ganze Antwort, bei der er unwillkürlich tiefer Odem schöpfte.

„Darauf sag' ich dir aber, mein lieber Theodor, und zwar

wieder in höchſt nüchternen Zahlen, daß dieſe einmalhundertfünfzigtauſend Gulden zur völligen Bezahlung des Kaufpreiſes, und eine noch weitere, beliebige Summe zum Betriebskapitale ſchon jetzt für mich bereit liegen, aber nicht mit fünf Prozent zu verzinſen, wie du wohl glaubſt, auch nicht mit vier, ja nicht einmal mit drei, nein, nur mit zwei Prozent! Nun, Theodor, was ſagſt du jetzt dazu? Hab' ich dieſen erſten Punkt deiner Beſorgniß dir nun gründlich widerlegt und zu nichte gemacht?"

„Unglaublich!" ſagte der Pfarrer betroffen, aber nur mit noch größerer Sorge. „Eine ſolche Summe, und nur zu zwei Prozent, in unſerer Zeit! Wer aber iſt der Mann, der ſo großmüthig auf ſolch' niedrige Zinſen leiht?"

„Ja, nicht wahr? großmüthig!" fiel Hermann triumphirend ein. „Dieſer Mann iſt es aber auch ſelber durch und durch, mein reichſter und beſter Client, nebenbei mein mir herzlich zugethaner Freund und von jeher mein finanzieller Rathgeber, der Hofbankier Baron von Goldhelm. Mein Gott! wer nach Millionen ſein Vermögen zählt und oft an einem einzigen Tage durch eine geſchickte Spekulation ein ganzes Vermögen gewinnt, was liegt dem im ganzen Jahre an ein paar tauſend Gulden Zinſen mehr oder weniger? Nicht der Mühe werth, nur davon zu reden! Zudem habe ich ſchon ſeit Jahren die größten Prozeſſe für ihn gewonnen, und erſt vorige Woche wieder einen unendlich ſchwierigen mit einem Londoner Bankhauſe, wobei es ſich um die Bagatelle von viermalhunderttauſend Gulden handelte. Kein zweiter Advokat hätte dieſen Sieg ihm leicht zuwege gebracht. Er war wirklich verlegen darum, welches entſprechende Honorar er mir dafür auszahlen ſollte. Ei, da quittire ich ihm eben einfach dieſen niedrigen Zinsfuß als dafür erhaltene Summe. So haben wir's miteinander abgemacht. Und hörſt du, Theodor, unaufkündbar, ſo lange das Haus Goldhelm exiſtirt, erhalte ich das Kapital. Und unter ſolch' unerhört günſtigen Bedingungen ſollte

mir Angst darum sein, mein eigenes Vermögen in dem Gute nicht vortrefflich zu verzinsen? Ich, der ich so lange geübt und gewohnt bin, in meiner anwaltlichen Praxis die verwirrtesten Rechtsfragen klar zu legen und die schwierigsten Vermögensverhältnisse Anderer wieder in Ordnung zu bringen; ich, der ich das erhabene Bewußtsein in mir trage, durch mein nun fünfjähriges Wirken in der Kammer das polizeiliche Chaos eines ganzen Landes zum geordneten Rechtsstaat umgeschaffen zu haben, ich sollte mir die Kraft nicht zutrauen, diese paar tausend Morgen Landes mit Umsicht zu beherrschen und eine wahre Musterwirthschaft darauf zu treiben? Ich soll an der Fähigkeit meines Verstandes zweifeln, in diese mir noch etwas fremde Wissenschaft, deren Hauptsätze im Hirn eines gemeinen Bauern Platz haben, mich gründlich hineinzuarbeiten, wenn ich nur einmal ernstlich will?, Wer schon den höchsten Berg erklommen, der sollte sich vor einem niedrigen Hügel fürchten, oder gar vor ausdauernder Arbeit, vor Sorgen und Mühen? Glaubst du etwa, liebster Freund, man gewinne solche Riesenprozesse, wie ich sie schon geführt, mühe- und sorgenlos? Meinst du, dieser unausgesetzte Verkehr mit den Parteien sei eine Erholung? Dazu mein unermüdetes Wirken und Schaffen in der Kammer, die Parteipflicht meiner Führerrolle, mein Referentenberuf bei den schwierigsten neuen Gesetzen! Wenn solche Arbeit für das Volk oft den ganzen Tag verschlang, wie mußte ich dann die halbe Nacht benützen zur Arbeitszeit für meine Clienten! O ich sage dir, Theodor, ich habe in diesen fünf Jahren gearbeitet, so viel und schwer, daß der Ausdruck „Arbeit" gar nimmer ausreicht. Nein, abgehetzt habe ich mich bei Tag und Nacht oft bis zu solch' fieberhafter Erregtheit, daß ich glaubte, der heiße Kopf müsse mir springen und jeder Nervenstrang zerreißen; und wieder bangte ich davor, daß mir das Denkvermögen schwinde und jedes Glied an mir erlahme, eine solche Erschöpfung war über mich herein-

gebrochen. O ſag' ſelber, Theodor, was iſt gegen ſolche geiſtige Hetzjagd, gegen ſolch' verzehrendes Anſpannen jeder Denk- und Leibeskraft, gegen dieſe ruhelos quälende Sorge für das dem Anwalt anvertraute Recht und Vermögen dritter Perſonen, was iſt gegen das Alles die Arbeit und Sorge des unabhängigen Landwirths auf eigenem Grund und Boden? Ein wahres Kinderſpiel! Was er der Natur von dem Kapitale ſeines Körpers und Geiſtes auszahlt, das gibt ſie ihm doppelt wieder zurück an Kraft und Friſche. Für jede Mühe entſchädigt ſie mit ungekümmerter Freude, für jede fehlgeſchlagene Hoffnung bietet ſie eine erfüllte zum Erſatz, und frühzeitiges Alter iſt in ihrem geſunden Bereich ein unbekanntes Siechthum. Iſt es nicht ſo, Theodor? — Und jetzt ſieh' mich an! Sind das nur neununddreißig Jahre, die ſich in mir ausgeprägt? Nein, um zwanzig fühle ich mich älter geworden in dieſen fünfen. Noch einmal, ich bitte dich, ſieh' mich an, bezeuge mir's, daß ich traurige Wahrheit rede!"

Ungeſtüm faßte er des Pfarrers Hand, der wie eine horchende Bildſäule dageſeſſen und ſo ängſtlich er auch ihm zugehört, doch von allen dieſen ſich überſtürzenden Reden den letzten Sinn, den letzten Ausgang ſich nicht erklären konnte. So war auch ſeine ganze kleinlaute Antwort: „Noch verſtehe ich dich nicht recht, wo du mit dem Allem hinauswillſt. Ich bitte dich, ſprich erſt verſtändlicher!"

„Nun wohl, das will ich," rief Hermann in höchſter Erregtheit. „Umſonſt hab' ich nun in ſchlafloſen Nächten darüber nachgegrübelt, wie ich dieſem langſam aufreibenden Bann meines jetzigen Lebens mich mit einem großen Entſchluß entreißen könne. Mein Abgeordnetenmandat in der Kammer niederlegen? Nein, um keinen Preis der Welt iſt dieſes mir abzukaufen; denn das iſt mein wahrer, mein ſtolzeſter, mein menſchenwürdigſter Beruf, dem jeder meiner beſten Gedanken, jede meiner tiefſten Empfindungen ſo lange angehören und dienen ſoll, ſo lange Geiſt und

Herz in mir lebendig ist. Die Grenzen meiner übergroßen Praxis beschränken? Das vermag ich nicht. So ist es nun einmal. Entweder hat man als Advokat in der Hauptstadt zu viel zu thun, oder zu wenig. Und mich selber zu meinen unfähigen, beschäftigungslosen Collegen herabzuwürdigen, das verbietet mir mein ehrgeiziges Bewußtsein, so viel gelernt zu haben und zu können, um mit vollstem Recht unter Allen der Erste zu sein. Wie also diesen rettenden Ausweg finden? O wie oft hatte ich schon darüber mir den Kopf zerquält!"

„Und sieh', du mein liebster Freund," fuhr er jetzt mit seltsamer Feierlichkeit weiter, da er begeisterten Auges hinausdeutete, „sieh', als ich schon vor acht Tagen in meinem Berufe hier bei dir gewesen, da saß ich in denselben quälenden Gedanken, auf dieser nämlichen Bank, zur selben Morgenstunde, dieweil dein Amt, dich zu einem Kranken gerufen. Die Lerchen wiegten sich wie heute unter des Himmels duftigem Zelt. Mit all' ihrem anmuthverlockenden Blicke sah diese Idylle mich an: mit süßen Wohlgerüchen berauschten mich die Blüthen, in träumerisches Behagen flüsterten die Bäume mich ein, und bis ins tiefste Herz hinein spürte ich heimlichen Zauber wirken. Und da, mein liebster Freund, da hörte ich die Lerchen über mir singen: „Was härmst du dich so? komm hieher zu uns! hier ist Gottes- und Menschenfriede; hörst du nicht, wie wir davon singen?" — Und die Bäume säuselten mir zu: „Du abgehetzter Mann, komm, sieh' die versengende Gluth deines jetzigen Lebens, komm zu uns, unter unserem Schatten werde wieder gesund." Und das alte Schloß drunten, das hörte ich zu mir heraufreden: „Wirf ab, was dich drückt und ängstigt, bei mir kehr' ein als freier Mann, nur deinem Haus und deinem Volke zu leben! Was zauderst du, weil du nur einen bürgerlichen Namen trägst? Die Zeit der alten Wappenschilder ist dahin. Ich hab's an mir erfahren. Doch Geistesadel wird ewig gelten. Komm, komm! als freier Mann auf freiem

Grund und Boden und die Natur dein Herrſcherreich! Das iſt des Menſchenglückes Ideal! Du neuer Ritter auf dem Feld der Ehre und der Wahrheit, ſei mir als Herr willkommen, ſei gegrüßt! . . .“

Hermann war unwillkürlich bei dieſen letzten Sätzen aufgeſtanden. Wie verklärt leuchtete ſein Antlitz in der Morgenſonne. Und als ob die Lerchen droben am Himmel und ringsum die Erde ſein Wort aufs Neue bekräftigen wollten — ſangen die Lerchen jetzt nicht noch viel lauter? Strich der Morgenwind nicht voller durch die Baumkronen und wehte der Duftſtrom nicht ſüßer aus den Sträuchen herauf?

Wie zerſchlagen ſah der ehrliche Pfarrer zu Hermann hinan, und kaum hatte er ſich zu dem fragender Ausruf aufgerafft: „Hermann, verſtehe ich dich recht, du willſt dein Haus verkaufen, deinem Beruf entſagen? Mit alſo gewaltſamer Hand willſt du in dein Schickſal greifen und dieſes neue Glück vom Himmel niederreißen?“ —

Da war dieſer ſchon wieder in neuer geiſtiger Berauſchung ausgebrochen: „Und hörſt du's, Theodor, hörſt du, was die Lerchen ſingen und die Bäume rauſchen? Auch jetzt wieder ruft Himmel und Erde mir zu, nur noch viel mächtiger: „Bleib' hier!“ — Nein, das iſt keine unſelige Verführerſtimme, wie du fürchteſt. Der gute Geiſt meines Schickſals ſpricht zu mir. Darum halte mich Niemand ab, daß ich ihm folge. Und keine Macht der Welt ſoll daran mich hindern. Hier harret mein des Glückes Ideal, nach dem ich bisher umſonſt geſucht und gerungen. Ein freier Mann auf eigenem Grund und Boden, das iſt des Lebens höchſte Weisheit! Die Natur, mein Herz, mein Haus, das ganze Volk, das ſoll allein der Boden meines Wirkens ſein. Und kaufen werd' ich dieſes Gut. Ich will's und kann's — ich muß es haben. So iſt es mein unabänderlicher Wille.“

Mit dunklem Blicke ſah er hinunter auf den von ihm ſo

ſtürmiſch begehrten Edelſitz. Dazwiſchen rief der Pfarrer, ſchmerzlich ergriffen, da er die Arme gegen Himmel hob: „Hermann, mir graut vor deinem Willen.“

Aber die Lerchen jubelten trotz alledem noch immer und ein fröhliches Rauſchen ging durch die Wipfel. Was achtete die Frühlingsnatur auf die weltliche Begehrlichkeit des einen Menſchenherzens und das heilige Grauen des andern?

„Theodor,“ nahm jetzt nach einer Minute peinlichſten Schweigens Hermann, der ſich unterdeſſen wieder ruhig niedergeſetzt, das Wort: „laſſen wir unſer voriges Geſpräch ein für allemal ruhen; denn wir kommen auf unſeren Wegen niemals an daſſelbe Ziel. Du wirſt ſtets neue Gründe gegen meinen Plan ins Feld zu führen wiſſen, aber ich werde mit ſtets neuen Waffen dafür dich zu bekämpfen verſtehen. Und wir werden beide mit vollſter, ehrlicher Ueberzeugung von unſerem Rechte gegen einander ſtreiten, ohne daß Einer von uns zweien ſich als beſiegt wird erklären wollen. Das liegt in der gründlichen Verſchiedenheit unſeres Temperaments und der hiedurch erzeugten Anſchauung des Lebens. Daß wir trotz alledem von unſeren erſten Kinderjahren an bis zur heutigen Stunde einander ſo unzertrennlich treue, zärtliche Freunde geblieben, das zeugt wohl am lauteſten für die tief gehenden, ſtarken Wurzeln unſerer ſeltenen Freundſchaft, wie für deren ſchöne, lautere Menſchlichkeit. Gott ſei davor, daß dieſe Wurzeln jemals Schaden leiden ſollten und der Baum unſerer Liebe auch nur an einem einzigen Zweige zum Verdorren käme! Darum komm, mein Theodor! reich' mir die Hand zum alten Frieden unſerer Herzen! Ich gebe dir hier unter Gottes freiem Himmel das feierliche Zeugniß, daß du mit aller Macht deiner beſorgten Liebe mich abhalten wollteſt von der Ausführung meines Entſchluſſes. Damit beruhige ſich ein- für allemal dein Freundesgewiſſen! Und nun laß mich ſelber handeln, wie die Stimme meines eigenen Herzens mich unwiderſtehlich drängt. Möge ſich nun mein Entſchluß im Laufe

der Zeit als ein guter oder ſchlimmer erweiſen — wer will ſchon heute das Schickſal darüber um Auskunft fragen? — aber du, Theodor, du bleibe mir in guten wie böſen Tagen der alte, treue, der einzige Freund!"

„So wahr Gott mir gnädig ſei!" betheuerte der Pfarrer mit feucht gewordenen Augen, da er Hermanns Hand in wehmüthiger Rührung drückte. „Das will ich und das werd' ich, dein alter, treuer Freund bleiben in guten wie in ſchlimmen Tagen, und fortan ſchweigen, ſchmerzlich ſchweigen, bis du mich vielleicht wieder einmal um Antwort frägſt."

Dann ſtand Pfarrer Faber auf. Er ſehnte ſich nach anderer Luft. Zum erſtenmale in ſeinem ganzen Leben war ihm heut an Hermanns Seite unheimlich geworden.

„Du verzeihſt, lieber Hermann, daß ich dich jetzt verlaſſe. Ich muß die Schule beſuchen. In einer Stunde ſtehe ich wieder zu deiner Verfügung."

„O geh' du nur ganz nach Belieben deinem Berufe nach, lieber Theodor," warf Hermann leicht hin, da er ſich ebenfalls erhob und froh war, nun bald allein zu ſein. „Ich habe zudem auf der Verwaltungskanzlei noch dies und jenes in den Büchern nachzuſehen, und dann möchte ich auch mit dem Förſter noch einmal ganz allein einen Gang durch die Waldung unternehmen, von dem ich erſt zur Mittagszeit heimkehren werde. Um drei Uhr muß ich überdies wieder fortfahren, um noch den Eilzug zu erreichen. Denn morgen früh habe ich daheim wichtige Geſchäfte. Alſo auf Wiederſehen beim Mittageſſen! Und nicht wahr, du biſt ſo gut, auch die Deinigen daheim zu bitten, daß über mein Vorhaben kein Wort mehr geredet werde. Wozu durch unnützen Streit uns die paar Stunden trüben? Behüt' dich Gott! Um ein Uhr ſehen wir uns wieder."

Noch ein gegenſeitiger Händedruck und die beiden Freunde trennten ſich. Hermann ſchritt durch den Hauptweg des Schloß-

gartens hinunter zum Verwaltungshause, der Pfarrer ging sogleich von den Platanen aus die hohle Gasse des Dorfes entlang zur Schule. Welches Gewirre von Gedanken beengte wieder auf diesem Wege sein treues Herz, so daß er zur allgemeinen Verwunderung ganz vergaß, die ehrerbietigen Morgengrüße an manch' offenem Fenster zu erwiedern, und den kleinen Kindern, die wie immer auch jetzt mit freudig ausgestreckten Händen auf ihn zugesprungen kamen, nur in stummer Theilnahmslosigkeit die seinige hinhielt, während er doch sonst für jedes ein freundliches Wort bereit gehabt hatte. Gott! wie viel war ihm jetzt schwer auf die Seele gefallen; vor Allem über Helene, die er als wahres Ideal eines in Verstand wie Gemüth gleich selten begabten Weibes aufs tiefste verehrte! War diese wohl mit Hermanns gewagtem Entschluß einverstanden? Oder war er ihr am Ende gar noch ein Geheimniß? Wenn er nur dieses Eine noch wüßte! Aber nach alle dem, was er Hermann vorhin so feierlich versprochen, durfte er ihn jetzt nicht mehr darum fragen.

Auch beim Mittagstische ward in gezwungener Harmlosigkeit nur von heiteren Erinnerungen aus alten Tagen geredet und dann wieder von Helenen und den treuherzigen Kindern, die Elisabeth und Mutter Moser erst vor ein paar Monaten in der Hauptstadt besucht hatten. Von Hermanns folgenschweren Plänen der nächsten Zukunft verlautete kein Wort. So hatte der Pfarrer die Seinigen bei seiner Heimkehr aufs dringlichste gebeten. Auch als er mit Hermann noch eine Viertelstunde allein gewesen, war kein weiteres Wort über den Gutskauf über seine Lippen gekommen. Er hatte auf jener Bank in der Allee innerlich damit abgeschlossen, denn er kannte Hermanns unerschütterliche Willenskraft von jeher zu gut. — Und bei allem Muth der guten Meinung, bei aller besorgten Freundestreue, nur kein allzu lästiger Warner und Mahner werden, nur keine zudringliche Vormundschaft sich anmaßen und die zarte Grenze achten, an der des geliebten Freundes eigener

Wille schließlich sein Recht zu üben und die eigene Warnung, wenn auch zu noch so schmerzlichem Verstummen, sich zu bescheiden hat — das waren von jeher die fein empfundenen Gesetze in Theodors Freundschaft gewesen und auch in allen Lebenslagen gegen Hermann von ihm ausgeübt worden. So war dem Pfarrer auch jetzt keine andere Wahl geblieben als entsagungsvolles Schweigen und ruhiges Abwarten einer anderen Zeit, in der die Freundschaft, diese meist selbstsuchtslosere und beständigere Schwester der Liebe, ihre opferwillige Mission wieder in beredter That erfüllen durfte.

4.

Der ganze nächste Tag in der Herzogsstadt war für Hermann ein innerlich und äußerlich zu tiefst bewegter. Bald fuhr er zu Goldheim, bald wieder heim, dann wieder zum Notar und aufs Gericht. Keine Viertelstunde lang war er mit Helenen zusammen, und selbst das Mittagessen verlief nur wortkarg. Man sah's dem Hausherrn an, wie froh er war, als er wieder aufstehen und sich entfernen durfte. Unendlich wichtige Geschäfte wegen Görzhausen machten ihn heute ganz unfähig zu jedem anderen Gespräche. So wenigstens hatte er Helenen auf ihre besorgte Frage wegen seiner so auffallend zerstreuten Stimmung geantwortet und sie deßhalb um Verzeihung gebeten. Aber bis zum Abend werde das Alles vorüber sein und sie solle sich dann mit ihm aus ganzer Seele freuen, denn ihnen Beiden werde dann ein neues Leben anbrechen, ein neues Ideal des Glückes auferstehen. Und als Helene, über diese räthselhafte Rede fast noch mehr erschrocken ihn um Aufklärung fragen gewollt, hatte er sie rasch auf die Stirne geküßt und mit dem Ausruf sich von ihr entfernt: „Heut Abend, mein Herz, heut Abend Alles! Bis dahin gedulde dich! Behüte dich Gott!"

Wie ewig lange können ein paar Stunden solch' folternden

Hangens und Bangens werden! Ein neues Ideal des Glückes sollte ihr und Hermann auferstehen! Was lag nicht Alles in diesen wenigen Worten! Und das hatte Hermann im Zusammenhange mit unendlich wichtigen Geschäften wegen Görzhausen gesagt! Aber Gott im Himmel, wie doch nur? Was hatte ihrer Beider Glück doch mit diesem herrenlosen, verganteten Edelsitze zu schaffen? Welch' geheimnißvoller, unerklärlicher Zusammenhang!

Als sie dann, darüber nachsinnend, auf ihrem Zimmer saß, da überkam sie plötzlich eine solch' unheimliche, dunkle Angst über ein noch unbekanntes, großes Unglück, das über ihr Haus hereinbrechen werde, daß sie hätte laut aufweinen mögen. Aber herzensstark wie immer, und sich niemals solch' düsteren Ahnungen furchtsam hingebend, versammelte sie rasch entschlossen ihre lieben drei Kinder um sich; das nun achtjährige Röschen, den bald sechsjährigen Hans, und selbst das Nestquäcklein Rudolf, das erst vor zwei Wintern ins neue Erkerhaus als lebendiges Christkindlein beschеert worden, durfte nicht fehlen. Das talentvolle Töchterchen mußte der Mutter ihr letztes Klavierstück vorspielen. Hans zeigte dem glücklichen Brüderchen zum hundertstenmale in seinem großen Bilderbuche Soldaten und wilde Thiere. Dann erzählte ihnen Helene allen dreien auf allgemeines Verlangen ein paar sinnige Märchen. Wie Raphael'sche Engelbilder saßen sie mit großen Augen horchend vor der Mutter. Und im Frieden dieser unschuldigen Kinderwelt vergaß sie des Sturmes und der Angst in ihrem Mutterherzen.

Ein paar Stunden nachher saß in demselben Zimmer, das solch' harmlosen, lichtäugigen Kinderfrieden umschlossen, der Vater dieser Kleinen, unbändigen Sturm im Herzen und Blick, neben der Mutter, und innerlich zitternd deren Hand erfassend begann er mit bebender Stimme:

„Helene, ich habe dir eine inhaltsschwere, in unser Beider Leben tief eingreifende Nachricht zu bringen, und ich bitte dich, mit

der ganzen Tiefe deiner Liebe, mit all' deiner Klugheit und dem vollen Verſtändniß meiner eigenartigen Natur mich anzuhören. Willſt du das?' Und willſt du, fern von jeder kleinlichen Angſt, aus ganzer, großer Seele dich mit mir freuen?"

„Gewiß, Hermann! wie ſollte ich das nicht wollen, wenn ich nur kann und darf?" entgegnete Helene erſchrockenen Herzens. „Aber dein ganzer Ton macht mich viel eher fürchten. Ach, mein Liebſter! was haſt du mir doch mit einemmale ſo Großes zu ſagen, das du bis zu dieſer Stunde mir verſchweigen konnteſt? O rede, rede! Meine ganze Seele hört dir zu."

„Helene," fuhr Hermann ergriffen weiter, „wenn ich an all' das zurückdenke, was wir uns einſt in unſerer ſeligen Brautzeit einander verſprochen; wenn ich das Ideal mir vor Augen halte, das wir uns in jenen glücklichen Träumen von unſerer Liebe und unſerem Hauſe geſchaffen, ſo beſchleicht mich tiefe Scham vor dir, und die Reue treibt mir herbe Thränen ins Auge, denn du haſt hundertmal mehr mir gehalten und erfüllt, als du mir damals gelobt. Aber ich, ich ſelber, ich bin —"

Da nahm der innere Sturm ihm die Stimme und er preßte die Fauſt krampfhaft ans Herz.

„O was denn, Hermann?" kam Helene ſeiner zögernden Rede zu Hilfe. „Was ſtockſt du: ich bin? — Nun ja, du biſt mir geblieben ein allezeit treuer Mann! Zier und Stolz biſt du deinem ganzen Lande geworden und auch mir wie deinem Hauſe. O, was hat dich doch ſo plötzlich überkommen, daß du mit einemmale ſo ſeltſam zu mir redeſt und dich vor mir anklagen willſt?"

Und ſie ſah mit dem ganzen Himmel ihrer milden Augen beſänftigend in ſein düſter umwölktes Antlitz. Aber der verhaltene Sturm brach trotz alledem jetzt in ſeinem Herzen los.

„Nein, Helene! Deine Großmuth redet nur halbe Wahrheit, aber mein Herz ſagt mir die ganze. Nein, ich bin dir nicht geworden der Mann, wie ich dir's einſt gelobt. Unſeres Hauſes

Ideal, das wir so wunderschön uns ausgemalt, ich hab' es wieder entstellt. In den Frieden unseres Glückes habe ich voll Eitelkeit die laute, herzlose Welt hereingezogen. Mit den Reizen deines Leibes und deiner Seele, die nur mir allein gehören sollten, hab' ich vor falschen Freunden geprahlt und sie zu sündigem Neide gereizt. Die frommen Gewohnheiten deiner tiefen Weiblichkeit hab' ich mit den Verirrungen meines Weltsinnes durchkreuzend gestört; ja, selbst in unserer Kinder Paradies den frommen Aufenthalt dir verkürzt und verkümmert und ich selber bin darin nur mit abgehetztem Herzen wie ein Träumender umhergewandelt."

„O Helene, was frommt es mir, daß ich abertausend-Fremden Zier und Stolz geworden, da ich so oft deines einzigen Herzens Trauer war? Was soll mir der Jubel eines ganzen Landes, da du im Stillen oft über mich weinen mußtest? Und wie soll ich stolz darauf sein, daß ich das Glück des Volkes auf festen Säulen aufgebaut, da ich meines eigenen Hauses Bau darüber in Trümmer sinken ließ? Aber ich schwöre dir: jetzt soll Alles anders werden; denn ach, wie fühle ich mein Herz verödet und zerrissen! Wie am Morgen nach einem berauschenden Mummenschanz, da noch im Saale die abgebrannten Kerzen in den Tag hineinflackern, da noch die Becher ungeordnet umherliegen und zwischen abgefallenen Larven das Saitenspiel verstimmt am Boden liegt, so fühle ich jetzt das Innere meines Lebens. Aber noch einmal — beim allwissenden Gott! es soll jetzt anders werden! Wieder von Neuem will ich unserer Brautzeit Träume mit dir durchträumen, aber sie jetzt Wahrheit werden lassen. Einholen will ich unserer Liebe und unseres Hauses versäumtes Glück. Aus dem krankmachenden Dunste dieser Stadt will ich dich wegführen in ein verborgenes, urgesundes Eden. Die treulosen Menschen will ich mit dir fliehen und an das große Herz der heiligen Natur mich flüchten. Dort soll dein schönes Frauenleben wie eine frische Frühlingsblume wieder aufblühen und mein Herz, mein Haus,

unserer Kinder fromme Welt durchduften. Dort will ich dir heimzahlen die Riesenschuld an Opfern, die ich bisher, so schlecht vergeltend, von dir hingenommen. — In anderen, ehrwürdigen Hallen will ich die Harfe unseres Glückes wieder aufhängen, die mir hier die Hand der Welt so arg verstimmt, und singen soll sie uns von unseren alten, glücklichen Tagen, nur von der Lerchen Frühlingsjubel, nur von grüner Wipfel und goldener Aehren Rauschen oder des ewigen Himmels Stimm begleitet. — Darum fort von hier in andere Luft! — Komm mit mir nach Görzhausen! . . . ."

„Görzhausen?" schrie jetzt Helene hinaus, die bisher wie von einem Zauber gebannt ihn angestarrt. Aber gedankenschnell hatte sie all' ihre Angst wieder bewältigt, und sie that an Hermann die einzige, mit schmerzvoller Ruhe gesprochene Frage:

„Was sollen wir dort?"

„Was wir dort sollen, Helene?" erwiederte Hermann, von dem Tone dieser Frage verwirrt. „Dort wohnen und wirken auf unserem neuen Eigenthum. Ich verlasse meine hiesige Stellung; denn sie reibt mich auf. Und wozu? Ob ein tüchtiger Advokat mehr oder weniger auf der Welt lebt, was liegt daran? Zehn andere streiten sich darum, mich wieder zu ersetzen. Aber meine Gesundheit, meine Geisteskraft fürs ganze Volk, mein Glück in dir und meinem Hause, wer ersetzt mir diese allerhöchsten Güter, wenn sie hier zu Grunde gehen? Und das würden sie unfehlbar; ich aber muß sie retten. Darum will ich und muß ich fort von hier."

Und sie bei beiden Händen dann erfassend, brach er in den tiefen Ausruf aus: „Und du, Helene, du gehst freudig mit mir, als mein treues, liebesmuthiges, als mein großes Weib! Das hoff' ich und das weiß ich." —

Es sind nun nahezu zehn Jahre verflossen, da waren an einem Spätherbstabend zur selben Stunde Hermann und Helene

im alten Erkerhauſe beiſammengeſeſſen. Er war erſt kurz von ſeinem Beſuche bei Goldhelm heimgekehrt mit ſeiner erſten unbezwinglichen Sehnſucht, die einfache Vaterſtadt, die ihm unerträglich geworden, zu verlaſſen und in die herzogliche Reſidenz überzuſiedeln. Verſetze dich in jenen Abend zurück, lieber Begleiter! — Die liebreiche, kluge Mutter Roſalie, nachdem ſie ihr gramvolles Herz vor dem Sohn in ſorgenſchweren Worten ausgeſchüttet, war eben hinausgegangen, um es nun auch vollends auszuweinen. Und nun hatte ſich Helenens große Frauenſeele begeiſtert aufgeſchwungen mit den liebesſtarken Worten: „Nein, du biſt kein alltäglicher Mann, aber ich will auch kein alltägliches Weib dir werden; weiblich allezeit, aber weibiſch nie und nimmer! Und jetzt ziehe aus dieſes ſtillen Hauſes friedlichem Hafen hinaus! Ich ſteige mit dir zugleich in den Nachen, als dein liebesmuthiges, gottvertrauendes Weib. Ans Steuer meiner Treue ſetze ich mich nieder, und kein Sturm ſoll mich erſchrecken:

Denn unſres Glückes ſichres Boot,
Von heiterm Wimpel ſtets umflogen,
Führt unſre Treue als Pilot;
Das ſagen dir die Meereswogen.“

Und Hermann hatte dann ausgerufen: „O du, mein herrliches Weib!“ — Dann war ſie ihm ans Herz geſunken mit der ganzen Gluth ihrer frommen Liebe und hatte ſeinen Mund mit ihren reinen Küſſen bedeckt.

So war es damals. Und jetzt, da dieſes ruheloſe, nach Menſchenglück jagende Herz auch aus dem neuen Erkerhaus in der Herzogsſtadt ſich wieder hinausſehnt, da Hermann wiederum auf Helenens Treue, Liebesmuth und Seelengröße gezählt und gehofft — wie war es jetzt?

Schon eine Viertelſtunde lang wiederholte Hermann auf Helenens beſorgte, weitere Fragen Alles mit demſelben Feuer unbewußter Selbſttäuſchung, womit er Tags zuvor ſeinen Freund

unter den Platanen des Görzhausener Schloßgartens für seinen Entschluß vergeblich zu gewinnen versucht. Von demselben günstigen Anlehen bei Goldheim, von seiner felsenfesten Ueberzeugung, sein Vermögen in diesem neuen Besitze gefahrlos anzulegen und ein musterhafter Landwirth zu werden, von dem daraus strömenden Segen für seinen Leib und Geist, für das Glück seines Hauses wie für sein freies Wirken als Volksvertreter — von alle dem quoll sein Herz und Mund in trunkenen Worten wiederholt jetzt über. Nun war er zu Ende gekommen. Und sank Helene jetzt wieder überwunden ihm ans Herz, den beredten Mund mit ihren Küssen bedeckend, und rief er jetzt wieder? „O du mein herrliches Weib!“ —

Nein, diesmal nicht. Denn zu viel, allzuviel lag in den Jahren, die zwischen jenem anderen Abend im alten Erkerhaus und diesem heutigen in dem neuen lagen. Nein, kein einziges jener Worte entrang sich jetzt ihrem schwergepreßten Herzen. In der ganzen inneren Größe ihrer Weiblichkeit stand sie vor ihm da und sie sah ihn an mit solch' tiefblickenden Augen, daß er das seinige niederschlug.

„Hermann, es steht in Gottes Wort geschrieben: das Weib sei dem Manne unterthan! Der Himmel und mein Gewissen bezeugen mir's, ich habe dieses göttliche Gebot an dir befolgt, wie treuer und williger kein Weib auf Erden. Als es zuerst dein Wille gewesen, den Frieden und die Einfalt deines alten Vaterhauses zu verlassen, mit keinem mißmuthigen Worte, mit keiner weibischen Klage habe ich daran dich gehindert. Ich habe danach gerungen, zu der Höhe deines genialen Geistes als dein nicht unwürdiges Weib mich aufzuschwingen. In die Tiefe deiner Sehnsucht nach anderem Leben bin ich mit meinem Herzen hinabgestiegen, um das Geheimniß für deine volle Beglückung zu ergründen. Und zu meinem Gott und Heiland habe ich um die Gnade gebetet, daß er mich ausrüsten wolle mit solch' reichem Schatz an

opferfreudiger Liebe, an mitberathender, stützender Weisheit und beharrlichem Gottvertrauen, daß es meinem Herzen nie an einer einzigen jener kostbaren Münzen fehle, mit denen die Frau das Glück des Mannes vom Leben erkaufen kann. — Mit solchem Liebesreichthum bin ich dir hieher gefolgt als dein gehorsames Weib, obwohl ich schmerzlich ahnte, was ich selber verlassen und verlieren, und was ich zum Ersatze finden würde. Doch davon jetzt kein Wort, kein Vorwurf, keine Klage! Du selber fühlst es. Es ist vorüber; und nimmer rühme sich meine Liebe dessen, was sie in diesen Jahren hier an dir gethan und thun gemußt, weil es eben Liebe war und ich dein Weib."

„Aber, mein liebster Hermann, wenn ich auch jetzt wie dazumal widerstandslos dir folgen würde, wenn ich auch für diese deine neue Sehnsucht nur Worte begeisterter Zustimmung fände, jetzt wäre es nimmer weiblichen Gehorsams heilige Liebesmacht, nein, jetzt wäre es weibische Schwäche, die keinen Platz in meinem Herzen hat."

„O sänke jetzt auch nur ein Strahl von Hoffnung in meine Seele, daß dort in Görzhausen dein ruheloses Herz zur Ruhe käme und du das volle Glück endlich fändest, das ich vergeblich dir zu erringen gesucht, bei Gott, ich zöge mit dir fort und sei es übers Weltmeer, in das fernste fremde Land oder in das armseligste Dorf, wohin nur immer! Ach, auch das Leben hier war mir ja bis heut eine Fremde geblieben und mein Abschied kostete mich keine Thränen. Nähme ich doch überall mit hin, was mir wirklich und einzig am Herzen liegt, dich, unsere Kinder, meinen Frieden und meinen Willen, dich zu einem wahrhaft glücklichen Manne zu machen! — Und, o wie leicht gründe ich mir anderswo ein glänzenderes, freieres Haus, als dieses hier, das nur nach außen gleißt und jubelt, und innerlich so freud- und glanzlos ist."

Hermann hatte bis jetzt mit gesenktem Haupt ihr zugehört. Der heftigste innere Kampf sprach aus jedem Zuge seines Gesichtes. Noch hatte er Helenen nicht Alles gesagt, das ihn jetzt

drückte und quälte. Und er ſprang auf und unterbrach ihre Rede ſtürmiſch:

„Aber, Helene, wie kannſt du noch alſo zu mir reden, noch alſo zweifeln und zagen? Habe ich dir vorhin nicht ſchon ſelber geſtanden, mit welch' heißem Schmerz ich's empfand, meine Liebe dir hier ſo ſchlecht gelohnt zu haben, und mit welch' noch viel heißerer Sehnſucht ich danach ſchmachte, an einem andern Ort und in einem andern Leben dir wieder Alles vergeſſen und verſchmerzen zu machen, was ich in thörichter Verblendung an unſeres Hauſes Ideal geſündigt? Was willſt du noch mehr von mir verlangen als ſolche Erkenntniß, ſolche Reue und ſolchen Vorſatz, und wie magſt du noch daran zweifeln, daß es mir heiliger Ernſt iſt?"

Und mit dunklem Auge die Hand himmelwärts hebend ſagte er mit vor tiefſter Erregung gedämpfter Stimme: „Ich bin ein Mann, Helene!"

Aber der heilige Muth ihrer großen Frauenliebe ſchreckte auch vor dieſem Mannesworte nicht zurück. Und ſie ſprach mit aus dem tiefſten Herzen heraufklingendem Tone:

„Ja Hermann, das biſt du! ein Mann vom Scheitel bis zur Sohle! Ein ganzer Mann, ſo männlich wie nur einer. Was Hohes, Edles und Heiliges in der Menſchenbruſt lebt, in der deinigen iſt es daheim. Des Mannesgeiſtes himmliſche Begabung, ſie hat ſich über den deinigen verſchwenderiſch ausgegoſſen. Von keinem untreuen Gedanken weiß dein Gattenherz. Heuchelei und gemeine Denkart, falſche Hinterliſt und gewaltthätiges Unrecht, ſie haben keinen ärgeren Feind als dich, und umſonſt ſucht die Wahrheit nach einem beredteren Verkünder, nach einem Ritter, der für ſie noch muthiger einſteht, als du. Ja wahrhaftig, du biſt ein echt deutſcher Mann in jedem Tropfen deines Blutes."

„Aber Hermann — Wahrheit über Alles, wie ich dieſen Spruch ſo oft von dir gehört und in deinen Thaten erlebt — du biſt auch ein echter Sohn deiner Zeit, ruhelos wie dieſe ſelber!

Maßlos sind deine Wünsche, ohne Schranken im Vorwärtsstürmen. Luftigem Trugbilde, das dich aus weiter Ferne verlockt, dem jagst du nach mit ungezügeltem Drang und du verachtest des Glückes festen Boden. Das große, göttliche Gesetz der inneren Demuth ist für dich wie deine ganze Zeit veraltet; und weise Selbstbeschränkung ist dir eine unbekannte Tugend, so unbekannt wie auch ihr Lohn, ein stets in sich beglücktes, in sich zufriedenes Leben."

„O Hermann, du sagst, du schmachtest danach, unseres Hauses einstiges Ideal in seinem vollen Glanze wieder herzustellen! O thu' es, thu' es für mich und dich und deine Kinder! Aber hier, wo Gott, wo dein Beruf dich hingestellt, hier allein fang' an und nirgends anders! Wer des Hauses Glück zu schaffen versteht, der kann es überall, und wer es nicht versteht, vermag es nirgends. O darum beschwöre ich dich, mein Liebster, hier sieht dein Haus, hier, übe deine Kunst und bring' es darin zur Meisterschaft! Hier lerne das Räthsel lösen, deines Berufes freudige Ausübung und das Beglücken deines Hauses miteinander zu versöhnen. Im dichtesten Gewühl der großen Stadt kann das Ideal des Hauses Wahrheit werden und in paradiesischer Einsamkeit nur ein leeres Trugbild sein. Denn nicht die Mauern sind es, die des Hauses Glück begründen, aber unsere Herzen; nicht die äußere Welt, nur unsere innere. Und glaube mir: gibst du alle die Stunden mir und deinem Hause wieder, die du bisher an fremde Gäste verschwendet, dir bleibt wahrhaftig genug der Zeit zur Arbeit wie zur Ruhe, für dich und uns, für deine Clienten und das ganze Land. Aber fängst du damit an, den dir vom Leben aufgetragenen Beruf als lästiges Joch von dir abzuwerfen und in ein dir fremdes Wirken einzutreten, zu dem die größte aller Tugenden dir fehlt, die ruhig ausharrende Geduld — o Hermann, glaube meiner Warnung: dann ist dein edler Vorsatz, dir ein neues Haus zu gründen, schon dahin, bevor du begonnen, und auch dein neues Ideal des Glückes wird in Schaum zerrinnen, wie unser altes. Hier bleibe, Her-

mann, hier in deinem Berufe! Hier bleibe, was der Welt du bist! doch uns werd' ein Anderer als Jener, der du deinem Hause warst! Das ist die einzige Weisheit, die Gott und das Leben von dir fordert."

„Helene, ich kann nicht, ich muß fort, mein Leben ist zu krank, nur die Natur kann mich wieder heilen," rief Hermann wie sinnlos und brütete vor sich hin.

Aber auch dieser Aufschrei brachte sie nicht aus der erhabenen Stimmung ihrer heiligen Furcht um Hermanns wahrhaftiges Heil und sie erwiederte:

„Nun gut, Hermann! so sage ich dir: hättest du im Sinn, ein bürgerliches Gut zu kaufen, und du wolltest trotz all' meiner Warnungen unabänderlich auf deinem Willen bestehen, ich würde endlich dazu sagen: in Gottes Namen! Aber daß es eines alten, adeligen Geschlechtes Stammgut ist, nach dessen Besitz es dich so mächtig verlockt, daß du deine braven, ehrlichen, bescheidenen, bürgerlichen Vorfahren im selben Ahnensaale aufhängen willst, darin die Bilder eines vielhundertjährigen Adelsgeschlechtes ihre natürliche Heimath fanden; daß es dich zuletzt auch noch reizt, vielleicht die Adelskrone in dein bürgerliches Wappen einzusetzen; daß du mit solch' unersättlicher Leidenschaft über den Kreis dich hinaus hebst, in den das Leben dich gestellt, und du als echter Sohn deiner Zeit dir's nicht willst genügen lassen, das zu bleiben, wozu du geboren und erzogen — o Hermann, darin ruht ein solch' gefährlicher Stolz geborgen, ein so verhängnißvoller Fall, der dem Uebermuth auf der Ferse folgt — —"

„Genug, Helene!" schrie Hermann jetzt dazwischen. „Deine Mahnung kommt zu spät. Mein Name und meine Ehre ist bereits verpfändet. Ich habe heute den Kaufbrief unterschrieben."

Wie vom Blitze getroffen sank Helene auf das Ruhebett nieder. Gewaltsam stürzten ihre Thränen hervor.

„Und das hast du mir verschweigen können?"

„Ich fürchtete mich vor deinem Widerspruch," antwortete er dumpf, ohne sie anzusehen. „Aber nein, nein bei Gott, dieses Schweigen war nicht recht! O kannst du mir's verzeihen?"

Voll Scham und Reue stand Hermann vor ihr da. Welches gegenseitige Schweigen! Dann aber trocknete sie die strömenden Thränen, reichte ihm die Hand und sagte mit dem mildesten Tone, dessen ihr Herz nur fähig war:

„O Hermann! kennst du des großen Apostels Wort? „Die Liebe ist langmüthig und freundlich und eifert nicht; sie verträgt Alles, sie hofft Alles, sie duldet Alles." — Hermann! Gottlob, ich habe diese Liebe. — Du sagst, dein Name sei bereits verpfändet! Nun wohl, dann ist es auch der meine; denn wer will deine Ehre von der meinen trennen? — Du sagtest mir vorhin: Ich bin ein Mann, Helene! — Darauf sage ich dir: und ich, Hermann, ich bin ein Weib; dein Weib bin ich; und als solches, wie ich's dir immer war und ewig bleiben werde, ziehe ich mit dir nach Görzhausen. Sei ruhig! Ich will es auch werden. Komm an mein Herz! Versöhne dich!" —

Mit sanftem Arme zog sie ihn neben sich an ihre Brust. Dann legte sie die Hand auf sein brennendes Haupt und wie lindernder Balsam träufelten ihre frommen Worte in sein verwundetes Herz:

„Gottes Friede sei mit uns und unserem ganzen Hause!"

Zehnter Abschnitt.

Schutt und Aufbau.

I.

Der Auszug Salomons.

1.

Nicht leicht hatte ein Familienereigniß in der Herzogestadt die Zungen eifriger in Bewegung gesetzt, als der Alle gleich überraschende Entschluß des Doctor Hermann Stark, seiner Advokatur, der unbedingt bedeutendsten und einträglichsten im ganzen Lande zu entsagen und sich nach dem vormals freiherrlichen Edelsitze Görzhausen als Gutsherr zurückzuziehen.

Soviel der Neid, dieser schwarze Schatten fremden Glückes, nun an Hermanns makellosem Namen wieder trüben konnte, that er zur Genüge. Ward das jetzt ein geschäftiges Gefläster und Gemunkel über die mit einemmal so verdächtig gewordenen Vermögensverhältnisse des neuen Gutsherrn! Wie verstand man's, ihm auf tausend Gulden nachzurechnen, wieviel Vermögen er wohl hieher schon mitgebracht und bei seinem großen Aufwand noch aus seiner Praxis dazu könne erworben haben! Und da man gehört, daß der ganze Kaufpreis von zweimalhundertfünfzig tausend Gulden baar ausbezahlt worden, ohne daß auch das Geheimniß

der Goldhelm'ſchen Hypothek verrathen worden war — heiſa, hatte da die uralte, herz- und ehrloſe Megäre „Verleumdung“ all' ihre edeln Verehrer zu tollen, wüſten Tanzgelagen geladen! Und der dabei unter den Tänzern und andern Muſikanten vorderhand noch unſichtbar die „erſte Geige“ ſpielte, das war wieder Volkmann. Nun, wer möchte es dieſem zu arg verübeln? Der glaubte doch zu ſeinem nimmermüden Haß einen gerechten Grund zu haben. Wie viel ſchmählicher war es drum von ſo vielen Andern, die im nun verkauften glänzenden Erkerhauſe das Licht ihres Schmarotzergenies oft am hellſten leuchten gelaſſen, daß nun auch dieſe edeln Freundesſeelen pflichtſchuldigſt auf ſolch heimlichen Orgien der Lüge erſchienen, und in ehrverketzerndem Jubel den Becher der Gemeinheit auf die Verdächtigung ihres vormaligen Gaſtfreundes ausleerten! Selbſt das männerſchändende Laſter des Beſtochenſeins hatte ſich zuletzt als geſpenſtiger Gaſt eingefunden, und ziſchelte von einem geheimen Vertrag zwiſchen Doctor Stark und dem Herzog, wodurch der Führer der Liberalconſervativen ſich um netto hunderttauſend Gulden heimlich verpflichtet habe, allmälig wieder in reactionäre Bahnen einzulenken. Und hatte er nicht wirklich, noch kurz vor ſeinem Weggzug, gegen einen demokratiſch gefärbten Antrag die Partei der Regierung ergriffen? Wie glaubwürdig erſchien da dies herzogliche Judasgeld, mit dem er den theuern Edelſitz noch vollends ausbezahlte! — O du Ehre meines Helden, wie war dir's da ergangen, wie einem ſtrahlenden Ritterſchild, den freche Bubenhände über Nacht mit ekelm Schmutze beſudeln!

Aber auch von den wenigen wahrhaften Freunden Hermanns, die mit Entrüſtung von dieſen Verdächtigungen ſich abgewendet, war nicht ein einziger, der dieſen der ganzen Stadt unbegreiflichen Schritt gebilligt hätte. Keiner Menſchenſeele, außer Goldhelm und den Vertretern der Görz'ſchen Gantmaſſe hatte Doctor Stark auch nur ein andeutendes Wort zuvor verlauten laſſen,

Niemand um guten Rath gebeten. Seine täglichen Gesellschafter wie die ihm fremdesten erfuhren das Geheimniß seines Entschlusses gleichmäßig nur als unabänderliche Thatsache. Das allein paßte zu seiner Natur: etwas in sich wollen und sogleich auch eigenmächtig durchführen, ohne jedes Befragen eines Dritten, und sei es der treueste Freund, ja selbst die eigene Frau. — Wie begreiflich daher, daß auch edlere, neidlose Freunde überall verstimmt wurden, und mit sehr gerechten Bedenken den berühmten Advokaten aus seiner ergiebigen „Goldgrube" auf das zweifelhafte Feld seines jetzigen Wirkens übersiedeln sahen.

Ja, seltsam, sogar der Mann, dessen großmüthiges Darlehen zu nur zwei Prozent dem frühern Advocaten die Ausführung dieses gewagten Entschlusses erst recht ermöglicht, selbst dieser war in seinem innersten Gefühl dagegen gestimmt. Wenn er auch dem Doctor Stark gegenüber, vor dessen bezwingendem Redefeuer er von jeher gar bald die Waffen gestreckt, das Wort: „gefährlicher Stolz" nicht über die Lippen zu bringen sich getraut, so hatte doch sein ganzes Herz keinen andern Gedanken fassen können, als Hermann ihn mit dem Geheimniß seines Vorhabens überrumpelt. Wie indessen oft eine einzige schwache Minute ein ganzes Menschenschicksal entscheidet, so war es auch hier geschehen. Statt daß der Hofbankier mit offenem Mannesmuth abgerathen hätte, war er nach nur wenigen schüchternen Einreden der überwältigenden Begeisterung sofort unterlegen, mit welcher Doctor Stark ihm von dieser allerletzten Sehnsucht seines Lebens vorgeschwärmt. Durch den siegreichen Ausgang des großartigen Londoner Wechselprocesses seinem Anwalt ohnedem aufs Neue schwer verpflichtet, war es ihm gegen die Natur gegangen, durch ängstliches Abrathen den Verdacht zu erwecken, als wolle er damit nur die Verweigerung des erbetenen Kapitals bemänteln. Und so hatte Goldhelms Hand eingeschlagen, so schmerzlich auch sein Freundesherz sich dagegen gesträubt. Damit er jedoch wo

möglich jeden Vorwurf am allenfallſigen Mißlingen von Hermanns überkühnen Hoffnungen von ſich abwälze, hatte der weichherzige Baron, dem dieſer ſeltene Mann wunderſam ans Herz gewachſen war, darauf beſtanden, nur zu dem beiſpiellos niedrigen Zinsfuß von zwei Prozent das Hypothekkapital auf Görzhauſen zu beſtellen. Und Hermann hinwiederum, der bloß an landesübliche Zinſen zuvor gedacht, war zur Annahme dieſer Vergünſtigung nur dadurch zu bewegen geweſen, daß das noch außenſtehende Honorar wegen des Londoner Rieſenprozeſſes dadurch als ausbezahlt gelten ſollte, wie er das Alles ſchon vorher ſeinem Freund Theodor, freilich nur ſehr oberflächlich, erzählt hatte.

Als Doctor Stark nach der ſo unglaublich ſchnellen, glücklichen Vereinigung dieſes hochwichtigen Geſchäfts das Arbeitskabinet des Hofbankiers verlaſſen, da war ihm ſein Leben plötzlich wieder vorgekommen, als ſei's ein Schiff, das im Morgenſonnenglanz mit neu geſchwellten Segeln und einem neuen goldenen Glücksſtern im flatternden Wimpel in die hohe See aller irdiſchen Befriedigung hinaustreibe. Das war wieder einmal dieſelbe trunkene Stimmung, darin er einſt am Abend ſeiner Brautfahrt im alten Haidehof geſeſſen und mit geſchloſſenen Augen dem Spiele Helenens gelauſcht, da dies zum erſtenmal ihm das ſeltſame Lied erzählt: „Was die Meereswogen ſagen.“

Unterdeſſen war der Hofbankier mit in die Hand geſtütztem Kopf an ſeinem Arbeitstiſche geſeſſen, und hatte wehmüthig vor ſich hingeſprochen:

„Menſchenglück! Märchen, nichts als Märchen! Die Jugend allein iſt Glück, die Jugend und ihre Täuſchung. Darum ruhig da drinnen, du glückarmes Herz! du ſollſt mir kein anderes mehr beneiden. Sie ſind alle nicht viel beſſer daran, wie du ſelber. Nur die Art und das Mehr oder Weniger iſt verſchieden. Hat es doch der einzige Menſch, den ich einſt auf Gottes weiter Welt dafür gehalten und der es hätte ſein können, auch nicht ver-

standen, glücklich zu bleiben. Geht mir weg mit allem Glück! Menschenleben und Glück, wie zwei Feinde hassen sie sich, ob stärker oder schwächer, ob früh oder spät. Nur die Jugend ist Glück, so lange sie noch an Märchen glaubt."

Als dann kurze Zeit darauf die Bitte des Doctor Stark um Enthebung von seiner Advokatur dem Herzog zur Genehmigung vorgelegt worden, hatte dieser es nur mit umwölkter Stirn über sich gebracht, den Antrag des Justizministers zu unterschreiben. War Hermann Stark seit jener geheimen Audienz dem Herzog auch persönlich fern stehen geblieben, und hatte er an Einladungen zu Hofe niemals anders als in corpore mit dem versammelten Landtag Theil genommen, weil nach beiderseitigem sehr richtigen Gefühl das Gegentheil mit der freien Stellung eines liberalen Abgeordneten sich nicht wohl vertragen hätte, so war die wohlwollende Theilnahme des Landesherrn doch seit jenem denkwürdigen Abend auch dem Privatleben Hermanns stets unbemerkt zur Seite gestanden. Der ungewöhnliche Aufwand, den das Stark'sche Haus in seinem gesellschaftlichen Verkehr oft zum Gerede der ganzen Stadt entfaltet, hatte nicht selten in dem herzoglichen Herzen schmerzliche Vergleiche hervorgerufen zwischen dem schönen Maß in seinen politischen Grundsätzen und der maßlosen Uebersättigung, an der dessen bürgerliches Leben unverkennbar erkrankt darniedergelegen. Trotzdem war er aber niemals des großen Segens aus jener Unterredung dankbar uneingedenk geworden. Der Doctor Hermann Stark blieb ihm innerlich allzeit nahe stehen. Und wenn er dessen fünfjähriges parlamentarisches Wirken vor seinem Fürstengeiste prüfend vorüberziehen gelassen, so hatte auch dieses einen solch' wahrhaften Einklang mit den Worten jener Audienz bewährt, daß die tiefe Hochachtung des Herzogs vor dem Abgeordneten niemals auch nur um einen Gedanken verringert worden war. Gedachte der Fürst dann noch obendrein der unverbrüchlichen Mannestreue, mit der Hermann ohne Zweifel sein

damaliges Gelöbniß zum Geheimhalten jener Audienz bis heute gehalten, so war es wohl nur sehr erklärlich gewesen, daß unter den Wenigen, die aus bester Meinung den gewagten Schritt des neuen Burgherrn von Görzhausen aufrichtig bedauert, und für dessen Zukunft in Sorge gewesen, auch der edle Landesherr in erster Reihe gezählt und darum nur mit zögernder Hand den Verzicht des Advokaten Stark unterzeichnet hatte.

So war durch den Wegzug Hermanns die ganze Stadt in allen Kreisen beschäftigt und Freundes- wie Feindesgerede seinethalb rege geworden.

Als aber ein paar Wochen später der alte, einsame Jude, Salomon Baruch, aus dem Goldhelm'schen Palais in die schmutzige Judengasse übersiedelte, wer kümmerte sich in der adeligen wie bürgerlichen Welt darum? Wer wußte überhaupt davon? Und doch, war das für die ganze Stadt ein hochwichtiger, verhängnißvoller Umzug!

Wie war das gekommen? Hatte ihm nicht das Testament des seligen Moses Mendel für Lebenszeit die Wohnung im Hause des Sohnes gesichert? Wer wechselte da nur aus Laune oder zum Vergnügen seine irdische Wohnung, außer mit der allerletzten unter der Erde? — Was war da vorgegangen?

Die Baronin Melanie von Goldhelm lag eines Morgens 1858 wieder einmal auf der Causeuse, und hielt die qualmende Cigarette zierlich hinaus. So oft auch ihre nobeln Passionen gewechselt, dem Ausgestrecktliegen und dem süßen Arom des Tabaks hatte sie niemals ihre Huld entzogen, so wenig wie dem würzigen Mokkatrank, der mit der Cigarette fast noch ein wenig inniger vermählt war, als sie selber mit ihrem Isidor. Doch an diesem Frühlingsmorgen, von dem ich eben erzähle, stand auch ihr Herr und Gemahl in besonders zärtlicher Gunst bei Melanie. Das war immer der Fall, wenn sie Ursache hatte, eine unangenehme Erinnerung in ihm vergessen und seine gutmüthige Schwäche

aufs Neue ihrer Verschwendung geneigt zu machen. Diesmal that das besonders noth. Waren sie doch vor acht Tagen in so gewaltigem Streite wie noch nie aufeinander gestoßen! Zehntausend baare Gulden hatte seine eheliche Großmuth wieder einmal für sie bezahlen sollen. Und er sträubte sich um so hartnäckiger gegen diese Zumuthung, als die stolze Frau Gemahlin gar nicht recht nachweisen konnte, wozu sie diese Summe brauche. Hingegen waren durch anonyme Briefe über Melanie's eheliche Treue in dem tiefgekränkten Baron gar starke Zweifel erregt worden. Diesmal hatte er aber nicht nur zu dem Mittel der strengsten Demüthigung seine Zuflucht genommen und jede weitere Auszahlung an sie seinen Kassabeamten streng untersagt; nicht nur volle acht Tage hatte er's über sein weiches Herz vermocht, seinen zürnenden Befehl aufrecht zu erhalten und die stumme Rolle des Schwerbeleidigten zu spielen, sondern noch obendrein in tiefstem Geheimniß alle Vorbereitungen zu einer baldigen Ehescheidung eingeleitet.

Zu alle dem hatte ihn der flehentliche Rath des alten Salomon Baruch gedrängt, bei dem Isidor wieder Trost und Hilfe gesucht im Jammer seines verwundeten Herzens. Ebenso war es der alte Jude gewesen, der durch seine Kundschafter in der Judengasse dem sauberen Liebeshandel der Baronin auf die Spur gekommen war mit einem verkommenen Abenteurer von einem sehr guten, alten, französischen Namen, der erst am Roulettetische in Homburg und Baden-Baden in nicht immer redlichem Spiele Jahre lang sich umhergetrieben, dann in dieser Herzogsstadt als Elegant der feinsten Weltformen sich in die ersten Kreise eingedrängt, und selbst zum Herzogshofe den Zutritt frech erschwindelt hatte. Daß darum auch die geniale Baronin Melanie, die von jeher für alles Außergewöhnliche und Mysteriöse eine mächtige Passion hegte, den interessanten Ausländer mit offenen Armen in ihren Salons willkommen geheißen, bedarf wohl keiner besonderen Versicherung. Kurz, der äußerst weltgewandte, aber sehr unedle

Ritter Don Juan machte bald die höchst erwünschte Entdeckung, daß die noch immer ziemlich schöne Baronin außerordentlich gut bei Kasse sei, er hingegen sehr schlecht — und „das Andere verschweig' ich, doch weiß es die Welt," singt Figaro. Auch dir, lieber Begleiter, möge diese leise Andeutung genügen. Und so wollen wir lieber die beiden Ehegatten in ihrem interessanten Morgengespräche jetzt belauschen.

„Lieber, guter Isidor," sagte die Baronin zu ihrem wieder völlig ausgesöhnten Herrn und Gemahl, dessen Hand ihre Linke zärtlich umfaßte, während ihre Rechte die Cigarette in die glänzende Muschel auf dem Marmortische legte; und nebenbei gesagt: sie bediente sich bei diesem schlangenglatten Gespräche ausschließlich der französischen Sprache, die ihr hiezu instinktmäßig viel besser taugte als das ehrliche Deutsch. Also sie sagte mit einschmeichelnden Blicken und weichster Stimme, die beide ihre Wirkung an Isidors Herzen nicht verfehlten:

„O siehst du denn jetzt auch so recht ein, wie lieblos hart du wieder einmal gegen mich gewesen und mit welch' schwerem Unrecht du mich Unschuldige angeklagt hattest? Sag', bester Mann, thut dir das alles denn jetzt aufrichtig leid, bereust du's gründlich und kann ich endlich einmal auf deinen festen Vorsatz bauen, daß ich nie, nie mehr eine ähnliche Kränkung von dir erleben werde?"

„Aber meine theuerste Melanie," erwiederte Isidor demüthig mit niedergeschlagenen Augen und ebenfalls in französischer Sprache, „was redest du doch noch immer von dieser unglückseligen Geschichte? So laß sie doch endlich einmal ruhen! Ich habe dir ja gestern die volle Summe, die du verlangt, bezahlt. Und von der schmählichen Anschuldigung, die ich in der ersten Bestürzung gegen dich ausgesprochen, glaub' ich ja jetzt selber kein einziges Wort mehr. Ich weiß es ja: nur weil der Chevalier ein so exquisit feines Französisch spricht, hast du dich für ihn interessirt

und du kanntest ja gar nicht seine üble Vergangenheit. O diese arglistigen Menschen mit ihren bösen Zungen! Wie hat ihr Stachel dir und mir so weh gethan! Aber jetzt, mein bestes Herz, nicht wahr, jetzt redest du auch kein Wort mehr davon, und du willst nicht immer unsere Freude der Versöhnung wieder verbittern? O nicht wahr, kein Wort mehr?"

Mit falschem Schlangenarm umschlang sie jetzt den schwachen Mann und ihr Mund zischelte weiter:

„O nur noch eine einzige Frage, liebster Isidor! diese mußt du mir beantworten, denn eher kommt mein Herz nicht zur Ruhe, bis ich darüber im Klaren bin. Diese Antwort verlange ich von dir als Unterpfand deiner Liebe und unseres Friedens. Um der Ehre unseres Hauses, um unserer Kinder willen verweigere sie mir nicht!"

„Und wie heißt diese Frage?" erwiederte der Hofbankier voll ängstlicher Spannung.

Die Baronin setzte sich nun völlig aufrecht und sagte mit der ganzen Energie ihres Wesens: „Isidor, wer hat dir dieses schimpfliche Märchen mit dem Chevalier ins Ohr geraunt? Wer hat dir den unheilvollen Rath gegeben, dich von mir scheiden zu lassen, die ich dir eine allezeit treue Frau und deinen Kindern eine ebenso gute Mutter gewesen? Wer war dieser Dämon? Denn das kam nicht aus deinem Herzen."

Wie da der Baron sich furchtsam mit Ausreden hin und her gewunden, da er den ganzen Schwerpunkt auf den einen anonymen Brief zu legen versuchte und nur sich selber als den Urheber des Scheidungsentschlusses hinstellen wollte!

Aber sie drängte nur noch entschlossener: „Nein, Isidor, mit diesen Ausflüchten befriedigest du mich nicht. Ich kenne dein edles, weiches, friedensbedürftiges Herz zu gut. Nur die Reue über deinen harten, unedlen Entschluß, nur diese kommt aus dir selber. Aber der Gedanke zu der That, die du gegen mich vorgehabt, der kam aus einem fremden, aus einem völlig lieblosen,

in Selbstsucht ganz verhärteten Herzen. Isidor, bei deiner Mannesehre, bei deiner Liebe zu mir, wer gab dir diesen teuflischen Rath? Ich kann nimmer leben, wenn ich den Namen nicht erfahre, und zu spät wirst du's vor meiner Leiche bereuen, daß du ihn mir verschweigen konntest."

„Zu spät vor meiner Leiche!" war dieses Wort ein Donnerschlag, der den armen Baron fast um die Besinnung brachte! Zitternd faßte er sie bei beiden Händen und rief — aber mit einemmale jetzt wieder in seiner Muttersprache, da seine Angst ihn auf alles Französische vergessen ließ: „Gerechter Gott! Melanie! was machst du mir für Sachen? Was redest du mir von deiner Leiche? Ich will dir's ja sagen, will Alles sagen. Aber du mußt mir schwören beim ewigen Gott, daß du's nicht weiter willst ausplaudern dem Mann, den ich dir jetzt will beim Namen nennen, und der mir gerathen hat, zu thun, was ich wieder bereut, weil ich dir großes Unrecht gethan. Hörst du, das mußt du mir erst schwören! Denn so wahr ein Gott im Himmel lebt, der Mann hat's mit mir gut gemeint und meint es noch heute, und ich und du und unser ganzes Haus, wir verdanken ihm viel, unendlich viel, daß man's gar nicht kann sagen. O du gütiger Gott!"

„Nun also, wer war's?" fiel Melanie jetzt drohend ihm in die Rede und richtete sich auf.

Und Isidor zitterte wohl wie Espenlaub im Herbstwind. Aber doch hatte er so viel Muth, noch einmal die Forderung herauszustottern: „Erst mußt du mir's schwören, Melanie, daß du's nicht ausplauderst, was ich dir jetzt will sagen."

„Gut, so schwör' ich's," rief sie mit gleichgiltig erhobener Hand. „Und nun, wer war's?"

Aber hatte er jetzt auch ihre schwörende Hand gesehen und ihren Eid vernommen, es kam ihm doch gar tiefe Scham, daß er diesen Namen jetzt sagte, und vor sich hinstarrend flüsterte er kaum hörbar: „Der Salomon war's!" — Dann gab es ihm einen

Stich mitten durchs Herz, wie von einem ſpitzigen Meſſer. Das Blut ſchoß ihm ſiedheiß ins Geſicht und das Auge quoll ihm über.

Als Iſidors völliger, aber erheuchelter Gegenſatz lachte die Baronin geringſchätzend vor ſich hin: „Der Salomon? pah der! der alte imbecile Jude! Dacht' ich doch Wunder wer anders! Und für dieſen hatteſt du mich jetzt auch noch ſchwören laſſen! Ma foi, mon cher! das war ſehr unnöthig. Du wirſt doch nicht etwa denken, daß ich mich mit dieſem in eine Converſation einließe? Ich hab' ihn ja lange Jahre nicht einmal recht geſehen, wie viel weniger geſprochen. Mich choquirt jetzt nur mein Eifer, der mich ſo ganz aus aller Contenance gebracht. Eh bien! und damit iſt die Sache gut. Bon soir, mon cher! Ich werde zur Erholung ein wenig mit Melanie ſpazieren reiten, denn ich bin ſehr echauffirt und bedarf friſcher Luft. Adieu, cher Isidor!“

„Adieu, Mélanie!“ ſagte der Baron mit unterdrücktem Seufzer und ſtand wie eine Bildſäule da, von dieſem wieder ſo kalten Tone ins tiefſte Herz getroffen.

Noch ein gegenſeitiger, ceremonieller Kuß auf die Stirn, und eine Viertelſtunde danach trabten zwei ſtolze Amazonen auf koſtbarem Vollblut über den Schloßplatz. Ein Jokey, der in himmelblauem, mit Goldborten verziertem Rock nachfolgte, ſagte jedem Bewohner der Herzogsſtadt ſchon von weitem, daß die zwei Reiterinnen die beiden emancipirten Goldhelms ſeien, Melanie senior und junior. —

Zu gleicher Zeit kehrte die um ein Jahr jüngere Tochter Gabriele gerade ſo ſtill und beſcheiden aus der Frühmeſſe zu Fuße heim, als ihre Schweſter prunkend an ihr vorübergeritten war, die nebſt der Mutter deren freundlichen Gruß faſt von oben herab vornehm erwiedert hatte. Die Scheidung dieſer beiden, innerlich und äußerlich ſo unähnlichen Schweſtern, die ſich ſchon in früheſter Jugend in der ausſchließlichen Hinneigung von Melanie zur gleichartigen Mutter und von Gabriele zu dem, wenn

auch ſchwachen, ſo doch edlen und gutherzigen Vater geoffenbart, war im Laufe der Zeit im Goldhelm'ſchen Hauſe ſo ſtark hervorgetreten, daß die Baronin eigentlich nur von Melanie und Iſidor von Gabriele als einer Tochter reden konnte. Und ſaßen ſie auch alle vier an der gleichen Mittagstafel wie am gemeinſamen, abendlichen Theetiſch, in den Herzen waren ſie dennoch eine in zwei Hälften ſtreng geſchiedene Familie oder vielmehr deren verneinender Gegenſatz.

Ebenſo ungleichartig hatten ſich auch die ſonſtigen Neigungen dieſer zwei Schweſtern im Laufe der Zeit ausgebildet, und jede ging ihren eigenen Weg nach ihrer ganz verſchiedenen Lebensanſchauung. Melanie hatte ſich als Ebenbild und verhätſchelter Liebling der Mutter zur eitlen, prunk- und genußſüchtigen, aber dabei dennoch herzenskalten Kokette in allen jenen feinen Künſten vervollkommnet, deren Anlage ſchon auf den Kinderbällen ſo ſtark in ihr hervorgetreten. Es war ihr nur darum zu thun, der allſeits umworbene Abgott der höheren Männerwelt zu ſein, und ſie achtete den ſteten, prickelnden Reiz dieſes Bewußtſeins viel höher, als in bräutlicher Liebe einem Einzigen für immer ihr Herz zu ſchenken. Im geraden Gegenſatze hatte ſich Gabrielens Leben vor dem inneren Unglücke der Eltern immer ſcheuer und ſchmerzlicher in ſich zurückgezogen. Und ihre von Natur aus liebesbedürftige, tieffühlende Seele war in der Liebesleere ihres Hauſes immer ſehnſüchtiger zu dem Bronnen der ewigen Liebe hingetreten, um mit des Glaubens ſtarkem Arme den Goldeimer göttlicher Gnade heraufzuwinden, um daran ihr eigenes Herz zu laben und zu ſtärken und täglich aufs Neue ihr unſeliges Haus fürbittend mit dieſem himmliſchen Lebensquell zu beſprengen, reinigend und ſühnend.

Hätte ſie der innerſten Sehnſucht ihres Herzens folgen mögen, ſo wäre ſie am allerliebſten aus ihrem prunkenden Palaſt in irgend ein abgeſchiedenes Krankenhaus geflohen, um freiwillig jeder

Weltfreude entsagend und nur dem Gebet und der Barmherzigkeit lebend für Mutter und Schwester den Schatz himmlischer Vergebung und Erleuchtung zu erringen, den diese Beiden wohl nimmer aus eigener Willenskraft erworben hätten. Aber die andere fromme Macht der Kindesliebe hielt sie bei dem armen Vater zurück. Es wollte ihr als ein noch viel gottgefälligerer und auch doppelt schwerer Beruf ihrer Frömmigkeit erscheinen, in der Welt zu bleiben und doch nicht für sie zu leben, für Mutter und Schwester zu beten und zu büßen und doch den Vater nicht zu verlassen. Und so war sie eine barmherzige Schwester, eine betende Klosterfrau inmitten der großen Welt geworden und doch dem Vater eine liebende, tröstende Tochter geblieben. Darum hielt sie sich von all' den Vergnügungen fern, denen sich Mädchen ihres Alters und Standes hingeben. Ihr liebster Erholungsort war die Kirche, ihre liebste Gesellschaft die der Armen und Kranken; und vor Allem dem Vater ein gutes, tröstendes Kind zu sein, war ihre liebste Aufgabe. Wenn darum Mutter und Schwester sie gewöhnlich eine überspannte Närrin schalten, oder sie gar beschuldigten, daß sie nur aus heuchlerischer Eitelkeit ein solch' einfaches, zurückgezogenes Leben führe, um von sich in der Stadt reden und sich interessant zu machen, so that jede dieser herzensrohen Beschuldigungen ein ganz gleiches Unrecht ihr an, als wenn falsche, in Flitter gefaßte Perlen sich über eine echte, unverzierte lustig machen wollten.

Hatte Schwester Melanie mit ihrem sehr reichen Monatsgelde fast niemals für die glänzende Toilette gereicht, und nach dem Beispiele der Mutter sehr bald die Kunst des Schuldenmachens erlernt nebst der andern, die Bezahlung der Mehrausgaben vom Vater zur rechten Zeit immer wieder abzuschmeicheln, so begnügte sich die von Herzen demüthige Gabriele mit dem wohlfeilsten Anzuge, so einfach, als sie ihn nur, ohne dadurch sich auffallend bemerklich zu machen, in ihrem Stande tragen

konnte. Die ganze übrige Summe ihres bedeutenden Nadelgeldes reichte sie mit verborgener Hand verschämten Hausarmen, und in gar mancher Krankenstube der ärmsten Gassen erschien sie unversehens und sorgte für Feuer und Licht wie kräftigende Kost mit demselben Gelde, das Schwester Melanie auf Bällen und Soiréen verschwendet, um die Reize ihrer kalten Schönheit möglichst verführerisch zur Schau zu stellen und doch dabei, innerlich frierend, an wahrem Herzensglück Hunger zu leiden.

Du begreifst daher, lieber Begleiter, welch' warmer Sonnenstrahl nach dem vorigen kalten Abschied den Hofbankier wieder überkam, als Gabriele vorhin aus der Kirche heimkehrte und, ganz glückselig über des Vaters Botschaft von der erfolgten Aussöhnung mit der Mutter, plaudernd eine Stunde lang Hand in Hand an seiner Seite saß. Hatte sie doch den festen, frommen Glauben, daß der also wiederhergestellte, aber in der That leider nur erheuchelte Friede einzig und allein die Frucht ihres inständigen, kindlichen Gebetes gewesen! Und wie hätte er sie in dieser rührenden Zuversicht etwa beirren wollen?

Davon, daß er den alten Salomon vorhin so schwachherzig verrathen, getraute sich der Vater kein Wort zu ihr zu sagen. Er fühlte zu tief, daß Gabriele ihn deßhalb gerade nicht besonders loben würde. Denn wenn sie auch durch die eigenthümlichen Verhältnisse in ihrem Hause dem alten Juden fast völlig ferne stand, so konnte sie doch, eine so begeisterte Katholikin sie auch war, eine gewisse Ehrfurcht nie von sich ferne halten, wenn sie diese alttestamentarische Greisengestalt dann und wann erblickte. Und daß er in ihrem christlichen Hause ein solch' strenggläubiger, formenstarrer Hebräer geblieben, in diesem Judenglauben dünkte ihrem Herzen ein hundertmal werthvollerer Inhalt von wahrer Gottesfurcht zu liegen, als in dem todten Scheinglauben ihrer namenschristlichen Mutter und Schwester, den diese Sonn- und Feiertags in der vornehmen Elfuhrmesse der Mode und Toilette

halber in den vordersten Bänken der Aristokratie zur eitlen Schau trugen.

Am andern Morgen wollte der Hofbankier in seiner Eigenschaft als Präsident des Verwaltungsraths jener großen Spinnerei wieder einmal nach Hermanns Vaterstadt abreisen. Er hatte wohl mehrere Tage dort zu thun, hätte indessen sein Geschäft auch noch ganz gut um eine Woche verschieben können. Aber der reuevolle Vorwurf, den alten Salomon, seinen und seines Hauses treuesten Freund, in schwachem Augenblicke vor seiner Frau verrathen zu haben, drückte so schmerzlich auf sein weiches und dankbares Gemüth, daß ihm die Gelegenheit, dem Salomon ein paar Tage aus den Augen zu kommen, zu erwünscht kam, um sie nicht sofort zu benützen. So verweilte er auch am Vorabende seiner Abreise nur ganz flüchtig bei dem alten Juden, und so sehr er auch glaubte, den Ausdruck seines Gesichtes in der Gewalt zu haben und völlige Unbefangenheit darauf abspiegeln zu lassen, der scharfe Adlerblick des Alten, der ruhig im Stuhle sitzen blieb, merkte indessen doch, daß es mit dieser gezwungen heitern Miene Isidors nicht recht geheuer sei. Ohne langes Besinnen oder Umherreden nahm Salomon des Hofbankiers Hand, sah ihm scharf ins Gesicht und raunte dann ihm zu:

„Isidor, dein Gesicht gefällt mir nicht! Du hältst vor mir mit was hinterm Berg. Gesteh's: sie hat dich wieder herumgekriegt! Sag' ich Lüge oder sag' ich Wahrheit?"

Als dann der Hofbankier seinem gleichsam väterlichen Vertrauten die erfolgte Aussöhnung flüchtig und befangen eingestanden, richtete der Salomon sich höher auf in seinem Stuhle, da er zugleich Isidors Hand mit verächtlicher Geberde losließ und seinen ganzen Spott jetzt über ihn ausgoß.

„So, so! hm, hm! ausgesöhnt hast du dich wieder? Na, was es mir auch kann verschlagen! Ist sie doch deine Frau und nicht die meine, Gott sei Lob und Dank! Und mußt doch du

mit ihr leben und nicht ich, und noch einmal: Gott ſei Lob und Dank! Aber Eines bitt' ich mir jetzt aus, nur Eines, Iſidor, und das heißt: daß du mich willſt von nun an in Ruhe laſſen alle Tage meines Lebens von wegen deiner Frau. Laß dich von ihr an der Naſe herumführen, laß dir Hörner aufſetzen und die Haut ziehen überm Kopf! Laß dich ſchelten von ihr und kratzen und beißen, laß dich betrügen von ihr und den letzten Gulden aus der Taſche ſtehlen! Schlag' einen Purzelbaum vor lauter Plaiſir über deiner Frau, oder hock' dich in den Winkel und grein' über ihr! Nur komm nimmer zu mir, verſchon' mich mit deinem Lamento und frag' nimmer den alten Salomon, was er ſoll dir rathen. Ich weiß von nun an gar nimmer, daß du nur verheirathet biſt. Ei du biſt auch gar nicht ein verheiratheter Mann! Sie hat dich, aber du haſt nicht ſie! Unterm Pantoffel hat ſie dich, und in der Taſche ſteckt ſie dich. Aber du, wo haſt du ſie? In deiner Geldkaſſe haſt du ſie, darin ſie ſich's wohl ſein läßt, wie die Maus im Mehlkaſten. Und damit fertig: Frag' mich ſo viel du willſt übers Geſchäft, ich will dir Antwort geben bei Tag und bei Nacht. Aber mit deinem Herzen, Iſidor, laß mich in Ruhe! O ich hab' auch ein Herz, und Gott der Gerechte weiß, es iſt nicht von Stein und es iſt keines von den ganz ſchlechten. Aber dein Herz, wie heißt? das iſt gar kein Herz, das iſt ein Herz, das Einen nur zornig macht. Und jetzt ſag': haſt du noch was fürs Geſchäft mit mir zu reden, kann ich dir noch was ſagen und rathen für deine Reiſe? So frag' mich, ich werde dir Antwort geben."

„Nein, nichts hab' ich zu fragen, gar nichts," ſagte der Hofbankier kaum hörbar; dann drückte er Salomons Hand und ſchamroth verließ er haſtig die Stube, deren Luft ihm allen Odem nahm.

Hätte der Alte auch noch Iſidors Verrath geahnt, wie wäre da ſein Zorn erſt losgebrochen! O wie klug war es doch von

Iſidor geweſen, daß er die Baronin zuvor noch ſchwören gelaſſen, über Alles zu ſchweigen! — Und auch noch vor der Abreiſe am andern Morgen drängte den Hofbankier eine unheimliche Angſt, ſeine theure Ehehälfte noch einmal an dieſen Schwur zu mahnen. Erſt durch ihr nochmaliges Verſprechen beruhigt, wobei ſie indeſſen wiederholt die ganze Sache als lächerliche Bagatelle behandelte, reiste Iſidor ab. —

Baronin Melanie kam des andern Tages vor dem Diner um drei Uhr von ihrem gewohnten Ausritt mit der Lieblingstochter heim. Ohne das Reitkleid zu wechſeln und die Gerte aus der Hand zu legen, trat ſie in ihr Zimmer, klingelte dem Kammerdiener und befahl ihm, den jüngſten Buchhalter, der in beſonderer Gnade ſtand, heraufzurufen. Dieſen hieß ſie ſodann nach dem Hinterhauſe zu Salomon Baruch gehen, den ſie dringend bitten laſſe, auf einen Augenblick zu ihr herüber zu kommen, da ſo eben von ihrem Mann ein äußerſt wichtiges Telegramm eingetroffen ſei, und ſie ohne Verzug mit Salomon zu reden habe.

„Zu Salomon, dem alten Juden, ſoll ich gehen?“ ſagte naſerümpfend der etwas ſtolze, modiſche Comptoirheld. „Ich? wär' es doch das erſtemal. Gnädige Frau machen wohl Spaß mit mir.“

„Gehen Sie, ſag' ich, und führen Sie meinen Befehl pünktlich aus!“ herrſchte ſie ihn unmuthig an. „Sie werden es ſonſt zu bereuen haben!“

Das junge Herrchen trat beleidigt ab. Unterdeſſen ſchlug die Baronin mit der Reitgerte in der Luft umher und legte ſich Alles innerlich zurecht. Ihr Schwur? — Je nun, abgeſehen von dem Unſinn eines gezwungenen Schwurs, was hatte ſie denn auch geſchworen? Daß ſie Iſidors Verrath dem Salomon nicht ausplaudern wollte. Nun ja, dieſen Wortlaut kann man ja befolgen. Und das Andere, was ſie jetzt vorhatte, iſt ihre Sache, ihr völlig freier Wille, daran ſie Niemand hindern kann. Alſo, der Jude komme nur!

Unterdessen trat drüben im Hinterhofe der junge Buchhalter, ohne erst anzuklopfen, in Salomons Stube. Dieser saß eben in tiefstes Rechnen versunken und schob den grünen Schirm von den Augen. Als er den Eingetretenen sah, that er einen gar großen Blick höchsten Staunens und fragte mit stolzester Kälte: „Was treten Sie so keck da zu mir herein? Was wollen Sie von mir?“

„Der Herr Salomon möchte zur Frau Baronin herüberkommen; es sei so eben ein Telegramm vom gnädigen Herrn angelangt, ein gar wichtiges, hat die Frau Baronin gesagt, und sie habe mit Ihnen dringend zu reden.“

Aber der Alte rührte sich kaum auf seinem ledernen Armstuhl, nickte bloß ein wenig mit dem weißen Kopf und rieb die mageren Hände.

„So so, ein Telegramm gekommen, ein gar wichtiges; hm, hm! na ja, so bringen Sie mir's herüber! will's lesen und dann sagen, was zu thun ist.“

„Aber die Frau Baronin läßt den Herrn Salomon dringend bitten, selber herüberzukommen, da sie sich mit Ihnen erst besprechen müsse.“

„Mit mir besprechen? die Frau Baronin mit dem alten Juden? Ei, ei, was sind das für Sachen! Na ja, so sagen Sie der Frau Baronin: ich bin zu Haus; sie kann mit mir reden.“

„Aber Herr Salomon, die Frau Baronin wird doch nicht zu Ihnen kommen sollen? das wäre ja die verkehrte Welt,“ sagte der Buchhalter spitzig.

„Verkehrte Welt? wie heißt — verkehrte Welt? Hör' mir Einer den Schwätzer an,“ rief der Jude und richtete sich zürnend auf. „Muß nicht auch der Baron kommen zu mir? Wann bin ich noch einmal gegangen hinüber zu ihm? Was mögen Sie plaudern von verkehrter Welt, Sie Gelbschnabel! Ist der Baron nicht zu vornehm, zu mir zu kommen alle Tage, was will sie zu vornehm sein, zu mir zu kommen nur ein einzigesmal? Und ist meine

Stube dem Baron gut genug, was soll sie ihr sein zu schlecht? Will ich was von ihr? oder will sie was von mir? Wer muß da kommen zum Andern? Und kurz und gut, wenn die Frau Baronin was will reden mit mir, so bin ich zu Hause. Und jetzt gehen Sie fort, denn ich hab' noch zu arbeiten und hass' unnützes Geplauder."

Ohne den verblüfften Elegant nurmehr anzusehen, schob Salomon wieder den Schirm vor die Augen und las in dem Handelsbuche rechnend weiter, als ob er ganz allein wäre. Mit einem verächtlichen Seitenblick auf den Juden entfernte sich dieser und bis zum Zimmer der Baronin hinüber machte sein Zorn über die so kläglich ausgefallene Botschaft in lauten Ausbrüchen sich Luft.

Aber schon nach zehn Minuten ward ein anderer Abgesandter zu Salomon hinüberbeordert, und diesmal der ehrwürdige Comptoirveteran Herr Körner. Die Baronin hatte mit schlauer Berechnung jetzt gerade diesen zu ihrer wiederholten Botschaft ausgesendet, weil sie wußte, daß er mit Salomon auf ziemlich freundschaftlichem Fuße stand, während sie erst jetzt einsah, wie unklug ihr vorlauter erster Bote gewählt gewesen, der wohl nur durch ungeschicktes oder gar verletzendes Benehmen den Juden zu solcher Halsstarrigkeit gestimmt haben mochte.

Als der Salomon an seiner Thüre jetzt klopfen hörte, fuhr er unwillig auf: „Na, hat man denn heute gar keine Ruhe und kommt der Zieraffe schon wieder? Aber diesmal klopft er doch an. Hat er doch schon Respekt gekriegt!" Und zornig rief er. „Herein!" Aber schon der Anblick dieses alten Herrn, den er nicht erwartet, beschwichtigte seine Erregtheit und sichtlich beruhigt rief er ihm zu, da er sich auf dem Stuhle gegen ihn umdrehte: „Ah, der Herr Körner! Kommen Sie auch einmal zu dem alten Salomon? Freut mich, freut mich; sind ein braver, ehrlicher Mann; bin Ihnen gut, Herr Körner, weil auch Sie immer so freundlich sind mit mir. Aber weiß schon, was Sie mir sollen

ſagen. Thut mir leid, bei Gott leid, Herr Körner. Kann ich doch auch zu Ihnen nicht ſagen Ja, wo ich zum Andern hab' Nein geſagt! Die Baronin ſoll kommen zu mir, hier auf meiner Judenſtube ſoll ſie kommen; hab' nichts zu ſchaffen drüben bei ihr. Aber wir zwei wollen deßhalb doch gut miteinander bleiben. Geben Sie mir Ihre Hand, Herr Körner! Setzen Sie ſich ein wenig! freut mich, weiß Gott, ſehr, daß ich Sie bei mir ſehe. Setzen Sie ſich!"

Und der greiſe Buchhalter gab dem noch älteren Baruch die Hand und ſetzte ſich dann neben ihn. Wie darauf der ehrliche Diener ihn dann immer dringender bat, doch zur Baronin herüberzukommen, weil unendlich viel für das finanzielle Wohl des ganzen Bankhauſes von dieſer Beſprechung abhänge, wie ihm ſeine Herrin wirklich vorgeheuchelt und er auch ehrlich geglaubt; und wie er endlich auf Salomons wiederholte Weigerung in ihm die Angſt erregt, daß am Ende Hunderttauſende während des Barons Abweſenheit verloren gehen könnten, wenn er dieſe Beſprechung hartnäckig verweigere; und er möge um ſeines Herren willen deßhalb demüthig ſein — ha, wie da der alte Jude in ſtreitenden Gefühlen ſeinen langen Bart nach allen Seiten zerrieben und wie ſein graues Auge mit unheimlichem Glanze hin- und wiedergeſchoſſen! Aber endlich war doch ſeine Liebe zu Iſidor als dem Sohne des Juden Moſes Mendel, und die Angſt für das Geſchäft, ſtärker als all' ſein Haß gegen die Baronin, und er ſprang vom Stuhle mit dem gellenden Aufſchrei:

„Na ja, ich komme hinüber, aber nur für ihn und nicht für ſie. Gerechter Gott! Herr Körner, was thun Sie mir jetzt weh, was haben Sie aus mir gemacht einen alten, ſchwachen Mann! O meinen Bart möcht' ich mir ausreißen, daß ich hinübergehe! Aber ich muß doch hinüber; denn kein Thaler darf verloren gehen, wenn ich ihn kann retten, und kein Geſchäft darf bleiben ungemacht, wo ich hätte ſagen können, es ſolle gemacht werden.

Also gut, so gehen Sie voraus, Herr Körner! Der alte Salomon kommt nach. Aber unser Herrgott weiß, daß mir die Füße dabei weh thun, als ging' ich auf glühenden Kohlen." —

Eine halbe Stunde später stand Salomon vor der Baronin Goldhelm in ihrem Boudoir. Es war das allererstemal in ihrer nun zweiundzwanzigjährigen Ehe. Sie saß in einem Sammtfauteuil, noch immer mit der Reitgerte spielend. Der Salomon durchbohrte sie mit scharfen Augen, mit verächtlich stolzer Miene an seinem Barte krauend, da er den ohnedem vom Alter krummen Rücken kaum leise beugte.

„Frau Baronin wünschen mit mir zu reden von wegen einem wichtigen Telegramm? Nun ja, da bin ich. Um des Geschäftes willen bin ich herüber gekommen. Also, was wünscht man von mir zu wissen?"

Und mit flammenden Augen lehnte sich die Baronin zurück und lachte den Juden mit bitterster Verachtung an:

„Zu wissen von dir wünsch' ich gar nichts. Ich wollte dir jetzt nur sagen, was ich zwanzig Jahre dir verschwiegen, daß du ein boshafter, unverschämter, schäbiger alter Jude bist! . . . ."

„Gott Abrahams!" — schrie da der Salomon hinaus, daß es durch das ganze Haus gellte, und mit aufgehobenen Fäusten stand er vor ihr da, sprachlos vor wildem Zorn; an allen Nerven zitternd.

Zu gleicher Zeit traten zwei Lakaien herein und nahmen an der Flügelthüre Stellung.

„Und ich wollte dir jetzt nur sagen," fuhr die Baronin nun erst recht furchtlos weiter, „daß du ein Schandfleck bist in der Ehre meines Hauses, ein stinkendes Giftkraut, ein Pestgeruch, ein — ein — — o hinaus mit dir, schmutziger Schacherjude, hinaus, wohin du gehörst, in deine Judengasse! Du Schmach und Unheil meines Hauses, du, du — —"

Da nahm der Zorn ihr die Stimme. Alle weiteren Beschimpfungen blieben ihr in der Kehle stecken.

Und Salomon Baruch? Was that und sagte jetzt der?

Der war mit einemmale geworden wie ein steinernes Bild; denn Alles war ihm klar. Isidor hatte ihn verrathen! — Die welken Hände legte er zusammen, den krummen Rücken beugte er unterwürfig tief herab und sagte unheimlich ruhig wie mit drohender Geisterstimme, dabei er leise den Zeigefinger erhob:

„In die Judengasse! — Ja, beim ewigen Gott und dem Geiste des seligen Moses Mendel, nach dessen Testament ich hier wohnen soll bis an mein Sterben, in die Judengasse! Dahin geh' ich noch heut Abend, und keines Menschen Auge soll je mich lebend in diesem Hause wieder sehen. Fort in die Judengasse! — Leben Sie wohl und bleiben Sie glücklich!" — Noch nickte er ihr zu mit einem unbeschreiblichen Lächeln, darin fürchterliche Schadenfreude grinste. Dann schlich er an den zwei Dienern, die ihn verblüfft anstarrten, hinaus und hinüber zum Hinterhause, zum unverweilten Auszug in die Judengasse.

Wie er ihren Augen entschwunden war, rann ihr ein eiskalter Schauer durch alle Glieder. Warum doch? Gelang ihr Plan nicht hundertmal leichter als sie gedacht? Und hatte sein Abschied nicht gelautet: „Leben Sie wohl und bleiben Sie glücklich?" — Aber dieses fürchterliche Lächeln dazu! . . .

„Hinaus mit euch!" herrschte sie noch die beiden Diener an. Dann bog sie sich zurück, von unheimlicher Angst durchzittert, und drückte die Augen zu. Aber jenes grinsende Lächeln sah sie noch immer.

Mit anbrechendem Abend stieg Salomon Baruch aus seinem Hinterhause herunter in den Hof. Nur ein Kästchen trug er unter dem Arme. Darin lag in guten Papieren sein erspartes Vermögen. Aber seine Judenmagd, die Sara, blieb in ihrer Kammer als Wächterin zurück, bis am andern Tage die drei Zimmer völlig geräumt werden sollten. Als der Alte dann durch den Hausflur ans große Thor wankte, stand Gabriele an der

Marmortreppe zwiſchen den zwei fackelhaltenden Genien. Sie wußte von einem ehrlichen alten Diener bereits Alles und mit ſeiner kundſchaftenden Hilfe hatte ſie voll Angſt den Augenblick erſpäht, um dem Salomon noch ein kummervolles Lebewohl zu ſagen und ſeinen Groll zu verſöhnen. Als der Jude jetzt gegen ſie herantrat, rannen ihr zwei große Thränen über die Wangen, ſie reichte ihm furchtſam die liebe Hand und flüſterte ihm voll tiefſten Mitleids zu:

„Ach, alter, treuer Salomon! daß du nun alſo von uns fortziehen mußt! Wie jammerſt du mich! O verzeih' der armen Mutter um meinetwillen! Denn ich bin ja ſchuldlos an Allem und habe dich immer im Stillen lieb gehabt. Ach leb' wohl und fluch' uns nicht!“

Und der alte Jude ſchüttelte gerührt den Kopf und ſagte: „Dir nicht, du gutes, frommes Kind, dir fluch' ich nicht. Gott ſegne dich!“ —

Dann küßte er noch inbrünſtig Gabrielens Hand und ſchritt mit feuchten Augen hinaus.

Als er dann vor dem Thore draußen noch einmal zu dem ſtolzen Palaſte hinanſchaute, ſtand ihre Schweſter Melanie am Fenſter und lachte ſpöttiſch auf den Juden herunter; dann zog ſie ſich zurück.

Aber er ſelber blieb noch eine Weile ſtehen, ob auch ſolch' Staubwolken über den Schloßplatz hinfegten, daß dieſer menſchenleer war wie mitten in der Nacht. Und als ob jetzt erſt der volle Schmerz und Zorn in ſeinem Herzen anſchwölle, rief er in den Sturm hinaus:

„Gottes Fluch komm' über dich, du gottloſes Haus, das du mich in meinen alten Tagen hinausgeſtoßen wie einen räudigen Hund! Erlahmen ſoll mir die Hand, wenn ich je wieder rühren ſoll nur einen Finger für dieſes Haus. Und im Leibe ſoll mir mein Herz verbrennen, wenn es je was Andres ſoll verſpüren

als Zorn und Schadenfreude für diese gottlose, verworfene Frau. Mein ganzes Leben hab' ich mich abgequält und abgeschachert, um reich zu machen dieses Haus. Jetzt soll's mich freuen, wenn es wieder wird arm. Zwar könnt' ich's schon jetzt in Stücke schlagen, wenn ich nur wollte, weiß ich doch zu gut, wo seine geheimen Schäden stecken! Ich werd' aber nicht vorgreifen dem ewigen Gott der Rache. Doch kommt die Zeit, wo es einfallen soll, so soll eher die Zunge mir verdorren, bevor ich sag' ein einziges Wort, das es könnte wieder aufstehen machen. Alles werd' ich lassen gehen wie's geht und fallen lassen wie's fällt. Aber wenn Alles eingefallen ist, dann werd' ich nicht trauern und klagen, sondern mich freuen und lachen. Das höre jetzt, ewiger Gott, und du Geist des Vaters Moses Rendel, was ich geschworen und geflucht dem Hause deines abgefallenen Sohnes! Und jetzt in die Judengasse, wohin ich gehöre, ich schmutziger Schacherjude, ich stinkendes Unkraut, ich Schmach und Fluch dieses Hauses! — Fort in die Judengasse!"

Da der Salomon jetzt über den Schloßplatz mühsam weiter wankte, stand die Baronin gerade von der Mittagstafel auf. Nicht einen Bissen hatte sie über die Lippen bringen können, so war ihr das Herz zusammengeschnürt. Sie ging wieder in ihr Boudoir, warf sich auf die Causeuse und drückte den heißen Kopf in die Hände. Aber sie hatte keine Ruhe. Sie fuhr in die Oper und besuchte noch bis Mitternacht eine Soirée. Doch überall sah sie des alten Juden schadenfrohes, schreckliches Lachen und hörte sein höhnisches Abschiedswort: „Leben Sie wohl und bleiben Sie glücklich! . . ."

II.

Der „Bauerndoctor".

„In anderen, ehrwürdigen Hallen will ich die Harfe unseres Glückes, die mir die Hand der Welt so arg verstimmt, wieder aufhängen und singen soll sie uns von unseren alten glücklichen Tagen, nur von der Lerchen Frühlingsjubel, von grüner Wipfel und goldener Aehren Rauschen oder des ewigen Himmels Sturm begleitet."

Tönen dir diese Worte nicht noch im Ohr, lieber Begleiter, und möchtest du diese Harfe jetzt nicht klingen hören?

Das schöne Görzhausen, dieses weltverborgene Stück irdischen Edens, wie wäre es doch so ganz dazu geschaffen gewesen, um Hermanns damalige Worte zur Wahrheit zu machen! Denn wer war noch jemals der Gast dieses lieblichen Thales, dem bei dessen Anblick das Herz nicht freudiger geschlagen hätte? Wie war auch Helene, da sie vor Jahren einmal die gute Pfarrersfamilie auf einen Tag heimgesucht, von diesem Edelsitze entzückt gewesen! Wie ein Buch voll herzerquickenden Inhalts sprach die anmuthige Stimmung des Görzhausener Thalgrundes sie an. In jedem Baum und Strauch des Herrengartens hörte ihr lieber Geist den Frieden Gottes säuseln. Das saubere, stattliche Pfarrhaus mit seinen Blumen- und Baumgärten, seiner kleinen Landwirthschaft

und Bienenkolonie und beſonders mit ſeinen friedlichen, frohen und beſcheidenen Menſchen muthete ſie ſo heimlich an, wie eine ſchon oft geleſene, heitere Idylle. Und vor Allem der Anblick dieſer altehrwürdigen Stammburg mit ihren grauen Mauern und rebengrünen Thürmen, mit ihren breitäſtigen Linden an der durchbrochenen Steinbrücke und den zwei eingemauerten Rittern am Portale, das Alles hatte ſie damals mit ſo träumeriſcher Traulichkeit angehaucht, wie aus einem längſt verklungenen Zaubermärchen ihrer Kindheit, das nun auf einmal wieder in ihrem poetiſchen Frauengeiſte erwachte, gleich dem Dornröschen vom erlöſenden Kuſſe ſeines ritterlichen Bräutigams.

Und Hermann ſelber, wie hatte er doch das letztemal hier an der Seite ſeines Freundes, ganz trunken von Begehrlichkeit, droben in der Allee umhergeſchaut! Hatte da nicht Himmel und Erde verlockend ihm zugerufen: „Komm, komm! bleib' hier!“

Aber war das im Vorſommer 1858 ſchon ein freudloſer, ahnungsdüſterer Einzug geweſen! Wohl waren alle Bauern mit ihren Weibern und Kindern in der Dorfgaſſe unter den Thüren und Fenſtern geſtanden, denn ſchon hatte die Glocke den Feierabend eingeläutet, aber nicht ein einziges Haupt, das zum Gruß entblößt worden wäre, nicht ein einziges Geſicht, das zum freundlichen Willkomm ſich erheitert hätte. Herzloſe Neugier, mißtrauiſches Anſtarren, das war allein der kalte Ausdruck, der auf all' den Geſichtern lag, die zu der in zwei offenen Kutſchen einziehenden Familie des neuen Gutsherrn hinſchauten. Und auch die innige Freundſchaft des Pfarrers mit dem neuen Ankömmling, von der jeder Bauer im Dorfe wußte, ja, ſelbſt Theodors überall ausgeſprochene herzliche Bitte, ſchon um ſeinetwillen möge die Pfarrgemeinde dem Herrn Doctor Stark und ſeiner Familie freundlich entgegenkommen, ſogar dieſe Mahnung des ſonſt Alles über die Görzhauſener Bauern vermögenden Pfarrers war diesmal unbeachtet geblieben.

Und warum wohl? Waren die vormals freiherrlich von Görz'schen Grundholden, Zehentpflichtigen und Gerichtsangehörigen doch schon längst freie Bauern und Arbeiter geworden, die nunmehr dem Staate Steuern und Abgaben zahlten und unter dessen einziger, für jeden Unterthan gleichen Gerichtsbarkeit standen! Was hatte es ihnen nun doch viel verschlagen können, ob jetzt ein Edelmann oder ein Bürgerlicher das gleichfalls freie Allodgut in Besitz genommen? Oder war die Erinnerung an den letzten Görz auf Görzhausen und dessen unselige Wirthschaft denn eine so gute, schwer zu vergessende, daß man diesen Wechsel jetzt so gar nicht verschmerzen konnte? — Nein, gewiß nicht! Aber trotz alledem wirkte eben in diesen nun freien Bauern die Macht einer vielhunderijährigen Ueberlieferung noch so gewaltig fort und die alte Gewohnheit, den Gutsherrn auf Görzhausen unter dem feudal patriarchalischen Begriff der „gnädigen Herrschaft" aufzufassen, war auch nach dem Jahre 1848, namentlich bei der älteren Generation, noch eine so tief eingelebte geblieben, daß auch bei der völligen Aufhebung aller äußeren rechtlichen Beziehungen das innere Verhältniß der Bauern zur „gnädigen Herrschaft" noch immer im Bewußtsein fortdauerte und sich im äußerlichen Ausdruck der altvererbten Pietät kundgab. Und erst jetzt, nachdem der letzte Görz auf Görzhausen der Stammburg seiner Väter den Rücken gewendet und dieser bürgerliche vormalige Advokat von ihr Besitz nahm, waren die Görzhausener Bauern zu dem modernen Bewußtsein gekommen, daß sie nun als ebenfalls freie Grundbesitzer auf ganz gleichberechtigter Stufe mit diesem neuen Gutsherrn von Görzhausen ständen und daß nur die Größe des Besitzes, aber nicht mehr die sociale Stellung sie von diesem unterschiede. Der Doctor Stark hatte nach ihrem sehr bestimmten Gefühle wohl Schloß nebst Grund und Boden der früheren gnädigen Herrschaft gekauft, aber nicht auch damit die traditionelle, patriarchalische Erinnerung an lange Jahrhun-

derte, die das Geschlecht der Görz mit den Bewohnern von Görzhausen und Teisenberg im engsten, vielseitigen Verbande durchlebt hatte. So waren diese beiden Gemeinden sich des social-geschichtlichen Prozesses aus dem Jahre 1848 eigentlich erst jetzt so recht klar geworden. Dabei konnten sie sich des dunklen Gefühles nicht erwehren, daß doch eine gewisse anmaßende Ueberhebung darin liege, mit einem bloß bürgerlichen Namen in diese uralte, adelige Stammburg als nunmehriger Herr einzuziehen, und namentlich als ein solch' vormaliger „Beutelschneider" und „Rechtsverdreher," wie sie allgemein den früheren Advokaten verächtlich unter sich nannten. Denn auch hieher war ihm Volkmanns rachegieriger Geist vorausgefolgt und hatte durch mehrere Briefe an alte Bekannte und Zechbrüder aus seiner Hofmeisterzeit gar weislich dafür gesorgt, Hermanns anwaltliches Wirken nur im häßlichsten Lichte hinzustellen. Wäre es nur wenigstens statt eines Doctors und Advokaten ein reicher, bürgerlicher Gutsbesitzer von Fach gewesen, so hätten sie ihm diesen Uebermuth viel eher verziehen. Aber daß Doctor Stark dem Edelmann und Bauer in gleicher Weise nun ins Handwerk pfuschen wolle, diese doppelte Ueberhebung dünkte ihrer Bauernmoral doch zu schwer belastend, um dem neuen Gutsherrn nicht schon von vornherein mit d.. Fülle trotzigen Mißtrauens entgegenzukommen, und ihm sogleich bei seiner Ankunft unzweideutig zu zeigen, mit wie wenig Respekt man ihn hier als neuen Gutsherrn willkommen heiße.

Das waren die höher stehenden, moralischen Gründe von der mehr als unfreundlichen äußeren Haltung der Görzhausener Bauern, als Hermann in seinem neuen Eigen ankam. Dazu gesellte sich auch noch die niedrige, rein finanzielle Erwägung, daß, wie bereits bekannt geworden, Doctor Stark nicht nur dem Hauptpächter kündigen, sondern auch die den Gemeindemitgliedern einzeln verpachteten Grundstücke und Wiesgründe zu selbstständiger Wirthschaft übernehmen werde. Und, um den Wermuthsbecher

der allgemeinen Verstimmung zum Ueberfließen zu bringen, hatte der neue Förster einige Tage zuvor im Wirthshause das unverzeihliche Wort fallen lassen, daß zur nothwendigen, besseren Aufforstung von nun an keine Waldstreu mehr abgegeben werden dürfe, unbedingt das schwerste Verbrechen, das der neue Gutsherr an den seit Jahrhunderten an diesen wohlthätigen Mißbrauch gewöhnten Bauern verüben konnte. So hatte sich von der ethischen Höhe instinktmäßig historischer Auffassung bis herunter zum sehr bewußten Materialismus des niedrigen Streuhaufens eine so erdrückende Fülle von Argwohn und feindseliger Verstimmung gegen Hermann aufgesammelt, daß nicht leicht wohl ein neuer Gutsherr unter schwierigeren Verhältnissen hier hätte einziehen können.

Doctor Stark sah voll kalten Gleichmuths auf die ihn grußlos und trotzig angaffenden Menschenreihen; denn in wenigen Wochen, sagte er sich zum Troste, werde er sich die Gunst dieser unverständigen Bauern schon errungen und all' ihre jetzigen, allenfallsigen Vorurtheile gegen seine Person gründlich besiegt haben. Aber Helene hätte bitterlich weinen mögen, wie sie alle diese argwöhnisch lauernden Gesichter sah. Und auch Röschen, die ihr im Wagen gegenüber saß, schmiegte sich immer ängstlicher an der Mutter Schooß und flüsterte ihr endlich zu: „Mutter! sind das lauter böse Menschen, weil sie gar so finster uns anschauen? Sie werden uns doch nichts zu Leide thun?" Hans und Rudolf hingegen, die im zweiten Wagen mit der Kindsfrau und Köchin folgten, hatten von diesem verstimmenden Einzug nicht die leiseste Ahnung, und der nun siebenjährige Kronprinz, vor lauter Ungeduld nach dem schönen Schlosse, von dem er schon droben an der Allee die Thürme erschaut, sah nur freudestrahlend vorwärts, um seine knabenhafte Sehnsucht noch vollends zu befriedigen.

Jetzt noch eine kleine Biegung an der Torfgasse und da lag die ehrwürdige, reben- und lindenumgrünte Stammburg märchenhaft vor aller Augen, im Abendglanze der scheidenden Sonne!

Pfarrer Faber, Elisabeth und Mutter Moser standen auf der Steintreppe und winkten den Ankommenden grüßend entgegen, mit weißen Tüchern und feuchten Augen. Aber waren das nur Thränen ungetrübter Freude oder hatte auch eine stille Wehmuth ihren Theil daran? Hatte doch Theodor gestern Abend die Steintreppe und das Portal mit grünen Kränzen behängen und am Thore zwischen Tannensäulen ein riesiges „Willkommen" aufpflanzen lassen, um dem geliebten Freunde doch mindestens einen ähnlichen Empfang zu bereiten, wie er ihm selber einst bei seinem Einzuge mit Elisabeth das Herz erfreut hatte. Aber am andern Morgen lag die ganze Verzierung zerrissen und zerstampft im Schloßhofe. Keiner wollte wissen, wer es gethan haben mochte. Die sonst so große Macht des Pfarrers über seine Gemeinde hatte sich schwächer erwiesen, als deren Mißtrauen gegen den neuen Gutsherrn. Wie lastete dieser Schmerz jetzt auf Theodors treuer Freundesbrust — zentnerschwer! Wie that es den guten drei Menschen weh, vor dem schmuckberaubten Schlosse den Willkommgruß entgegenzuwinken! Auch Helenen klopfte das Herz fieberhaft; aber kein Schlag davon war ein freudiger; nur trübe Ahnungen wogten darin auf und nieder. Und war nicht auch Hermanns Auge mit einemmale jetzt gar düster geworden, da er hier so kalten, nüchternen Einzug hielt? Da nicht ein einziger armer Kranz seine Ankunft verherrlichte? Und wie hatte sich seine Phantasie daheim so feierlichen Einzug ausgemalt!

„Du neuer Ritter auf dem Felde der Ehre und der Wahrheit, sei mir als Herr willkommen, sei gegrüßt!" — Hatte er nicht vor vier Wochen das alte Schloß also zu sich hinaufreden hören? Und da er jetzt wirklich als Burgherr hier einzog, so kalt und ungastlich, was sagte es ihm wohl jetzt? —

Doch der Sanguiniker, namentlich der geniale, mit reicher Phantasie und starkem Willen begabte, nimmt das Leben niemals allzulang als wirklich und richtig geschautes Bild in sich auf.

sondern die eigene innere Stimmung hält er als trügenden Spiegel an die Außenwelt und läßt sie daraus in falscher Beleuchtung und Farbe wieder in sich zurückstrahlen. So konnte auch Hermann schon einige Tage nach diesem freudelosen Einzug mit vollster innerlicher Wahrhaftigkeit in sein Tagebuch folgenden Herzenserguß niederschreiben, darin die Eigenartigkeit seines Wesens sich wieder völlig abspiegelt.

Schloß Görzhausen, den 15. Juni 1858.
Abends 9 Uhr.

„Vor einer Stunde kehrte ich von einem Herz und Geist erfrischenden Gang durch Felder und Wiesen heim. Es war gleichsam der erste Willkommgruß, den ich als Gutsherr jeder Scholle, jedem Grashalm meines neuen Besitzes zurief. Aber auch ich selber verspürte heute zum erstenmale das Ideal alles Menschenglückes mir nahe. War mir's doch zu Muth, als schreite dieses wie ein hehres Frauenbild Hand in Hand mit ihrer stolzen Schwester, der Freiheit, durch wogende Aehren und duftige Wiesen neben mir her, und sie erzählten mir abwechslungsweise mit bezauberndem Tone von den Geheimnissen ihrer Weisheitslehre.

Ja, was seid ihr denn auch, ihr mit den höchsten Titeln und Aemtern belasteten Menschen gegen mich, den nun völlig Würdelosen? Was ist all' eure im Schweiße des Antlitzes täglich aufs neue erkaufte Macht und Ehre gegen das hohe Königthum meiner Freiheit? O du mein aktenstaubiger seliger Amtmann, auf dessen beschränkte Weltanschauung ich einst mit solch' verachtendem Stolze herabgeschaut, was bist du doch im Grund ein weiser Philosoph gewesen! Noch höre ich deine damaligen Worte: „Geplagte Handwerksleute sind wir Alle ums liebe, tägliche Brod." Und ist das nicht unwiderlegliche Wahrheit? In dieser ganzen Staatsdienerscala, ist denn ein anderer Ton darin aufzufinden als der, einer mit armseligem Jahreslohn bezahlten,

Knechtschaft und Unterwürfigkeit? Und war ich denn selber was Anderes als ein Lohnarbeiter, so sehr man auch gewöhnlich den Mund vollnimmt von der freien Stellung eines Advokaten? Ein freier Advokat, daß Gott erbarm'! dem alle Welt bis zum gemeinsten Schacherjuden herunter für ein paar elende Gulden seinen schmutzigen Rechtshandel auf den Rücken wirft, daß er ihn als scharfsinniges Lastthier auf des Rechtes schmalem Saumpfad durch all' die Kreuz- und Winkelzüge sophistischer Formen schleppe! Ja, sogar ihr hochgebietenden Minister selber, seid ihr nicht erst so recht die abgehetztesten Oberkärrner? Und so hundertmal ihr euch auch das wohlfeile Vergnügen machen könnt, vor euren submissesten Fröhnern den gewaltigen Herrn zu spielen, kommt nicht auch für euren Rücken Ort und Stunde, in der ihr ihn als allerunterthänigste Diener krümmen müßt? — Ich aber beuge mein Haupt vor Niemanden mehr als vor Gott und der Wahrheit. Diese innere und äußere Freiheit, das ist der Grundstein alles Menschenglückes.

Wie ist mir mein neues Studirzimmer in dem alten Schloßthurme doch in diesen vier Wochen schon heimisch geworden, als sei ich seit Jahren dessen Bewohner gewesen! Der Lampenschimmer in diesem einsamen Gemach kommt mir viel traulicher vor, als einst in der Stadt. Und solch' tief innerliches Behagen habe ich lange, lange Jahre nicht mehr verspürt. Wie natürlich auch! Der innere Mensch in mir kommt wieder zu sich. Seine Kräfte können sich sammeln und klingen in harmonischer Stimmung. Der Handwerker ums tägliche Brod ist bei Seite geworfen. Nun sei du mir neben der göttlichen Natur und Freiheit zur dritten erhabenen Freundin erwählt, herz- und geistnährende Wissenschaft!

Seid mir gegrüßt ihr ernsten, inhaltsreichen Bücher, ihr beredten Zeugen von der Unsterblichkeit forschenden Menschengeistes! Die ihr aus diesem Schreine jetzt so einladend auf mich niederschaut, ihr sollt euch nicht umsonst hier um mich versammelt haben!

Meine Einsamkeit sollt ihr fruchtbringend beleben, ganz anders als alles friedlose Gehetze der lauten Welt und alles eitle Geschwätz ihrer oberflächlichen Menschen. Den ewigen Weisheitsstrom der Weltgeschichte will ich um mich rauschen lassen. Der Himmelsthau der Denker und Dichter soll mein Herz stets frisch erhalten und die Wunderquellen der Natur sollen die göttlichen Gesetze ihres schaffenden Segens mir erschließen ....

Alle Welt ist jetzt praktisch geworden und jagt nunmehr nach Brod, Gewinn und Ansehen. Des Lebens Ideale haben sich in das Reich der Kindermärchen zurückgeflüchtet. Das irdische Fachstudium hat die göttliche Philosophie, diese Königin alles Wissens, aus dem Felde geschlagen und deren goldenen Thronstuhl sich angemaßt. Selbst an ihren einst so ehrwürdigen Pflegestätten sitzt sie als altgewordenes Bettlerweib an der Thorschwelle; und verächtlich geht das neue Geschlecht an ihr vorüber, weil sie nur den Stein der Weisen in der Hand hält und kein hungerstillendes Stück Brod.

Pindarischer Liederschwung findet nur wenig andächtige Hörer mehr und der Tragödie erschütternder Ernst wie ihr reinigender Schauer ist unserer Zeit schier unerträglich geworden. Was erhebt und veredelt, was belehrt und mahnt, was in die heiligen Höhen und Tiefen des Göttlichen und Menschlichen führt, das erzeugt bei der gebildeten Mehrheit Langeweile. Aber was flach und sinnenkitzelnd, was flüchtig unterhält und keinen mitdenkenden Geist, kein mitfühlendes Herz erfordert, das kann auf den Beifallsjubel der großen Menge sicher zählen. Ja, selbst in der hergebrachten Begeisterung für die, deren unsterbliche Kunst ein früheres Geschlecht sammt seiner Pietät uns Enkeln vererbt, steckt heutzutage mehr Heuchelei als Wahrheit, weil unsere moderne Bildung sich anstandshalber schämt, vor der unbestreitbaren Höhe solcher Geistesfürsten die eigene Flachheit zu bekennen.

Aber ich will die geheime Kunst hier begriffen und ausüben

lernen, auf dem wirklichen Boden des Lebens zu stehen, als praktischer Sohn meiner Zeit zu schaffen und vorwärts zu ringen und doch den Idealen des Lebens nicht philisterhaft den Rücken zu wenden. Und also will ich an der schützenden Hand der Wissenschaft das grenzenlose Zauberreich der Natur betreten und Gewinn erntend ihren Boden bebauen, ohne je im Sumpfe materialistischer Weltanschauung zu versinken oder auch nur von dessen aufsteigenden Dünsten das verklärte Antlitz eines höheren Geisteslebens trüben zu lassen.

Ja, du alte Stammburg eines in seinem letzten Enkel zu Grunde gegangenen Geschlechts, fürchte nicht, daß deine vielhundertjährigen Mauern jetzt entweiht oder erniedrigt worden seien, weil ich als Sohn eines bürgerlichen Vaters mich in dir häuslich niedergelassen. Mit gerechtem Stolze kann ich von mir und meinem Hause sagen: wer weiß, ob du je zuvor ein tüchtigeres, ehrenvolleres und geistigeres Mannesleben in dir beherbergt, als ich eines in dir leben werde; ob jemals ein edleres Bild deutscher Weiblichkeit in deinen Hallen gewaltet, als das meines bürgerlichen und doch so hochadeligen Weibes; und ob weise, fromme Kinderzucht mit ernsterem Sinne je noch in dir gehandhabt worden, als du sie an meinen Kindern erschauen wirst.

Nein, ich habe keine Furcht davor, als habe ich in sündiger Hoffahrt mich erhöht, da ich als wappenloser Burgherr in dir eingezogen. Nicht ich, die neue Zeit war's, die in mir, als ihrem Sohne, hier von der alten Besitz genommen, wie der rechtmäßige Erbe von der Hinterlassenschaft des Abgestorbenen. Und nicht meine eigene persönliche That, nur die greifbare Erscheinung ist es jenes anderen großen, unaufhaltsam sich erfüllenden Gesetzes der Weltgeschichte.

Darum ruhig, mein Herz, und keine Furcht, die aus dem Grab ausgelebter Jahrhunderte heraufsteigt! Was soll mich kümmern, daß mir der Adelsschild der Vergangenheit gebricht?

Der Geist der neuen Gegenwart hat das Diplom mir ausgefertigt, um als ein völlig Ebenbürtiger dieser alten Stammburg neuer Herr zu sein. . . . ."

Wer möchte daran zweifeln, daß Hermann diese Sätze mit der Meinung ungeheuchelter Wahrhaftigkeit in sein Tagebuch niedergeschrieben hatte? Und doch, schon das Bedürfniß, das darin versteckt liegt, seine neue Stellung als bürgerlicher Herr dieses alten Edelsitzes mit einer gewissen kulturgeschichtlichen Philosophie vor sich selber zu rechtfertigen, beweist, daß er als Gutsherr von Görzhausen doch noch nicht jene behagliche innere Ruhe und Sicherheit errungen hatte, mit der er zuvor in seiner Advokatenkanzlei selbst den höchstgestellten Clienten gegenüber aufgetreten war und in der Kammer die Rechte des Volkes vertheidigt hatte. Wer sich bei nahender Gefahr zur Selbstermuthigung erst versagt, daß er keine Furcht habe, der verspürt sie meistens. Und wer sich zur Selbstberuhigung erst innerlich etwas zurechtlegen muß, und brächte er das auch noch so geschickt zuwege, in dessen Herzen ist gewöhnlich nicht Alles in Ordnung.

So hatte denn auch in Hermanns Stimmung dieses harmonische Gesammtgefühl, wie er es in der Traulichkeit jener Abendstunde in solch' trügerischer Selbsttäuschung ausgesprochen, nur sehr kurze Zeit nachgehalten. Und wie begreiflich! Gehört nicht vor Allem zur Fülle des Menschenglückes das Bewußtsein, sich von denen, die mit uns denselben Fleck Erde bewohnen und die das alltägliche Leben mit uns in stete Berührung bringt, wenn auch nicht gerade geliebt, so doch mindestens geehrt und äußerlich anerkannt zu sehen? Und ist nicht das fremde, freudige Mitgefühl an unserem Glück, oder, wenn dieses fehlt, zur Noth auch der Neid eine jener Bedingungen, die den Besitz unserer Glücksgüter in unserem Gefühle erhöhen machen, ja sogar deren Genuß uns erst so recht inne werden lassen? Und gar bei einem solch' ungezügelten Manne, der von Kind auf mit beißkluligem Ehrgeiz dar-

nach gerungen, in allen Altersſtufen, allen Lebensſtellungen immer unter ſeinesgleichen der Erſte zu ſein und auch als ſolcher unbeſtritten zu gelten, von der Steckenreiterzeit auf dem Rittersberg bis zur Ueberflügelung aller Kollegen in der Advokatenkanzlei und Volkskammer.

O dieſer abermaligen Ironie des Schickſals, das Doctor Stark mit ſolch' gewaltſamer Hand zur Erhöhung ſeines Glückes hatte zwingen wollen! Wie verlor jetzt der Reiz ſeiner nunmehrigen freien Lebensſtellung von Tag zu Tag mehr an befriedigender Macht, da kein fremdes Herz an dieſem neuen Glück in edlem Mitgefühle ſich freute, noch deſſen Beſitzer in unedler Regung darum beneidete. Nein, das Allerſchlimmſte, was Hermann jetzt als Gutsherr von Görzhauſen von der Außenwelt erfahren, und was er ſelber am allerwenigſten ertragen konnte, das war die allgemeine Gleichgiltigkeit gegen das neue Ideal ſeines Glückes, noch gepaart mit brütendem Haß und mehr oder minder hervorgekehrter Geringſchätzung ſeiner eigenen Perſon. Aber freudige Theilnahme, liebloſer Neid, nirgends, nirgends!

Alle Verſuche des neuen Gutsherrn, mit der ihm in ſeiner Advokatenpraxis ſo geläufig gewordenen populären Art die mißtrauiſche Abneigung der Görzhauſener Bauern in freundliches Entgegenkommen umzuwandeln, ſie ſcheiterten ſammt und ſonders an der angeborenen zähen Halsſtarrigkeit dieſer eigenartigen Menſchenklaſſe. Was galt ihnen, die durch Hermanns neue Forſt- und Landwirthſchaftsprincipien ihren Eigennutz ſo ſchwer gefährdet glaubten, deſſen ritterliche Geſinnung? Wo ſollten dieſe unter dem Druck alltäglicher ſchwerer Arbeit und niedriger Erwerbſucht verhärteten Herzen das Gefühl der Achtung hernehmen für Hermanns idealen Geiſt und ſeine erhabenen Mannestugenden, die ihm ſelbſt in der Bruſt des Landesherrn ein ſolch' dankbares Gedächtniß ſicherten? Und was kümmerten ſie ſich zuletzt um das glorreiche Verdienſt für die freiheitliche Entwicklung des ganzen

Landes, das dem liberalen Abgeordneten nirgends abgesprochen werden konnte? Die einzige Zauberformel: „Abgabe von Waldstreu“ hätte hundertmal eher das so vergeblich angestrebte Wunder ihrer Gesinnungsumwandlung bewirkt. Aber dieses Zauberwort hatte der neue Gutsherr um keinen Preis aussprechen wollen, weil er sowohl aus den dringenden Vorstellungen seines Försters, wie eigenen flüchtigen Forststudien, die zweifellose Schädlichkeit dieses althergebrachten Mißbrauches erkannt hatte, und weil es außerdem himmelweit der Gewohnheit seiner energischen Willenskraft ferne lag, der Unbotmäßigkeit fremden, trotzigen Andringens auch nur einen Fuß breit aus Schwäche oder diplomatischer Klugheit nachzugeben.

Als dann aber noch obendrein eine Deputation des Gemeinderathes im Sonntagsanzug sich ins Schloß begab, um nochmals wegen dieser Streuabgabe, als einer wahren Lebensfrage für das ganze Dorf, die dringlichsten Vorstellungen zu machen, da demonstrirte ihnen der neugebackene Gutsbesitzer nach bestgemeinter Ueberzeugung mit großer Beredsamkeit vor, wie sie eben das veraltete und von der ganzen modernen Wissenschaft verurtheilte System der Dreifelderwirthschaft verlassen und zu dem andern, einzig rationellen des Fruchtwechsels übergehen sollten. Mit scharfsinnigen Beweisen setzte er dann auseinander, daß sie so durch ausgiebigere Viehzucht und reichere Körnerernte auf kleinerer Fläche den Abgang von Waldstreu gar nicht mehr inne würden und ihm ganz sicher später noch darum danken müßten, daß er durch Abschaffung dieses verderblichen Mißbrauches sie genöthigt habe, von ihrem Bauernschlendrian sich auf die Höhe der Zeit hinaufzuschwingen. Und den Görzhauseuer Gemeinderäthen sammt dem Ortsvorsteher ward von all' diesem „neumodischen, gelehrten Kram,“ wie sie des Doctors Reden innerlich nannten, wohl ebenfalls so dumm, als ging' ihnen ein Mühlrad im Kopf herum. Aber mit solch' weisheitsbedürftiger Wißbegierde, wie jener Schüler im Faust den

maskirten Geist der Verneinung angehört, und mit solch' scheuer Ehrerbietung, mit der sich dieser schließlich vor dem falschen Doctor Faust zum Abschied verneigt hatte, waren diese anderen gezwungenen bäuerlichen Schüler vor dem wahren Doctor Stark weder dagestanden noch von ihm fortgegangen. Sie hätten überm Docieren seiner neuen Bauernweisheit ihm vielmehr geradezu ins Gesicht gelacht, wäre nicht der Zorn über ihre Lippen noch mächtiger gewesen, weil sie nur teuflischen Hohn aus Hermanns Reden mißtrauisch herauswitterten. Auch hatte kein Einziger ihm schließlich gleich jenem Schüler das Stammbuch zum Einschreiben hingehalten. Aber sie selber hatten von nun an seinen Namen mit dem Handzeichen unversöhnlichen Grolles in ihr Herz geschrieben. Und als sie ihm trotzigen Blickes endlich den Rücken gewendet, da war schwer zu entscheiden, welches Gefühl von jetzt an dem neuen Gutsherrn gefährlicher sei und ihm schlimmere Tage in Aussicht stelle, der rachegierige Haß gegen ihn, oder der derbkörnige Bauernspott, der ihn von nun an unter dem Spitznamen „Bauerndoctor" stundenweit über die Gutsmarkung hinaus lächerlich machte.

Seit diesem Tage ward Doctor Stark jeglicher Mühe überhoben, die Grüße irgend eines Görzhausener Bauern noch dankend erwiedern zu müssen, obwohl sie kurze Zeit nach Hermanns Einzug sogar in widriger Höflichkeit sich gegeneinander überboten hatten, so lange sie hoffen konnten, mit krummen Rücken die Gesinnungsänderung des neuen Gutsherrn zu erschmeicheln. Selbst die Schulkinder achteten mehr auf das allgemeine Losungswort ihrer Väter, vor dem Bauerndoctor wie seiner Frau ja ihre Mütze nimmer zu lüpfen, viel gehorsamer, als auf des Pfarrers umgekehrte Mahnung, weil ihnen die angedrohte väterliche Ohrfeige doch eine heilsamere Furcht einjagte, als der jedenfalls nicht so handgreifliche Verweis ihres Seelsorgers. Kaum daß einige ärmere Taglöhner und Holzhauer sich noch getrauten, vor Her-

mann und Helene den Kopf zu entblößen, und dann nur, wenn sie keine lauernden Bauern in der Nähe wußten. Wie heimisch wäre da gegen solch' unheimliche Heimath die fremdeste Fremde gewesen!

Und nicht einmal gegen Andere aussprechen konnte Hermann seinen innern Unmuth über diesen unerhörten Umtausch solcher Geringschätzung gegen das frühere Uebermaß von Ehren in der Herzogsstadt. Denn hatte ihm nicht Pfarrer Faber in treuester Freundessorge von seinem gefährlichen Vorhaben gleich dringend und vergeblich abgerathen, wie Helenens angstvolles Frauenherz? Nun wollte er auch ganz allein in schweigsamer Verbitterung die Folgen dessen tragen, was er mit solcher Heißblütigkeit des Willens gegen alles Warnen der Freundschaft und Liebe durchgesetzt hatte. Kein Wort der Klage kam über seine Lippen. Aber auch der äußere Wiederschein innerer Befriedigung glänzte nur sehr selten mehr in seinem, ernster denn je dreinschauenden Blicke.

Wo hätte aber auch Helene noch Worte des Trostes und der Ermuthigung für Hermann hernehmen sollen? War doch ihr selber alle innere Kraft nöthig geworden, um jetzt mit der alten, milden Macht ihrer Weiblichkeit in diesem ihr so unheimlichen Schlosse als Hausfrau, Gattin und Mutter zu walten und durch den erwärmenden Sonnenschein ihres Liebeshimmels die kalten Wolken draußen immer wieder verwehen zu machen. Denn wie war ihr selber das Herz so schwer, so gedrückt von prophetischer Angst, wenn sie in den hohen, gewölbten Gemächern einherging! War ihr's doch oft, als hörte sie den Schritt nahenden Unglücks darin widerhallen! Ging sie über die Steintreppe aus und ein, dann war ihr's, als ob die alten Linden ihr zurauschten: „Was thut ihr hier?" Und die zwei eingemauerten Ritter schienen ihr zu sagen: „Hier ist nicht euer Platz und nicht euer Bleibens." Und trat sie dann und wann in den Ahnensaal, darin an den oden Wänden die zerstreuten Storl'schen Vorfahren hingen, so

blickten diese sie jetzt noch viel ernster und trübsinniger an, als zuvor im Erkerhaus der Herzogsstadt, und immer wieder rief sie ihnen bittend zu: „Ach nur mir, der Schuldlosen, zürnet nicht!“

Auf diese Verdemüthigung Hermanns durch Bauernstolz sollte indeß noch eine andere folgen, die bei weitem noch tiefer sein Herz verwundete. Er hatte sich bei seinem Einzug in Görzhausen fest vorgenommen, seinen adeligen Gutsnachbarn keinen förmlichen Antrittsbesuch abzustatten, weil er zu stolz gewesen, sie zu dem Glauben zu verleiten, als wolle er sich als bürgerlicher Gutsherr ihnen aufdrängen. Er hoffte vielmehr durch zufälliges Begegnen des einen oder andern nach freier Auswahl nähere freundschaftliche Beziehungen anknüpfen zu können. Endlich aber hatte ihn seine unerträgliche Isolirtheit auf dem eigenen Edelsitze doch dazu getrieben, wenigstens jenen paar Mitgliedern des in der Nähe begüterten Landadels durch einen ersten Besuch näher zu kommen, die er durch geschäftliche Beziehungen aus seiner früheren Praxis bereits kannte und deren vollster Hochachtung und freundschaftlicher Aufnahme er zweifellos sicher sein konnte.

Darunter zählte in erster Reihe der Baron von Knyppurg, ein reicher Landedelmann von etwas gar zu naturwüchsiger Derbheit, der aber dennoch in seinem früheren vielfachen Geschäftsverkehr mit Hermann stets bemüht war, den ganzen Vorrath seiner Höflichkeit auszugeben, so daß wenigstens Doctor Stark sich niemals auch nur über ein einziges verletzendes Wort seines Klienten zu beklagen gehabt hatte. Er war sogar einmal drei Tage mit aller Gastfreundschaft auf Schloß Knyppurg beherbergt worden, als er das freiherrliche Archiv nach wichtigen Dokumenten durchsuchte. Und überdies hatte er sich der zarten Aufmerksamkeit zu rühmen, daß ihn die Baronin, eine durch die Schuld ihres ersten Mannes geschiedene Gräfin Limburg, zum besonderen Danke für ihr durch Hermanns juristischen Scharfsinn wieder errungenes streitiges Heirathsgut, mit einem eigenhändig gestickten Lesepult

beſchenkte, ſo daß auch der ihr nachgeſagte Stolz wenigſtens in Bezug auf Doctor Stark dadurch gewiß gründlich widerlegt zu ſein ſchien. Mit wie ſicherer Hoffnung auf ehrenvollſten Empfang und ferneren freundlichen Verkehr konnte Hermann daher wenigſtens dieſen Gutsnachbarn heimſuchen, um durch deſſen Vermittlung dann von ſelber auf anderen nahe liegenden Edelſitzen aufgeführt zu werden!

Und ſo fuhren denn eines ſchönen Sommerabends Hermann und Helene, die mit ſchwerem Herzen, aber ſchweigendem Gehorſam ſeiner Einladung gefolgt war, nach dem eine Stunde entfernten freiherrlichen Schloß Knyppurg zum erſten Beſuche. Die Equipage des Görzhauſener Gutsherrn konnte ſich mit jeder gräflichen an Eleganz meſſen, und auch die Livrée des Kutſchers zeugte gerade in ihrer gewählten Einfachheit vom feinen Geſchmack ſeines Herrn. Dazu Hermann und Helene ſelber, deren Phyſiognomie, Haltung und Toilette auch den ſcharfſichtigſten Kenner des ariſtokratiſchen Typus dennoch ſehr ſtark über ihre bürgerliche Abkunft in Zweifel laſſen mußte. Es war daher auch nicht zu verwundern, daß, als das ſtattliche Geſpann in den umſchloſſenen Burghof trabte, zwei gerade in der kühlen Treppenhalle flanirende, reich gallonirte Bediente dienſtfertigſt herangeſprungen kamen, um der ihnen unbekannten „Herrſchaft“ zum Ausſteigen zu verhelfen. Freilich vermißte der ältere, raffinirtere Kammerdiener mit ſeinem glatten Geſichte ſogleich auf den erſten lauernden Blick irgend ein Adelswappen am Kutſchenſchlag, ſo daß ſein Reſpekt ſchon bedeutend nachließ; und der vollbärtige Jäger machte ſich im Nu ſcrupulöſe Gedanken darüber, daß keiner ſeiner Collegen vorn auf dem Bocke neben dem Kutſcher ſaß, was doch nach ſeiner erleuchteten Weltanſchauung nothwendig der Fall ſein müßte, wenn es wirklich etwas „Nobles“ wäre. Ein flüchtiger, naſerümpfender Zug ihrer ſich begegnenden Bedientengeſichter beſtätigte das gegenſeitige Einverſtändniß dieſer gegründeten Zweifel.

Da sie sich indessen doch noch nicht recht auskannten, und das Trinkgeld nicht ohne Noth gefährden wollten, beobachteten sie vor der Hand eine zurückhaltende Höflichkeit. Hermann, der die Oertlichkeit von früher genau kannte, führte Helene sogleich aus dem Schloßhof ins offenstehende Treppenhaus, das zugleich zur malerischen Waffenhalle ungemein romantisch ausgeschmückt war. Der Herr Kammerdiener folgte verwundert und fragte seiner offiziellen Stellung gemäß schon ziemlich von oben herab, wen er denn eigentlich der gnädigen Herrschaft zu melden habe.

„Doctor Stark von Görzhausen nebst Frau," antwortete Hermann mit gemessenem Stolze.

„Baron Stark?" fragte der hoffährtige Bedientenschelm, nicht ohne einen gewissen spöttischen Ton in dieser verletzenden Frage.

„Nein, nicht Baron, nur einfach bürgerlich: Doctor Stark," betonte Hermann schon mit Unwillen und finsterem Blick. „Melden Sie uns!"

„So, so! Also nur Doctor Stark; ganz wohl," wiederholte hochnasig unter Händereiben der Kammerdiener. „Ganz wohl. Ich werde Sie melden. Aber ich kann wirklich nicht sagen, ob der Herr Baron gerade zu sprechen sind, da sie gewöhnlich um diese Stunde zu schlafen pflegen."

„Dann melden Sie uns der Frau Baronin!" herrschte Hermann gebieterisch ihn an.

„Der Frau Baronin?" fragte dieser mit großen Augen. „Frau Baronin sind, glaub' ich, in den Park spazieren gegangen.

„Aber so melden Sie uns einmal!" stampfte Hermann zornig mit dem Fuße. „Wenn Niemand zu sprechen ist, so geben wir unsere Karten ab. Verstanden? Und nun gehen Sie! Es ist die höchste Zeit."

Es müßte dieses glatte, kecke Gesicht nicht einer echten Bedientenseele angehört haben, wenn durch dieses bestimmte, herrische Auftreten sich doch nicht zuletzt eine Mischung von Eingeschüchtertheit

und Respekt darauf abgespiegelt hätte. Dieser Doctor Stark mußte doch nichts so „ganz Ordinäres" sein oder mindestens bei der gnädigen Herrschaft einen gewaltigen Stein im Brett haben, weil er sich einen solchen Ton herauszunehmen getraute, philosophirte der Kammerdiener innerlich; und nach einem äußerlichen Katzenbuckel schlich der gallonirte Schwätzer ohne weitere Worte die Treppe hinauf zwischen den Waffentrophäen und vergilbten Fahnen zerronnener Jahrhunderte.

Der Sohn seiner Zeit aber stand zuwartend in der kühlen Halle, heißen Brand im Herzen und bitteren Unmuth auf der Lippe, indessen Helene sich unbemerkt wie ein ergebenes Opferlamm über die feuchte Wimper fuhr.

Einige Minuten darauf rief der Kammerdiener von oben herab: „Herr Baron sind zu sprechen." Aber in dem hochmüthigen Klange dieses Bedientenechos war für jeden Unbefangenen, der sich auf die Melodie „wie der Herr, so der Diener" verstand, auch ziemlich genau der höchst fragliche Ton freudiger Ueberraschung herauszuhören, mit welcher der Freiherr die Meldung seines Kammerdieners ungefähr erwiedert haben mochte.

Hermann war im Anblicke dieser mittelalterlichen Rüsthalle in so ganz andere, ernste Gedanken über Vergangenheit und Gegenwart versunken, daß ihn der Ruf des Kammerdieners bloß aus seinem Traum erwachen machte, ohne daß er auch darin den verletzenden Ton gewahr wurde. Und nur Helenen geschah's, als ob neben dem ausgesprochenen Satze: „Der Herr Baron sind zu sprechen," auch der andere, verschwiegene: „Aber Ihr Besuch ist ihm nichts weniger als angenehm," ihr tiefbeleidigend in Ohr und Herz gedrungen wäre. Jedoch in keinem Zuge ihres Gesichtes ließ sie sich's merken und auch diesmal verdemüthigte sie sich innerlich, da sie jetzt an Hermanns Arm hinaufstieg, um derselben opferheiligen Liebe willen, mit der sie ihm erst nach Görzkaufen und nun auch hieher als guter Engel gefolgt war.

Der Kammerdiener ging den Beiden durch einen langen, gewölbten Corridor voran und öffnete ihnen ſchweigend eine Flügelthüre. Dann wandte er ihnen mit ſpöttiſchem Achſelzucken den Rücken und lachte auf dem Gange vor ſich hin: „Ha, ha! der Görzhauſener Bauerndoctor, der in der ganzen Umgegend ſchon wie ein ſchlechter Groſchen bekannt iſt. Hab' ich den Beutelſchneider doch jetzt auch einmal geſehen! Iſt das eine Keckheit, ſo mir nichts dir nichts uns hier ins Haus zu fallen, als ob er unſeresgleichen wäre! Na, na! wünſche guten Appetit zur Unterhaltung mit meinem Gnädigen; der iſt gerade jetzt in der beſten Laune, wo er eben den Verwalter wieder einmal tüchtig abgekapitelt hat. O du hochmüthiger Manſchettenbauer! Mir commandiren zu wollen und mit dem Fuße zu ſtampfen, als ob der was Vornehmeres wär', als ich ſelber! Na, wart' nur, was mein Gnädiger ſo freundlich ſein wird!"

Hermann war mit Helenen in einen eleganten Salon eingetreten, als der derbknochige Baron, das Bild eines wohlgenährten Landedelmannes, aus einem Seitenzimmer ihnen entgegenkam und zwar ganz in der Stimmung, von der ſein Kammerdiener im vorigen Monologe geſagt, mit zornrothem Geſicht und mühſam ſeinen Aerger unterdrückend. Auch der Ton ſeiner Stimme konnte auf den Ausdruck beſonders freudiger Bewillkommnung durchaus keinen Anſpruch machen, was indeſſen auch gar nicht beabſichtigt war.

„Ah guten Morgen, oder vielmehr bon soir, Herr Doctor! Wahrſcheinlich Frau Gemahlin? Meine Frau läßt ſich entſchuldigen; ſie hat einen enormen Katarrh. Aber bitte doch, Platz zu nehmen."

Die Gäſte ſetzten ſich, der Handbewegung des Barons entſprechend, auf eines der vielen freiſtehenden Sophas. Er ſelber ließ ſich auf einem amerikaniſchen Schaukelſtuhl nieder, den er deſſen Beſtimmung gemäß auch ſogleich durch nachläſſiges Hin- und Herwiegen

mit gekreuzten Beinen in Bewegung setzte. Helene schlug über dieser Verletzung nicht nur alles cavaliermäßigen, sondern ganz gewöhnlich bürgerlichen Anstandes beschämt die sanften Augen nieder, und, was unendlich selten geschah, der innere Unmuth färbte ihre zarten Wangen. Aber Hermann schnürte es fast die Kehle zusammen, als er einen raschen Seitenblick nach ihr that, und er mußte sich alle Mühe geben, um seine Eingangsworte in schneidender Betonung hervorbringen zu können.

„Sie werden es begreiflich finden, Herr Baron, daß ich in meinem neuen Wohnsitze dem Wunsche nicht widerstehen konnte, in der Erinnerung an unsere früheren, vielfachen und freundschaftlichen Beziehungen Ihnen meine nachbarliche Aufwartung zu machen, und Ihnen, sowie der Frau Baronin, meine liebe Frau vorzustellen, natürlich nur unter der bestimmten Voraussetzung, daß wir Beide in Ihrem Hause nicht unwillkommene Gäste seien."

„O ganz und gar nicht," fiel der Baron mit einem gelangweilten Ausdruck ein, der diese Versicherung völlig werthlos machte. Dann platzte er heraus: „Aber ums Himmelswillen sagen Sie mir nur, wie haben Sie Ihre so einträgliche Praxis aufgeben können, ein so gescheidter Kopf wie Sie? Und wo Sie mitten im besten Zuge waren, ein steinreicher Mann zu werden, wollen Sie den Bauern machen und gar, wie ich mir sagen ließ, die Oekonomie selber betreiben! Oder ist das am Ende nur ein Bauerngeschwätz?

„Nein, Herr Baron! So ist es in der That," entgegnete Hermann mit dem ganzen, tief verletzten Stolze, dessen sein Wort und Gesichtsausdruck nur fähig war. „Und ich habe auch nicht die mindeste Angst davor; denn was ich mir einmal mit festem Willen vorgenommen, glaube ich auch durchzuführen, dort als Advokat so gut, wie hier als Gutsbesitzer."

„Na, dann gratulir' ich Ihnen zu Ihrer Courage," polterte

der Landedelmann wieder plump ihm nach. „Und ich wünsche nur, daß Sie dabei um ein Zehntel so gut Ihre Rechnung finden, wie einst in Ihrer Advokatur."

„Sie sind sehr gütig," entgegnete Hermann bitter. „Indeß habe ich ja gerade aus Ihrem Munde stets die Selbstbewirthschaftung früher immer so sehr rühmen hören."

„So, wirklich?" lachte der Baron hinaus. „Hab' ich das gesagt? Ja, das sag' ich im Grund auch heute noch, heißt das, für den Adel. Denn es liegt ein gewisses patriarchalisches Comme il faut darin und gehört zu unserer Stellung auf dem Lande. Bei alledem schaut aber blutwenig dabei heraus. O in den Büchern liest sich das ganz magnifique; aber glauben Sie meiner Erfahrung: ich hab's jetzt zehn Jahre nach dem alten Bauernschlendrian getrieben und nun schon wieder fünf mit dem ganzen gelehrten Schwindel, aber der alte Spruch: „Was der Pflug gewinnt, verzehrt das Gesind," ist das einemal so wahr geworden wie das andere. Indessen, verstehen Sie wohl, ist das immer noch ein großer Unterschied zwischen mir und Ihnen. Erstens wirthschafte ich nur mit meinem eigenen Gelde und drängt kein Hypothekgläubiger auf Zinszahlung, und dann, wenn die Ernte fallirt, so sind eben doch noch immer meine sicheren Coupons zur Aushilfe da. Aber, mein Verehrtester, auch noch mit fremdem Gelde wirthschaften zu müssen, keine zwei Procent einzunehmen und vielleicht fünf schuldig zu sein, dazu diesen ewigen Aerger mit dem Wetter, mit diesen Hallunken von neumodischen Verwaltern, die nie genug Geld aus Einem herauspressen können, ach, und erst dieses Gehetz mit dem heutigen Gesind oder vielmehr Gesindel! Haha, warten Sie nur, Sie werden schon selber noch sehen, wie Ihre so gepriesene liberale Aera sich pitoyabel in der Praxis ausnimmt, wo Einem der Amtmannsstock hinten und vorn abgeht, und uns jeder Taglöhner zuletzt ins Gesicht lacht. Aber, Ihr Herren von der Kammer glaubt ja dadurch

unsere heillose Zeit radikal zu kuriren. Na, geben Sie nur Acht, wie denn Sie mit den dicken Bauernschädeln zurecht kommen! Uebrigens gratulire, gratulire zum neuen Besitzthum. Aber wollen Sie den Hut nicht ein wenig ablegen?" —

Mitten in diesem sprudelnden Ergusse von chevaleresken Höflichkeiten und discreten Anspielungen trat der liebenswürdige Kammerdiener herein und schmunzelte unterwürfig: „Gnädiger Herr! der Thee ist bei der Frau Baronin servirt." Dabei lauerte er indeß, ob der Baron seine Gäste bleiben heißen werde oder nicht, um je nach diesem Barometerstande seine Haltung bei der Abfahrt einrichten zu können.

Doctor Stark aber kam der Befriedigung dieser Bedientenneugierde rasch entschlossen zuvor, stand auf, worin Helene wie erlöst ihm nachfolgte, und sagte nun mit Umtausch der gegenseitigen Rollen im vornehmsten Cavalierstone:

„Sie entschuldigen, Herr Baron, daß wir Sie so lange belästigt. Schon Ihre ersten Begrüßungsworte hätten mich zwar nicht sehr stark in Zweifel gelassen, was um unsert- wie Ihretwillen dem Anstande wohl entsprechender sei, sogleich uns wieder zu empfehlen oder sitzen zu bleiben und Ihre zarten Reden stillschweigend anzuhören. Aber, offen gestanden, es war mir zur Vervollständigung meiner Menschenkenntniß doch allzu interessant, das letztere vorzuziehen, als daß ich diese wohl nie wiederkehrende Gelegenheit versäumt haben möchte, mein bürgerliches Herz vollauf davon zu überzeugen, daß man als Edelmann geboren sein kann, ohne sich deßhalb auch schon echten Adels rühmen zu dürfen, und auch umgekehrt. Hiemit habe ich die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen und Ihrer Frau Gemahlin gute Besserung zu wunschen."

Es gibt einen so edlen, zürnenden Mannesstolz, daß auch die plumpste Derbheit, die ihn mit Unrecht beleidigt hat, wie in wehrlosem Banne vor seinem gerechten Urtheilsspruche dasteht.

In einem solchen Momente verneigte sich jetzt der Doctor Stark sammt seiner Frau vor dem bis zur Sprachlosigkeit verblüfften Baron, und Beide schritten voll stolzen Selbstbewußtseins hinaus in den Corridor. Selbst die Keckheit des Kammerdieners hatte sich jetzt in ein paar groß aufgethane Augen scheu zurückgezogen, die bald den gnädigen Herrn, bald die beiden Davongehenden in stummer Verwunderung anstarrten.

Als bald darauf der Wagen des Doctor Stark aus dem Hofe fuhr und dessen Räderrollen bis ins Theezimmer hinaufschallte, fragte die völlig katarrhlose Baronin umsonst ihren schweigsamen Gemahl, was er doch mit diesem Advokaten und seiner Frau so gar Ernstes geredet habe. Aber der Kammerdiener, der seitwärts am brodelnden Theekessel stand, schmunzelte hochbefriedigt in sich hinein, weil die Grobheit seines Herrn endlich einmal ihren rechten Mann gefunden hatte, vor dem sie verlegen verstummen mußte. Nun war der „Bauerndoctor" urplötzlich um hundert Prozent in seiner Achtung gestiegen. — Bedientenseelen!

Welch' besonderer Unstern hatte den Doctor aber auch gerade zu diesem Gutsnachbarn zu allererst geführt, um solche bittere Erfahrung mit nach Hause zu nehmen! Wie so mancher andere alte Edelsitz hätte sicher den vormaligen Advokaten nun auch als neuen Gutsnachbarn nach allen Geboten ritterlicher Gesittung freundlichst willkommen geheißen! Und verkehrten die Adelsfamilien der umliegenden Güter gewöhnlich auch nur in festgeschlossenen, ebenbürtigen Kreisen, wie das die Gewohnheit der Verhältnisse so gut mit sich brachte, als es Kaufmanns-, Offiziers- und Gelehrtenkreise gibt, so hätte doch ohne Zweifel nicht ein einziger Cavalier das Gebot des Anstandes in solch' plumper Weise gegen Hermann und Helene mehr verletzt, wie es der Baron von Kuppurg gethan, und auch dieser am Ende viel weniger aus böser Absicht als Mangel an feinerem Zartgefühl.

Zudem spielte dieser etwas gar zu unblasirte Cavalier selbst unter seinen eigenen Standesgenossen stets die Rolle des derben Naturburschen und enfant terrible, und man hätte aus den verschiedenartigsten Scenen, die er auf den umliegenden Schlössern schon dramatisirte, eine ganz ergötzliche Komödie zusammensetzen können. Dem Baron von Kuppburg nichts übel und es mit seiner Manier nicht genau zu nehmen, das war das allgemeine Losungswort, dessen Befolgung allein den Umgang mit ihm erträglich und sogar oft höchst belustigend machte.

Hermann aber, der von alle dem keine Kenntniß hatte, verwechselte jetzt diese Ausnahme mit der Regel, und trug einen unversöhnlichen Groll gegen den ganzen Stand mit sich heim, der doch für Unarten eines einzelnen Mitgliedes, von welchen er selber oft genug zu leiden hatte, in keiner Weise verantwortlich war. Selbst seine adeligen Kammercollegen, unter denen er einige ganz vertraute Freunde zählte, hatte er jetzt im Verdacht, daß sie den früheren hochgeehrten Advokaten nun wohl ebensowenig als neuen Burgherrn von Börzhausen gelten lassen würden.

Er müßte nicht der alte Hermann Stark gewesen sein, um auch in diesen Empfindungen kein besonnenes Maß zu halten.

Trotzdem, daß sein schneidiges Abschiedswort dem Baron so ritterlich seinen rohen Empfang heimgezahlt hatte, war es doch eine freudlose, wortkarge Heimfahrt. Ja, wenn bei aller plumpen Verletzung gastfreundlichen Anstandes nicht doch auch unendlich viel Wahrheit in den freiherrlichen Reden geborgen gewesen wäre! Aber das war ja eben der noch viel schärfere Stachel, der in Hermanns Herzen sich festgesetzt, daß er sich fort und fort in verschwiegener Brust jetzt sagen mußte: „Der Mann hat mich zwar schwer beleidigt, ich werde ihn nie mehr wiedersehen, so wenig wie irgend einen andern Aristokraten. Aber er hat mir dennoch schmerzliche Wahrheiten gesagt, und ich kann nimmer rückwärts." —

Und was dachte wohl auf dieser Heimfahrt Helene? Schau' ihr in die thränenunterdrückenden Augen! Betrachte den schmerzlich ergebenen Zug um ihren lieben Mund! Willst du noch mehr erfahren?

„In anderen, ehrwürdigen Hallen will ich die Harfe unseres Glückes wieder aufhängen, die mir die Hand der Welt so arg verstimmt, und singen soll sie uns von unseren alten glücklichen Tagen, nur von der Lerchen Frühlingsjubel, nur von grüner Wipfel und goldener Aehren Rauschen oder des ewigen Himmels Sturm begleitet." —

Nun wohl! Sieh' hin, schon sind die Beiden der neuen Heimath ganz nahe. Dort unten liegen sie, diese ehrwürdigen Hallen. Die Lerchen singen ihr Abendlied und die Aehrenfelder flüstern drein. Aus grünen Lindenwipfeln ragen die Schloßthürme und über der Bergwand des Görzhausener Thales zieht eine schwarze Wolkenwand heran. Schon zuckt der Blitz, schon rollt der ferne Donner, und bald wird losbrechen der Sturm des ewigen Himmels. Alles, Alles, die ganze Natur ist jetzt bereit, das Lied dieser Harfe von Hermanns und Helenens alten glücklichen Tagen zu begleiten, wie er ihr einst so begeistert verheißen. —

Aber wo ist diese Harfe jetzt aufgehängt? — Wer vermag ihr Klingen zu hören? —

III.

Schöner Sonnner und liebe Gäste.

„Man soll vom Leben nichts erzwingen wollen.“ — Diesen populär philosophischen Satz spricht der Hochgestellte und Gelehrte gelegentlich so gut aus, wie der Mund der Einfalt und Niedrigkeit, mögen sie auch in noch so verschiedenen Graden sich der Tiefe dieser Lebensweisheit bewußt sein. Denn, haben wir auch seit dem Sonnenaufgang christlicher Wahrheit uns der Angst vorm Neide der Götter entschlagen, von der in der Dämmerzeit der alten Welt die Edelsten und Frömmsten oft plötzlich überfallen wurden, daß sie dann nur mit zögernder Hand den Becher höchsten Glückes an die scheue Lippe brachten — so stehen doch auch wir noch immer unterm angebornen Gesetze heiliger Furcht, daß der menschlichen Begier nach Glück eine göttliche Schranke gesetzt sei, die ungezügeltes Ringen nicht straflos dürfe niederwerfen. Und eine innere Warnerstimme sagt uns, daß wir unser Glück nicht ohne Noth und mit gewaltthätigem Stolz auf Bahnen reißen sollen, die des Lebens vorgezeichneter Weg uns verschlossen hält, weil sonst Unheil unserm durch eigene Schuld verirrten Heile strafend auf der Ferse folge. — So beglaubigt das Bewußtsein unserer eigenen Ohnmacht gegenüber der Uebergewalt keck heraus-

geforderten Geschicks die demuthsvolle Weisheit: „Wir sollen vom Leben nichts erzwingen wollen."

Tiefe Stimmung war's, die nach dem so niederdrückenden Besuch auf Schloß Knyppurg den vormaligen Advokaten und neuen Burgherrn mit jäher Macht befallen hatte. Und all' sein nunmehriges Hin- und Herschwanken zwischen überkühnem Hoffen und muthlosem Verzagen, zwischen stummen Vorwürfen und deren betäubender Beschwichtigung — das Alles klang jetzt bei Hermann in dem einzigen, aber stets nur sich selber eingestandenen Satze zusammen: „ich hätt' es nicht erzwingen sollen."

Ob es wirklich ein gar so schlimmer Stern gewesen, der ihn zu jenem ungastlichen Edelsitze zu allererst geführt hatte?

Dieser verstimmende Eindruck währte indessen nur wenige Tage. Hermann Stark war keine jener weich- und mattherzigen Naturen, die sich allzulange von düsterer, furchtsamer Stimmung überwältigen und den ausgespannten Fittig energischer Willenskraft sogleich für immer erschlaffen lassen. Wie es ihn schon damals als siebenjährigen Gassenbuben unwiderstehlich gereizt, jenes gefährliche Dohlennest in der Kaiserburg zu erklimmen, gerade, weil seine Kameraden an seinem Muth und der Möglichkeit, hinanzukommen, gezweifelt hatten, so ward er auch jetzt als nun achtunddreißigjähriger Mann durch den Trotz und Spott der Bauern, wie durch den von ihm irrthümlich geglaubten Hochmuth seiner adeligen Gutsnachbarn erst recht aufgestachelt, mit dem ganzen Aufwand seines genialen Scharfsinns und heißblütigen Willens seinem selbstgeschaffenen neuen Schicksal kämpfend die Stirne zu bieten.

Nun begann Doctor Stark, mit ungestüm eisernem Fleiß das ganze Feld landwirthschaftlicher Wissenschaft, der alten wie neuesten, aufs gründlichste zu durchforschen. Seine wieder aufgefrischten Erinnerungen aus der schwiegermütterlichen Musterwirthschaft des Haidehofs führten ihn wenigstens auf ein nicht

völlig unbekanntes Gebiet. Und der schon jetzt in Dienst getretene, sehr intelligente zukünftige Gutsverwalter, auf den vortrefflichen Schulen von Hohenheim und Tharand gebildet, und namentlich in der Agriculturchemie gründlich zu Hause, half die Lücken in den Kenntnissen des unerfahrenen Gutsherrn ergänzen und brachte das nöthige Licht ins Dunkel seines Verständnisses. Hermanns Arbeitszimmer im Schloßthurme war nun mit Flurkarten ringsum behangen, in deren Studium den ganzen Sommer über ein völlig neuer Wirthschaftsplan ausgearbeitet ward, nach solch' zweifellos bewährten Principien der neuesten Wissenschaft, daß der gelehrteste Fachprofessor ebenso wie der gewiegteste Praktiker neuerer Schule dazu seine Bestätigung gern ertheilt haben würde. Daneben ward er in der Geduldsarbeit nicht müde, an der Hand wissenschaftlicher Erfahrungssätze ganze Monate lang die genauesten tabellarischen Wahrscheinlichkeitsberechnungen seiner zukünftigen Ausgaben und Einnahmen herzustellen, um nach seiner Meinung sogleich auf untrüglich realem Boden die neue Wirthschaft zu beginnen, und mit klarem, furchtlosem Auge der Wirklichkeit seiner jetzigen Lage ins Gesicht zu schauen. Und als er endlich mit Hilfe der erforschten Bücherweisheit und des theoretisch durchgebildeten, aber gleich ihm selber praktisch unerfahrenen Gutsverwalters, zum freudigen Endergebniß gelangte, daß selbst bei einer geradezu lächerlich niedrigen Durchschnittszahl der Einnahmen und ebenso übertrieben hohen Ausgabeposten sein eingebrachtes Vermögen sich ohne allen Zweifel nicht nur ganz gefahrlos, sondern sogar vortrefflich verzinse, und daß somit sein neues Glück wahrhaftig nicht auf Flugsand gegründet sei, da verspürte der ganze, alte Hermann Stark wieder die siegreiche Kraft seines Geistes, der Alles und Jedes, was er einmal sich vorgesetzt, auch erreichen müsse. Das ungebrochene Vertrauen auf seinen immer gleich hellen Glücksstern hielt wieder in seinem Herz trotzigen Einzug.

Wie das ſeine fieberhafte Ungeduld jetzt noch mehrte! Wenn doch der Herbſt nur jetzt auf Sturmesſchwingen herbeigeflogen käme, daß dieſe langweiligen Pächter abzögen, und er als unumſchränkter Herr ſeines Beſitzes dieſen ganz vortrefflichen Musterwirthſchaftsplan vom todten Papier ins praktiſche Leben überſetzen könnte! — „Grau, Freund, iſt alle Theorie, doch grün des Lebens goldner Baum!“ — Wahrlich, jetzt ſollte dieſer Ausſpruch an ſeinem neuen Beruf in ſtaunenerregende Erfüllung gehen! Ja! ſo wahr genialer Geiſt und heroiſche Willenskraft keine todten Begriffe ſind, ſondern frucht- und zinstragendes Kapital, weder Bauer noch Edelmann ſollten ihn jemals als Gutsherrn einen Narren oder Schwätzer heißen. Und wie er einſt ſeinem Amtmann doch noch zuletzt einen gar gründlichen Reſpect vor ſeiner Doctorwürde abgerungen, ſo ſollte auch jetzt der „Bauerndoctor“ all' ſeine armſeligen Verſpötter und Bekrittler großartig beſchämen. Schon zauberte ſeine erhitzte Phantaſie ſich die Zeit vor, in der die Görzhauſener Bauern mit großen Augen und ſcheelſüchtigen Herzen an ſeinen Feldern und Wieſen vorübergingen, weil dieſe durch ihren üppigen Stand auf Stunden Weges weit aus allen andern hervorragten. Schon hörte er im Geiſte rings auf den Edelhöfen von ſeiner trefflichen Muſterwirthſchaft reden, und ſein auf Schloß Kuyppurg ſo ſchwer beleidigter Stolz malte ſich mit wonnigem Hochgefühl den heimlichen Neid und Aerger der adeligen Nachbarn aus, daß er, der bürgerliche Gutsherr, ihre veralteten Wirthſchaften miteinander überflügelt habe. Er konnte ſich jetzt oft ſtundenlang mit der Vorſtellung ſchmeichelnd wohlthun, wie der und jener Graf und Freiherr und dieſe und jene hochadelige Burgfrau ſich im Stillen nach ſeinem und Helenens näheren Umgange ſehnten, damit in die Eintönigkeit ihrer hermetiſch abgeſchloſſenen Adelscliquen ein neues geiſtiges Ferment belebend hineingeworfen werde. — Aber dann, wann dieſe Zeit nur einmal gekommen, dann ſei die Reihe an ihm, ihnen Allen ins

Geſicht zu ſagen: „So, nun hab' ich euch bewieſen, was ich bin und was ich kann, ich, den ihr beſpöttelt und hochmüthig mißachtet. Aber nun wiſſet: ich dünke mich viel zu gut und hochgeſtellt für euch, ihr krautjunkerlichen bezopften Ritter, ich, der ſich durch eigene Geiſteskraft auf die Höhe ſeiner Zeit gehoben und ſich die Berechtigung erobert, an ihrem Schwungrade mitzudrehen, während ihr nichts geworden durch euch ſelber und nun im Sumpfe überlebter Weltanſchauung wehklagend daſitzt, als abgeſtorbene Glieder der neuen Gegenwart! Viel zu hochgeboren und echtadelig dünkt mir meine Perle von Frau, um von den eurigen zur Vertreibung ihrer Langweile gnädig geduldet zu werden, und viel zu innerlich vornehm iſt mein Haus, um euch ſeine Schwelle gaſtfreundlich zu erſchließen. Nein, nun bleib' ich erſt recht ein ſtolzer, mir ſelbſt genügender Einſiedler in meinem Hauſe, darin ich Alles habe, wonach Geiſt und Herz verlangt, und wovon dieſe armſelige trügeriſche Welt draußen nichts, gar nichts beſitzt. — Mein Haus und ſein innerer Reichthum über Alles!“ —

So viel Unrecht in dieſen leidenſchaftlichen Empfindungen Hermanns gegen den geſammten Stand des Adels auch verborgen gelegen, das er ſo mancher benachbarten, wahrhaft adeligen Familie bei näherer Bekanntſchaft gewiß gern wieder abgebeten hätte, ſo hatte doch der einzige, ſo tief kränkende Beſuch auf Schloß Knyppurg eine große und wohlthuende Wirkung in Doctor Starks ganzer Gefühlswelt zurückgelaſſen, und ſeinem bisher meiſt nur nach außen gekehrten Sehnen und Ringen plötzlich ins innerſte Heiligthum der Familie den beglückenden Weg geführt. Und wer des Menſchenherzens wechſelnde Räthſel doch alle ergründen könnte! — Da in der Herzogsſtadt Hermanns glänzendes Haus von Hoch und Nieder erkannt und er darum beneidet worden, da hatte dieſes Bewußtſein wohl einen gar tiefen Reiz für ſeine Befriedigung in ſich geborgen, aber er ſelber war in ſeiner ſteten Hetzjagd nach äußerem Glanz und Einfluß doch nur ganz ſelten

dazu gekommen, vor allen andern fremden Herzen sein eigenes von den Schätzen seiner Häuslichkeit bereichern und beglücken zu lassen. Er selber war dabei meist nur ein innerlich armer Mann geblieben. Doch jetzt, da er durch die feindliche Macht dieser neuen Lebensverhältnisse sein Haus zum erstenmal von außen mißachtet wähnte, jetzt trieb der schmerzliche Unmuth darüber ihn an, mit allem möglichen Aufwand sorglicher Liebe den seinem Hause angethanen, vermeintlichen Schimpf wieder gutzumachen. Der Neid der fremden Außenwelt fehlte jetzt wohl darin als herzloser Gast, dafür aber hatte sich zum hundertmal bessern Ersatz sein eigenes Gatten- und Vaterherz im Schooße seiner Familie wohnlich niedergelassen.

Wie Helene für sich und ihre Kinder jeden solchen neuen Tag ihm dankte, wenn er des Abends, müde von seinen anstrengenden neuen Studien, aus dem Thurmzimmer mit frohem Auge herunterkam, und Hand in Hand mit ihnen Allen noch einen traulichen Gang durch Felder und Wiesen machte. Wenn er ihr dann von seinen landwirthschaftlichen Phantasiegebilden vorschwärmte, wie konnte sie mit zarter Klugheit darauf eingehen, nur um in ihm die glückliche Stimmung nicht zu trüben, die ihren so lange verwaist gewesenen Herzen den Gatten und Vater wiedergegeben. Oder wenn er im Schloßgarten, selber wieder zum Kinde geworden, droben in der Allee mit Röschen, Hans und Rudolf Fangens und Versteckens spielte, wie sah sie von ihrem Lieblingssitz unter den Platanen ihnen mit äußerlich glücklichem Lächeln zu, wenn sie sich auch manchmal Mühe geben mußte, die sich losringende Thräne nicht verrätherisch bis ins Auge heraufquellen zu lassen. Und wurden das allmälig trauliche Abendstunden in dem anfangs so ungastlichen, übergroßen gewölbten Wohnzimmer! Dann klangen Hermanns und Helenens sympathische Stimmen wieder wechselsweise beim Vorlesen erhebender Bücher, oder der großen Tondichter unsterbliche Weisen brausten und säuselten

geisterhaft durch die hohe lampendurchschimmerte Halle. Ja, selbst das so tiefbedeutungsvolle Lied: „Was die Meereswogen sagen," das lange Jahre zuvor verstummt und schon halb vergessen gewesen, selbst dieses getraute sich Helenens Hand eines Abends wieder aufzuwecken, doch freilich erst, nachdem Hermann sie voll Sehnsucht danach drum gebeten hatte. Und er saß am Flügel zu ihrer Seite, legte wieder einmal den Arm um ihre Schulter, und während sie spielte, sprach er Stroph' um Strophe mit leuchtendem Gesicht ihr vor, wie dazumal unter der alten Föhre auf dämmernder Haide. Auch das sinnige Röschen saß in der Nähe, und sah und hörte träumerisch zu. Wenn sie auch die Worte dieses seltsamen Liedes noch nicht völlig verstand, deren wunderbaren Liebesfrieden ahnte sie doch. Nur die Thränen, die, von Hermann ungesehen, dabei fort und fort über die Wangen der Mutter träufelten, blieben ihr wieder ein Räthsel. Als sie dann einen Augenblick mit ihr allein war, fragte sie in kindlicher Unschuld: „Mutter, warum hast du geweint? Das Lied, das der Vater dir vorgesagt, war doch so schön." Und Helene sagte zu Röschen: „Lieb Kind, sei ruhig, es gibt auch süße Thränen, und diese hab' ich geweint, weil der Vater bei uns so glücklich ist." — Aber von der stillen Angst um das zarte Leben dieses neugebornen Glückes, die ihre Thränen noch mächtiger entlockt, sagte sie dem Kinde nichts. Wozu denn auch ohne Noth einen lichten Kindeshimmel trüben?

Wie das im Schlosse drunten immer heller aufflammende Licht nun auch droben im treuen Pfarrhofe die Schatten der Besorgniß um die Zukunft der heißgeliebten Freunde mehr und mehr zerstreute! Wie herzlich gerne ließ vor Allem Theodor vor Hermanns zuversichtlicher Beweisführung in scheinbar unwiderleglichen Zahlen die früheren ängstlichen Zweifel verstummen! That er doch seinem eigenen Freundesherzen damit die größte Wohlthat, da er sich, wie seit Kindesbeinen, so auch jetzt wieder in Hermanns geistige Ueberlegenheit gefangen geben

durfte. Auch Elisabeth sah nur voll innigster Ehrfurcht zu Helene hinan. Ihr einfaches, bescheidenes Gemüth fühlte zu sehr deren weitaus höher angelegte geistige Natur heraus, und sie gab sich alle erdenkliche Mühe, wenigstens den vollen Schatz ihrer Herzensgüte für Helene stets offen und bereit zu halten, um sich deren beglückender Freundschaft werth zu machen. So ging zwischen Schloß und Pfarrhof eine so menschlich schöne, vom Geist echten Christenthums geläuterte und gefestigte Herzensgemeinschaft hin und wieder, wie einst auf dem alten Rittersberg zwischen dem Erker- und Dekanshause. Kaum verging ein Tag, an dem die beiden Familien sich nicht wenigstens herzlich gegrüßt hätten. Gar mancher Gang durch Feld und Wald ward gemeinsam unternommen, und mindestens zweimal in der Woche vereinigte das Schloß, dann und wann auch der bescheidene Pfarrhof, die beiderseitigen Bewohner zu gemeinsamer, abendlicher Traulichkeit. Daß endlich die Mädchen und Knaben sofort mit einander kinderunschuldige Freundschaft geschlossen, und abwechselnd den Herren- und Pfarrgarten zum Schauplatz ihrer harmlosen Spiele auserkoren, wird wohl Jeder, der Landleben und Kinderherzen kennt, schon selber errathen haben.

Abermals gaben so diese beiden deutschen Häuser Stark und Faber Zeugniß von der versöhnungsmächtigen Wahrheit, daß es für die wahre christliche Liebe keine Unmöglichkeit sei, den confessionellen Glauben in aller Reinheit und Strenge zu bewahren, ihn mit vollster Ueberzeugungsinnigkeit im Haus und Herzen zu pflegen, und doch auch das verschiedene Bekenntniß derer, mit denen uns das Leben einmal zu friedlicher Gemeinsamkeit zusammengeführt, zu achten, und die danach in frommer Meinung leben, mit der ganzen freudigen Macht unserer Nächstenliebe zu umfassen, in Erfüllung der größten aller göttlichen Gebote. — Wer sollte drum wohl daran Aergerniß nehmen, daß nun auch die tiefkatholische Helene, die jeden Morgen mit Röschen in der Teifen-

berger Frühmesse ein noch nie geschautes Bild rührender Frömmigkeit darbot, und in gar manch' anderer Stunde daheim vor dem Muttergottesbild unbelauscht auf den Knieen gelegen, oder mit ihren Kindern davor gemeinsam gebetet, daß nun auch sie jeden Tag aufs Neue der treuen Freundschaft mit dem protestantischen Pfarrhause dankbar inne ward? Wie that doch der Umgang mit diesen ehrlichen, seelenguten Menschen in dieser fremden, feindlichgesinnten Einsamkeit ihrem und Hermanns Herzen so wohl! Und welche Beruhigung lag in dem Gedanken, auch in den schlimmsten Tagen hier nicht an Freundeshilfe, an Rath und tröstendem Zuspruch verwaist zu stehen!

Oder wer möchte umgekehrt in zelotischer Engherzigkeit das Pfarrhaus um seiner Liebe zu Hermann und Helene willen nur mit mäkelnden Augen betrachten wollen? Wäre das allgewaltige, den ganzen Erdkreis wie den Einzelnen, Könige wie Knechte, Priester und Prediger wie Laien gleich heilig mahnende Apostelfürstenwort vom Glauben ohne die Liebe — wäre diese erhabene Liebespredigt, deren Verläugnung den ganzen Segen des Glaubens geradezu ins Gegentheil verkehrt, in solch' „christlichen" Eiferherzen nicht selber schon zur klingenden Schelle geworden? . . .

* * *

War jetzt in diesem wiedergefundenen Glück des innern Hauses eine immer stärkere Sehnsucht über Hermanns Herz gekommen, nun auch die ehrwürdige Mutter bei sich zu haben, und seien's auch nur wenige Tage, daß sie in seiner neuen Heimath mit eigenen Augen sich überzeuge, wie er jetzt wieder der alte glückliche Sohn, Gatte und Vater geworden. Ja, gewiß, hier sollte ihr ganz anders zu Muthe werden, wie zuvor in der Herzogsstadt, darin sie jedes Jahr bloß immer ein paar Tage zu halten gewesen, und dann nur mit gedrücktem Gemüth, so sehr sie sich

auch Mühe gegeben, heiter zu scheinen. In diesem neuen, einsamen Daheim sollte sie ja kein Besuch fremder Menschen in ihrer gewohnten Behaglichkeit stören, und keine andern Feste sollten um ihretwillen gefeiert werden, als die täglich sich erneuernden Festtage beglückender Liebe im sich selbst genügenden Hause.

„O komm, komm zu deinem Sohne!“ schrieb er ihr, „du heißgeliebte, meiner tiefsten Ehrfurcht nie genug theilhaftige Mutter! Tag und Nacht verfolgt mich eine unbeschreibliche Sehnsucht nach dir. Zwar hast du schon in deinen Briefen mir deine Vergebung ausgesprochen, daß ich, ohne erst deinen weisen Rath zu befragen, auch wieder diesen neuen wichtigen Lebensschritt gewagt. Denn ich sei schon längst der unbeschränkte Herr meines eigenen Willens, schriebst du mir, und dir, als Mutter, sei keine andere Macht über mich verblieben, als die der Liebe und des Gebetes. Aber, liebste Mutter, wer in seinem Leben einmal ein guter, ehrerbietiger Sohn gewesen, bei dem kommen eben doch immer wieder die Stunden, in denen auch der freieste, unumschränkteste Mann ein Heimweh verspürt nach jener andern, kinderseligen Zeit, da's ihm noch ein frommes Bedürfniß gewesen, in jeder neuen Lage des Lebens sein Haupt erst zu beugen unter den gutheißenden Segen der Mutter, bevor er's mit freudigem Muth wieder aufrecht zu tragen wagte. — O ich weiß es wohl, und meinem Herzen thut dies Bekenntniß weh — längst hinter mir liegt diese unschuldige Zeit. Aber jetzt befällt mich ein so schmerzliches Heimweh nach deinem nachträglichen Segen für mein jetziges Leben, daß ich mit aller Innigkeit dich nochmals bitte: komm, o komm zu deinem Sohne, wenn auch nur auf kurze Zeit! Du bewährte Meisterin im Opfer, bring' mir in deinen alten, ehrwürdigen Tagen auch dieses noch! Komm zu deinem ungelehrigen Schüler! Mit neuem Eifer will ich deinem weisen Unterricht Ohr und Herz erschließen. — O wahrhaftig, auch hier steht mir Helene zur Seite, als ein Engel, wie er in Menschengestalt nicht

beglückender auf Erden einherwandeln kann. Aber einen einzigen wunden Fleck in meinem Herzen, o Mutter, den vermag doch nur deine Hand zu heilen. Einen einzigen Schatten in der Klarheit meiner Seele kann nur der Schimmer deines Auges in Licht verklären, und nur dein Wort kann ausfüllen einen einzigen leeren Platz in meinem Frieden. Und wiß: nicht die Liebesnähe deines Herzens genügt hiezu; nicht dein geschriebenes Wort, und nicht deine nur im Geist nach mir ausgestreckte Hand. Nein, leibhaftig muß ich dich haben, sehen, umarmen und mich von dir segnen lassen können. O darum komm, komm! und stille das heilige Heimweh deines einzigen Sohnes!"

Wie hätte Mutter Rosalie, das altbürgerliche Urbild einer Mutter, die allezeit nur für ihn und in ihm gelebt und Freud und Leid mit ihm so treulich getheilt, solchen Worten widerstehen können? —

Zwar waren alle Briefe Hermanns stets von gleicher Ehrerbietung gegen sie beseelt gewesen, und so oft sie ihn in der Herzogsstadt oder er die Mutter auf flüchtigen Geschäftsreisen im alten Vaterhause besucht hatte, immer und überall war er ihr als liebevoller, zärtlich aufmerksamer Sohn begegnet. Ja, diese Saite seines so hundertfach erregten und verstimmten Herzens gab immer einen reinen, milden Klang. Aber bei aller Liebe und Pietät war's doch immer nur ein mehr äußerliches Begegnen gewesen. Ihre Herzen hatten schon lange nicht mehr aus dem tiefsten Grunde heraus geheime, harmonische Zwiesprache gehalten, die Jedem von ihnen beglückend und befriedigend wohlgethan hätte. Nachdem sie schon längst die traurige Wahrheit inne geworden, daß selbst die bewundernswerthe Liebe Helenens auf das Opfer sich beschränken gemußt, ihren Sohn auf den Irrwegen seines Glückes nur als guter Engel zu begleiten, da war auch ihre zum Warnen erhobene Mutterhand schon seit Jahren herabgesunken und hatte sich voll Ergebung zu geduldigem Gebet und gläubigem Hoffen auf eine bessere Zukunft zusammengefaltet.

Das war die Stimmung, die in all' den einsamen Wittwenjahren ihr Herz mit dem Schilde heiliger Zuversicht ausgerüstet, jede zu bittere, hoffnungslose Trübsal von sich abzuwehren. Was hätte sie darum nutzlos klagen und jammern sollen, wo ihr Mutterwort doch nur im Sturmwind von Hermanns Leben verklungen wäre? Darum das stete Opfer schmerzlichen Schweigens dargebracht, bis vielleicht eine frohere Zeit diesen Bann wieder lösen wird, um dann mit dem ganzen Dankesjubel ihres erlösten Mutterherzens in den Hymnus von ihres Sohnes Wiedergeburt mit einzustimmen!

Und nun dieser letzte Brief! — Wie hörte sie doch eine längst nicht mehr vernommene Stimme daraus klingen, wie geisterhaften Glockenton aus einem verödeten Kirchthurm, darin seit vielen Jahren die Glocke zersprungen und der Strang zerrissen ist! — Und konnte Mutter Rosalie auch schon jetzt unmöglich hoffen, daß die Zeit der Rettung von Hermanns Glück nahe sei, das sie in dieser adeligen Burg erst recht in der äußersten Gefahr wußte, so sollte doch keinen Tag länger, als nöthig, sein Heimweh nach ihrem Mutterherzen ungestillt bleiben. Und wär's nur, um an dessen warmem Pulsschlag ihm eine Stunde lang das Eden seiner Kindheit wieder erschließen zu lassen, daß durch dessen geöffnete Thore die guten Geister in sein jetziges Leben flüchtige Einkehr halten. Echte, fromme Mutterliebe kennt ja kein Bedenken und hat keine Grenze. Hundertfach mißachtet eilt sie auf den ersten Ruf wieder freudig herbei, und hundertmal zu bitterem Weinen getrieben, hat sie sogleich wieder ein vergebendes Lächeln bereit, wenn des Geliebten Vergessenheit sich in Sehnsucht nach ihr wandelt.

Die Macht einer solchen Mutterliebe hatte denn auch die nun neunundsechzigjährige Frau aus ihrem kleinstädtischen Stillleben ohne Verzug auf die Reise nach Görzhausen getrieben. — War das dann ein Jubel der großen und kleinen Kinder, als die

geliebte Mutter und Großmutter schon an der Bahnstation empfangen worden! Und mit welch' stolzem Selbstgefühl zeigte ihr sodann Hermann sogleich in der Allee, davor sie ausgestiegen, alle die Schönheiten seines neuen Besitzes, Schloß, Garten und die liebliche Rundschau, unter denselben hochästigen Platanen, unter denen erst vor ein paar Monaten jene edle Mutter und Tochter ihre herben Abschiedsthränen geweint, und er dann selber mit solcher Begehrlichkeit seinen Entschluß gefaßt, der Herr dieses Edelsitzes zu werden.

Und nun stand auch sie, die alte, schlichte, bürgerliche Frau da droben. Und dieser prächtige Park, dieses majestätische Herrenschloß, das sollte das Eigenthum ihres Sohnes sein? — Sie wußte Alles ja längst zuvor, aber nun sie's mit eigenen Augen sah, schnürte dieser erste Eindruck ihr so überwältigend die Brust zusammen, daß ihr jedes Wort versagte, und ihre Thränen um so reichlicher hervorstürzten.

„Mutter, was ist dir? So sag', ist's denn nicht wunderschön?" rief Hermann voll banger Ungeduld. Und mit Mühe nach Luft ringend, ergriff sie zitternd seine Hand und konnte nur die Worte hervorstammeln: „Ach, mein Sohn, laß mich erst zu mir kommen!"

Helene ward dabei bleich und es fröstelte sie trotz der heißen Zähre, die sie rasch von der Wange wischte. Sie ahnte nur zu gut, wie der alten Mutter geschah. —

Jahrelanges Alleinsein und einsames Sinnen macht tiefere, in sich gekehrte Naturen schon ohnehin schweigsam. Kommen dann noch Verhältnisse hinzu, bei denen das Herz sich nicht offen aussprechen kann, weil es keine laute Freude erheucheln und doch stillen Kummer verbergen will, so wird das Wort doppelt spärlich und bedächtig.

So kam's, daß Rosalie in den Tagen ihres Besuches wohl vor den lieben Enkelkindern in rückhaltloser Zärtlichkeit ihr großmütterliches Herz erschloß, aber dem Sohn gegenüber ihre

geheimſten Gedanken verborgen hielt. Sie war ja nur gekommen, um auf ein paar Tage ihnen Allen ein lieber, wohlthuender Gaſt zu ſein. Wozu hätte denn auch das Gegentheil nützen ſollen? — So war auch all' ihr Reden, wenn Hermann ihr von ſeiner ſichern, glänzenden Zukunft in Worten und Zahlen vorſchwärmte, immer nur in allgemeine Sätze gekleidet: „O lieber Sohn, wie freut's deine alte Mutter, wenn du dich wirklich hier ſo glücklich fühlſt!“ — „Gott gebe nur, daß deine Hoffnungen mit ſeiner Gnade ſich auch erfüllen!“ — „Was ſoll ich doch fürchten, wo du mit deinem klaren Verſtand dir Alles ſo wohl bedacht und berechnet haſt?“ — „Wie dank' ich dem lieben Gott, daß du dich in deinem innern Hauſe wieder ſo heimiſch fühlſt! das iſt ja der Grundſtein und Inbegriff alles Menſchenglückes!“ —

All' dieſe lieben Mutterworte wußte ſie ſtets mit ſanftem Blick, dann und wann ſogar mit einem milden Lächeln zu begleiten, daß Hermann nie die ſtille Wehmuth inne ward, deren ſorgenvolles Antlitz ſich hinterm Schleier dieſer Reden verbarg. Und er ſollte ſie ja auch nicht inne werden. Wozu? — Nur ein einzigmal hatte auch Mutter Roſalie für ſich ſelber eine ganz entſchiedene Bitte. Das war, als Hermann ſie hinauf in den Ahnenſaal führte, und ſie die Bilder der „Altdahieſigen“ ſammt ihrem eigenen und jenem des Vaters darin hängen ſah. Da ward ihr mildes Auge plötzlich ernſt, und ſie ſagte: „Lieber Hermann, ich rede dir in nichts hinein, und gebe dir zu all' deinen Hoffnungen meinen Segen. Nur um dies Eine bitt' ich dich jetzt! Hänge mir dieſe Bilder aus dem großen Saale wieder hinweg, und ſchaffe ſie hinunter in die Wohnſtube; wenigſtens das meine und das des ſeligen Vaters. Mich friert ordentlich in meinem Bild hier oben. Wir wollen ſein wo ihr ſeid und wohnt, nahe bei euern warmen Herzen. Hier in dem öden Saal iſt nicht unſer Platz. Mehr ſag' ich nicht. Aber ich hoffe, du wirſt deine alte, bürgerliche Mutter verſtehen.“

Hermann schoß bei dieser Rede das Blut in die Wangen. Wovon ihn Helene einst vergeblich abgemahnt, der alten Mutter konnte er's nicht versagen. Er gab ihr die Hand und erwiederte mit ehrerbietiger Befangenheit: „Mutter, ich verstehe dich. Dein Wille geschehe!"

Der guten Großmutter war am Abend das Herz nun noch einmal so leicht im Kreis ihrer Kinder und Enkel geworden, da sie neben ihrem und des Vaters Bild das ganze ehrenfeste Bürgergeschlecht der Stark in der großen, behaglichen Wohnstube versammelt sah. In derselben stillen Freude setzte sich Helene nach dem Nachtessen unaufgefordert an den Flügel und phantasirte mit so begeistertem, tiefsinnigem Ausdruck, wie sie sich's noch nie zuvor in dieser stolzen Ritterburg getraut hatte. Sie wollte mit ihrem Spiel jetzt die bedeutungsvolle Rückkehr der lieben Bilder wie ein unausgesprochenes Familienfest verherrlichen.

So ward der Sohn seiner Zeit wieder um einen neuen Schritt von seinem falschen Ziel auf den rechten Weg zurückgeführt — diesmal von weiser, frommer Mutterhand. —

Und so geht's im Leben. Wie gar oft der ersten Trauer rasch eine zweite nachfolgt, so kehrt auch mit der einen Freude nicht selten eine andere gastlich ein.

Die gute Mutter saß mit Kindern und Enkeln auf der Steinbrücke unter den Linden beim Nachmittagskaffee. So leuchtend auch der Sommerhimmel durchs Blättergrün schimmerte, das Herz war ihnen doch Allen schwer. Denn schon morgen wollte sie wieder in ihre stille Kleinstadt und die Einsamkeit ihrer alten Tage zurück. Mit so innigen Bitten sie auch bestürmt worden, sie hatte sich über die nun abgelaufenen acht Tage hinaus nicht erweichen lassen. Schier unbegreiflich! — Hier hatte sie den einzigen Sohn, den Inbegriff von all' ihrem Freud und Leid, von all' ihrer Liebe und Sorge. An Helenen hing ihr Herz fast so voll Verehrung, wie an einem überirdischen Wesen, und die Enkel

hatten gewiß an ihr die zärtlichste Großmutter. Und doch konnten ihr diese flüchtigen acht Tage zur Sättigung ihrer Sehnsucht genügen und es trieb mit solcher Gewalt sie wieder heim in ihr verödetes Erkerhaus, darin sie nur fremde Menschen fand?

Ja, ständen hier nicht die zwei geharnischten Ritter auf solch trutziger Wacht; ragten die zwei Schloßthürme nicht so stolz in die Luft und flüsterten diese alten Linden ihr nicht immer so seltsam bange Weisen ins Herz; wäre dieser Edelsitz ein einfaches, gediegenes Bürgerhaus, fest gegründet, wie das Glück seines Besitzers, wie gerne wollte sie ja nie, niemehr vom Herzen des Sohnes sich losreißen, bis er ihr die Augen zudrückte. Aber acht lange Tage zu reden und doch zu schweigen, und nie die Seele sich im Auge wiederspiegeln zu lassen — o welch' lange, schwere Zeit! Wie thut dagegen auch die freudloseste Einsamkeit wieder wohl, in der irdische wie himmlische Gedanken gleich den Thränen freien Lauf haben dürfen, und darin die Gewohnheit des Alleinseins dessen Oede längst überwunden hat.

In solchen Gedanken saß jetzt Mutter Rosalie unter all' ihren Lieben da, obwohl ihr freundliches Auge keine Silbe davon verrieth, und sie sich alle Mühe gab, mit Hermann und Helene fortwährend heitere Zwiesprache zu unterhalten, um die Wehmuth des morgigen Abschieds nicht schon heut aufkommen zu lassen. Da hörte man plötzlich vom nahen Hohlweg helles Rädergerassel, wie von einem leichten Gefährt. Auf solchem von der Landstraße abgelegenen Dorf ist die Ankunft oder auch nur Durchfahrt jeder Kutsche stets ein kleines Ereigniß, das zu naiver Neugier reizt. Darum sahen jetzt auch Aller Augen voller Erwartung über den Schloßhof auf die Dorfgasse. Und siehe, ein offener kleiner Bernerwagen, darin ein junger Mann saß, lenkte wirklich gegen das Thor ein. Hermann war unwillkürlich aufgestanden und sein Auge war immer größer. Denn winkte der Ankommende ihnen nicht mit ausgestreckter Hand entgegen? — Auch Helene

erhob sich jetzt. Gott! welch' altbekannte Züge! Und doch Niemand erkennt sie mehr recht. Schon fährt der Wagen in den Schloßhof. Noch ein durchdringender Blick aus Hermanns scharfem Adlerauge. Und „Fritz, Fritz!" schreit er hinaus, und stürzt die Treppe hinunter. „Herr Doctor!" — ruft's aus dem Wagen ihm freudetrunken entgegen. „Fritz, Fritz!" schallt's droben aus dem Munde der Frauen mit gleich herzlicher Ueberraschung. Und „Fritzel!" ruft des Gastes Liebling, das liebe Röschen. Alles eilt hinab. Schon ist er aus dem Wagen gesprungen. Wie fällt er Hermann in die Arme! Dann küßt er den beiden Frauen voll Inbrunst die Hände, und drückt Röschen ans Herz. — O du vielhundertjähriges Herrenschloß, wann hast du je noch an deinen Burgherrn ein menschlich edleres Wiedersehen erlebt, als dieses? — Ein einstiger Schäferbube und dieser Jubel!

Nun ist schon lange ein Jahrzehnt dahingegangen, seitdem er mit Hermann am Hünenhügel des Haidehofes gelagert, und aus seines Beschützers Munde zum erstenmale den verlockenden Ruf „in die weite Welt" vernommen hatte. Die Wanderfahrten, deren Grenzen er damals am Himmel mit seinem Knabenaug' umkreiste, sie liegen nun wirklich hinter ihm. Als welt- und menschenkundiger junger Mann, weit über seine Jahre hinaus gereift, und als fertiger Meister ist er jetzt heimgekehrt. In England und Amerika hat er deutschen Fleiß und Erfindungsgeist, deutsche Sitte und Redlichkeit zu Ehren gebracht. Was er einst in jenem kleinen Dorfkirchhof am Grabe des Großvaters gelobt, in allen Verlockungen der „weiten Welt" hat er's gehalten und erfüllt. Das eine Buch, das einst jenem Philosophen von der Haide vorm Sterben in den Dornstrauch entfallen, und jenes andere mit Franklins lehrreichem Leben, das Hermann ihm zum Christkind geschenkt, sie haben ihn beide als vertrauteste Freunde und Rathgeber selbst übers Weltmeer begleitet. Aber auch seine dankdurchglühte Liebe zu Hermann und Helene ist wie ein lichter

Stern überall mit ihm fortgezogen, und hat in manch' dunkler Stunde sein verzagendes Herz mit neuem Hoffnungsglanze beleuchtet. Denn bei guten und hartherzigen Menschen ist er im Dienst gestanden, und ein Jahr lang hat er eine unsäglich herbe Schule durchgemacht in dem fremden Welttheil, darin, wie nirgends anders, kalte Selbstsucht das eiserne Scepter führt und der Tanz ums goldene Kalb Abertausende im tollen Wirbel hetzt.

Aber nicht aufs Gerathewohl hat ihn jetzt die Sehnsucht heimgetrieben. Schon in Philadelphia ist der Vertrag für seine neue glänzende Stellung im deutschen Vaterland abgeschlossen worden. Und sein dortiger Fabrikherr selber war's gewesen, der ihn als den weitaus gediegensten all' seiner amerikanischen, deutschen und englischen Mechaniker dem mit ihm verwandten Hause „Gödike und Sohn" am Niederrhein empfohlen hatte, um den hinter der Zeit zurückgebliebenen Mechanismus einer großen Maschinenfabrik nach neuestem System neu einzurichten und dann als Director dem ganzen Betriebe vorzustehen. Und welche Bezahlung! Zweitausend Thaler nebst freier Verpflegung! Und erst sechsundzwanzig Jahre! — Außerdem hat er schon jetzt ein ganz hübsches Sümmchen ersparten Geldes über den Ozean mitgebracht. Denn seit dem letzten Jahre waren von jeder, unter seiner Leitung gefertigten neuen Lokomotive zwei Prozent Tantiemen in seine eigene Kasse geflossen. — Reicher, glücklicher „Schäferfritzel!"

Schon in acht Tagen hat er an seinem neuen Bestimmungsort einzutreffen, um seine ebenso große wie schwere Aufgabe in Angriff zu nehmen. Und gerade vom Schiffe hinweg ist er jetzt Tag und Nacht hieher geeilt, um noch früher, als selbst die leiblichen Eltern seine geistigen in ihrer neuen Heimath aufzusuchen. Denn noch ein paar Tage vor seiner Abreise aus Amerika hatte er Helenens liedervollen Brief erhalten mit der ihn aufs höchste überraschenden, für ihn noch ganz räthselhaften Nachricht vom Erwerbe dieses Edelsitzes. O er hätte wahrhaftig gar nicht freudigen

Herzens seinen neuen Beruf antreten können, wäre ihm nicht noch zuvor vergönnt gewesen, seinen beiden größten Wohlthätern auf Erden jetzt in der Fülle seines Glückes die Hände drücken, küssen und sie mit seines Dankes Thränen benetzen zu dürfen, diese theuern, edeln Hände, die ihn, den einst niedrigen Schäferbuben auf solche Höhe von Menschenglück hinangehoben hatten.

Waren das jetzt schöne, lehrreiche, herzerfreuende Stunden, als der Schäferfritz bis Mitternacht mit ihnen Allen im großen, gewölbten Wohnzimmer saß, das durch die lieben Familienbilder nun noch einmal so traulich geworden, und er in seiner bescheidenen, treuherzigen Weise von seinen weiten denkwürdigen Fahrten über Land und Meer und dem mannichfachen Wechsel seiner Schicksale erzählte! — Da war kein Auge von menschlicher Theilnahme trocken geblieben. Aber mit weich' verschiedener Stimmung hörten all' die stillen Hörer dem lieben Gaste zu! — Hermanns Antlitz war von freudigem Mitgefühl oft verklärt, aber dann mit einemmal entfärbte er sich wieder, und sein Auge starrte gedankenblüster eine Weile vor sich hin. — Was da wohl in seinem Herzen verschwiegen vorgehen mochte? — Dann sahen Helene und Mutter Rosalie in stiller Sorge zu ihm hinüber, und mitten in ihr behagliches Zuhören schlich jähe Wehmuth ein. Was dachten wohl Weib und Mutter dabei?

Nur Theodor und Elisabeth nebst Mutter Moser, die auch bei diesem neuen unerwarteten Familienfeste nicht fehlen durften, sie lauschten alle drei mit gleich heiterer Seelenruhe all' diesem Erzählen von Kämpfen und Entbehrungen, von schlimmen und guten Tagen. Denn es war ihnen dabei zu Muthe wie einem alten Schiffer, der für immer am gefahrlosen Herde sitzend, sich von einem jüngern, eben heimgekehrten, von stürmischer, klippenreicher Fahrt berichten läßt, die er selber einst zu bestehen gehabt.

Wäre ein sinniger Maler jetzt in diesem Kreise gesessen,

schicksalsvertraut mit dem Erzähler und dessen Zuhörern, zu welch' ausdrucksvollem, stummberedtem Seelengemälde hätte diese Menschengruppe wohl ihn angeregt! Und als welch' wunderlieblicher Gegensatz zu diesen ernst dreinschauenden Gesichtern müßte ihm dabei das holde Röschen erschienen sein, das es sich nicht hatte nehmen lassen auf den Knieen des erzählenden Lieblings zu sitzen, und jedes seiner Worte mit demselben kinderglücklichen Lächeln zu begleiten, wie vor vielen Jahren, da der Schäferfritzel ihm seinen unerschöpflichen Schatz von schönen und lustigen Geschichten immer so geduldig erschlossen hatte.

Oder wäre es vielleicht ein noch reizenderes Motiv gewesen, als das zuletzt von lauter Zuhören schläfrig gewordene Mädchen den Lockenkopf an seines Freundes Brust gelehnt und er's mit friedlichem Arm umfangen hielt, während er fort und fort von den Stürmen seines Lebens erzählte? —

Am andern Morgen war das Görzhausener Schloß von seinen lieben Gästen wieder leer geworden. Jeder Versuch, den Freund noch ein paar Tage lang aufzuhalten, war vergebens. Denn, nachdem er dieser mächtigsten Sehnsucht seines Herzens Genüge geleistet, trieb es ihn zum Grabe des Großvaters. Dieses mußte er ebenfalls persönlich heimsuchen. Er hatte auch dort so viel zu reden und zu danken. Wer möchte fragen, was und warum? — Ebensowenig hatte er all' die geistigen Wohlthaten des dortigen Ortspfarrers vergessen. Auch dieser sollte sich leibhaftig an ihm überzeugen, daß er sich nicht umsonst mit seiner ersten Ausbildung abgemüht. Und wenn der nunmehrige junge Fabrikdirector sich mit besonderm Stolze darauf freute, auf der Durchreise auch seinem ersten Lehrherrn, von dessen schlossermeisterlichem Jähzorn er einst gar viel zu leiden gehabt, in seiner nunmehrigen Stelle seine Aufwartung zu machen, so wird ihm gewiß Niemand diese Genugthuung verargen wollen. Und dann zu den Eltern und der ganzen Verwandtschaft am Niederrhein!

Das Alles mußte noch in diesen freien acht Tagen bewältigt werden. Denn nicht um eine Stunde hätte er bei seinem neuen Fabrikherrn zu spät eintreffen mögen. Mit solcher Unpünktlichkeit dort zu beginnen, wäre seiner innersten Natur zuwider gewesen. So hatten sich denn Alle im Görzhausener Schloß in den Abschied von Mutter und Freund finden müssen. Auch das Geschenk so flüchtiger Stunden soll man ja dankbar hinnehmen, denn die Erinnerung ersetzt unsern Herzen reichlich, was jenen an Dauer gefehlt. Es war ein ebenso herzlicher wie schmerzlicher Abschied gewesen. Glückliches Lächeln und Thränen in einem und demselben Auge. Und seltsam, wie Kinderherzen doch oft unbegreiflich sind! — als das liebe Röschen mit den Eltern an der Schloßbrücke vor dem Wagen stand, und erst der Großmutter mit den zärtlichsten Küssen Lebewohl sagte, da hatte es nur nasse Augen bekommen. Nachdem aber der Schäferfritz ihr den Abschiedskuß auf die Kinderlippen gedrückt, fing sie bitterlich zu weinen an.

Schöne, heitere Stunden dieses doppelten Wiedersehens, wie weiltet ihr doch noch lange wie freundliche Geister in den Hallen des Görzhausener Schlosses und den Herzen seiner Bewohner! —

* * *

Noch am selben Abend saß Mutter Rosalie mit Friedrich Mertens im Garten des Erkerhauses, an jener Wand, daran vor nun bald zehn Jahren der damalige Schlosserlehrling die Epheupflanzen eingegraben hatte. Sie ließen jetzt nur wenige Stellen an der Mauer noch durchblicken. Da nahm sie des jungen Mannes Hand und sagte:

„Guter Fritz, jetzt sag' mir ehrlich, und auf dein Gewissen frag' ich dich, wie hat dir's bei meinem Sohn in Görzhausen gefallen?"

Dieſer erwiederte mit befangenem Herzen: „Nun gut, Frau Doctorin, recht gut. 's war ja doch Alles wunderſchön, was ich in der kurzen Zeit geſehen, und ſie waren Alle ſo über die Maßen lieb und gut mit mir. Aber ich weiß nicht, wie mir dort zu Muthe war, ſo ganz heimlich konnt' es mir doch nicht werden. Schon, wie ich in Amerika erfahren, daß der Herr Doctor dies große Gut gekauft und nun in einem ſtolzen Schloſſe wohne, bin ich drüber in den Tod erſchrocken. Und auch in Görzhauſen konnt' ich dieſe Angſt nicht völlig loswerden. 's iſt vielleicht recht thöricht von mir. Aber wer kann für ſein Herz? Das fragt nicht viel den Verſtand. Und wenn ihm nur Alles glückt, worauf er ſo ſicher hofft. Mein Gott, wer wäre darüber glücklicher, als ich?"

Jetzt ſtrich der Abendwind durch die Epheuranken. Mutter Roſalie blieb eine kleine Weile ſtumm und horchte auf das Blättergeflüſter. Dann ſagte ſie mit einem ſeltſam ſinnenden Blick:

„Weißt du noch, guter Fritz, was ich dir einſt geſagt, als ich dich drum gebeten, dieſen Epheu mir hier einpflanzen zu helfen?"

„O ja, liebe Frau Doctorin, wohl entſinn' ich mich noch, ſo lang es auch ſchon her iſt. Denn ich habe gar oft daran denken müſſen. Von den guten Geiſtern von Hermanns Kindheit ſagten Sie mir, und von Ihrer Hoffnung auf ſeine einſtige Heimkehr, wenn einſt dieſer Epheu die ganze Wand überzogen hat. War's nicht ſo?"

„Ja, lieber Fritz, du haſt dir's gut gemerkt. Und ſiehe, nun bin ich derzeit um zehn Jahre älter geworden, doch nicht um einen Tag geſcheidter. Und noch heut mit meinen neunundſechzig Jahren glaub' ich an Alles, was ich dir damals geſagt. So hab' ich mich in meiner Einſamkeit in dieſen tröſtenden Märchenglauben hineingeſonnen und hineingebetet. Und immer mein' ich: du, lieber Fritz, du bringſt mir meinen Sohn!"

„Ich, Frau Doctorin?" flüſterte dieſer von dieſer wunder-

samen Rede ganz durchschauert, da ihn dabei Mutter Rosalie wie mit Geisteraugen ansah, „aber wie doch nur?“

„Das weiß ich nicht, aber du, du bringst ihn mir als auserkorner Bote Gottes!“ erwiederte sie mit ergreifender Bestimmtheit. „Erst hab' ich's nur in meinen Träumen gesehen und dann auch mit wachem Geist. Was wissen die Menschen draußen, die sich in der lauten Welt herumtreiben und über viel unnütze Dinge plaudern, was wissen diese von Ahnungen der Zukunft? Sie mögen drüber lachen! Aber wer zehn Jahre, wie ich, in solchem Mutterheimweh mit dem allwissenden Gott durch Gebet verkehrt, den läßt er doch vielleicht einen begnadigten Blick durch den Schleier thun, der den Andern die Zukunft verborgen hält. — Nicht wahr, bin ich eine kindische alte Frau geworden? Ja, 's mag wohl sein, daß mein Geist an einer Krankheit leidet. Ich kann's nicht sagen. Nur, daß mein Herz krank ist — das weiß ich. Und jetzt still davon für alle Zeit und keinem Menschenohr plaudere jemals es aus! Denn zu heilig ist mein Mutterschmerz für leichtfertigen Spott. Aber dir hab' ich's sagen müssen, daß es dich tröstet wie mich, dir ganz allein.“

Fritz sah eine Weile in sich versunken gegen Himmel. Denn sein Geist war jetzt wo ganz anders in einer lange vergangenen Zeit — auf einem nächtigen Kirchhof. Dann fuhr er sich über die Stirn und sagte: „O Frau Doctorin, wie unser Herrgott mit den Menschen reden kann, weiß Niemand besser, als ich. Mehr darf ich nicht sagen. Ich kann mir zwar gar nicht denken, wie ich Ihren Sohn wieder heimbringen soll, aber wenn je mich der liebe Gott dazu ausersehen sollte, so werd' ich mit ganzem Herzen dazu bereit sein. Das schwör' ich, so wahr Gott mir gnädig sei.“

Darauf stand sie auf und schloß ihn mit einem langen Kuß so innig in die Arme, als sei's ihr eigener Sohn. „O Gott

vergelte dir's an dir selber und deinen eigenen, einstigen Kindern!" Nach einer Weile gegenseitigen Schweigens gingen sie miteinander ins Erkerhaus zum Nachteſſen und redeten nurmehr von andern weltlichen Dingen.

Des andern Morgens wanderte Friedrich Wertens durch den herrlichen Reichswald zum Grabe ſeines Großvaters.

IV.

Der Zauber der Freiheit.

1.

Daß dieſe hoffnungslichten Sommertage kühner Entwürfe und hochfliegender Erwartung doch in alle Zeit im Herzen des Görzhauſener Burgherrn fortgedauert hätten! Wären dann in dieſen alten Mauern heitere, glückliche Menſchen aus- und eingegangen, wie ſeit langen Jahren nimmer!

Helene ſagte ſich jedoch in all' dieſer trügenden Ruhe mit ſteter, verſchwiegener Sorge: Wie bald wird dieſe Zeit träumeriſcher Illuſionen abgelaufen ſein! Dann fällt von Hermanns neuem Leben die trügeriſch heitere Maske. Und wer mag es ſich völlig ausdenken, welch' wechſelndes Antlitz dann die ſchonungsloſe Wirklichkeit ihnen Allen tagtäglich entgegenhalten werde? Geſtern noch von froher Hoffnung ſtrahlend und ſchon heute vom ſorgenvollen Zuge der Enttäuſchung verdüſtert; am Morgen noch von glücklicher Freundlichkeit gegen alle Welt verklärt und am ſelben Abend von verzehrendem Aerger entſtellt, der ſelbſt ins innerſte Haus ſeinen kalten Schatten wirft!

Sie, die herzensklare, in ihrer Stimmung ſtets maßhaltende Frau, die im wechſelvollen Leben der Landwirthſchaft aufgewachſen und, ohne jemals deren geſunder Poeſie das Herz verſchloſſen zu

haben, doch auch in die weitaus überwiegende Proſa des täglichen Betriebes eine gar richtige Einſicht gewonnen, ſie ahnte nur zu klar voraus, wie die eigene Bewirthſchaftung eines ſo großen, heruntergekommenen Gutes ſich mit Hermanns Temperament und Weſen wohl nicht beſſer vertragen werde, als Waſſer und Feuer. Kaltblütige Ruhe, geduldzähes Abwarten, Ertragen jeder Täuſchung und vorſichtig langſames Vorwärtsſchreiten; alle Schwächen und Ausartungen des Geſindes ertragen zu lernen und mit Erde und Himmel nicht zu grollen, auch wenn ſie unſerer Arbeit und Sorge unbarmherzig Hohn zu ſprechen ſcheinen — wo lag bei Hermanns noch ſo reicher Begabung in Geiſt und Gemüth auch nur ein Anfang all' dieſer Tugenden? Und wird nicht ohne ſie der geträumte poetiſche Himmel der Landwirthſchaft zur wahren Hölle, darin der Dämon häßlichſter Proſa das ihm verfallene Opfer martert?

All' dieſe Angſt trat jetzt wie ein unheilkündendes Geſpenſt von Tag zu Tag näher an ſie heran. Trotz alledem gewann es jedoch ihre unerſchrockene Frauenſeele über ſich, nicht ſchon jetzt Hermanns hochfliegende Pläne mit der Hand mäkelnder Aengſtlichkeit zur Erde niederzuziehen und die Macht ſeines muthigen Glaubens an ſein neues Leben in ihm abzuſchwächen. Im Gegentheile, ſo gut ſie vorher in der Herzogsſtadt mit frommer Willenskraft und Liebe zu dem Mann ihres Herzens das Opfer zuwegegebracht, ihrer innerſten Neigung zuwider die vornehme, äußerliche Weltdame zu ſpielen und doch im innern Hauſe zu jeder Zeit die echt deutſche Frau und Mutter zu bleiben, ſo erſchien ihr jetzt untrüglich die andere Aufgabe vorgezeichnet, wenn auch wiederum ſo ganz gegen ihre eigene Wahl, in dieſem neuen Lebenskreiſe den ganzen Platz eines entſagungsfähigen, thatkräftigen Weibes muthig auszufüllen. Nichts wollte ſie für ſich ſelber erringen, als das ſtärkende Bewußtſein, ihrem Mann allezeit und überall als hilfreiche Gefährtin zur Seite zu ſtehen, auf den rechten Wegen des Lebens ſo treu und opferwillig wie auf deſſen Irrpfaden, und

doch in ihrem Hause nur auf der einzig wahren Bahn heiliger Frauenpflichten einherzuwandeln.

Wie darum Hermann während dieses Sommers mit athemlosem Eifer in die Wissenschaft seines zukünftigen Berufes sich hineinarbeitete und für die Bewältigung der äußeren Wirthschaft scharfsinnige Pläne entwarf, ebenso benützte Helene diese Vorbereitungszeit, um mit wunderbarer, äußerer Seelenruhe und geräuschlosem Eifer Alles und Jedes, was dem Bereich der sorgenden Hauswirthin zufiel, für den zukünftigen inneren Haushalt zu bestellen. Dabei war sie schon jetzt darauf bedacht, aus den Erinnerungen ihres eigenen Vaterhauses und mütterlichen Vorbildes, wie im fleißigen Beobachten der, wenn auch noch so kleinen Oekonomie des Pfarrhofes sich ihre festen Grund- und Vorsätze zu sammeln, nach denen sie im Herbst ihr pflichtenschweres Amt ausführen wollte. Ja, wahrlich — das gelobte sie sich mehr denn einmal vor dem Angesichte Gottes und ihrem Herzen — der ihrer Obhut anvertraute innere Pfeiler des ganzen Gebäudes, der sollte gewiß keine nachlässige Hüterin an ihr haben. Und müßte dennoch der kühne Hoffnungsbau Hermanns vielleicht später zusammenstürzen, so wollte wenigstens sie mit schuldlosen Händen vor den Trümmern stehen, um dem darunter verschütteten Manne Haupt und Herz wieder aufrichten zu helfen. Vielleicht daß er dann in schlimmeren Zeiten an Weisheit und Frieden reicher werde, als in seinen guten Tagen, deren Glück er nicht ertragen gekonnt!

Darum nur muthig jetzt hinabgestiegen in diese Niederung des Lebens, darin der Mann der helfenden Frau bedarf! Denn ohne die Weihe der Liebe wird der erhabenste Frauenberuf niedrig, sowie ihr Opfer den niedrigsten Dienst erhöht und adelt. Ja, auch in der alltäglichen Prosa, um des Mannes willen den Haushalt von Knechten und Mägden zu bestellen und überwachen, kann Heleneus poetisches Wort zur vollen Wahrheit werden. „Unermeßlich ist des Weibes Liebe; keines Schiffers Senklei ergründet

ihre Tiefen, ihre Höhen umkreiſet keines Adlers Flug und keines Forſchers Geiſt kann abwägen ihre Stärke.“ —

Der von Hermann ſo ſtürmiſch erſehnte Herbſt kam heran. Der Hauptpächter zog ruhig ab. Mit um ſo trotzigeren Geſichtern zahlten aber die ärmeren Görzhauſener und Teiſenberger vormaligen Frohnſöldner den letzten Pachtzins für die einzelnen Grundſtücke und Wiesgründe, die, noch von der gnädigen Herrſchaft her ſeit urdenklicher Zeit um ein wahres Spottgeld überlaſſen, die Hauptſtützen ihrer kleinen bäuerlichen Wirthſchaften geweſen. Daß Doctor Stark dieſe zerſtreuten Pachtgründe nun ſammt und ſonders in ſeine große Wirthſchaft mithereingezogen, darin handelte er zweifellos nur nach ſeinem guten, vollen Rechte; ebenſo ſtand eine viel beſſere Verzinſung unbeſtreitbar in Ausſicht. Aber mit dieſer gewaltſamen Neuerung griff der Sohn ſeiner Zeit eben wieder in eine hundertjährige, wohlthätige Gewohnheit zerſtörend ein und machte ſich die „kleinen Leute,“ auf deren Arbeitskraft im Taglohn er zumeiſt angewieſen war, zu erbitterten Feinden. Recht und Wahrheit und der Kampf um beide konnten gewiß keinen reineren, ſelbſtſuchtloſeren Kämpen finden; aber kluge Billigkeit war eine jener Tugenden, deren Erlernen er von Kindheit an verachtet hatte.

Und nun begann der eigene Geſammtbetrieb ſich in Gang zu ſetzen. Doch nicht behutſam, nicht allmälig, wie es haushälteriſche Rückſicht auf die Wirthſchaftskaſſe verlangte und einer der allererſten Paragraphe im Kopfe des praktiſch erfahrenen Landwirthes gebietet. Gott bewahre! das mochte für ängſtliche Pedanten gewöhnlichen Schlages als erſprießlich gelten, für träges Fiſchblut, aber nicht für den immer gährenden Feuergeiſt eines Hermann Stark. Darum von vornherein das Bleigewicht alltäglicher Bedächtigkeit von dem aufſtrebenden Fittig genialer Phantaſie hinweggeſchüttelt! Wagenden Schrittes abgewichen von dem ausgetretenen Bauernwege der Gewöhnlichkeit! „Audaces fortuna

juvat — dem Kühnen hilft das Glück" — das sei die furchtlose Devise! Und würden es Tausende im gleichen Fall anders machen, nun wohl, es gilt die Probe. So laßt doch sehen, wer diesmal Recht behält, die willen- und gedankenlose, pedantische Regel, oder die aus dem fruchtbaren Schooß eigenartiger Denk- und Willenskraft geborne Ausnahme.

So lautete der Eingang des neuen, gutsherrlichen Programms, und der es in seinem Kopf in voller Ursprünglichkeit entworfen, war auch der Mann dazu, um es durchzuführen. Zwar äußerte Anfangs der wohlmeinende Verwalter pflichtgemäß alle seine Bedenken, aber das verstimmend stolze Wort Hermanns: „Ich bin der Herr und es geht aus meiner Kasse," machte jeden ferneren Widerspruch in solchen großen Fragen verstummen. Und so mußte denn mit einem Schlage wie durch einen Zauber der ganze vielgliederige Mechanismus in fieberhafter Hast fertig dastehen. Alle seine Räder mußten ineinandergreifen, als wäre das ganze Gut schon ein Jahrzehnt in Hermanns energischem Betriebe gestanden. Deßhalb ward dem abziehenden Hauptpächter, der sich als „Privatier" mit vollen Säckeln in der benachbarten Kleinstadt in behaglichen Ruhestand setzte, die volle Getreide- und Futterernte in Bausch und Bogen sofort abgekauft und noch die Hälfte dazu, so viel in der Umgegend nur aufzutreiben gewesen. Ueberall lachte man über die ausgeplauderten Kaufsummen, bei denen die schlauen Verkäufer wahrlich nicht zu kurz gekommen waren. Aber Doctor Stark wollte sich von vornherein das Gefühl voller Scheunen verschaffen, wie nach eigener, reichlicher Ernte. Die neu angeschaffte Dreschmaschine mußte vollauf Material haben, um sogleich den ganzen Winter über mit ihrem weithin dringenden Geräusch den Görzhausener Bauern die angebrochene Aera modernen Fortschritts zu verkünden und dem Schall ihrer veralteten Dreschflegel Hohn zu sprechen. Strotzen mußten die hohen Futterbarren, denn mit schweren Schweizer- und zur Abwechslung auch

holländiſchen Thieren, von den Zuchtbullen und Kühen bis herab zum Jungvieh jedes ein anderes Schauſtück, waren die Ställe in unglaublich kurzer Zeit ausgeſtattet worden. Mit welch' gewiegter Kennerſchaft hatte aber auch der neu ernannte Hofjude, Veit Itzig, auf ausländiſchen Märkten nur wahre Prachtexemplare zuſammengekauft! Und wie hätte man ſich denn auch mit dieſer unanſehnlichen, verkommenen Landrace noch ferner begnügen ſollen? Ein wahrer Hohn für eine Muſterwirthſchaft, wie Hermanns Phantaſie nach dem einſtigen Vorbilde des Haidehofes ſie ſich vorgezaubert hatte! Und wenn dieſer neue, edle Viehſtand auch nur um den doppelten und oft dreifachen Kaufpreis des hier landläufigen anzuſchaffen geweſen, wie hätte er ſich deßhalb nur eine Stunde lang beunruhigen ſollen? Stand doch in ſeinen Tabellen auf Heller und Pfennig ſtreng wiſſenſchaftlich ausgerechnet, daß eine ſolche Kapitalanlage ſich weit ſicherer verzinſe, als alles knauſerige Sparen am unrechten Orte. Denn wenn irgendwo, ſo hat in der Landwirthſchaft das Wort ſeine Berechtigung: „Zahlen beweiſen.“ Und für immer abgeſchafft iſt jedes träge Ochſengeſpann. Nur raſcher Pferdeſchritt wollte dem neuen Gutsherrn in dieſer Zeit des Dampfes noch tauglich dünken. Ha, wie die Görzhauſener Bauern eines Abends mit großen Augen aus ihren Fenſtern lugten, als eine Koppel von einem Dutzend breitrückiger Ackergäule, wieder unter Vorauritt des unvermeidlichen Hofjuden, durch die Dorfgaſſe ihren Einzug hielt! Und wie ſie dann, die ſeit Hermanns Ankunft den Schloßhof mit keinem Fuße mehr betreten, nun immer häufiger zwiſchen Licht und Dunkel hereingeſchlichen kamen, voll ſtupider Neugier zur Melk- und Futterzeit in die Ställe ſpähten und mit zuſammengeſteckten Köpfen ihre altklugen Scrupel über das ſchwere Vieh und das leicht: Futter unter einander auskramten! Und wieder lockte das Geräuſch der Dreſchmaſchine allmälig Einen um den Andern zur Scheune, und mit dem ſtumpfen Ausdrucke bornirten

Stillstandes begafften ihre Gesichter das ihnen unverständliche Instrument des Fortschrittes, wie nicht minder die neumodischen Pflüge und Eggen, die in offener Schuppe paradirten.

Welche behagliche Genugthuung gewährte das jetzt dem „Bauerndoctor," wenn er zufällig bemerkte, wie schon diese erste Einrichtung seiner neuen Wirthschaft das ganze Dorf in neugierige Erregtheit versetzte! Aber wartet nur noch ein Jahrt, ihr hainbuchenen Starrköpfe, und ihr sollt den Bauerndoctor noch ganz anders anstaunen, wenn er euch an seinen Feldern und Wiesen gezeigt hat, was denkender Geist, kühner Wille und die Macht des Geldes über die Natur vermag!

Und hat auch die Anschaffung des ganzen Inventars den ersten Anschlag von zwanzigtausend Gulden schon überstiegem, wer möchte darum kleinliche Scrupel hegen? Welch' kindereinfaches Rechenexempel! Größere Kapitalanlage, größere Zinsen. Nur diese geben den Ausschlag. Und wird sich voraussichtlich ebenso die eingesetzte Summe verdoppeln, die in Grund und Boden verwendet werden soll, so beruhigt auch über diese Mehrausgabe das untrügliche Naturgesetz: „Wer dem Boden viel gibt, dem wird er doppelt viel zurückerstatten!"

Darum weg mit allen manchmal aufsteigenden schwächlichen Zweifeln, und mit der ganzen Macht furchtloser Energie das ursprüngliche Programm durchgeführt! Nicht bedächtig fördern muß man die Wirkung der schaffenden Natur, nein, mit Gewalt drängen und zwingen muß man sie. So will es der Geist der neuen Zeit und er, ihr sie begreifender und ihr dienender Sohn. — Die Felder sind von den Pächtern seit langen Jahren ausgesogen. Nun gut, so gibt man ihnen so schnell als möglich ihre normale Kraft zurück. Wozu hat der geheimnißvolle Haushalt der Natur in fernen Ländern uns den Reichthum des Guano aufgespeichert? Wozu hat die Wissenschaft der Chemie, diese jetzt stolzeste unter ihren Schwestern, in der Neuzeit solche Triumphe gefeiert? Darum

ohne Bedenken in die Kaſſe gegriffen und treibende, nährende Kraft gekauft für die träge, magere Scholle! Hat doch Goldhelm das Betriebskapital bis zum Betrage von fünfzigtauſend Gulden hypothekariſch vormerken laſſen und erſt etwas über die Hälfte iſt davon verausgabt. Wer wollte darum abwarten, bis die eigene Wirthſchaft ihre Nahrungskraft aus ſich ſelber heraus erzeugte? Langweilige Schlafmützen, die ſolche Geduld über ſich brächten! Und werden jetzt auch ein paar Tauſend Gulden in koſtbarem Staub über die Felder geſtreut, welch' rechnender Menſchengeiſt will die Hoffnung abſtreiten, daß vielleicht gerade das nächſte Jahr ſolch' fruchtbaren Segen in ſeinem Schooße birgt, um dieſes Kapital für erkaufte Kraft doppelt und dreifach heimzuzahlen? Wie thöricht, nicht ſo wenig zu wagen, wo ſo viel zu gewinnen iſt!

O keine ſchönere Zeit im Leben, als frohes, morgenfriſches Hoffen, dagegen ſelbſt der Abend der Erfüllung an Reiz verliert!

Wenn jetzt Hermann in dieſen Herbſttagen ſeine Gemarkung durchritt, wie konnte er doch an dem poetiſchen Anblick Herz und Auge weiden, wenn auf dem einen Felde die ſtolzen ſechs Pferdegeſpanne die dünnbeſtockten Stoppeln mit der Pflugſchar umbrachen und auf dem andern in das guanoſatte Erdreich der ſo hoffnungverheißende Samen niederfiel! Wird das im nächſten Jahr ein üppiges Aehrenwogen werden, wo im letzten nur verkümmerte Halme ſtanden! Ja wart' nur, Knyppurger Landjunker, wenn dein Weg dich vielleicht hier einmal vorüberführt, du ſollſt ſchon erfahren, daß dieſer Advokat auch im großen Prozeſſe der Natur kein Stümper iſt und die Myſterien ihrer vieltauſendjährigen Akten von Grund aus zu ſtudiren verſtanden! —

Nur ein einziger Mißton klang jetzt immer ſtörender in Hermanns befriedigte Stimmung. Von vornherein hatte er ſich's gelobt, mit Leib und Seele ſeinem neuen Berufe ſich hinzugeben, in Theorie wie Praxis. Nicht als vornehmthuender Dilettant, der heut aus flüchtiger Laune ſich mit übertriebenem Feuereifer

um die Wirthschaft bekümmert und schon des anderen Tages wieder seinem Vergnügen nachgeht und den Verwalter schalten und walten läßt. Das Bewußtsein, daß seine Mannesehre wie das Wohl seines Hauses mit dem möglichst tüchtigen Betrieb der Wirthschaft unzertrennlich verkettet sei, hatte von vornherein den vollen Aufwand von sittlichem Ernste, von Fleiß und Ausdauer in Hermann herausgefordert. Der ganze Mann in ihm wollte seinem jetzigen Berufe dienen, dafür aber auch zugleich der ganze Mann der unbeschränkte Herr und Gebieter sein, der „Gutsherr" in dieses Wortes strengster Bedeutung. Mit Keinem unter ihm wollte er diese Herrschaft theilen, von seiner Autorität an Niemand was abgeben. Das hatte er in seinem ganzen früheren Leben nicht gethan und auch jetzt dünkte er sich zu stolz und alt zu dieser neuen, demüthigen Angewöhnung.

So willig er sich daher auch während der Sommermonate herabließ, von dem Verwalter sich in den ganzen Betrieb der Landwirthschaft und deren Fundamentalsätze theoretisch einweihen und von dessen kundiger Hand in seinen wissenschaftlichen Forschungen leiten zu lassen, jetzt ward ihm dieses ewige Besserwissen und Corrigiren, dieses wohlmeinende Ab- und Zurathen und versteckte Bevormunden von Tag zu Tag unerträglicher.

Wann und wo hat denn auch Hermann Stark noch jemals eines pedantisch nergelnden Schulmeisters bedurft, um überall und allezeit unter seinesgleichen als der Erste hervorzuragen? War nicht vom Steckenreitergeneral und Kaiserjäger, vom Frankensenior und Rechtspraktikanten bis hinauf zum Advokaten und Abgeordneten überall einzig und allein sein Genie und seine Thatkraft die eigene urwüchsige Macht gewesen, die ihn auf den höchsten Gipfel seines jeweiligen Lebens hinangehoben? Und unter Bauern und Landjunkern sollte er sich jetzt nicht getrauen, den Vogel abzuschießen, ohne die staubige Brille eines Hofmeisters aufzusetzen und von dessen Hand sich helfen zielen zu lassen? Das wäre

das Ideal der Freiheit auf eigenem Grund und Boden, danach er ſo begehrlich verlangt? Und die Natur wäre noch ſein Herrſcherreich? Welch' verhaltener Hohn im Klange dieſer ſtolzen Namen!

Aber wenn dieſer Verwalter ſich auch von nun an beſcheiden wollte, ſelbſt mit keinem Gedanken mehr eine Einſprache gegen die Anordnungen ſeines Herrn zu erheben, ſchon das niederdrückende Bewußtſein Hermanns, daß er dennoch vor noch ſo kurzer Zeit wie ein Abc-Schüler ihm zu Füßen geſeſſen, verwirrte in der Nähe dieſes Gehilfen die Selbſtſtändigkeit ſeines ſelbſtherrlichen Willens und lähmte ſeine Thatkraft. Und dann, ſchon ſeit dem erſten Tage des eigenen Betriebes, was war das für eine läſtige Theilung der Autorität zwiſchen Herrn und Diener! Nein, noch mehr als dies! Hermann müßte keine offenen Augen gehabt haben, um nicht klar zu ſehen, wie das Geſind eigentlich nur den Verwalter als den rechten Herrn betrachtete und ihn, den Herrn ſelber, als das fünfte Rad am Wagen; wie des Verwalters Weiſungen pünktlich und willig befolgt wurden, ſein eigenes, gutsherrliches Wort hingegen meiſt nur auf heimlichen Widerwillen oder gar auf Zweifel an deſſen Befähigung und Berechtigung, überhaupt etwas zu befehlen, geſtoßen war. Immer mächtiger fing darum das heimliche Feuer der Eiferſucht in Hermanns Herzen zu glimmen an und fortwährend vermehrte ſein Unwille den aufgehäuften Zündſtoff. Dieſe unnatürliche Zwitterſtellung zwiſchen dem Herrn und Verwalter war ihm zuletzt völlig unerträglich geworden. Nach ſteten kleinen Reibereien ſchlug endlich Hermanns Zorn in hellen Flammen auf und der Gutsherr ſtand im unbeſchränkten Herrſcherreich ſeiner heißerſehnten Freiheit.

Wie ſchrieb er noch vor wenig Wochen in ſein Tagebuch? „Aber auch ich ſelber verſpürte heute zum erſtenmale das Ideal alles Menſchenglückes mir nahe. War mir's doch zu Muth, als ſchreite dieſes wie ein hehres Frauenbild Hand in Hand mit ihrer ſtolzen Schweſter, der Freiheit, durch wogende Aehren und duftige

Wiesen neben mir her und sie erzählten mir abwechslungsweise mit bezauberndem Tone von den Geheimnissen ihrer Weisheitslehre."

Wohl! Jetzt mag diese an ihrem begeisterten Schüler sich erproben! —

Von nun an entschloß sich Hermann einzig und allein mit eigenem Herrenauge das ganze Rädergetriebe seiner neuen Wirthschaft zu überwachen, mit eigener, ungebundener Hand es Tag für Tag zurecht zu stellen. Kein zweiter Verwalter sollte nach dem ersten, entlassenen, ihm künftig mehr den Reiz, den Zauberstab freier Herrschaft ganz allein zu schwingen, verkümmern. Nur zwei Oberknechte durften unter ihm die niedere Aufsicht führen über Gesinde und Taglöhner; aber jedes befehlende Wort war ihnen verwehrt. Nur sein Commando auszuführen blieb ihre gedankenlose Arbeit. Der Alles durchdringende, leitende Geist durfte nur der seinige sein. Jede Verantwortung traf nur ihn, den gebietenden Herrn. Das allein wollte ihm volle Freiheit dünken. Zwar verhehlte er sich's nicht, daß dieser Entschluß so mancher Bequemlichkeit des Lebens entsagen und bisher ungewohnte Abhärtung des Lebens sich angewöhnen heiße; aber was soll seinem starken Willen unmöglich sein? Der Geist gebot; die Materie mußte sich fügen.

Jetzt war Hermann am frühesten Morgen der Erste und am Abend der Letzte in der Wirthschaft. Wo in Feld und Wald seine Leute beschäftigt waren, überall erschien er des Tages oft ein Dutzendmal und stets unerwartet auf windschnellem Rosse dahersprengend. Ueberall erschollen seine Befehle. Hei, wie das in den ersten Tagen prächtig in einander griff! Wie er das Gesind in furchtsamen Respekt versetzte und voll stolzer Genugthuung des Abends sich zur Ruhe begab! Wie mit einem Zauberschlage war, wie er sich innerlich rühmte, seine Autorität festgestellt. Ja, wer auch seiner geistigen Uebermacht hätte wider-

stehen können? Hatte doch selber der Herzog sich ihr hingegeben, wie sollte sie nun an Bauernknechten und Stalldirnen ihre zwingende Kraft versagen?

Hätte Hermann aber auch, sobald er seinem Gesinde den Rücken gewendet, manchmal das höhnische Lachen und die rohen, beißenden Witze gehört, die dem Bauerndoctor nachgeschallt! Doch schon nach einer Woche klangen sie einmal vernehmlich an sein Ohr, da er urplötzlich wie ein Geist wieder unter seinen arbeitenden Knechten und Mägden erschienen, kaum da er auf anderem Wege von ihnen hinweggeeilt.

Da kam wohl kein scheltendes Wort über seine vor Zorn zitternden Lippen; er biß sie nur zusammen, musterte mit kaltem Auge die frechen, heimtückischen Schwätzer und in düsterem Sinnen ritt er langsam von dannen.

Und nun fahrt wohl ihr phantastischen Träume von dem Zauber schrankenloser Freiheit auf eigenem Grund und Boden! — Euer Trugbild ist zerronnen. —

Wohl dem, der berufskundig und maßhaltend auf dem rechten Wege des Lebens als kluger Mann einhergeht und dem der Begriff des Opfers noch nicht zur widerwärtigen Mythe geworden! Und glücklich der Mann, der in weiser Einsicht von der Unfreiheit und den Mängeln aller irdischen Verhältnisse der Begier entsagt, nach einem vollkommenen Glücks- und Freiheitsideal des äußeren Lebens sich abzuringen, um darüber endlich nur zum Knechte der eigenen Enttäuschung zu werden. Denn diese Einsicht wird ihm allezeit zum Behagen innern Friedens verhelfen und allem Auftreten, Wirken und Befehlen in seinem Berufe jene feste, ruhige Sicherheit zum Geleite geben, die durch Wohlwollen und Gerechtigkeit geadelt, auch nach außen zur unbedingten Achtung und Botmäßigkeit zwingt und keinen Zweifel aufkommen läßt über die rechtmäßige und überlegene Autorität, kraft deren ein solch' besonnener, maßvoller Mann die Herrschaft seines Berufes ausübt. —

Der neue Gutsherr von Görzhausen war seit jenem Abend, da er das unselige Lohngelächter seiner Knechte gehört, zum Zerrbild eines solchen Mannes geworden.

Statt des entlassenen Verwalters hatte er jetzt wider Willen einen andern Gehilfen in Dienst genommen, einen gar aufdringlichen, schwarzgalligen Gesellen, der von nun an wie ein finsterer Schatten lauernd an seiner Seite ging in Feld wie Wald, der als zornerregendes Gespenst mit ihm zu Rosse saß, gleich jener „schwarzen Sorge hinter dem Reiter," von der Horaz gesungen; der mit seinem Herrn, das Mahl verbitternd, zum Tisch sich setzte und als schwerer Traum im selben Bette mit ihm schlief. Das war der Argwohn seines Stolzes.

Ja wahrhaftig, selbst Volkmanns teuflischer Haß hätte keinen schlimmeren Feind ihm zum verderbenbringenden Genossen an die Seite geben können, als ihn Hermann jetzt selber aus seinem eigensten Wesen heraus erzeugte. Was frommte nun Helenens treues, besonnenes Wächteramt an dem ihrer Obhut anvertrauten Pfeiler der inneren Wirthschaft, wo am ganzen Gebäude die Balken von Tag zu Tag drohender aus den Fugen wichen? Was nützte noch die stille Verehrung, mit der Knechte wie Mägde an diesem hehren Frauenbilde von Sanftmuth und mütterlichtreuer Fürsorge hinanschauten? Und was half es ihrer klugen Güte, sich wochenlang abzumühen, den guten Willen des Gesindes unvermerkt wieder aufzubauen, wenn die Heftigkeit des Herrn ihre Mühe oft in einer Stunde wieder niederriß?

Denn dieser finstere Geselle in Hermanns stetem Geleite, der verdächtigte jetzt jeden zweifelhaften Zug im Gesichte des Gesindes als versteckten Hochverrath gegen die Autorität des Gutsherrn. Jede harmlose Lustigkeit klagte er als verhöhnendes Gelächter an, jede wohlgemeinte Einrede als unbotmäßige Auflehnung. Und wie der Blitz war auf diese geheimen Anklagen des einen bösen Geistes ein anderer, nicht minder schlimmer, erschienen.

Der ſprach ſofort ſein vorſchnelles, rechtloſes Urtheil als ſinnlos erregter Richter — das war der Jähzorn.

Hei, wie da das Räderwerk der Wirthſchaft jetzt prächtig ineinander griff, wenn oft die beſten Knechte in ihrem Geſindeſtolz vom Pfluge weg den trotzigen Rücken wandten auf Nimmerwiederkehr! Wenn mitten in der zur Neuſaat halb umgeſtürzten Waldfläche gleich Dutzende von Taglöhnern die Arbeit kündigten, dieſelben „kleinen Leute," die von den reicheren Bauern aufgeſtachelt und Hermanns ungerechtem Schelten zur Meuterei getrieben, ihm nun heimzahlen durften, um was er durch Wegnahme ihrer Pachtgründe ſie an ihrem Erwerbe geſchädigt.

War Hermann ſchon vorher kein ausgelernter Meiſter in der ſchweren, und langer Uebung bedürfenden Kunſt, mit ruhiger Sicherheit die Arbeit richtig anzuordnen, Jeden an den rechten Platz zu ſtellen und die ſelbſtbewußte Ruhe des Befehlens zu bewahren, jetzt ſank er von Woche zu Woche immer mehr zum unſicheren, ſtümperhaften Schüler herab. Der Fluch der Lächerlichkeit wälzte wie eine ſchwarze Wolke am trügeriſchen Himmel ſeiner ſchrankenloſen Herrſchaft ſich näher und immer näher gegen ihn heran. Die Wünſchelruthe der Freiheit ward immer ärmer an beglückendem Zauber. Und aus dem Boden dieſes falſchen Berufes ſtieg jetzt ein dritter Geiſt herauf, wenn auch erſt nur auf Minuten, das war der gefährlichſte von allen dreien — das Mißtrauen in ſich ſelber.

Und hatte nicht ſogar der Himmel gegen ſeine Pläne und Hoffnungen ſich verſchworen? Wie oft, wenn Hermann jetzt in finſterem Unmuthe durch ſeine neubeſäeten Felder und koſtſpieligen neuen Waldkulturen ritt, hätte er in die kalten Wolken mit bis zum Himmel reichender Geiſterfauſt hineingreifen und ihr Waſſer nur auf Stunden zur ausgedorrten Erde niederreißen mögen! Und wie hatte er dann wieder wochenlangem Sturm und Platzregen, der ſeine Arbeitspläne zu nichte machte, im zornerregten

Herzen ein ohnmächtiges Halt geboten! — O machtlos unterthänig zu ſein, ein denkender, unſterblicher Menſchengeiſt, der verderblichen Laune ſinnloſer Elemente! In den ſcharfſinnigſten Berechnungen von ihnen betrogen und geäfft zu werden, welch' vernichtendes Bewußtſein trotz aller Menſchenmacht von Geiſt und Willen!

Aber dennoch vorwärts, vorwärts! wie ein löwenmuthiger Soldat im Kugelregen ausgeharrt in dieſem Kampfe gegen Menſchen und Elemente! Denn eher zu Grunde gehen oder ſterben, ehe daß er, der Doctor Hermann Stark, die Schmach ſich angethan, das offene oder verſteckte Bekenntniß abzulegen, es ſei die Macht ſeines Geiſtes diesmal kläglich zu Schanden geworden. Nein, jeden Tag raffte er mit neuer Willenszähigkeit und neuer Selbſttäuſchung ſich auf. Er kannte ſeine eigenartige Natur zu gut. Nicht um einen Zoll breit durfte er nachlaſſen von der Ausführung ſeiner weitverzweigten Entwürfe. Seine Phantaſie mußte fort und fort mit neuen Träumen der Zukunft genährt, der ganze, volle Herr und Gebieter in ihm geachtet und, wenn es ſein mußte, gefürchtet werden; und müßte er jede Woche dieſes kecke, heuchleriſche Geſinde wechſeln, bis endlich Niemand mehr ſich getraute, an ſeinem gutsherrlichen Wiſſen, Wollen und Können mit einem Wort oder Blick zweifeln zu wollen. Ja, das bis jetzt ſo heuchleriſche Zauberwort: „Schrankenloſe Freiheit auf eigenem Grund und Boden," es muß doch noch Wahrheit werden! . . .

Aber wo biſt du anderer nie tügender Zauber nun hingeflohen, der du zur ſchönen Sommerszeit in dieſen alten Burgmauern dich ſo wohnlich niedergelaſſen, du gott- und menſchenfreundlicher Zauber des in ſich befriedigten, glücklichen inneren Hauſes? — Du fürchteſt doch ſonſt dich nicht vor Spätherbſtſtürmen und Winterfroſt, vor trüben Tagen und langen Nächten! Nein, gerade zu dieſen Zeiten, wo die rauhe, reizloſe Natur den Menſchen ins heimlich warme Haus verlockt, wirkſt du ja am

liebsten und mächtigsten, du süßer, trauter Zauber der Familie! Aber freilich, wo wilde Stürme im Menschenherzen selber toben und über den Seelenfrieden des Hausherrn frostige Winternacht hereingebrochen ist, in solch' ungastlichem Hause ist deines Bleibens nicht mehr. Da sitzt nur die Verstimmung als trübsinniger Gast beim Lampenschimmer. Es schweigt die Musik; denn jede Harmonie ist dieses Gastes Ohr zuwider. Harmlos heiterer Scherz getraut sich nimmer den Mund zu öffnen. Er fürchtet sich vor dem strengen Antlitz dieses neuen Hausbewohners. Die Frühlingsfreuden der Kinder frieren ein vor seinem eisigen Hauch. Die Mutter weint über ihn verstohlene Thränen und müht sich umsonst, mit sanftem Wort und Blick ihn aufzuheitern. Und nur dem Vater und Hausherrn, der ihn selber herbeigerufen und täglich aufs neue willkommen heißt, dem einzig ist wohl in der Nähe dieses unheimlichen Gastes, und er verträgt sich mit ihm, weil er in ihm sein Ebenbild erschaut.

Arme Helene! Arme Kinder! Aermster Mann und Vater!

2.

Die trübselige Winterszeit ist überstanden. Der Frühling sendet seine ersten warmen Stürme als Boten aus, daß sie seinem rauhen Vorfahren die Wohnung der Erde kündigen und das vom Schlummerbann befangene Leben der Natur mit lenzigem Auferstehungsgruß umbrausen mögen. Da begann allmälig die Frühlingsarbeit der Bauern sich auf den Feldern zu regen. Mit gewohntem Gleichmuth zogen sie schwerfälligen Fußes mit ihren Pflügen hinaus, um die Felder zur Sommerfrucht zu bestellen. Und stand die Wintersaat auch jetzt noch gar dünn und verhieß sie nur schwächliche Ernte, es war doch keiner, der darüber unwillig murrte oder gar in wahnwitzigen Hader mit dem Himmel verfiel. „Es hat eben im Herbst am rechten Regen gefehlt. Und

wer weiß, ob nicht die Sommersaat vielleicht desto besser ausfällt. Ist doch kein Jahr dem andern gleich an Segen und jedes bringt ein anderes Wetter. Wer will daran was ändern? Aber unser Herrgott hat's doch noch immer recht gemacht." Als naturwüchsige Schüler dieser patriarchalischen Philosophie, die seit Jahrhunderten von Enkel zu Enkel sich fortgeerbt und gleichsam mit Jedem schon auf die Welt gekommen, zogen jetzt diese „dummen Bauern" hinaus und bestellten ruhigen Blutes ihre Felder.

Aber der geniale, hochgebildete „Bauerndoctor," wie war's mit dem und seiner Stimmung?

Schon den ganzen Winter über war dieser zu keiner inneren Ruhe gekommen; darum hatte er auch keine äußere ertragen können. Und lag der Schnee nicht fußhoch oder trotzte der gefrorne Boden nicht jedem Eisen, an allen nur halbwegs günstigen Tagen war draußen die Arbeit in hastigem Gang erhalten worden. Vermooste Wiesflächen mußten zur Neusaat umgestürzt, andere zur Bewässerung hergerichtet und wieder Dutzende von Tagwerken allzu nasser Ackerfelder mit Ableitungsgräben versehen werden. Und jetzt kam schon der Frühling heran, für Hermanns Arbeiten um ein paar Monate zu früh. Die Sommersaatbestellung drängte mitten in die andere Arbeit hinein. Soviel der faulen Knechte er auch schon entlassen und sie mit andern noch trägeren vertauscht; ob er auch auf eine Stunde weit um erhöhten Lohn fremde Taglöhner gewonnen, da die „kleinen Leute," durch die Bauern bestochen, ihm zuletzt für immer die Arbeit gekündigt — überall war doch jetzt nur unfertige Arbeit gethan. Eine verlorene halbe Jahresrente an Futter und Körnern erschien dem Gutsherrn als drohendes Gespenst im Wachen und Träumen. Dazu dieser erbärmliche Stand der Wintersaaten trotz all' den Tausenden von Gulden, die darüber hingestreut worden.

Und wenn er jetzt gar die gemachten Ausgaben zusammenstellte und sie mit den muthmaßlichen Ernteeinnahmen verglich —

o diese trügerischen, schlangenglatten Zahlen! In welch' finsteres Brüten war er dann in seinem einsamen Thurmzimmer verfallen, und wie konnte er stundenlange so dasitzen, mit nun völlig ins Gegentheil gekehrter Phantasie nur unheilvolle Zukunft schauend!

Ja, du hochgelehrter, hochbegabter Bauerndoctor! auch die Kunst, ein „dummer Bauer" zu sein, will im Leben gelernt werden und nicht Jeder bringt's darin zur Meisterschaft.

Ob er dann wohl in solchen Stunden seine Bücher noch mit solcher Begeisterung begrüßte, wie an jenem Abend? Ob er dann wohl noch von dem hohen „Königthum" der Freiheit geschwärmt und an die Ausübung der geheimen Kunst gedacht, als praktischer Sohn seiner Zeit das Zauberreich der Natur zu betreten und doch von dem sumpfigen Dunste materialistischer Weltanschauung das verklärte Antlitz seines höheren Geisteslebens sich nicht trüben zu lassen?

Und welch' neuer Unstern! — Mitten in diesem Sturme von düsteren Aufregungen rief ihn jetzt, völlig unerwartet, seine Ehrenpflicht als Abgeordneter in die Herzogsstadt. O jetzt, kaum getraute er sich's recht zu bekennen und es schoß ihm dabei heiße Scham ins Gesicht, jetzt hätte kein widerwärtigerer Ruf ihn aufstören können, als der des Vaterlandes, über dem er vorher in der Herzogsstadt auch die wichtigsten Prozesse vergessen konnte. Jetzt fort zu müssen! — Mitten in solch' überall begonnener und nirgends vollendeter Arbeit! Dazu dieses unverlässige Gesinde und kein Herr dabei! Denn schon begann der Dienst des Görzhausener Bauerndoctors durch dessen Jähzorn und steten Wechsel in der ganzen Umgegend so übel berufen zu werden, daß bald nurmehr die Hefe von Knechten und Taglöhnern sich durch hohen Lohn dazu verlocken ließ.

Arme Helene, Wächterin der inneren Wirthschaft!

Wenn er nur wenigstens noch seinen tüchtigen, verlässigen Verwalter hätte, dem er in solcher Eifersucht den Dienst gekündigt!

Aber wer sollte jetzt den fernen Herrn ersetzen? O welch' unberechenbarer Schaden! Welche herz- und kopfverwirrende, unvorhergesehene Lage! Aber er mußte dennoch fort. Ihm blieb keine Wahl. —

„Wirf ab, was dich drückt und ängstigt! Bei mir kehr' ein, als freier Mann nur deinem Hause und dem Volke zu leben!" Hatte der damalige Advokat nicht also das alte Schloß in seinem Geiste zu sich reden hören, da er droben unter den Platanen gesessen und sein böses Ich ihm Aug', Ohr und Herz befangen hatte? Und jetzt, da er gedrückt und geängstigt, wie noch nie, als Burgherr dasselbe Schloß verließ, um als „freier Mann" dem Volke zu leben, was hatte es ihm wohl jetzt zum Abschiede nachgerufen? —

Kopf und Herz voll düsterer Sturmwolken kam Hermann in der Herzogsstadt an, die er vor nun bald einem Jahre mit solch' sonnigen Hoffnungen verlassen hatte. Wie natürlich war sein Drang, sobald als möglich im Umgang seiner alten Freunde sich zu zerstreuen und über neuen, freudigen Eindrücken die düsteren daheim wieder vergessen zu können. Wie er aber jetzt am andern Morgen zu seinen Besuchen sich anschickte, da verspürte er erst, welch' innere Ueberwindung es ihn koste, mit dem alten, lebensheitern Gesichte gerade vor denen wieder zu erscheinen, die es als seine Gäste niemals anders gesehen, als in vollem Glücke strahlend oder bei seinen Kammerreden entflammt von verklärender Begeisterung. Und nun er sich im Spiegel besah und dieser anderen Zeiten gedachte, erschrak er vor sich selber. Stand nicht dieser ganze Winter in seinem Gesichte geschrieben und mußte dieses nicht schon auf den ersten Anblick sein ganzes Innere verrathen und Mitleid erwecken oder gar Schadenfreude? Aber nein! Nicht ein einziges Menschenauge sollte nur ein Wort von tragischer Stimmung auf seinem Antlitze zu lesen bekommen. Selbst Goldheim nicht; Keiner, Keiner.

Er ging und noch unterwegs setzte er wider Willen seine physiognomischen Uebungen fort, um in trügend heiterer Maske seine Rolle mit Erfolg durchzuführen. Und doch, so meisterhaft er auch zu spielen geglaubt, wenn er auf die immer gleiche Frage nach seinem Wohlergehen und neuen Leben die stets gleiche, unwahre Antwort gegeben, lag nicht auf jedem Gesichte seiner Freunde das nämliche Wort ganz deutlich geschrieben? „Ich glaube dir nicht, du lügst! Denn ich weiß die Wahrheit des geraden Gegentheils."

Dann stritt sich schamrothe Befangenheit in seinen gezwungen heitern Zügen mit der Verstellung um die Herrschaft. Und, heiliger Gott, wie ein Dolchstoß fuhr ihm das Bewußtsein durch die Seele: „Ich habe gelogen, zum erstenmal in meinem ganzen Leben gelogen vor denen, die mich bisher für die leibhaftige Wahrheit gehalten." Und war es denn auch nur der Mühe werth gewesen? In welchem dieser Herzen klang denn noch derselbe sympathische Ton warmer Freundschaft wie einst, da er noch ihre Prozesse siegreich durchgeführt und sie bei ihm als fürstlich bewirthete Gäste gezecht und gejubelt? — Welch' gemachte Freude des Wiedersehens! Welch' versteckte Gleichgiltigkeit oder gar Schadenfreude und, wenn's gut kam, nur unzarte Fragen! Waren das denn wirklich noch dieselben Männer? — O Menschen, Menschen! . . .

Nur ein Einziger, der hatte ihn mit wahrhaft warmem Willkomm wieder begrüßt. Das war Goldheim. Aber wie hatte Hermann diesen selber in seinem Aussehen verändert gefunden? — Da er ihm Lebewohl gesagt, trug der Hofbankier noch glänzend schwarze Haare, mit grauen fand er ihn jetzt wieder. Was mußte das für ein Jahr gewesen sein, das solche Macht des Kummers in sich geborgen, um in so kurzer Zeit das Haar zum Bleichen zu bringen?

* * *

Als der Hofbankier zwei Tage nach Salomons Auszug des Abends wieder heimgekehrt und ihm berichtet worden, was unterdessen in seinem Hause geschehen, da brach er wie vernichtet in die Kniee und stieß so herzzerreißende Klagen aus, als habe man seinen eigenen alten Vater aus dem Hause gestoßen. „Gott der Gerechte, welch' schreckliches Unglück! Der Salomon aus meinem Hause! Und ich bin schuld daran!" — Und er schlug sich die Brust und zerraufte das Haar unter bitteren Thränen der Reue. Dann sprang er wieder auf und ein so wilder Zorn kam über ihn, den sonst so weichen, schwachen Mann, daß er mit geballten Fäusten zur meineidigen Urheberin dieses „schrecklichen Unglücks" ins Zimmer stürmte. Ein verschmitzt ersonnenes Märchen, wie der Salomon zu ihr wie eine böse alte Katze herübergeschlichen und sie bis in den Tod beleidigt, wie sie aber selber beim ewigen Gott mit keiner Silbe ihren Schwur gebrochen habe, dazu der feierliche Eid eines bestochenen Lakaien, der das Märchen beglaubigte — das waren die listigen Waffen, mit denen die Baronin den zornerhitzten Gatten wieder allmälig wehrlos machte, wenn er auch an all' diesen Ausreden zweifelte.

Noch am selben Abend eilte der Baron darauf in die Judengasse. Es kam ihm dieser Gang gar schwer an; denn lange, schier ein ganzes Vierteljahrhundert lange hatte er den dunklen, schmutzigen Häuserknäuel nimmer betreten. Ein altes Judenweib führte mit großen, staunenden Augen den ihr unbekannten, vornehmen Herrn über eine enge, finstere Stiege an des Salomons nunmehrige Stube. Dieser saß darin im selben ledernen Lehnstuhl, wie im Goldhelm'schen Hinterhause, hatte wie dort den grünen Schirm vor den Augen und las seiner abendlichen Gewohnheit gemäß auch jetzt im Talmud. Seinem draußen stehenden, vormaligen Herrn klopfte das Herz in fieberhafter Angst. Aber mit raschem Entschlusse riß er jetzt die Thür auf und stürzte dem Alten klagend in die Arme.

„O Salomon, Salomon! muß ich dich hier wieder finden? Gott, wie mir das wehe thut! Schier das Herz möcht' es mir abdrücken. O was hat dir meine böse Frau für ein gottloses Leid angethan? Aber sieh', da komm' ich, dein Isidor; so eben von der Reise komm' ich, und hole dich wieder heim in mein Haus. O komm, komm, vergiß und verzeih, was dir geschehen! Abbitten soll dir's meine Frau vor Allen im ganzen Hause. Komm wieder zurück und sei mir wieder gut, mir und meinem Hause! Es ist ja auch deines — alter, treuer Salomon!"

Und er sank an des Alten Brust und küßte seine verwelkten Lippen.

Aber der Alte blieb eiskalt wie ein Marmorbild, dem ein Mensch ans Herz gesunken. Mit verächtlich finsterm Blicke machte er sich aus Isidors Umarmung los, erhob sich von seinem Stuhle voll majestätischer Würde und sagte nichts als das Eine:

„Isidor, du hast geschwätzt! Ich aber schweige. Laß mich, wir sind geschiedene Leute."

„Aber Salomon," rief jetzt der Baron mit wankenden Knieen, „der Geist meines seligen Vaters! Sein Testament! Willst du denn mein Haus mit dem Fluche meines Vaters belasten?"

Auch dieser neue Ausbruch von Isidors reuigem Schmerz ließ den Salomon ungerührt. Er verzog nur die Lippen zu spöttisch wehmüthigem Lächeln und seine Schulter hob sich höher, da er sagte: „Der Geist deines seligen Vaters? Von dem willst du noch reden? Gütiger Gott, wie spät denkst du doch daran! Und sein Testament? Je nun, wer hat's gebrochen? Ich oder du? Aber es wird sich an deinem Hause erfüllen. Und nun laß mich, hab' nichts mehr mit dir und deinem Hause zu schaffen. Geschworen hab' ich's zum Gott unserer Väter und zum Geiste deines eigenen. Ich, Isidor, ich schwätze nicht. Leb' wohl, und denk', ich sei gestorben."

Nach diesen letzten Worten, die er nurmehr mit gebrochener

Stimme geflüstert, setzte er sich in seinen Lederstuhl, schob den Schirm vor die Augen und blickte in den Talmud, wenn auch seine dicken Thränen ihn keine Zeile davon lesen ließen.

Isidor schlich wie ein Schatten sprachlos hinaus. Was hätte er hier noch weiter thun sollen? —

Seit dieser Stunde fing sein schwarzes Haar zu bleichen an ...

Einen Monat später lag der schöne, hoffnungsreiche Sohn des Hofbankiers auf der Bahre. Er war eines der ersten Opfer einer Typhusepidemie. Wie ein zu Grunde gerichteter Mann folgte der Vater dem Sarge verzweiflungsvoll nach. Gabriele trug dieses neue Unglück ihres Hauses als demüthige Kreuzträgerin. Sie weinte über den Bruder fromme Thränen, aber doch lange keine so bitteren, als sie oft um die Mutter und Schwester vergoß. Diese hingegen waren in ihren schwarzen Kleidern schon nach den ersten Wochen gegenseitig bemüht, allzu herben Schmerz aus ihren Herzen wieder hinauszuphilosophiren. Denn der verstorbene Edgar war, wie Gabriele, das Ebenbild des Vaters, und stand in der getheilten Familie auf deren Seite, nicht auf der ihrigen. — Schmerz und Trauer galten ihrer epikuräischen Weltanschauung überhaupt als zwei völlig unnatürliche, lästige Feinde, die man nach der entgegengesetzten Schule des Stoicismus so schnell als möglich wieder entwaffnen und besiegen müsse. So sehnten sich auch die beiden Melanie's gar bald nach der Erlösungsstunde, in der ihnen der Anstand die große Welt wieder erschließen durfte. Nun ist bald ein Jahr vorüber, seit dem dieses Grab sich geschlossen, und das Versäumte soll von Mutter und Tochter gewissenhaft nachgeholt werden.

In der Brust des Vaters wohnte dieser Schmerz aber noch heute mit solch' verzehrender Gewalt, als sei erst gestern das Auge des einzigen Sohnes gebrochen. Und war es denn nur dieser Tod allein, der dem Hofbankier seitdem auch die letzte Lebenslust verleidet und die letzte Kraft geschwächt? — O weiß

es der Himmel, er war allezeit an Freuden der Familie nicht allzureich gewesen. Eine Wunde war auf die andere, kaum geheilte, nachgefolgt am Leibe seines häuslichen Glückes. Nur Gabriele war und blieb der immer gleich lindernde Balsam, und auch die Hoffnung auf diesen Sohn half ihm manches Leid verschmerzen. Aber was ihn immer völlig befriedigte, das war die Freude an seinem großen, glänzenden Geschäfte; das war der Stolz auf das felsenfeste Vertrauen, mit dem ganz Europa und selbst fremde Welttheile sein Bankhaus beehrten; und das war endlich sein eigenes Bewußtsein, daß dieses goldene Gebäude auch wirklich auf dem Grundsteine gediegener und ehrlicher kaufmännischer Speculation gegründet sei. Jetzt war auch das Leben dieser Freuden langsamem Siechthum verfallen. Noch gewahrte das Niemand von der Außenwelt. Nur sein verschlossenes Inneres trauerte darüber.

Wie hatte der alte Baruch einst zu ihm gesagt, als Isidor an jenem Abende vor mehr als zehn Jahren Trost bei ihm gesucht, nachdem sein Telegramm mit den tausend herzlichen Küssen so höhnisch daheim erwiedert worden war? — Da war des alten Juden Rede gewesen: „Und siehe, darum ist Gottes Zorn über dich gekommen und hat dich geschlagen an deinem Herzen; denn wenn er dich auch geschlagen hätt' an deinem Geld, dann träfe er ja auch mich zugleich mit dir, und das thut der gerechte Gott mir nicht an, weil ich geblieben bin sein getreuer Knecht. Doch wenn ich einmal gestorben bin, ach Isidor, wie wird mir dann auch Angst um dein schönes Geld!"

Und nun war der Salomon für Isidor hundertmal schlimmer als gestorben. Hinausgestoßen war er in seinen alten Tagen durch seines Weibes Bosheit und seine eigene unglückliche Schwäche, hinausgestoßen aus dem Hause, das er durch fünfzigjährige Mühen und Sorgen geholfen reich zu machen, darin er hätte bis zum Sterben wohnen sollen nach des alten Moses Mendels

Teſtament. Und jetzt hinausgeſtoßen als „ſchmutziger Schacherjude, als Schmach und Unheil dieſes Hauſes, als ſtinkendes Unkraut und Peſtgeruch.“ — O Alles war Iſidor wieder verrathen worden. Und wie war ihm jetzt ſelber Angſt geworden um ſein „ſchönes Geld!“ —

Denn kaum hatte der Salomon ſein Haus verlaſſen, war ſtatt ſeiner der Fluch des Vaters in Iſidors Haus hereingezogen.

Der Tod des eigenen Sohnes, das war die erſte Strafe für ſein Vaterherz, das den eigenen Vater im alten Salomon noch im Tode mißachtete. Keine Menſchenzunge, und wäre ſie die beredteſte der ganzen Welt, hätte dem Hofbankier dieſen Glauben mehr ausreden können. Und hatte der zerſtörende Geiſt dieſes Vaterfluches ſich nicht auch in den andern Bau des ganzen Geſchäftes geſchlichen? So lange der Salomon noch in ſeiner geheimen Einſiedelei deſſen feſteſte Säule, deſſen Alles durchdringender Adlerblick und oberſter entſcheidender Wächter geweſen, wie war da jedes Unglück von der Schwelle dieſes ſtolzen Gebäudes fern geblieben! Nicht einmal im ſo verhängnißvollen Jahre Achtundvierzig, wo der Bankerott überall wie ein brüllender Löwe einhergegangen und das Leben hundertfachen Wohlſtandes verſchlungen, hatte ſich dieſer an das Haus Goldhelm gewagt. Und jetzt, jetzt lähmte unſichere Rathloſigkeit jeden Aufſchwung ſelbſtvertrauender Speculation. Die Geſchäfte, die ſicheren Gewinn verſprochen hätten, blieben aus falſcher Furcht ungemacht und wieder andere Unternehmungen, die verlockend geſchienen, waren in die Brüche gegangen. Denn der Eine, der ſeit mehr als zwanzig Jahren immer den Ausſchlag gegeben, welches Geſchäft ſolle gemacht und welches unterlaſſen werden, der ſaß jetzt in zürnendem Schweigen in ſeiner Judengaſſe wie ein von der Erde abgeſchiedener Geiſt. Sein einſtiger Herr, der über dem grenzenloſen Vertrauen in die finanzielle Allwiſſenheit des alten Dieners und deſſen nie trügenden Rath den Entſchluß eigenen Willens ſeit

Jahren verlernt, dem war jetzt auch die Kraft gebrochen, als Haupt ſeines Bankhauſes auf eigenen Füßen zu ſtehen. Und hatte er einmal ſich dennoch aufgerafft, ſo drückte der verzweiflungsvolle Schmerz um den todten einzigen Sohn und das Elend ſeines inneren Hauſes ihn wieder nieder. Stumpfſinnig ließ er dann ſeine Leute, fremd ſeinem Hauſe wie Herzen, eigenmächtig ſchalten und walten und unterſchrieb die von ihnen vorgeſchlagenen und meiſt mißglückten Geſchäfte mit ſeinem unglückſeligen, freiherrlichen Namen.

Auch dieſes Glück, es fahre hin! Auch dieſes Haus zerfall' in Trümmer! — Seinen Sohn hatte ja das frühe Grab verſchlungen, und auch die Mutter dieſes Sohnes, ſie war jetzt für ihn ſo gut wie geſtorben. Wozu ein alſo reicher Mann noch bleiben? Wozu, mit ſolchem Rieſenſchmerz? — Was braucht er da noch vieler Millionen, bei denen er doch nur ein armer Bettler bleibt an echtem Menſchenglück? —

Das war jetzt ſeine Stimmung. Aber ſeine Haare waren dennoch auch über dieſem langſam hereinbrechenden Zerfall ſeines Bankhauſes bleich geworden. Denn er war ein Sohn des Geldes, als ſolcher geboren und groß geworden.

* * *

Wenn der Menſch ahnen könnte, wie ſeine mit voller Begeiſterung geſprochenen Worte oft in gar kurzer Zeit wieder zu eben ſo viel Lügen würden, durch eigene Schuld eines verirrten Willens, welch' ein überbedächtiger Schweiger müßte er dann wohl werden, um jedes ſpätere Erröthen vor dem früher geſprochenen Worte zur Unmöglichkeit zu machen.

So hatte Hermann, damals noch Advokat, zu ſeinem Freunde Theodor unter den Görzhauſener Platanen, die in jenem Früh-

jahr so unendlich viel vom Menschenherzen erfahren, Folgendes gesprochen:

„Umsonst hab' ich nun in schlaflosen Nächten darüber nachgegrübelt, wie ich diesem aufreibenden Banne meines Lebens mich mit einem großen Entschluß entreißen könne. Mein Abgeordnetenmandat in der Kammer niederlegen? Nein, um keinen Preis der Welt ist dieses mir abzukaufen; denn das ist mein wahrer, mein stolzester, mein menschenwürdigster Beruf, dem jeder meiner besten Gedanken, jede meiner tiefsten Empfindungen so lange dienen soll, so lange Geist und Herz in mir lebendig ist."

Und jetzt, da er diesen Beruf in der Herzogsstadt ausüben sollte, wie machte Hermann jetzt sein damaliges Wort zur Wahrheit?

Nicht eine Woche war seit Eröffnung der Kammersitzungen vergangen, und schon trieb ihn die ungestüme Sorge um die Wirthschaft wieder nach Görzhausen, als Sklaven seiner schrankenlosen, neuen Freiheit und Knecht seiner Knechte. Woche für Woche ging dieses hastige Hin- und Herstürmen fort. Aber was traf er bei seinem jedesmaligen Heimkommen? — Aerger, Unordnung, schlechte Arbeit, träges, grenzenlos anmaßendes Gesind; Ausgaben, daß ihm oft die Haare zu Berge standen, und zum Ersatz nichts als halb erfüllte Hoffnungen nebst der immer mehr verwirrenden Gewißheit, daß er auf dem besten Wege sei, äußerlich und innerlich ein langsam zu Grunde gehender Mann zu werden.

Aber fand er denn nicht auch Weib und Kinder daheim, und seinen treuesten Freund? Nun ja, freilich. Doch wo blieb ihm an einem solch' abgehetzten Tage denn noch Zeit und Stimmung, um auch an seinem inneren Hause und an Freundestreue sich freuen zu können? Das hatte er ja schon den ganzen Winter über fast völlig verlernt. Bei jeder Wiederkehr auf den Abgeordnetensitz nahm er eine schwerere Last von Sorgen mit, und

immer gereizter ſtürmte er wieder von dieſem nach Hauſe. Eine ſtete Wechſelwirkung von innerem Mißmuth, der hier wie dort allwöchentlich neue Nahrung fand.

War es darum ein Wunder, daß gar bald die ganze Stadt ſich fragte: Iſt das noch der alte Hermann Stark? Die einſtige Zierde der Volkskammer, der ruhmreiche Held im Ehrenkampfe für freiheitliche Entwicklung? Denn faſt immer ſaß er nur mit unſtäten Blicken da, das Mißbehagen der Ungeduld mit Mühe bekämpfend, oder er brütete vor ſich hin und ſchrieb auf ſeinem Pulte nichts als Zahlen, er, der ſonſt mit ſo freiem, klarem Antlitz auf jedes Wort gelauſcht und die Gedanken von Angriff und Abwehr ſo leuchtend darauf wiederſpiegeln ließ. Wo ſeine Parteigenoſſen wie die überfüllten Galerien auf eine glänzende Rede des berühmten Patrioten ungeduldig geharrt, blieb er ein verſtimmter, zerſtreuter Schweiger. Von ſteter Angſt um den möglichen Zerfall des eigenen Hauſes gefoltert, wie hätte er da noch Stimmung verſpüren ſollen, am Aufbau ſtaatlicher Freiheit mitzuhelfen? — Ward er endlich dann doch von ſeinen politiſchen Freunden zum Wort gedrängt, ſo war ſeine jetzige Rede nur ein kalter Schatten gegen die Flamme ſeiner früheren, Alles hinreißenden Begeiſterung. Oder, was ihn mit noch ſchlimmerem Verdachte belaſtete, wenn Einer der kleinen, fortgeſchrittenſten, heimlich demokratiſchen Partei mit beißenden Stichelreden ihn endlich zum Kampfe herausgefordert, dann ſchwang er das Schwert ſeines Wortes mit ſolch' innerer Verbitterung, daß wieder Alle zweifelnd die Köpfe ſchüttelten, da ſie der maßvoll feierlichen Ruhe gedachten, mit der er früher, wenn auch noch ſo ſcharf, jeden Angriff auf ſich und ſeine Partei ſiegreich zurückgeſchlagen hatte.

Und dennoch trotzalledem, welch' ein Volkserwählter in dem ganzen Saale konnte ſich innerlich rühmen, für die Freiheit, für das Recht und wahre Wohl des Volkes ein treueres, wärmeres

und wahrhaftigeres Herz in der Mannesbrust zu tragen? Und wie müßten Alle, die jetzt daran zu zweifeln begonnen, oder schon allen Glauben verloren, wie müßten sie wahrlich Alle schamroth jeden Verdacht ihm wieder abbitten, wollte er seinen Mund jetzt öffnen und zu seiner Rechtfertigung jenes Geheimniß verrathen, da er vor dem Herzog gestanden und für die Wiedergeburt verfassungsmäßigen Rechtes so kühne Worte der Wahrheit geredet, zu denen vielleicht kein Zweiter in diesem Saale den gleich ritterlichen Muth gehabt hätte!

„Seht ihr's?" zischelte nun Volkmann mit seiner alten Schlangenzunge in Weinstuben und Bierhäusern. „Seht ihr's, wie ich Recht gehabt? So schaut ihn nur einmal an, den Erzschleicher, wie er jetzt wie ein armer Sünder in der Kammer dasitzt! Das böse Gewissen steht ihm ja auf dem Gesichte geschrieben. Glaubt ihr nun an das herzogliche Judasgeld? Na, hunderttausend Gulden, ein hübsches Sümmchen! da kann solch' ein Schuft wie der Stark schon ein Bischen das Volk darum verrathen. Lernt ihr ihn jetzt kennen, den verkappten Aristokraten, der nur so lange den Volksfreund heuchlerisch herausgehängt, bis er sein verrätherisches Ziel erreicht hatte? Und wenn ihr erst wüßtet, wie er daheim die „kleinen Leute" schindet, wie er ihnen das kleinste Kartoffelfeld abgenommen hat, daß sie nun im Elend sitzen, und wie sein Förster jede arme alte Frau, die nur einen Korb voll Streu für ihre Geiß aus dem Walde holt, ausfuchteln muß. Ja, ärger als im finstern Mittelalter, wo's noch Leibeigene gegeben, treibt's dieser „Bauerndoctor," wie sie in der ganzen Umgegend ihn heißen. Na, er wird auch zum letztenmal in der Kammer gesessen sein; denn die Liberalen werden doch einen solchen Judas nimmer wählen wollen, und die Conservativen werden sich mein' Seel' wohl auch bedanken, einen solch' erkauften Ueberläufer im Lager zu haben. Und so wie ich, denkt jetzt die ganze Kammer und das ganze Land. Ja wohl, er hat

ſchon einen ganz prächtigen Namen gekriegt, der nur mehr recht an den Galgen paßt. Ihr könnt's ja Tag für Tag in allen Blättern leſen; will keines mehr von dem Verräther was wiſſen, was für eine Farbe ſie auch haben mögen. Ei, ſo leſt zum Exempel doch nur einmal dieſes ganz famoſe Gedicht aus dem „Vorwärts!“ In tauſenden von Extrablättern wird's abgedruckt werden, wie ich mir ſagen ließ, und muß reißenden Abſatz finden. Mag aber auch ein verflucht geſcheidter Kerl ſein, der's gemacht hat — ein Kunſtſtück non plus ultra. Aber hört ihr's, vergeßt mir nicht die Anfangsbuchſtaben von oben herunter zuſammenzuſetzen, denn darin liegt der Hauptwitz, wenn ihr ihn verſtehen wollt.“

Gab es dann große, weingedunſene Augen und breite, hohnlachende Geſichter, wenn von ein paar Dutzend ſolcher Zechbrüder einer nach dem andern den Namen „Hermann Stark“ in dem Gedichte herunterbuchſtabirte, und Volkmanns Ausſpruch von dem „verflucht geſcheidten Kerl“ durch die ganze Verſammlung beſtätigt ward!

Das gereimte Pasquill lautete:

Wächterruf.

Hört ihr Herrn und laßt euch ſagen,
Ein Uhr hat die Glock' geſchlagen.
Rißen längſt die Geiſter aus,
Mitternacht treibt ſie nach Haus.
Aber dennoch haltet Wacht!
Noch ſchleicht in der Lüge Nacht
Natterngleich ein böſer Geiſt,
So als Judas ſich erweiſt.
Traut ihm nicht, er ſtreut Verrath,
Auf der Freiheit junge Saat.
Recht des Volkes ſei bedacht!
Kammerwächter habet Acht!

Daß Volkmann diesmal selber der hämische Verfasser gewesen, der dieses „Kunststück non plus ultra“ jenem halb verhungerten und unterdeß aus der Tragödie seines Dichterlebens in den finsteren Lauben abgerufenen Poeten nicht ohne Geschick nachgemacht, dieses Geständniß hatte er wohlweislich unterlassen. Denn noch war er nur heimlicher Mitarbeiter jenes demokratischen Winkel- und Skandalblattes „Vorwärts,“ das nun mit demselben Giftgeifer seine Gegner besudelte, wie einst umgekehrt der reaktionäre „gute Bürger.“ Mit seinem politischen Rollenwechsel schon ganz unverhüllt hervorzutreten, dazu hielt er seine Zeit noch nicht für gekommen, abgesehen davon, daß ein solch' verändertes, offenes Glaubensbekenntniß ihm die Erwerbsquelle seiner Correspondenzen in auswärtige, konservative Blätter mit zu empfindlichem Schaden abgeschnitten hätte. Seine Protensrolle dünkte ihm mit voller finanzieller Berechtigung weitaus als die schlaueste und einträglichste in dem „großen, gott- und zuchtlosen Possenspiel der Zeitungsschreiberei,“ mit welchem Namen seine eigene, heuchlerische Feder in jenem hyperkonservativen Sonntagsblatt einmal selber die heutige Journalistik beehrt hatte.

Volkmanns heimliche Wühlerei gegen Hermann Stark, „den Ursprung seines Elends und den Wurm an seines Lebens Baum,“ war diesmal nicht vergebens. Mindestens jede Woche brachte der „Vorwärts“ einen andern Aufsatz. „Der Bauerndoctor,“ „der verkappte Baron,“ „der Tyrann von Görzhausen,“ „ein großer Herr und kleine Leute,“ „die Hundspeitsche der Freiheit“ — so lauteten die Titel, die zur Genüge den weiteren Text dieser Hetzartikel verriethen.

Aber wäre es nur dieses schmutzige Blatt allein gewesen! Denn welcher Ehrenmann trägt heutzutage ein so reines Kleid, daß die skandallüsterne Gemeinheit solcher verkommener Landsknechte von der Feder es nicht zu besudeln wagte? Und doch, wo bleibt davon für das Auge jedes klugen, ehrlichen Mannes

ein Flecken zurück? Auch des erhabensten Geistes Adlerflug umkrächzen diese Raben mit dem heiseren Geschrei bezahlter Bosheit. Wer aber hat noch gesehen, daß solch' ein Geistesadler in seinem Sonnenfluge sich beirren oder aufhalten ließ? — Und waren denn nicht auch früher alle diese niedrigen Hetzereien gegen Hermann Stark in das kläglichste Nichts versunken gewesen? Hatte er nur einen Tag aufgehört, er selber zu sein, der makellose, hochstrebende Ritter der Freiheit und des Rechtes?

Wie ganz anders aber heute!

Als einst der „gute Bürger" mit seinen Schmachartikeln des Advokaten bürgerlichen und politischen Ruf zu verdächtigen und untergraben gesucht, da hatte der Angegriffene höchstens über die traurige Wahrheit einen heiligen Unwillen verspürt, daß überhaupt solch' gemeine Lüge und Scheelsucht in einem Menschenherzen Platz habe. Denn sein eigenes Gewissen war frei und er wußte nur zu gut, daß alle Ehrenmänner der ganzen Stadt diese schmutzigen Verdächtigungen mit Ekel von sich wiesen. Jetzt aber, da er der Versuchung nicht widerstehen konnte, diese neuen Verlästerungen seiner Person im „Vorwärts" selber zu lesen, den ein boshaftgütiger Absender ihm jedesmal zugeschickt, so oft sein Name darin am Pranger stand, jetzt war der Burgherr von Görzhausen gar oft deßhalb in finsteres Nachdenken über sich selbst versunken. Denn in all' der bodenlosen, verschmitzten Lüge, darin kein Strafgesetz festen Fuß fassen konnte, war doch stets auch ein Stück tragischer Wahrheit geborgen, über die sein eigenes Gewissen sofort zu Gerichte saß.

War er denn überhaupt noch würdig, über freie staatliche Entwicklung als Abgeordneter das große Wort zu führen, wo er daheim als Gutsherr solch' eiserne, unerbittliche Herrschaft ausübte? Wo er jede billige Rücksicht auf die armen, kleinen Leute, nur auf sein starres Recht pochend, von sich wies, und jedes Wortes oder Blickes halber Knechte wie Mägde in ungerechtem

Jähzorn aus dem Dienste jagte? Wer Recht und Freiheit für sich und das Volk erkämpfen will, soll dessen eigener Haushalt daheim nicht selber das Vorbild wohlwollender Gerechtigkeit sein? Und wer den Staatshaushalt will regeln und überwachen helfen, ist der nicht doppelt verpflichtet, erst selber in der eigenen Wirthschaft strengste haushälterische Ordnung zu wahren? — Das waren jetzt die Selbstanklagen, die aus dem Sumpfe dieses „Vorwärts" als neue finstere Geister in Hermanns Herzen immer öfter emporstiegen. Sie machten ihn nun vollends innerlich unfähig, wie ehedem der muthige, beredte Führer seiner Partei zu sein. Auch diese Kraft, sie war in ihm gebrochen. Zum Heuchler jeder Gattung war seine innere Wahrhaftigkeit verdorben. Und so verfiel er zuletzt in völliges Schweigen, weil er nicht als Abgeordneter des Volkes von Recht und Freiheit reden *wollte* — in solch' innerem Widerspruch mit seinem eigenen Leben.

O als ein wahrhaft tragischer Held saß dieser Görzhausener Burgherr jetzt auf dem Abgeordnetenstuhle des früheren Advokaten.

Aber wer wußte das edle Räthsel dieses großen Schweigens zu lösen? So hatte die Verdächtigung allein gewonnenes Spiel. Die geistige Luft der ganzen Herzogsstadt war jetzt Volkmanns Gehilfe geworden. Auch die ehrbare Presse konnte ihr Befremden nicht unterdrücken über diese unerklärliche Wandlung des einst so gefeierten Vorkämpfers. Die Verläumdungen, die Volkmann in Weinstuben und Bierhäusern kolportirte, wurden jetzt selbst von den anständigsten Lippen nachgeflüstert. Und war der gedruckte Fetzen des „Vorwärts" bis jetzt nur in den niedrigsten Arbeiterhänden hin- und hergewandert, jetzt gehörte es zum prickelnden Gewürze der Saison, die wenn auch noch so boshaften, so doch, wie man meinte, immer geistreichen und witzigen Artikel über Hermann Stark selbst in den vornehmsten Kreisen zur Belustigung sich vorzulesen.

Und so geht es im trügerischen Wechselspiele des politischen

Lebens. Erst kredenzt die Hand der öffentlichen Meinung den überschäumenden Becher der Popularität überall umher. Alle Lippen schlürfen von dem schnellberauschenden Zaubersaft, und alle Hände umschlingen sich, um in trunkenem Reigen den angebeteten Helden in maßloser Schwärmerei zu umtanzen. Und dann ein Fehltritt, eine Schwäche des Vergötterten, ein Schleierlüften seiner unvollkommenen Menschlichkeit, oder im Dunkeln schleichender, unbewiesener Verdacht — und dieselbe öffentliche Meinung reißt ihrem vormaligen Günstling den Kranz vom Haupte, den sie selber ihm aufgesetzt. Ernüchtert stehen urplötzlich die Tänzer vor ihrem zertrümmerten Idol; sie schämen sich, daß sie jemals so trunken gewesen, und mit kaltem Verstande treten sie dieses Kranzes zerstreute Blumen unter die Füße.

O Hermann Stark, das that jetzt an dir der dämonische Zauber deiner schrankenlosen Freiheit. Du bist besiegt durch deinen grimmigsten Feind; aber mehr noch durch deinen allerschlimmsten — durch dich selber!

3.

Die Blätter der Görzhausener Schloßlinden waren großentheils zur Steinbrücke schon niedergeschauert, und gerade heut Abend war ein regnerischer Herbstwind mit besonderem Eifer bemüht, der Natur erschütternde Bußpsalmen vorzubrausen, daß die Tage ihrer letzten Freuden nun bald gezählt seien und sie sich allgemach auf den beschaulichen Ernst des Winters vorzubereiten habe. Die vielverzweigten Baumkronen waren von der Macht dieser Rede gewaltig bewegt. Selbst die Fensterscheiben im ganzen Schlosse zitterten und die Wetterfahnen ächzten dazwischen.

An diesem unheimlichen Spätherbstabend saß Helene im hohen, von gedämpftem Lampenlichte durchdämmerten Schlafzimmer ihrer zwei Knaben. Sie waren eben in ihren Betten eingeschlummert.

Ein feines Auge konnte noch jetzt den Frieden des Abendgebetes, das sie mit der Mutter gesprochen, auf ihren zarten Gesichtern glänzen sehen. Diese selber aber saß nun, den Kopf in die Hand gestützt, mit unsäglich traurigem Antlitz an einem Tisch und war ins Lesen eines Briefes regungslos vertieft. Schwarze Trauerkleidung erhöhte noch den Ernst ihres bleichen Bildes. Denn, kaum war Hermann Ende Juni bis zum Tiefsinn verstimmt aus den beendeten Kammersitzungen wieder heimgekehrt, um neuen inneren und äußeren Stürmen entgegenzugehen, so war auch Frau Forster bei ihrem Sohn am Niederrhein heimgekehrt — aber zum ewigen Frieden. Und doch war jetzt der Tod der geliebten Mutter in Helenens vollem Wermuthsbecher nicht der herbste Tropfen.

Es gibt Schicksale, in denen die Kindesliebe, und gerade die wahre, selbstsuchtlose, auf das Grab der Eltern lange nicht so bittere Thränen weint, als wären diese theuren Todten am Leben geblieben und sie selber hätten hineinschauen müssen in das andere Grab, darin das Lebensglück des Kindes gebettet liegt. So hatte jetzt auch das große fromme Herz dieser Tochter den Tod der Mutter wie eine dankenswerthe himmlische Wohlthat für diese selber, wie eine barmherzig zuvorkommende Erlösung von all' den Mutterschmerzen, die ihrer geharrt hätten, voll gläubiger Ergebung hingenommen. Sie war ja noch zur rechten Zeit mit der tröstlichen Täuschung hinübergegangen, daß sie eine glückliche Tochter auf Erden hinterlassen habe. Denn wie hatte Helene der Mutter traurige Botschaft gesendet. Bei jedem Besuch in der Herzogsstadt waren ihr nur heitere Gesichter erschienen. Warum denn auch andere? Selbst von Görzhausen flogen nur Friedenstauben zum Niederrhein. Und vor dem versprochenen Hieherkommen, das ihr zu ihrem Erschrecken die wohlthuende Binde abgestreift hätte, war sie als himmlischer Gast abgerufen worden. Wohl ihr, daß sie in solchem Frieden der Täuschung heimgegangen in das Reich der ewigen Wahrheit! Denn jetzt, auch trotz aller

kindlichen Schonung, jetzt hätte ihr Mutterauge nun auf einmal Alles, Alles ſchauen müſſen — das ganze Herzleid der Tochter, das ganze innere Elend des von ihr faſt vergötterten Schwiegerſohnes, den ganzen äußeren und inneren Verfall des Stark'ſchen Hauſes.

O ſeliges Mutterſterben vor ſolchem Schickſal der Kinder! — Die alte andere Mutter, die hat's erleben müſſen.

Heiliger Gott! waren das ſeit drei Monaten Schläge geweſen, einer wuchtiger als der andere!

Erſt war Hermann bei der neuen Abgeordnetenwahl kläglich durchgefallen. Nurmehr zehn einzige Stimmen! Welch' ſchimpflicher Hohn! O ſchon damals hätte er nimmer leben mögen vor Schmerz und Scham. Er, dem das ganze Land ſeine Wiedergeburt verdankte, er, nicht wiedergewählt! Und durch eigene Schuld! Solch' eine grauenvolle Zeit hatte Helene noch niemals mit ihm durchlebt.

Aber ſchon vier Wochen darauf, wie fiel da erſt der Schickſalshammer auf den freien Burgherrn zerſchmetternd nieder!

Der überraſchende Friede von Villafranca, der Millionen banger Herzen als erlöſender Engel erſchienen, er war dem Hauſe Goldheim, das in verzweifeltem Börſenſpiel auf lange Kriegsdauer ſpeculirt, zum verderbenden Dämon geworden. Der einſt ſo feſte, goldene Bau, der ſchon lange heimlich gewankt, ſank rettungslos in Trümmer. Die ganze Stadt erſchrak ob dieſem dröhnenden Einſturz, und Reich wie Arm wehklagte auf dieſes Hauſes Schutt um verlornes Vermögen.

Auch das hatte der alte Salomon Baruch gethan durch ſeinen Auszug in die Judengaſſe. Und wer kümmerte ſich damals viel darum? Ebenſo wenig hatte nun aber auch er ſelber ſich um irgend etwas gekümmert. Mit lauernder Ruhe ſah er immer näher die verderbliche Kriſis herankommen, in der, nach ſeinem feſten Glauben, der „ewige Gott der Rache" am Hauſe Goldheim ſein Werk vollziehen werde. So Mancher dann auch in der ſtei-

genden Angst seines Herzens zum alten Baruch in die Judengasse gelaufen kam, um seine Meinung, seinen Rath zu hören, er gab Jedem denselben spöttischen Bescheid: „Was weiß ich? — Ich weiß gar nichts. Ich kenn' ihn nicht einmal, den Herrn Baron von Goldhelm." — Dann verfiel er in ein kaltes Schweigen und seine grauen Augen blitzten, denn er gedachte seines Schwurs: „Alles werd' ich gehen lassen, wie's geht, und fallen lassen, wie's fällt. Aber, wenn Alles eingefallen ist, dann werd' ich nicht trauern und klagen, sondern mich freuen und lachen." —

Wie der alte Baruch also durch sein verdächtigendes Schweigen, so hatte ein Anderer durch im Geheimen aufhetzendes, Furcht verbreitendes Reden gar viel dazu beigetragen, den Sturz des Bankhauses zu beschleunigen. Dieser Andere war Volkmann.

Noch während der Kammersitzungen war dieser der Zechbruder eines wegen liederlichen Wandels entlassenen Goldhelmschen Commis geworden, und hatte damals, wo alle Welt von Hermann Stark geredet, durch den neuen Freund das eine Geheimniß des Görzhausener zweiprozentigen Anleihens erfahren, und zugleich das andere, daß Goldhelm mit seinem ganzen Vermögen in Speculation à la baisse va banque spiele. Da kam jener Friede. Ha, wie da Volkmann teuflisch aufgejubelt! Nun muß auch der Burgherr Stark zu Grunde gehen. Der Abgeordnete ist es schon. — Also vorwärts! — Und nun hatte er in der ganzen Stadt umhergeraunt: „Habt ihr vielleicht was beim Goldhelm stehen? Ich rath' euch: Kündigt! Vielleicht ist es schon jetzt zu spät. Denn das Haus wackelt gewaltig. Kündigt — Kündigt!" — Eine allgemeine Panik ergriff die Stadt. Das Haus Goldhelm ward von Forderungen aller Art wahrhaft überfluthet. Jede Möglichkeit, sich zu erholen, war abgeschnitten. Dazu die großartige, fehlgeschlagene Speculation. Und der Bankerott war fertig. Aber auch Volkmann.

Durch seinen würdigen Freund hatte er sich verführen lassen,

einen von deſſen geſchickter Hand gefälſchten Goldheim'ſchen Wechſel auf 2000 Thaler ſogleich in den erſten Tagen zu präſentiren, in der tölpelhaften Hoffnung, daß man's in dieſem ängſtlichen Wirrwarr dort mit der Prüfung nicht allzugenau nehmen werde. Der geübte Scharfblick des alten Buchhalters Körner hatte den Betrug jedoch ſofort erkannt. Und — zwei Tage darauf hing Volkmanns Leiche am Eiſengitter ſeiner Gefängnißzelle. — Sein armes, verhärmtes Weib jedoch ward auf Fürſprache ihrer früheren gütigen Herrin, der Frau Baronin von Görz, die inzwiſchen zur Oberſthofmeiſterin der jungen Herzogin ernannt worden, als Silberbewahrerin barmherzig aufgenommen, und vermochte nun mit ihren halbverhungerten Kindern ſich täglich ſatt zu eſſen und allmälig zu verſchmerzen die Tage ihres Elends, da ſie noch einen Mann gehabt und doch eine ſo bejammernswerthe Wittwe geweſen.

Aber mit ſolch' vernichtender Wucht wie das Görzhauſener Schloß und deſſen Herrn hatte der Fall des Hauſes Goldheim doch keinen Einzigen mehr zu Boden geſchlagen. — Sofort war auch dort das große Darleihen von der Gantmaſſe gekündigt worden. O dieſe großmüthigen, verführeriſchen, unglückſeligen zwei Prozente! Einmalhundertfünfzigtauſend Gulden, und dann noch fünfunddreißigtauſend, die Grund und Boden, Inventar und Betrieb verſchlungen, wo wären dieſe Summen jetzt aufzutreiben geweſen? Und wenn auch? Wer hätte ſich noch ferner mit zwei Prozent begnügt? Nicht einmal mit dem doppelt hohen Zinsfuß. Und das Gut hat ja dieſes erſte Jahr noch um zweitauſend Gulden weniger als nichts getragen, und alle wiſſenſchaftlichen Berechnungen zu Lügen gemacht. Wo war da noch ein Ausweg, eine Hilfe?

„O ſo erfülle ſich mein Schickſal!“ hatte der abgehetzte Burgherr endlich mit der Ruhe der Verzweiflung ausgerufen. „Ich ſtehe mit gebrochener Kraft vor ſeiner Uebermacht und hab' es ſelber verſchuldet.“

Und zum zweitenmale war der schöne Edelsitz unter den unerbittlichen Hammer gekommen. Noch lastete die schwüle Kriegsluft des Sommers lähmend auf Handel und Wandel. Das Görzhausener Gut, schon nach anderthalb Jahren zum zweitenmale vergantet, litt bereits an einem zweifelhaften Rufe. Dazu die erschwerende Bedingung, von dem zu erlösenden Kaufpreise die vollständige Schuldsumme baar zu erlegen, in dieser Zeit, wo Jedermann mit seinen Kapitalien noch ängstlich zurückhielt. So waren's denn auch nur listige, ausgelernte Güterhändler gewesen, die in verabredetem Complott auf dem Versteigerungstermin erschienen. Und einmalhundertneunzigtausend Gulden für das ganze Gut mit Allem wie's steht und liegt, das war der tragische Kaufpreis.

Die Fallitmasse war mit ihrer Forderung befriedigt; was war ihr an einem Ueberschuß für einen Dritten gelegen? —

Besitzer von noch fünftausend baaren Gulden eigenen Vermögens und sein völlig freier Herr, ohne jede Stellung, jeden Beruf, in nächster Zukunft obdachlos auf des Lebens breiten Heerweg hinausgewiesen, nur noch der Mann seiner Frau und der Vater seiner drei Kinder, nur noch seiner alten Mutter einziger Sohn, das war jetzt Hermann Stark geworden, der unersättliche Jäger nach dem Zauber der Freiheit und alles Menschenglückes Ideal.

Und jetzt wohin? Was beginnen? Mit welcher Arbeit seine Familie noch fürder ernähren?

Diese herz- und hirnverzehrenden Fragen schritten jetzt als die noch allerfinstersten Geister durch die abermals zerfallene Stammburg. Keine Stunde des Tages wichen sie von Hermanns Seite. Sie standen mit ihm auf und legten sich mit ihm nieder. Aber weder beim durchsorgten Tage, noch in der durchwachten Nacht erschien der andere erlösende Geist einer rettenden Antwort.

Wieder um eine Advokatenstelle sich zu bewerben und sein Genie, sein Wissen aufs neue in dem ihm angebornen Berufe

glänzend zu verwerthen, wie einfach und natürlich wäre dieſe Löſung geweſen! Wie hundertmal hatte Helene mit aufgehobenen Händen ihn darum gebeten. Aber nein, nein und hundertmal nein! ſo unnatürlich auch dieſes „Nein“ klingen mochte; denn er war ſich ſelber ein Räthſel geworden. Nein, Alles auf der Welt, nur dieſes vermochte er nicht über ſich zu bringen. Lag auch ſein alter Stolz von dieſen Schickſalsſchlägen auf den Tod verwundet im Abgrunde ſtummer Verzweiflung, er lebte dennoch ein gar zähes Leben fort. Nein, wo's immer auch ſei in dieſem Lande, wo immer man den Namen „Hermann Stark“ kennt und den Ruhm ſeiner Vergangenheit, nirgends, nirgends konnte er jetzt wieder erſcheinen als ein verganteter, ausgewieſener Burgherr und durchgefallener Kammercandidat, als ein nunmehriger Bettler um neues Vertrauen, um Mitleid und das tägliche Brod, um am Ende doch nur mit den Steinen der Schadenfreude beworfen zu werden. Und wie müßte er erſt dem Herzog erſcheinen, in welcher Jammergeſtalt eines auf falſchem Lebenswege ruinirten Mannes, er, der einſt ſo ſtolzen Hauptes vor dem Fürſten geſtanden und mit ſolchem Aufwande politiſcher Weisheit dieſem ſelber den rechten Weg gezeigt? — Nein, lieber als abenteuerlicher Goldgräber in den kaliforniſchen Minen ſtehen und im Schweiße des Antlitzes arbeiten wie der niedrigſte unter gleichen Schickſalsgenoſſen, aber unbekannt, unverhöhnt und auch unbemitleidet.

Oder gar ſeiner alten Mutter zur Laſt fallen? Als verkommener Nichtsthuer in ſein Vaterhaus ſich ſetzen und von ihr und den Verwandten ſich ernähren laſſen? Mit lebendigem Leibe wie ein Geächteter in ſeiner Vaterſtadt umhergehen, der er einſt in ſolchem Thatendrang hochmüthig den Rücken gewendet? O hundertmal lieber ſterben, als ſolches Höllenleben.

Aber wohin, wohin? wo Niemand ihn kennt, Niemand verſpottet und betrauert, und er doch ſein Brod ſich ehrlich verdienen

kann, und sei es auch im niedrigsten Dienste, nur um seine Familie nothdürftig zu ernähren und dabei die ganze Welt, sein ganzes Leben und sich selber vergessen zu können?

Immer verlockender trat jetzt an ihn der Gedanke heran, mit den Trümmern seines Glückes übers Weltmeer zu segeln, all' sein bisheriges Leben wie einen bösen Traum vergessen in der alten Welt zurückzulassen und in der neuen als ein völlig neuer Mensch wieder aufzuwachen. Helenen aber war dieser Gedanke völlig unerträglich. O jedes Opfer der Welt, nur nicht ihr deutsches Vaterland verlassen, und am allerwenigsten nach Amerika. Ihr ganzes Innere sträubte sich mit unwiderstehlicher Gewalt dagegen. Denn nie, niemals konnte sie hoffen, daß Hermanns Leben aus dem Innern des Hauses heraus in jenem Lande neu geboren werde. Und nur eine solche Wiedergeburt dünkte ihr die einzig wahre und dauernde Errettung. Aber dort in dem fremden Welttheile sah ihr Geist nur neue abenteuerliche Unternehmungen, neue Stürme, neue äußere und innere Noth seiner harren. Nein, für das deutsche Vaterland mußte diese einst so herrliche und nun gebrochene Manneskraft wieder aufgerichtet werden, zu neuer Zierde des Volkes, zu neuem Streit um dessen heiligste Güter, zu neuem Stolz und Hort für sein Haus, für sie und seine Kinder.

Wie oft fiel dann Helene in solch' gehobenem Gefühle vor dem Bilde des Gekreuzigten nieder und flehte den Allwissenden an um Erleuchtung in dieser Nacht der Zweifel und um einen Ausweg aus diesem Labyrinth der Sorgen!

Da war vor acht Tagen nach monatelang unterbrochener, gegenseitiger Correspondenz ein Brief vom Schäferfritz gekommen. Noch völlig unbekannt mit dem fürchterlichen Schicksale seiner Wohlthäter schrieb er seiner innig verehrten Lehrerin in wahrem Jubel seines Herzens: der alte Herr Gödike, der von einem Bergmann sich zu einem Fabrikherrn von einer Million Thaler

emporgearbeitet, habe eine ſo rührende Liebe zu ihm, dem vormaligen armen Schäferbuben gefaßt, und er ſei über die nun glücklich vollendete Umſchaffung des ganzen Fabrikmechanismus ſo außerordentlich befriedigt geweſen, daß er ihm zehntauſend Thaler als beſonderes Geſchenk dafür verliehen und ihn noch überdies zu einer Art von Geſchäftstheilhaber ſeines Sohnes ernannt habe. Auch von dieſem, dem des alten Vaters Wille heilig ſei wie das Evangelium, ſei er in dieſer neuen Stellung freudig begrüßt worden, da ſeine Thätigkeit in der Fabrik bereits völlig unentbehrlich ſei.

Am Schluſſe dieſes überglücklichen Briefes ſtand der ſcheinbar ſo unbedeutende Nachſatz: „O bitte, verehrteſte Frau Doctorin! wüßten Sie nicht wohl für die zwei kleinen Mädchen des jungen Herrn Gödike eine recht gediegene Gouvernante? Sie ſollte vor Allem eine gründliche Klavierlehrerin ſein, geläufig Franzöſiſch ſprechen und würde in dieſem eben ſo gottesfürchtigen wie menſchenfreundlichen Hauſe gewiß wie ein Glied der Familie behandelt werden. Vielleicht daß Sie aus der Reſidenz uns doch Jemand empfehlen könnten. Aus Ihrer Hand wären wir dann gewiß am beſten verſorgt, und mir geſchähe ordentlich, als ſei dann ein Stück von Ihnen ſelber bei uns eingekehrt. — Da ich aber einmal im zudringlichen Bitten bin, ſo möchte ich auch den verehrteſten Herrn Doctor fragen, ob nicht auch er die Gefälligkeit übernehmen möchte, uns für einen tüchtigen, gebildeten deutſchen Correſpondenten ſorgen zu wollen. In dieſer Zeit des Schwindels möchten wir gerne recht ſicher gehen, und bei der, wie ich mich noch gut erinnere, intimen Freundſchaft des Herrn Doctors mit dortigen großen Handelshäuſern wird es ihm gewiß, wenn er vielleicht in die Stadt kommt, nicht allzu ſchwer ſein, dieſe Bitte zu erfüllen. Herr Gödike würde auch bei dieſer Stelle mit entſprechendem Honorar nicht geizen und ſeine humane Behandlung ſollte nichts zu wünſchen übrig laſſen. Nun ſchelten

Sie mich nicht allzu unbescheiden, denn haben Sie schon so unsäglich viel Gutes an dem früheren armen Schäferbuben gethan, so werden Sie gewiß auch dem jetzigen Fabrikdirector und Crösus in spe diese zwei neuen, kleinen Bitten nicht allzu ungern gewähren." —

Das war der Brief, in dessen Lesen an diesem stürmischen Herbstabend Helene jetzt so tief versunken dasaß. Und sie las und las wohl ein dutzendmal nacheinander dieselben harmlosen Zeilen von der Gouvernante und dem Correspondenten. Dazwischen fuhr sie sich bald tief anfathmend über die Stirne, bald that sie einen andächtig fragenden Blick zum Crucifix über dem Bett ihres schlafenden Knaben. Und abermals las sie dieselben Worte, und man sah's ihr in den immer verklärteren Augen an, daß im Heiligthum ihrer reinen priesterlichen Frauenseele ein großer Opfergedanke immer heller zu erglühen begann.

Und wieder sank ihr das Haupt vom Nachdenken müde in die Hände. Ihr Blick ward dunkler, in sich gekehrter, und sie lauschte dem Sturme. Da geschah ihr allmälig über solchem Sinnen, als höre sie draußen das unendliche Meer erbrausen und seine stürmenden Wogen rauschten ihr in die Seele:

„So höre, was wir jetzt dir sagen:
Was du erschaust als rettend Licht,
Vertrau' ihm, es betrügt dich nicht!
Was willst du zagen noch und fragen?
Und eures Glücks zerschlagnes Boot,
Deß Fahrt ein falscher Stern betrogen,
Lenk' du, das Weib, nun als Pilot! —
Das sagen dir die Meereswogen."

Und wieder hob sie das gedankenschwere Haupt und las zum letztenmale den Schluß dieses Briefes mit seinen zwei Bitten. Wie mit uneutrinnbarem Zauber sah jedes Wort ihr jetzt ins innerste Herz hinein. Noch drückte sie die krampfhafte Faust an

die von innerem Streite hoch klopfende Brust. Tiefster Seelenschmerz flog wie ein blitzartiger Schatten noch über ihr Gesicht und dann erhob sie sich mit wunderbarer Ruhe. Ihr Antlitz strahlte, als würde es von einem Lichtglanze gestreift, und die zarten Hände legte sie gekreuzt auf das Herz: „O Gott, ich danke dir. Meine Nacht ist erleuchtet, und ich sehe den Weg, den ich wandeln soll."

Und wieder setzte sie sich und schrieb an ihren einstigen Schüler, den treuen, dankbaren Schäferfritz, Alles, Alles, was sie seit diesen entsetzlichen drei Monaten erlebt und durchlitten, ihre ganze verzweifelte Lage, wie sie schon in vierzehn Tagen das Schloß verlassen sollten und nicht wüßten wohin und was dann beginnen. Den ganzen Seelenzustand Hermanns enthüllte sie ihm, seinen unbeugsamen stolzen Widerwillen, wieder um eine Advokatur sich zu bewerben, wie seine gefährlichen phantastischen Pläne für Amerika, Alles vertraute sie dem treuen Freundesherzen. Und dann — dann bot sie sich selber als die erbetene Gouvernante und Hermann als jenen Correspondenten an.

Sie mußte nach diesen Sätzen sich erst wieder erholen und Luft schöpfen. So hatte deren Niederschreiben ihr die Brust zusammengeschnürt.

Dann schrieb sie ruhiger weiter: „Nicht wahr, bester Fritz, Du traust wohl kaum deinen Augen, da sie diese Worte lesen! Du denkst am Ende gar, das Unglück habe meine Sinne verwirrt, daß ich solch' abenteuerlichen, romanhaft klingenden Gedanken in mir konnte zum Entschlusse reifen lassen. Aber nein, beim Allwissenden, nein! Herz und Kopf sind an mir Gottlob noch völlig gesund und klar, obwohl das Gegentheil davon wahrlich nicht zu verwundern wäre. Nein, lieber, ehrlicher Freund! nur das Unglück, in dem wir als bald heimathlose, des ferneren Weges unkundige Flüchtlinge unter den Trümmern unseres Hauses stehen, nur dieses Unglück klingt abenteuerlich. Und doch ist es kein

Roman, sondern nackte, gräßliche Wirklichkeit. Aber ich darf trotz alledem nicht verzagen und noch viel weniger verzweifeln. Hermann muß, muß gerettet werden. Doch erst von innen heraus. Das ist meine Aufgabe. Dann wird sich die äußere Rettung von selber geben. Diese sei dann seine eigene Mannesthat. O darum bitte ich dich bei deiner so kindlich gebliebenen Liebe zu uns Beiden wie zu unseren Kindern: wenn es in deiner Macht steht, und die Verhältnisse das nicht verbieten, so mache dich vertraut mit meinem Gedanken und hilf ihn mir zur That zu wandeln!

Du schreibst mir in deinem letzten Briefe voll scherzenden Humors: Es sei dir sogar ein kleines, aber sehr trauliches Häuschen am Waldsaume zu deiner ausschließlichen Wohnung angeboten worden, falls du dich verheirathen wolltest, aber dazu habest du noch nicht die mindeste Lust. O Fritz, wenn wir darin wohnen könnten! Als welche Wohlthat des Himmels würde ich diese Vergünstigung hinnehmen. Wahrhaftig, ich wollte meine Pflicht an den mir anvertrauten fremden Kindern so gewissenhaft erfüllen, als wären's meine eigenen. Dafür kennst du mich. Und gewiß, auch Hermann hätte sich noch viel zu viel Stolz bewahrt in all' seiner Erniedrigung, als daß nicht auch er den einmal übernommenen Beruf mit aller Geistes- und Willenskraft ausfüllen sollte. Noch hat er zwar nicht die leiseste Ahnung von irgend einem Gedanken, den ich jetzt in dieser unheimlichen Sturmesnacht niederschreibe; denn seit gestern weilt er bei einem früheren Kammercollegen auf dem Lande, dessen Bruder im Jahre 1848 als Advokat nach Amerika geflüchtet. Es hat ihm keine Ruhe mehr gelassen, wegen seiner Auswanderungspläne dort nähere Erkundigungen einzuziehen. Noch kann ich auch gar nicht wissen, ob er jemals, wenn du die Ausführung meines Gedankens möglich machen solltest, sich dazu verstehen wird. Gott! Gott! welche Stürme harren noch meiner! Aber dennoch muß ich selber zuvor über Alles klare Gewißheit haben, bevor ich ihm

meine Pläne eröffnen und mit meinen Bitten dafür ihn beſtürmen kann.

O guter, glücklicher Fritz, laß mich ſchließen! Das Herz thut mir gar ſo weh'. Ich habe mich heute vor dir ſo tief verdemüthigt, wie noch vor keinem Menſchen der Welt. Das habe ich bis jetzt nur vor meinem ewigen Gotte gethan. Aber ich weiß auch: deine Liebe zu uns iſt ſo groß und edel, daß ich deßwegen doch nicht zur zudringlichen Bettlerin erniedrigt vor dir daſtehe. Denn ich bitte dich um die Rettung eines großen, edlen, verirrten Menſchenherzens, gleich theuer uns Beiden. Wir würden euch auch nicht allzulange zur Laſt fallen. Nur um ein flüchtiges Aſyl bitt' ich, in deſſen einſamem Frieden der Sturm dieſes Herzens ſich wieder legen, darin dieſes gewaltigen Geiſtes zerrüttete und aufgewühlte Kraft ſich wieder ſammeln und klären könne. Nur um eine kurze Vorbereitungsfriſt bitt' ich, in der Hermann aus einem ihm vom Schickſal aufgedrungenen, widrigen Berufe ſich wieder nach ſeinem wirklichen ſehne; in der auf fremdem Boden ihm wieder ein heiliges Heimweh kommen möge nach ſeiner Heimath, darin jene Eiche grünt, unter der ich ihn zuerſt gefunden, und jene Haide liegt, die unſere glückliche Brautzeit umblüht. Um dieſes kleine Häuschen bitt' ich für ihn, daß ihm das Vaterhaus dann wieder wie ein neidenswerther Palaſt erſcheine. Und um demüthige Unterwerfung in fremden Willen bitte ich für uns Beide, daß er in ihrem Opfer lerne, was echte Freiheit ſei, und daß meine Liebe als ſeine Lehrerin ihm täglich zur Seite ſtehe.

Und dann, wenn dieſe Zeit überſtanden, wenn Hermanns falſche Scham zu wahrem Stolze ſich wieder abgeklärt, dann hoffe ich zum barmherzigen Gott, er werde Mittel und Wege für uns haben, daß wir in jenes Haus wieder einziehen dürfen, daraus ein trügeriſches Ideal von Glück und Freiheit den armen Mann immer tiefer in Elend und Knechtſchaft getrieben, in jenes Haus, darin ich ihn einſt leider nur ſo kurze Zeit ſo tief beglücken

durfte, und ach, in jenes Haus, darin eine alte, betende Mutter mit solchen Heimwehschmerzen ihres Sohnes harrt.“ —

Als der Schäferfritz in tiefster Erschütterung diese Worte gelesen, da gedachte er des andern, ihm damals noch so unverständlichen, das Mutter Rosalie an jenem Abende vor der Epheuwand zu ihm gesprochen: er werde als auserkorner Bote Gottes den Sohn ihr wieder heimführen. Und er gedachte seines eigenen Schwures, daß er dann mit seinem ganzem Herzen dazu werde bereit sein.

Schon vier Tage darauf war die Antwort zurückgekommen. Jede Zeile darin hatte die Hand dankbarer Liebe geschrieben mit der inständigen Bitte, so bald als möglich zu kommen, und der heiligen Betheuerung, daß sie mit offenen Armen von Allen im Hause aufgenommen werden sollten. Denn wie hätte man solchem Bittsteller, den das ganze Haus Gödike so lieb gewonnen, für solche Freunde die Erfüllung versagen wollen?

Am gleichen Tage mit diesem Briefe, nur einige Stunden später, war Hermann von seinem kurzen Ausfluge heimgekehrt. Finsterer denn je war seine Stirne umwölkt, sorgenschwerer als zuvor sein Herz. Denn alle Mittheilungen seines Freundes über das Schicksal von dessen Bruder hatten ihn so tief zu Boden gedrückt, daß seine Auswanderungspläne wieder völlig wankend wurden. Wenn er auch hundertmal für sich selber den Muth gehabt hätte, das gleiche wechselreiche Geschick in Amerika zu bestehen, die Besorgniß für Helene und seine Kinder lähmte wieder seine ganze, mit Mühe zusammengeraffte Willenskraft.

Und so saß er in finsterem Brüten vor sich hinstarrend an diesem Abend in der gewölbten Wohnstube. Da setzte sich Helene an seine Seite, legte wieder einmal den Arm ihm um die Schulter, und mit heiligem Muth, aber klopfendem Herzen begann sie ihm jetzt Alles, Alles zu sagen, was sie dem Schäferfritz geschrieben und dieser ihr erwiedert habe. Hermann hörte ihr zu mit so

großen, dunklen Augen, und er ward von ihrer Rede ſo bis ins innerſte Mark durchrieſelt, wie ein Kind, wenn es aus dem Munde der alten Wärterin zur Dämmerzeit ein ſchauriges Märchen hört. Aber Helenens Liebe ward immer beredter. Immer höher ſchlug um ſein Herz ihrer Opferflamme bezwingende Gluth. Das falſche Gold ſeiner ſtolzen Scham ſchmolz immer mehr und mehr, und das echte des Opfermuthes glänzte ſtets geläuterter aus den Schlacken ...

Endlich ſank er im Stuhle zurück, ein von der Liebe beſiegter Mann. Seine Thränen ſtürzten hervor. Er reichte Helenen die zitternde Hand, und gebrochen klang ſeine Stimme:

„O Helene, was hat das Schickſal aus mir gemacht? — Du biſt mir allezeit mein guter Engel geweſen, und ich habe dich nicht als ſolchen erkannt. Du haſt mir immer nur zum Guten gerathen, und ich habe deine Stimme mißachtet. Jetzt bin ich dafür blind geworden. Sei du mein Augenlicht! Meine Kraft iſt gebrochen, ſei du mein Fuß und Arm! Stütze mich, führe mich, wohin du willſt! Ich werde dir folgen; denn du führeſt mich nur zum Heile für dich und mich und unſere Kinder!“

So war Hermanns einſtiges Wort an ihm zur Wahrheit geworden:

„Da ſank der Schiffer endlich zum Tod erſchöpft in des Nachens Grund, und des Weibes gottvertrauender Arm hob auf das entfallene Ruder. Und die Berge des Meeres trugen ſie ſicher, und die Thäler verſchlangen ſie nicht.“

V.

Am Strand und auf dem Meere.

Keine frischere Reiterlust, als auf windschnellen Rossen am Meeresstrand in heiterer Gesellschaft dahinzujagen! Der weiche Seewind streicht durch das Haar der Männer. Die Amazonenschleier flattern malerisch. Auf dem wasserharten Sande hörst du kaum den flüchtigen Huf. Wie abertausend andere schnaubende Pferde mit weißen fliegenden Mähnen stürmt die Fluth gegen dich her und erobert mit unaufhaltsamem Angriff für sich selber die immer schmäler werdende Rennbahn der darauf hinfliegenden Herren und Damen. Dazwischen sitzen lustige Kinder im Sand und werfen mit hastigem Eifer Festungswerke gegen die heranbrausenden Wogen auf. Aber ein Wall nach dem andern schwindet allmälig hin, erst langsam unterspült, dann durchbrochen, und endlich von jähem Wasserschwall spurlos hinweggefegt. Die kleinen Ingenieure weichen zurück und beginnen unverdrossen neue kindliche Bauten, um die Riesenmacht des Meeres in seinem naturgesetzlichen Fortschritte darin einzudämmen. Und neue Fluthen, neuer Einsturz, neues Verschwinden! Welch' großer, weltgeschichtlich mahnender Ernst in solch' harmlosen Kinderspielen am Meeresstrande!

Solche glänzende Cavalcaden wie in diesem Spätsommer 1859

waren aber im Nordseebade des kleinen deutschen Inseldorfes noch selten zuvor gesehen worden. Die derbkörnigen Bewohner aus altfriesischem Stamme, meist Fischer und Seeleute, athmeten neu auf, als sich nach dem unerwarteten Frieden von Villafranca ihre vorher etwas kleinlaut gewordenen Hoffnungen nun doch noch so glänzend erfüllten und ihre schmucken, kleinen Häuser kaum Platz genug boten für die täglich ankommenden neuen Badgäste. Besonders der deutsche Adel war in überwiegender Zahl vertreten. Und, wie das gewöhnlich in Badeorten der Fall ist, daß Einzelne sich mit aller Macht und gleicher Gewandtheit befleißigen, eine tonangebende Rolle zu spielen, und bei allen Vergnügungen die gesellige Führerschaft der Uebrigen an sich zu reißen, so waren jetzt auch in dieser vorwiegend aristokratischen Saison zwei Damen, unbestritten — man verzeihe den animalischen Begriff! — die Löwinnen des Tages geworden, mit denen nicht leicht ein Wettstreit gewagt werden konnte. Verheißt doch ein Kampf von Hunderttausenden gegen Millionen immer nur einen sehr fraglichen Sieg! Und diese beiden Damen, Mutter und Tochter, zählten eben zu einer solch' seltenen, modernen Crösusfamilie, welche die Thaler nach Millionen zählte. Dabei übten sie selber die großartigste Virtuosität, diese lobenswerthe Eigenschaft ihres Hauses auch sogleich und überall siegreich zur Schau zu tragen.

Während gräfliche und selbst fürstliche Badegäste hübsch bescheiden auf dem täglich ankommenden, gewöhnlichen Dampfboot inmitten der verschiedenartigsten Gesellschaft im nahen Watt gelandet und dann auf sehr patriarchalischen Leiterwagen durch die seichte Fluth noch vollends zur Insel gefahren, hatten diese beiden Passagiere sammt stolzem Kammerdiener und zwei hochnasigen Jungfern ein eigenes dazu bestelltes Schiff von der letzten kleinen Hafenstadt hiehergebracht. Der Capitän war in Gala an Bord gestanden, Steuermann und Matrosen trugen ihren Sonntagsstaat. Zur Vollendung der prahlerischen Ankunft fuhr ihr eigener

eleganter Wagen, der schon ein paar Tage zuvor mit Kutscher und zwei jungen Jokeys nebst je einem Paar kostbarer Wagen- und Reitpferde angekommen war, den beiden Damen durchs Wattwasser entgegen. Und so hielten sie unterm staunenden Gaffen der ganzen Inselbewohnerschaft durch die sandige Torfgasse ihren Einzug, und stiegen in dem stattlichsten Fischerhaus ab, darin das Jahr zuvor ein regierender deutscher Fürst sein Hoflager aufgeschlagen hatte.

Genau nach demselben ungewöhnlichen Maßstab hatten diese beiden Damen dann auch ihr späteres Leben in dem Inseldorfe eingerichtet. Der oberste Paragraph ihrer Tagesordnung lautete: „Auffallen und Großthun." Und seltsam; so tief das plumpe Prahlen dieser beiden Geldaristokratinnen auch manch' alten, gediegenen Edelmann angewidert, und so scheu ganze Kreise hoher adeliger Damen diesen beiden aus dem Wege gegangen, so waren doch keine vierzehn Tage vorüber, und die magnetische Kraft des Goldes, wenn auch in der Wissenschaft noch so entschieden geleugnet, hatte sich so handgreiflich auch hier wieder bewährt, daß die noch immer gar nicht reizlose Baronin Goldhelm für ihre eigene Person, und noch viel entschiedener als Mutter dieser schönen Tochter, von einem förmlichen, weihrauchstreuenden Hofstaate vom Morgen bis zum Abend umgeben war. Das Leben der übrigen Gesellschaftskreise ward durch die strahlende Sonne der beiden Goldhelm völlig in Schatten gestellt. Kein Mensch kümmerte sich um die vornehme Zurückgezogenheit dieser oder jener hochadeligen Einsiedlerfamilie. Aber von dem Kreise Goldhelm sprach alle Welt, und die Baronin wußte auch durch steten Wechsel im Repertoir ihrer Amüsements mit raffinirtester Virtuosität dafür zu sorgen, daß jeden Tag neuer Stoff zu interessanter Conversation über ihre Person und den sie umringenden Kreis vorhanden war. Man hätte sich's wirklich zuletzt gar nicht recht vorstellen können, wie es vor öder Eintönigkeit von Strandlaufen, Ebbe- und Fluth-

wiederkehr und Muschelsuchen hier nur auszuhalten gewesen wäre, wenn das belebende Element von Mutter und Tochter Goldhelm nicht stets wie eine kühle Brise die schwüle Luft dieser Sommertage wieder erfrischt hätte.

War das aber auch besonders an jedem Abend ein anderes Schauspiel! Wettrennen am Strande, bei denen Melanie senior wie junior auf ihrem englischen Vollblut meist die Palme errangen. Dann wieder ein exquisites Souper im Pavillon eines in das Meer hinausragenden Dünenhügels mit brillanter Strandbeleuchtung durch griechisches Feuer, und Illumination der eigenen Köpfe durch französischen Champagner. Damit wechselten ländliche Leiterwagenpartien am frühen Morgen nach der Inselspitze, auf deren dünengrasiger Naturtafel ein exquisites maritimes Dejeuner von der ersten Hamburger Delicatessenhandlung die geladenen Gäste überraschte. Am andern Abend stellte wieder eine grandiose Schaluppenspazierfahrt mit farbigen Lampen und superber Musik, dazwischen edelster Rheinwein, zu ausgelassenen Trinksprüchen anfeuernd, der Baronin Festgebergenie ins glänzendste Licht.

Natürlich hatte das Alles viel, sehr viel Geld gekostet. Aber da die Baronin stets der hochherzigen Lebensanschauung gehuldigt: „wer viel hat, soll auch viel ausgeben," so machte sie sich auch über diese Depensen nicht die mindesten Skrupel. Sie wollte sich einmal für diesen langweiligen Vorsommer, in dem ihr Mann mit seinen kleinlichen Börsenängsten und finanziellen Klemmen gar so viel und lästig ihr vorgejammert, jetzt gründlich entschädigen. Und hatte er ihr auch noch vor der Abreise ernstlichst ans Herz gelegt, möglichst wenig zu brauchen, da diese gefährliche Zeit dringend zur Sparsamkeit dränge, so war er auf ihre zärtlichen Bitten doch wieder so schwach gewesen, ihr bei einem Hamburger Bankhaus einen unbedingten Credit zu eröffnen. Wie thöricht wäre es darum von ihr, um diesen unbegrenzten

Wechsel jetzt irgendwelche ängstliche Schranken zu ziehen! Der Weltfriede war ja wieder hergestellt; die alten glänzenden Geschäfte des Hauses Goldheim werden schon von selber wieder beginnen. Und ob nun von Millionen ein paar elende tausend Gulden abgehen oder nicht, wie engherzig, sich darum zu kümmern? Ein einziges Geschäft bringt das hundertfach wieder ein. Also frisch drauf los nach Hamburg um neues Geld geschrieben, zur Noth auch telegraphirt, und Land und Meer steht immer wieder aufs Neue in ihrem Dienst und feiert ihre Namen.

Zu alledem diese edle Frau und Mutter, that sie denn dieses alles nur selbstsüchtig für sich allein? Gebot ihr nicht schon das einfachste Gesetz der Humanität, von dem Ueberflusse des eigenen Geldes den Andern, weniger vom Glücke Begünstigten, großartig mitzutheilen und auch deren Leben damit zu verschönen? War es namentlich für sie nicht eine wahre Herzenspflicht, ihrem lieben Landsmann, einem armen, jungen Reiteroffizier, der wegen seiner edlen, aber niedrig mißdeuteten Freundschaft für sie seinen Abschied aus dem Regiment nehmen mußte und ihr nun aus unbezwinglicher Anhänglichkeit auch hieher nachgefolgt war, [illegible]ch möglichst viele Freuden dieses schwere Opfer verschmerzen zu machen? Denn mit solch' treuer Verehrung war doch noch keiner der früheren Hausfreunde ihr ergeben gewesen. Selbst der gute Isidor hatte ihn auffallend lieb, weil er ein gar so gefälliger, liebenswürdiger Mensch gewesen, der ihn auch bei dem schlechtesten Wetter auf die Jagd begleitet, wenn alle Andern seine Einladung ausgeschlagen hatten.

Und dann, ganz abgesehen von diesen selbstsuchtslosen idealen Zielen ihrer großmüthigen Freigebigkeit, hatte sich diese hohe Tugend auch auf dem Gebiete des Realismus reichlichst belohnt in dem neuen Liebesglück ihrer heißgeliebten, von ihrem Mutterherzen wahrhaft vergötterten Tochter Melanie.

Sie, die schon seit der zartesten Kindheit ausschließlich der

mütterliche Liebling gewesen, so glücklich als nur möglich mit der bräutlichen Myrthe zu schmücken, das war ihre ängstlichste Sorge schon seit ein paar Jahr gewesen. Wie viele hochadelige Freier hatten daheim in der Herzogsstadt und aus nahen Edelsitzen um ihre goldene Hand geworben! Aber ihr stolzes Herz hatte einen nach dem andern verschmäht, weil ihr keiner vornehm genug gewesen und keiner die herzlose Macht ihrer kalten Schönheit zu besiegen verstanden. Und jetzt, hier an diesem fremden Dünenstrande, hier war er endlich erschienen, der hohe, nicht minder stolze Freier, ein Ideal von männlicher Schönheit und feinsten Formen, von dessen Sonnenblick sogleich ein ganzer Zaubergarten blühender Liebe in Melaniens Herzen erstanden war.

Wie die Bewohner dieses Fischerdorfes, war auch er altfriesischem Stamm entsprossen. Drüben am andern Strande ragte die verwitterte Grafenburg seines tausendjährigen Geschlechtes empor. Wie war ihm da die seltene Mitgift willkommen gewesen, die zu solch' hoher Schönheit auf dem Brautaltare niedergelegt werden sollte! Schon war Alles im Geheimen verabredet. Der Winter sollte das junge Paar in der heimathlichen Herzogsstadt verleben, den Sommer hier am kühlen Meeresstrande. Schon war bei der letzten feenhaft festlichen Seefahrt auf der Schaluppe „Aurora," dem für immer gemietheten Lieblingsboote der Baronin, der Braut und dem Bräutigam zu Ehren der Becher geleert worden. Mutter und Tochter schwelgten mit dem Grafen in namenlosem Entzücken. Niemals hatte die Meeresfluth drei von Erdenglück berauschtere Herzen getragen. — Da, bei der späten Heimkunft, lagen zwei Briefe auf dem Schreibtische der Baronin, und dunkler war noch keine Nacht nach sonnigem Tag über die Erde hereingebrochen, als diese Verzweiflungsnacht über die beiden, noch erst so glück- und stolzbesonnten Herzen.

Der eine Brief war ein Protest des Hamburger Bankhauses gegen weitere Auszahlung Goldhelm'scher Wechsel. Der andere

kam von Isidors Hand, und meldete in erschütternden Worten den finanziellen Untergang des Hauses Goldhelm.

Mit einem Schlag in Trümmer eingesunken, lag jetzt vor ihnen der ganze gottvergessene, menschentrotzige Glücksbau. Mit schreckensstieren Blicken, thränenlos, trostlos, saßen Mutter und Tochter die ganze Nacht wie zwei erstarrte Marmorbilder vor den tragischen Ruinen ihres Lebens. — Dann und wann stieg daraus ein alter, gespenstiger Jude hervor; der sah der Baronin mit fürchterlichem Lächeln ins todbleiche Gesicht und flüsterte mit leisem Hohn ihr zu: „Leben Sie wohl, und bleiben Sie glücklich! . . ."

Verlange Niemand, in den finstern Abgrund dieser beiden Herzen jetzt hinunterzuschauen, und es gelüste Keinen, die grauenhaften Reden zu hören, nicht das erste gottlose Wort der Mutter und nicht der Tochter immer schwächeres Widerstreben! Wolle keine Hand diesen dunklen Schleier lüften! Wozu? —

Am andern Morgen war noch überdies der gräfliche Bräutigam abschiedslos in sein armes Grafenschloß übers Watt heimgesegelt. Der Hausfreund der Baronin lag im Tünenschilf, von einer Kugel ins Herz getroffen. Was war ihm das ohnedem so schimpflich verpfuschte Leben jetzt noch werth gewesen? Die Unglücksbotschaft war von ihnen Beiden sogleich am andern Morgen in den Zeitungen gelesen worden. Mit Sturmwindschnelle flog dieselbe Kunde durchs ganze Inseldorf. Jeder Fischer und jeder Badegast, der jetzt an der Wohnung der Baronin vorüberging, schaute mit unheimlich lauernden Augen nach ihren Fenstern. Wie da jeder solcher Blicke, denen sie zufällig begegneten, ihr Herz zerschnitt und ihr inneres Elend riesenhoch aufhäufte! Den ganzen Tag blieben sie im Zimmer eingeschlossen, bald in stumpfem Hinbrüten der Verzweiflung unterliegend, bald wieder einen flüchtigen Augenblick sie bekämpfend, nur um noch rath- und trostloser wieder in ihre Nacht zurückzusinken.

Endlich stand zwischen Mutter und Tochter Alles fest in

fürchterlichem Entſchluſſe. Die Baronin ſetzte ſich ausgebrannten Herzens zum Schreibtiſch und ſchrieb mit eiſigkalter Hand:

„Iſidor!

Deine gräßliche Unglücksbotſchaft tödtet mich. Ich habe das Leben mit dir meiſt unerträglich gefunden, als ich noch mit allen Mitteln deines Reichthums für die Leere meines Herzens mich entſchädigen und betäuben gekonnt; Noth und Schande mit dir zu theilen, iſt jetzt für mich ein Ding der Unmöglichkeit und wäre mir ein hundertmal verhaßteres Geſchick, als der ſchmerzlichſte Tod. Große Seelen, wie ich, gehen nicht auf dem gemeinen Wege langſamer Verkümmerung kleinlich unter. Sie endigen auch groß und mit einem einzigen Schlage. Ich habe nicht umſonſt in den letzten Jahren unter dem genialen Profeſſor Streiter moderne Philoſophie ſtudirt. Alle die Ammenmärchen von Gott, Unſterblichkeit und Gericht machen mich nicht fürchten. Der ewige Weltgeiſt hat weder Belohnung noch Strafe für die Atome, die freiwillig wieder zu ihm zurückkehren, aus dem ſie unfreiwillig ins Leben hervorgegangen. Aber wiß: auch Melanie kehrt nicht mehr zu dir zurück; denn ſie hat gleich mir Alles, Alles verloren, was noch an das Leben kettet. Sie fühlt und denkt von jeher wie ich, als die ihrer Mutter würdige Tochter. Darum beweine keine von uns Beiden! Wir hätten ſo viel Liebe für uns nicht um dich verdient. Küſſe mir noch Gabriele! Das iſt deine Tochter. So werde mit ihr auch glücklicher, als du jemals mit uns Beiden geweſen. Lebe wohl! Klage nur das blinde, ſinnloſe Schickſal an, das um ſchnöden Geldes willen zwei Herzen aneinander gekettet, die niemals für einander geſchaffen geweſen. Bald ſind wir frei. Die Macht des Schickſals iſt diesmal mein eigener Wille und ewige Selbſtvergeſſenheit mein und meines Kindes allerletzte Sehnſucht.

Melanie.“

Dieser Brief ward noch zur Post bestellt. Dann verließen Mutter und Tochter ihr dicht am Meeresstrande gelegenes Haus. Der alte Paulsen, ein wettergebräunter, derbknochiger Friese, harrte bereits nebst seinem vierzehnjährigen stämmigen Enkelsohne mit seiner Schaluppe, der „Aurora," im kleinen Hafen. Ein schwarzwolkiges Wetter hing schwer drohend über der bleiern befärbten Meeresfläche; darüber strichen die Möven niederen Fluges mit stürmverkündendem Geschrei. Als die Baronin mit Melanie den Sandweg der Düne herunterging, war sie leichenblaß und ihr zitterten heimlich die Kniee; aber sie bezwang sich mit dem ganzen Aufwand ihres Muthes. Die schöne, stolze Tochter mußte mehrmals stehen bleiben und aus tiefster Brust Odem holen. Keine sah die Andere an; Beide schwiegen. Was sie sich noch zu sagen gehabt, war Alles schon vorher daheim geredet worden.

Als sie drunten der Schaluppe nahe kamen, stand der alte Schiffer davor und rief ihnen entgegen: „Eben wollte ich zu Ihnen hinaufkommen, Frau Baronin! Mit der Spazierfahrt wird's nichts. Es ist ein arger Sturm im Anzug. Aber Sie kommen wohl selber nur, um mir abzusagen. Hei, wird das gleich grimmig losbrechen! Gott sei den Schiffen gnädig, die jetzt in See sind."

„Was? ein Sturm, und da wolltet ihr euch fürchten?" sagte die Baronin mit erzwungenem Lachen, das so gar nicht zu ihrem sichtlich verstörten Antlitz passen wollte. „Ei, solch' ein grandioses Naturschauspiel kommt uns ja gerade recht. Nach solcher Fahrt haben wir uns schon lang einmal gesehnt, nicht wahr, Melanie? dieser Sturm kommt uns vortrefflich gelegen."

„Ja, Mama," hauchte die Tochter innerlich zitternd vor sich hin, und eine unsägliche Angst entstellte die regelrechte Schönheit ihres marmorkalten Gesichtes.

„Nun, Frau Baronin," erwiederte der derbe Seemann in seiner naturwüchsigen Ungebundenheit, „mit dem Fräulein seinem

Pläsir an solcher Spazierfahrt scheint's mir aber just nicht sehr weit her zu sein; wenigstens macht sie ein verdammt ängstliches Gesicht dazu. Und sie hat auch Recht. Ist es doch arg genug, wenn uns Seeleute draußen in solcher Nußschale der Sturm überrascht; aber ohne Noth und zum bloßen Pläsir hineinzufahren, nehmen Sie meine Rede nicht krumm, Frau Baronin, das heißt unsern Herrgott freventlich versuchen, und kurz und gut, mit der Fahrt wird's heute nichts."

Jetzt fühlte die Baronin, daß sie den Alten anders packen müsse, um ihn zur Ausfahrt zu bewegen.

„Seid ihr ein drolliger Kauz, mit eurem Gottversuchen! Wer denkt denn daran? Wir können ja jede Minute wieder umkehren, wenn's gar zu arg wird. Also vorwärts, Alter, zehn Thaler für die Fahrt! Nun, besinnt ihr euch noch immer?"

„Na, Frau Baronin, wenn's denn nicht anders sein soll, in Gottes Namen! Und Sie sollen mir meiner Seel' die Courage nicht abkaufen! Aber wir wollen doch sehen, wer's eher kleinbeigibt, ihr Stadtdamen oder wir Seeleute. Bube, holla, fertig gemacht!"

Und des Alten Enkelsohn, der unterdessen zuwartend auf dem Verdecke gestanden, reffte das Mastsegel auf.

Mutter und Tochter traten auf den ins Meer hineinragenden Steindamm und stiegen über ein paar schwanke Bretter zur Schaluppe hinan. Der alte Paulsen folgte rasch, zog die Planken aufs Verdeck und mit langem Haken stieß sein Enkelsohn das Boot vom Lande.

Nicht ein Vaterunser lang, da schoß es mit bis fast zum Zerreißen angeschwelltem Segel hinaus in die sich immer höher hebende Fluth. Das Wetter kam mit Macht einher. Obgleich die Sonne noch nicht untergegangen war, legte sich jetzt schon unheimliche Nacht über die sturmbrüllenden Wogen. Schon zerrissen ferne Blitze die schwarze Wolkenwand in phantastisch zackigen

Windungen. Das ferne Rollen des Donners spielte mit dem Rauschen der Wellen eine gar ergreifende Weise. Schon hob der Sturmwind an, mit noch erst gedämpfter Stimme als gespenstiger Sänger an dem schauerlichen Concert der grollenden Natur sich zu betheiligen. Schon wurden die Wogen darnach lüstern, den grausenhaft wilden Tanz zu beginnen und dann bis zur Raserei darin sich auszutoben.

„Nun, Frau Baronin, ist's Ihnen noch immer nicht wild genug?“ schrie der alte Friese, durch Wind und Fluth sich mühsam mit ihr verständlich machend. „Jetzt aber umkehren! es ist die höchste Zeit; sonst genad' uns Gott! Denn der Sturm bricht los.“

„Den will ich ja eben,“ rief die Baronin in sinnloser Erregtheit. „Darum vorwärts! nur noch fünf Minuten! Und fünf Thaler Trinkgeld! Wenn ich's wage, müßtet ihr euch doch vor mir schämen, euch zu fürchten. Vorwärts, Alter!“

Jetzt trat sie an den Mast und hielt ihn krampfhaft umklammert. Von Todesangst durchschauert schmiegte sich die Tochter an die Schulter der Mutter. Hei, wie ihre lichten Kleider im dunklen Sturme flogen! Wie zwei Geister waren sie zu schauen.

„Melanie, jetzt mach' dich bereit! unsere Stunde ist da,“ rief die unglückselige Frau mit vor Angst erstickter Stimme.

Und das junge Leben schrie aus dem zusammengeschnürten Herzen der Tochter heraus: „Mutter, o Mutter! sieh' nur die gräßlichen Blitze, und horch', wie der Donner grollt! Ach, kehren wir um! Morgen, o lieber morgen!“

„Sei nicht feig, Melanie! Dank' vielmehr der ewigen Natur, daß sie's uns so leicht machen will. Oder willst du ohne mich wieder heimkehren in Elend und Schande, in ein armes, verachtetes Judenhaus? so laß mich allein vollenden! Ich weiche nicht zurück.“

„Nein, Mutter, nein, verlaß mich nicht! Ich will ja mit

dir gehen.“ Und sie umschlang sie mit bebendem Arme. Sogleich aber rief ihr einstiger Kinderglaube wieder: „Aber Mutter, Mutter! wenn's doch einen Gott da droben gäbe, einen barmherzigen Gott und allheiligen Richter?“

„Es gibt keinen, sag' ich dir. Sieh' hin: Meer und Wolken, Blitz und Donner, das ist Gott, das ewige All! — Und nun komm mit mir oder bleib' zurück! Aber ich muß gehen.“

Und jetzt noch ein furchtbarer, Kopf und Herz umnachtender Augenblick! Eine haushohe Woge stürmte heran, von feurigen Blitzen umflammt. „Jesus Maria!“ schrie's durch den Sturmwind aus der Tochter Mund. Noch flatterten die sturmzerzausten, hellen Gewänder. Und sie stürzten hinunter ins tobende, schäumende Grab; von der „Aurora“ — in die Nacht des Todes . . .

Dann noch ein betäubender Donnerschlag. Der alte Seemann schrie dazwischen: „Gott sei ihnen gnädig!“ und schlug die Hände vors Gesicht, sein Boot dem Sturm überlassend. Seinen Enkelsohn hatte der Schrecken zu Boden geworfen. Und eine wilde Woge nach der andern wälzte die beiden unheiligen Opfer von sich ab, hinaus in immer tiefere See. —

Nach drei Tagen hatte das Meer die Unglückseligen wieder dem Lande zurückgegeben. Die Leiche der Mutter lag eine ganze Stunde weit von jener der Tochter zur Ebbezeit auf dem weißen Sande. Aber im kleinen Kirchhofe des Inseldorfes liegen sie im gemeinsamen Grabe wieder beisammen. Ein einfaches, schwarzes, hölzernes Kreuz steht auf dem kleinen, flugsandigen Hügel. Wer hatte nach solch' grausiger Todesbotschaft im eingestürzten Hause Goldhelm noch daran gedacht, aus dessen Trümmern einen prunkenden Denkstein hieherzusetzen? So ruhen die Beiden hier auf dem äußersten Fleck deutscher Erde im vergessenen, ungepflegten Grab am Inselstrande der Nordsee. Nur ganz selten fragt einmal ein vornehmer Badegast aus der fernen Herzogsstadt den Arzt oder Dorfpfarrer nach dieser traurigen Ruhestätte. Tritt

er dann in den düstern Gottesacker mitten in öder, schilfiger Düne, und man zeigt ihm diesen Grabhügel, schmucklos wie der des ärmsten Bettlers in seiner Heimath, dann gedenkt er wohl voll trübsinnigen Ernstes all' der zauberhaften Pracht und sündigen Verschwendung jenes Palastes, darin er diese zwei nun so armselig gebetteten Todten mit Leib und Geist einst glänzen und prahlen gesehen, in trügerischem Triumphgesang eitlen Menschenglücks, voll maßlosen Stolzes einherschreitend. Und er lauscht versunken dem nahen, dumpfen Meeresrollen wie einer erschütternden Predigt vom Fluche falschgenützten Reichthums und vom Verderben falscher Bildung. — Gott sei ihnen gnädig! . . .

Und wieder ziehe ich mit dir zur Abendzeit hinaus in die Meeresfluth. Wie diese jetzt daliegt in hehrer Ruhe, den wellenlosen Spiegel von Purpurduft überhaucht. Ein stattlicher Dreimaster gleitet mit geschwellten Segeln majestätisch dahin gegen Sonnenuntergang. Aber die jetzt in den niedergehenden Abend hineinsteuern, diese hoffen Alle auf neuen Erdenglückes Sonnenaufgang am traumumwobenen Himmel eines andern Welttheils. Und eben steht die ganze Auswandererschaar auf dem luftigen Verdeck. Denn ach, das letzte Stück deutscher Erde schimmert dort als weißer Dünenstreifen zu ihnen her, und miteinander schauen sie zu ihm hinüber. Die Einen mit trockenem, trotzigem Blick, da sie froh sind, nun bald auch den letzten Zipfel des großen Vaterlandes hinter sich zu haben, dem sie mit grollendem Herzen und nach zerronnenen Glücksträumen den Rücken kehren, vor sich eine neue Welt mit neuem Hoffen und neuer Täuschung. Andern werden bei diesem abschiednehmenden Anblick die Augen noch einmal naß und ihr Herz erneuert die Wehmuth des Scheidens daheim von dem theuren Boden, darauf sie geboren und groß geworden. In stummen, traurigen Gruppen sitzen sie auf ihren Kisten da, die Bauern- und Handwerkerfamilien. Hier drückt ein junges, schluchzendes Weib den Säugling jetzt ängstlicher ans

klopfende Herz. Dort läßt ein stämmiger Mann heiße Thränen fallen aufs von ihm umfaßte Haupt des vor ihm hingelagerten Knaben. In brütendem Tiefsinn hingekauert schaut die bäuerliche Großmutter in das ihr noch so fremde Element der rauschenden See. Und ihr weißhaariger Mann sucht den Brand seines schon jetzt erwachten Heimwehs zu mildern, da er die harmlos lachende Enkeltochter auf den Knieen trägt und sich von ihrer Schmeichelhand die nassen Wangen streicheln läßt.

Dazwischen winken, hinten ums Steuer geschaart, leichtblütige junge Gesellen mit geschwenkten Tüchern das letzte Lebewohl zum deutschen Insellande hinüber und stören mit jauchzenden Abschiedsrufen die Abendstille des Meeres und die Wehmuth der auf ihm dahinziehenden, heimathentsagenden Menschen. Kreischend umfliegt der geleitgebende Schwarm der Möven die von der Abendgluth umwobenen Segel. Und horch, jetzt lassen die lustigen Glücksjäger ein mächtiges Lied erklingen, des Vater Arndts vielgesungenen, vielfragenden Sang vom deutschen Vaterland, daß unter dessen Schall die Mastwimpeln mitfühlend zu flattern scheinen. Leuchtet doch der hohe Name „Germania" von der Schiffswand in weithin sichtlichen Buchstaben übers dämmernde Meer! Und ihr holzgeschnitztes Bild ist es, das mit eichenbekränztem Haupt und bepanzerter Brust die riesige Fluth durchschneidet.

Und jetzt erklingt die Strophe:

„Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land!
So weit die deutsche Zunge klingt,
Und Gott im Himmel Lieder singt;
Das soll es sein! das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein!" —

Und wehmüthig verklingt's im seefrischen Abendwinde.

Wie viel zertrümmertes Glück und verlorne Hoffnungen, aber auch wie viel kräftigen Muth und kühnes Ringen, wie viel Arbeitskraft

und Tüchtigkeit, wie viel gesundes „deutsches Leben" entführte jetzt diese Germania dem Boden ihrer großen Namensschwester!

Ja, schauet ihr Alle nur noch abschiednehmend nach diesem letzten Stück eurer weiten deutschen Heimath! Da drüben endet in Wahrheit Deutschlands Boden. Und hier sogleich versenket in die Salzfluth jedwedes dichterische Traumgebild von einem unfaßbaren, grenzenlos verschwommenen Ideal eines deutschen Vaterlandes überm Weltmeer. „So weit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt." Wohl könnt ihr auch mitten im Urwald wie in der amerikanischen Großstadt in euren Herzen und euren Häusern deutsch bleiben, deutsche Sitte pflegen, deutsches Wesen und deutsche Arbeit zu Ehren bringen! Aber euer wirkliches deutsches Vaterland, das habt ihr jetzt verlassen auf Nimmerwiederfinden überm Meere! Wohl werth, daß euch beim Anblick dieser letzten deutschen Erde die Herzen banger schlagen und die Thränen des ersten Abschiedes bei diesem allerletzten noch einmal stärker zu fließen beginnen! —

Aber siehe, was mag wohl der dort für ein unsägliches Leid im Herzen tragen, der vornehm gekleidete Mann mit schönen, orientalischen, tief verhärmten Zügen?

Von den Andern abgesondert sitzt er am Schiffsrand und senkt das wohl vor den Jahren grau gewordene, bleiche Haupt zum Erbarmen traurig nieder. Mit solchen, vom vielen Weinen schon ganz matt gewordenen Augen schaut doch Keiner jetzt nach der fernen Küste hinüber. Ein achtzehnjähriges Mädchen, wie ein wunderschönes Frauenbild aus dem alten Testamente, kniet ein paar Schritte davon entfernt. Nur dann und wann richtet sie das vorgebeugte Antlitz ein wenig auf, und so oft sie nach der Insel hinübersieht, seufzt sie aus wundem Herzen und versinkt wieder in um so innigeres Gebet. Das ist dieses traurigen Mannes Tochter. — Als Zeitter in diesem seltsam ergreifenden Bilde tritt jetzt ein alter Jude mit schneeweißem Barte, der bisher ein

wenig seitwärts gestanden, zu dem Manne hin, legt ihm die ausgemergelte Hand auf die Schulter und sagt zu ihm voll mitleidigen Tones:

„So sei doch endlich ruhig, Isidor! Hör' auf zu weinen und schau' nimmer hinüber! Was hast du davon? Kannst du sie mit all' deinen Thränen doch nimmer auferwecken zum Leben! Und sei froh, daß du's nicht kannst! Sie liegen gut da drüben, mein armer Sohn! Laß sie liegen und weine nimmer!"

Aber diesem brachen die Thränen nur noch heißer hervor, und er jammerte aufs neue:

„Ach Salomon! Das ist leicht gesagt, daß ich soll nimmer weinen. Und wären sie gestorben wie andere ehrliche Menschen, bei Gott, ich wäre ruhig. Aber daß meine Frau sich selber den Tod gegeben, ach, und mein Kind mit dazu, meine schöne, schöne Tochter, von der eigenen Mutter verführt und hinuntergezogen in das schreckliche Grab! Ach Salomon, müßt' ich doch jetzt haben ein Herz von Stein, und wär' ich ein gottloser Mann, wenn ich jetzt da hinüber sähe, dort wo mein Kind in dem verlassenen Grabe liegt, und ich wollte nicht weinen, bis daß ich keine Thränen mehr hätte. Ich bitte dich, laß mich allein! Du hast niemals ein Kind gehabt, was kannst du wissen von meinem blutigen Vaterherzen? Ach laß mich weinen, so lang ich einen Streifen nur noch sehe von der unseligen Insel! Alter, treuer Salomon, verstehe mich doch!"

Aber der Alte gab sich nur halb zufrieden: „Nun, so weine, mein armer Sohn, weine dich aus, wenn's dir dein Herz kann leichter machen. Aber ich kann dir nicht mithelfen in deiner Trauer. Ja, diese da, wenn's diese wäre!"

Und auf Gabriele deutend, die noch immer im stummen Gebet auf den Knieen lag, fuhr er mit schmerzlicher Miene weiter:

„O wäre diese ins Wasser gesprungen mit ihrer gottlosen

Mutter, und läge sie jetzt da drüben in dem verlassenen Grabe, beim ewigen Gott, ich thäte mit dir weinen und klagen und spräng' am allerliebsten jetzt selber ins Meer vor lauter Trübsal. Denn diese ist allezeit gewesen ein wahrer Engel gegen dich und sie wird's bleiben, solange dir ein Aug' offensteht, sie wird's bleiben, ich weiß es, dein gutes, braves Kind, das dich lieb hat und in Ehren hält, wie's der ewige Gott den Menschenkindern geboten. Aber die Andere, die da drüben begraben liegt, diese hat gebissen wie ihre Mutter und ist auch gewesen wie ihre Mutter, stolz und hartherzig, und hat sich geschämt ihres eigenen Vaters und hat ihn heimlich verachtet, weil er einmal ein Jude gewesen. Ich weiß es. — Und wie ihre böse Mutter mich aus deinem Hause getrieben und ich durchs große Thor auf den Schloßplatz gegangen, da hat sie zum Fenster auf mich heruntergesehen und hat spöttisch mir nachgelacht. Aber die da auf den Knieen liegt, die hat am Thorwege mir gar traurig zum Abschied die Hand gegeben und hat um den alten Salomon geweint. Und das werd' ich nicht vergessen, und wenn ich alt werden sollte wie Methusalem, ich werde das Lachen der Einen und das Weinen der Andern sehen. — Und darum, mein trauriger Sohn, hör' auch du jetzt auf, für die Andere zu weinen, und die Thränen, die du noch hast, die spare für diese da, dein gerathenes Kind; und nun schilt mich nicht hartherzig, Isidor! — Denn sieh', was kümmert mich da drüben dieses Stück alte Welt? Ich fahr' auf dem Meer in die neue Welt und in ein neues Leben für dich, mein Sohn, und diese da, dein Kind. Gott der Allwissende weiß, ich hätte mich am allerliebsten daheim in die Grube gelegt; mit sechsundsiebzig Jahren hat man müde Knochen, und es ist Zeit zum Schlafengehen. Aber um deinetwillen hab' ich noch zum Wanderstabe gegriffen und bete noch um ein paar Jährchen zum Himmel, daß er mich's noch erleben lasse, wie du wieder geworden bist ein glücklicher Mann, was du all' dein Lebtag nicht gewesen. Und

ich weiß es, du wirſt es wieder werden, mein Sohn, ich weiß es, haſt du doch dieſen Engel bei dir und deinen alten treuen Salomon!"

Dann beugte er ſein weißes Haupt über Goldheims Stirne, drückte einen Kuß darauf und die Stimme verſagte ihm ſchier: „Iſidor, mein armer Sohn, hab' Muth und ſei ruhig! Da drüben in der neuen Welt geht's beſſer."

Der Alte wiſchte ſich jetzt ſelber eine Thräne aus dem pergamentenen Geſichte, trat ein paar Schritte weg und ſah vorwärts nach Weſten mit tiefſinnender Miene.

Unterdeſſen war der Dünenſtreif im Duft der Dämmerung völlig verſchwunden. Auch Gabriele ſtand endlich auf, trat zum Vater und legte ihre Hand in die ſeine: „Vater, ſei mir nicht böſe, daß ich dich bis jetzt allein gelaſſen. Aber ich habe zu meinem Heilande geweint und gebetet für die arme Mutter und Schweſter, und nun bin ich völlig ruhig. Seine göttliche Stimme hat zu mir geredet; vom Kreuze herab hat er die Arme gegen mich ausgebreitet; ſein Erlöſerblut iſt in mein wundes Herz geträufelt. Vater, nun werd' auch du wieder ruhig! Komm, laß mich die Augen dir trocknen! Ich will mit meiner Liebe dich ſtützen und tröſten, ſo lange das Herz in der Bruſt mir ſchlägt. Und vertraue nur darauf, denn mein Heiland hat es mir vorhin vom Himmel herunter verheißen: wir ſind arm geworden, aber wir werden reicher werden, als zuvor."

„Geb's der allgütige Gott, mein frommes Kind!" Mit dieſen Worten drückte Iſidor Goldheim, wie er ſich von nun an einfach bürgerlich nannte, ſeine Tochter ans Herz und lehnte die naſſen Wangen auf ihr weiches Haar.

Wie das Licht des Abends jetzt allmälig immer ſchwächer hinſtarb auf der Meeresfluth, ſo ſchläferte ihr geheimnißvolles Rauſchen ihm allmälig die wilden Schmerzen ein, und er vergaß über dem ſüßen, engelgleichen Reden dieſer einen Tochter den ent-

teren, unheiligen Tod der andern, von deren Kindesliebe er fast nie einen beseligenden Hauch verspürt. Und jetzt ging ein Stern nach dem andern auf über dem ewigen Meere. Zum erstenmale wieder seit jenen düsteren Unglückstagen fühlte dieser arme Mann Trost und Versöhnung und einer besseren Zukunft Hoffen aus dem Sternenhimmel in sich niederstrahlen.

Unterdessen stand der alte Salomon Baruch in sich versunken bei Seite. Schon jetzt am ersten Abende seiner Seefahrt in die neue Welt grübelte er darüber nach, wie er's dort wohl am klügsten anstelle, um ein neues Geschäft für den Sohn jenes Vaters zu begründen, der einst ihn selber als armen, hungernden, frierenden Bettelbuben aufgenommen, gespeist und erwärmt.

Das war es gewesen, daß, wie das Bankhaus „Isidor von Goldheim" in Trümmer gefallen und das Meer die Beiden als Grab verschlungen, deren verachtender Haß ihn aus dem Palast in die Judengasse getrieben — dieser nie verlöschende Dank gegen Isidors Vater war es gewesen, der ihn dann, all' seines alten Grolles vergessend, als den Ersten wieder in das eingestürzte Haus gehen und zu dessen verzweifeltem Herrn sprechen geheißen: „Sieh', der Judenhaß deiner Frau hat mich aus deinem Christenhause hinausgeworfen. Nun treibt der Geist deines alten Judenvaters mich wieder zu dir herein. Ich habe dir und deinem Geschlechte grollen wollen bis in den Tod; aber dein Unglück hat meine begrabene Liebe wieder auferweckt, weil du der Sohn deines Vaters bist, der auch mir einst ein barmherziger Vater gewesen. Nun siehe, da bin ich und will dich wegführen aus den Trümmern deines alten Hauses in eine neue Welt, und will dir bauen helfen ein neues Haus. Denn dieweil du und dein Weib gottlos verschwendet, hab' ich im Glauben an meinen Gott mit meinem Pfeffersack Vermögen gespart und kluge Geschäfte gemacht, und fünfzigtausend Dollars stehen auf diesem Wechsel geschrieben, zu Neuwerk nach Sicht auszuzahlen an den alten armen Juden

Salomon Baruch. — Meinen alten Handelsgeiſt nehm' ich mit in meinem ſchneeweißen Kopf und meinen Glauben an Gottes Hilfe in meinem Herzen. Sag', wie kann da unſer Geſchäft falliren? Und nun mach' dich fertig, Iſidor! — Auf, auf, nach Amerika!"

Und jetzt war es völlig Nacht geworden. Aber die Drei ſaßen noch immer auf dem Verdeck und lauſchten in ſich verſunken der rauſchenden See, die ihnen erzählte von beſſeren Tagen am andern Strande.

VI.

Auferstehen.

Ich führe dich in ernstes, von dunkelm Forst umarmtes Haideland. Du stehst mit mir auf niederrheinischem Boden. — Und siehe, vor dir liegt eine weit ausgedehnte Maschinenfabrik. Langgestreckte, saubere Backsteinbauten bedecken viele Tagewerke von Schienensträngen durchzogenen Sandes. Dutzende von schlanken Schlöten ragen empor. Und dort, seitab vom Fabrikgetriebe, welch' palastähnlicher Bau! Schlingrosen umwuchern die auf zierlichen Eisensäulen ruhende Veranda. Davor dieser sorglich gepflegte Rasen, von dessen kurzgeschornem Sammt die Blumen sich um so leuchtender abheben. Um das Vornehme dieses Wohnsitzes noch zu erhöhen, wirft aus kostbarem Marmorbecken ein Springquell den glänzenden Strahl hoch auf, und Schwäne wiegen darunter das stolze Haupt.

Das ist das Wohnhaus des reichen Fabrikherrn Ernst August Gödike, und nach dem Namen seines noch bei ihm lebenden alten Vaters benennt sich „Wilhelmsruhe" der ganze weitverzweigte Besitz.

Von diesem Prachtbau fünfzig Schritte seitwärts am Waldsaum, in eine hochstämmige Buchengruppe ganz hineingebaut, steht ein bescheidenes, einstöckiges Häuschen. Wie das mit seiner schmucklos weißen Wand aus dem kaum aufgeblühten, zartgrünen

Blätterſchirm ſo traulich hervorlugt, wie ein Bild harmloſen, genügſamen Lebens! Ob es wohl auch ſolchen Frieden beherbergt? Wer mag darinnen wohnen? — Sollte ich dir das wirklich erſt noch zu ſagen brauchen?

Welche innere Welt liegt in dieſer kurzen Spanne Zeit eines halben Jahres, ſeitdem wir unſere Freunde an jenem letzten Herbſtabend im Görzhauſener Schloſſe verlaſſen haben! Nun finden wir hier ſie wieder — den ehemaligen Burgherrn als Correſpondenten des Hauſes „Gödike und Sohn," und Helene als die Lehrerin von dieſes Sohnes Kindern. Wie aber ſoll ich dich jetzt in dieſen Wechſel von Empfindungen hineinſchauen laſſen? — Am beſten, du hörſt die unmittelbare Sprache der Herzen, deren inneres Leben ſich dir erſchließen ſoll. Und nicht ängſtlich laß mich auswählen! Wie mir's in die Hand fällt, ſo biet' ich dir's in loſen Blättern hin. Auch dieſe wenigen werden genügen, daß das Geſammtbild dieſes Seelenlebens verſtändlich werde.

Ich greife um ein halbes Jahr zurück.

Ehrenbreitſtein am 28. November 1850,
Abends 9 Uhr.

Theodor, einzig treuer Theodor!

Wie du ſchmerzlich beſorgt nach unſerm Befinden und meiner Stimmung fragſt! O daß ich doch ſchon heute, nach den erſten acht Tagen, dir zurufen könnte: es geht mir gut! — Daß doch dieſes, mein erſtes Wort ſchon jetzt zu dir hinfliegen dürfte, wie die Taube Noahs mit dem heimgebrachten Oelzweig, um dir die frohe Botſchaft zu bringen, daß die Waſſer meines innern Elends ſich zu verlaufen beginnen! Aber noch ſpannt über dieſer Sündfluth meines ſelbſtverſchuldeten Schickſals kein Regenbogen die ſchimmernde Brücke der Verſöhnung . . .

O wohl fühl' ich's aus deinen zarten Worten heraus, auf

welch' süßen, mächtigen Trost du mich verweisest — auf mein Weib, meine Stütze, mein Labsal, meinen guten Engel — Helene! Ach jawohl, ich weiß es: wäre mir von Gott die allwissende Macht gegeben, unter allen Frauen der Erde nocheinmal die Einzige mir auszuwählen, ich würde alleinzig sie und immer nur sie unter all' den Millionen als Weib heimführen, so über alles Menschenlob erhaben hat ihre große Seele den Glanz ihrer gottebenbildlichen Schönheit in diesen dunkeln Tagen über mich ausgegossen. Und hätte nun ich, der Alles allein verschuldet, auch nur allein die Strafe zu tragen, aber sie, die Kinderunschuldige, hätte jetzt Alles, was ich entbehre und nichts von dem, was ich hier dulde, o dann sollte kein klagendes, kein murrendes Wort über meine Lippen kommen. Doch das ist ja diese über meine Stimmung immer wieder hereinbrechende Nacht: ich habe auch ihr schuldloses Leben in den Abgrund meines selbstverschuldeten Elends hernntergezogen. Und, o vor Schmerz und Schamröthe glühen mir die Wangen, der wunderbare Zauber ihrer Musik, mit dem sie den Frühlingsmorgen unserer Liebe noch reizender gemacht, und meines seligen Vaters Winterabend so sanft verklärt, mit dem ich dann in unseliger Eitelkeit als ihr neidenswerther Mann geprahlt — den verwerthet sie jetzt an den Kindern fremder Eltern, um den tausendsten Theil jener Summen, die durch meine irdische Hoffahrt verloren gegangen, in himmlischer Demuth ihrem Hause wieder zurückzuverdienen.

Heiliger Gott! Als ich an jenem ersten Abend auf dem Haidehof ihrem seelenvollen Spiele von der Sprache der Meereswogen gelauscht, und ein unsichtbarer Geist hätte mir höhnend zugeflüstert: „Nichtwahr, welch' goldener Klang! — Aber du wirst diesen Engel noch dazu bringen, daß auch wirkliches Gold daraus werde — greifbares, klingendes Gold zum gemeinen Lebensunterhalt! . . ."

O ich sage dir, wenn ich jetzt im Comptoir arbeitend am

Pulte ſtehe, und gewöhnlich des Abends vom Zimmer über mir die Töne zu mir herunterklingen, von Helenens Hand ihrer Schülerin vorgeſpielt, dann erfaßt mich oft ſolch' ein wilder Schmerz, daß ich im Winterſturm in den nahen Wald ſtürzen möchte, um meine Schuld in die Nacht hinauszuſchreien und die dröhnenden Rieſentannen zu beſchwören, ſie möchten auf mich zerſchmetternd niederbrechen.

Ach, du mein treueſter Freund! ein ſolch' hohes Weib zum bezahlten Dienſt unter fremden Menſchen erniedrigt zu haben, und für alle eigene Schuld nie einen einzigen leiſen Vorwurf von ihr zu hören, nein, nur gütige Worte aufrichtenden Troſtes; keinen flüchtigen Zug von Mißmuth an ihr zu ſehen; aber einen ganzen Himmel voll großmüthig verzeihender Liebe in den immer gleich ſanften, frommen Kinderaugen — o Theodor, ſolch' wahrhaft heilige Frauenliebe iſt faſt unerträglich . . . Ich muß für heute ſchließen. Herz und Hand zittert mir zu ſehr. Morgen mehr, und, ſo Gott will! — ruhiger!

Am 6. Dezember, Morgens 10 Uhr.

Du ſiehſt, liebſter Theodor, über acht Tage hab' ich mein erſtes Wort an dich als Bruchſtück liegen gelaſſen. Denn immer harrte ich auf beſſere Stimmung, um mit etwas lichteren Farben die nachtdüſtere Stimmung übermalen zu können. Verzeihe nun dem damaligen abendlichen Novemberſturm, der mit ſeiner troſtloſen Melodie mir keine ſo lieben, herzerhebenden Geſchichten von der Zukunft zu erzählen wußte, wie einſt dir in deiner holländiſchen Manſarde. Weißt du's noch? — Seit geſtern hat ſich nun der Himmel wieder aufgeheitert. Wie thut dieſer winterliche Sonnenglanz wohl! O wir, mit unſerer geiſtigen Kraft ſo gerne großthuenden Menſchen, was ſind wir doch oft ſchwache Creaturen in unſerer Stimmung! — Eine ſternenloſe, ſturmdurchbrauſte Nacht treibt unſer kummerſchweres Herz an den Abgrund

der Verzweiflung und wir geben jedes heitere Hoffen verloren. Ein sonniger Himmel am andern Morgen führt daſſelbe Herz wieder auf den verſöhnenden Weg neuen Vertrauens. So iſt's nun auch mir ergangen. Und nun laß mich bei dieſem lieben, milden Sonnenlichte dir Alles erzählen, worüber ich an jenem ſtürmiſchen Abend zu keiner einzigen Zeile gekommen war! —

Als wir auf der letzten Bahnſtation, eine halbe Stunde von Wilhelmsruhe, wohl als die traurigſten Reiſenden ausgeſtiegen waren, da ſtand auch ſchon der gute Fritz in der Halle und fiel mir ſprachlos um den Hals. Dann küßte er Helenen ungeſtüm die Hände — umarmte Röschen, Hans und Rudolf — o war das ein Wiederſehen! Hervorgeſtammelte Worte, ſtürzende Thränen — blutende Herzen! Es lag ja zu viel zwiſchen unſerm letzten und dieſem Wiederſehen, o gar zu unausſprechlich viel des wechſelnden Schickſals! — Dort ſtand ich als der ſtolze Burgherr vor ihm, jetzt als demüthiger Correſpondent derſelben Fabrik, die er als ehrenreicher Director leitet. Und wie fand er Helene wieder, die einſt nur um den Lohn dankender Liebe ſeine eigene Lehrerin geweſen? — Und nun! — Doch auch dieſes Wiederſehen liegt überſtanden hinter mir! Still davon!

Fritz winkte einem gallonirten Kutſcher, der gleich den andern Zuſchauern dieſen befremdenden Empfang mit verblüfftem Geſicht angeſehen. „Befehlen der Herr Director, daß wir gleich fortfahren?" fragte dieſer unterwürfig, während er uns ſelber bedenklich muſterte, und nicht recht wußte, was er aus uns machen ſollte. — O nur erſt hinaus in Gottes freie Luft! — Das war jetzt die ganze Sehnſucht meines zuſammengeſchnürten Herzens.

Wir fuhren nun ſogleich in den zwei bereit ſtehenden Wagen weiter. Helene, Röschen, Fritz und ich im erſten, die Knaben mit der Magd im zweiten. Es ging in der Dämmerung über recht ernſtes Haideland, und meiſt im Schritt durch tiefen Sand. Und wie's nur der Zufall ſo wollte — am ſchwarzen Waldſaum

trieb ein alter Schäfer mit ſeiner Heerde. Rings aus dem Moorgrund wallten weiße Schleier empor.

Es war nun wirklich rührend anzuhören, wie der gute Fritz mit naſſen und doch leuchtenden Augen uns ſchon während dieſer kurzen Fahrt unſer künftiges Häuschen in ſeiner äußern und innern Traulichkeit beſchrieb, und uns verſicherte, daß von ihm und der Familie Gödike gewiß alles Erdenkliche gethan werde, um uns die ungewohnte Lage ſo erträglich als nur möglich zu machen. Helene hielt in ſtummer Rührung beſtändig ſeine Hand in der ihren, und unſerm herzigen Röschen war immer zwiſchen Weinen und Lachen, als ſie ihren Liebling ſo tröſtend mit uns reden hörte. Ich ſelber aber, wie mir's nur ſo geſchah! — ich hörte dem Allen doch nur mit halbem Ohr und Herzen zu, und immer wieder mußte ich auf den Hirten vor ſeiner Heerde ſchauen und die umſchleierte Haide. Da gedachte ich unwillkürlich des ehrwürdigen, weißbärtigen Schäfergreiſes, der auf jener andern Haide vor mir geſtanden, als warnender Prophet. Und jetzt ſtand er drüben am Waldſaum, in rieſengroßer Geiſtergeſtalt, von Nebeldunſt gewoben. Schneeweiß, wie ſein Bart, war ſein ganzes Gewand. Bis zu den Wolken ſah ich ihn mahnend die Hand erheben, und ſeine Stimme rief mir ins innerſte Herz hinein: „Die Welt iſt weit, aber das Menſchenherz iſt noch viel weiter und es bekommt nie genug. 's iſt Alles Rauch! . . . .

O Theodor, daß ich dieſe Mahnung doch alſo ſpät erkannt und befolgt! — Aber iſt es denn wirklich unwiederbringlich zu ſpät?

Nein! Nein! —

Unſer guter Freund hatte wirklich nicht zu viel geſagt. Wir wurden von der Familie Gödike mit ſolch' zarter Schonung willkommen geheißen, daß ich dieſen Abend der Ankunft, vor deſſen gefürchtetem Eindruck mein ganzer Mannesſtolz ſich zuvor wahrhaft geſträubt, in ganz erträglicher Stimmung verlebte. Bis wir mit der Einrichtung unſerer beſcheidenen Häuslichkeit in Ordnung

waren, wurden wir sogar noch zwei Tage wahrhaft gastfreundlich in dem palastähnlichen Hause des Fabrikherrn beherbergt.

Ich hatte nun vorher dem zu unserm Asyl bestimmten Häuschen am Saume des Waldes einen flüchtigen Besuch gemacht, und die anspruchslosen vier Zimmer des ersten Stocks — zu ebener Erde sind Küche und Magdstube — sahen mich mit ihren nackten Wänden freilich noch sehr wenig einladend an. Indessen that mir doch schon bei diesem oberflächlichen Beschauen die Wahrnehmung wohl, daß alle Räume erst ganz frisch tapeziert worden waren, sehr einfach aber doch mit einem gewissen Geschmack. Ich fühlte aus dieser unscheinbaren Aufmerksamkeit heraus, daß man unser Unglück ehre und uns nicht mit verstecktem Widerwillen wie unwillkommene Aufdringlinge erwartet habe. Du weißt nun, liebster Theodor, daß Helene in Görzhausen den glücklichen Gedanken gehabt, nur die überflüssigen Luxusmöbel und allen sonstigen, nun so lästigen Prunk zu verkaufen, hingegen, außer den deiner fernern Obhut anvertrauten Familienbildern, unsere einfachste aber gediegene Hauseinrichtung, die uns schon in der Erkerstube meines Vaterhauses lieb geworden, sammt Betten und Weißzeug zu behalten, und den Herrn Gödike um die weitere Gunst zu bitten, das für uns bestimmte Häuschen selber wohnlich einrichten zu dürfen. O guter Theodor, welch tiefempfundenes, wohlthuendes Verständniß eines echt deutschen Frauenherzens lag in dieser klugen Anordnung Helenens! Und wie unsäglich zart und sinnig wußte ihr lieber, poetischer Geist Alles in Scene zu setzen! So höre nur!

Nur Fritz durfte ihr bei der Einrichtung des lieben Häuschens helfen; ich selber aber keine Stunde früher ein Zimmer betreten, und sie hütete ihr verborgenes Walten sogar vor jeder Neugier der Kinder. Nachdem sie dann kurz vor der Dämmerung ihr frommes Hausfrauengeschäft vollendet hatte, kam sie mit Fritz in unser elegantes Gastzimmer herüber, darin wir warteten.

„So, lieber Vater und gute Kinder," sprach sie mit glücklichem Lächeln, darin nur ein klein wenig Wehmuth zu bemerken war, „nun kommt herüber in unsere neue Heimath! Ich hoffe, sie euch doch ein wenig traulich gemacht zu haben." — Die unschuldigen Kinderaugen glänzten in solch' freudiger Erwartung, als werde ihnen das Christkindchen beschert. Mir aber war das Herz gar seltsam bewegt, und mir wurden die Augen naß, da ich Helenens Hand drückte, und sie nun nimmer loslassend mit ihr und den Kindern zu unserm Häuschen hinüberging. Der gute, feinfühlende Fritz blieb aber jetzt zurück. Ich ahnte, warum? Zum stummen Danke dafür gab ich ihm im Fortgehen die Hand.

Schon, als wir darauf die Treppe in unserm Häuschen hinanstiegen, zitterten mir, starkem Manne, die Kniee. Und Helene führte uns zuerst in die nebeneinander liegenden kleineren Zimmer für Röschen und die beiden Knaben. Wie diese in diesem fremden Hause nun ihre eigenen Betten sammt der gewohnten Einrichtung wiederfanden, und selbst das alte hölzerne Kruzifix wie die Muttergottesstatue an der Wand ihrer Stuben erblickten, Gott! — wie jubelte doch Röschen und Hans ob dieser Ueberraschung solchen Wiedersehens, als sei ihnen Wunder was für ein noch nie empfundenes Glück begegnet! „Kinderherzen!" dacht' ich mir, „welche Weisheit kann ich von euch lernen!" — Aber reden konnte ich kein Wort. Darauf öffnete Helene die Thür unseres einzigen Wohnzimmers. Und als mich in dessen traulicher Behaglichkeit — mir völlig unerwartet — das Bild meines seligen Vaters und meiner alten Mutter begrüßte, und zwischen ihnen aus einem duftigen Blumenkranze die vielsagenden Worte mir entgegenblickten: „Friede sei mit euch!" — o Theodor! — wie war mir da geschehen! Wer vermöchte diesen Augenblick zu beschreiben? — Auch jetzt wieder stürzen mir die Thränen hervor. Laß mich abbrechen! Heut Abend weiter!

* * *

Abends 8 Uhr.

Nicht wahr, liebster Freund, wie konnt' ich doch nur nach solchem Empfang in unserer neuen Häuslichkeit und mit solchem Weibe wieder in so düstere Stimmung verfallen, in der ich dir vor acht Tagen geschrieben? Und doch wirst du auch diese verstehen und ehren, denn sie war menschlich und frei von jeder Selbstsucht. Meine Trauer galt ja nur Helenen und meiner Schuld. — Nun aber hab' ich auch dieses Gefühl überwunden, denn es war nicht das richtige, um Helenens unvergleichliches Liebesopfer würdig zu vergelten. Nicht mehr klagen will ich darüber, daß sie solch' frommes Werk an mir und meinem Hause in fremdem Dienste thut; nicht durch meine Trauer darum will ich's ihr immer wieder verbittern, sondern mit dankender Bewunderung an mir tagtäglich geschehen lassen. Das erhabene Bewußtsein, daß sie sich um meinetwillen freiwillig erniedrigt, um mein niedergebeugtes besseres Selbst wieder zu erhöhen und meinen verirrt gewesenen Willen auf den rechten Lebensweg zu lenken, diese innere Beseligung soll ihr großes Herz von nun an unvermindert und unverkümmert an mir verkosten. Ich will ihr beweisen, daß ihr heiliges Opfer für mein inneres Lebensglück nicht vergeblich von ihr dargebracht werde. Nur mit solcher Mannesthat kann solche Frauenliebe vergolten werden, aber nie mit Trauer und Klage. — Und darum verstumme sie jetzt auch für alle Zeit!

In dieser Erkenntniß hab' ich mir heute Morgen vorm Antlitz Gottes und bei meiner Mannesehre gelobt, in diesem kleinen, einsamen Häuschen als zufriedener Mann zu wohnen, bis eine gütige Fügung mich wieder hinausführt auf den Weg des öffentlichen Lebens, um meine geistige Kraft von neuem darin zu erproben und zu verwerthen, aber Herz und Willen mit weisem Maße zu beherrschen. Ich habe mir's gelobt, für mein früheres unersättliches Jagen nach falschem äußerm Glück und zügelloser

Freiheit nun hier genugzuthun, indem ich ohne murrenden Widerwillen das mir vom Schickſal auferlegte Joch meiner jetzigen Unterwerfung trage. Mir ſelber will ich jetzt beweiſen, was ernſter Manneswille über die Sinnlichkeit vermag, und ich will doch ſehen, mein Liebſter, ob in mir der alte Hermann Stark, alſo umgeſchaffen, im Suchen und Feſthalten der Wahrheit minder ſtarke Ausdauer beweiſe, als zuvor im Finden des Scheines und der Lüge.

O Theodor, du haſt ſo oft in den Tagen meines Unglücks darüber geklagt, daß du trotz all' deiner Freundſchaft nur immer mit gebundenen Händen vor mir ſteheſt und mit keiner einzigen großen, rettenden That mir aus meinen Nöthen helfen könneſt. Ich bitte dich jetzt: laß auch du dieſe Klage für immer verſtummen! — Denn welche noch größere That kann denn die Freundſchaft am Freund vollbringen, als daß ſie in allen Lagen des Lebens immer gleich warm, wahr und treu geblieben? Daß ſie aus demüthiger Selbſtverleugnung nie beleidigt gezürnt, auch wenn des Freundes Stolz ſie ſcheinbar mißachtet, und daß ſie nicht einmal in ihrem Eifer erkaltet und gleichgiltig geworden, auch wenn ihr nur aus Liebe mahnendes, warnendes Wort ſtets vergeblich zum Freunde geredet? — O Theodor, vor Gott und den Menſchen geb' ich dir jetzt das feierliche Zeugniß: dieſe größte, ſchwerſte, opferreichſte Freundesthat, wahrhaftig, du haſt ſie allezeit an mir vollzogen, von jenem erſten Tage, da uns das Leben als unmündige Kinder zuſammengeführt, bis zum heutigen, da wir geſtandene Männer ſind. — Und ach, wenn du doch wüßteſt, wie dennoch kein einziges von all' deinen treuen Worten zu mir umſonſt geſprochen worden, wie ſie jetzt erſt in meinem, vom Unglück zu neuem Leben umgeſchaffenen Herzen ihren Segen bewähren, und wie der reine Geiſt deiner Freundſchaft nun auch in dieſem Aſyl mir ſtärkend zur Seite ſteht! — Erſt geſtern wieder habe ich deine Briefe aus Holland mir vor die Seele gehalten.

Einſt hatten ſie mich in den goldenen Tagen meiner akademiſchen Freiheit harmlos erfreut, jetzt drängen ſie mich als ernſte Mahner, im Mannesalter denſelben Weg ſtarkmüthig zu beſtehen, den du in deinen jungen Jahren ſo opferfreudig gewandelt biſt. Und ich ſage dir jetzt: ſollte mir, dem gereiften Mann, und von ſolch' heiliger Liebesmacht Helenens unterſtützt, mißlingen, was du, ſo jung und verwaiſt in herzloſer Fremde ſtehend, glorreich überwinden kounteſt; ſollte ich jemals wieder unſchlüſſig werden in meiner Wahl, ob ich, als ganzer Mann, in meinem ſelbſtgeſchaffenen Geſchick bis zur Erlöſung ausharren, oder in feiger innerer Armſeligkeit und endlicher Selbſtverachtung untergehen wolle, dann bitt' ich dich, meinen unwürdigen Namen aus deinem Freundesherzen für alle Zeiten auszuſtreichen.

Und jetzt leb' wohl! Grüße mir herzlich Weib, Kinder und die gute Mutter Roſer! Auch Helene und Röschen küſſen euch Alle. Ich hoffe, du haſt in der Nacht, nachdem du dieſen Brief geleſen, einen um meinetwillen recht ruhigen Schlaf. Gott mit dir und deinem noch innerlich ſtreitenden aber ſiegsgewiſſen

Arminius.

* * *

Aus dem Tagebuch Helenens.

Am 12. Dezember 1859.

Gott ſei über Alles gedankt! Hermann iſt mit einemmale wie umgewandelt. Seit er dem guten Theodor ſein Herz ausgeſchüttet, iſt ein ganz neuer Geiſt inneren Friedens über ihn gekommen. Welche Einkehr mag er wohl bei ſich gehalten, was Alles dem lieben Freunde geſchrieben haben? O geſegnet ſei mir dieſe reine Freundſchaft! Wie kommt er nun jeden Mittag und Abend ſo klaren Auges in unſer ſtilles Häuschen heim! Auch

seine Worte haben wieder ganz den alten, herzgewinnenden Ton, wie ich ihn ewig lange nimmer gehört. Wie sympathische Musik umklingt mich nun seine Rede. Und nimmer trübt sie der Mißton einer einzigen Klage über sein Schicksal. Auch über mein eigenes jammert er nun nicht mehr. Und wie inständig hatte ich ihn vorher um diese einzige Gunst gebeten, aber immer vergeblich. Nun geht er niemals ohne Händedruck und Kuß. Immer hat er ein liebes Wort für mich zum Abschied und Willkomm. Ach, das haben wir ja schon lange ganz verlernt gehabt. Erst gestern küßte er mir, so sehr ich mich auch dagegen sträubte, sogar beide Hände und sagte: „Komm Helene, erst laß mich die lieben Hände küssen, bevor sie drüben bei deinen Schülerinnen das Spiel beginnen! Denn diese frommen Hände erlösen mein Herz täglich mehr und mehr von allen seinen Banden." Und heut' Abend sagte er das gleich liebe Wort: „Helene, hab' nun ja keine Angst mehr, wenn ich dich über mir spielen höre, daß ich dann wie früher an meinem Schreibtisch in solch' finstern Zorn über mich selber verfalle, wie zuvor. Nein, nun denke ich mir in meinem Arbeitszimmer: da droben will der Engel meines Lebens auch den letzten Mißmuth in mir zu sanftem Frieden versöhnen. Dann arbeite ich noch einmal so gern, um deiner würdig zu werden." — Ach, meiner würdig! Was bin ich auch viel? Sein Weib, das ihn liebt, weil es nicht anders kann, als ihn unaussprechlich lieben. Das ist mein ganzes Verdienst. Gott! wie leicht hat der gute, edle Mann durch diese lieben Worte nun meine Unterrichtsstunden gemacht! Sie haben ja dadurch völlig aufgehört, es noch zu sein. Und niemals habe ich als meine eigene Herrin noch mit so gehobenem, glücklichem Herzen eine Taste berührt, als jetzt in solch' süßem Liebesdienst, als Lehrerin fremder Kinder und Versöhnerin des Vaters meiner eigenen.

Aus Hermanns Tagebuch.

12. Januar 1860.

Helene hat mich gestern mit einer Rosenknospe überrascht, die sie heimlich in ihrem Zimmer für mich gepflegt. Ich hatte in der Herzogsstadt einst kostbare Treibhäuser. Meine Blumenzucht war dort die berühmteste. Wie prahlte ich damit, obgleich mir das Herz meistens kalt dabei geblieben! Und wie war ich verstimmt und ärgerlich geworden, wenn ich anderswo doch noch schönere Blumen gefunden! Aber über diese einzige Rosenknospe aus Helenens Hand hätte ich vor Freude weinen mögen. — Menschenherz, du Räthsel aller Räthsel! Wie unaussprechlich wenig bedarf es doch, um dich glücklich zu machen, und wie unendlich viel ist für dein Glück zu wenig! Welche Weisheit in dieser Rosenknospe!

Aus einem Brief Mutter Rosaliens.

20. Januar 1860.

Ach mein Sohn, mein einziger Sohn! ich möchte mir ja die alten Augen blind lesen an deinen Worten, die mir wirklich vorkommen, als habe sie ein himmlischer Geist zu meinem Troste geschrieben, aber nicht deine irdische Menschenhand. O so war all' mein langes Beten doch nicht umsonst gewesen, und das Licht Gottes ist über der Dunkelheit deines Lebens aufgegangen! Harr' aus! harr' aus! Mach' meine alte Lehre vom Opfer jetzt an dir zur Wahrheit! Noch ist es lange nicht zu spät! Harr' aus im Dulden und Tragen, wie ich will ausharren im Beten und Hoffen auf jenen Tag, an dem du wiederkehrst in die Arme deiner alten, einst so tief betrübten, aber schon jetzt überglücklichen Mutter! . . .

Aus Helenens Tagebuch.

15. Februar 1860.

Es geht immer gleich gut. Hermanns friedliche, beglückte Stimmung nimmt eher noch zu. Und wie schön, ja sogar wie poetisch sind jetzt unsere Abende! Der gute treue Fritz kommt regelmäßig zu uns herüber. Ist das dann immer ein Jubel bei den Kindern! Denn er ist wahrhaft unerschöpflich im Erzählen schöner ergötzlicher Geschichten — lauter harmlose Kinder seiner eigenen Phantasie. Aber Röschen ist auf die Brüder ganz eifersüchtig; sie will den Fritzel immer ganz allein für sich haben. Und auch Hermann und ich freuen uns so daran. Was gibt's denn auch Unschuldigeres als Kinderfreude? Dann sitzen wir Beide Hand in Hand und danken dem lieben Gott mit verklärten Augen für unsere Kinder. O solche schöne, trauliche Abendstunden thun so wohl, und wie friedlich schläft es sich darauf! Ach, ich möchte oft in diesem wunderthätigen Häuschen stundenlang auf den Knieen liegen und nicht aufhören zu danken für Hermanns gnädige Wandlung. Ich glaube nun felsenfest, daß sie Bestand hat; denn sie kommt aus seinem tiefsten Innern, nicht wie in Görzhausen, wo all' unser Glück von der ersten Stunde an nur ein Trugbild gewesen und ich stets darum zittern gemußt. Wahrhaftig, der Himmel selber hatte mir den glücklichen Gedanken eingegeben, daß ich dem guten Manne hier mit eigenem Haushalt Alles so wohnlich machte, und ihm den eigenen Tisch bestellen darf. Das ist doch eine ganz andere Luft als mit fremder Einrichtung. O glückliches Unglück, das uns hieher geführt!

Aus Hermanns Tagebuch.

13. März 1860.

Es sind wirklich gute Menschen, bei denen wir dieses Asyl gefunden. Besonders der alte Herr Wilhelm Gödike, welch'

Prachtexemplar eines urdeutschen kernigen Mannes mit seinen hohen Stiefeln, Lederhosen und der stets qualmenden Ulmerpfeife! Er bewohnt in dem glänzenden Palaste seines Sohnes zwei Zimmer, die gerade so einfach eingerichtet sind, wie einst seine frühere Bergmannsstube. Nicht ein einziges Sopha ist darin zu sehen; lauter hölzerner Hausrath. Was läßt sich daraus lernen? — Darum hat er auch den Fritz, weil er so arm gewesen wie er, fast noch mehr ins Herz geschlossen wie den eigenen Sohn, der gern etwas den vornehmen Herrn spielt, wenn auch ich über sein Benehmen gegen uns gar nicht klagen kann. Im Gegentheil, wir erfahren nur Liebes von dem ganzen Hause. Die beiden Mädchen nennen uns nur „Tante Helene" und „Onkel Hermann"; unsere Kinder und die ihrigen haben längst gar zärtliche Freundschaft geschlossen, und mindestens jede Woche sind wir drüben zu Mittag eingeladen. Heute haben sie mir nun durch Fritz noch überdies eröffnen lassen, daß wir von nun an nurmehr als ihre lieben Gäste bei ihnen wohnen sollten und Helenens Musikunterricht wie mein Correspondentenamt von uns als beendet betrachtet werden möchte. Offenbar kommt dieser Gedanke nur von Fritz selber, dem ich schon seit ein paar Wochen angesehen, wie unendlich unsere Stellung sein treues Herz bekümmert. Aber wir haben Beide mit aller Entschiedenheit das so wohl gemeinte Anerbieten abgelehnt, da wir ohnedem nicht genug darum danken könnten, daß sie mit solch' zarter Liebe unsere Lage uns in keiner Weise fühlen ließen. Nein, nur die Fügung Gottes selber darf die Frist meiner jetzigen Dienstbarkeit abkürzen. Ich muß mir meine Erlösung und spätere Selbstständigkeit als ganzer Mann verdienen. Nur jetzt keine halbe Arbeit, kein halbes Opfer! Ich verlöre dadurch den ganzen Glauben an meine Zukunft. Auch diese Stunde wird kommen, in der ich wieder ins Leben hinaustreten und mir sagen kann: ich war ein Thor und bin ein Weiser geworden; ich war gefangen und bin nun

wieder frei; ich war zügellos und habe nun Maß gelernt. Das walte Gott!

Aus Helenens Tagebuch.

16. März 1860.

Ich weiß mir doch kein höheres Glück für meine Kinder, als daß sie nun täglich die Zeugen unserer Liebe und herzlichen Eintracht sind. Mein Gott! solche friedliche Hausluft ist doch die mächtigste Gehilfin der erziehenden Eltern, und der Segen träufelt sichtlich aus ihr in die Herzen der Kinder. Und wie sie das selber merken und fühlen! So sagte mir gestern unser liebes, sinniges Röschen, das mit ihren elf Jahren unglaublich kindlich geblieben: „Aber Mütterchen, nicht wahr, nun hast du den lieben Vater vom bösen Zauber für alle Zeit erlöst? So lieb und gut war er ja noch gar nie mit dir und uns gewesen. Und nun bist du erst recht die schöne Waldfee, da unser Häuschen so nah' am Walde steht." — Und dann, wie die Kinder doch nur zu solch' seltsamen Gedanken kommen, sagte sie in heiterster Unbefangenheit weiter: „Und weißt du, Mutter, was ich jetzt werden möchte? Auch aus einem Märchen, das du mir schon so oft erzählen mußtest." „Nun, was denn, lieb' Röschen?" fragte ich gespannt. „Ei, ich möchte nun das Dornröschen werden, und in unserm Walde da drin in einem Dornstrauch schlafen, so lange bis ich ganz groß geworden wäre, und dann, dann sollte der Schäferfritzel als Königssohn zu mir kommen, und sollte mich aufwecken und in sein schönes Schloß führen, und dann blieben wir miteinander drinnen wohnen, bis wir sterben müßten. Wäre das nicht schön, Mutter? Ich habe ja den Fritzel so lieb und er auch mich."

O Märchen und Kinderherzen! Mein Gott, daß die Kinder von dieser duftigen Welt doch niemals Abschied nehmen müßten, um in die rauhe Wirklichkeit des Lebens einzutreten!

Aus Hermanns Tagebuch.

20. April 1860.

Gesegnet sei mir der Anbruch des heutigen Tages, denn sein junges Licht bestrahlt in mir einen großen Entschluß. Meine gute Mutter schrieb mir gestern mit zitternder Hand, daß der alte Advokat Müller auf seine Stelle verzichtet habe. Die ganze Nacht habe ich über dieser Nachricht durchwacht, und das Auge meines Geistes war wo möglich noch offener, als mein leibliches. Mein ganzes vierzigjähriges Leben ist während dieser Nachtstunden an mir vorübergezogen mit seinem Licht und all' seinen Schatten. Ich bin mir über mich selber dabei so klar geworden, als stände ich vor dem Antlitze Gottes. Nicht der kleinste Flecken an mir blieb in diesem Alles erhellenden Lichte verborgen. Auch das verführerische Antlitz falscher Freiheit entschleierte sich mir in der ganzen Widerlichkeit seiner hoffährtigen, verbuhlten Züge. Aber die andere, echte, innere Freiheit, die auch im Dienen und Unterwürfigsein noch die ganze Hoheit und Schöne ihres göttlichen Königthums bewahrt, diese zog nun mit der Krone der Demuth geschmückt als strahlende Jungfrau an mir vorüber. Sie hieß mich ihr stolzer Ritter sein und winkte mir mit mildlächelndem Gruß, ihr nachzufolgen. Und ich that's. Königlichen Schrittes trat sie zur Schwelle meines Vaterhauses. Meine alte Mutter stand davor, neigte tief vor dem Glanze ihrer Schönheit das weiße Haupt, und erschloß ihr die Thüre. Dann breitete sie die sehnsüchtigen Mutterarme nach mir selber aus und ich sank hinein und lag an ihrem Herzen. Auch Helene mit den Kindern trat nun ins alte Erkerhaus ein, und das war drinnen erleuchtet wie von überirdischem Licht. Erquickender Wohlgeruch durchhauchte alle Räume und von unsichtbaren Händen erklang drin süße Musik. Das war der Glanz, Duft und Wohlklang unseres wiedergefundenen Glückes im inneren Hause.

Ja, es ist beschlossen in mir. Noch heute schreibe ich an den Herzog. Auch dieser letzte Schatten falschen Stolzes ist heute Nacht vor dem Glanze jener Lichtgestalt aus meinem Herzen gewichen. War dieser edle Fürst einst demüthig genug, um von der Hand eines seiner Unterthanen den Weg zu seinem Fürstenheil sich zeigen zu lassen, wie sollte ich nun mich zu tief erniedrigen, wenn ich ihm von meinen eigenen falschen Wegen erzähle und ihn bitte, nun mir selber die hochherzige Hand zu reichen, daß ich wieder den Weg der erkannten Wahrheit wandeln könne? Auch jede falsche Scham vor der Heimkehr in meine Vaterstadt und zu meinen Mitbürgern, ich will sie ablegen wie ein verbrauchtes Kleid. Sie mögen mich anfangs mit mäkelnden Augen betrachten! Gut, ich will auch dieses hinnehmen. Sie werden dann schon später erkennen, wie ich gegangen und wie ich wiederkehre. Nicht, daß wir Menschen irre gehen, macht uns verächtlich, nur daß wir wider besseres Erkennen im Irrthum verharren. Man kann mit echtem Stolz wieder aufstehen, wenn man aus falschem gefallen. Und nicht jede zur Bitte ausgestreckte Hand ist die eines zudringlichen, gewöhnlichen Bettlers. Ja, ich vertraue felsenfest auf den Herzog. Er war ein edler Fürst, da ich hocherhobenen Hauptes als sein Wegweiser vor ihm dagestanden, er wird auch gleich edlen Fürstensinn bewähren, da ich jetzt selber als ein verirrt Gewesener das bittende Haupt vor ihm verneige. Und so sei's gewagt!

* * —

Das herzogliche Handbillet vom 28. April, von dem schwer zu sagen ist, wen es in höherem Maße geehrt, den Absender oder den Empfänger, lautete:

Mein lieber Herr Doctor Stark!

Ihren Brief vom 20. April habe ich empfangen, und ich trage kein Bedenken, Ihnen zu bekennen, daß mich dessen Inhalt

hoch erfreut hat. Das edle Vertrauen, mit dem Sie Ihr ganzes Herz so rückhaltslos mir erschlossen, und dessen Irregehen sowie Sichwiederzurechtfinden geschildert haben, ohne dabei auch nur einen Augenblick den echten Mannesstolz vor mir zu verleugnen, hat meinem Fürstenherzen in hohem Grade wohlgethan. Ich liebe solche gesunde, offene, ritterliche Naturen, und glaube in meinem Lande nicht unter die letzten dieser Art zu zählen, sowie mir unmännliche Schwäche und scheinheilige Kriecherei in den Tod verhaßt ist. Daß ich sofort meinem Justizminister den Wunsch kundgegeben, Sie mir für die erbetene Advokatur vorzuschlagen, worauf dieser auch freudig eingegangen — Sie sehen: ich verfahre noch immer streng constitutionell — brauche ich Ihnen nicht noch erst zu sagen. Aber zu der andern Versicherung drängt es mich, daß wohl nicht leicht Jemand in meinem ganzen Herzogthum Ihre — ich gebrauche Ihr eigenes Wort — „geistige Wiedergeburt" mit aufrichtigerer Freude begrüßt, als Ihr Herzog selber. Denn niemals werde ich vergessen, was ich Ihnen seit jener geheimen Audienz an Dank schuldig geworden. Die Gewißheit, daß Sie bis zu dieser Stunde — heutzutage so unendlich selten — das mir angelobte Geheimniß männlich bewahrt haben, vergrößert nur noch meine Verpflichtung. Sie haben sogar auch dann noch geschwiegen, als man Ihren politischen Ruf aufs niedrigste verdächtigt, und Sie durch bezügliches Reden Ihre gemeinen Gegner sicherlich hätten entwaffnen und schlagen können. Das war fast noch über die verabredete Grenze Ihres Schweigens hinausgegangen. Und mir that leid, zur Zeit der Neuwahlen außer Landes gewesen zu sein; ich selber hätte Sie sonst zum Reden aufgefordert. Sie sehen, ich bin über Alles aufs genaueste unterrichtet, auch ohne nur im mindesten ein Spionirsystem, das mir verächtlichste aller falschen Systeme, zu unterhalten. Ein Fürst, der sich um seine Regierung kümmert, erfährt ohnedem oft viel mehr, als ihm lieb ist und ihn freuen

kann. — Mir bleibt nun freilich vor der Hand nur das Bedauern übrig, einen so wahrhaftigen und gediegenen, für Fürst wie Volk nach dem Geiste der Verfassung gleich gerechten Abgeordneten unter den Vertretern meines Landes zu missen. Um jedoch Ihren Wiedereintritt in die Kammer in näherer oder fernerer Zeit desto leichter zu ermöglichen, entbinde ich Sie hiemit Ihres damaligen Versprechens. Einem Manne, der mit so strenger Redlichkeit sein Wort gehalten, auch unter der mächtigsten Verlockung zum Gegentheil, darf ich nun wohl auch ohne jede Aengstlichkeit vertrauen, daß er nur seines Fürsten und seiner selber würdig von jener Audienz reden werde. Auch dieses mein heutiges Schreiben betrachten Sie nicht als Geheimniß! Denn gerne verzichte ich jetzt auf die Bewunderung der Wenigen, die jenen Fürsten, der auf der einmal eingeschlagenen falschen Bahn hartnäckig fortwandelt, für fürstlicher erachten als den andern, der in der Fühlung mit einem treuen Volke den einzig richtigen Weg beiderseitigen Heiles gefunden und längst den falschen verlassen hat. Auch zu diesem öffentlichen Bekenntnisse, das mich vor Gott und meinem Lande nur erhöhen wird, habe ich jetzt den fürstlichen Muth gewonnen, weil ich mich im Geist und in der Wahrheit Eins weiß mit meinem Volk als sein Herzog von Gottes Gnaden und Landesvater. Ich schließe mit dem warmen, aufrichtigen Wunsche, daß Sie in Ihrem früheren Berufe und alten Vaterhause die ganze Fülle äußeren und inneren Glückes wiederfinden mögen, dessen Sie so werth erachtet Ihr Ihnen mit reinster Achtung aufrichtig zugethaner

Herzog.

Aus Helenens Tagebuch.

1. Mai 1860.

„Auferstanden, völlig auferstanden!“ — so klingt's heute wie feierliches Ostergeläute durch die Jubelhymne meiner dankes-

trunkenen Seele. Auferstanden ist der Geliebte meines Herzens zu neuem Leben und neuem Wirken, zu neuer Ehre, neuer Freiheit! Auferstanden zum neugebornen Herrn seines Hauses, für mich, seine Kinder und seine alte Mutter! Auferstanden als Zierde seiner Vaterstadt und Kämpfer für das ganze deutsche Vaterland! — O Gott! weihe meine Zunge, daß ich dir darum würdig danken kann! — Lehre mich das Antlitz in rechter Ehrfurcht tief genug vor dir verneigen! — Gelobt sei'st du, ewiger Gott! Das Opfer ist zu Ende. Auferstanden, auferstanden! . . . .

VII.

Letzter Ein- und Ausblick.

Wieder ſind fünf volle Jahre dahin. Der Frühling des Jahres 1865 iſt angebrochen. Schon längſt hat Mutter Roſalie in frommem Triumphe den Sohn ins alte Erkerhaus wieder eingeführt, das ſie einſt mit ſo kluger Entſcheidung vorm Verkaufe bewahrt, als deſſen einſame, betende Wächterin ſie ſo lang und unverdroſſen auf ihn geharrt. Der Kinderglaube ihrer ſiebzig Jahre hat ſie nicht betrogen, wenn er auch mit dem Schäferfritz, der Hermann ihr heimführen ſollte, nicht buchſtäblich in Erfüllung gegangen. An gar manchem Tag iſt ſie mit dem wiedergefundenen Sohne Hand in Hand an der nun völlig vom Epheu überwucherten Wand geſeſſen und hat in deſſen Flüſtern den guten Geiſtern ſeiner Kindheit gelauſcht. Aber nun führten ſie keinen getrennten Haushalt mehr. Nun war die alte Mutter der ſtete Gaſt des Sohnes und der Tochter, und all' ihre irdiſche Sorge hatte ein Ende. — Wie ein wunderbar ſchöner Sommerabend iſt noch zwei Jahre lang der Himmel ihres Alters von der Liebesgluth ihrer Kinder und Enkel verklärt worden, daß ſie ſich oft beſinnen gemußt, ob er denn jemals ſo düſter umwölkt und ihr Mutterherz ſo bis zum Tode betrübt geweſen. Und wie das Abendroth allmälig hinſtirbt und in ſeinem verſchwimmenden Glanze

ſchon die Sterne zu funkeln beginnen, ſo iſt ſie eines Abends nach ganz kurzem Krankſein mit ſchmerzloſem Lächeln in Hermanns und Helenens Armen hinübergeſchlummert, als betendes Kind und ſegnende Mutter — im ſelben Zimmer, wie einſt Vater Stark. Im ſelben Grabe liegt ihr irdiſcher Leib gebettet, im ſelben himmliſchen Lichte wohnt wohl auch ihr ewiger Geiſt. Es wird an ihnen Beiden in Erfüllung gegangen ſein, was auf dem nahen Leichenſteine, der den Leib des ſeligen Hausfreundes, des katholiſchen Dechants deckt, geſchrieben ſteht: „Selig ſind die Friedfertigen, denn ſie werden Kinder Gottes genannt werden.“

Und jetzt, lieber Begleiter, bitte ich dich, komm mit mir herein ins alte Erkerhaus am Storchenthurm! Ich will dich in ein Zimmer darin führen, das ſoll dir vieles ſagen. Zwar hält es deſſen Herr vor faſt allen Bewohnern ſeiner Vaterſtadt wie ein Geheimniß verborgen, um es nicht durch unberufenen Vorwitz oder gar ſpöttiſches Urtheil entweihen zu laſſen. Aber du, der du unſeres Freundes äußeres und inneres Leben nun vierzig Jahre hindurch kennen gelernt wie ein aufgeſchlagenes Buch, du wirſt es gewiß nur mit würdiger Stimmung betreten.

Und da biſt du! Sieh' um dich! Erkennſt du wohl noch dieſe Räume? Daſſelbe „ſchöne Zimmer“ iſt es, darin vor nun fünfundvierzig Jahren das überluſtige Taufeſt des jungen Chemikers gefeiert worden, und der myſtiſche „Frackſchneider“ ſeinen prophetiſchen Trinkſpruch ausgebracht hatte. An denſelben Wänden, daran damals die ehrwürdige Ahnenreihe der Altdahieſigen zur beſonderen Erhöhung der Feierlichkeit aufgehangen geweſen, ſiehſt du ſie abermals und für immer. Sie ſind aus ihrer Irrfahrt wieder heimgekehrt in ihre rechtmäßige Heimath. Und wie ſie nun Alle wieder voll zufriedener Behaglichkeit dreinſchauen! Selbſt der ſtrenge Urgroßvater iſt, ſo viel ihm unter den dicken Brauen möglich, wieder heiter geworden. Auch aus Vater Starks ehrlichem Geſicht iſt all' der alte Kummer, der Helene im neuen

Erkerhause der Herzogsstadt, und dann noch mehr im Görzhausener Schloß, immer so traurig gemacht, nun völlig weggewischt. Wenigstens sieht sie diesen schmerzlichen Zug nicht mehr, da ihr Auge nun selber wieder so heiter ihr wiedergefundenes Haus, und von diesem aus die ganze Welt betrachtet.

Aber das „schöne Zimmer" wird nun nicht mehr wie ehedem zu „Staatsvisiten" benützt. Jetzt ist es eine Art weltlicher Zelle für Hermann geworden. Sieh' her, da stehen sie in großen Eichengestellen aufgeschichtet, die geistvollen Gesellschafter seiner beschaulichen Stunden. Die ganze Bibliothek ist nichtjuristischen Inhalts. Die Fachbücher beherbergt drunten das gewöhnliche Arbeitszimmer, darin schon der selige Vater die Praxis ausgeübt, und auch jetzt wieder der Anwalt Doctor Hermann Stark, wie vorher im ganzen Lande berühmt und gesucht. Hier oben ist er nur Mensch und Weltbürger. Hier feiert Studium und Arbeit ums tägliche Brod. Nur das Versenken in den Goldschacht der allgemeinen Wissenschaften, nur das Forschen nach den kostbarsten Schätzen der Menschheit beschäftigt und bereichert hier seinen strebsamen Geist. Was er damals vergeblich im Görzhausener Schloß in seinem Tagebuch niedergeschrieben, all' die hohen Vorsätze, den Realismus unserer Zeit mit höherer Weltanschauung zu verklären, im praktischen Leben als nützlicher Bürger thätig mitzuwirken und doch den ewigen Idealen nicht den Rücken zu kehren, hier auf dem wiedergefundenen Boden seines bürgerlichen Hauses und rechten Berufes kommen sie jetzt alltäglich zur Ausführung. Dann erhebt der Weltgeschichte Weisheitslehre vom Völkerschicksal seinen Geist hoch über alle Kleinheit des alltäglichen Lebens. Der „Thau der Dichter und Denker" bewahrt sein Herz vor jeglichem Vertrocknen unter aktenstaubiger Berufsarbeit. — Doch kein düsterer, menschenscheuer Kopfhänger ist er geworden. Das war er nie gewesen und wird es niemals werden. Nein, er trägt sein männlich schönes Haupt noch so hoch und frei wie zuvor.

Nur hat jetzt die klarängige Ruhe milden Ernstes statt der früheren stürmischen Erregtheit auf seinem Antlitze verschönend sich niedergelassen. Für die höchsten, heiligsten Güter der Menschheit, für Freiheit, Recht und Ehre, entflammt ihn so heilige Begeisterung wie noch je. Der Ruhm des großen deutschen Vaterlandes hat keinen eifersüchtigeren Kämpen als ihn; und die geweihte Gluth der Sehnsucht nach dessen Einigung und weltgebietender Macht lodert auf keinem reineren Herd, als in unseres Freundes durch und durch deutschem Herzen.

Auch das ganze constitutionelle Herzogthum feiert heute wieder unter seinen mannhaftesten Wächtern der Verfassung den ritterlichen Namen „Hermann Stark" als den des genialsten und wahrhaftigsten Abgeordneten, der auch heute dem Fürsten gibt, was des Fürsten, und dem Volke was des Volkes, nach dem beschwornen Geiste der Verfassung — „zum Besten des ganzen Landes." — Mit gerechtem Stolze nennt ihn seine alte Vaterstadt ihren ersten und besten patriotischen Bürger. Denn nicht mehr, wie früher, schaut er geringschätzend auf ihren industriellen Aufschwung herunter. Er hat auch diese Arbeit und Geisteskraft ehren gelernt, und überall ist er mit Wort und Werk dabei, den Wohlstand seiner Mitbürger fördern zu helfen. Darum haben auch diese seine, durch fremde wie eigene Schuld, so tief gekränkte politische Ehre in vollem Glanze wiederhergestellt und schon vor drei Jahren nach dem Tode ihres Vertreters in einstimmiger Wahl ihn auf dessen verwaisten Kammersitz berufen.

Wie da das alte Gemäuer der Barbarossaburg in jener Nacht in feierlichem Glanze gestrahlt, da Hunderte von Fackeln das Haus auf dem Rittersberg umqualmt, da die Lieder unserer deutschen Freiheitssänger wie Frühlingsstürme die stille Nacht durchbraust, und dann dieser Arminius am Erkerfenster in glänzender Mannesrede sein Herz ergoß über Deutschlands nothwendige politische Wiedergeburt und die hohe nationale Aufgabe, in der jedes

einzelne deutsche Haus dabei mitzuwirken habe. Ob da des Rothbarts Geist in seinen Burgtrümmern ihm nicht zugehört und bei sich gedacht: „Noch hunderttausend solcher deutschen Männer und ich werd' auferstehen und mit mir das große, einige deutsche Reich, des Erdballs Zierde und das Volk der Völker! . . .“

Hermanns großes Menschenherz, sein unerschütterlicher Wille und hochbegabter Geist, sie haben wieder im Boden seines deutschen Hauses tiefgehende Wurzeln geschlagen. Die graue Theorie des Menschenglückes liegt für immer überwunden hinter ihm mit all' ihren ermattenden Irrfahrten und wilden Schmerzen. Prächtig prangt jetzt seines Lebens grüner Baum und trägt goldene Frucht echter Manneswеisheit zum Segen seiner Familie, seiner Vaterstadt und des großen deutschen Vaterlandes.

Und nun komm, lieber Begleiter, nun will ich in diesem geheimen Zimmer die im Sonnenlicht neuen innern Lebens aufgegangenen Blüthen dieser deutschen Eiche dich schauen lassen, daß du an die reifen Früchte desto fester glaubest!

Sieh' her auf diese andere Wand den Ahnenbildern gegenüber! Da hängt einzeln ein dir längst bekanntes Gemälde, jenes alte vom Seesturm, das in der Phantasie des einstigen Gymnasiasten eine so bedeutende Rolle gespielt, und ihn dann zu jenem merkwürdigen Aufsatz angeregt, der für sein ganzes Leben von prophetisch symbolischer Bedeutung geworden. Und jetzt lies zu beiden Seiten, in eichene Rahmen gefaßt, folgende Sinnsprüche!

I.

O du mein Haus, mein Herd, mein Hort!
Sei mir gegrüßt! Ich hab' dich wieder.
In wildem Drange trieb mich's fort;
Nun knie' ich dankend in dir nieder.
Nun bleibe mir ein fester Thurm,
Darin mein Glück gar wohl geborgen!

O deutsches Haus, nach nächt'gem Sturm
Sei nun mein Frieden und mein Morgen!

II.

Nicht um des Geistes Schwert hier aufzuhängen
Und nicht als träger Träumer kam ich her.
Noch fühl' ich heil'ge Streiterlust mich drängen,
Noch schwing' ich gern des Wortes scharfe Wehr.
Nun aber hab' ich selber mich bezwungen,
Mein eigner Sieg weiht mir die Waffen ein.
Ich habe mir ein Recht dazu errungen,
Wo man um Freiheit kämpft, dabei zu sein.

III.

Fühlst du zum Volksvertreter dich berufen,
So schaff' dein eignes Haus zum Musterstaat!
Dann tritt hinan des Rednerstuhles Stufen! —
Vor großem Wort nur auch ein wenig That!

IV.

Bestell' dein Haus mit starker klinger Hand,
Geh' als Gesetzerfüller drin voran!
Nicht für dein Haus allein hast du's gethan!
Du dienst damit dem ganzen Vaterland!

V.

Im Hause ruht des Volkes reichster Hort,
Sein kräftigstes, sein bestes, reinstes Leben.
Was soll der Volksbeglückung prahlend Wort,
Lernt nicht das Haus den eignen Schatz zu heben?

VI.

Du wirst umsonst, mein Volk, nach Freiheit ringen,
Kehrt nicht in jedes Haus Beschränkung ein.
Nie wird, wenn nicht die innern Ketten springen,
Der Freiheit Ideal vollkommen sein.

VII.

Dem Volke Heil, ob dessen Haupt die Fahnen
Der Freiheit, Bildung und des Rechtes wehen.
Und wohl ihm, wenn es auf des Fortschritts Bahnen
Mit maßvoll sicherm Schritt darf vorwärts gehen.
Und doch, was frommt es, will's nicht gleicherweise
Gesetzesbruch und Trug und Unmaß hassen;
Will's nicht auch in des innern Heils Geleise
Nur vorwärts gehn und falsche Bahn verlassen.

VIII.

Stets wird „die bess're Zeit" im Mund nur klingen,
Hilft sie das Volk nicht innerlich erstreiten;
Nicht mit Gesetzen läßt sie sich erzwingen;
Doch bess're Menschen schaffen bess're Zeiten.

IX.

O deutsches Volk, ich gäbe drum mein Leben,
Könnt' ich damit die Einheit dir erwerben.
Doch könnt' auch jedem Haus ich Eintracht geben,
Bei Gott, ich wollte noch einmal drum sterben.

X.

O meine Mutter Zeit, daß ich, dein Sohn,
Doch meinen Frieden könnte mit dir theilen,
Den ich errang als schwerster Kämpfe Lohn!
Daß ich die Schmerzen all' dir könnte heilen
Mit süß'rer Arzenei, als ich sie trank,
Da sich das Unglück mir als Arzt erwiesen,
Nachdem zu großes Glück gemacht mich krank!
Ich bin genesen. Gott sei drum gepriesen!

Erst ein Jahr nach seiner Heimkehr ins alte Vaterhaus hatte Hermann diese Sprüche niedergeschrieben. Er hat sie seit

dieser Zeit Tag für Tag wieder gelesen; aber an keinem einzigen ist er noch an deren Wahrheit oder gar an sich selber irre geworden. Nein, je tiefer an Helenens und seiner Kinder Herzen das Bewußtsein des häuslichen Segens und seiner, durch nichts für den Einzelnen wie für das ganze Volk zu ersetzenden Macht in ihm aufgegangen, um desto beglückender sahen diese Strophen ihn an. Und so glaub' auch du, lieber Begleiter, mit gleicher Ruhe an die Wahrheit von unseres Freundes nie mehr vergehendem Frieden!

Ja, jetzt erst ist das Märchen der seligen Dorothee an ihm in Erfüllung gegangen. So oft er auch das falsche Zauberschloß jenes Königssohnes zu erringen gestrebt, jetzt hat er's gefunden in seinem echten deutschen Hause. Und nun erst ist in dem einstigen cheruskischen Kinde des mystischen „Frackschneiders" prophetischer Trinkspruch zur Wahrheit geworden:

„Jeglichen Feind, den schlag' er, wie Jener den Varus, zu Boden,
Und hie Arminius einst werd' er ein mächtiger Held!"

Wie oft hatte Hermann geglaubt, in seinen verschiedenen Lebensstellungen, diesen vermeintlichen Varus besiegt zu haben! Aber der wirkliche Varus war nur er selber. Und nun er auch diesen dem göttlichen Gesetz und menschlicher Weisheit siegreich unterworfen, ist er jener mächtige Held geworden, würdig seines altgermanischen Namensvetters. —

Und soll ich dir jetzt von Helene noch viel erzählen, wie glücklich nun auch sie als Weib, Hausfrau und Mutter geworden? — Nein, lieber Begleiter, ich weiß, das verlangst du nicht von mir, und lässest dir's gern an deiner eigenen Empfindung genügen. Denn jedes meiner Worte darüber wäre zu viel und zu wenig. Nur eine einzige liebe Rede von ihr selber will ich dir noch mittheilen. Sie verdient, daß sie nicht vergessen werde.

Es war in der ersten Zeit der Heimkehr, da sagte ihr Her-

mann, nur über Eines könne er in seinem Gewissen noch immer nicht ruhig werden: daß ihr und seiner Kinder Erbteil durch seine Schuld verloren gegangen. Und sie sah ihn mit ihren großen, sanften Augen lächelnd an und sprach: „O lieblicher Mann! welch' unnöthiger Kummer! Und welch' ein schlechter Rechner du bist! Haben wir nicht noch genug, und ist deine eheliche Arbeit nicht so viel werth, daß wir einen einfach gediegenen Haushalt führen und unsere Kinder zu tüchtigen Menschen heranziehen können? Und glaubst du wohl, wenn wir in dem andern prunkenden Erkerhaus oder im Gerzhauserer Schlosse wohnen geblieben und unsere Kinder in unserm damaligen Leben groß geworden wären, mit ganz andern Gewohnheiten, Vorstellungen und Ansprüchen — sag', bester Mann, kannst du wirklich im Ernste daran glauben, und wenn unser Vermögen sich dort verdoppelt hätte, daß unsere Kinder dann einst so reich ins Leben würden hinausgegangen sein, als ich sie dir jetzt in deinem schlichten Vaterhaus und unserm jetzigen Leben reich machen werde? — Beruhige dich, Hermann, und überlaß mir diese Rechnung, mir, der Hausfrau und Mutter! Wir sind Alle ja ganz unsäglich reicher geworden, als wir vorher gewesen, du, ich und die Kinder. Und gesegnet sei mir solch' ein Verlust, der solchen Gewinn in unser Aller Herz und Haus wieder hereingebracht!" —

Oder soll ich dir auch noch sagen, mit welcher Ehrfurcht, mit welchem Danke nun Hermann in seinem ganzen häuslichen Leben Helenens bewundernswerthe Liebe tagtäglich zu lohnen sucht? O welcher Sprache bedürfte ich hiefür! — Nein, lieber Begleiter, komm wieder mit mir ins „schöne Zimmer!" Darin sollst du Hermanns Worte selber lesen, die dir sagen sollen, wie tief er erkennt, was Helenens Herz an ihm so Großes gethan.

Sieh' hier, unterm „Versturm" und den zehn Sprüchen, da hängt Helenens Bild. Rings auf dessen weißem Rande stehen jene Verse geschrieben: „Was die Meereswogen sagen." In

wirst sie wohl noch nicht völlig vergessen haben! — So lies jetzt nur noch die einzige, neu hinzugekommene Strophe. Diese sagt dir Alles, denn sie lautet:

Was mir die Meereswogen sagen? —
„An Schätzen reich ist unser Grund.
Den Taucher lockt der Perle Fund,
Sein Leben kühn um sie zu wagen.
Dich aber hat aus Meeresnacht
Die Perle selbst heraufgezogen —
O Wunder heil'ger Liebesmacht!" —
Das sagen mir die Meereswogen.

* * *

Und jetzt, lieber Begleiter, verlaß auf einen Augenblick das wieder so glücklich gewordene Erkerhaus! Nur auf flüchtigem Besuch kehr' in anderen alten Mauern mit mir ein, in denen du schon zweimal hast das Glück zerfallen sehen. Und nun ist es doch wieder darin aufgerichtet, wie ehemals in den glorreichsten Tagen.

Wir stehen mit einander vor der gotischen Stammburg Görzhausen. Und siehe, auf der steinernen Schloßbrücke unter den Linden sitzt ein liebes, sanftäugiges Mutterbild. Ein einjähriger Knabe ruht schlafend in ihrem Schooße. Neben ihr betrachtet eine erhabene Matrone mit glücklichem Lächeln den schlummernden Enkel. Graue Locken wallen ihr ums immer noch schöne Gesicht. Aber ihr Auge straft das Alter der Haare Lügen. Nur das Herzleid, das diese vor der Zeit bleichen gemacht, das ist einst Wahrheit gewesen. Als Vierter in diesem trauten Bilde lehnt der Vater dieses Knaben, eine ritterliche Mannesgestalt, am durchbrochenen Steingeländer. Noch hält er einen Brief in der Hand, den er eben den beiden Frauen vorgelesen. Und wie begreiflich, daß daran die Augen dieser drei wahrhaft adeligen

Menschen so milden Glanzes strahlen! Denn der Inhalt dieses Briefes war so glücklich und friedensreich, wie die zwei Herzen selber, die auf diesen Blättern die ganze Fülle dankbarer Liebe und herzlicher Ehrfurcht noch einmal ausgeschüttet. Wie könnte das aber auch anders sein? Theodor und Elisabeth haben diese Zeilen ja hergesendet aus Pfarrer Fabers alter Vaterstadt, dahin er vor acht Tagen, in Erfüllung seines höchsten Lebenswunsches, als neu ernannter Dekan übergesiedelt. Nun wohnt er dem Erkerhaus am Storchenthurme geradeso gegenüber, wie einst sein seliger Vater, und als welch' glücklicher und beglückender Nachbar seines in solchem Herzensfrieden und solcher Lebensweisheit wiedergefundenen Hermann! — Wie unsäglich schwer war sie's angekommen, von dieser schönen, weltentrückten Heimath ihrer glücklichsten Tage sich loszureißen, und fast noch schmerzlicher von diesen beiden edlen Frauen, mit deren Heimkehr nach Görzhausen auch im Pfarrhofe der alte Geist ungetrübter Freude wieder eingekehrt war, nach so viel Herzleid und Stürmen drunten im Schlosse, die sie zweimal mitdurchlebt und durchlitten. Aber vor der dringenden Sorge um Erziehung der heranwachsenden drei Knaben und zwei Mädchen hatte zuletzt alle Wehmuth verstummen müssen. Und selbst das Grab, darin seit nun schon drei Jahren die gute Moser ruht, nachdem sie im Arme dankbarer Kinder sanft dahingestorben, selbst dieses theure Fleckchen Erde hatte Theodor und Elisabeth nicht länger aufhalten können. Aber das segensreiche Andenken an die Selige, die Einfalt und Genügsamkeit, sowie der ungetrübte eheliche Friede des ländlichen Pfarrhofes war auch in das städtische Dekanshaus mit übergesiedelt.

Und Friede, tiefer Friede ist auch in diesem einst zerfallenen Stammschloß jetzt wieder eingezogen. Vorher ungeträumtes Liebesglück hat sich wieder häuslich darin niedergelassen. Ungeträumt? — Nein, nicht allen Dreien, die hier jetzt so verklärten Antlitzes in den Abend schauen. Träumte doch diese junge Mutter einst

da droben im mondbeschienenen Thurmgemach von einem gar lieben Bilde, das sie erst wachend mit bitterstem Herzleid im Kamin verbrannt, und das dann aus der Asche wieder unversehrt ans Herz ihr schwebte! Und eine ferne Glocke hörte sie im Traume klingen, und eine Myrthe lag ihr im Haar . . .

Drei Jahre nach diesem Traume war der alte Graf Ternbach im Sterben gelegen. Mit weich gewordenem Herzen hatte er dem braven Sohn jenen Schwur zurückgegeben, den er einst mit solch' eisiger Strenge ihm abgezwungen; und die Vaterhand hatte er auf sein Haupt gelegt zum letzten Segen des vorher so hartherzig verfluchten Liebesbundes. Aber das alles war noch tiefstes Geheimniß geblieben, das der Vater mit in die Gruft seiner Ahnen hinuntergenommen und der Sohn im verschlossenen Herzen bewahrt. Als dann der alte Edelsitz Görzhausen durch die Gutshändler, die ihn aus Hermanns Hand so wohlfeilen Kaufes an sich gerissen, abermals feil geboten worden, da hatte Graf Friedrich von Ternbach wiederum durch jenen gräflichen Freund ihn ankaufen lassen. Die alte Stammburg ward auf diesen fremden Namen prächtig hergestellt und fürstlich eingerichtet, wie einst in ihren stolzesten Tagen. Die Ahnenbilder, die damals aus der Hand lauernder Käufer in jenes ferne Grafenschloß geflüchtet worden, hielten im Rittersaale heimlich ihren Einzug. Niemand in der weitesten Umgegend ahnte den wahren neuen Besitzer von Görzhausen. Er blieb Allen ein Geheimniß, und auch Adelen. Und jetzt erst gedachte sie voll elegischer Wehmut jenes wunderbar schönen Traumes im Thurmgemach, der eben, wie sie wähnte, ein schmerzlich süßer Traum geblieben als bloßer flüchtiger Trost für jene letzte schreckliche Nacht.

Wie dann aber das Stammschloß der Görz auf Görzhausen in jedem Gemach ein Ideal traulicher Häuslichkeit geworden war, da kam der wirkliche neue Burgherr, derselbe schöne, edle, ritterliche Mann, dessen Bild damals zu Asche verbrannt und wieder

unversehrt daraus emporgestiegen, und warb um das Herz derer, die einst im Traume jene Glocke gehört, vor süßer Angst in die Locke gegriffen und einen Myrthenkranz in der Hand gehalten. Das war Graf Friedrich von Ternbach mit dem in aller Stille neu erworbenen Beinamen „Freiherr Görz auf Görzhausen." — Noblesse oblige!

Wie er so die Namen beider Geschlechter in sich vereinigt, so theilt er jetzt auch seinen Wohnsitz auf den beiden Schlössern Ternbach und Görzhausen. Dort im Winter, hier im Sommer. Er hat den Staatsdienst verlassen und die Bewirthschaftung seiner ausgedehnten Güter gilt weit und breit als nachahmungswerthes Musterbild. Nebenbei ist er seit zwei Jahren eines der geistvollsten liberal-conservativen Mitglieder der Abgeordnetenkammer, und geht Hand in Hand mit dem ihm nun innig befreundeten Doctor Hermann Stark.

Makellos strahlt jetzt das Wappenschild des neuen gräflichen Freiherrn von Görzhausen, und sein Haus ist die allverehrte Stätte ritterlicher Sitte und herzlicher Gastfreundschaft geworden, für Adel wie Bürgerthum, wer daraus immer mit gebildetem Geist und Herzen dessen Schwelle betreten mag.

So hat der Schwiegersohn jenes denkwürdige Testament des seligen Hans Günther von Görz nun zur vollen Wahrheit gemacht, das einst am eigenen Sohne zur vollen Täuschung geworden. Der Erbe des einen Adelsgeschlechtes macht an der Gesammtheit des Standes wieder gut, was der des andern daran gesündigt. Der letzte Görz auf Görzhausen ist in seinem Stammschlosse traurig untergegangen, aber des Bruders Name ist im Manne der Schwester wieder freudig auferstanden, und wieder ist in diesen adeligen Hallen der Ritterspruch zur That geworden: „Noblesse oblige." —

Aber, lieber Begleiter, auch der grelle Mißton in der Erinnerung an den einst so schimpflich von hier gestoßenen letzten

Görz'schen Enkel soll sich in die versöhnen. „Von Gestorbenen rede nur Gutes!“ heißt eine alte, fromme Mahnung. Wie schwer ist sie oft zu befolgen, soll nicht die Wahrheit über der Pietät zur Lüge werden! Doch bei diesem Todten — denn seit zwei Jahren ist Clemens von Görz ein solcher — kann mit nur einiger Liebe der Nachlebende getrost diese Mahnung erfüllen. Und ich vertraue deinem guten Herzen, daß auch du den Stein der Verwerfung, den du vielleicht in gerechtem Unwillen einst nach ihm geschleudert, mit mitleidiger Hand gerne wieder aufhebest und ihn als Ehrentribut auf sein fernes Heldengrab niederlegest, darauf seine deutschen Landsleute dem glorreich Gefallenen eine Pyramide aus Felsblöcken errichtet haben. Ich lasse dich den Inhalt des einzigen und letzten Briefes lesen, den Clemens, der längst schon verschollen gewesen, seit seiner Flucht nach Amerika heimgeschrieben, und der nun als werthvolle Reliquie im Görz'schen Familienarchiv niedergelegt ist. Dieses Schreiben, das dir alles Andere sagen wird, lautet:

Vor Fredericksburg am 12. Dezember 1862.
Abends 6 Uhr.

Verehrungswürdigste Mutter!
Theuerste Schwester!

Erschreckt nicht allzusehr, wenn ihr diese Zeilen leset, die euch sagen, daß ich noch am Leben bin, ich, der ich euch einst nur zum Weh' und zur Schande gelebt, und euer eigenes Leben zu Grunde gerichtet. Fürchtet auch nicht, daß ich jemals wieder nach Deutschland zurückkehre und die Schmach erneuere, die ich dort zurückgelassen. Mein heutiges Wort sucht euch bloß noch auf, um vor meinem morgigen Sterben euern mir ewig theuern Herzen noch in bitterster Reue ein letztes Lebewohl zu sagen und die unaussprechliche Schuld abzubitten, die ich in sträflichem Leichtsinn an euch verübt, ich undankbarster aller Söhne und liebloseſter

aller Brüder. O könntet ihr jetzt sehen, welch' heiße Thränen mir bei diesen Worten hervorstürzen! . . . . . Ich muß innehalten, ich sehe nichts mehr. —

Abends 8 Uhr.

Ja verzeihet mir, verzeihet! denn weiß der allwissende Gott: so viel ich gesündigt, so viel hab' ich auch gebüßt. O ich sage euch, was ich in den zwei Jahren durchgekämpft und durchlitten als Fabrikarbeiter, Kellner und Matrose; wie viel ich mich verdemüthigt und mißhandelt worden, ich, der einst so übermüthige Verschwender, wie viel ich gehungert und gefroren! — o wo hat die ganze Sprache einen Namen dafür? Aber Gottlob, meine eiserne Natur hat Alles überdauert. Vorbei, vorbei nun Alles! Der Krieg hat diesem entsetzlichen Elende mit einem Schlag ein Ende gemacht. Der einstige Husarenoffizier ist wieder in mir zu vollen Ehren gekommen. Schon bin ich bis zum Capitän emporgestiegen. Drei große Schlachten habe ich mit durchgekämpft und nach jeder bin ich glorreich avancirt. Wenn man in der nordamerikanischen Armee die tapfersten Deutschen nennt, darf der Name Clemens von Görz nicht fehlen. Aber du allertreueste Mutter und liebste Schwester! — die Schuld meines Lebens ist gesühnt und nun kommt der Tod, Gottlob, der ehrliche Soldatentod. Meine Compagnie, lauter deutsches, junges Blut, hat morgen frühe die erste Sturmkolonne zu bilden. Wer lebendig davon kommt, darf von Wunder sagen. Und ich, als Hauptmann voran, mich sollten all' die Kanonenschlünde verschonen? Thörichtes Hoffen! Ich bin auch auf meine letzte Stunde schon völlig vorbereitet; denn ich ahne sie zu bestimmt voraus. Ich hoffe zur Barmherzigkeit Gottes, sollte je der verklärte Geist des seligen Vaters mir im Jenseits begegnen, so wird er sich nicht mehr zürnend von mir abwenden. Kommt also dieser Brief in eure Hände, der erst nach meinem Tode durch den Feldgeistlichen

abgeschickt werden wird, so bittet euch mein abgeschiedener Geist: weinet mir Thränen der Liebe und der Verzeihung nach, aber keine allzu bittern! Denn ich bin in Soldatenehren gefallen, und ihr braucht euch meines einst so beschimpften Namens nicht ferner zu schämen. Ich hoffe: mein Heldentod wird dann auch alle meine Verächter daheim mit mir ausgesöhnt haben.

Ach, meine beste Mutter, glaube mir doch ja: Deine übertzärtliche Liebe ist doch nicht völlig an mir verloren gegangen. In den Tagen meines Elends ist so manch' gutes Saatkorn hinterher in meinem Herzen aufgesprossen, das daheim im Unkraut meines Leichtsinnes erstickt worden war. Nein, du bist doch nicht umsonst mir eine solche fromme Mutter gewesen. Das sei der süßeste Trost deines um mich weinenden Herzens! — O grüßt mir auch noch den lieben guten Pfarrer Faber! Auch er soll mir alles Leid verzeihen, denn auch seine treuen Worte, die ich daheim stets überhört, habe ich hier erst, leider zu spät, unter Gram und Entbehrung verstehen gelernt. Dieses Bewußtsein, doch ein wenig besser geworden zu sein als ich von euch fortgegangen, erleichtert mir meinen baldigen Uebertritt in die Ewigkeit um gar vieles. Und kann's mir auch bei den Menschen nichts mehr helfen, so wird's mir doch bei Gott sicherlich nicht verloren geben.

Ach ja, glaubt mir doch, jetzt wo ich sterben muß, ist mir das Verständniß des Lebens sonnenklar aufgegangen. Und wenn ich von Gott mir eine einzige große Gnade noch erbitten möchte, so wäre es die, daß, wo immer auf einem deutschen Edelsitz ein Sohn in unseliger Verblendung meine vorigen Wege gehen wollte, daß ich dem als mahnender Geist dann erscheinen und ihm noch früh genug mit zwingender Macht das Wort in die Seele rufen dürfte, das ich einst zu meinem Unheil so mißachtet, das große, inhaltsreiche Wort meines seligen Vaters: „Noblesse oblige!"

Und nun lebe wohl, theuerste Mutter! lebe wohl, liebste

Schwester! Weinet um mich, verzeihet, versöhnet euch mit mir im Tode! Auf, so hoff' ich zu Gott, ewiges, glückseliges Wiedersehen! Euer dem Tod verfallener, zu spät euch dankbarer und eure Liebe segnender Sohn und Bruder

Clemens.

Am andern Morgen war der Hauptmann Clemens von Gerz, das Sternenbanner in hocherhobener Faust, mit einer Todesverachtung sondergleichen seiner Compagnie vorangestürmt. Mitten durch die Schießscharten eines kanonengespickten Forts hatte er die Sturmleiter zu höchst erklommen, von Freund und Feind bewundert. Und wie er eben das Banner hurrahschreiend droben hatte aufpflanzen wollen, war er, von mehr als einem Dutzend Kugeln getroffen, als Heldenleichnam in die Tiefe gestürzt. So hatte der Feldgeistliche zugleich mit dem Briefe des Gefallenen berichtet. —

Bitteres Schicksal! Im furchtbaren Riesenstreite, den eine fremde Republik im andern Welttheile gegen die Sklaverei gekämpft, hat er, der deutsche Edelmann, sogar sein Leben geopfert. Und welch' geringen Aufwand von all' diesem Heldenmuth, von all' dieser Mühsal, Entbehrung und Willenskraft hätte es ihn daheim gekostet, über die eigene Sklaverei des Leichtsinns und der Leidenschaft den Sieg zu erkämpfen, und welch' einen lohnenden, wie viel theure, edle Herzen beglückenden Sieg!

Doch nun war auch er, der bisher in der Tragödie seines Hauses nur den traurigen Charakter gespielt, ein wahrhaft tragischer Held geworden. Die Thränen, die das Mutter- und Schwesterauge einem solchen Sohn und Bruder nachgeweint, waren doch ganz andere gewesen als die früheren, die nur dessen Schande gegolten. Und wenn jetzt droben im Ahnensaale die Bilder fremden Gästen gezeigt werden, so ist das des letzten Gerz wohl noch immer mit einem schwarzen Schleier umflort

aber die goldene Inschrift an der Wand: „Den Heldentod gestorben am 13. Dezember 1862" heißt jeden Beschauer nur mit wehmuthsvoller Ehrfurcht daran vorübergehen. Noblesse oblige! —

* * *

Im selben fremden Welttheil ruhen zwei andere Todte, die du einst im Leben gar wohl gekannt, und denen du zum letztenmale begegnet auf abendlichem Meere, da sie dem Sonnenaufgang neuer Hoffnung entgegengesteuert.

So viel Glück die Menschenbrust noch beherbergen und vertragen kann, nach solchen nie mehr völlig heilenden Wunden, wie sie Isidor in die neue Welt mit hinübergenommen, so viel oder so wenig war auch in seinem verbärmten Herzen wieder allmälig eingezogen. Auch Hermanns Wiederanstellung als Advokat in der Vaterstadt hatte der ehrliche, weichherzige Mann noch erfahren. Das war einer seiner freudigsten Tage gewesen, und er dankte Gott darum. Leider aber war die irdische Frist für seine ferneren Freuden gar bald abgelaufen. — Das von Salomon Baruch für ihn neugegründete Geschäft hatte eben angefangen, sich aufzuschwingen, da war eines Abends der alte, treue väterliche Freund von Isidor als Leiche gefunden worden. Er saß im Lehnstuhl und hatte wie ein ruhig Schlafender den Kopf [illegible]berm aufgeschlagenen Talmud liegen. Sein großes erspartes Vermögen hatte er schon lange zuvor [illegible] Isidor schenkweise überlassen gehabt. — Wenige Wochen nach diesem unersetzlichen Verlust fing Goldhelm selber zu kränkeln an. Die namenlosen geistigen Leiden hatten seinen ohnedem zarten Körper schon längst gebrochen. Salomons Tod versetzte ihm noch den letzten Schlag.

Noch ein Vierteljahr übte sich Gabriele, als einzige Tochter ihres kranken Vaters, in ihrem ferneren frommen Berufe, die „barmherzige Schwester" aller leidenden Mitmenschen zu werden. [illegible]

und mit dem tröſtenden Bewußtſein zum Himmel blicken konnte, des Vaters Leidenstage durch treue Kindesliebe verſüßt, und durch deren ſanftmüthige, opfermächtige Predigt auch deſſen Herz in aufrichtigem Glauben für ihren zukünftigen himmliſchen Bräutigam gewonnen zu haben; nachdem ſie noch überdies nach des Sterbenden letzter Anweiſung das ihr zugefallene Vermögen an eine Vertrauensperſon nach der Vaterſtadt geſendet, um vor Allem Wittwen und Waiſen für Verluſt aus dem Bankerott ihres Hauſes zu entſchädigen — dann trat ſie den letzten Weg ihrer irdiſchen Sehnſucht an, und läutete mit entſchloſſener Hand an der Kloſterſchwelle eines deutſchen Krankenhauſes.

Vor zwei Jahren iſt ſie als „Schweſter Angela“ eingekleidet worden. Und jeder Kranke, der das Glück hat, fern von der Heimath von ihrer barmherzigen Schweſterhand gepflegt zu werden, iſt von ganzem Herzen bereit, ihren lateiniſchen Kloſternamen mit dem deutſchen Wort „Engel“ zu überſetzen.

* * *

Und jetzt, lieber Begleiter, kehr' wieder mit mir zurück in unſeres Helden waldumgrünte Heimath! — Junges, hoffnungsheiteres Leben, vor deſſen glückſtrahlendem Auge noch die ganze „ſchöne Welt“ in goldenem Dufte liegt, ſtehe am letzten Ziel unſerer an Menſchenglück ſo wandelreichen Wanderung!

Das liebe Röschen iſt zwar nicht, wie's vor mehr als fünf Jahren in ſeiner naiven Unſchuld ſich gewünſcht, bis zum Großwerden zwiſchen Dornen im Zauberſchlafe gelegen, wie ſeine romantiſche, durchlauchtigſte Namensſchweſter; aber großgeworden iſt es indeſſen doch, und wohl nicht leicht mag im ganzen deutſchen Vaterland eine lieblichere Roſenknoſpe blühen, als dies ſechzehnjährige Jungfräulein im Erkerhaus am Storchenthurm.

Das märchenvertraute Mädchen hatte damals ſich auch noch weiter gewünſcht, wenn es dann im Dornenſtrauch unterm Schlafen

großgeworden sei, dann möge der Liebling ihrer frühesten Kindheit, der „Schäferfritzel," als Prinz sie wieder aufwecken und in sein Königsschloß heimführen, darin sie alle Zeit ihres Lebens beisammen blieben. Auch dieser zweite Wunsch konnte nur ein kindliches Traumbild bleiben. Denn so hoch auch der vormalige Schäferbube sich hinaufgearbeitet, zum Prinzen und einem Königsschloß hatte er's in unsern unromantischen Tagen unmöglich bringen können.

Aber gekommen ist er doch! Heute Morgen hat er sein Röschen geküßt auf den duftigen Mund; ihr Herz hat er auferweckt aus dem Zauberschlaf jungfräulicher Kindheit zum Erwachen bräutlicher Liebe; und nun noch ein Jahr sehnsuchtseligen Harrens, und er wird seine Prinzessin heimführen in eine Wohnung, die jedes Königsschloß an inneren Schätzen noch übertrifft — in ein innerlich echt deutsches Haus.

Wo wird dieses stehen? — Draußen auf der Haide überm uralten Hünengrabe, daran der Schäferfritz Hermanns ersten Ruf „in die weite Welt" und seines Großvaters prophetische Mahnworte vom echten Menschenglück vernommen hatte. Denn das ganze Gehöft hat er vor acht Tagen angekauft. Er ist in diesen sechs Jahren als Compagnon des Hauses Gödike ein wohlhabender Mann, und noch überdies in dem merkwürdigen Testament des alten seligen Herrn, jenes einstigen armen Bergmanns, mit baaren fünfzigtausend Thalern bedacht worden, weil dieser den einstigen armen Hirtenknaben noch mehr geliebt, wie den vornehmen, ihm „aus der Art geschlagenen" eigenen Sohn. Da hatte dessen Eifersucht dem jungen Director ein ferneres Verbleiben unerträglich gemacht, so schmerzlich auch dieser Abschied seinem dankbaren Herzen geworden war. Nun steht er auf eigenen Füßen. Nur noch ein Jahr, und in den jetzt noch so idyllisch stillen Mauern wird der Dampf seine geräuschige Werkstätte aufgeschlagen haben. Die pochenden Eisenhämmer werden das Brausen des

mächtigen Reichswaldes noch übertönen, und aus hohen Schlote werden die Rauchsäulen weithin ver' iden, daß auch hier de Geist der Neuzeit sich wohnlich nied« .lassen habe. „Hermanns und Helenenswerk" wird die neue Maschinenfabrik von Friedric Mertens getauft werden. Welch' doppelsinniger Name! — Du lieber Begleiter, wirst ihn auszulegen wissen!

Aber wird der Geist jenes alten Philosophen von der Haide, dessen Leib drunten im Dorfkirchhofe begraben liegt, dann auch diese Maschinen verfluchen? Wird er nicht vielmehr nur segnend herunterschauen auf das künftige Haus seines Enkelsohnes überm Hünenhügel? . . .

Es drängt mich zum Scheiden, lieber Begleiter! — Ich stehe mit dir jetzt mitten im Reichswald vor jener denkwürdigen, durch die Poesie der Liebe so poetisch gewordenen Eiche. Noch hat sie die Axt verschont. Sie prangt jetzt noch viel prächtiger, als in jener bräutlichen Zeit. — Und siehe, da kommen sie Alle auf duftigem Waldweg in der Dämmerung hergegangen, von denen wir nun ebenfalls Abschied nehmen müssen, Alle, Alle. Röschen und Fritz, die glückseligen Verlobten, Hermann und Helene, die nicht minder glücklichen Eltern, und die treuen, mitbeglückten Freunde, Theodor und Elisabeth, die auch an diesem Feiertage nicht ferne bleiben durften. Sie kehren gerade vom alten Haidehof heim und sind eben aus den Wagen gestiegen. — Nachdem sie zu allererst das Grab von Vater Stark und Mutter Rosalie besucht, und mit neuen Blumen geschmückt, und dann im „schönen Zimmer" daheim ganz still und einfach das Brautfest gefeiert, da hatte sie Alle eine unbezwingliche Sehnsucht nach jener friedlichen Haide hinausgezogen, darauf einst der Eltern wunderbarer Liebesfrühling geblüht und geklungen, und nun bald das Haus der theuern Kinder stehen wird! — O selige Vergangenheit und Erinnerung! — Selige Zukunft und Hoffnung!

Auch das Grab des Großvaters drunten im Dorfkirchhof

haben sie heimgesucht und bekränzt. O er war ein tiefblickender Weise gewesen, dieser einfälti Schäfergreis. — Aber nein, nein! 's ist doch nicht Alles Ra ! — Tief innen in des Hauses und des Herzens Heiligthum, auf dem Opferherde der Gottes- und Menschenliebe, da glüht noch wahren Glückes unvergängliches Feuer, das wahrhaft erwärmt und erleuchtet, und auch nicht flüchtig vorübergeht, wie der kalte Schatten an der Wand. Denn solches Glück währt fort in ewige Zeiten.

Nun sind sie Alle unter die Eiche getreten, und Jedes pflückt eine Maienglocke an ihrem Stamm. Aber kein Wort wird dabei laut. Unter solchen Gedanken muß das Reden verstummen. Alle Vögel schweigen schon. Die Sterne zittern am blauen Himmel. Und auch mein Lied vom deutschen Leben und deutschen Haus will nun verklingen.

So nimm Abschied von Allen, die vielleicht dir lieb geworden! Und auch du fahr' wohl, und hab' herzlichen Dank für dein treues Geleit! — Nur den letzten Accord meines Liedes höre jetzt noch! — Horch! aus der mächtigen Eichenkrone klingt er in der Waldesnacht auf Alle nieder. O mög' es auch dir und deinem eigenen Hause Wahrheit sein, dies letzte Wort meines wechselreichen Sanges:

„Glückliche Menschen!“ —

Das Lied

vom

neuen deutschen Reich.

Eines ehemaligen Lützow'schen Jägers

Vermächtniß an's Vaterland.

Von

Oscar von Redwitz.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Besser'sche Buchhandlung.)
1871.

Universitäts-
Bibliothek
München

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Stimme eines Verklärten.

Du schaueſt zu mir auf und willſt mich fragen:
„Iſt jetzt die Zeit, von der du mir geſprochen,
Da du als Sterbender vor wenig Wochen
Mir dieſes Liedes Verkündung aufgetragen? —

Iſt's nicht zu frühe noch? Faſt will ich zagen. —
Wo ſo viel Heldenaugen erſt gebrochen,
Wo noch unzähl'ge Herzen, ſchmerzdurchſtochen,
Kaum der Ergebung mildes Lächeln wagen;

Wo durch des ganzen Volkes Mark und Bein
Noch die Erregtheit zittert all der Tage —
Wird ſchon ſein Herz genug geſammelt ſein,

Um ſtill zu lauſchen Lied und Harfenſchlage? —
Sag': halt' ich beſſer nicht damit noch ein? . . . .“
So fragſt du mich! — Nun hör', was ich dir ſage!

Was zauderſt du und harrſt auf beſſre Zeiten,
Wo jetzt des Reiches Friedensglocken klingen? —
Mein Auferſtehungslied, auf lichten Schwingen
Soll's jetzt durch unſres Ruhmes Sonne gleiten!

Will's helfen nicht, daß ſie auch Sieg erſtreiten,
Die allzuſchwer noch mit der Trauer ringen?
Will's das Geſchenk des Friedens nicht beſingen,
Auf Grab und Krankenbett den Lorbeer breiten?

Will's nicht zum Heil des neuen Reichs erſchallen,
Und unſres Heeres Siegerſtirne krönen?
O ſingt es nicht von Frieden Allen — Allen?

Will's nicht den Herzen helfen ſich verſöhnen
In unſrer neuen Eintracht heil'gen Hallen? —
Kann je mein Lied zu beſſrer Zeit ertönen?

Das Lied

vom

neuen deutschen Reich.

Inhaltsverzeichniß.

Erſter Theil. 1813.

Erſter Abſchnitt: Aus freien Tagen 1
Zweiter Abſchnitt: Zwiſchen Feſtungswällen 27

Zweiter Theil. 1870.

Erſter Abſchnitt: Vor dem heiligen Kriege 49
Zweiter Abſchnitt: Von Ihm und uns 58
Dritter Abſchnitt: Vom Heer und Bundesfeldherrn . . 69
Vierter Abſchnitt: Vom neuen deutſchen Reich 82
Fünfter Abſchnitt: Vom Grafen Bismarck 92
Sechſter Abſchnitt: Den Lauen und Furchtſamen . . . 102
Siebenter Abſchnitt: Von der neuen Mainbrücke . . . 113
Achter Abſchnitt: Von Sedan und Wilhelmshöhe . . . 125
Neunter Abſchnitt: Ein Heldenbrief 138
Zehnter Abſchnitt: Nach Sedan 151
Elfter Abſchnitt: Ein Volksprophet 158
Zwölfter Abſchnitt: Wieder heimgeholt 165
Dreizehnter Abſchnitt: Welſche Sünden und deutſches Mitleid 176

Vierzehnter Abſchnitt: Vom Geiſt des Vaterlandes . . 191
Fünfzehnter Abſchnitt: Vom Erntetag und Schnitterlohn . 203
Sechzehnter Abſchnitt: Vom einſtigen Frieden 212

Anhang.

Zwei Helden.

Erſter Abſchnitt: Auf einem Friedhofe 229
Zweiter Abſchnitt: Ein Vermächtniß an's Vaterland . . 243
Dritter Abſchnitt: Ein Heldentod 250
Vierter Abſchnitt: Verklärung 261
Wieder daheim 266
Schlußwort. Vom ſchönen Thale 274

Erſter Theil.

1813.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Erſter Abſchnitt.

Aus freien Tagen.

1806 – 1820.

Im Förſterhaus und Pfarrhof.

Umrauſcht von nord'ſchem Hochwald rieſ'ger Eichen
Ward ich im alten Förſterhaus geboren,
Von Kind auf ſchon vom Vater auserkoren,
An kern'ger Waidmannskraft ihm einſt zu gleichen.

Drum lehrt' er mich den Rehbock ſchon beſchleichen,
Kaum ich die Kinderſchuhe recht verloren;
Flott ritt ich ohne Sattelzeug und Sporen,
Eh' ich gekonnt des Gaules Bug erreichen.

Am Liebſten aber mocht' ich als ein Junge
In's Gras geſtreckt des Habichts Flug begleiten,
Und labte mich an ſeinem kühnen Schwunge.

So ward vom Vater ich gar frei erzogen.
Doch kam ich wieder heim von Jagd und Reiten,
Wie bin der Mutter ich an's Herz geflogen!

Und nicht nur ſichern Schuß und muth'gen Ritt
Erlernt' ich, da die Andern Märchen laſen;
Gar wunderſam konnt' ich auch Hifthorn blaſen,
Bei allen Hochwildjagden blies ich mit.

Und wenn mein Vater dann den Hirſch zerſchnitt,
Da ſie zum Abendimbs um's Feuer ſaßen,
Dann gab ich mein Concert auf grünem Raſen,
Daß ringsum Staunen mit Gelächter ſtritt.

Mein Lehrer war ein alter Jagdgeſell,
Ein ſeltner Virtuos, da ging's gar ſchnell;
Doch Noten wurden nie mir aufgeſchrieben.

Gott! hat mein Himmel dort ſo licht geblaut!
Nur Frohſinn meiner Kindheit Baum bethaut! . . .
O wär' ich allzeit dort daheim geblieben!

Doch jählings ſtarb mein Vater. O den Schrei,
Den meine Mutter that, hör' ich noch heute,
Da auf zwei Birkenſtämmen Köhlersleute
Ihn ſterbend trugen in die Förſterei.

Der prächt'ge Mann, als ob von Erz er ſei,
Zu dem jetzt winſelnd aufſprang ſeine Meute;
Dies Falkenauge, das Gefahr nie ſcheute —
Gebrochen waren ſie nun alle zwei.

Ein Wilddieb hatte rücklings ihn gemeuchelt,
Ihn, der ſo offen Jeden angeblickt,
Und hinterm Rücken Keinem je geheuchelt.

Und kaum mein Vater war zu Grab getragen,
Ward ich zum Ohm, dem Pfarrherrn, weggeſchickt.
Ade nun Waldluſt, Freiheit, Ritt und Jagen! —

Nun ſperrte mich der dumpfe Pfarrhof ein,
Nun ſchreckten mich des Ohms bedächt'ge Mienen.
Wie anders war mein Vater mir erſchienen
Mit ſeines Förſteraug's treuherz'gem Schein!

Nun quälte ſtundenlang mich das Latein.
O dieſe zähen Brocken — weg mit ihnen!
Und dies langweil'ge Sitzen! — Lieber dienen
Als Holzknecht, wie ſolch' Stubenhocker ſein! —

Wenn Ohm und Muhme Feierzeit dann hatten,
So hieß es beten; und ſo gut ich's konnte,
Half ich mit ihnen danken und lobpreiſen.

Doch bald durchritt ich ſingend Waldesſchatten,
Bald heimwehkrank ich mich im Graſe ſonnte,
Und ſah voll Schmerz und Neid den Habicht kreiſen.

Was wollt ich endlich thun? — Der Förſterſtand,
Er blieb verwehrt mir durch der Mutter Willen.
Da galt es endlich, allen Groll zu ſtillen,
Und auszulöſchen meines Heimwehs Brand.

Zuletzt ich's gar wie Stolz in mir empfand,
Herzhaft zu ſchlucken die latein'ſchen Pillen;
Und immer freundlicher lugt' aus den Brillen
Des Pfarrherrn Aug' auf meine fleiß'ge Hand.

Dann nahm er Abends zum beſondern Lohne
Mich manchmal in den Wald und gar genau
Wußt' er der Pflanzen Namen mir zu ſagen.

Wie grüßt' ich da die erſte Eichenkrone!
Ich mußte weinen ſchier. O Waldesau,
Da lehrteſt du mich Alles, Alles tragen!

Dann kam der Winter ohne Wärm' und Licht.
Wie ſchon ſo lange war davor mir bang!
Doch wie ganz anders kam's! — Mein Lebenlang
Vergeſſ' ich dieſes Pfarrhofs Winter nicht.

So friedlich auch erſchien des Ohms Geſicht,
Ha, gährte doch in ihm des Zornes Drang,
Wenn auf der welſchen Knechtſchaft Schmach und Zwang
Er oft herabrief Gottes Strafgericht!

Er hatte Niemand, dem er mochte ſagen,
Wie ihm um's Herz war — da vertraut' er's mir,
Verſtand ich's auch nur halb in meinen Tagen.

Ich lauſcht', als wär' in Märchen ich verſunken.
Wild blies der Sturm — am Ofen ſaßen wir. —
Das waren meines Haſſes erſte Funken!

Und alſo ging es manch ein Jahr noch fort.
Wohl lebt' ich einſam, doch gar reich nach innen.
Des Wiſſens goldnen Schatz lernt' ich gewinnen,
Und Pflanzen ſammelt' ich friſch und verdorrt.

Doch nebenher half mir des Pfarrherrn Wort
Stets klarer mich auf Deutſchlands Schmach beſinnen.
Mir wollte ſchier das Blut vor Zorn gerinnen,
Hört' ich des Palm's und dann des Hofer's Mord.

Als vierzehnjähriger Lateiner ſchon
Beneidet' ich den todeskühnen Schill,
Ihn feiernd mit poetiſchen Verſuchen.

Wie ſchwur ich tauſendmal: „Napoleon!
O ich auch gegen dich einſt fechten will.
Einſtweilen lern' ich haſſen und dir fluchen."

Stets mehr ward mir das Lernen leicht und lieb.
Mein Ohm war's Muſter aller Pädagogen;
So hatten wir in Monden oft durchflogen,
Was ein Profeſſor kaum im Jahr betrieb.

So gern ich aber auch mein Penſum ſchrieb,
Nie war ich einem Buch doch ſo gewogen,
Wie einem krummen Säbel, roſtumzogen,
Mit dem im Gärtlein ich die Luft durchhieb.

Ein alter Stelzfuß paukte drin mich ein,
Gern lohnt' ihn drum der Ohm mit ſauerm Wein.
Vergeſſen war Homer dann und Virgil.

Wie Jena's Schmach werd' wieder gut gemacht,
Gleich Auſterlitz einſt durch die Aſpernſchlacht! —
Das war gar oft dort meines Denkens Ziel.

Es war im Jahre zwölf, als im Auguſt
Ich mich vom Pfarrhof ſchmerzlich losgeriſſen.
Noch lag das deutſche Volk in Finſterniſſen,
Der Rettung Stern, kein Aug' hatt' ihn gewußt.

Still weinend lag ich an des Oheims Bruſt,
Der ſich ſo väterlich um mich befliſſen,
Mich ausgeſtattet mit ſolch tücht'gem Wiſſen,
Dazu mit Gottesfurcht und Freiheitsluſt.

So dankt' ich meines Leibes Kernnatur
Dem Vater, der mich klug gleich wildem Pferde
Aufwachſen ließ auf freier Waldesflur.

Doch mehr noch that an mir des Oheims Hand.
Der lehrte mich das höchſte Gut der Erde —
Den heil'gen Opfermuth für's Vaterland.

Ruſſiſcher Winter und deutſcher Frühling.

Zu Jena kam ich auf die hohe Schule,
Die treue Mutter auch zog zu mir hin.
Da wählt' ich mir die freie Medicin,
Verachtend der Beamten Weberſtuhle.

Nicht minder ſchlecht taugt' ich zum Richterſtuhle.
Liebhaber der Natur, wie ich es bin,
Vermähle ſich nur ihr, als Königin,
Ein freier Herrſcher in der Forſchung Thule!

Nie würd' ich meinen Nacken beugen doch,
Wie's alle Fürſtendiener lernen meiſt,
Genug ſchon hatt' ich an dem welſchen Joch!

Und weil ich's denn gemeinſam tragen muß,
Will um ſo freier ſein mein eigner Geiſt.
Zwiefaches Joch, das ſchafft zu viel Verdruß!

Doch kaum ich ernſtlich an's Studiren kam,
Ha, welch Gericht! — Des Völkerrechts Verächter,
Napoleon, der Menſchheit Feind und Schlächter,
Auf Rußlands Schneegefild, wie ward er zahm!

O wie zerrann in mir da Schmach und Scham!
Bald ſtieß ich aus ein jubelnd Hohngelächter,
Bald kniet' ich hin vor'm ew'gen Völkerwächter,
Ihm dankend, daß er ſolche Rache nahm.

Kaum konnt' ich ſchlafen mehr und kaum ſtudiren,
In Eis und Schnee ſah ich ſie ſtets erfrieren,
Und Moskau's Brand die halbe Welt erhellen.

Im Traum umſchwirrten mich Koſackenſchaaren.
Doch ach, daß auch noch Deutſche bei ihm waren,
Der Schmerz wollt' alle Freude mir vergällen.

Und doch am Leben noch, du korſ'ſcher Tiger?
Noch ſtreckſt du nach uns aus die ſcharfen Krallen,
Trotzdem in Rußlands Eis dem Tod verfallen
An fünfmalhunderttauſend deiner Krieger?

Wann wirſt du endlich ſolch ein Unterlieger,
Der nur mehr winſeln kann und Gnade lallen,
Daß in der Völkerfreiheit Friedenshallen
Das Recht nur thront als der Gewalt Beſieger?

So zähes Leben haſt du, nicht zu tödten,
Daß du zu neuem Einbruch dich erfrecht,
Mit neuem Blut den Boden uns zu röthen? —

Nun, deutſches Volk, für dein verhöhntes Recht
Iſt deine ganze Löwenkraft vonnöthen.
Nun wähle! Freier Deutſcher — welſcher Knecht!

Und erſt im Frühling brauſ — o Herz, mein Herz,
Daß der Begeiſtrung Gluth du kannſt ertragen!
Ihr deutſchen Eichen, eilt euch auszuſchlagen,
Denn Deutſchlands Oſtertag iſt ſchon im März!

O Friedrich Wilhelm's Wort auf goldnem Erz,
Zur Freiheit rief's nach all der Knechtſchaft Tagen.
Nun, deutſches Volk, wirf ab ſo Zwang wie Zagen!
Auf, auf zum Sturm! — Schon brennt es allerwärts.

Die Ehre ruft, die Friſt der Schmach iſt um,
Die welſchen Ketten fallen raſſelnd nieder.
O Vaterland, gieb uns des Todes Weihe!

Hervor die Schwerter, wer noch fechten kann!
Laßt brauſen, Sänger, beil'ge Zorneslieder! —
Hurrah, da ſteh' auch ich in erſter Reihe! . . .

„O Sohn, mein Sohn, wie ſprichſt du fürchterlich!
Auf's Schlachtfeld willſt du? — Gott, was kommt dir bei?
Iſt's nicht genug, daß ich ſchon Wittib ſei?
O ſchweig! Dein Wort thut weh wie Lanzenſtich."

„„Und doch, o Mutter, muß ich laſſen dich.
Hörſt nicht des ganzen Volkes Hilfegeſchrei?
Nun helfe Jeder, daß es werde frei!
Herzliebſte Mutter, ſegne, küſſe mich! . . . .

O Dank dir drum! Nun laß an deinem Herzen
Noch einen Tag geſegnet mich verweilen,
Und dann zum Schwert, ſtatt Sonden und Lanzetten!

Das ganze Volk erſeufzt in Wundenſchmerzen.
Und dennoch muß ich ſchlagen jetzt ſtatt heilen,
Denn Blut und Sterben nur kann's noch erretten."" —

Der Erde Angeſicht, ſchon iſt es alt.
Die Völker ſteigen auf und ſinken nieder.
Die Fluth, die uns entronnen ſchien, kehrt wieder —
Nie macht des Menſchengeiſtes Schaffen Halt.

Doch nie — ich ſag' es kühn — nie noch geſchallt
Hat einem Volk ſolch heil'ger Klang der Lieder;
Nie noch ſind alſo opfernd ſeine Glieder
Zu ihres Vaterlands Altar gewallt.

Gerächt nun werde Jena's Niederlage!
Palaſt wie Hütte Streiter uns entſende!
Nun, Scharnhorſt, deiner Ausſaat Frucht genieße!

Und du, ſteh' auf in deinem Sarkophage
Und hebe ſegnend über uns die Hände,
Verklärte deutſche Königin Luiſe!

Bei Lützow's wilder Jagd.

Und unter Lützow's Jäger trat ich ein,
Wer kennt sie nicht, die schwarze Reiterschaar?
Hussah, welch wildverwegne Jagd das war
Gleich Sturmesbrausen und gleich Blitzesschein!

Die Herrn Franzosen, gar so schlau und fein,
Sie hielten einmal uns für Zauberer gar.
Wenn stundenweit sie wähnten Feindsgefahr,
Da sprengten wir urplötzlich mittendrein.

Wer das ein unaufhörlich quälend Necken!
Heut Kassen, morgen Vorrath wegzunehmen,
Bei Tag und Nacht all der Kuriere Schrecken.

Wir ritten her durch todtenlose Schluchten,
Durch's nasse Wasser kamen wir geschwommen —
Ha, wie sie uns „diables" oft verfluchten!

Doch nicht allein im kühnen Feinderjagen
War unſre ſchwarze Schaar gar treu verbündet;
Der Freiheit Feuer hatt' uns All' entzündet,
So rein, wie's Mannesbruſt kann in ſich tragen.

Ein Jeder durfte Freund zum Andern ſagen,
Vor Jedes Auge lag das Herz ergründet;
Uns Allen war der hehre Spruch verkündet:
Uns nur mit makelloſem Schwert zu ſchlagen.

Und auf der Heimacht raſtend hingeſunken,
Wie oft ward dann der Freiheit zugetrunken,
Und unſer Hoch gemiſcht zum Klang der Hörner!

Bei Gott! Wir waren werth des Vaterlandes,
Wie unſers blutgeweihten Freundſchaftsbandes:
Doch unſer Aller Stolz war unſer Körner!

Gar hehre Weihe hatt' er uns gegeben.
O wann er uns in ſtiller Lagernacht
Verlas ein Lied, erſt kurz von ihm erdacht,
Wie berchten wir ihm zu mit heil'gem Beben!

Wie ging uns dann ſein Sängerheldenleben
Wie Mondglanz auf in feierlicher Pracht!
Dann fühlten wir aus mancher alten Schlacht
Gar hehre Geiſter lauſchend uns umſchweben.

Und wie ſein eignes Leben ſonnenrein,
Wie ſeine Leier gottgeweiht geklungen,
So ward durch ihn das Herz uns Allen reiner.

In ſeiner Lieder lichtem Sonnenſchein
Ward ſtets noch blanker unſer Schwert geſchwungen.
O ſo wie er ſang uns in's Herz doch Keiner!

Nach der verlornen Lütz'ner Schlacht es war,
Die Waffenruhe wehrt' an's Schwert zu greifen;
Da ließ auch Lützow nach, umherzuſchweifen,
Und friedlich führt' er uns zur Heeresſchaar.

Doch er, Napoleon, der Barbar,
Im Rechtsbruch ließ er trotzdem nach uns ſtreifen,
Gleichwie für „Räuber" uns das Richterſchwert ſchleifen;
Vernichten ſollten ſie uns ganz und gar. —

's war eine mondeshelle Juninacht,
Wir ritten ſtill, wir plauderten und ſangen;
Da plötzlich vor dem Walde ſchrie's: „Habt Acht!"

Hei, wie wir blitzſchnell zorneswild da rangen
Mit des Verrathes ſechsmal ſtärkrer Macht!
Doch auch wie Viele todt, wund und gefangen!

Und ach, auch unſer Körner war dabei,
Und rieſelnd Blut ſah ich den Rock ihm färben.
O daß nur Dieſer jetzt uns nicht muß ſterben!
Und „Hurrah, Huſſah!" klang das Jagdgeſchrei.

Dann wie gewalt'ger Sturmesſchauer, bei,
Als gält' es, unſer Aller Braut zu werben,
Wie hieben wir ihn aus des Feinds Verderben!
Und unſer edler Sängerheld war frei!

Noch ritten wir mit ihm in's Holz hinein,
Dann hoben wir ihn ſanft vom Pferde heben,
Und hielten bei ihm Wacht im Mondenſchein.

Wie dankten wir für dieſes theure Leben!
Drauf ſang er ſelber ſich in Schlummer ein:
„Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben." —

Hoch, Oesterreich! Nun schwurst auch du ihm Rache,
Ob du ihm auch die Tochter einst gegeben!
Ach, allzudeutsch war doch dein innerst Leben,
Als daß es gegen uns Gemeinschaft mache.

Doch daß für unsre heil'ge deutsche Sache
Sich nur nicht fremdes Schwert auch müßt' erheben!
Vor deutscher Macht allein sollt' er erbeben,
Als unsrer Freiheit gottbestellten Wache!

Doch jetzt muß helfen Rußland sowie Schweden,
Dieweilen deutsches Schwert — o der Verblendung! —
Dem welschen Erbfeind hilft uns selbst befehden.

O würd' uns selber nur kein Zwist entzweien!
Wir wären stark genug zur heil'gen Sendung,
Als ein'ges Volk allein uns zu befreien.

O Monat des August ein Hurrah dir!
Zehn Wochen lang lag unsre Hand im Schoos.
Nun ruft's: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los."
Nun wetzen wieder neu die Schwerter wir.

Doch senkt erst trauernd Lützow's frei Panier!
Denn seiner „Jagd" gab man den Todesstoß.
Des andern Jägers Macht war allzugroß,
Die uns erlegt hat in des Todes Revier.

Eins tröstet uns: noch trägt in unsrer Mitte
Der Körner seine Leier ungehängt;
Noch rührt er sie im Lager wie beim Ritte.

So will sein hoher Sang uns fürder segnen.
Und sind wir auch in's Heer nun eingezwängt —
Wir bleiben doch die Alten, Wildverwegnen.

Gott! welch ein ſchwerer Schlag! — In allen Tagen
Hab' ich noch nie geklagt in ſolchem Leide.
Ganz Deutſchland rüſte dich zum Trauerkleide,
Um deinen beſten Todten ſollſt du klagen!

Das reinſte Herz hat aufgehört zu ſchlagen,
Das blankſte Schwert, für immer birgt's die Scheide.
Die Leier hängt verſtummt an düſtrer Weide —
Wir haben Körner heut zu Grab getragen!

Bei Gadebuſch — wer hörte noch den Namen?
Da haucht' er aus ſein letztes frommes Amen,
Er, deſſen Namen ſeinem Volk ſo werth.

Bei Wöbbelin ruht ſeine Heldenleiche.
Den Schatten wirft darüber eine Eiche,
Doch ew'ger Ruhm bekennt ihm Harf' und Schwert.

Ich ſah's mit an, wie erſt er zuckt' empor,
Und dann vom Roſſe ſank wie ſchweres Blei.
An ſeinem Grabe ſtand auch ich dabei,
Mitſingend „Lützow's Jagd" im Trauerchor.

O was mein eignes Herz an ihm verlor,
Wer mißt wohl meinen Schmerz, wie tief er ſei?
Mir war's, als bräch' es mitten mir entzwei. —
Fahr' wohl, mein heißgeliebter Theodor! ....

Für all dein Beiſpiel hehrer Heldenſchöne,
Für all die Wohlthat deiner Himmelstöne,
O tauſendfachen Dank wein' ich dir noch.

Verebelnd wirſt du allzeit mich begleiten,
Unſterblich ſingſt du fort durch alle Zeiten —
Einſt unſre Ehre du in unſrer Schmach!

In Wunden und Schmerzen.

Wie lang noch trug ich dieſen Schmerz in mir!
Doch heißer noch der andre mich durchbrannte,
Daß all der Krieg noch nicht zur Hölle ſandte
Den Bonaparte, dies grimme Raubgethier.

In wie viel blut'gen Schlachten ſiegten wir!
Und immer wieder unſer Glück ſich wandte.
So oft auch unſer Schwert ihn niederrannte,
Stets ſprang er auf in neuer Blutbegier.

Doch an der Katzbach, hei, wie da gebraust
Der Kugelhagel mit der wilden Flut,
Die Welſchen zu zermalmen und verſchlingen!

O ew'ger Ruhm dir, Blüchers Eiſenfaust!
Und du, o Gneiſenau, wie riethſt du gut! —
Im ſelben Lied nur darf man euch beſingen.

Bei Wachau war's ein neuer Unglückstag,
Doch blitzschnell holten wir's bei Möckern ein.
In Nacht versank der Welschen Siegesschein,
Ihr Prahlen schwieg vor unserm Donnerschlag.

Wie Frankreichs Hahn dort unsrer Jagd erlag!
Erst spießten ihn der Horn und Hünerbein;
Dann jagte York noch selber mittendrein.
Herrgott, war's ein Geflatter und Geklag!

Auch ich an diesem Tag im Feuer stand.
Schon wankten wir, da riß ein Jägerhorn
Ich aus des sterbenden Trompeters Hand.

Ein wild Halali in die Luft ich stieß;
Und vorwärts ging's in neuem, heil'gem Zorn.
Es war doch gut, daß ich einst Hifthorn blies!

O wie dir Angst jetzt ward, Napoleon!
Der du so gerne doch im Blute wateſt,
Wie du zur selben Nacht um Frieden bateſt,
Als Kaiser Franzens treuer Schwiegersohn!

Doch deinem Betteln sprach man weislich Hohn.
Für alle Frevel, die du an uns thateſt,
Für alles Recht, das allezeit du verrathest,
Empfang nun den verdienten Sünderlohn!

Blick um dich! — All dein kühnes Kriegsgenie,
Drin sich dein Hoffen stets so sicher sonnte,
Verfinstert wird's von Leipzig's Horizonte!

Die Wolken des Verderbens um dich sieh!
Draus wird der Schlachten Blitz dich jetzt zermalmen!
Streu' Asche dir auf's Haupt, sing Büßerpsalmen! —

Und heil'ger Gott! was ward das eine Schlacht,
Gleich furchtbar den Beſiegten wie Befreiern!
Jahrhunderte, ſie werden ſie noch feiern.
Hoch Schwarzenberg! — Wie war dein Plan durchdacht!

Wie ſahen wir voll ſchauerlicher Pracht
Des Völkerrichters Antlitz ſich entſchleiern!
Des Lieds Verheißung aus Prophetenleiern,
Auf Leipzig's Wahlſtatt ward ſie wahr gemacht.

Von Oeſterreich, von Rußland und von Preußen,
Sah man die Fürſten knie'n, gebetvereinigt,
Inmitten auf dem Schlachtfeld ihrer Heere.

Nun, öffne, wer noch lebt, des Herzens Schleuſen!
Die Hände hebt empor, von Blut gereinigt,
Und ſingt dem Gott der Schlachten Dank und Ehre! . . .

Auch ich, da ich den heil'gen Sieg erfuhr,
Sang Halleluja, doch nur leis und ſchwach;
Die Lippen bebten mir zu ſehr, denn, ach,
An beiden Füßen trug ich Kugelſpur.

Mein Lager war ein feuchter Graben nur;
Drin überfiel mich wirres Fieber jach.
Am Morgen erſt ward ich vom Froſte wach;
Mir war's zum Sterben trotz der Kernnatur.

Wie oftmal ſah ich bang vom Graben auf!
Rings um mich lag der Todten ſtummer Haufe,
Und wunde Männer hört' ich weithin ächzen.

O litt ich Hunger, Durſt und Schmerzenpein!
Nun bricht der düſtre Abend ſchon herein —
Ach hilft mir Niemand für mein dreifach Lechzen?

Schon ſah den Mond ich durch die Wolken ſchweben,
Ich ſpürte, wie die Kraft mir endlich ſchied;
Da ſprach ich aus meines Körners Lied:
„Herr, wie du willſt, dir hab' ich mich ergeben!“

Es war mir wahrlich nicht um's eigne Leben,
Nur um die Mutter, die ſo ſchnell ich mied.
Ihr leiſes Weinen hört' ich rings im Ried,
Das machte mich in tiefſter Bruſt erbeben.

Und betend ſah gefaßt ich in die Sterne,
Zu ſterben als ein echter Lützowjäger —
Da ſah ich Lichter nahen aus der Ferne.

Und immer ſtärkre Luſt hatt' ich empfunden,
Zu leben noch; es waren deutſche Träger.
Die Nacht noch ſah gelabt mich und verbunden.

Zwei Jahre lang — o nie werd' ich vergeſſen
Die unerträglich lange Schmerzenszeit —
Hab' ich als Krüppel voller Traurigkeit
Gelegen bald, und bald im Stuhl geſeſſen.

Als hilflos Kind lernt' ich die Schritte meſſen,
Der Mutter Hand und Krücken zum Geleit.
Ach, und die Andern — ich verging vor Neid —
Wie die in Frankreich ſtets marſchirt indeſſen!

Wie dort die Bayern und die Schwaben jetzt
Des Rheinbunds Scharten ſchneidig ausgewetzt!
Hoch Kronprinz Wilhelm und Feldmarſchall Wrede!

Wie muß um's deutſche Herz nun wohl euch ſein,
Mit Schwarzenberg und Blücher im Verein! —
Und nun ſei ſtumm des alten Vorwurfs Rede!

Und wieder ward gar groß der Monat März,
Wie der, da für der Freiheit goldnes Vließ
Mit Macht in's Kriegshorn Friedrich Wilhelm stieß,
Daß jubelnd aufhorcht' unser Zorn und Schmerz.

Ein Jahr erst, und schon hielt in starrem Erz
Der Sieger Heer den Einzug in Paris.
Der welschen Lust verlockend Paradies,
Wie ward es ernst nun, Frankreichs eitles Herz!

Wie war mir doch, als ich die Botschaft las? —
O bald ich jubelnd allen Schmerz vergaß,
Bald fühlt' ich zehnfach stark ihn mich durchbeben.

O Gott! einst siegreich einziehn in Paris,
Als höchsten Kriegslohn ich mir's einst verhieß. —
Und jetzt — o solches Invalidenleben!

Nimmt's gar kein Ende denn, dies faule Sitzen?
O werd' ich niemehr meiner Jugend froh?
Dürft' ich zum Heere nur! — Ich sterbe so,
Todwund von solchen Seelenstachels Ritzen.

Doch daß nur er vor unsrer Schwerter Spitzen
In bleicher Sünderangst vom Thron erst floh,
Und dann nach Elba fand sein Waterloo,
Zum zweitenmal zermalmt von unsers Blitzen!

O nein, 's ist Sünde, will ich kleinlich zagen,
Seh' ich ja doch erreicht das höchste Ziel,
Wie's unsre stürm'sche Sehnsucht je erstrebte!

Wie müßt' ich erst für meinen Körner klagen!
Für all sein hochbegeistert Saitenspiel —
O was doch er von Deutschlands Ruhm erlebte?

Spätſommer war's, da ging zum erſtenmal
Ich an dem Stock ſpazieren. Gottes Welt,
Voll Andacht grüßt' ich ſie. Das Himmelszelt,
Kaum glänzt' es ſo, wie meines Auges Strahl.

Die treue Mutter auch ging mit durch's Thal.
O war mein Herz von Kindesdank geſchwellt!
Für alle Sorge, die ſie mir beſtellt
Aus meinem Aug ſich manche Perle ſtahl. —

Zur ſelben Zeit, wie ſpäter ich vernommen,
Kam als Gefängniß auf des Meeres Brandung
Aus Engelland ein Kriegsſchiff hergeſchwommen.

Gar bleichen, finſtern Mann die Planken bargen.
Sankt Helena, das war das Ziel der Landung,
Der Menſchheit Feind dort lebend einzuſargen. —

Bei der Burschenschaft.

Und wieder mit gesunder Glieder Kraft
Erlernt' ich fleißig all der Heilkunst Segen.
In der Studentenstube hing mein Degen
Am schwarzrothgoldnen Band der Burschenschaft.

Der akadem'schen Freiheit Feuersaft,
Ich fühlt' ihn heiß in meiner Brust sich regen;
Ein flotter Burschenschäftler allerwegen
Kannt' ich für freies Denken keine Haft.

Mit mir zu streiten war nicht wohlgerathen.
Wie ich dereinst ein schneidig Schwert geschwungen,
So trat nicht minder scharf mein Wort nun ein.

Engherz'ge Krämer, zopf'ge Büreaukraten,
Duckmäuser, list'ge Hercher, glatte Zungen —
Wie lernt' ich gründlich ihr Verächter sein!

Doch jene Andern, jene freien Geister,
Mit großem Herzen für die deutsche Größe,
Uns lehrend, wie man auch den Geist erlöse —
Der Jahn und Görres waren meine Meister.

Verlacht ward all' der Staatskanzlei'n Gekleister.
Nur Hohn gab's für des Censors Rippenstöße;
Und in des Büreaukratenleibs Gekröse
Stieß man des Geistes Schwert nur immer dreister.

Des kühnen Görres „Rheinischer Merkur",
Das war der Becher, draus mein Herz getrunken
Des auferstandnen Deutschlands Osterwein.

Dem Ludwig Jahn folgt' ich auf andrer Spur.
Der weckt' in mir des andern Stolzes Funken:
Ein deutscher Mann auch an mir selbst zu sein.

„Was ist der Geist, fehlt ihm des Körpers Kraft?
Und was ist sie, fehlt Uebung ihr und Zucht?
Der Sitte Baum nur trägt gesunde Frucht,
Doch faule reift an dem der Leidenschaft.

Wohnt in gesundem Leib der Geist in Haft,
So ist er dennoch frei zu steter Flucht,
Daß Erd' und Himmel forschend er durchsucht,
Und jeder hohen Tugend Schatz errafft.

Drum sollst den Leib du streng und nüchtern halten,
Ihn übend stählen und kein Mark vergeuden,
Von Lust ihn und Verweichlichung entled'gen!

Dann wird ein starker Geist auch in dir walten,
Gleich tüchtig für des Lebens Schmerz wie Freuden." —
So hört' ich Ludwig Jahn gar oft uns pred'gen.

Und auf dem Turnplatz gab's nun andre Schlachten,
Die nur das Schwert des deutschen Geistes schlug.
Verspottet ward, wer welsche Mode trug,
Zum Hochverrath wir welsche Sprache machten.

Was nicht urdeutsch, das lernten wir verachten,
Wir waren uns nun selber gut genug.
In Scherben lag entzwei der welsche Krug,
Draus wir geschlürft nur lüstern weichlich Schmachten.

Vorerst zum Vaterlande heil'ge Liebe,
Dann kern'ge, fromme Sitte voller Reinheit,
Zum Dritten erzne Faust für deutsche Hiebe! —

So schwärmten wir als Jahn's gelehr'ge Schüler
Gar glühend einst für unverfälschte Einheit. —
Doch ach, gar bald ward's kühler — immer kühler!

Wie lang war's her, daß in dem heil'gen Kriege,
Bei jedem neuen Sieg, den wir erfochten,
Die Sänger doch so gern besingen mochten
Des neugebornen deutschen Geistes Wiege!

Jetzt klang's: „Wenn heut ein Geist herniederstiege!" —
O schauerlich, als wenn mit düstern Dochten
Sie an des deutschen Geistes Gruft schon pochten —
Drei Jahre just nach Leipzig's großem Siege!

O erst drei Jahre, daß der Körner sang:
„Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen,
Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg." —

Und wie sang Uhland jetzt schon dumpf und bang!
Schon sind die hellsten Saiten ihm zerrissen. —
Ach ja! „Wenn heut ein Geist herniederstieg'!"

Sie brauten in der Staatskunſt Hexenkeſſeln
Uns Wienertrank, für Kinder gar geſund.
Sie ſchwatzten fertig einen „deutſchen Bund“,
Die Silbenfechter auf der Weisheit Seſſeln.

Auf jede Roſe kam ein Dutzend Neſſeln,
Wie rochen wir uns dran die Naſen wund!
Sie legten auf der Freiheit einzig Pfund
Fürſorglich zehne liſt'ger Klauſelfeſſeln.

Ward das ein Paragraphenbabelbau!
Mißtrau'n und Neid, ſie maßen dran genau,
Und Angſt vor Freiheit war das Krahnentau.

Am beſten wär's, er ſtürzte wieder ein,
Und nur ein Einziger, ein neuer „Stein“,
Dürft' unſrer Einheit weiſer Bauherr ſein!

Daß Gott erbarm'! — „Ein neues Kaiſerthum,
So ſtark nach Außen wie im Innern frei!“ —
So klang einſt unſres Volkes Feldgeſchrei.
Dann ward es leiſer und dann völlig ſtumm.

Manch ehmals ſtolzer Rücken wurde krumm,
Mit Manches Muth war es gar bald vorbei.
Der finſtre Geiſt geheimer Polizei
Schlich immer lüſterner im Land herum.

Das ward ein Blinzeln und ein ſpürend Schnüffeln,
Nach all dem Freiheitsrauſch ein Katzenjammer,
Ein Dunſt nach all der Siege Sonnenſcheine.

Man wühlt' im Schmutze nach Verdacht gleich Trüffeln.
Es roch die Luft ſchier nach der Folterkammer. —
Nach einſt ſo großer Zeit — erbärmlich kleine!

Doch in des ew'gen Himmels Namen — nein!
So ganz verächtlich darf es doch nicht enden!
Noch kann, und muß der Geist der Zeit ſich wenden —
Wir dürfen nicht der Spott der Völker ſein.

So brauſe du, der Jugend Feuerwein,
Dem ſiechgewordnen Volk durch Herz und Lenden!
Ihr, Jungen, leuchtet ihr mit Feuerbränden
Aufhellend in die dumpfe Nacht hinein!

Vielleicht, daß die erſtorbenen Gedanken
Bei unſerm Weckruf doch noch auferſtehen
Von Reich und Kaiſer und der Einheit Kraft!

Auf, ihr Studenten, in geſchloſſnen Flanken!
Das ſchwarzrothgeldne Banner laſſet wehen! —
Auf, auf, zur Wartburg — deutſche Burſchenſchaft!

Der vierte Jahrtag war's der Völkerſchlacht,
Als auf die Wartburg uns der Ruf beſchied,
Als Deutſchlands Blüthe dort in Reih' und Glied,
Noch einmal tagte als der Freiheit Wacht.

Die Berge glühten von der Feuer Pracht,
Nachdem uns trübumflort die Sonne mied.
Dort klang des deutſchen Geiſtes Schwanenlied! —
Dann ward's für immer — immer ſtumm gemacht.

Wie wir mit Wort und Sang, wir armen Thoren,
Die alten Zeiten auch heraufbeſchworen,
So Wort wie Lied, 's ging Alles uns verloren.

Und wollten wir im Feuer auch verdammen
Der Freiheitsfeinde Bücher allzuſammen —
Ach, all ihr Geiſt ſtieg höhnend aus den Flammen!

Kein düſtrer Krankenbild ich je noch ſah,
Als wie der Schwindſucht ſchleichendes Verderben.
Der Kranke kann nicht leben und nicht ſterben,
Und auch der Arzt, ohnmächtig ſteht er da.

Juſt ſo der deutſchen Freiheit es geſchah.
Sahn wir ihr Antlitz oft ſich auch noch färben,
Nur Roſen waren's für des Todes Werben;
Und ihre Grabeshochzeit war gar nah.

Das Brautlied klang: „Wir hatten einſt gebauet
Uns ein gar ſtattlich Haus.“ — Selbſt todeswund
Hatt' unſer Herz ihr dann in's Grab geſchauet.

Doch wer um ſie zu laut noch mochte klagen,
Dem ſchloß des Kerkers Thor den kühnen Mund,
Deß Geiſt ward drin gleich ihr zu Grab getragen.

Zweiter Abschnitt.

Zwischen Festungswällen.

1825.

Fünf Jahre sind's voll trostlos innerm Streit,
Daß nun auch mich beherbergt diese Zelle.
Man führt spazieren mich durch dumpfe Wälle,
Und wieder heim zur alten Einsamkeit.

Ob's draußen sonnig ist, ob's stürmt und schneit,
Was kümmert mich das Dunkel wie die Helle?
Kein Frühlingsgruß tritt über meine Schwelle;
Für mich ist's immer düstre Winterszeit.

Wohl hör' ich oft der Schwalbe frommen Sang,
Wohl grünt es auch den öden Wall entlang
Und stiehlt durch's Gitter sich ein goldner Schimmer.

Dank dir, du Schwalbe! Dank dir, Sonnenschein!
Doch erst muß meines Volkes Frühling sein.
Dann frommt mir euer Trost. Jetzt nie und nimmer!

Man nahm mir Bücher, Feder und Papier.
Im Sumpf verfaule meines Geiſtes Rachen!
Angähnen ſoll mich aus dem gift'gen Rachen
Der Langeweile drachenhäuptig Thier!

Geſtrenge Herrn, wie meint ihr's gut mit mir,
Mich endlich reuevoll und mürb zu machen!
Und dennoch muß ich euern Plan verlachen,
Erſann ich doch viel beſſern noch als ihr!

Denn wißt, ich helfe mir mit ſchlauer Finte!
Die Adlerfeder ſei mein freier Geiſt,
Die ich in kochend Herzblut tauch' als Tinte!

Zum Pergamente dient mein ſcharf Gedächtniß.
Und alſo ſchreib ich, wie's mein Herz mich heißt,
In Kerkernacht ein warnendes Vermächtniß.

O ſteigt herauf, ihr einſt ſo freien Tage,
Da ich noch ſelbſt für Freiheit mitgeſtritten,
Da ich noch mit gejubelt und gelitten
Bei meines Volkes Sieg und Niederlage!

Gleich einem linden Tuch voll Balſam ſchlage
Sich die Erinnrung um mein Herz, inmitten,
Da wo's zutiefſt vom Dolch des Grams zerſchnitten,
Daß ich mit mindrem Schmerz mein Leiden trage! —

Erſt Nacht und Schmach! Dann glorreich Siegeslicht,
Und wieder Schmach und Nacht, draus kein Erretten! —
Du armes Volk! — Armſeliges Getreibe! . . .

O Geiſt der Freiheit, neig' dein Angeſicht
Auf mich gefangnen Mann, daß auch mit Ketten
Im Herzen ich dein treuer Diener bleibe!

Nicht Die beneid' ich, die in Freiheit weilen,
Indeß ich als Gefangner hier muß trauern.
O nein, ich liebe dieſe düſtern Mauern,
Weil ich der Freiheit Knechtſchaft drin darf theilen.

Mein Herz iſt ſterbenswund. Wie ſoll es heilen,
Auch wenn's erlöſt wird von des Kerkers Schauern,
So lange draußen noch die Häſcher lauern
Mit feilen Ohren und mit gift'gen Pfeilen?

Nein, laßt mich einſam trauern hier und klagen!
Viel würdiger und leichter dies Gefängniß,
Als draußen falſche Freiheit zu ertragen.

Die echte weilt bei mir in armer Blöße.
Nun leiden wir zuſammen die Bedrängniß,
Und hoffen auf den Tag, der uns erlöſe.

Doch euch, die ihr das heil'ge Schwert geſchwungen,
O euch beneid' ich, ruhmverklärte Todten,
Die ihr vernommen noch des Sieges Boten,
Und ſelig lächelnd ſchnell dann ausgerungen.

Was hörtet ihr von all den Schlangenzungen,
Vom Unkenruf der Diplomatennoten?
Ihr ſtarbt, als noch die Freudenfeuer lohten,
Als noch der Freiheit hohes Lied erklungen!

Doch ach, ihr werdet jenſeits doch nicht wiſſen,
Wie wir nach all des Sieges ſonn'gen Tagen
Nun wieder ſitzen tief in Finſterniſſen?

Wie all das blutgetränkte Feld zum Hohne
Statt goldner Aehren Diſteln nur getragen? —
O Gott, mit dieſem Wiſſen ſie verſchone!

Einſt haben wir zu dir, o Gott, geſungen:
„Ich rufe dich, o Vater, führe mich!
Zum Leben wie zum Sterben ſegne mich!“ —
Und Lorbeern haſt du uns um's Haupt geſchlungen!

Der welſche Drache lag vor uns bezwungen
Durch unſrer gottgeweihten Lanzen Stich.
Den Völkerrichter ſah ich fürchterlich
Auf Erden üben ſeine Züchtigungen.

Doch jetzt ward Alles wieder dunkel mir,
Die Weltgeſchichte zum verworrnen Knäuel.
Ach, die Gezüchtigten ſind einzig wir!

Erſt hob der Sieg uns himmelhoch empor,
Dann riß er uns in eigner Knechtſchaft Greuel.
Des heil'gen Kriegs Verſtändniß ich verlor.

Als hilflos ich auf Leipzig's Feld gelegen
In meiner Wunden zwiefach ſtarkem Bann,
O war ich da ein hochbeglückter Mann
Inmitten all dem wilden Kugelregen!

Wie pries ich dort als meines Volkes Segen
Jedweden Tropfen Blut, der mir entrann,
Sah ich doch rings um mich durch Feld und Tann
Des Erbfeinds Heere fliehn auf allen Wegen!

Nun ſind mir längſt vernarbt die ſchweren Wunden.
Doch ach, wie bin ich jetzt ſo elend arm
An allem Glück, ſowie an allem Hoffen!

In Schmerzen ſtöhn' ich, wie ich's nie empfunden.
Ich bin geheilt. Doch ach, daß Gott erbarm'! —
Nun bin ich erſt ſo recht in's Herz getroffen.

O liebste Mutter, laß mich leise weinen,
Da deiner jetzt mein einsam Herz gedenkt!
Im Geist halt' ich mein Haupt an deins gesenkt,
Und meine Hände falt' ich in die deinen.

O thut das wohl, solch geistertraut Vereinen,
Wo so mein Herz mit Wehmuth ganz getränkt!
Ach Mutter, wie dich auch mein Schicksal kränkt,
Auch jetzt laß mich dein Auge mild bescheinen!

Nicht wahr, das hättest du wohl nicht gedacht,
Daß einst noch diese Hände Ketten trügen? —
Doch tröste dich, sie sind mir keine Schande.

Sie haben mich viel eher stolz gemacht,
Denn mein Verbrechen war: ich kann nicht lügen.
Und ach, die Wahrheit schlägt man jetzt in Bande!

Als ich, von Freiheitsliebe heiß entglommen,
Zum heil'gen Krieg das Schwert mir umgebunden,
O waren das geweihte Abschiedsstunden,
Da du mich segnend noch an's Herz genommen!

Und als ich todeswund nach Haus gekommen,
Da küßte mir dein frommer Mund die Wunden,
Daß ich fast nichts von ihrem Schmerz empfunden,
So war in Mutterlieb' er ganz verschwommen.

Und wieder fleh' ich: „Segne, küsse mich!
Mit deinem Troste segne diese Zelle!
Mit deinem Kuß mir meine Ketten weihe!

Ich dulde viel. O Mutter neige dich
In meine Nacht mit deines Herzens Helle!
Und that ich je dir weh', o dann verzeihe!"

„Das Volk steht auf, der Sturm bricht los", erklang es.
Und ward das eine große, heil'ge Zeit,
Vom Dunste des Gemeinen ganz befreit,
Und nur durchbraust vom Lenzsturm reinsten Dranges!

Das auferstandne deutsche Volk, wie schwang es
Sein leuchtend Rächerschwert im Völkerstreit!
Zu Opferpriestern waren All' geweiht,
Des Krieges Helden sowie die des Sanges.

Wie war auch ich von Kampflust einst berauscht!
Wie bin ich mit zwei Wunden siegestrunken
Dem theuern Vaterland an's Herz gesunken!

Und ach, wie's nun die Rollen würdig tauscht!
Die Ketten, die ich einst ihm half zerschlagen,
Die läßt es dankbar nun mich selber tragen.

Einst hieß man uns, da man uns noch gewogen,
Mit deutschem Wort: „des Vaterlands Befreier."
Doch kaum vergessen war die Siegesfeier,
Schalt man mit fremdem Wort uns: „Demagogen."

Ja wohl! Der deutsche Geist war ja verflogen;
Todt war der Körner, stumm war Schwert und Leier.
Des Adlers Horst bekriegten niedre Geier,
Jed' Ideal ward in den Schmutz gezogen.

O Schenkendorf, dein Lied, das ewig reine,
Vom „Engelsbild" der Freiheit, „die ich meine" —
Nun ist es längst geächtet und verboten.

Verhüll' dein Saitenspiel mit Trauerflören!
Die Lebenden, sie dürfen's nicht mehr hören.
Leg' deine Harfe schlafen zu den Todten!

Und fehlten wir, so wie's der Jugend eigen,
Schwoll unser Herz oft bis zum Ueberschäumen,
Flog unser Geist in allzu kühnen Träumen —
Auch eure Sünden dürft ihr nicht verschweigen!

Verzeihlich war's, statt lahm das Haupt zu neigen,
Daß wir gewagt es trotzig stolz zu bäumen,
Wo ihr uns so gereizt durch euer Säumen
Des Volkes Ruhmeshöhe zu ersteigen.

Wozu erkauften wir mit blut'gem Preise
Die äußre Freiheit, wenn ihr uns verwehrt,
Zum Heil der innern sie jetzt auszunützen?

Wir waren Männer, ihr seid fieche Greise,
Ohn' Mark und Hirn, in Ränken nur gelehrt!
Und eure Herzen gleichen faulen Pfützen.

Geschrieben stands mit einfach großen Lettern:
„Auf, deutsches Volk, nun lerne dich ermannen!
Es gilt dich zu befrei'n vom Welttyrannen,
Das fremde Joch der Schmach hilf uns zerschmettern!"

Und sieh, es half in grimmen Schlachtenwettern
Den Dämon aus der deutschen Luft zu bannen.
Die Zeit der tiefsten Schmach sie floh von dannen,
Und ew'ger Ruhm erglänzt auf unsern Blättern.

Ja wohl, so war's. Der Erbfeind war vernichtet.
Doch eine Schmach sie ging, die andre kam;
Es liegt die Freiheit in den letzten Zügen.

Nun hat uns innres Joch zu Grund gerichtet.
All unsres Volkes Träume — o der Scham! —
Von Einigkeit und Größe wurden Lügen.

O könnt' ich, wie ich wollt', ihr Diplomaten,
Die ſich das Salz der Völkerweisheit nennen,
Und doch vom Geiſt des Volkes ſtets ſich trennen,
Ich wollt' euch lehren, Freiheit zu verrathen!

Für eure kühnen Federheldenthaten
Zur Stunde ließ' ich wilde Schlacht entbrennen,
Drin müßtet ihr mir hin und wieder rennen,
Zu Tod gehetzt von platzenden Granaten!

Ihr ſolltet auf den Knie'n in Blut und Leichen
Abſagen allen liſt'gen Ränkeſtreichen,
Und ſchwören mir mit fürchterlichen Eiden:

Nie mehr durch Gänſekiele zu verderben,
Was gut gemacht der Männer Schwert und Sterben! —
Bei Gott, das Handwerk wollt' ich euch verleiden!

Als einzige Muſik in dieſen Mauern
Gilt mir, wenn Nachts die Frühlingsſtürme wüthen.
Wie lauſch' ich dann auf ſie in ſel'gem Brüten,
Vergeſſend ganz, daß ich auf Stroh muß kauern!

Dann treibt in ſolchen wilden Sturmesſchauern
Mein Baum der Träume ſchüchtern wieder Blüthen.
Ich ſchaue Sterne, die mir längſt verglühten;
Und überbrauſt wird all mein Gram und Trauern.

Denn wie der Freiheit Siegeshymnenchöre
Klingt mir der Sturm; wie Gottes Fluch ich's höre,
Hindonnernd über all die Schergenbanden.

O brauſt ihr Stürme, brauſt! Fegt dürre Blätter
Und kalte Wolken weg! Schafft Oſterwetter!
Brauſt: „Halleluja, Deutſchland iſt erſtanden!"

O Geiſt der Freiheit voll der hehrſten Reinheit,
Der du dich weihend einſt herabgeſenkt,
Und uns zu klarſten Waſſern nur gelenkt,
Weit weg von jeder Pfütze der Gemeinheit! —

Erhabner Geiſt, du Lebensquell der Einheit,
Dran einſt ſich unſer Hoffen ſatt getränkt,
Wie flohſt du weit hinweg, zu tiefſt gekränkt
Durch kalter Staatskunſt ſchlangenliſt'ge Feinheit!

O haſt für immer Abſchied du genommen?
Sag, oder wirſt du einſtens wiederkommen?
O wüßteſt du, wie heiß wir nach dir dürſten,

Wie tief das deutſche Volk dich will verehren! —
Du hehrer Geiſt, du müßteſt wiederkehren! —
Vergilt am Volke nicht die Schuld der Fürſten!

In ſtiller Mondesnacht, horch, Poſthornton!
Iſt's möglich? Horch! „Du Schwert an meiner Linken!" —
O wie's die freien Lüfte wonnig trinken!
Was haſt du vor, verwegner Poſtillon?

Wie wird mir Angſt um dich! — Zur Stunde ſchon
Vielleicht die neuen Ketten für dich blinken.
O könnt' aus meinem Gitter ich dir winken!
Hab Acht! Auch du biſt einer Mutter Sohn! —

Weißt nicht, wie gar gefährlich ward dies Lied,
Seitdem es nimmer klingt in Reih und Glied,
Und ach, beim Sterben auf dem blut'gem Raſen?

O kühner Knabe, ſteck' das Poſthorn ein!
Denn Wald und Feld wird dein Verräther ſein.
Um deiner Mutter willen laß das Blaſen!

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ“ — ganz recht,
So heißt's im Lied — „der wollte keine Knechte,
Drum gab er Säbel“ — nein, so klingt es schlecht! —
„Drum schlang er Ketten um des Mannes Rechte“.

Das ist der neue Text; nur der ist echt.
Was Arndt uns sang, ist harmlos Reimgeflechte,
Das prächtig oft nach glücklichem Gefecht
Einst hinklang durch der Beiwacht Sternennächte.

„Die Knechtschaft hat ein Ende“ heißt es weiter.
Daß Gott erbarm'! Nun hält mit Eisenringen
Bis übern Mund hinan sie uns umfangen.

„Laßt klingen, was nur klingen kann!“ — Wie heiter! —
Doch meine Ketten auch laßt dabei klingen! —
Wie jammert mich dein Lied, Ernst Moritz Arndt!

Einst stand mein Geist zu höchst im Erdenrund,
Und vor mir schaarten sich die Völker alle;
Die noch im Aufgang, jene schon im Falle,
Sie alle thaten meinem Schau'n sich kund.

Ich prüfte streng, was faul und was gesund,
Weß Volkes Ruhm am lautesten erschalle,
Weß Geist wohl auf den höchsten Bahnen walle,
Und welches berge reinster Sitte Grund.

Und sieh, wie Sonnenglanz aus Wolkenschaaren
Sah ich ein großes Volk sich offenbaren,
Das war zum ersten Volk der Welt erlesen.

Gott selber hört' ich laut es benedeien. —
Und dieses Volk, — laßt mich's zum Himmel schreien!
Schmach über uns! — das deutsche war's gewesen! —

„Geharniſcht" ſangſt du, Rückert, uns Sonette,
Heraufgeholt aus tiefſtem Sängerborn,
Und hängteſt ſie mit gottgeweihtem Zorn
Dem deutſchen Volk um's Herz als Perlenkette!

O wie bewehrt mit dieſem Amulette
Es dann verſchärft noch ſeiner Rache Dorn,
Als du zum Sieg in erſter Reihe vorn
Dein Volk entflammt, du ſingende Vedette!

Nun längſt ſchon Roſt in unſre Schwerter kam.
Des heil'gen Zornes Löwe ward gar zahm;
Gleich trägem Hofhund liegt er an der Kette.

Doch meiner nie! Wird er vom Sitzen lahm,
Dann reißt ihn auf zu neuer zorn'ger Scham,
Nie roſtende, „geharniſchte" Sonette!

Ich ſteh' am Gitterfenſter auf der Wacht;
Seltſam gehoben fühl' ich heut den Muth.
Am Firmament verſenkt mein Auge ruht,
Denn drauf beginnt der Elemente Schlacht.

Sieh dort, welch ſchwarze Wolkenheeresmacht
Zieht wetterſchwer heran! Der Sonne Gluth
Im Untergang dazwiſchen, roth wie Blut.
O himmliſch Schauſpiel voll erhabner Pracht!

So zogen einſt die Heere der Befreier
Zum heil'gen Krieg heran, und ſo erblich
Des welſchen Cäſars Glanz im blut'gen Schleier.

Jetzt zucken drein des Blitzes goldne Garben,
Wie unſre Schwerter einſt. — Doch hüte dich,
Du Himmelszelt! — Du trägſt verbotne Farben!

All unſer Blut, das wär' umſonſt gefloſſen?
Vergeudet all die Opfer, die wir litten?
Verlacht zuletzt all unſer gläubig Bitten,
Umſonſt die Thränen all, die wir vergoſſen?

Das wär' das Ende, daß auf finſtern Roſſen
Die Vögte grinſend auf das Schlachtfeld ritten,
Voll Hohn zerſtampfend mit der Knechtſchaft Tritten
Der Freiheit Saat, die unſerm Blut entſproſſen?

Das wär' das Ende? — Dann, o Weltgeſchichte,
Wärſt du zur alten Schwätzerin geworden
Mit deinem Märchen von dem Weltgerichte!

Dann wärſt du nur des blinden Zufalls Rahmen,
Drin ſich um eiteln Dunſt die Männer morden,
Und Recht und Freiheit wären nichts als Namen!

O dann beſchwör' ich euch, ihr Völkerſchaaren:
Mit heil'gem Zorn ſchlagt jedes Schwert in Scherben!
Verflucht die Hand, die ſich mit Blut will färben,
Jedweden Krieg, heißt ihn zur Hölle fahren!

Lernt Kraft und Muth nur für euch ſelber ſparen!
Verlacht ſie, ſo zum Menſchenmord euch werben,
Denn Wahnwitz nur iſt eurer Männer Sterben.
An uns, den Deutſchen, könnt ihr's jetzt gewahren!

Laßt auf dem Schlachtfeld nicht wie Wild euch jagen!
Noch früh genug wird man zu Grab euch tragen,
Dran in der Heimath Weib und Waiſen weinen.

O ſeht auf uns! Was haben wir erworben,
Daß alſo wir geblutet und geſtorben? —
Und heiliger als unſern Krieg giebts keinen!

Nicht auf euch Fürſten will die Schuld ich laden,
Zum mindern Theile klag' ich euch drum an.
Die ihr auf Leipzig's grauſ'gem Schlachtenplan
So heiß einſt danktet für des Sieges Gnaden;

Die ihr ſo oft uns ſaht im Blute baden,
Und in Paris den Heeren zogt voran! —
Nein, 's iſt nicht möglich, daß ihr uns gethan
An Leib und Leben ſolchen Kerkerſchaden.

Die Schleicher waren's in den Staatskanzleien,
Die argwohnkrank nur Hochverräther wittern,
Und jeden Kerkermeiſter beneideten.

O daß Gehör ihr gabt dem Truggelichter,
So grauſam uns das Leben zu verbittern! —
Doch der Allwiſſende nur ſei der Richter!

Einſt fluchte' ich dieſen Polizeityrannen
Sammt ihrem fein dreſſirten Spürhundheer.
's gab keine Folter, grauſam noch ſo ſehr,
Auf die ich nicht gewünſcht ſie auszuſpannen.

Nun floh mir längſt unheil'ger Zorn von dannen;
Ich fand zu Gott die volle Wiederkehr.
Auch ihnen lern' ich mehr und immer mehr
Verzeih'n, daß ſie mir ſolches Leid erſannen.

Nun zoll' ich nur noch Mitleid dieſen Armen,
Daß ſie in ihren engen, froſt'gen Herzen
So bettelarm an hohen heil'gen Trieben.

Ja, weiß es Gott, wie ſie mich faſt erbarmen,
Und wie ich vieles Bittre will verſchmerzen! —
Ihr Vaterland, ſie wiſſen's nicht zu lieben.

O wie mit neuer ſchlaferfriſchter Kraft
Ich heut die Augen auf zum Lichte ſchlug!
Doch bald ich wieder tief den Kopf dann trug,
Und vor mich ſann ich bin auf's Neu erſchlafft:

Nun in der Werkſtatt der Gewerbsmann ſchafft,
Der Bauer führt in's Feld jetzt Roß und Pflug;
Zum Bronnen trägt die Magd den Waſſerkrug,
Und Taglohn ſich der ärmſte Mann errafft.

Es fährt der Kärrner fort auf neuer Bahn,
Der Amtmann denkt an neues Aktenſchreiben;
Gelehrte heben neu zu forſchen an.

Des Lebens Räder alle fleißig treiben. —
Doch kommt die Nacht, o was hab' ich gethan? —
's iſt mein Geſchäft: mich langſam aufzureiben!

O Gott, wozu nach all des Siechthums Tagen
Hab' ich mir doch den Leib einſt neu geſtählt,
So Zucht wie Einfachheit ihm ſtreng vermählt,
Ihn hart gemacht durch jegliches Entſagen?

Was nützt' es mir, ſo lang mich abzuplagen,
Als ich den Dienſt der Menſchheit mir erwählt?
O wer bei Tag und Nacht die Stunden zählt,
Welch Summe Fleiß würd' er zuſammentragen!

Und jetzt, wofür war all mein Müh'n geweſen?
Säß' ich als ſiecher Krüppel auf dem Stuhle,
So hofft' ich doch, bald ſterbend zu geneſen.

So aber, Gott — wie meine Kraft mich dauert!
O Arbeit, Arbeit! — und ſei's an der Spule! —
Nur nicht ſo träg, lebendig eingemauert!

O daß ich euch nur hab', Sonettenzeilen,
Die ihr ſo manche Stunde mir verkürzt,
Wenn, als der Reimſchmiedkunſt Geſell umſchürzt,
Ich ſinnend an euch hämmern darf und feilen!

Doch ach, auch euer Troſt wird bald enteilen,
Denn allzuſehr mein Fleiß ſich überſtürzt.
Zu lieblich meine Einſamkeit er würzt.
Wer wird ſie dann wohl fürder mit mir theilen?

Nicht wahr, ihr eilt ja nur aus meinem Herzen,
Nicht auch aus meinem Kerker! Nein, ihr klingt
Wie gute Geiſter fort! Ihr wollt erhellen

Der Zelle Dunkel mir wie lichte Kerzen!
Und wenn der Schwermuth Abgrund mich umſchlingt,
Dann rettet draus mich armen Schmiedgeſellen!

O noch ſo jung! Nicht völlig dreißig Jahre,
Und ſchon ſo alt mit abgehärmten Zügen!
Ja, könnte mich des Spiegels Bild betrügen,
Mir wär's, daß es ein falſches offenbare.

Der Sage glaubt' ich nie, daß graue Haare
Von Schreck und Kummer oft die Menſchen trügen.
Nun glaub' ich, daß die Sagen doch nicht lügen,
Da ich's am eignen jungen Haupt erfahre.

Und doch, mein Herz iſt jung, wie's je geweſen,
Und nimmer bringt's ein heimlich Hoffen los —
Wie Blumen blüht's im winterlichen Garten.

O könnt' ich's in den ew'gen Sternen leſen:
Mein Vaterland wird einig noch und groß! —
Wie wollt' ich in Geduld hier leidend warten!

Du Menſchenherz, ſo klein und doch ſo groß,
Bald einem Kinde gleich, bald einem Leuen,
Wie wenig braucht's, dein Hoffen zu erneuen! —
Ein winzig Blümchen in ein wenig Moos!

Vor'm Fenſterſims deckt's eine Ritze blos.
O Dank der Luft für dieſes Körnleins Streuen!
Kein noch ſo großer Garten kann ſo freuen;
Ich bin beſorgt bei jedes Windes Stoß.

Am Morgen grüßt es jetzt mein erſter Blick,
Ich ſeh' nach ihm, wann bald der Tag verglüht,
Ich hab' es lieb gewonnen für mein Leben.

Denn ach, wie oft verſöhnt es mein Geſchick! —
Wenn ſelbſt aus Steinen ſolcher Troſt erblüht,
Wird's doch auch Troſt noch bei den Menſchen geben.

O Einſamkeit mit deinem Grabesſchweigen,
Wie hab' ich erſt ſo bitter dich empfunden!
Jetzt hab' ich mehr und mehr dich überwunden,
Iſt doch auch dir gar ſeltner Zauber eigen!

Ins tiefſte Herz lernt' ich hinuntersteigen,
Drin ich der Selbſterkenntniß Gold gefunden.
Nie fühlt' ich mich ſo nah mit Gott verbunden,
Als jetzt, da Er nur kann das Ohr mir neigen.

Hier endet alles Schwatzen, Prahlen, Eifern,
Hier wohnt nur heil'ger Ernſt und ſchweigſam Denken,
Ein ſtets nur läuternd Inſichſelbſtverſenken.

Das Herz verlernt hier Grollen wie Begeifern.
Die Einſamkeit macht duldend, liebreich, milde
Und bringt uns näher Gottes Ebenbilde.

Ich glaube gar, mein Herz wird allzuweich.
Nur dieſes nicht! — Wie fürcht' ich mich davor!
Um Gotteswillen keinen Thränenflor!
O hämm're hart mein Herz, du Schickſalsſtreich!

Fünf Jahre noch umwölbt mich dies Bereich,
Bis ſich wird öffnen meiner Zelle Thor.
O Herz, mein Herz, ſei kein geknicktes Rohr!
Nein, trotz' dem Sturm, der deutſchen Eiche gleich!

Was iſt denn auch ſo viel an dieſem Leben,
Daß man es könnte gründlich nicht verachten?
Der ew'ge Geiſt nur giebt dem Leben Weihe.

Sich über jedes Schickſal wegzuheben,
Und will es auch im Kerker uns umnachten —
Wer das vermag, der iſt der wahrhaft Freie!

Und wüßt' es Keiner, als nur ich allein,
Welch Wort die Ketten hülfe mir zerſchlagen,
Und dürft' ich kecklich jeder Furcht entſagen,
Daß Einer könnte der Verräther ſein —

Was frommt' es mir? — In meines Auges Schein,
In jedem Worte voll bedächt'gem Zagen,
Und wollt' ich noch ſo liſt'ge Maske tragen,
Geſtänd' ich den Verrath der Freiheit ein.

Ich ſchämte mich zur Mutter heimzukehren.
Wie traut' ich mich, noch um ein Weib zu werben?
Roth würd' ich, wollt' ein Sohn mich einſt verehren.

Jedwede Freude würd' es mir verderben,
Des Lebens Schmerzen zehnfach noch vermehren —
Nur elend müßt' ich leben, elend ſterben.

Bei allem Haß ſie unbewußt oft lieben.
Die Bücher alle hießen ſie mir ſtehlen,
Nur ein Gebetbuch durft' ich noch mir wählen,
Doch der Kalender, der iſt mir verblieben.

Mein Gott, ſie glaubten Wunder wie durchtrieben
Mich juſt durch den Kalender recht zu quälen,
Wenn ich die träge Zeit drin müßte zählen. —
Ein Wochentag, gleich traurig wie die ſieben!

Welch polizeilicher Gedankenblitz,
Des höchſten Ordens werth ohn' alles Spaßen!
Zum mindeſten verdient' er güldne Doſe.

Doch auch Gefangne haben eignen Witz.
Man glaubte nur den Stachel mir zu laſſen,
Und mir verblieb der Duft der ganzen Roſe.

So klug auch ihr geheimen Räthe ſeid,
Das rathet ihr doch nie und nimmermehr,
Welch eine Tröſtung, tiefgeheim und hehr,
Mir der Kalender iſt im Kerkerleid!

Einſt feierte das Volk im Feſtesкleid
Alljeden Tag, an dem ſein glorreich Heer
Im heil'gen Krieg geſiegt. Ach, wie ſo leer
An Dank ward die begeiſtrungsarme Zeit!

So ſchür' denn ich als ſchwergeſchlagner Streiter
In Kerkernacht des Dankes Flamme fort,
Und feier' all die großen Feſte weiter.

Ich bin des Feſtes einz'ger Gaſt wie Spender;
Und ängſtlich mahnt, wie herzlich freundeswert,
An jeden Feiertag mich mein Kalender.

Doch nein, ihr Herrn, es iſt nicht völlig wahr!
Nicht einſam bin ich ſtets bei ſolcher Feier.
Manch todter Held vom Heere der Befreier
Kommt dann zu Gaſt, lautlos und unſichtbar.

Ein Geiſt zumal, lichtſtrahlend im Talar,
Tritt ſtets verklärt herein mit goldner Leier.
Von ihrem Knaufe wallt ein ſchwarzer Schleier,
Und trüb umflort trägt er den Kranz im Haar.

Dann ſitzen ich und meine Geiſtergäſte
Voll Andacht ſtumm, da Körners Lied wir lauſchen.
Wie Thrän' um Thräne ſtets mein Auge näßte!

Wohl für verrückt hielt mich mein Kerkermeiſter,
Wenn er mich alſo traf. — Der Harfe Rauſchen,
Er hört es nicht. Er ſieht ſie nicht, die Geiſter. —

Was aufrecht mich erhält, das iſt mein Glaube:
Was einmal ward vom Menſchengeiſt geboren,
Gezeugt durch Wahrheit, das geht nie verloren,
Ob man ſich noch ſo viel Gewalt erlaube.

Das lebt trotz aller Kerker Männerraube;
Das wächſt auch hinter feſtverſperrten Thoren,
Das fliegt hinaus ſelbſt durch der Steine Poren
Als unſres Geiſtes briefbehangne Taube.

So ward ich ſtumm gemacht, und dennoch red' ich.
Ich bin gefangen hier und doch befehd' ich
Mit unſichtbarem Schwert der Freiheit Feinde.

Geheime Polizei, ei, rühr' die Hände! —
Dein lauerndes Geſchäft, hier nimmt's ein Ende.
Ungreifbar wirket dieſes Geiſts Gemeinde.

War das ein Traum, von dem ich heut erwacht!
O Gott, welch hehrer, trostreicher Traum! —
Frei lag ich unter tief'nem Eichenbaum,
Das Herz umrauscht von kühler Blätternacht.

Und vor mir stand in majestät'scher Macht
Ein kaiserlicher Mann. Ich traute kaum
Ihn anzuschau'n, so traf des Mantels Saum
Und Kron' und Schwert ihn voller Sonnenpracht.

Und durch die Aeste hört' in trunknem Lauschen
Ich freier deutscher Eintracht Urkraft rauschen.
O Mutter, du hast mir den Traum gesendet! —

Denn betend knietest du zu meinen Füßen,
Und sprachst zu mir: „Vergiß nun all dein Büßen!
Heil dir mein Sohn! — Dein Hoffen ist vollendet!" —

Zweiter Theil.

1870.

Erſter Abſchnitt.

Vor dem heiligen Kriege.

Wißt ihr, wie alt ich bin, da ich dies ſchreibe?
Ich bin beſchwert mit fünf und ſiebzig Jahren,
Längſt glänzt des Alters Schnee in Bart und Haaren,
Und Zeit iſt's, daß mein Schiff bald heimwärts treibe.

Als Arzt müht' ich mich ab am Menſchenleibe,
Nun möcht' ich gern die letzten Kräfte ſparen;
Für's eigne Haus mich die paar Jährchen wahren,
Daß ihm allein mein ſtiller Abend bleibe.

Doch horch! was hör' ich jetzt urmächtig Brauſen,
Juſt ſo, wie anno dreizehn ich's vernommen! —
Mein altes Herz durchzittert wonnig Grauſen ...

Den Erbfeind gilt's vom alten Wahn zu heilen.
Hurrah, ihm muß ein neues Leipzig kommen!
Doch, ſtill! — Halt' an, mein Herz! — Nichts übereilen! —

Wer einsam, so wie ich, zehn Jahre lang
Im Kerker seiner Jugend Zeit vertrauert,
Mit hoffnungsarmem Trübsinn eingemauert,
Und jeder Freud' entwöhnt durch Kettenklang —

Wen einst der Willkür Faust so niederzwang,
Wie mir's geschah, daß mich's noch jetzt durchschauert,
Gedenk' ich dran, welch Leid ich überdauert
In all der Kerkerstunden trägem Gang, —

Wem so die Liebe zu dem Vaterlande
Wie mir vergolten ward als schwerst Verbrechen,
Und die Begeisterung mit Sträflingsschande; —

Hätt' ich, um diese Schmach in mir zu rächen,
Mit meinem Volk zerrissen alle Bande —
Wer wollt' ein allzuhartes Urtheil sprechen?

War's nicht schon einmal, daß ich mich vergaß,
Und meinen Eid brach, den ich einst geschworen:
„Nie mache Politik mich mehr zum Thoren,
Seit ich mein Brod mit Züchtlingsthränen aß"?

Zum Hohne dort das Herz mir neu genas,
In kühnstes Freiheitsschwärmen neu verloren,
Da's deutsche Parlament der Professoren
Zu Frankfurt in der Stadt der Kaiser saß.

Heißblütig nahm ich da Partei für Jeden,
Der mir zu Willen sprach. In zorn'gem Streit
Macht' ich der Gegner Widerspruch zunichte.

Und dann das Ende? — Meist nur schöne Reden!
Von Wirrsal, Ohnmacht und Zerfahrenheit
Der Deutschen alte, klägliche Geschichte!

Fürwahr, nach ſolchem Völkerſturmes Toben,
Wie's dort an unſer ſtaunend Ohr geſchlagen,
Wem hätt' es nicht zu neuen Frühlingstagen
Das winterliche Herz emporgehoben?

Ha, wie dort ſtolz der Freiheit Roſſe ſchnoben
Vor jener neuen Zeit bekränztem Wagen,
Der unſrer Einheit Bild einhergetragen,
Von kaiſerlichem Diadem umwoben!

Da ſtand kein Thurm, dran nicht der Sturm gerüttelt,
Und Riſſe bloßgelegt; da war kein Baum,
Dran nicht ein dürrer Aſt ward abgeſchüttelt.

Aufſprang des Völkerglückes Zaubertruhe.
O wie verzeihlich war mein Frühlingstraum! —
Jetzt aber laßt mir meines Winters Ruhe!

Zwar ſagen ſie noch heut zum Troſt mir vor,
Daß die Gedanken, dazumal geſät,
Doch Frucht noch brächten, frühe oder ſpät,
Weil nie ein Samenkorn ſich noch verlor.

's mag ſein! Und Jenen richt' es jetzt empor,
Deß Segel noch der Wind der Hoffnung bläht!
Doch mir, den bald der ew'ge Schnitter mäht,
Mir lüftet's nimmer der Enttäuſchung Flor.

Schürt einmal ſo wie ich der Hoffnung Gluthen
Erſt hinter'm Feſtungswall der Jahre zehen,
Dann laßt euch weitre vierzig hintergehen!

Und ihr verlernt's, den Troſt mir zuzumeſſen,
Mich abzufinden mit geſtreuten Saaten.
Was helfen uns Gedanken? — Ich will Thaten!

Drum laß mich Jeder, der mich lieb noch hat,
In meinem Ruheſtand des Weges gehen,
Wo meine Bäume, meine Blumen ſtehen!
Die Politik hab' ich zum Ekel ſatt.

Gottlob, daß ich jetzt wohne vor der Stadt
Im ſtillen Gartenhaus! — Genug geſehen
Hab ich der Zeiten, und der Stürme Wehen
Genug verſpürt. Jetzt bin ich alt und matt.

Genug des Streits iſt in mir ſelber ſchon,
Da ſie mein liebſtes Weib mir erſt begruben,
Im ſelben Grab, drin ruhen ſchon zwei Buben.

Zwei Töchter hab' ich noch, und einen Sohn.
Ein prächt'ger Burſch! — Hör' ich die Trommel rühren,
Ach wird mir Angſt, ſie möcht' ihn mir verführen!

Wie gut, daß er jetzt auf dem Waldrevier!
Was wird im abgelegnen Förſterhaus
Er viel auch hören von dem Kriegsgeraus?
Und doch, hab' Acht, mein Herz! — Wie ging's einſt dir?

Wo lernt' einſt ich die heiße Kampfbegier?
Im ſtillen Pfarrhof gar, drin ein und aus
Nur Friede ging, dort ward zum Völkerſtrauß
Als Knaben ſchon die Bruſt gepanzert mir.

Bin ich jetzt froh, daß erſt das nächſte Jahr
Er im Kaſernenhof muß exerziren!
O Gott ſei Dank, da hat es nicht Gefahr.

Bis dorthin iſt's mit dem Napoleon
Schon längſtens aus, und wenn ſie heimmarſchiren,
Dann hab' ich alter Mann noch meinen Sohn.

Gelobt hatt' ich mir, daß ich all die Zeit
Kein einzig Zeitungsblatt mehr lesen wolle.
Und dennoch, wie ich drum mir selber grolle!
Werd' ich alltäglich mit mir neu entzweit.

Wie schnell bin ich zum Reden stets bereit,
Und Keinem sag' ich, daß er schweigen solle.
Ach, meine angelobte kalte Rolle,
Sie schafft mir Qualen nur und innern Streit.

O Menschenherz von gestern, heut und morgen,
Was frommt es dir, daß du's willst anders treiben,
Schauspielern gleich dir fremd Empfinden bergen?

Vergeblich ist's, dir Rollen vorzuschreiben.
In Freud und Leid, in Jubel, Angst und Sorgen,
Mußt du doch allzeit nur du selber bleiben!

Ach, wer einst seinen Sohn gar heiß geliebt,
So schlecht er's auch den Eltern oft vergolten,
Und hätt' er sie verhöhnt selbst und gescholten,
Wie's oft der gottvergessnen Söhne giebt —

O wie so schnell doch aller Groll zerstiebt,
Ob sie auch nie zuvor verzeihen wollten,
Sobald nur Thränen seinem Aug' entrollten! —
Wo seid ihr Eltern, die ihr zürnend bliebt? —

So geht es meinem alten, deutschen Herzen.
So oft bei meines Volkes Glück und Schmerzen
Mit stummem Groll es einsam wollte leben,

Ach, immer dran die alte Liebe pochte;
Und wie es trotzig auch sich wehren mochte,
Es mußte doch ihr endlich Einlaß geben.

Nun wohl, auch jetzt will ich der Liebe Bande
Mit meinem theuern Vaterland erneuen.
Dem welschen Erbfeind, der es will bedräuen,
Ich wünsch' ihm Niederlage, Noth und Schande.

Aufglüh' mein Herz im hellsten Opferbrande!
Ich will den Siegern Weihrauch darein streuen.
Mein eignes Glück soll mich so sehr nicht freuen,
Als deutsches Waffenglück am Rheinesstrande.

Des Alters Ruhe will ich mich entwinden,
Die Kunst des Arztes will ich neu betreiben,
Im Kugelregen selbst will ich verbinden.

O Vaterland, du hast nur vorzuschreiben!
Du wirst als treuen Diener mich befinden!
Und bis zum Sterben will ich dir es bleiben.

* * *

O welch ein Brief von Fritz! — Da schreibt er mir:
Schon morgen komm' er heim. Was soll das nur?
Zu gut kenn' ich die muthige Natur,
Jed Wort brennt lichterloh von Kampfbegier.

Wie glaubt' ich doch im stillen Waldrevier
Noch lang verloren dieses Krieges Spur!
Und jetzt — o wie mich jähe Angst durchfuhr!
Gott weiß, mir zittern Händ' und Füße schier.

Und was zum Schluß er schreibt so sonderbar:
„Nun geht mir's grade so, wie dir's einst war,
Da dein Franzosenhaß dich so gequält.

Wenn ich als Reiter auf dem Knie dir saß,
Wie oft und gern erzähltest du mir das!" —
Herrgott im Himmel! — hab' ich das erzählt?

Doch freilich, ja, 's iſt wahr! Und mehr als dies!
Erinnrung zuckt mir jetzt durch Mark und Glieder.
Nicht nur erzählt' ich's ihm — ich ſchrieb's ihm nieder;
Auswendig gar ich es ihn lernen hieß.

Als Jungen ſchon ſchnitzt' ich ihm Schwert und Spieß,
Und Bleifranzoſen ſtellt' ich ihm dawider.
Und waren es nicht meines Körners Lieder,
Die ich zuallererſt ihn ſingen ließ?

Wie ſang er glockenhell doch „Lützow's Jagd!"
Und ach, wie ſtolz ich ihn dann producirte!
Im Brummbaß oft ich ſelbſt accompagnirte.

O hätte damals Einer mir geſagt:
„Nimm dich in Acht, 's iſt ein gefährlich Spaßen!" —
Mein Gott, ich hätt' es doch nicht können laſſen.

So komm' er denn aus ſeinen ſchatt'gen Eichen
Zu uns nach Haus in heiße Juligluth!
Ob ich ihm kühlen kann ſein ſtürmiſch Blut? —
Ich weiß es nicht, vermag ich's zu erreichen?

Was frommt es mir, mit harten Vorwurfs Streichen
Jetzt auf ihn einzuſtürmen? — Zorneswuth
Thut niemals zwiſchen Sohn und Vater gut,
Und nie noch ſah mein friedlich Haus dergleichen.

Mir bleibt nur Eins: mit weiſer Liebe Wort,
Wie's aus dem tiefſten Vaterherzen kommt,
Als ſein getreu'ſter Freund ihm zuzuſprechen.

Und drängt es dennoch dann zum Krieg ihn fort —
Dann nur Gebet für ihn mir fürder frommt,
Wie für mich ſelbſt, daß nicht mein Herz muß brechen.

Es iſt geſcheh'n — gekommen iſt der Tag,
Den jetzt viel Tauſende mit mir erleben.
Mein einz'ger Sohn, er zog zum Heer ſo eben,
Noch bebt mein Haus von dieſem Donnerſchlag.

Und doch — es mußte ſein! — Am Herzen lag
Er weinend mir. Da half kein Widerſtreben,
Da mußt' ich ihn dem Vaterlande geben —
Wo Alles opfert, ich nicht geizen mag.

Und welch ein guter Sohn — mein Benjamin!
Ach heut erſt ſchuf er mir die erſten Schmerzen,
Und doch ſo kindlich klang auch jetzt ſein Bitten.

O grade ſo riß mich's zum Krieg einſt hin,
So ſtürmt' ich fort einſt von der Mutter Herzen.
Nun fühl' ich heut erſt, was ſie dort gelitten.

Bevor mein liebſter Sohn fortzog zum Heere,
Legt' ich ihm zitternd auf die Vaterhand,
Und ſprach zu ihm: „Zieh hin fürs Vaterland,
Mach' ihm und deines Vaters Namen Ehre!

Was du von mir gelernt, der Sitte Lehre,
Die Gottesfurcht — auch im Soldatenſtand
Halt' heilig ſie, daß, wenn der Krieg entſchwand,
Der alte, gute Sohn uns wiederkehre!

O möge dir dein edler Ritterſinn
Nie bringen ſolchen ſchimpflichen Gewinn,
Wie einſtens mir — o dieſer ew'gen Schmach! —

Viel eher fall' als Held in wilder Schlacht!
In Gottesnamen denn, ſo iſt's vollbracht.
Und nun zieh hin! — Mein Segen zieht dir nach."

Und als er Hand und Kuß uns endlich gab,
Und dann ſich losriß — Gott, wie weinten wir!
Er aber ging ohn' ein Geleit von mir,
Weil ſo er's wollt', an ſeiner Mutter Grab.

Vom Giebel aus ich's noch geſehen hab':
Dort nahm er knieend Abſchied auch von ihr,
Steckt' an den Hut noch Grabesblumenzier,
Und ſchritt dann langſam an den Wald hinab.

Der Frieden Gottes auf der Landſchaft lag;
Die Abendglocke klang vom Tannenhag.
O dies Geläut ich nie vergeſſen werde.

Die Schweſtern ſaßen ſtumm in Thränenfluth,
Den Bruder trieb zum Krieg ſein heißes Blut;
Die Mutter nur lag ſtill — tief in der Erde.

Zweiter Abschnitt.

Von Ihm und uns.

Einst gab ich nur mich selbst dem Vaterland,
Jetzt hab' ich hundertfach ihm mehr gegeben,
Lieb' ich doch hundertfach des Sohnes Leben
Noch mehr als mich — so nah dem Grabesrand!

So soll denn auch in dieses Opfers Brand
Als Rauch jed' schlimm Erinnern aufwärts schweben!
Selbst dieses soll mein Herz nicht mehr durchbeben,
Daß einst die Kette klirrt' an meiner Hand.

Trügt mich mein Ahnen nicht, so seh' ich nah'n
Gewalt'ge Zeit für unsers Volks Geschick.
Ich halte Maß im Hoffen und Mißtrauen.

Der Freiheitskämpfer alter Veteran
Steh' ich jetzt Schildwacht, um mit großem Blick
Die neue große Zeit mir anzuschauen.

Seh' ich, du welſcher Kaiſer, jetzt dich an,
Werd' ich von Mitleid faſt für dich beſchlichen.
O ſolchen Ausgang, ſolchen jämmerlichen,
Und endlich alles nur umſonſt gethan!

Um ſolcher Kaiſerkrone nicht'gen Wahn,
Dran auch der letzte Schimmer jetzt verblichen!
Der Boden unter dir, er iſt gewichen —
Trotz deiner Schildwacht vor dem Vatikan.

Denn ewig neu vollzieht ſich das Geſetz:
Der Lüge noch ſo feſt gewirktes Netz,
Zur rechten Stunde hebt es an zu reißen.

Es kommt der Tag, dran noch ſo liſtig Gleißen,
Sei's auch von einem Diadem umreift,
Von unſichtbarer Hand wird abgeſtreift.

Nun weiß ich wohl, daß du uns könnteſt ſagen:
„So wartet erſt, bis ich mein Schwert gezogen!
Ei, laßt doch ſeh'n, ob all mein Glück verflogen,
Und meine letzte Stunde ſchon geſchlagen."

Und minder nicht weiß ich aus eignen Tagen,
Wie uns das Kriegsglück, das uns heut gewogen,
Schon morgen wieder um den Sieg betrogen.
Gar ungleich lohnt des Krieges kühnes Wagen.

Ganz recht! Nicht haben Siegel wir und Brief,
Daß wir im raſchen Anprall dich beſiegen.
Kein Zweifel, daß dein Heer ſich tapfer wehre!

Doch deines Volkes Geiſt, er ſank zu tief.
Nie wird romaniſchem Verfall erliegen
Der Deutſchen Volkskraft, Bildung, Zucht und Ehre.

Zu Augsburg zwar in der Verbannung Noth
Erſchien ein gut Stück deutſches Leben dir.
Doch wett' ich, daß dir ein Geheimniß ſchier
Des deutſchen Heers gar koſtbar Aufgebot.

Manch Einer drin marſchirt jetzt in den Tod,
Ein Sieger in der Wiſſenſchaft Turnier.
Der Bauernſohn ißt mit dem Kavalier
Und dem Studenten gleich Soldatenbrod.

O ahnſt du, was ein „Volk in Waffen" heißt? —
Bei uns die ganze Volkskraft, Leib wie Geiſt;
Bei dir der Bildungsabhub der Kaſernen.

Und welch ein Wiſſen ward von uns errafft,
Da ihr in Selbſtvergötterung erſchlafft! —
Du wirſt den Unterſchied noch kennen lernen!

Und gar, wie gabſt du jede Scham doch preis,
Da du den Krieg leichtfertig ausgeſprochen?
Armſelig haſt du ihn vom Zaum gebrochen,
Als Herrſcher, der nicht mehr zu herrſchen weiß!

Wie thateſt du nach außen zornesheiß,
Und biſt daheim in Sündenſchuld gekrochen,
Bis du, vom Speer der Angſt emporgeſtochen,
Gebannt wardſt in des Krieges Furienkreis!

So rächte ſich, was du zuvor geſündigt!
So wardſt das Werkzeug du der Chauviniſten,
Vor denen zitternd du uns Krieg verkündigt!

Zu Ende waren deine Winkelzüge.
Nun galt's nur noch den Vorwand zu erliſten. —
Ein Königreich für eine gute Lüge!

Und ſieh, wie war das Glück dazu dir hold!
Ein deutſcher Prinz will Spaniens Thron beſteigen.
Ah, welch gelegner Text für Kriegesreigen!
Da lachteſt du: „Dank, Vetter Leopold!“

Die Krone Spaniens in Preußens Sold!
Und Frankreich litte das mit zahmem Schweigen?
Ha, des Verrathes Fluch auf jeden Feigen,
Entwerthen laſſend unſrer Ehre Gold!

Hat dieſer ländergier'ge Preußenkönig
Noch nicht genug an der Sadowa-Beute?
Nun werd' ihm auch hispaniſch Reich noch fröhnig? —

Nein, nie darf Frankreich dieſen Hohn ertragen! —
So ward dreſſirt die kaiſerliche Meute.
Und Lüg' und Wahnwitz huben an zu jagen.

Zugleich ſprachſt du zu Gramment flüſternd leis:
„Du polt're von bedrohtem Gleichgewicht“ ....
„Du, Olivier, mit heuchelndem Geſicht
Mach' dann dem Volke wieder Frieden weis!“

So rührteſt du mit Schwert und Palmenreis
Des Kriegsbrei's völkertödtendes Gericht!
Und als dir dreingepfuſcht der Thronverzicht,
Schnell halfſt du dir mit würdigem Geheiß:

„Ha Benedetti, korſ'ſcher Schlaukopf du,
Schnell fort nach Ems zu König Wilhelm hin,
Verbittre dort ihm der Erholung Ruh'!

Mit allen deinen Ränken ſetz' ihm zu!
Und geht's nicht anders, ſo beleidig' ihn! —
Um jeden Preis ſchaff' Krieg mir mit Berlin!“

Und ſchnell war wieder Frankreich mit ihm Eins.
Verräther war, der nicht für Krieg entſchiede.
In Königsberg nur heiß' es wieder: Friede!
Drauf tranken ſie gar viel ſchon deutſchen Weins.

Die ſchöne Pfalz, der Rebenſtrand des Rheins,
Der alte Hort von Deutſchlands Sag' und Liede;
Der Wohlſtand unter deutſchen Geiſts Aegide,
Vom heil'gen Köln bis auf zum goldnen Mainz —

Wie nahm uns Alles weg ihr trunknes Schrei'n,
Und warf kopfüber All' uns in den Rhein! —
„Ha, vous Prussiens, l'Autriche n'est pas la France!

Vous serez battus, et avec élégance!
Ha vive la guerre allemande, ha vive le Rhin!
Ce n'est q'une promenade jusqu'à Berlin!"

Ward's jetzt ſchon oft ein ſiegesfroh Gekicher
Auf der Cäſarenburg im Frauenrath!
Nie aber ward vom Fluch der eignen That
Ein Kaiſer je gepeinigt jämmerlicher.

Bald ſaß er ſtumpf, bald wie ein Schatten ſchlich er,
Und immer wieder fragt' er durch den Draht:
„Kadore, du biſt ein feiner Diplomat!
Bin ich auch dieſer Bayern völlig ſicher?

Denn hab' ich ſie, dann folgen auch die Schwaben,
Und Bruderhaß hat Deutſchlands Macht gebrochen".
Was mag Kadore ihm wohl berichtet haben? —

Nicht las ich es. Ich weiß nur dieſes Eine:
Die ihm vielleicht von Rheinbundsluſt geſprochen —
Schmach ihnen! — Deutſche Männer warens keine!

Doch horch! was hör' ich jetzt gar hehre Kunde?
Durch's Volk der Bayern herzerquickend klingt es.
Der Bundestreue Lied, ihr König singt es.
Ganz Deutschland dank' ihm diese gute Stunde!

Und gleicher Treue Lied aus Fürstenmunde,
Gar bald aus Schwaben und aus Baden dringt es.
Der Freude lichtes Banner, o wie schwingt es
Mein eignes Herz mit diesem Sang im Bunde!

Was wißt ihr Männer von des Rheinbunds Schmach?
Wohl las't ihr sie und dachtet drüber nach!
Doch wer sie mit erlebt gleich uns, den Greisen —

O tausendmal Der auf den Knieen dankt,
Daß deutsche Treue diesmal nicht gewankt,
Und nicht genug kann er die Fürsten preisen.

So ist doch das erreicht! und wär' es nichts,
Als dies, wie viel ist dieses Eine schon,
Und wie erzwingt es unsern Dankeslohn! —
Nach langer Nacht der Anfang doch des Lichts!

Das Schlangenwort so manch undeutschen Wichts,
Es fand Entrüstung nur und Zorn und Hohn
Im Kern des Volkes, auf der Fürsten Thron
Nun, welscher Kaiser, harre des Gerichtes! —

's war deine Rechnung falsch, da du zerrissen
Das deutsche Volk gewähnt, da für Verräther
Du einen Stamm gehalten — welch Verbrechen!

Mach' deine Rechnung nun mit dem Gewissen!
Denn groß ist deine Schuld, du Uebelthäter!
Und dieser Krieg wird dir das Urtheil sprechen.

Wofür jetzt wir dem Tod ins Auge ſehen,
Wir wiſſen's; und des Todes Angeſicht,
Es wird verklärt durch unſres Glaubens Licht,
Daß aus dem Krieg wir glorreich auferſtehen;

Daß unſrer Einheit Banner dann wird wehen,
Wenn unſer Sturm dein Räuberſchiff zerbricht.
Als Abgeſandte von dem Weltgericht
Wir dir und deinem Heer entgegengehen.

Was weiß dein eignes Volk? — Welch heil'gen Glauben
Wird ſeine Fahne wohl zur Schau jetzt tragen? —
Daß es Piraten gleich uns will berauben,

Und daß, wenn dieſer Raub jetzt fehl ihm ſchlüge,
Es dich mit Flüchen wird vom Throne jagen. —
Nun ſtoß in's Kriegshorn, kaiſerliche Lüge!

O wär's doch ſo geweſen alle Tage!
Hätt' immer ſo das deutſche Volk gefühlt,
Und ſolcher Zorn uns ſtets das Herz durchwühlt,
Doch nie bei uns geſchwankt der Wahrheit Wage!

Daß ich uns ſelber jetzt bei uns verklage?
's iſt wahrlich nicht, daß ſich mein Müthchen kühlt,
Wo bald zum Strand der Zeit ſolch Blutmeer ſpült.
Und doch iſt's beſſer, daß auch dies ich ſage.

Iſt doch zerronnen jetzt die düſtre Zeit,
In der, von böſem Zauber wir gefeit,
Dornröslein gleich in Waldesnacht geſeſſen.

Nun hat des Krieges Kuß uns aufgeweckt.
Noch einmal ſei die Schmach jetzt aufgedeckt,
Und dann für immer, immer auch vergeſſen!

So ſinnet nach: Wie haben angſtdurchzittert
Wir ſklaviſch doch einſt auf ſein Wort gelauſcht,
Wenn er, vom Kaiſerhermelin umbauſcht,
Des neuen Jahres Gruß der Welt verbittert!

Wie haben wir ſpürnaſig dann gewittert,
Ob Krieg, ob Frieden aus dem Mantel rauſcht!
Und o, welch zärtlich Wort ward ausgetauſcht,
Da Fürſten ſelbſt um ſeine Huld gerittert!

Wir wußten's: jeden Eid hatt' er gebrochen,
Entlarvt war uns die eiſ'ge Heuchlermiene,
So Recht wie Freiheit hatt' er Hohn geſprochen.

Bekannt war des Dezembertages Morden.
Zum Himmel ſchrie die trockne Guillotine —
Und dennoch ſind wir ſeine Schmeichler worden!

O wenn ich an dies Alles wieder denke,
Wie unſrer Macht und Ehre wir zum Hohn
Das Haupt gebeugt vor dieſem Kaiſerthron,
Ich vor Beſchämung heut den Blick noch ſenke.

Und daß zu tiefſt der Deutſchen Herz ſich kränke,
Ach, ſelbſt ein edler deutſcher Kaiſersſohn,
Er nahm aus dieſer Hand als Günſtlingslohn
Des Kronenreifs todbringendes Geſchenke.

Ja, ſchlagen wir uns reuig an die Bruſt,
Und ſeien wir der Mitſchuld uns bewußt:
Wir haben ihn, ſo wie er uns belogen.

Ein wahr, verachtend Wort — kein Fürſt je fand's!
Und daß er ward der Völker Furchtpopanz —
Europa's Feigheit hat ihn groß gezogen!

O drum trotz all des Krieges Noth und Schrecken,
Die ich einſt ſelbſt wie Einer nur durchlitten,
Viel beſſer iſt's, daß jetzt das Tuch zerſchnitten,
Als noch einmal die Schwerter einzuſtecken!

's iſt höchſte Zeit, den alten Zorn zu wecken,
Wie anno Dreizehn er einhergeſchritten.
Auf Leben und auf Tod ſei neu geſtritten!
Kein Friedensmantel ſoll den Brand mehr decken!

Nun ſoll das deutſche Volk an ſich erfahren,
Was es vermag in ſeiner Einheit Größe.
Zum eignen Staunen ſoll ſich's offenbaren!

Die ganze Scham ſich jetzt vor uns entblöße,
Daß wir bethört einſt Frankreichs Schmeichler waren! —
Und Blut auf ewig dieſen Zauber löſe!

Und doch beſchleicht mich oft ein zagend Grauſen:
Wird deutſcher Boden wohl das Schlachtfeld ſein?
Wird nicht zuallererſt am alten Rhein
Der Völkerſchlachten wilder Kriegsſturm ſauſen?

Wie wird er Dorf und Stadt dann überbrauſen
Mit Kugelhagel und mit Flammenſchein!
Auf der verbrannten Dörfer Schuttgeſtein
Nur Armuth, Oede und Verzweiflung hauſen.

Der Weizen iſt gereift und auch zerſtampft;
Die Rebenſtöcke ſind zerknickt, zertreten;
Der Stall iſt ausgeraubt, die Scheune dampft.

Und Alles irrt umher wie flüchtig Wild,
Die Luft durchzittert Jammer nur und Beten. —
Bei Gott, entſetzlich iſt des Krieges Bild!

Und ſelber, wenn es anders ſollte kommen,
Wenn wir auf Frankreichs Boden nur uns ſchlügen,
Wenn wir des Krieges ärgſte Noth nicht trügen,
Und die Verheerung uns würd' abgenommen —

Wenn nur aus welſchen Dörfern, brandentglommen,
Die Bauern flöhen mit verſtörten Zügen,
Und aller Lohn für ihres Fleißes Pflügen
Auf wilder Kriegsfluth käm einhergeſchwommen —

Wenn wir nur gleich vertheilten Blut und Tod,
Der Märſche Mühſal und der Schmerzen Noth,
Doch uns allein wär' aller Sieg beſchieden —

Sind's nicht auch Menſchen dort ſo gut wie hier?
Und ziemte ſolchem alten Mann wie mir
Nicht beſſer brünſtiges Gebet um Frieden? —

Doch war das Friede denn, was jetzt wir hatten?
War nicht ſein ganzes Licht nur eitel Trug,
Da ſtets in neuer Sorgen Bann uns ſchlug
Des Krieges drohender Geſpenſterſchatten?

In's Mark hinein die Volkskraft mußt' ermatten,
Gewerb und Handel war verzagt im Flug.
'S iſt Zeit, mit kriegeriſchem Trauerzug
Solch faulen Friedens Leichnam zu beſtatten.

Und o, gar vieles noch, kaum kann ich's nennen,
Iſt längſt ſchon faul an unſrem eignen Holz.
Auch das ſoll auf des Friedens Grab verbrennen!

In Aſche ſink' der Hader der Parteien,
Genußſucht, Schwindel, Argliſt, ſünd'ger Stolz! —
Von Allem ſoll der Kriegsbrand uns befreien!

Das tröſtet ja, daß nicht nur Fluch allein,
Daß Segen auch dem wilden Krieg verbündet.
Des Opfers heil'gen Holzſtoß er entzündet,
Und Mitleid will der Hohepriester ſein.

Von Fäulniß brauſt ſein Sturm die Völker rein,
Wegfegend, was auf Stolz und Trug gegründet.
Dem Strom des Leichtſinns, der in Sümpfen mündet,
Dem reißt ſein Todesernſt die Ufer ein.

Zum Helden ſchafft den Mann ſein blutig Grauen.
Er lehrt daheim die Mütter und die Frauen
Erbarmen, Dulden, der Ergebung Sieg.

Des Friedens wuchernd Unkraut ſtürzt ſein Spaten,
Das Feld der Zeit bereitend neuen Saaten. —
O nein, nicht Fluch alleinzig iſt der Krieg!

Heb an denn, neuer heil'ger Völkerſtreit,
Von Frankreichs Lug uns neidiſch aufgezwungen!
Singt ihr ihn ein, geweihte Glockenzungen!
Empor die Herzen, groß in großer Zeit!

Zieh' aus, du Volk in Waffen, todbereit,
Für deutſcher Ehre Lohn zum Krieg gedungen,
Von Kraft und Bildung überreich durchdrungen,
Du koſtbar Heer, von Scharnhorſt's Geiſt geweiht! —

Gott! meiner Jugend große Zeit kehrt wieder.
Neu klingen Arndt's und meines Körner's Lieder,
Dazwiſchen brauſt gar friſch „die Wacht am Rhein".

O tauſendfaches ſchmerzliches Umſchlingen! —
Erſt hör' ich „Hurrah" kühn als Abſchied klingen,
Und dann: „Lieb Vaterland, magſt ruhig ſein!" —

Dritter Abſchnitt.

Vom Heer und Bundesfeldherrn.

Wie iſt mir doch? Mit ſolchem kräft'gen Schwung
Hat ſich mein Herz ſeit Jahren nicht erhoben.
Weg mit dem Todtenhemd, mir ſchon gewoben!
Ich bin zum Sterben jetzt noch viel zu jung.

Vor lauter alter Kriegserinnerung
Iſt mir des Alters Schwäche wie zerſtoben.
Fürwahr, wär' unten ich ſo ſtark, wie oben,
Der Fuß gleich meinem Geiſte flink im Sprung —

Ich glaube gar, ei nun, was könnt' es ſchaden?
Ich möchte mit dem alten Leutnantsdegen
Noch einmal jetzt gen Frankreich ausmarſchiren.

Fänd' ich doch manchen alten Kameraden!
Nur müßt' ich bitten, daß des Anſtands wegen
Ich gleich zum General dürft' avanciren.

O Gott im Himmel iſt's auch eine Pracht,
Das deutſche Volk in Waffen jetzt zu ſchauen!
Vom Alpenwall bis zu des Meerſtrands Gauen
Steht jetzt am Rhein ganz Deutſchland auf der Wacht.

Ein Wille nur führt ſeiner Heere Macht,
Die Herzen all beſeelt nur ein Vertrauen.
Auf unſres Volkes eigne Macht wir bauen,
Nur ſie allein ſchlägt jetzt die Völkerſchlacht.

Daß jetzt nur Oeſtreich fehlt! — Der Einheit Feier,
Wie wär' ſie noch gemehrt im deutſchen Land,
Wenn ſie auch dürften mit uns ſtreiten!

Die Helden all vom Inn und aus Paſſeier,
Aus Steiermark und von der Donau Strand —
Wie dort in jenen andern großen Zeiten!

Doch fehlſt du auch, weil's noch das Schickſal will,
Du deutſches Brudervolk aus Oeſterreich,
Nicht Neid und Groll mach' dir das Antlitz bleich,
Zum Glückwunſch drück die Hand uns treu und ſtill!

Du gabſt den Hofer uns, wir dir den Schill;
Dein Schwarzenberg kam unſerm Blücher gleich.
O jeden Haß aus deinem Herzen ſtreich!
In unſerm Siegslied ſei kein Mißton ſchrill!

Denn, wenn wir deutſcher Sitte, deutſchem Weſen
Gen welſchen Trug und frechen Uebermuth
Mit deutſchem Blute jetzt den Sieg verſchaffen —

Iſt auch dein Name nicht dabei zu leſen,
's kommt dennoch unſer Sieg auch dir zu gut. —
Drum ſteh im Geiſt zu deiner Brüder Waffen!

Sahſt du das ernſte Schauſpiel ſchon am Meer,
Die bange Stunde vor des Sturmes Wüthen?
Nur Unheil die noch glatten Wogen brüten,
Die Wolken hängen nieder wetterſchwer.

Sturmvögel flattern klagend hin und her,
Unheimlich ſchon von fern die Blitze ſprühten.
Der Schiffer will ſein Boot vor Schaden hüten,
Und treibt voll Sehnſucht nach dem Hafenwehr. —

O ſo, in ſolcher Angſt vor Sturmesgefahren,
Lag jetzt die ſchöne Pfalz, der alte Rhein.
Der Melaczeiten jeder Bürger harrte.

Jetzt drohten afrikaniſche Barbaren,
Die Verhöhnt von der welſchen Bildung Schein.
Doch allwärts wehte hoch des Muths Standarte.

Und ſieh, ſchon flammte jetzt des Blitzes Schein
Bei Saarbrück war's. Die große Nation,
Der Kaiſer ſelbſt mit Lulu ſeinem Sohn,
Wie weihten ſie den Krieg dort glorreich ein!

Des Prinzen Feuertaufe ſollt' es ſein.
O Kind von Frankreich, biſt ein Held du ſchon!
Nicht zuckt' es bei der Mitrailleuſe Ton.
Nun, ganzes Weltall, ſieh bewundernd drein!

Dann hob noch kühn die kleine Heldenhand
Die Kugel auf, die vor ihm niederfiel.
Manch alter Schnurrbart weinte gar dazu.

Ei ſag, du ausgelernter Komödiant!
Beginnt mit Poſſe denn ein Trauerſpiel? —
O armer, kaiſerlicher Knabe du!

Doch jetzt — ha, kam nach dieſen Kinderpoſſen
Gar jach ein ernſter blut'ger Sturm darauf,
Da von des erſten deutſchen Thurmes Knauf
Der welſche Adler ward herabgeſchoſſen!

O Weißenburg, ſei mir ins Herz geſchloſſen!
Denn unſrer Einheit Tag, dort ging er auf,
Da dort im ſelben kühnen Sturmeslauf
Der Preußen und der Bayern Blut gefloſſen.

Wer ſagt es, wer die Tapferſten dort waren?
Sind's Preußen, ſind es Bayern wohl geweſen?
Wer will Unmögliches uns offenbaren? —

Zerrinnt in Blut ihr Stammesunterſchiede!
„Es ſiegten Deutſche!" wird man einſtens leſen
Und davon ſingen in der Sänger Liede.

Was war's nun mit den wilden Turkoshorden,
Die man als Wauwau uns entgegenſandte,
Weil afrikan'ſche Gluth ſie dunkler brannte? —
Was war ihr Zähnefletſchen, Schrei'n und Morden?

Wie iſt es kläglich nun zu Schanden worden,
Da preußiſch Bajonett ſie niederrannte,
Und dreinſchlug dieſer Bayern Kolbenkante,
Heißblüt'ger, wie die Streiter aus dem Norden! —

Ei, ei, ihr Wüſtenhelden, einſt ſo grimmig,
Die ihr wie Wolf und Schakal ſonſt gebiſſen,
Wie habt ihr jetzt die Flinten weggeſchmiſſen!

Wie ſchrie't ihr um Pardon gleich tauſendſtimmig! —
Nun zeigt man euch im Komödiantenplunder
Als deutſcher Veſten nie geſchautes Wunder.

Und horch! — Kaum ich die Botſchaft glauben mag —
Ein Vorſpiel nur es auf dem Geisberg war!
Und jetzt erſt kam es zur Tragödie gar
Bei Wörth am blutigheißen Schlachtentag.

O Mac Mahon, des Ruhmes Sarkophag,
Schon weiht' ihn dir mit Blut im Kriegstalar
Der deutſche Kronprinz ein. — Und an der Saar,
Hei, that das Steinmetzheer dort gleichen Schlag! —

Wie lag auf Stunden weit nach wilder Flucht
Voll wirrem Kriegszeug Heerweg ſowie Graben! —
Hurrah, ihr Preußen, Bayern und ihr Schwaben!

O Gott, laß reifen dieſer Siege Frucht!
Sie ſeien unſrer Einheit blut'ge Boten!
Ihr Wunden, tröſtet euch! — Fahrt wohl, ihr Todten!

Die Nacht der Angſt iſt hin. O jetzt hervor,
Ihr Herzen, ruhet aus im Sonnenſchein!
Ein Feiertag ſoll's für die Sieger ſein!
Legt Feſtkleid an! — Hinweg der Sorgen Flor!

Ihr Jungfrau'n, ſtimmet an den Jubelchor!
Nun bleibt vom Blut der deutſche Boden rein.
Gerettet ſeid ihr Frau'n, kredenzet Wein!
Ihr Mütter, hebt der Kinder Hand empor!

Auf eurer Häuſer Giebel ſteigt hinan,
Ihr Männer! — Laſſet grünes Eichenlaub
Bis auf die Schwelle feſtlich niederranken! —

Nun bleibt das Dach verſchont vom rothen Hahn,
's wird Stall und Scheuer nimmer Feindesraub. —
Auf's Knie, um Gott und unſerm Heer zu danken!

O wie von Tag zu Tag, von Nacht zu Nacht,
Jetzt deutſcher Stolz ſich kühner ſchauen läßt!
Stets flügger flattert um's verborgne Neſt
Der junge Kaiſeradler auf der Wacht.

Ach, meine Thränen ſtürzen vor mit Macht.
Allmächtiger, daß ſolches Siegesfeſt
Ich noch erleb' in meiner Jahre Reſt —
Aus tiefſter Seele ſei dir Dank gebracht!

Nur Eines läßt die Luſt mich nicht erſchöpfen.
Mein Sohn, mein Fritz — langweiliges Getreibe!
Der Aermſte lernt noch immer exerciren.

Zum Henker auch mit euch Gamaſchenknöpfen! —
Längſt ſchießt er trefflich auf der Jagd wie Scheibe.
Den prächt'gen Jungen — laßt ihn doch marſchiren!

Und kaum gedacht — wie iſt mir doch zu Muth!
Nicht weiß ich ſelber, wie's um's Herz mir ſei,
Da hör' ich ſchon: mein Fritz iſt jetzt dabei.
Herr Gott, iſt das ein ſtürmiſch junges Blut!

Da ſchreibt er: „Vater, o nun geht mir's gut,
Dahin iſt der Kaſerne Plackerei,
Und morgen wird marſchirt, jetzt bin ich frei.
Wie bis in's Herz hinein das wohl mir thut!

Und hoffentlich giebt's bald dann eine Schlacht,
Drin gleich ich zeige, daß dein Sohn ich bin,
Der du die Schlacht von Leipzig mitgemacht!

Bei Königs Fritzen tritt nun deiner ein.
Doch ſchlag' dir jede Angſt nur aus dem Sinn!
Ich ſing': „Lieb Väterchen, magſt ruhig ſein!"

Und horch, ſchon wieder Siegesbotſchaft naht! —
Viktoria, dreifacher Sieg bei Metz!
Nach unerbittlich eiſernem Geſetz
Welch unerhörte Rieſenwaffenthat!

O großer Moltke, war's ein Meiſterrath!
Den Feind gebannt im eignen Feſtungsnetz!
Drei Tage lang, war das ein wild Gehetz!
Nun ſitzt er wie der Leu im Käfichdraht.

Doch auch welch Bluten und welch Sterben, Gott!
War das bei Bionville und Gravelotte!
O Friedrich Karl's furchtbarer Ehrentag! —

Wie ſank dort hin des Adels beſte Kraft!
Reſpekt vor ſolcher edlen Junkerſchaft!
Das nenn' ich deutſchen Adels Ritterſchlag.

Könnt' ich doch alle Stämme nennen, alle,
Die dort ſolch kühnen Todesmuth beſeſſen —
Weſtphalen, Pommern, Märker — Sachſen — Heſſen, —
Daß keinem, keinem unſer Dank entfalle!

O gebt mir eine Harfe, deren Halle
Die ganze Welt vermögen zu durchmeſſen,
Und jeden andern Sang will ich vergeſſen
In unſres Heeres einem Ruhmesſchalle.

O Gravelotte, wie wird dein Name klingen,
So lang es Völker giebt, da hoch zu Roße
Der Bundesfeldherr in der Heere Ringen

Sein königliches Heldenſchwert geſchwungen,
Nicht achtend der Granaten Todesgeſchoſſe! —
Dies Heldenlied, wann wird es ausgeſungen?

Iſt das ein Wettkampf in dem deutſchen Heere,
Ein nie geſchautes rieſ'ges Machtentfalten!
Die Manneszucht ſeh ich eiſern darin walten,
Und ritterlich fliegt das Panier der Ehre.

Wie heißt der deutſchen Kriegskunſt ſtrengſte Lehre
Unmögliches für möglich doch zu halten!
Nur Vorwärtsſchreiten kennt ſie, kein Veralten. —
Wer iſt, der unſerm Heer dies Lob verwehre? —

Wie oft ſchon ſann ich nach in dieſen Tagen:
Was iſt das für ein einheitlicher Geiſt,
Der dieſes Heer beſeelt, wie nie eins wieder?

Nun iſt es wie ein Buch mir aufgeſchlagen,
Darin ein alter Spruch gar einfach heißt:
„So wie der Herr der Knecht, wie's Haupt die Glieder".

Begreiflich iſt es: Fürſten grundlos lieben,
Das iſt wohl meine letzte Leidenſchaft.
Hätt' ich ihr je gefröhnt, zehn Jahre Haft,
Sie hätten mir ſie gründlich ausgetrieben.

Drum ſicht' ich längſt mit allerfeinſten Sieben
Der Fürſtenthaten Wahrheit, Werth und Kraft.
Wo irgendwo ein Riß am Throne klafft,
Nie war er meinem Blick verſteckt geblieben.

Nicht weiß ich mir ein niedriger Geſchlecht,
Als feiler Schranzen heuchleriſch Geſindel,
Schon wedelnd vor dem Prinzen in der Windel.

Doch was an einem Fürſten groß und echt,
Erkenn' und preiſ' auch ich gar lauten Schalles.
Mir gilt als Spruch: „Die Wahrheit über Alles!"

Und alſo brech' ich meines Schweigens Bann.
Das Erſtemal, ſeit ich als „Demagog"
Durch Fürſtenwillkür in den Kerker zog,
Daß Fürſtenlob mir von der Lippe rann!

Und bin ich auch kein hochgeſtellter Mann,
Ein freier bin ich doch, der niemals log,
Der nie um Fürſtengunſt die Kniee bog,
Und bald vor'm ew'gen König ſtehen kann.

Ich ſollte glauben: tauſend Schmeichlerzungen
Erſetzten nicht dem Fürſten ſolchen Preis,
Der ſich ſolch einz'gem alten Mund entrungen.

O König Wilhelm, hoher Heldengreis,
Dir klingt mein Lob, du haſt mein Herz bezwungen!
Vor deiner Thaten Sonne ſprang ſein Eis.

Vom Tag zu Ems, da er voll Unmuth ſchwieg,
Und von ſich wies den kecken Diplomaten;
Da er mit Deutſchlands Würde ſich berathen,
Und ſchmerzlich ſprach: „So komm' es denn zum Krieg!" —

Von jenem Tag, da er auf's Schlachtroß ſtieg,
Als königliches Urbild des Soldaten,
Bis heut, wo er nach all des Ruhmes Saaten
Das deutſche Heer geführt von Sieg zu Sieg; —

Was hat er nicht gethan, das er geſollt?
Was ſollt' er anders thun, als er's gethan?
Die Frage laßt an alle Welt mich richten!

Und wer mit mir ihm nicht Bewundrung zollt,
Schelt' einen Fürſtenſchmeichler mich! — Wohlan!
Ich will auf deſſen Lob getroſt verzichten.

Das einfach große Wort: „die Fürſtenpflicht“ —
Das iſt's, was ihn ſo groß mir läßt erſcheinen.
Weiß ich in Uebung dieſer Pflicht doch Keinen
Getreuer noch! — Den Fürſten kenn' ich nicht.

Das iſt's, was ihm mit ſolcher Ehrfurcht Licht
Das Königshaupt umſtrahlt, was all die Seinen
Mit ihm als Vorbild macht ſo feſt vereinen,
Und jedes ehrlich deutſche Herz beſticht.

Was ihm als Bundesfeldherrn aufgetragen —
Fürwahr, das ganze Volk wird es ihm ſagen —
Echt königlich ward es von ihm vollzogen.

Kein Wunder, daß auf der Begeiſtrung Wogen
Jetzt hoch einhertreibt König Wilhelms Namen!
Stets gleicht die Ernte dem geſtreuten Samen.

Bald vierundſiebzig! — Schier ſo alt wie ich,
Und noch bei Sturm und Regen hoch zu Roß,
Den Degen ſchwingend trotz des Tods Geſchoß —
Das iſt ein König, urecht königlich.

Bald vierundſiebzig! — Und wie ſchlief es ſich
Oft prächtig als des Bauern Hausgenoß!
Wie ihn die kärgſte Tafel nie verdroß!
Das nenn' ich Heldenkraft. Ich beuge mich.

Bald reitet er im bleichen Mondenſchein
In's grauſe Schlachtfeld ſtundenweit hinein,
Denn Allen möcht' er gern ein Tröſter ſein.

Bald tauſcht das Schwert er mit dem Federkiel.
Der Arbeit und der Sorgen giebt's gar viel.
Bald vierundſiebzig! — 's iſt kein Kinderſpiel!

Gab's Fürſten auch, als Feldherrn mehr zu preiſen —
Denn nur die Wahrheit klingt aus meiner Harfe,
Und Schmeicheln haſſ' ich zu des Lobs Bedarfe —
Auch dies will doch gar groß ſich mir erweiſen:

Nie denkt er dran, mit fremder That zu gleißen,
Nie ſchmückt er ſich mit lügneriſcher Larve.
Des Moltke's Kriegsgenie, das geiſtesſcharfe,
Die Staatskunſt Bismarck's wie deß Kopf von Eiſen —

Wie hört er ſie vor jeglichem Beſcheide,
Das große Herz befreit von kleinem Neide!
Wie folgt ohn' Eigenſinn er weiſem Rath!

Voll Dankes gönnt er ihnen Ruhm und Ehre
Vor'm Volk im Frieden, wie vor'm Kriegesheere.
Auch das iſt ſelten große Königsthat!

Und pflichttreu wie der Vater iſt der Sohn,
Dies ſchöne Menſchenbild voll Kraft und Güte,
Dies Ideal von deutſcher Mannesblüthe —
So würd'ge Zier einſt für den Königsthron.

Wem je ſein lichtes Aug geleuchtet ſchon
Im Doppelglanz von Geiſt und von Gemüthe,
Der fleht mit mir, daß Gott ihn treu behüte
Als freud'gen Stolz der ganzen Nation.

Und alſo iſt des Königs Haus beſchaffen,
Und ſo beſeelt das ganze Volk in Waffen
Nur eine Pflicht allzeit und allerwegen,

Weil an ſich ſelbſt auf ſeinem Fürſtenſtuhle
Der König übt der Pflichten ſtrengſte Schule. —
Welch ſchlicht Geheimniß, doch wie groß ſein Segen!

Und was mir oftmals ſchon das Herz bewegt:
Der König, wie der Königsſohn, o Beide,
Auch Menſchen ſind ſie in dem Fürſtenkleide.
Wer iſt es, der ſolch Zeugniß widerlegt?

Bei allem Kriegsmuth, der ihr Herz erregt,
Wird's niemals fremd doch all des Krieges Leide;
Und kaum ihr Feldherrnſchwert ſteckt in der Scheide,
Die Menſchlichkeit in ihrem Buſen ſchlägt.

Sei's, daß den Tapfern freundlich Wort belobt,
Sei's, daß ihr Troſt der Wunden Schmerzen lindert,
Und auch mit dem Geringſten Huld verkehrt!

O wie viel Herzen ſchon ihr ſo erhobt!
Und euern Ruhm hat's wahrlich nicht gemindert,
Doch eurer Heere Kraft gar hoch gemehrt!

Weiß ich doch ſelber, da Soldat ich war,
Welch eine Macht des Feldherrn freundlich Wort!
Oft todesmüd, wie ſtürmten doch wir fort!
So ſtärkt ein einz'ger Ruf oft wunderbar.

Zu wiſſen: ſo in Noth, wie in Gefahr
Iſt auch der Feldherr ſtets am rechten Ort,
Das iſt dem Muth ein wahrer Zauberhort.
Auch dem gemeinſten Manne wird das klar.

Und erſt, wenn ſolch ein Rieſenheer es weiß:
Uns führt ein königlicher Heldengreis,
Der Allen auch ein treuer Vater iſt,

Und auch der Sohn iſt dieſem Vater gleich —
Ei ſagt, wer iſt ſo klug im deutſchen Reich,
Der ſolche Zaubermacht wohl ganz ermißt?

Ja, Volk in Waffen, zeuge du von dir,
Und nicht allein des Nordbunds Heerbestand,
Auch der des Südens zeuge für sein Land,
Die ihr's am besten wißt, antwortet mir!

Sagt: Ruhte nicht das deutsche Kriegspanier
Jetzt in des Heldenkönigs starker Hand,
Mit solcher Manneszucht eisernem Verband,
Und solcher Wissenschaft im Hauptquartier —

Hätt' euch des Scharnhorst's Geist nicht erst berathen,
Zu sein solch kriegestüchtig Volk in Waffen,
Und wär' euch Moltke Führer nicht und Lehrer —

Wär's möglich, sagt als ehrliche Soldaten,
Daß solchen Sieg ihr könntet euch erraffen,
Als deutscher Einigkeit und Größe Mehrer?

O drum, du deutsches Volk, wird's wirklich wahr:
Daß all dies Blut, mit dem wir Sieg erstritten,
Zu einem Volk uns wird zusammenkitten,
Nie trennend uns in Noth und in Gefahr —

Und danken wir das unsrer Heeresschaar,
Die Mühsal, Schmerz und Tod für uns erlitten,
O dann, ihr deutschen Stämme, laßt euch bitten,
Daß ihr erwäget, jeder Mißgunst bar:

Habt König Wilhelm in dem heil'gen Krieg
Als Bundesfeldherrn würdig ihr befunden,
Deß starke Führung uns den Sieg beschieden —

Was zaudert ihr? So nützet aus den Sieg!
Und dankbegeistert wollt es ihm bekunden:
Sei unser Bundeshaupt auch einst im Frieden!

Vierter Abſchnitt.

Vom neuen deutſchen Reich.

O wär's erſt eine wahrhaft große Zeit,
Stieh' alles Volk jetzt ſeiner Kriegsarmee,
Die draußen für uns leidet Noth und Weh,
Und deren Blut der Einheit Banner weiht!

's gilt unſres Volkes Siegesherrlichkeit! —
Das ragt wie Felsgebirg mit ew'gem Schnee,
Das leuchtet wie der Schwan auf dunklem See
Durch unſres Heeres Geiſt, den nichts entzweit.

Daß Deutſchlands guter Engel es erkor,
Durch Blut und Tod ein einig Reich zu ſchaffen,
Deß iſt ſich gleich bewußt das Volk in Waffen.

Und daß dann wird durch ſeiner Siege Thor
Der Einheit Göttin ihren Einzug halten —
Auch dieſes Hoffen läßt ſich's nicht zerſpalten.

Ja wahrlich, ſchnöbern Undank wüßt' ich keinen
Für unſrer Heere rieſ'ge Opferthaten,
Als wenn, was ihre Schwerter jetzt bejahten,
Ein Land mit Worten möchte dann verneinen;

Wenn, was ihr Blut als Kitt uns hat vereinen,
Dann wieder in engherzigem Berathen
Zuſammenwürfen kleine Diplomaten,
Die allzeit große Thaten nur verkleinen.

Wär's möglich, ſolch unſelige Verblendung?
So könnt' ein Land den deutſchen Geiſt verrathen
Und ſo bethört der Einheit Segen haſſen?

Wär's möglich, daß nach ſolcher blut'gen Sendung
Heimkehren müßten eines Lands Soldaten,
Um nur zu finden, was ſie dort verlaſſen?

Wohl weiß ich zwar: Noch ſchmerzen manche Wunden.
's iſt kurze Zeit, da ging ein tiefer Riß
Durch Deutſchlands Herz. Doch deſſen ſeid gewiß,
Auch ich hab' niemals Freude drob empfunden.

Und war's auch Preußens Helm, den dort umwunden
Der Siegerkranz; des Unmuths Finſterniß
Umwölkt' auch mich, der Zwietracht Schlange biß
Mir tief in's Herz in jenes Krieges Stunden.

O ſoll ich Alles wieder jetzt entſchleiern?
Iſt's beſſer nicht, ich laſſ' es zugedeckt,
Da auf dem Schlachtfeld wir uns wiederfanden?

Wo längſt durch Blut wir die Verſöhnung feiern,
Sei Keiner, der den alten Schmerz erweckt!
Der alten Zwietracht Fluch, laßt ſie verſanden!

O ſeht auf mich! — Daß ihr's doch glauben wollt:
Ich hab' im Kerker einſt viel mehr erlitten.
Das Leben ward mir ganz entzwei geſchnitten,
Und zern'ger noch als ihr hab' ich gegrollt.

Viel öfter, als mein Herz es je geſollt,
Hat ſtets es neuer Hoffnung Steg beſchritten,
Und immer wieder iſt es ausgeglitten,
Und über Felſen blutend hingerollt.

Nein, nie könnt euern Schmerz mit mir ihr meſſen!
Und dennoch ſeht: ach ſchon dem Grabe nah
Will Alles ich verſchmerzen und vergeſſen.

O macht Gemeinſchaft jetzt mit meinem Herzen!
Mit aufgehobnen Händen ſteh' ich da:
Ach wollt auch ihr vergeſſen und verſchmerzen!

„Selbſtſtändigkeit!" — So hör' ich's oft jetzt ſchallen,
Indeß zumal ein Argwohn darin klingt.
Nun wohl, wenn rich'ger Sinn dies Wort durchdringt,
Wer ließe ſich die Forderung nicht gefallen?

Wer zwingt euch, andre Bahnen einſt zu wallen,
Als die bisher ihr ſchon im Innern ging't?
Der Treue Band, das Fürſt und Volk umſchlingt,
Wer will's zerreißen? Keiner von uns Allen.

Wer hindert eurer Fürſten Regiment,
So's ihres Volkes innre Wohlfahrt leitet
Und ordnet ihres alten Rechts Gefüge?

Selbſtſtändigkeit! — ſo ihr's nur recht benennt,
Wer iſt, der euch das Recht hiezu beſtreitet?
Ich weiß nur Einen, und das iſt die Lüge.

Doch wollt als ehrgeiz'ger Partisan
Ihr nicht einmal zum Heil des großen Ganzen
Jetzt unterordnen eures Starrsinns Lanzen,
Und lieber dienen eignem Schlendrian, —

So weiß ich euch nur einen Rath: Wohlan,
Sperrt euch ab in eurer Weisheit Schanzen,
Nach eigner Pfeife wollet fürder tanzen,
Selbstständig träumet aus den Größenwahn!

Selbstständig baut von Deutschlands Rieseneiche
Euch ab als störr'gen Ast, und dann verdorrt,
Indeß die andern Zweige prächtig treiben!

Selbstständig brecht euch aus als morsche Speiche
Vom Rad der Zeit und rollt es mächtig fort,
Selbstständig könnt gelähmt ihr liegen bleiben!

Wie oft ward nicht die Klage schon gehört,
Daß aller Völker Name steh' in Ehren,
Und unserm nur man will die Achtung wehren,
Und welchen Deutschen hat's nicht schon empört?

Das kam, weil unsrer Einheit Macht zerstört
In unsern Stämmen, wie in unsern Heeren,
Wie all die großen Völker uns belehren,
Drin jeder Mann nur einer Fahne schwört.

So kam, durch Furcht gezeugt, zur Welt die Ehre,
Und nirgendwo, nicht auf dem fernsten Meere
Wagt Einer solche Flagge zu zerknittern.

Jetzt schafft der Deutschen Einheit Furcht und Zittern.
Und wieder sollt' ihr Banner uns zerbrechen? —
O Schmach und Sünde, gar nicht auszusprechen!

Ja, Sünde! — dieſes eine Wort zumeiſt
Verſteht's den ganzen Schmerz jetzt auszuſagen.
Daß dieſen Rieſenſtreit ihr mit geſchlagen,
Todſünde war's dann an dem deutſchen Geiſt!

Wenn Einer Gottes Siegesgnaden preiſt,
Mög' er als Gotteslästrer ſich verklagen!
Der Männer Tod, die ihr zu Grab getragen,
Das Jammern all der Herzen, die verwaiſt,

Der Wunden Schmerzen, Mühſal, Froſt und Faſten, —
Als Sünde ſoll das Alles die belaſten,
Die Segen wiederum in Fluch gewandelt,

Die ſchachernd jetzt um Blut und Tod gehandelt,
Und nichts, o nichts dafür erkauft uns haben,
Als Deutſchlands Einheit nochmal zu begraben! —

Doch was erbitz' ich mich für ein Phantom?
's iſt doch nur ein geſpenſterhaft Geſicht.
Sei ruhig, Herz! O nein, ſo rauſcht ja nicht
Wie Grabgeſang des deutſchen Geiſtes Strom.

O nein, der deutſchen Einheit heil'gen Dom
Seh' ich im Geiſte ſtehen. Der Freude Licht
Vom Hochaltar ſich an den Säulen bricht,
Und auf zur Wölbung duftet ſüß Arom.

Die deutſchen Völker ſtehen in den Hallen,
Die Orgel brauſt und hehe Lieder ſchallen,
Bald lieblich und bald ernſt wie Schwerterſchlag.

Im Chor die Fürſten knieen mit der Krone,
Doch Einer ſitzt zu höchſt auf ſeinem Throne.
Das iſt der deutſchen Einheit Feiertag.

Seltſame Zeit! Seltſamer Gang der Dinge! —
Kopfſchüttelnd denk' ich's oft wie traumverloren.
Und ſeh' ich dann, was dieſe Zeit geboren,
Iſt mir's, als ob ein Märchen mich umklinge.

Was ſollten uns dann einſt die Kettenringe?
Was ging uns hinter Gittern dann und Thoren
Der Mannesjahre beſte Kraft verloren?
Wo weilt die Macht, die ſie uns wiederbringe?

Ja, für ein Märchen oft möcht' ich es halten.
Nun thun und reden Jene ganz uns gleich,
Die uns verächtlich „Demagogen" ſchalten.

Nicht Einen macht das Wort mehr ſchreckensbleich,
Das ſie uns einſt mit Kerkernacht vergalten,
Das Zauberwort: „Ein deutſches Kaiſerreich."

Ja, wahrlich, wollt' ich oft mein Herz entleeren,
Und ſiegte nicht die edlere Natur,
Ein ſtolzes Hohngelächter hätt' ich nur
Für gar ſo Vieler wunderſam Bekehren.

Ei, ei, wie wird ſich deutſche Macht nun mehren,
Da ihr nun endlich kamt auf ihre Spur,
Mitſuſchend in des kranken Volkes Kur —
Ihr Ueberläufer aus bezopften Heeren!

Und ihr ſogar gewannt ſo hohen Muth,
Und ſtoßt jetzt kühn ins Demagogenhorn,
Des Herrn Geſalbte mit dem Fürſtenhut? —

Doch nein, o nein! — Nicht ſolchen ſcharfen Dorn!
Wo an dem Volk die Zeit ſolch Wunder thut,
Beug' ich mein Knie und opfre Spott und Zorn.

Was wir gewollt, wir so gescholtnen „Demagogen",
War nie der Freistaat, aller Fürsten bar,
Es war das Kaiserreich, nur das ist wahr,
Und alles Andre ward uns nachgelogen.

Und kommt der starke Fürst bald hergezogen,
Das Haupt umflattert von dem Kaiseraar,
So sind die Ersten wir, die Sträflingsschaar,
Die bau'n ihm helfen des Triumphes Bogen;

Die heiliger Begeistrung Rauchfaß schwingen,
Wenn in des deutschen Kaiserreiches Namen
Sie salbend um sein Haupt die Krone schlingen.

Und so viel Tausend auch zur Feier kamen,
Dem neuen Kaiser Gloria zu singen,
Durch Alle soll man hören unser Amen!

Was ich von solchem Kaiserreich ersehne,
So heut wie früher stets unwandelbar,
Da ich Soldat sowie Gefangner war,
Vergießend stets der Täuschung bittre Thräne,

Das will ich redlich sagen euch: Nicht dehne
Noch weiter drin den Flug aus Preußens Aar,
Und nicht der deutschen Völkerstämme Schaar
Voll Ohnmacht sich an Preußens Schulter lehne!

Wär's auch mein eignes theures Vaterland,
Deß Staatsbau wahrlich nicht gebaut auf Sand,
Und vor deß innrer Kraft ich gern mich beuge —

So bin ich mehr, denn Preuße, Deutscher doch.
Nie fühlt' und sprach und stritt ich anders noch.
Mein ganzes Leben sei dafür mein Zeuge!

Als anno Dreizehn mit Gewitterschein
In unserm Volk es anhub neu zu lenzen,
Da sang von unsres Vaterlandes Grenzen
Der Arndt: „das ganze Deutschland soll es sein!"

Und wie viel tausendmal sei drin schon ein
Der deutschen Sänger Mund, wie viel Hebenzen
Sah ich des Weins, wie viele Augen glänzen!
Als Zeuge steht des Sängers Bild am Rhein.

Da gab's kein deutsches Fest, wo nicht beim Schmaus
Im Chor die Gäste dieses Lied gesungen;
Es klang bei jedes Festpaniers Enthüllung.

Zum Kriege selber zog's nun mit hinaus.
Der Sehnsucht Lied, genug hat's jetzt gklungen,
Nun tön' einmal das andre der Erfüllung!

„Das ganze Deutschland ist es jetzt!" — Der Sang,
Der soll jetzt fürder durch die Lande klingen,
Und Preußens Mund soll ihn zuerst uns singen,
Im Frieden, wie er schon im Kriege klang!

Als jetzt sein Schwert der Bundesfeldherr schwang,
Und in den Kampf die deutschen Stämme gingen,
Ha, fühlt' ich stolze Lust mein Herz durchdringen,
Wie nie zuvor mein ganzes Leben lang!

Hieß es doch jetzt: „das deutsche Heer"! — O Gott,
Wie war einst dieser Name Kinderspott!
Nun tönt er aus des Bundesfeldherrn Munde.

Und zieht einst friedlich unser Heer nach Haus,
Sprech' er das andre Wort als Kaiser aus:
„Das deutsche Volk im neuen deutschen Bunde"!

In deiner Hand liegt Deutschlands ganz Geschick,
O Preußen, du mein mächtig Vaterland!
So schlinge du der Einheit festes Band,
Doch mach' nicht wund mit allzustrammem Strick!

Hochherzig glänze deiner Größe Blick!
Sei Deutschlands Arzt mit weiser Pflegerhand!
So mancher ungeheilten Wunde Brand,
O sänftig' ihn durch große Politik!

Von keinem Stamme heisch' der Opfer mehr,
Als es des neuen Reiches Heilsbegehr!
Dann brichst du dir des Ruhmes grünste Reiser!

Nicht über Deutschland mögst du fürder stehen!
Halt es für größer noch, drin aufzugehen! —
Dess sei zum Lohn dein König deutscher Kaiser!

Im deutschen Reich nur soll der Kaiser thronen,
Nur deutsche Größe, deutsches Recht verwalten!
Des andern Kaisers Bild sah ich veralten,
Den im Kyffhäuser unser Traum ließ wohnen.

's ist unser Volk von vierzig Millionen
Wohl groß genug für eignen Kaisers Schalten.
Nicht brauchen ihm die Schleppe mehr zu halten
Der Welschen und der Slaven Nationen.

Die neue Zeit ist's jetzt der Völkersichtung,
Stets weitre, schärfre Grenzen zieht das Wort,
Und lehrt die Völker fremden Lands entraten.

Doch unser Kaiser streck' nach jeder Richtung
Sein mächtig Schwert aus, als des Rechtes Hort
Gefürchtet mit zu rathen und zu thaten!

Und nicht sein wuchtig Kaiserschwert allein
Helf' seinem Wort, daß drauf die Völker achten!
Daheim auch soll er nach der Ehre trachten,
Das höchste Vorbild alles Rechts zu sein!

Die Kron' umweb' ihm hehrer Freiheit Schein,
Nie soll's in ihrem Reiche nochmals nachten!
Des Volkes friedlich Wohl nach all den Schlachten
Sei fürder drin das edelste Gestein!

Mit solcher Krone bei dem Schwert der Macht —
Ein Kaiser und in solchen Volkes Mitte,
So reich an Glauben, Wissen, Kraft und Sitte! —

Solch ein Gesalbter als des Rechtes Wacht
Im eignen Land, wie auf der Fremde Zinnen! —
Heran ihr Völker! — Wer will Krieg beginnen?

Wie lang, o Kaiser, wird dein Kommen säumen?
Schon hör' ich längst im Geist die Glocken klingen.
Des neuen Reiches Banner seh' ich schwingen.
Leibhaftig steig' hervor aus unsern Träumen!

Wo so der Sehnsucht Becher allwärts schäumen,
Besteig' dein Roß! — Heiß' Jubellieder singen!
Gleichwie vor Schlangen soll vor Kettenringen
Dein Kaiserzelter einst sich scheuend bäumen!

O horch, welch Singen und welch jauchzend Rufen!
Nur Blumen regnet's zu des Rosses Hufen,
Und hoch im Sonnenschimmer schwebt der Aar.

Komm, Kaiser Wilhelm, komm! — Wir harren deiner.
Ersehnt, gegrüßt, du Sieger wie noch Keiner,
Des deutschen Volkes Hoffen, mach' es wahr! —

Fünfter Abſchnitt.

Vom Grafen Bismarck.

Wie haſſ' ich jene Diplomaten-Sippe,
Die naſerümpfend nur das Volk beſchaut,
Nur Tag um Tag ein Leckermahl verdaut,
Stets lächelnd mit der bartlos feinen Lippe.

Wie man mit Kennerblick Champagner nippe,
Mit ſchönen Frauen ſchwatzt im welſchen Laut,
Im Steeplechase ſein Glück auf Wetten baut,
Erfahren im Salon, wie an der Krippe —

Drin ſind ſie groß. Doch Jene nur ich meine,
Die bloß durch's Wappenſchild zu Würden kamen,
Am hellſten leuchtend mit der Orden Scheine.

Sie thäten gut, jetzt Andern Platz zu machen.
So große Zeit braucht Männer ſtatt nur Namen,
Und ſie iſt allzuernſt, um nur zu lachen.

Doch ihn auch hatt' ich minder nicht gehaßt,
Der wahrlich weder geiſtesblöd noch ſtumm,
Deß Kampf verſteckt nie war, deß Weg nie krumm,
Der, was er will, mit erzner Fauſt erfaßt.

Auf trotz'gem Nacken trägt er Rieſenlaſt.
Nie hängt er ſich der Feigheit Mantel um.
Doch für der deutſchen Freiheit Heiligthum
Hatt' er zum Hüter niemals mir gepaßt.

Dem Adler war er immer mir vergleichbar,
Dem auch das höchſte Ziel gar leicht erreichbar,
Der aber nie mit heiterm Wohlgefallen

Sich wiegt in hehrer Freiheit Aetherſchimmer,
Und auf dem Horſte nur voll Streitluſt immer
Auslugend ſchärft den Schnabel und die Krallen.

Zähl' ich jetzt auf das völlige Regiſter
Der Sünden all', die wir zur Laſt ihm ſchreiben?
Geziemt ſich's, in ſo großer Zeit zu bleiben
Ein allzeit kleinlich grollender Philiſter?

Wo Völkerkrieg und Staatskunſt als Geſchwiſter
Der Weltgeſchichte Rieſenrad jetzt treiben,
Mag, wer da will, ſein kleines Ich zu reiben,
Auspacken ſeines alten Grolls Torniſter!

Wer ſo viel Muth hat, unter Blut und Leichen
Inmitten auf dem Schlachtfeld das zu thun,
Der thu's getroſt! Mein Muth iſt nicht dergleichen.

So viel mich früher auch zum Tod verdroſſen,
Mit dieſer neuen Zeit nur rechn' ich nun. —
Die alte Rechnung hab' ich abgeſchloſſen.

Und alſo kann ich das Geſchick nur preiſen,
Daß er in dieſem Völkerſturm am Ruder —
Ein ganzer Mann, der nie der Halbheit Bruder,
Der Wille ſelbſt, der Mann von ſtarrem Eiſen.

Vergeblich wird ſich müh'n ihn abzuſpeiſen
Argliſt'ge Staatskunſt im Perrückenpuder.
An unſres Sühnetrankes vollem Fuder
Wird ſich nicht nagelgroß einſt leer erweiſen.

Nun weiß ich doch, daß all das Blut und Sterben
Uns wird vergolten bis zum letzten Heller
An Geld und Land, an Macht und Siegesehre.

Was gut gemacht das Schwert, nicht wird's verderben
Nochmal die Feder als des Krieges Preller.
's wird voll bezahlt dem Volke wie dem Heere.

So darf ich mich zur Frage wohl erdreiſten
An alle, die beſtändig ihm mißtrauen:
Wißt ihr wohl einen Andern zu erſchauen,
Der euch dieſelbe Bürgſchaft möge leiſten?

Mir wenigſtens, ſo oft und weit auch reiſten
Schon die Gedanken durch die deutſchen Gauen,
Mir kehrten ſtets ſie heim mit leiſem Grauen,
Denn Stümper nur fand ich die Allermeiſten.

Und furchtlos will ich's ehrlich eingeſtehen —
Denn nie bringt Schande die erkannte Wahrheit,
Doch ſchimpflich iſt's, auf falſchen Trotz zu pochen —

In andrem Licht lernt' ich die Welt beſehen;
In manches dunkle Wirrſal kam mir Klarheit.
Manch hartes Wort, jetzt bleib' es ungeſprochen!

Als einſt im heiligen Befreiungskrieg
Wir zum Vernichtungskampf uns aufgerafft,
O wie's mich ſtets geſchmerzt, daß deutſche Kraft
Nicht damals ausgereicht zum vollen Sieg!

Wie mir in's Blut dort oft die Galle ſtieg,
Daß unſre Volkskraft noch ſo ſehr erſchlafft!
Der Ruſſen und der Schweden Fahnenſchaft
War Schuld, daß oft mein tiefſter Jubel ſchwieg.

Wie oftmals batt' ich dann nach wilder Schlacht
Wie mit prophet'ſcher Sehnſucht nachgedacht:
Wie ferne mag wohl jene Zeit noch liegen,

In der einſt feſtgeſchaart vom Fels zum Meer
Ein deutſcher Kriegsherr führt ein deutſches Heer,
Und deutſche Schwerter nur den Feind beſiegen?

Und ſiehe, mit noch größern Siegesehren
Vermögen wir jetzt Frankreichs Macht zu brechen,
Und ſeines Leichtſinns Friedensbruch zu rächen;
Selbſt Oeſtreichs Kriegsmacht fehlt noch unſern Heeren.

Und dennoch beſſer, Oeſtreich jetzt entbehren,
Soweit deß Stämme deutſche Sprache ſprechen,
Als mit Slovaken, Magyaren, Tſchechen,
Gemeinſam Deutſchlands Siegesbecher leeren!

Sind nicht auch ſie, ſo gut wie die Franzoſen,
Todfeind jedwedem deutſchen Geiſtesleben?
Nie trüg' uns ſolche Feindesbilfe Roſen.

Sie mögen ihren Haß zur Spitze treiben,
Und ihrer Hoffahrt liſt'ge Ränke weben!
Gleichviel! — Nur mögen ſie vom Leib uns bleiben!

Der wilde Racenſtreit zu Peſt und Prag,
Was ſoll der uns? — Magnat, Kroatenban,
Der Tſchechen panſlaviſt'ſcher Größenwahn —
Was kümmert das german'ſchen Völkerſchlag?

An unſrer neuen Einheit Oſtertag
Soll deutſches Volk nur ſich dem Gaſtmahl nah'n,
Und dort des neuen Bundes Kelch empfah'n,
Draus Jeder Bruderliebe trinken mag.

Und klingt dann auch der Freude feſtlich Lied,
Genug noch giebt's des Mißtons auszuſöhnen,
Mit Freiheit auszubau'n der Eintracht Dom.

Des eignen Volkes Stammesunterſchied
Wird noch gar oft als wilde Woge tönen,
Bis nur von Frieden rauſcht der ganze Strom.

So zeigt nun mit verſöhntem Angeſichte
Sich mir die trübe Zeit, da haßgehetzt
Der Süd und Nord des Krieges Schwert gewetzt,
Daß es mit Blut der Brüder Hader ſchlichte.

Nicht ſitz' ich mehr ſo ſtreng nun zu Gerichte,
Wie dort, da bis zum Tod mein Herz verletzt.
Des Herzens Wege ſind, erkenn' ich jetzt,
Nicht immer auch die Wege der Geſchichte.

So will ich glauben, daß nur Deutſchlands Heil
Das Schwert dort Preußen in die Hand gegeben,
Und meinen alten Groll, ich biet' ihn feil.

Das Beſſere zu glauben ſchändet nicht. —
Doch widerlegte mich der Zeit Gericht,
Dann, Gott, laß mich den Schmerz nicht mehr erleben!

Kein Zweifel, du wirſt unſrer Stärke Bau
So feſt begründen wie mit Eiſenquadern,
Und Stolz wird rinnen durch des Volkes Adern,
Labt ſich ſein Herz einmal an dieſer Schau.

Kein Zweifel, daß ſo leicht ſich Keiner trau',
Nochmals mit uns zu nörgeln und zu hadern,
Zerſchlägſt du kühn doch ohne lang Salbadern
Der Keckheit Schwert, ſowie der Liſt Verhau!

Nicht wüßt' ich wo noch ſchärfern Geiſtes Spaten,
Um einſt auf unſres neuen Reiches Boden
Jedwede Schwäche gründlich auszuroden.

Der König biſt du aller Diplomaten!
Und wardſt du unſrer Einheit Bannerträger,
Werd' jetzt auch unſrer Freiheit Hort und Pfleger!

Nicht fürcht' ich, daß dieſelben Kaſematten,
Die den gefangnen welſchen Feind jetzt bergen,
Zum zweitenmale dienen feilen Schergen,
Lebend'ge Leiber drinnen zu beſtatten.

Die Zeit iſt hin, wo ſolche finſtre Schatten
Einſt ſchimpflich lagen auf der Freiheit Särgen,
Nachdem die Fürſten zu armſel'gen Zwergen
Des Krieges Rieſenthat erniedrigt hatten.

Doch in der Freiheit auch giebt's Kerkerzellen,
Giebt's Ketten, unſichtbar und ohne Raſſeln,
Und Scheiterhaufen, die nicht flammend praſſeln —

Wenn in der Staatsallmacht beengten Wällen
Der Volkskraft friſches Leben ſitzt gefangen.
Vor ſolcher Knechtſchaft nur könnt' einſt mir bangen.

Zu selten klar bedünket mich dein Geist,
Drin Scharfsinn sich mit tiefem Wissen paart,
Als daß ich dir aus eigner Lebensfahrt
Was sagen könnte, was du selbst nicht weißt!

Drum weißt du: Unsre höchste Kraft zumeist,
Sie ruht in unsrer Stämme Eigenart;
Und nur wer diese treulich pflegt und wahrt,
Des deutschen Volkes weiser Hüter heißt.

Wir wären wahrlich nicht das Volk der Denker,
Durchbildet wie die Welt noch keins gesehen,
Wär' längst dahin des Einzellebens Segen.

Am Wagen unsrer Einheit sei der Lenker!
Doch unsrer Stämme Geist laß ledig gehen
Auf seiner altgewohnten Freiheit Wegen!

Ja, grünt ihr Triften, rauscht ihr Brennen weiter,
Dran aufgewachsen unsres Volkes Macht!
Treibt fort ihr Stämme in ureigner Pracht,
Volkslieder klingt darein so ernst wie heiter!

Nicht eine Sprosse brech' an jener Leiter,
Die tief hinabführt in des Volkes Schacht!
Das alte Gold werd' uns heraufgebracht
Vom Forschergeist, dem Licht- und Machtverbreiter!

Schafft weiter, all des Volkes gute Geister!
Nur webet jetzt des höchsten Ruhms Gewand
Zumal für's eine große Vaterland!

Nur Einer sei bald euer Herr und Meister,
Dem ihr die größten Ehren nun erweist —
Der deutschen Einheit kaiserlicher Geist!

Ihr ſeid ein großer Mann! — Wer iſt ſo klein,
Zu leugnen, was die ganze Welt bejaht?
Einſt ſchreibt zu all den Schöpfern großer That
Der Weltgeſchichte Hand in's Buch euch ein.

Und doch noch fehlt an euerm Ruhm ein Stein.
So wollt denn auch, nicht als ein Diplomat,
Nein treu und wahr, in großen Herzens Rath,
Einſt noch des deutſchen Volks Verſöhner ſein!

Ich weiß, noch ſchleicht zumal im deutſchen Süden
So Groll wie Mißtrau'n euern Schritten nach.
Entwaffnet ſie mit ritterlicher Hand!

Nie dürft in dieſem Werk ihr je ermüden!
Und wenn hiezu oft die Geduld euch brach,
So thut es doch für's ganze Vaterland!

Es iſt ein alter Mann, hochedler Graf,
Der zu euch ſpricht, ein einſt'ger Lützowjäger,
Und Einer der gleich euch einſt flotter Schläger
Und ſtets mehr Löwe, wie geduldig Schaf.

Ich darf's wohl ſagen: ehrlich ſtets und brav
War ich mein Lebtag nie ein Achſelträger,
Und juſt ſo wenig ängſtlicher Erwäger,
Wenn ich mit Niedertracht zuſammentraf.

Doch bin ich noch viel mehr: die Sehnſucht bin ich,
Die nie des deutſchen Volkes Herz vergaß,
Die Sehnſucht nach der Einheit, ſtark und innig —

Die hoffend einſt auf's Schlachtfeld ausgezogen,
Die trauernd, büßend dann im Kerker ſaß,
Und ſtets gehofft, ward ſie auch ſtets betrogen.

Und ſo wie mich ſeit meinen Lebenszeiten
Hat Manchen gleiches Sehnen jetzt erfaßt,
Zuvor ſonſt niemals ſeines Herzens Gaſt,
Da jetzt ſein Sohn dem Vaterland hilft ſtreiten.

Manch enges Herz macht dieſer Krieg jetzt weiten,
Manch träges treibt er auf aus ſeiner Raſt;
Und Andre, die berauſcht in Groll gepraßt,
Lehrt er zum Strome des Vergeſſens ſchreiten.

So ward in ſeines Sohnes Grab und Wunden
Gar Manchem das Verſtändniß aufgethan
Für ſeines Volkes Macht und Einigkeit.

Und alle Wunden hat der Troſt verbunden:
Nun komm' der Auferſtehung Tag heran
Voll goldnem Frieden nach dem ernen Streit.

O ſorg' dafür, daß dieſes Troſtes Binde
Nicht nach dem Krieg werd' wieder abgeriſſen,
Daß Keiner mehr, was er gelernt jetzt miſſen,
So Groll wie Mißtrau'n ſpäter wiederfinde!

Daß Keinem wiederum gar froſt'ge Rinde
Das Herz umſchließ' und er nichts mehr will wiſſen
Von Allem, was in heil'gen Kümmerniſſen
Ihn jetzt begeiſtert, daß ſein Schmerz entſchwinde!

O Schlimmres nichts, als ſolche Wiederkehr
Von Allem, was der heilge Krieg vertrieben!
Viel ſchlimmer noch, als wär's daheimgeblieben!

O ſorg' dafür, nicht iſt dir's allzuſchwer —
Ich fleh' im Namen von viel tauſend Herzen: —
Hilf uns des Krieges Noth und Tod verſchmerzen!

Hab' ich drum Angſt, daß ſolcher Herzenston
Jetzt nur verklingt, um an dir abzuprallen?
Vermagſt du nie den Harniſch abzuſchnallen?
Haſt du ein Herz? — Wer redet viel davon?

Und doch hört' ich in deinen Briefen ſchon
Nicht auch gar ſelten weiche Töne hallen,
Und oft ſchier kindlich Heimweh drinnen lallen
Nach deinem Haus, wenn lang du draus entflohn?

Wer alſo Weib und Schweſter lieben kann,
So zärtlich treu beſorgt des Hauſes Pflicht,
Dem fehlt's auch an dem rechten Herzen nicht.

Und ſei'ſt du auch ein noch ſo erzner Mann,
Ein ſtrenger Fürſt auf des Verſtandes Thron —
Dein Herz, ich weiß, nie ſpricht's dem meinen Hohn!

Sechſter Abſchnitt.

Den Lauen und Furchtſamen.

Nicht weiß ich, hab ich Unrecht oder Recht?
Doch will es oft im Herzen mich gemahnen,
Als ſei gewallt auf der Begeiſtrung Bahnen
Doch höher noch das frühere Geſchlecht.

Wohl hör' ich, wie man ſiegestrunken zecht;
Die Gaſſen prangen in dem Schmuck der Fahnen,
Manch weiſes Wort läßt tiefſt Verſtändniß ahnen,
Und neue Harfen rauſchen voll und echt.

Und doch gedenk' ich, wie mit Sturmsgewalt
Einſt unſer Herz in heil'gen Flammen ſchlug,
So dünkt ſo Mancher mir dagegen kalt.

Die Herzen ſind mir nicht geflaggt genug!
Und werd' ich auch ſechs Fuß erniedrigt bald,
Mir geht nicht hoch genug der Geiſter Flug.

Nicht denk' ich dran, zu ſchelten dieſe Zeit,
Als kleiner ſie, wie meine zu verklagen.
Seh' ich ſie jene doch noch überragen
An deutſcher Stärke Siegesherrlichkeit!

Doch hättet ihr vor'm jetz'gen Völkerſtreit
Des Erbfeinds Joch ſo lang wie wir getragen,
Dies Joch der tiefſten Schmach in deutſchen Tagen,
Und jetzt erſt hätt' euch unſer Sieg befreit; —

Ja, hätt' euch jetzt nur Monde, Wochen lang
Des Feindes erzner Siegestritt zertreten,
Wie uns er viele Jahre niederzwang —

O dann, in ſolchem Unglück, würd' euch klar
Des deutſchen Volkes einſtig Seufzen, Beten,
Und wie es dankte, da befreit es war.

O drum, ſo heiß ich dich nur bitten kann,
Gedenk', o Volk, wovor du wardſt errettet!
Was hätteſt du jetzt Alles nicht verwettet,
Wenn dir umſonſt der Söhne Blut verrann?

Wenn du nicht ſiegteſt, deutſches Volk, o dann,
Wie lägſt du Jahre lang auf Noth gebettet,
An welſchen Siegeswagen angekettet,
In neue Schmach geſchirrt als Knechtsgeſpann!

O drum, hörſt du die Siegesglocken klingen,
Empor dein Herz — mit jubelndem Geſchmetter
Wie Lerchenflug auf heil'gen Dankesſchwingen!

Denn würdeſt Tag und Nacht auch Dank du ſagen
Dem deutſchen Heer, als ſiegendem Erretter —
Die Rieſenſchuld, ſie iſt nicht abzutragen.

Und doch — iſt's oft ein mäkelnd Kritiſiren!
Wie mancher Federheld will Feldherr ſein! —
Oft macht's mir ſauer ſelbſt den beſten Wein,
Wenn ſich die Herrn in Strategie verlieren.

Wie möcht' ich ſie gar oftmals kommandiren
Schnurſtracks nach Frankreich zur Armee hinein!
Den Moltke ſetzt' ich ab, ſie aber ein.
Ha, ſollte dort ihr Kriegsgenie floriren!

Wie magſt du auch, o Moltke, dich erdreiſten,
So ſonder ihren Rath kurzweg zu ſiegen!
Verſtehn's viel beſſer doch die Allermeiſten! —

Wie manchmal hab' ich's auf der Zunge liegen,
Das Wort: „O Schuſter, bleib' bei deinem Leiſten!"
Mitleidig aber hab' ich ſtets geſchwiegen.

Dürft' ich euch rathen, liebe Herrn? — Ich glaube,
Viel beſſer wär's, ſtatt kindiſcher Kritiken,
An unſrer Siege Glanz euch zu erquicken,
Wenn ihr entronnen ſeid dem Aktenſtaube!

Ihr ſitzt umgrünt von friſchem Eichenlaube,
Und ſeht es nicht mit den bebrillten Blicken!
Im Dunſt des Streits wollt lieber ihr erſticken,
Und der Begeiſtrung Luſt gebt ihr zum Raube! —

In großer Zeit, o ſagt: warum ſo klein?
Und darf ich euch wohl freundlich drum befragen:
Was trägt euch euer altklug Kritteln ein? —

Daß über kleinem Nörgeln und Verzagen
Ihr ſtets verſäumt, bewundernd groß zu ſein
In dieſes heil'gen Krieges großen Tagen!

Noch manchen Tag wird's währen, will mir bangen,
Bis zum Bewußtſein unſrer ſelbſt wir kommen,
Bis wir zum Anlauf, den wir jetzt genommen,
Zum dauernd ſichern Schritt der Kraft gelangen.

Bis uns die Sonne, die uns aufgegangen,
Nicht mehr das Auge blendend macht verſchwommen,
Bis unſer Herz nicht mehr zu ſehr beklommen,
Will ſich ein Feind gen uns was unterfangen.

's braucht Zeit und Zwang der Noth, ſich aufzuraffen,
Wenn lang ein Volk in ſtumpfer Trägheit lag,
Und nicht gekannt die Stärke ſeiner Waffen.

Doch auch in neue Größe ſich zu finden
Lernt nie das ganze Volk an einem Tag.
Selbſt Kleinlichkeit iſt ſchwer zu überwinden.

Und heiſcht dann ſolcher Umſchwung aller Dinge,
Daß mancher altgewohnte Schlendrian
Durch neuer Ordnung Zucht werd' abgethan,
Und raſcher ſich ſo manches Triebrad ſchwinge;

Daß, wer getrendelt erſt, dann etwas ſpringe,
Um fortzukommen auf der neuen Bahn;
Und gar, o noch das Schlimmſte, daß fortan
Mehr Bürgergeld im Steuerſäckel klinge —

Fahr' wohl dann, heilige Begeiſterung!
Wie labm wird dann ſo mancher Herzen Schwung,
Wenn Eigennutz und Trägheit mit ihm ſtreiten!

„O Größ' und Freiheit, theure Güter ihr,
Nun ſeid ihr worden allzu theuer mir!" —
Solch Klagelied beweint die alten Zeiten.

Und doch, wer will zu sehr solch Klagen höhnen,
Vergebend nicht der menschlichen Natur?
Wer Jahre lang im trägen Karren fuhr,
Muß erst an raschen Wagen sich gewöhnen.

Auch solcher kleine Sinn wird sich versöhnen
Mit größrer Tage größrer Geistesspur;
Und daß der Mensch nicht lebt vom Brode nur,
Der Spruch wird immer mehr sein Herz durchtönen.

Des Volkes schon mehr abgeklärte Geister,
Sie werden mehr und mehr der Jünger sammeln
Zum Dienst des Volks mit opferfreud'ger Hand.

Stets ward noch Hohes des Gemeinen Meister.
Und auch der kleinste Geist, er lernt dann stammeln:
„Das höchste Gut ist doch das Vaterland!"

Und wieder Andre hör' ich mürrisch reden:
Was werden uns auch frommen alle Siege?
Wie lange währt's? und nach dem heil'gen Kriege
Wird Säbelherrschaft dann uns selbst befehden.

O eitle Furcht! — So will ich fragen Jeden:
Wenn unser Siegesjubel plötzlich schwiege,
Ob unsrer Niederlage dann entstiege
Gesicherter der Freiheit heil'ges Eden?

Glaubt ihr: ein Volk, das auf dem Schlachtenfeld
So todeskühn jetzt half den Sieg erstreiten,
Das wär' einst feig daheim in Friedenszeiten?

Auch in der Freiheit Fehde wird's als Held
Dem Droh'n der Knechtschaft siegreich sich erwehren.
Der Angst fürwahr dürft ihr den Rücken kehren!

Sagt ſelbſt: hat ſolche Furcht heut noch Verſtand?
Herrſcht Vehmgericht und Inquiſition?
Sitzt nicht vielleicht in wenig Monden ſchon
Im neuen Reichstag jedes deutſche Land?

Spricht heut zu Tag noch Kett' und Kerkerwand
Den kühnen Rechtsvertheid'gern Schergenhohn,
Wie's ich, weil ich der Freiheit treuer Sohn,
Zehn Jahre lang zur Zeit der Schmach empfand?

Wo threut der Fürſt, und wenn's der Kaiſer wäre,
Der noch einmal der Freiheit Knechtſchaft wagte,
Nach ſolchem Krieg und unter ſolchem Volke?

Gilt euch der Reichstag nur als Kindermähre? —
Wo ſolch ein ſonn'ger Morgen uns jetzt tagte,
Was ſoll uns eures Mißmuths ſchwarze Wolke?

Und Andre, fern von uns, dies Klaglied ſingen:
„Unſelig Blut, das wir vergoſſen haben!
Nun wird zum Lohn für all die Opfergaben
Das nimmerſatte Preußen uns verſchlingen.

Als feile Magd wird's unſer Volk verdingen,
Im Söldnerdienſt das eigne Grab zu graben!“ —
O hört ihr nicht, ihr Bayern und ihr Schwaben,
Auch euer öſterliches Siegslied klingen?

Habt ihr die eigne Kraft doch jetzt verkannt!
Ein Volk, das Löwen uns in's Feld geſandt,
Schickt' in den Reichstag einſt nur ſtumme Hunde? —

Wir denken von euch anders! — O fürwahr,
Nie birgt ſolch kernig Leben Todsgefahr!
Wahrt ſich's nur ſelbſt, geht nie ſolch Volk zu Grunde.

Mich dünkt: die Wahrheit liegt im Gegentheil!
Je mehr die Stämme sich mit Preußen einen,
Um desto sicherer, so will's mir scheinen,
Wird festbegründet sein Alldeutschlands Heil.

Drum bitt' ich, gebt das leid'ge Mißtrau'n feil,
Und helft auch ihr mit guten Willens Steinen
Am Werk der Einheit bau'n! Ich sollte meinen,
's wär' Zeit, daß stumpf würd' eures Argwohns Pfeil.

Vertrauend lernt zur geist'gen Höhe steigen,
Auf der vom Schneegebirg bis an die See
Sich euch das große Vaterland will zeigen!

Daß jeder Grenzpfahl eurem Blick entschwinde,
Und euer Aug wie Herz ohn' Angst und Weh
Ein einzig Volk von deutschen Brüdern finde!

Doch mitten in der Siege Gottessegen,
Schlägt's nicht wie häßlich Märchen mir an's Ohr?
Hör' ich nicht in geheimem Trauerchor
Fern klagen um des Feinds zerbrochnen Degen? —

Wärs möglich, daß auf blinden Hasses Wegen
Des Vaterlandes Spur ein Herz verlor,
So weit abirrend, um zu Gott empor
Gottlos zu seufzen, daß wir unterlägen? . . .

Schon wollt' ich in empörten Herzens Grimme
Ein Zornlied gegen die Verräther singen; —
Da wehrte sanft des Vaterlandes Stimme:

„Was ficht dich an? — Sing' du nur von Versöhnung!
Denn nie kann bis zu meiner Höhe dringen
Solch niedrer Geister traurige Verhöhnung".

Und neu beſtrahlte milden Friedens Licht
Die Harfe mir, ſchnell war mein Auge klar.
So klinge friedlich denn und herzenswahr
Der letzte Ton, der meinem Lied gebricht!

Euch ſing' ich ihn, die fromme Furcht beſticht,
Das neue Reich, es berg' in ſich Gefahr
Für eurer Kirche Freiheit und Altar. —
Und wißt: ein Feind des Glaubens bin ich nicht.

In meinem Vaterhaus im Waldesſchooß
Beſchien mir Gottesfurcht der Kindheit Welt.
Im frommen Oheims Pfarrhof ward ich groß.

Mit Gottvertrau'n zog ich zur Schlacht hinein;
Gebet hat meines Kerkers Nacht erhellt.
Gott weiß, nie hab' ich noch geſpottet ſein.

Wer einen Sohn von euch im Feld hat ſtehen,
Der glaub' mir fünfundſiebzigjähr'gem Mann,
Daß er nicht heißer für ihn beten kann,
Als ich vermag für meinen Sohn zu flehen.

Beim Auferwachen und Zubettegehen
Ich ſtets gleich euch auf Gottes Hülfe ſann.
Und wenn euch oft der Trübſal Thräne rann,
Glaubt nicht, daß mich nur Freude mag durchwehen!

Ich hab' ein Vaterherz, ſo gut wie ihr!
Und heißt mich Gott den Sohn zum Opfer bringen,
Fühl' ich gleich euch ein Schwert mein Herz durchdringen.

Erwartet drum auch Liebe nur von mir!
Mein Herz iſt leer von Galle, Gift und Geifer.
Wem ziemt' in ſolcher Zeit gottloſer Eifer?

Ich hör' den Ruf: „Bist du ein Protestant?"
Ich bin's. — Doch was soll diese Frage hier,
In solchem Krieg, gleich heilig mir wie dir?
Ich kenne nur ein deutsches Vaterland,

Das Allen uns gleich groß jetzt auferstand,
Für dessen Rettung wir so gut wie ihr
Geblutet und gestorben, dünket mir,
Und gleich geschürt des Opfers heil'gen Brand.

Ein einzig Brudervolk ist mir bekannt,
Das gleichen Muth in jeder Schlacht beweist
Das pflegt und labt in gleich barmherz'gem Geist —

Gleichviel ob Katholik ob Protestant —
Und so, von heil'ger Liebe Licht verklärt,
Den Christusglauben durch die That bewährt.

Von einem Volke nur mein Herz jetzt weiß,
Das gleiche Hand zum Himmel erst erhob,
Und einst, sobald des Krieges Sturm zerstob,
Mit gleichem Mund wird singen Dank und Preis;

Das gleiche Thränen weint gar herb und heiß,
Wo Gottes Hand der Trauer Schleier wob,
Und gleich aufjubelt in der Gnade Lob
Für Jedes Heimkehr mit dem Lorbeerreis.

Ein Volk nur kenn' ich, das noch Jahre lang
Von all des Krieges Trübsal hat zu leiden,
Bis daß der Schmerz erstirbt in aller Blicken,

Und alle Räder geh'n im alten Gang. —
O sagt, wer will in solcher Zeit uns scheiden
In Protestanten und in Katholiken?

O thu' das Keiner, Keiner! — Und o ſagt:
Wenn ihr Verwundete und Kranke pflegtet,
Und in den Opferſchrein die Gabe legtet,
Habt erſt nach dem Bekenntniß ihr gefragt?

O nein, mit Trauernden habt ihr geklagt!
Wo Hülfe nöthig war, die Hand ihr regtet,
Mit jedem Schmerz ihr gleiches Mitleid hegtet,
Bei Sterbenden ihr auf den Knieen lagt!

Und wie ihr nie nach Ländern ausgeſchieden,
Wem ihr der Liebe Dienſt erweiſen wolltet,
Und wie ihr Jedem gleich Erbarmen zolltet —

O ſo frohlocket auch einſt nach dem Frieden,
Daß wir durch gleichen Schmerz die Zwietracht bannten —
Die Katholiken wie die Proteſtanten!

Will Einer um des Glaubens Freiheit zagen? —
So ſchauet hin zum heil'gen Cöln am Rhein!
Zu Aachen in der Krönungsſtadt kehrt ein,
Das Münſterland und Schleſien wollt drum fragen!

So weit in Preußen eure Tempel ragen,
Die Länder alle laßt mit Ja und Nein
Von eures Glaubens Freiheit Zeugen ſein!
Und keines, keines wird ein Nein euch ſagen!

Weil unſer einſt'ger Kaiſer Proteſtant —
Wär's möglich, daß der eine Grund allein
Ein deutſches Herz vom neuen Reiche ſchiede?

Kann Jeder nicht als Sohn dem Vaterland
Und ſeiner Kirche treu ergeben ſein? —
O nur nicht ſolche Spaltung! — Eintracht! — Friede! —

Des Friedens neues Reich ſoll uns ja kommen,
Ein Friedensfürſt ſoll uns der Kaiſer ſein!
Der Stärke Siegesmantel hüll' ihn ein,
Doch nur zum Schutz hab' er ihn umgenommen,

Daß ihn die Völker ſchauen furchtbeklommen,
Und ewig ruhig fließ' der deutſche Rhein! —
Die Gottesfurcht ſoll ihm die Krone weih'n
Gerechtigkeit als Glaubensſchwert ihm frommen!

Nur das Gewiſſen ſei der einz'ge Zwang!
Für Jeden des Geſetzes Maß ſei gleich!
Des Glaubenshaſſes Schlange ſei zertreten! —

Hört ihr im Geiſt der Glocken Feſtesklang,
Einläutend einſt das neue deutſche Reich? —
Wer will dann nicht mit ſingen und mit beten?

Siebenter Abſchnitt.

Von der neuen Mainbrücke.

Als höchſtes Wort gilt mir das Wort: Verſöhnung.
O zöge ſie doch ein in Herz und Haus,
Wann einſt beendet iſt der Völker Strauß,
Dann feiern wir des Friedenswerkes Krönung.

Wenn in der Eintracht wachſender Gewöhnung
Sich Nord und Süden ſöhnen völlig aus;
Wenn jedem Ohre klingt als Schimpf und Graus
Des Bruderſtamms unwürdige Verhöhnung.

Sag' Keiner mir: Das iſt ein Traumgebild,
Deß ewig wird das deutſche Volk entrathen,
Zu ſcharfer Unterſchied trennt Süd und Norden!

Ihr Zweifler all, ſchaut hin auf's Schlachtgefild!
Aus Nord und Süden unſere Soldaten
Sind längſt ſchon dieſes Traumes Wahrheit worden!

Doch daß ich völlig ſchlichte dieſen Streit,
So bitt' ich Jeden, der noch zweifeln mag:
Er gebe mir zu meinem Gartenbau
Ein Stündlein nur jetzt freundliches Geleit!

Seht her, weil ich in dieſer ſchweren Zeit
Nicht ſelbſt mehr helfen kann mit Schwertesſchlag,
So halt' ich ſeit des Krieges erſtem Tag
Als Schmerzentroſt mein Treibhaus hier bereit.

Wo draußen ſolche wilde Stürme toſen,
Hab' ich nicht Luſt für friedlich Blumenwarten.
Jetzt glühen drin der Wunden blut'ge Roſen.

Barmherzig Schweſterpaar hilft treu mir pflegen.
Ihr tretet ein in meinen Schmerzengarten,
Und ſchauet drin den Jammer wie den Segen!

Seht, hier der Erſte mit zerſchoſſ'nem Bein,
Das iſt ein echter Sohn vom Märker-Sand;
Der neben ihm, den wunden Arm im Band,
Deß alte Mutter wohnt zu Cöln am Rhein.

Der Dritte hier, der juſt ſich labt mit Wein,
Der hauſt im Lüneburger Haideland;
Sein Nachbar kam von Sachſens Elbeſtrand,
Der Fünfte fuhr als Schiffer auf dem Main.

Der dort mit einem halben Dutzend Wunden,
Deß Bauernhaus ſteht an des Meers Geſtaden;
Ein Ulmer iſt's, der hier den Kopf verbunden.

Und der, den dort der Schmerz am ärgſten peinigt,
Das iſt ein kühner Schütz aus Berchtesgaden. —
So liegt ganz Deutſchland hier, durch Schmerz vereinigt!

Nun wißt, bei Tag und Nacht giebts keine Stunde,
In der ich nicht nach meinen Kranken sehe.
Wohl hör' ich ächzen sie gar oft vor Wehe,
Doch Klagen kommen nie aus ihrem Munde.

Ihr einzig Sehnen geht nach steter Kunde,
Ob's mit den deutschen Waffen gut noch stehe?
Daß ohne sie der Krieg jetzt weiter gehe,
Das schmerzt sie tiefer noch, wie jede Wunde.

Und wenn ich oft an ihrem Bette sitze,
Erzählend von dem neuen deutschen Reich,
Darin einst alle Brüder einig wären —

O wie die Augen sprühen dann wie Blitze!
Wie seh' ich jedes Antlitz, noch so bleich,
Von heil'ger Freude Glanz sich dann verklären!

Man sagt vielleicht mir: die gemeinen Leute!
Was wollen sie von solchen Dingen reden?
Handwerker sowie Bauer schwört auf Jeden,
Und jedem Schwätzer sind sie sichre Beute.

O ja, ganz recht gesagt, ihr gar Gescheute!
Sie stehen unter euch, gleich Samojeden,
Nur gut dazu, den Feind mit zu befehden,
Sich gerben lassend die gemeinen Häute.

Was wissen sie von höheren Gedanken?
Die steh'n im Pachte eurer geist'gen Größen,
Und Keiner sei so keck, hineinzupfuschen!

Sie haben sich zu schlagen sonder Wanken,
Als Futter für Chassepots und Mitrailleusen,
Und ist der Krieg zu Ende, heißt es — kuschen.

Ja wohl! So thöricht blinder Hoffahrt voll
Will Mancher wohl das große Wort jetzt führen.
Ich will nicht sagen, wer? Die Flamme schüren,
Ich darf es nicht, wo ich sie löschen soll.

Gottlob nur, daß solch aberwitz'ger Groll
Ohnmächtig ist, mein altes Herz zu rühren,
Und ich nur süße Wonnen darf verspüren
In solch gemeiner Leute Dankeszoll!

Bei Gott, sie bergen im Soldatenkittel
[illegible]
Wie Mancher nicht mit hohem Rang und Titel,

Des Herz an allem deutschen Sinn verwaist.
Und Mancher lernte hier in meinem Spittel:
Was es für's Vaterland zu opfern heißt.

O wollt ich grausam den Versuch jetzt wagen,
Und sagt' ich ihnen: „Kinder, es steht schlecht.
's ist zwar nur noch Gerücht, ich trau' nicht recht,
Doch sagt es, daß die Deutschen unterlagen" —

Beim ew'gen Gott, als wollt' ein Blitz dreinschlagen,
So machte von unglücklichem Gefecht
Schon solch Gerücht, gleichviel ob falsch ob echt,
Unglücklich All' auf ihren Schmerzenschragen.

Und glaubt ihr wohl, wenn ich dann weiter sagte:
„Doch soll's nur Nordbundheer gewesen sein,"
Daß Schwab' und Bayer darum minder klagte?

Und brächt' ich schnell darauf die andre Kunde:
„Ich irrte mich, 's war bayrisch Heer allein" —
Den Preußen wär's dieselbe düstre Stunde.

Und noch ein Andres lehr' euch mein Spital:
O ſeht, der Schütz von Berchtesgaden hier,
Und der vom Märker-Sand, der Grenadier,
Die lagen einſt in nächt'gem Waldesthal,

Wund alle Zwei, in bittrer Schmerzenqual.
Vor Durſt der Eine wollte ſterben ſchier,
Den Andern folterte des Hungers Gier.
Und Eines Seufzer ſich zum Andern ſtahl.

Da zog der Alpenſohn das letzte Brod,
Der Märker ſeinen letzten Trunk hervor,
Einander lindernd Durſt und Hungersnoth.

Dann drückten ſie ſich dankend ſtumm die Hand,
Und ſchauten in die Sternennacht empor. —
Werd' ihnen gleich, du Beider Vaterland!

Und keine Woche flieht ohn' einen Tag,
Wo ich nicht gleicher Eintracht Wunder ſeh',
Wo ſie, wohlthätig wie die Märchenfee,
Nicht tröſtend heilt des Krieges Geißelſchlag.

Bald kommt vom meerumſpülten Buchenhag
Die Gabe her und bald vom Alpenſchnee;
Vom Elbeſtrande bald und von der Spree,
Daß ſie die fernen Lieben laben mag.

Doch Einer theilt dem Andern treulich mit,
Was ihm die Heimath ſchickt. 's war Keiner noch,
Deß Bruderherz erſt mit dem Neide ſtritt.

Und der vergeſſen ſchien, der Aermſte auch,
Gar luſtig qualmt auch ihm die Pfeife doch —
Und aller Unterſchied zerrinnt als Rauch.

Wollt ihr jetzt immer noch mich „Schwärmer“ ſchelten,
Wenn ich an unſrer Einheit nicht verzage,
Und felſenfeſten Glauben in mir trage,
Der Krieg werd' alle Opfer uns vergelten?

Seh' ich doch jetzt ſchon in den Lagerzelten
Nur Eintracht wohnen und beim Trommelſchlage
In's Feld ſie zieh'n am blut'gen Schlachtentage,
Daß unſrer Feinde Waffen dran zerſchellten.

Und ach, auch hier, wo meine Kranken ſtöhnen,
Hör' ich der Bruderliebe Seufzer tönen.
So iſt auch nie mein Hoffen noch zerronnen,

Daß auch daheim einſt, wie ſchon jetzt im Felde,
Uns Allen gleiche hehre Botſchaft melde:
Der Eintracht Sieg ſei auch von uns gewonnen.

Ja, Nord und Süden, ſöhnt euch friedlich aus,
Kein Predi'ger in der Wüſte mög' ich ſein!
Und mißt dazu: In fränk'ſcher Stadt am Main,
Steht meines ſel'gen Weibes Vaterhaus.

Drum ſcheu mich Keiner mit zu ſcheuem Graus!
Wie oft ſchon kehrt' in euerm Land ich ein,
Trank im Verwandtenkreis der Liebe Wein,
Und allzeit friedlich heiter ſchied ich draus.

So hat den Unterſchied in unſern Ländern
Mein Haus verſöhnet durch des Blutes Band
In treu'ſter Ehe gegenſeit'gen Pfändern.

Durch Liebe bin ich der Vermittler worden,
Und Liebe nur, ſo lang ich reden kann,
Soll beiden liebend ein'gen Süd und Nord!

Und alſo bin' ich, nord'ſche Stammgenoſſen:
O werdet ihr auch kluge Streitesſchlichter!
Thut nicht, als ſei euch durch beſondern Trichter
Die Fülle höchſten Geiſtes eingegoſſen!

Verſchmäht zu ſitzen auf zu hohen Roſſen!
Der Süden gab die Fürſten uns der Dichter,
Dazu den Uhland, Platen, Rückert, Richter.
Und wie viel Geiſt iſt ſonſt noch dort entſproſſen?

Wir gaben ihm den Humboldt, Leſſing, Kant,
Den Leibnitz und den Herder wie den Fichte.
So dünkt mir völlig gleich des Geiſtes Begabung.

Geringſchätzung wie Neid ſei drum verbannt!
Gemeinſam in des deutſchen Geiſtes Lichte
Find' Nord und Süd die gleiche Pfleg' und Labung!

Mir iſt das deutſche Volk gar wohl bekannt,
Vom Meeresſtrand bis zu den Alpengrenzen.
Beſondre Tugend ſah ich allwärts glänzen,
Sowie beſondre Schwächen ich erkannt.

Doch immer fühlt' ich: wir ſind tiefverwandt,
Geſchaffen, um einander zu ergänzen.
Nur Liebe ſoll ſich unſer Herz kredenzen,
Von ihrer Gluth werd' jeder Haß verbrannt!

Und ſo viel fremdes Land ich auch durchreiſt —
Ging über's Alpenjoch die Wiederkehr,
Schifft' ich nach Haus durch unſer nordiſch Meer —

Auf jeder Grenze doch nur deutſchen Geiſt
Und deutſch Gemüth ich bei der Heimkehr fand,
Und hier wie dort grüßt' ich mein Vaterland.

's iſt wahr: Oft ſind wir kalt wie Marmorflächen,
Und ſchwer nur will ſich unſer Herz erſchließen.
Bei Andern wieder will es euch verdrießen,
Daß ſie gar dreiſt, euch Alles abzuſprechen.

Doch die gleich fertig ſind, den Stab zu brechen,
Vermag der Norden ſelbſt nicht zu genießen;
Viel ſtiller, tiefer deſſen Waſſer fließen,
Als ſolch Geſprudel aus nur ſeichten Bächen.

Ach ja, gern wollen wir es eingeſtehen:
Scharf grübelnder Verſtand, gar ernſter Sinn,
Bringt uns um manchen freien Tags Gewinn.

Schwer wird's dem Fremden, mit uns umzugehn,
Denn allzulang lugt unſer Mißtrau'n aus.
Leichtlieb'ger Geiſt iſt nicht bei uns zu Haus.

Ihr in dem Süden, ihr ſeid leicht zugänglich,
Und liebenswürdiger iſt eure Art.
Gemüth und Geiſt iſt bei euch wohl gepaart,
Für Schönes, Edles ſeid ihr ſchnell empfänglich!

Die Phantaſie ſchafft in euch überſchwänglich.
Was ſich als Ziel einmal euch offenbart,
Drauf los ihr gleich mit hitz'gen Roſſen fahrt!
Nicht prüft ihr lange zweifelnd, kalt und bänglich!

Ein jed Empfinden ſo in Freud' wie Leid
Auch meiſt ſogleich auf eurer Lippe tönt.
Verſchloſſenheit ſeid ſelten ihr gewöhnt!

Gutmüthig und zum Frohſinn gern bereit
Macht leicht ihr euch des Lebens ſchwere Laſt!
Gar ſchnell fühlt heimiſch ſich der nord'ſche Gaſt.

Ihr seht: ich sparte wahrlich nicht an Licht
Für eurer Stammeseigenschaften Bild.
Die Wahrheitsliebe macht gerecht und mild,
Und bei dem Norden spart' ich Schatten nicht.

Doch wißt ihr auch: bei jeglichem Gericht
Darf nimmer fehlen des Vertheid'gers Schild.
Dies aufzuheben bin ich jetzt gewillt,
Und euer Mund sei's, der das Urtheil spricht!

Nicht wahr, ihr lieben Landsleut' aus dem Süden,
Wir dürfen Freunden gleich uns Alles sagen?
Sind Nord und Süd doch nicht zwei biß'ge Rüden!

Wir wollen Vorurtheil uns abgewöhnen,
Uns ehren lernen, sowie uns vertragen.
Da darf auch friedlich jetzt die Wahrheit tönen.

So sag' ich jetzt als unsres Lobes Dränger:
Nicht, wie wir's Fremden scheinen, sind wir kalt.
Nicht faßt Begeistrung uns mit Sturmsgewalt,
Doch geht sie tiefer und sie dauert länger.

Fragt einmal, wo die Lieder eurer Sänger
Am innigsten das deutsche Haus durchschallt?
So ärmlich nicht an des Gemüths Gehalt
Sind wir nur einzig kalte Grillenfänger.

Und was für unsern höchsten Stolz wir halten,
Das ist des Hauses wohlgepflegter Geist,
Darin Verstand und Herz ihr Amt verwalten.

Bedächtig sind wir zwar im Herzvergeben,
Doch wer es liebend einmal an sich reißt,
Der hat es ganz und für das ganze Leben.

Am Abend lernt das Haus des Nordens kennen,
Wenn drin der Mann bei Weib und Kindern ist,
Im Freundeskreis des Tages Müh'n vergißt! —
Dann lernt den Schein ihr von dem Wesen trennen!

Und darf ich auch jetzt eure Schwäche nennen? —
Daß solch ein Haus der Süden fast vermißt,
Und kurz nur bei des Mannes Ruhefrist
Er sieht des Hauses traute Lampe brennen.

Ich will nicht wehthun, doch es ist mein Glaube:
Unsäglich viel an Segen und an Geist
Wird eurem Haus in dem des Wirths zum Raube!

'S ist die gefährlichste von euern Schwächen!
Und manches Weib, des Abends stumm verwaist,
Hör' ich in Thränen gleiches Urtheil sprechen.

Und doch, o sagt, ist das denn Unterschied,
Der je uns konnte auseinander reißen?
Sind nicht gemeinsam uns ganz andre Weisen
In unsres einen Volkes geist'gem Lied?

Sagt mir, ob uns noch je die Eintracht mied
Auf deutscher Kunst und Wissenschaft Geleisen?
Ist Fleiß und Zucht nicht bei uns gleich zu preisen?
Wann war's, daß Ehr' und Ehrlichkeit uns schied?

Wer will im Süden sich des Ruhms erdreisten,
Daß er sein Vaterland mehr lieb' als wir,
Und daß er mehr der Opfer wolle leisten?

Wann hörtet ihr den Norden offenbaren,
Daß er die Freiheit höher acht' als ihr? —
O in dem Höchsten stets wir einig waren! —

Univ. Bibl.
München

Nur fremd wir oft uns gegenüberſtanden,
Nur falſches Bild wir oft von uns entworfen.
So fallet ab ihr trügeriſchen Larven,
Die wir einander vor das Antlitz banden!

Geſegnet ſei drum dieſes Kriegesſturms Brauden,
O ſingt ihm Lob und Preis, ihr Sängerhorden!
Vorwürfe ſchweigt, ihr bittern und ihr ſcharfen!
Laßt auf des Friedens Inſel jetzt uns landen! —

Nun hab' ich Alles, Alles ausgeſprochen,
Denn nur die Wahrheit ſöhnet aus in Liebe.
O daß der alte Bann nun ſei gebrochen!

Daß dieſe Grenzwand völlig jetzt zerſtiebe!
Wie ſollt' in ſtolzer Luſt das Herz mir pochen,
Wenn jetzt mein Wort nur einen Stein zerriebe! —

So mag denn der Verſöhnung Harfe ſchweigen,
Genug nun ſang von ihr mein herzlich Wort.
Nun will ich euch ihr Vorbild, ihren Hort,
Nicht als Symbol, nein, ganz leibhaftig zeigen.

Wie dieſem Mann, ſo werd' euch Allen eigen
Der gleichen Liebe Geiſt für Süd und Nord,
Der gleichen Achtung Maß für hier und dort,
Mit dieſem lernt auf gleiche Höhe ſteigen!

Der hat im heil'gen Krieg zum Sieg geführt
Aus Nord und Süd vereinte Männerſchaar,
Und du, ſein Heer, du zeuge jetzt davon:

Wer hat von Unterſchied was drin verſpürt?
Der Deutſchen deutſcher Feldherr nur er war.
Ein herzlich Hoch, erhabner Königsſohn!

Dein reiner, ehrenreicher Fürstendegen,
Er schlug für sich allein schon eine Schlacht.
Vor deines Ritterthumes Zaubermacht
Vermocht' der Zwietracht Molch sich nie zu regen.

Du warst des heil'gen Krieges tiefster Segen!
Du der Gerechtigkeit getreue Wacht,
Du Licht der Liebe, Jedem gleich entfacht!
Laß mich die Harfe vor dir niederlegen! —

Und hättest du nicht einen Sieg errungen,
Du kehrtest doch als Sieger uns zurück,
Denn du, du hast des Südens Herz bezwungen!

Daß du erwählt wardst für des Südens Heere,
Das war des Krieges größtes Meisterstück.
Dir, König, und dir, Kronprinz — Dank und Ehre!

Achter Abschnitt.

Von Sedan und Wilhelmshöhe.

Ist das ein stetes Seufzen, heimlich tief!
O diese Ewigkeit! — Acht Tage schon
Mit dieser trägen Feldpost! — Welch ein Hohn
Auf unsre rasche Zeit! Und noch kein Brief!

So oft der Postbot' in die Hand mir lief,
Versprach ich ihm den reichsten Trägerlohn;
Und selbst ganz ärgerlich: „Nichts vom Herrn Sohn!"
Kopfschüttelnd er mir stets entgegenrief.

Doch endlich trat er ganz besonders schnell
In's Gartenthor, sein Auge lachte hell.
O daß ich heut nur nicht vergebens harrte!

Gottlob, er hielt empor die Feldpostkarte!
„Herr Doktor!" rief er, „heute bring ich was."
Wie Aug' und Herz dann drin zur Wette las!

„O Vater, Gott zum Gruß viel tausendmal!
Wie oft schrieb ich im Geiste schon nach Haus!
Ich bin gesund und tüchtig halt' ich aus,
Doch braucht man auch jetzt Glieder wie von Stahl.

Der Marsch ist überstark, die Kost oft schmal,
Das Nachtquartier giebt meist mit Sturmgebraus
Nur freies Feld, doch keiner macht was draus;
Wir schlafen drauf als wie im wärmsten Saal.

Nun geht es schnurstracks nach Paris hinein.
Wie brennt mein Herz schon längst vor Kampfbegier!
Mich langweilt schon, stets auf dem Marsch zu sein.

Und nun lebt wohl! — Ich schlafe diese Nacht
In einer Scheune seltenem Quartier.
Gott sei mit euch wie mir in nächster Schlacht!" —

Ha, stürmt jetzt wieder Siegesbotschaft drein!
Bei Beaumont gestern erst der neue Schlag!
Und jetzt bei Sedan dieser große Tag! —
Gott, muß das eine Schlacht gewesen sein!

Vom Morgenroth bis spät zum Abendschein
Nur blut'ge Kriegsarbeit! — O Himmel, sag',
Wie nur dein Aug' solch Metzeln schauen mag,
Und du nicht donnernd zürnest: „Haltet ein!"

Doch, nein, was red' ich so? Wie kann ich klagen,
Wo wir gesiegt? — Sei wieder jung, mein Herz!
An Leipzig denk', du blödgewordnes Alter!

Nur Hosianna tön' in solchen Tagen!
Dem überwundnen Feinde laßt den Schmerz!
Ihr aber rühret des Jubels goldnen Psalter!

Und welche Botſchaft wird erſt morgen kommen?
O Mac Mahon, dein Schwert du mußt es ſtrecken!
Du ritterlichſter all' der welſchen Recken,
Faſt bin für dich in Mitleid ich entglommen.

Auf wildem Kriegsſtrom iſt hinabgeſchwommen
Dein Herzogsruhm. Du einſt des Feindes Schrecken,
Nun wird ein Dornenkranz dein Haupt bedecken,
Nachdem den Lorbeer wir ihm weggenommen!

Du dauerſt mich, du tapfrer, edler Mann!
Doch Jenem, den zu Metz aus erznem Bann
Dein Helferſchwert jetzt ſuchte zu befrei'n —

Dem gönn' ich herzlich, daß mißlang dein Plan.
Zürnender Geiſt des Maximilian,
O hab' Geduld, bald wirſt gerächt du ſein! —

Laß, Moltke, tief mein Haupt mich vor dir ſenken!
Welch Prachtwerk war's doch höchſter Meiſterſtücke,
Da mitten auf dem Marſch zur Seinebrücke
Dein kühner Geiſt das Heer hieß nordwärts ſchwenken!

Bei Gott, ſtets bis zum Unmuth will's mich kränken,
Hör' ich oft ſchwatzen nur von unſerem Glücke;
Als ob ein Adler, der ſchon längſtens flügge,
Dem „Glück" nur danke ſeines Fluges Lenken!

Wer ſo, die Karte und die Uhr zur Hand,
Ausgrübeln kann des Feinds verborgnen Stand,
Und ſo des eignen Heeres Kraft bemißt;

Wer auf Minuten den Zuſammenſtoß
Vorausberechnet — iſt das Zufall blos?
Mich dünkt, daß das der Geiſt des Moltke iſt.

Doch dieſes Vaterherz, wie's immer wieder
Trotz all dem Sieg mit ſteter Angſt mich quält!
Wie glaubt' ich längſt dagegen mich geſtählt,
Und jetzt durchrieſelt ſie mir alle Glieder.

Zum Troſt durchlas ich eben Körners Lieder,
Doch dieſes Mittel auch war ſchlecht gewählt.
Wie oft hab' im Spital ich ſchon erzählt
Von dieſem Sieg! Und immer brech' ich nieder.

Die Kränkſten ſind drin jubelnd aufgeſeſſen,
Und hörten's nie genug; der Wunden Pein,
Sie war bei Allen wunderſchnell vergeſſen.

Nur ich muß ſtets an meinen Sohn jetzt denken.
Blieb er wohl heil? — wird er verwundet ſein?
Wird man vielleicht ihn ſchon in's Grab verſenken?

Und Gott, wie viele Tage und gar Nächte,
Bis über Alles ich Gewißheit habe!
O wie ſo gerne ſchenkt' ich reichſte Gabe,
Dem, der mir gute Botſchaft heim jetzt brächte!

Ach, iſt er wund, dann ew'ge Himmelsmächte
Vergönnt, daß milde Hand ihn pfleg' und labe!
Und läge mir der einz'ge Sohn im Grabe,
Vollzieht dann auch an mir des Todes Rechte!

Zwar ſah ich ihn heut Nacht ganz wunderbar
Heil bleiben mitten in der Feinde Schaar,
Als hätt' ein Zauber ſeinen Leib gefeit;

Doch beſſer wär's, ich ſah den Leichenzug.
Meiſt umgekehrt wird wahr der Träume Trug. —
O große, ſchwere, ſchmerzenreiche Zeit!

„Napoleon gefangen!“ — Schwirrt's nicht ſo
Unſichern Fluges noch durch alle Gaſſen?
Noch kann kein Herz ſo recht die Botſchaft faſſen,
Vor lauter Staunen glänzt kein Auge froh.

O was iſt Leipzig, was iſt Waterloo?
Man muß das Herz erſt zu ſich kommen laſſen.
Den Marktplatz füllen immer dicht're Maſſen;
Mit haſt'gem Schritt ich ſelbſt dem Haus entfloh.

Noch hat kein Aug' die Botſchaft ſelbſt geſehen;
Doch auf dem Rathhaus ſchon die Fahnen wehen. —
Da zweifelt Keiner mehr. Jetzt lieſt noch gar

Der Bürgermeiſter zündend vom Altane
Des Königs Brief, drauf ſchwenkt er eine Fahne.
Du heil'ger Gott, was das ein Jubel war!

Auch ich ſtand jauchzend vor den Rathhaushallen.
Ei, welchem Mund da Schweigen noch gelänge?
Und meinem Nachbar in dem Volksgedränge,
Dem bin ich blindlings um den Hals gefallen.

Dann wie durch Zauber ward's ein Fahnenwallen;
Den ärmſten Giebel ſchmückt' ihr bunt Gepränge.
Der Glocken hehre Dank- und Freudenklänge,
Durchſchauert hörte jedes Herz ſie ſchallen.

Und, wie es oftmals kommt, ſo ganz aus ſich,
Schnell ſtanden wir zum Feſtzug angereiht
Und zogen ſingend weiter ohne Säumen.

Das ſchwarzrothgoldne Banner, das trug ich. —
O Gott, in meiner nächt'gen Kerkerzeit,
Wie hätt' ich ſolchen Tag mir laſſen träumen?

Sollt' ich vielleicht als ſo betagter Mann
Mich ſcheuen, alſo durch die Stadt zu zieh'n?
O nein, ich danke Gott auf meinen Knie'n,
Daß ich ſo jugendlich noch ſchwärmen kann.

Wer jetzt noch ſäß' in träger Stumpfheit Bann,
O wie von Herzen dann beklagt' ich ihn!
Wie alles Hohen Feind müßt' ich ihn flieh'n,
Der allzeit nur auf das Gemeine ſann.

Und kaum ich wieder dann zu Haus geweſen,
So rief ich: „Mädels, holt mir aus dem Keller
Johannisberger, längſt ſchon auserleſen

Für ganz beſondern Feſtes Luſt und Ehre!
Kein Tag kann je mir glänzen ſonnenheller —
So bring' ich dieſen ſeltnen Trunk dem Heere!

Doch als ich dann nach unſerm Mittagsſchmaus
Mit meinen Töchtern froh zu Tiſche ſaß,
Das ſeltne Gold in dem kryſtallnen Glas,
Und als auf's Wohl des Heers wir tranken aus —

Mein Gott, wie's da in meinem heitern Haus
Auf einmal düſter ward! — Jed' Auge maß
In gleicher Angſt das andre. Ich vergaß
Urplötzlich all des Morgens Feſtgebraus.

Und ach, an unſrer Aller Wimper hing
Dann einer Thräne herber, ſchwerer Tropfen.
Ich wagte nicht, daß noch ein Hoch ich brachte.

Des Schweigens Engel durch die Stube ging.
Das eigne Herz, wir hörten ſchier es klopfen,
Da's jetzt des Sohns und Bruders bang gedachte.

Da rafft' ich denn zuſammen allen Muth,
Und wiederum nahm ich das Glas zur Hand.
Mit Zittern goß ich's voll bis an den Rand
Und ſprach: „Ihr Töchter, nun desgleichen thut!

Denn wahrlich, ſolche Angſt iſt nimmer gut,
Wo ſo jetzt ſiegte unſer Vaterland,
Zu ſolcher Ruhmesgröße neu erſtand,
Und uns der Himmel nahm in ſolche Hut.

Beim ew'gen Gott, wir wären nimmer werth,
In dieſer großen, heil'gen Zeit zu leben,
Wollt' uns zerbrechen jetzt des Muthes Schwert!

Wär' unſer Herz nicht Tag und Nacht bereit,
Selbſt unſern Sohn und Bruder hinzugeben
Als heilig Opfer für den heil'gen Streit!"

„So hebt denn jetzt, mit frommem Muth bewehrt,
Das Glas empor! Zeigt, daß ihr Deutſche heißt!
Der Trunk gilt unſerm Fritz! Und ſo beweiſt,
Daß ihr ihn ſeiner würdig liebt und ehrt!

Der Liebe Hoch ihm, ob er unverſehrt,
Ob er in Wunden liegt, ob, ach, ſein Geiſt,
Durch Ruhm verklärt, ſchon jetzt iſt heimgereift,
Und Siegesjubel ſich in Trauer kehrt! —

Wir wollen Helden auch zu Hauſe ſein,
Und niemals kehre drin die Feigheit ein!
So trinkt dies Glas ihm zu ſein fernes Haus.

Des Opfers Engel fliegt jetzt allerwärts.
Ergeben harre ſein jed' Haus und Herz! —
Er ſei geſund — verwundet — todt — trinkt aus!"

Als dann die Gläſer wir zuſammenſtießen,
Da gaben ſie gar feierlichen Klang.
Doch Allen uns auf's Neu die Thräne ſprang,
Wollt' auch ihr Naß nicht mehr ſo bitter fließen.

O Vaterland, ſo laß uns dich umſchließen
In ſteten Opfermuths erhabnem Drang!
Und ach, vergieb, wenn vorhin ängſtlich bang
Noch kleine Herzen uns im Stiche ließen!

Birgt doch der Schmerz auch wunderkräftig Heil!
Und auch in unſerm Hauſe ſoll's nicht fehlen,
Doch müſſen wir erſt lernen ihn verklären.

Nicht blüht des Menſchenlebens beſter Theil
Aus Glück und Frohſinn auf. Die tiefſten Seelen,
Sie reifen meiſt im Thaue bittrer Zähren.

* * *

Da nur die erſte Angſt jetzt überſtanden,
Erſt jetzt kann ich des Sieges Größe meſſen.
O in Jahrtauſenden noch unvergeſſen
Wird Sedan's Ruhmesfluch uns nie verſanden!

Niemehr komm' Moltke's Preis uns je abhanden,
Der rauſcht durch dieſes Kaiſergrabs Cypreſſen!
Ganz Deutſchland woll' an's Herz die Hände preſſen,
Die unſern Fahnen ſolchen Lorbeer wanden! —

Iſt's denn kein Märchen aus dem Fabelland?
Gefangen iſt Mac Mahon's ganzes Heer —
An achtzigtauſend Mann! — Und gar noch Er,

Er legt ſein Schwert in König Wilhelm's Hand
Und bittet, daß er Großmuth ihm gewähret —
Ihm, der vor Wochen erſt uns Krieg erklärt?

So ſchnell vollzog an dir ſich das Gericht,
Zermalmend dich mit einem Hammerſtreich?
Du armer Mann, nun ſo gebeugt und bleich,
Du wollteſt ſterben, doch gelang dir's nicht!

So ſchriebſt du wenigſtens, doch welch Gewicht
Verdient dein Wort, du in der Lüge Reich
Der Herrſcher längſt? Ei ſag', wer glaubt dir gleich,
Deß Mund den Eid nur ſchwört, daß er ihn bricht?

Nun zitterſt du und weißt dir keinen Rath,
Hängſt gleißneriſcher Demuth Mantel um,
Und wälzeſt von dir ab des Krieges That!

O ja, welch unverdienter Schuldentgelt!
Du ſtets ein Opferlamm, ſchuldlos und ſtumm —
Ach, dieſe böſe, undankbare Welt!

Wie haſt des Volkes Geiſt, einſt ſchmutzverſunken,
Mit reinſter Sitte du auf's Neu verklärt,
Nur mit der Wahrheit Brod ſein Herz genährt,
Und nur der Freiheit Wein ihm zugetrunken!

Wie haßteſt du's, mit Flitterwerk zu prunken!
Und fleckenrein trugſt Krone du und Schwert,
Du Sohn und Hort der Kirche treu bewährt!
Todfeind der Heuchler, Schwindler und Hallunken!

Wie lehrteſt du den Eidſchwur heilig halten,
Du nur des Rechtsſinns Vorbild und Erwecker!
Nie ſah dein Volk dich je mit Willkür ſchalten.

Wie vor dem Sonnenglanze gift'ge Dünſte,
So flieh'n vor deinem Throne Speichellecker,
Und all der Lüge teufelsliſt'ge Künſte.

Iſt das vielleicht nur Hohn? — Und deß zum Lohne
Wardſt du ſo grauſam jetzt zum Krieg gezwungen,
Der du ſo gern mit Palmreis nur umſchlungen
Die Zacken deiner kaiſerlichen Krone!

Und hätte, deiner Friedensluſt zum Hohne,
Des Krieges Raub jetzt unſern Rhein errungen,
O wie du dann des Volkes Huldigungen
Als Sieger abgewehrt von deinem Throne!

Großmüthig hätteſt du dann ausgerufen:
„O Frankreichs Volk, was ſchallt dein Jubel mir?
Was ſoll dein Lorbeer an des Thrones Stufen?

Mein Kaiſerherz war fremd ja dieſem Kriege.
O Frankreich, dir nur juble, einzig dir!
Und kränz' dein eignes Haupt nach deinem Siege!"

Und nun, da dieſer Räuberplan mißlang,
Da auf dem Rheine deutſcher Schiffe Kiel
Noch ruhig ſchwimmt, indeß das Würfelſpiel,
Das blut'ge, Frankreichs Grenzen längſt bezwang —

Wie ſchimpflich undankbar! — Statt Trauerſang
Begleiten Flüche nur dich in's Exil.
O dankesärmer nie ein Herrſcher fiel.
Du ſelbſt begleiteſt deinen Grabesgang!

Ja, großer, edler Kaiſer, klage, weine
Ob ſolchem unverdienten Herrſcherloos!
Doch mich beruhigt jetzt für dich das Eine —

Und ob auch aller andre Troſt mich flöhe —
Daß dir jetzt König Wilhelm, herzensgroß,
Zum Sitz erwählt des eignen Namens Höhe!

O du wirſt ſeh'n, dort wird dirs wohl behagen!
's iſt ein gar ſelten koſtbar Stückchen Welt.
Viel Tauſenden hat's ſchon das Herz geſchwellt
In dieſem Zauberhain an Sommertagen.

Nur ſchade, daß die Vögel nicht mehr ſchlagen!
Doch winkt noch manch verborgnes Laubgezelt,
Indeß der Springquell ſilbern ſteigt und fällt —
Wie läßt ſich Unglück da poetiſch tragen!

Und ſieh, ſo kannſt in dieſem deutſchen Eden
Von deines Lebens Irrfahrt du jetzt raſten,
Indeß ſie draußen blutig ſich befehden.

Sei klug! — In dieſen Eichen, dieſen Buchen,
Wirf ab des Herrſchers widerwärt'ge Laſten!
Dein undankbares Volk — es mag dir fluchen!

Und welch ein Zauber erſt im Mondenſchein!
Im Wieſenduft ſiehſt du den Elfenreigen!
Gar drollʼge Gnomen aus den Grotten ſteigen.
Gieb Acht, wird das ein luſtʼger Zauber ſein!

Doch fühlteſt du dich manchmal zu allein,
Heiß Onkel Jerome's Geiſt ſich dann dir zeigen,
Gar froh umſchallt von Flöten und von Geigen,
Wenn juſt er kam vom Bad aus rothem Wein!

Und war der einſt als König von Weſtphalen,
Belaſtet noch mit allen Herrſcherſorgen,
So „luſtik“ hier, ſo geſtern, heut wie morgen —

Warum nicht jetzt auch du, von allen Qualen
Des Herrſchens frei? — Nur traurig nicht bei Leibe!
Frag' nur den Onkel, wie man's „luſtik“ treibe!

Biſt ja wohl kundig, Geiſter zu citiren,
Da Maſter Home gar oft dir's vorgemacht!
Doch nimm im Formelleſen dich in Acht,
Sonſt möchte leicht was Unlieb's dir paſſiren.

Es könnten Geiſter ſich zu dir verlieren,
Die gern du wünſchteſt in der Hölle Schacht,
Daß wochenlang danach noch manche Nacht
Vor Angſt du möchteſt fiebern ſowie frieren!

Zum Beiſpiel, wenn von dem Dezembertage
Die Geiſter deiner Opfer alle kämen,
In blutʼgen Laken all die bleichen Schemen!

Und Jene von Cayenne, mit ſtummer Klage
Dir redend von der trocknen Guillotine! —
Und wenn dir Maximilians Geiſt erſchiene?

Doch lächerlich, nicht wahr, wie lächerlich?
Wer ſo wie du das Leben ausgenoſſen,
Und ſo durchgaukelt all des Glückes Sproſſen,
Was fürchtet der noch vor Geſpenſtern ſich? —

Und 's geht dir auch ganz prächtig, dünket mich,
Fährſt nach wie vor in prunkenden Karoſſen,
Umwedelt von den alten Dienertroſſen,
Und kaiſerliche Tafel ſättigt dich!

So iß und trink und ſei kein Feſtverächter!
Genieß das Leben, laß Champagner knallen,
Zerſtreue dich mit Fahren und mit Reiten!

Sei luſtig! — Kaiſerliches Hohngelächter
Laß durch der Wilhelmshöhe Wälder ſchallen! —
Verſpotte ſie, die einſt'gen Kaiſerzeiten!

Auch ich mußt' einſt gleich dir Gefangner ſein,
Und doch ganz anders. Enge, düſtre Zelle
War mein Gemach, die Ausſicht Feſtungswälle,
Die Koſt war ärmlich, Waſſer war mein Wein.

Mit meiner Trübſal lebt' ich ganz allein,
Und ſchimpflich trug ich gar noch Eiſenſchelle.
Doch hätt' ich nie getauſcht mit deiner Stelle,
Denn allzeit blieb mir das Gewiſſen rein.

Deins aber? Wo du ſo hinabgeſtürzt
In der Erniedrigung ruhmloſen Schacht,
In ſolchen Schickſals hohnestiefe Völle? ....

Dir bleib' auf Wilhelmshöhe unverkürzt —
Im Sonnenſchimmer der Erinnrung Nacht,
In fremdem Paradies die eigne Hölle!

Neunter Abschnitt.

Ein Heldenbrief.

Ich saß in meinem kleinen Feldspital,
Darin verband ich ein durchschoss'nes Bein.
Gertraud wusch erst die Wunde sorglich rein;
Mild glänzt' um uns der letzte Sonnenstrahl.

Schwer pochte mir das Herz in stummer Qual,
Und leis umschleiert sah mein Auge drein.
Mein Sohn, mein Sohn, ach wirst du heil noch sein?
So dacht' ich diesen Abend hundertmal.

Durch all der Siegesglocken hehren Klang
Hört' ich des Herzens Glöcklein läuten noch,
Bald dumpf, bald hell; mein Herz, was ist dir doch? . . .

Und athemlos herein mein Käthchen sprang,
Das Aug' durchflammt von hellster Freude Blitz:
„O Väterchen, ein Brief von unserm Fritz!"

„Ein Brief von Fritz!“ erregt hinaus ich schrie.
„O Gott sei Lob und Dank, zeig her, zeig her!“
„„Und sieh nur, Väterchen, wie groß und schwer,
Und seine eigne feste Schrift nur sieh!““

Und nie in meinem Leben noch, o nie
Erzitterte mir meine Hand so sehr,
Da einen Brief sie öffnet'; immer mehr
Sank ich auf meinen Stuhl zurück in's Knie.

Gertraud und Käthchen standen hinter mir,
Und schauten über meine Schulter drein.
War's eine dreifach hast'ge Wißbegier!

Die Kranken selber lugten stumm und scharf.
Da sollten denn auch sie Zuhörer sein;
Was solch ein Sohn schreibt, Jeder hören darf.

Und erst las ich, doch freilich nicht sehr gut:
„O liebster Vater, liebe Schwestern mein,
Wie mögt um mich schon lang besorgt ihr sein!
Doch Gott sei Dank, ich stand in seiner Hut.

Ich bin gesund und habe frischen Muth.
Doch sag' ich euch: noch bebt mir Mark und Bein.
Wie sehnt' ich mich nach einer Schlacht! — Doch nein! —
Es war zu grausig, zu viel sah ich Blut.

O wer ein Menschenherz im Leibe hat,
Und sei er auch der allerkühnste Held,
Und stand in dieser Schlacht er, so wie ich —

Bei Gott, deß Schlachtbegier ward übersatt,
In solchen Menschenelends grausem Feld,
In solcher Greuel Meer! — 's war fürchterlich!“

„O drum verzeiht, daß nicht am andern Tag
Ich gleich geſchrieben, doch ich konnt' es nicht.
Von all der wilden Brände grellem Licht,
Von all der Mordgeſchoſſe Donnerſchlag —

Von all dem Leichenhauf, der um mich lag,
Von all der Wunden ſchmerzlichem Geſicht,
Dem Stöhnen all, bevor das Auge bricht —
O Gott, wer Alles nur beſchreiben mag! —

Von all dem trunknen Zorn im Schlachtgewühl,
Darin der Menſch zum wilden Thiere wird,
War ſo mein Ohr betäubt, mein Aug umflirrt,

Mein Herz durchbebt vom tiefſten Schmerzgefühl,
War alſo mir durchzittert Mark und Bein —
Ich mußt' erſt einen Tag ganz ruhig ſein."

Und wie ich alſo las, da trat vor mich
Der Tag der Schlacht von Leipzig, als wär's heut.
Ach ja, mein Sohn, der Sieg wohl hoch erfreut,
Doch erſt das Ringen drum iſt ſchauerlich.

Und ſelbſt durchzittert ſchaute träumend ich
Auf meines Sohnes Worte ganz zerſtreut,
Da ward die Wißbegier mir friſch erneut:
„Lies, weiter Väterchen, wir bitten dich."

Und wie der Töchter Mahnung ich gehört,
Da ſchaut' ich auf, und an den Betten um,
Und ſieh, wie lauſchten All' in Andacht ſtumm,

Die Streiter all von Weißenburg und Wörth!
Und manchen hört' ich ſeufzen herzenstief. —
O ſie verſtanden meines Sohnes Brief!

Da sagt' ich: „O lies du für mich Gertraud!
Mir ward mein Auge trüb und fehlt mein Glas."
Da reicht' ich ihr den Brief und weiter las
Sie nun mit ihres Herzens tiefstem Laut:

„Doch liebster Vater, wie mir's auch gegraut
In dieser Schlacht, ich nimmer doch vergaß,
Daß ich dein Sohn bin, der als Kind schon saß
Auf deinen Knie'n und zornig dreingeschaut,

Wenn du erzählt von den Franzosen mir,
Und dann bei Leipzig von der Völkerschlacht,
Die du einst selbst so tapfer mitgemacht!

O Väterchen, herzliebe Schwestern ihr,
So höret denn, wie ich auch muthig war
Und Ehre machte unserm Preußennaar!" —

Ha, wie bei diesem Wort mir da geschah,
Als würf' ich plötzlich ab mein Alter all!
Gleich wie der Lützowjäger Hörnerschall
Klang mir das Wort, so saß verjüngt ich da.

Die Kranken saßen auf, ihr Auge sah
Mit neuem Leben drein. Vom Alpenwall
Bis zu der Nord- und Ostsee Wogenprall
War Deutschlands neuer Geist Jedwedem nah.

„Was stockst du jetzt Gertraud, lies weiter fort!"
So drängt' ich mahnend ihr verstummtes Wort,
Da eine Thräne licht ihr niederrann.

„„Verzeih mir, Väterchen, sogleich, sogleich!
Mir ward gerade nur das Herz so weich,
Daß ich vor Freude nichts mehr sehen kann.""

Und über's Aug' fuhr haſtig ihre Hand,
Dann las ſie weiter: „Hört denn, wie mir's ging! —
's war Mittagszeit, des Feindes Macht umfing
Uns dreifach ſtark vor eines Waldes Rand.

Zwei Stunden hielten todeskühn wir Stand,
Stets lichter ward bei uns der erzne Ring;
Schon dreimal er zum Sturm ſich unterfing,
Zum viertenmal uns jetzt die Kraft entſchwand.

Erſt war der Hauptmann unſrer Compagnie
An deren Spitze heldenhaft gefallen.
Den erſten Lieutenant traf ein gleich Geſchick.

Ein andrer folgt'; doch er auch brach in's Knie.
Und auch der letzte Offizier von Allen
Sank ſterbend hin — Gott, welch ein Augenblick!" — —

„Schon wankten wir ſo völlig führerlos;
Schon war der Muth uns Allen ſchier erſchlafft,
Und droht' uns ſicher die Gefangenſchaft;
Des Feindes Uebermacht war allzugroß.

Da wie ein Blitz aus finſtrem Wolkenſchooß
Durchzuckte mich's. Als hülfe Zauberkraft,
Hatt' ich gedankenſchnell mich aufgerafft —
O jetzt noch iſt es wie ein Traum mir bloß —

Und auf den todten Lieutenant ſtürzt' ich hin,
Riß ihm den Degen aus der krampf'gen Fauſt,
Und ſchrie ſo wild, wie wilder Sturmwind brauſt:

„„Hört! Eines Lützowjägers Sohn ich bin!
Folgt mir zum Sturm! Hurrah, das bringt euch Glück!"" —
Und hurrah ſcholl's und Keiner blieb zurück."

O Gott, mein Gott! Ein ſolcher Held mein Sohn!
Die Hände hob ich freudezitternd auf,
Den Thränen ließ ich freien Sturmeslauf,
In ſolchem Alter — ſolch ein Kindeslohn!

Und hurrah riefen dann in einem Ton
Bald laut bald leiſe meine Kranken drauf.
Der Kränkſte ſelbſt gab ſeinen Schmerz in Kauf
Und lächelte und war beglückt davon.

Und um den Hals mir meine Töchter ſanken,
Selbſt weinend mir die Thränen wegzuküſſen,
Und ſtatt dem fernen Bruder mir zu danken!

„Ach, Väterchen, du haſt's ja ſelbſt geleſen!
's hat ja der Fritz ſo tapfer ſtreiten müſſen,
Weil er ſolch eines Vaters Sohn geweſen."

„„O nein, ihr lieben Töchter, nein,"" ich rief,
„„Nicht mir ſagt Dank, dem Bruder ihn verſpart!
Verübt' ich doch auf meiner Kriegesfahrt
Nie ſolche That, wenn auch mein Muth nicht ſchlief!

Wie bin ich nun geſpannt unſäglich tief,
Ob uns ſein Wort auch Sieg noch offenbart!""
Und Gertraud ſprach in ihrer ſanften Art:
„O Käthchen lies zu Ende du den Brief!

Du hörſt, wie zitternd mir die Stimme brach.
Es war ja zu viel Glück in wenig Worten,
Mir iſt, als ſtänd' ich vor des Himmels Pforten!"

„„Wie herzlich gern,"" ſprach Käthchen, „„folg' ich nach!""
Auch ihre Hand wiſcht' erſt das Auge heiter.
Dann las die jüngſte meiner Töchter weiter:

„Und nicht als wollten Menſchen ſich befreien,
O nein, als ſei es eine Geiſterſchaar,
So ſtürmten wir, glaubt mir, 's war wunderbar,
Jetzt in des Feindes überſtarke Reihen.

Noch Manchen mußten wir dem Tode weihen.
Und blindlings vorwärts ging es immerdar!
Nur ein Gedanke war uns Allen klar,
Daß wir des Vaterlandes würdig ſeien.

Das war's, was ſolche Rieſenkraft uns ſchuf!
Als hätt' ein Jeder jetzt der Arme zehn,
Zerſtob der Feind vor unſern Bajonetten.

Ich ſtets voran mit wildem Hurrahruf! —
O Wunder, daß dem Tod ich mocht' entgehn!
Nur Gottes Allmacht konnte mich erretten."

„Doch Vater, Schweſtern, daß ihr ja nicht glaubt,
Ich ſei davon gar übermüthig worden!
O wahrlich nicht! In ſolches Krieges Morden,
In ſolchem Elend aller Stolz zerſtaubt.

Nein, voller Demuth beug' ich jetzt mein Haupt
An dieſes blut'gen Meeres grauſen Borden.
Und gleicher Lorbeer auch wie uns vom Norden
Des Südens tapfre Brüder heut umlaubt.

O wie die bei Bazeilles gleich Löwen fochten,
Und den Franzoſen hitz'gen Blutbrei kochten,
Der ſel'gen Mutter Landsleut', ihre Bayern —

Von Weißenburg und Wörth dieſelben Helden! —
Ach, dürft' ich's in den Himmel doch ihr melden,
Mit unſrem Sieg auch ihren dort zu feiern!"

„Ach unſre Mutter — hätte ſie's erlebt!"
Rief Käthchen froh gerührt und lehnte ſich
An meinen Arm. Der weißen Roſe glich
Gertrauds Geſicht. Mein Herz war tief durchbebt.

Als ſeien wir von ihrem Geiſt umſchwebt,
So blickten meine Töchter und auch ich
Still vor uns hin. Es wallte feierlich
Ein Flor um uns, wie ihn die Trauer webt.

Da wurden plötzlich wir gar froh erſchreckt
Durch Käthchens Ruf, die weiter fortgeleſen.
„O Väterchen, was hab' ich jetzt entdeckt!

Ach, was bis jetzt im Brief geſtanden hat,
Das Alles iſt ein Vorwort nur geweſen
Von dieſer Nachricht auf dem letzten Blatt!"

„„So lies, ſo lies!"" klang da mein Wort erregt;
Und vor der Neugier ſchnell die Trauer floh.
Auch Gertrauds Auge glänzte wieder froh,
Und Käthchen las von höchſtem Stolz bewegt:

„O Vater, Schweſtern, was ich ſtets gehegt
Als liebſten Wunſch, nun iſt es wirklich ſo.
So höret denn! — Auf halbverfaultem Stroh
Hatt' ich mich morgens raſtend hingelegt;

O mein Quartier, ungaſtlich war's genug —
Ein Bauernhof, jetzt nackte Mauern ſchier,
Aus deren Trümmern noch die Flamme ſchlug.

Da ward ich aus dem halben Schlaf geweckt:
‚Schnell fort in's kronprinzliche Hauptquartier!'
O wie mich das erfreut doch auch erſchreckt!"

Wie ward bei dieſem Satz mein Odem tief!
Und freudig Ahnen zog durch meine Bruſt.
Doch Käthchen las jetzt fort mit neuer Luſt:
„Ich wollte nur noch ſchließen dieſen Brief,

Wußt' ich doch ohnedem, wie lang er lief,
Und eurer Angſt war ich mir wohl bewußt.
Doch ſonder Aufſchub hatt' ich fortgemußt,
Und eben ſo, wie auf dem Stroh ich ſchlief.

Ich ſagte wohl ein wenig drob verlegen:
‚Doch iſt mein Rock gar ſchmutzig und zerſchliſſen.'
„Ganz eben recht!" ſprach raſch der Offizier,

„Und nehmt auch mit von geſtern jenen Degen,
Den ihr dem todten Lieutenant habt entriſſen!"
Herr Gott, vor'm Kriegsgericht, wie bangte mir."

Ach, armer Sohn, für deinen Heldenlohn
Nun auch noch ſolche Angſt! Doch war gewiß
Umſonſt nur deine kurze Kümmerniß!
Und Käthchen las mit immer ſtolzerm Ton:

„Das Hauptquartier, es lag nicht fern davon.
Doch wie mir Zweifel auch das Herz zerbiß,
Kein Wort des Offiziers mich draus entriß,
Und ernſtlich ſann ich auf Vertheid'gung ſchon.

Jetzt ſtanden wir vor einem kleinen Schloß.
Geſattelt ſtand im Hof manch edles Roß,
Und Adjutanten gingen hin und her.

Dann ſtiegen wir hinauf in einen Saal
Voll Ordonnanzen und Lakai'n zumal.
O pochte mir das Herz erwartungsſchwer!"

„Und dann, kaum daß ich drinnen sinnend stand,
Zu größerm Saal sich eine Thür erschloß,
Daß mir das Blut gar heiß zum Kopfe schoß
Und mir des Auges Schärfe ganz entschwand.

Der Bilderschmuck ringsum an der reichen Wand,'
Drauf goldnen Glanz die Morgensonne goß,
O wie das Alles wirr zusammenfloß!
Den Degen hielt ich zitternd in der Hand.

Da plötzlich trat aus einer Seitenthür
Leibhaftig unser Kronprinz jetzt herfür,
An seiner Seit' ein junger Adjutant.

Doch er — wie ich verwirrt so stand und sann —
Der lächelte gar mild und sprach sodann:
‚Schön guten Morgen hier, Herr Leutenant!'

„Doch welche fälschliche Titulatur!
Der Degen wohl war Schuld an diesem Wahn.
‚O Königliche Hoheit!' hub ich an,
‚Mein Degen bracht' Euch wohl auf falsche Spur!

Doch ach, vergebt, Gemeiner bin ich nur.
Und hat mein Wagniß wohl zu viel gethan,
Mein heißes junges Blut war schuld nur dran.' —
Herzinnig doch der Prinz in's Wort mir fuhr:

„O keine Angst, mein junger tapfrer Held!
Denn wollte Gott, 's wärd' immer so im Feld
Als wie durch Sie Soldatenpflicht verletzt!

Wer so als Leutnant kühn zu siegen weiß,
Verdient auch wahrlich seines Ranges Preis.
Herr Leutenant! — Nun, glauben Sie es jetzt?"

„So nehmen Sie aus Ihres Feldherrn Hand
Den Degen nochmals jetzt als Offizier!
Und dieses Ehrenkreuz von Eisen hier
Schmückt Ihre Brust an dem schwarzweißen Band!

Sie sehen: auch am fernen Waldesrand,
Die That des Helden nicht entgeht sie mir;
Und lieber nicht schwing' ich das Kriegspanier,
Als wenn ich lohnen darf fürs Vaterland."

Wie mir bei diesen Worten da geschah!
O bis zum Fliegen war das Herz mir leicht.
Vor Freude zitternd, wortlos stand ich da.

Und als er's Kreuz dann am schwarzweißen Band
Mir gab, küßt' ich, zu Thränen tief erweicht,
Voll Ehrfurcht meines Feldherrn edle Hand."

„Doch wie wir also standen feierlich,
Ein Lächeln schnell ihm über's Antlitz glitt.
‚Sie sind ja noch dazu, theilt man mir mit,
Mein Namensvetter, heißen Fritz wie ich!

Nun, solche Fritze wahrlich freuen mich,
Da giebt's an Siegesgarben reichen Schnitt.
Und schon bei Leipzig auch Ihr Vater stritt.
Wie geht es ihm? fühlt er noch kräftig sich?

Ich ließ mir heut viel Schönes von ihm sagen,
Von seinem eigenen Spital im Garten,
Und Ihrer Schwestern treuem Krankenwarten.

Wie herzerhebend, wenn in alten Tagen
Der Vater hilft daheim die Kranken pflegen
Indeß der Sohn erkämpft den Leutnantsdegen!'

‚Ich bitte Sie, Herr Leutnant, grüßen Sie
Mir Ihren Vater herzlich, wenn sie schreiben!
Er mög' nur allzeit guten Muthes bleiben,
Und alten Leids nie mehr gedenken, nie!

Ich weiß, was er gelitten, wo und wie.
Doch nie mehr kehr' zurück dies alte Treiben,
Daß Ketten eine Hand je blutig reiben,
Die sich dem jetz'gen heil'gen Kriege lieh!

Denn nach dem Krieg, Ihr Vater mög' es glauben,
Wird Freiheit nur und Recht, Wahrheit und Sitte
Fest thronen in des deutschen Volkes Mitte.

Des Sieges Frucht wird nimmer man uns rauben! —
Die Hoffnung mög' er dreist im Herzen tragen!
Mein Wort darauf! — Ihr Vater darf es wagen!'

„Dann trat er rückwärts zu dem Adjutanten.
‚Auf glücklich Wiedersehn! — Gott sei Ihr Schild!'
So klang sein Abschiedswort noch huldreich mild,
Die lichten Augen letzten Gruß mir sandten.

Doch ich, als ob mich Geister fest noch bannten,
War immer noch zu gehen nicht gewillt;
Und von dem schönen, edlen Fürstenbild
Sich der Erinnrung Blicke nicht verwandten.

Da stand er immer noch im Geist vor mir,
Ein Prinz, ein Held, und auch ein Mensch dabei,
Mit diesen blauen Augen, sanft und frei —

Mit dieses blonden Vollbarts Männerzier!
Mein Feldherr — meines Königs hoher Sohn —
Einst sitzend wohl auf Deutschlands Kaiserthron!“ —

O Gott, mein Gott! rief endlich ich hinaus —
Zuviel des Glücks! fast wird davor mir bang.
Und mächtig meines Dankes Thräne sprang,
Zum Himmel streckte meine Hand sich aus.

O ward begnadigt jetzt mein Herz und Haus!
Und horch! — Dieselbe Abendglocke klang,
Wie dazumal auf seinem Scheidegang
Von seiner Mutter Grab zum Völkerstrauß! —

O wie ganz anders klang jetzt dies Geläut'!
Durchschauert lauscht' ich ihm und sank in's Knie.
Gertraud und Käthchen knieten um mich her.

So heiß gedankt hatt' ich noch nie wie heut. —
O daß doch dieses Läutens Melodie
Mir nie verklänge — nimmer — nimmermehr! —

Zehnter Abschnitt.

Nach Sedan.

„Ward nicht genug jetzt blut'ge Schlacht geschlagen,
Ihr grimmer Donner nicht genug gehört?
Bei Sedan jetzt, bei Spichern und bei Wörth,
Und dort bei Metz in den drei heißen Tagen?

Ist Jenes Macht nun nicht zu Grab getragen,
Der gegen unsern Frieden sich empört?
Ist Gut und Leben nicht genug zerstört?
Was frommt es, größern Ruhm noch zu erjagen?

Das deutsche Heer hat glorreich ja gesiegt.
Als Republik reicht Frankreich uns die Hände,
Verwünschend, was sein Kaiser einst gesündigt.

Der Menschheit Fluch auf den, der weiter kriegt!
Das Menschenmorden nehme jetzt ein Ende!
Und ew'ge Bruderliebe sei verkündigt!" —

Ja wohl, ihr weichen Seelen, immer wärmer
Auf solcher Friedensflöte jetzt ihr blast,
Da Sedan's Kriegessturm eben ausgerast,
Und seid an Friedensliebe doch viel ärmer!

Des Augenblicks nur denkt ihr Friedenslärmer,
Doch aller Zukunft gründlich ihr vergaßt!
Und von Vergeßlichkeit längst übergrast
Ist euch der Weltgeschichte Feld, ihr Schwärmer!

Ei, glaubt ihr wohl, der alte Preußenkönig,
Der schwersten Herzens in den Krieg geschieden,
Sein Moltke und selbst Bismarck, der von Eisen —

Sie seien toller Kriegswuth also fröhnig,
Daß nicht auch sie jetzt dauernd sichern Frieden
Als höchste Himmelswohlthat möchten preisen?

Der königliche Held in solchen Jahren,
Glaubt ihr, der führe jetzt den Krieg nur weiter,
Gewissenlos als Blut- und Todverbreiter,
Um neue Schlachtenbilder zu gewahren?

Der führt' in neue Noth jetzt und Gefahren
Leichtfertig die ihm anvertrauten Streiter,
Nur, weil ihm auf des Kriegsruhms steiler Leiter
Die höchsten Sprossen noch zu lockend waren?

Und euer Schmerzruf müßt' ihn erst erwecken,
Um vor sich selber starr zurückzuschaudern,
Und sein Eroberschwert dann einzustecken? —

Blast weiter auf idyll'schen Schäferflöten,
Und wollt am Wiesenbach vom Frieden plaudern! —
Des Krieges Männern seid ihr nicht vonnöthen!

O daß es ſolche Wendung jetzt genommen! —
Nur neues, tiefres Blutmeer ſchaut mein Blick.
Nicht preiſ' ich's mehr als günſtiges Geſchick,
Daß er als Kaiſer ſchon zu Fall gekommen.

Wild raſt, von heißer Fiebergluth entglommen,
Das kranke Hirn der neuen Republik.
Von des Verſtandes kluger Politik
Iſt auch das letzte Denken ihr verſchwommen.

Geächtet wird des Krieges Völkerregel.
Ein wilder Racenkrieg wird's bis auf's Meſſer!
O daß mein ſchwarzes Schauen mich betrüge!

Des Steuers bar mit wahngeblähtem Segel
Treibt Frankreich auf ſündfluthlichem Gewäſſer. —
Im rothen Mantel ſitzt am Bord die Lüge.

Was heile, roſ'ge Haut noch täuſchend deckte,
Das bricht nun auf als eiterreif Geſchwür.
Verweſend ſteigen Leichen jetzt herfür,
Wo duft'ger Garten uns ihr Grab verſteckte.

Vor ſolcher Fäulniß nie zurück ich ſchreckte,
Die Hohn ſpricht jeder Sittlichkeit Gebühr;
Und nie noch — o der gleißenden Tournüre! —
Scheinbildung noch ein Volk wie dies beleckte.

Nie hört' ich Schwätzer wirrer noch und dreiſter,
Verfallen ganz des Lächerlichen Fluch.
Nur Tollhausphantaſie ward Aller Meiſter.

Der Geiſt des Staatsmanns ſelber lallt wie trunken.
Nie zeigte mir noch der Geſchichte Buch
Ein großes Volk urplötzlich ſo geſunken.

Nun liegt's am Tag, was vorher ungewiß:
Ganz Frankreich war es und nicht blos der Eine —
Es war der Völkerneid, der ganz gemeine,
Der unſrer Wohlfahrt in den Nacken biß.

Nicht ſank's in ſolcher Sitte Finſterniß,
Berauſcht, vergiftet vom Cäſarenweine.
An welſcher Größe bröckelndem Geſteine
Gar lange Zeit zuvor ſchon niederriß.

Fürwahr, es wird mir ſchwer jetzt auszuſagen:
Wer tiefer ſtünd', ob ihr Napoleern,
Ob ſie, vereint die „große Nation"? —

Mich dünkt, ich dürfe dreiſt das Urtheil wagen:
's kommt dieſem Bonaparte ſein Frankreich gleich.
Stets ſolches Kaiſers würdig war ſolch Reich!

Und jetzt mit dieſem Volke Frieden ſchließen?
Wer riethe das im Ernſt, ſo blöd wie dreiſt,
Als ein Verräther an dem deutſchen Geiſt? —
Wem machte es nicht das Blut in's Antlitz ſchießen?

Und welchen Frieden? — O wir kennen dieſen,
Der Fußbreit nicht von welſchem Lande reißt,
Der welſche Lücken trügend übergleißt,
Den nicht drei Jahre dürften froh genießen.

Zum Zahlen nur ſie uns erbötig wären,
Abkaufend uns die Ströme Blut und Zähren,
Und feilſchend, wenn ſie uns zu wenig boten.

O pfui der Schmach nur über den Gedanken! —
Im Feld ihr Streiter und ihr wunden Kranken,
Verzeiht ihn, wie in euerm Grab ihr Todten!

O nein, du deutſches Volk, drauf magſt du bauen:
Das wird kein Friede, wie einſt dazumal,
Der zu Paris des Sieges Frucht uns ſtahl,
Dank jenen Männern, jenen halben, lauen!

Du darfſt dem Bismarck jetzt getroſt vertrauen!
Der ſitzt als ganzer Mann im Friedenſaal,
Gepanzert Herz und Kopf mit hartem Stahl,
Halsſtarr'ge Kühnheit in den buſch'gen Brauen.

Und wie ſchon jetzt ſein ſcharfer Adlerblick
Die diplomat'ſchen Kräben hielt im Bann,
Wird dort auch ihr geſchäftig Krächzen ſchweigen.

Sein Wort diktirt dort Frankreichs Kriegsgeſchick. —
Mich dünkt, einſt dürfte ſich vor dieſem Mann
Jetweder Deutſche dankend drum verneigen!

Des Kaiſers Rolle magſt du, Frankreich, tauſchen!
Denn mehr als er haſt du den Krieg begonnen!
Der Wilhelmshöhe Wälder ſowie Brennen,
Sie mögen um den Halbvergeſſnen rauſchen!

Nun magſt nur du dem Schlachtendonner lauſchen,
Bis deiner Größe Nebeldunſt verronnen!
Bis dir der Demuth ſchlichtes Kleid geſponnen,
Und du verlernt, zum Krieg dich aufzubauſchen!

Bis du mit loſem Haar und wunden Armen
Wehklagend, kraftlos liegſt zu unſern Füßen,
Um Siegergnade bettelnd und Erbarmen!

Bis dir im halberloſchnen Blick zu leſen:
„O Wehe über mich, wie muß ich büßen! —
Ein Schatten von der Macht, die ich geweſen!"

Ob ihr noch einmal aus so schweren Leiden
Zu neuem Aufgang mögt empor euch schwingen?
O mög' euch eure Reinigung gelingen! —
Bei Gott, nie wird euch Deutschland drum beneiden.

Seh'n wir euch neue Sitten dann bekleiden,
Und nach dem Preis der echten Ehre ringen;
Seh'n neuer Volkskraft That wir euch vollbringen,
Nie soll uns Völkerhaß von euch mehr scheiden!

Wetteifernd wollen wir des Friedens Feld
In brüderlichem Fleiß mit euch bebauen,
Neidlos, wenn euch die Ernte lohnte besser.

Der Zukunft sei das einst anheim gestellt! —
Jetzt aber weg mit fälschlichem Vertrauen!
Erst Krieg noch, Krieg! — Und ging' er bis auf's Messer!

Jetzt sei der Kriegskelch völlig ausgeleert,
Ob auch die Hefe noch so bitter munde!
Der Völkerkrieg geh' gründlich nun zu Grunde,
Daß in Jahrzehnten er nicht wiederkehrt!

Zu kostbar ist die Kraft, die uns bewehrt —
Das Bürgerthum mit Wissenschaft im Bunde.
So blute denn jetzt aus des Volkes Wunde,
Ob auch ihr Schmerz sich tausendfach noch mehrt!

Und doch, ach besser jetzt in Gottesnamen
Des Krieges gräßlich Werk zu Ende führen,
Daß Kind und Enkel uns die Hände küssen!

O jetzt nur nicht in unsrer Kraft erlahmen!
Nur jetzt nicht Mitleid mit uns selbst verspüren!
Wir müssen weiter kämpfen — müssen — müssen.

Drum klaget nicht zu sehr, ihr Mütter, Frauen!
Bei Gott, ich will mit euerm Schmerz nicht streiten.
Gewiß, es sind das furchtbar schwere Zeiten.
Auch meinem Vaterherzen will's oft grauen.

Auch meinem Aug' oft leise Thränen thauen,
Wenn sie den einz'gen Sohn im Feld begleiten,
Und meine Wünsche betend ihn geleiten.
Ach, wessen Himmel mag jetzt heiter blauen?

Und doch, o 's ist gewiß kein prahlend Wort!
Wenn Gott dem Kriege riefe: „Halt' jetzt ein!" —
Nur, daß des Sohnes Tod ich nimmer scheute —

Ich bäte Gott: „Nimm ihn mir wieder fort!" —
Auch wir daheim, wir müssen Helden sein,
So Väter, Mütter, Kinder, Frau'n und Bräute.

Ist's doch kein Krieg um eitlen Ruhmes Schall,
Kein Erbschaftskrieg aus alter Söldnerzeit!
Es ist der Nothwehr heil'ger Völkerstreit,
Aufthürmend neuer Grenze Wehr und Wall.

Heiß ringt jetzt mit romanischem Verfall
Die junge Volkskraft deutscher Einigkeit.
Im Feuer wird sie läuternd eingeweiht
Gen künft'ger Zeitenstürme Wogenprall. —

Nicht hoch genug könnt ihr den Berg erküren,
Von dem ihr niederschaut auf diesen Krieg,
Den unsre Liebsten tief im Thale führen!

Nicht klein genug kann uns ihr Selbst erscheinen,
Nicht groß genug des ganzen Volkes Sieg. —
Doch um die Menschen laßt uns menschlich weinen!

Elfter Abſchnitt.

Ein Volksprophet.

(Phantaſiebild.)

's iſt Herbſtzeit. Längſt iſt die Friſt verrennen,
Gar oft geweiſſagt als des Krieges Dauer.
Doch ſieh, noch ſteh'n vor Straßburgs Wall und Mauer
Des Kriegs verderbenſpeiende Colonnen.

Um Metz, ſeit die drei Schlachten wir gewonnen,
Liegt Friedrich Karl noch heut auf finſtrer Lauer.
Noch hält trotz Nachtfroſt und trotz Regenſchauer
Sein Heer als Eiſenring den Feind umſponnen.

Und erſt Paris, die „Stadt der Nationen!“ —
Auch ſie von uns umzingelt, undurchdringlich!
O deutſche Kriegsmacht, ſcheinbar unerſchwinglich!

Gefangen in Paris zwei Millionen! —
Luftſchiff und Taube nur den Ausflug wagen.
Welch Wunder! — Iſt's Geſchichte? — Sind's nur Sagen?

Sind's Wunder nicht? — Hört' auf den Boulevards
Im Juli noch in warmer Sommernacht,
Darin Paris gesungen und gelacht,
Urplötzlich Einer, Schnee in Bart und Haar,

Hinausgerufen in die Menschenschaar:
„Nun schweigt und gebet auf mein Reden Acht,
Denn Gott hat zum Propheten mich gemacht!" —
Und hätt' er ihnen dann geweissagt gar:

„Ich sag' euch jetzt: so wahr die Sterne funkeln
In dieser Nacht ob unser Aller Haupt,
Und dieser Bäume Grün uns jetzt umlaubt,

So wahr wird Frankreichs Sonne sich verdunkeln,
Eh' noch zwei Monde für uns niedergeh'n;
Und Wunder werdet ihr auf Wunder seh'n!"

Und hätten luft'ge Spötter ihn sodann
Am weißen Bart gezupft und ihn geneckt:
„„Ei ei Prophet, wie uns dein Wort erschreckt!
So ergle weiter, närr'scher Leiermann!""

Und hätt' urplötzlich dann im Zauberbann,
Als wäre Geisterhand drob ausgestreckt,
Ihm lauschend ganz Paris das Ohr gereckt,
Daß ungehört kein einzig Wort zerrann —

Daß Frankreichs Ohr es hört' in fernster Runde, —
Und über'm Meer der Erde Völker all,
Sie hätten all vernommen diesen Schall

In dieser selben sommernächt'gen Stunde —
O welch ein Lauschen dann von Pol zu Pol! —
Doch horch! — Jetzt hebt er an. Was sagt er wohl?

„Was höhnt ihr mich? Was schaut ihr äffend drein?
Gesunden Geistes steh' ich vor euch da;
Nur weiß ich Alles schon, bevor's geschah,
Weil mir's geweissagt dieser Sterne Schein.

Du Stadt der Völker, die Jahr aus Jahr ein,
Und Tag für Tag der Fremden Wallfahrt sah,
Fürwahr ich sage dir: die Zeit ist nah,
In der du furchtbar wirst verlassen sein!

Auf deines erznen Völkerweges Bahn
Steht rings um dich das Dampfroß ausgespannt,
Die Brückenpfeiler sind in Schutt gerannt.

Zur Insel wirst du rings im Ocean!
Doch fehlt jed' Boot. Du einst der Völker Wirth,
Kein einz'ger Gast sich mehr zu dir verirrt!"

„Denn hört, wie jetzt erst meine Orgel klingt!
Ich sage dir, du erste Stadt der Welt:
Bis dieses Laub von diesen Bäumen fällt,
Bist du von deutscher Feindesmacht umringt!

Ich sag' euch, die ihr jetzt noch lacht und singt,
Mit feinstem Leckermahl den Tisch bestellt,
Daß bald der Wolf des Hungers bei euch bellt,
Und dessen Noth dies Babylon bezwingt.

Ich sag' euch: glücklich sein wird Jedermann,
Der noch an Fleisch von Hunden und von Ratten
Mit schwerem Geld den Hunger stillen kann.

's wird euch vergeh'n so Stolz wie sünd'ge Lust
In solchen Riesenelends Todesschatten. —
Zur Buße seid bereit, schlagt an die Brust!"

„Ja, nehmt euch nur die Backen höhnisch voll!
Und schreit: „„Was dieser Rabe doch ersann!
So krächz' uns denn auch: Ei wo stände denn
Wohl Frankreichs Heer? — Ha, ha, 's klingt mehr als toll!““

„Wo Frankreichs Heer steht, ich euch krächzen soll?
Ei, wie ich das euch prächtig sagen kann.
Gefangen über hunderttausend Mann! —
In Deutschland steh'n sie! Wahrlich, 's klingt zu toll.

Und hunderttfünfzigtausend steh'n in Metz,
Gefangen ebenso, wenn auch noch frei,
Denn rings umgarnt hält sie des Feindes Netz.

So höhnt mich doch! — Nur ein paar Wochen noch,
Und Hunger führt auch ihren Fall herbei.
Dann steh'n auch sie in Deutschland. — Lachet doch!"

„Nicht wahr, wie ich's verstehe mit euch zu spaßen?
Heisa, ist das heut eine luft'ge Nacht!
So herzlich hat Paris lang nicht gelacht,
's ist fast zu klein, das Lachen all zu fassen.

Ihr höhnt mich jetzt: „„Nun gilt es aufzupassen,
Du alter Schwindler, nimm dich jetzt in Acht!
So sag': Den Helden der Magentaschlacht,
Wo willst den Mac Mahon du fliehen lassen?““

„Den Mac Mahon? — Nun spitzt erst recht das Ohr!
Den laff' ich gar nicht steh'n, der liegt nunmehr,
Besiegt, verwundet, herzkrank, lahm und blaß.

Denn zweimal schon er große Schlacht verlor,
Gefangen steht in Deutschland all sein Heer. —
Ist das nicht noch der allergrößte Spaß?"

„Ihr ſchreit mich an: „He, luſt'ger Schalksnarr, ſag',
Und rich' uns auch noch dieſen Spaß jetzt auf:
Iſt das wohl einzig deutſcher Heereshauf,
Der alle Frankreich niederwerfen mag?

Hält aus die ganze Welt zu ſolchem Schlag?
Und hämmern ſie mit Rieſenſchwertern drauf?
Antwort'! Laß deinen Witzen freien Lauf!
Iſt das wohl aller Völker jüngſter Tag?'" —

„He, gebt nur Acht! 's wird ſein nur deutſches Heer,
Als ob das eine Völkerwandrung ſei,
Die Deutſchland macht von allen Männern leer!

Wo ſie uns treffen, ſchlagen ſie uns auch.
Ihr lacht ja gar nicht mehr! — Heiſa, Juchhei!
Nicht wahr, bin ich ein alter, witz'ger Gauch?"

„Ah ſo — wahnwitzig heißt ihr mich, ah ſo!
Ich bin ein Narr! — Ja wohl, 's hat ſo den Schein.
So ſperrt denn in ein Narrenhaus mich ein,
Legt mir die Zwangsjack' an, werft mich auf's Stroh!

Nur heut noch lacht mit mir, ſeid mit mir froh!
Champagner her, denn mich verlangt nach Wein.
Spielt auf zum Tanz! Betäubt will ich jetzt ſein.
Seht ihr's im Frankreich brennen lichterloh?

Heiſa, das kommt von unſrer Dörfer Brand,
Von unſern Veſten, drauf Granaten regnen!
In Schutt und Aſche ſinkt das halbe Land.

Der Adler Frankreichs liegt in Wunden ſtarr.
Kommt Prieſter, unſrer Größe Grab zu ſegnen!
Singt Trauerlieder! — Gott, bin ich ein Narr!"

„Doch wartet nur, ihr werdet Narren Alle!
O Alle, Alle ras't ihr noch, wie ich!
Nur noch ein halbes Jahr, dann denkt an mich!
Jetzt aber lacht, daß es durch Frankreich schalle!

So oft ihr euch auch dieser Löwenfalle
Entwinden wollt durch Blutbad fürchterlich,
Umsonst, umsonst! Denn es vollstrecket sich,
Daß Babylon den Weg der Buße walle.

Hohläugig grinst euch All der Hunger an.
Ha, macht der Tod dann herrliches Geschäft!
Wie lechzt ihr noch, den Feind hereinzulassen!

So lache doch, wer jetzt noch lachen kann!
Als Schalksnarr hab' ich euch ja nur geäfft.
Lacht euch halb todt! — He, Wein her für mein Spaßen!"

Doch halt, du lustig Volk, da merk' ich just:
Hab' noch ein Liedchen da im Kasten drin.
Schenkt nochmal ein, 's geht nun in Einem hin.
Gebt Acht, das schafft erst rechte Lacherlust!

Elsaß und Lothringen — wer hat's gewußt,
Daß die einst deutsch gewesen? — Bei Beginn
Der Welt vielleicht! Ja wohl! Das hat 'nen Sinn.
Jetzt aber werft euch höhnisch in die Brust!

Denn horch, was diese Orgel da jetzt krächzt:
So wahr Paris einst noch nach Ratten lechzt,
Wird Straßburg sowie Metz einst deutsche Stadt!

So lachet doch, ich bin von Witz ganz matt.
Ich glaube gar, ihr stehet stumm und starr? —
Lacht, sag' ich, bin ja nur ein Narr, ein Narr!" . . .

Wenn vor acht Wochen ſolch ein Volksprophet
Alſo geweiſſagt auf dem Boulevard;
Und ganz Paris, die ganze Erde gar,
Sie hätte dieſes Seherwort durchweht —

Wie hätte Jeder wohl gerufen: „Seht,
Den ſeltſam irren Mann im weißen Haar!
Im Wahnwitz ſpricht er, doch wie wunderbar!
Welch mächtig Wort ihm zu Gebote ſteht!

Mich ſchaudert's, wie er fürchterlich gelacht
In ſeines Geiſtes ſternenloſer Nacht.
Ein Irrer iſt's, doch wahrlich kein gemeiner!" —

Daß er nur vollſte Wahrheit prophezeit,
Wer glaubte das auf Erden weit und breit,
Selbſt in den deutſchen Landen? — Keiner — Keiner! —

Zwölfter Abschnitt.

Wieder heimgeholt!

Und ja, 's ist wahr! — Es ist kein Narrenspott!
Bezeugt es all ihr hehen Siegeslieder!
Zerfetzt ist längst des welschen Aars Gefieder,
Und Frankreich ließ im Stich der Schlachtengott.

Zermalmend ritt im eisenschweren Trott
Die deutsche Kriegsmacht Alles vor sich nieder.
Der Welschen Waffenruhm, nie kehrt er wieder
Nach einem Wörth, Sedan und Gravelotte.

Doch ach, wär' Eines, Eines nur nicht wahr! —
Daß wir nicht unser Straßburg jetzt beschössen!
Daß nicht auch dort wir Bürgerblut vergössen!

O Schatten du in unsrer Freude Licht! —
Daß dieses Blut auch unser Schwert muß färben! —
O Straßburg! müssen so wir um dich werben?

Vergieb es uns, „du wunderſchöne Stadt!"
Du einſt des deutſchen Reiches ſtolze Zier!
Haſt du es längſtens auch vergeſſen ſchier,
Wie du an Deutſchlands Bruſt dich trankeſt ſatt!

O unſre Sehnſucht wurde nimmer matt.
Ach wie viel lange Jahre denken wir
An dich zurück und ſeufzen wir nach dir,
In unſres Volkes Buch du ruhmreich Blatt!

Dein Münſter, nur vom deutſchen Geiſt erbaut,
Der weit in deutſches Land herüberſchaut
Daß ſtille Wehmuth unſer Herz bethaut —

Das Sinnbild iſt's von deiner Mutter Geiſt!
Iſt ſie an deiner Lieb' auch längſt verwaiſt —
Weil du verlernt, wie deine Mutter heißt!

O würde ſie jetzt zärtlich zu dir flehen:
„Komm, theure Tochter, komm in's Mutterhaus!
Der Trübſal und der Ohnmacht Zeit iſt aus,
In neuen Ehren werd' ich auferſtehen.

Komm wieder heim! Sag': fühlſt du jetzt nicht wehen
Ganz andre Luft, als wie du zogſt hinaus?
War mir mein Haus einſt ſelber doch ein Graus,
Und mußt' ich oft in Lumpen betteln gehen!

Jetzt aber, ſieh, mit ſtolz verjüngtem Leib
Schreit' ich einher als hehres Königsweib,
Es glänzt mein Haus, wie keins auf Erden mehr!

Sieh her, welch flammend Schwert in meiner Hand!
O Tochter, kehr' zurück in's Heimathland!" —
Sag', wärſt du dann bereit zur Wiederkehr?

O nein, ich weiß, dann würdest du wohl ſagen:
„„Was redeſt du zu mir? Dich kenn' ich nicht.
Fremd iſt mir deine Stimme, dein Geſicht,
Vergeblich müh'ſt du dich mit Flehn und Klagen!

Du ſprichſt von alten, längſt vergeſſnen Tagen!
Auf deine Liebe leiſt' ich gern Verzicht.
Und wenn vor Trauer jetzt das Herz mir bricht,
Du brauchſt ſie wahrlich nicht mit mir zu tragen!

So wirb um mich mit Brand und Kugelregen!
Doch nimmer werd' ich mich dir willig zeigen.
Nur meinem Frankreich iſt mein Herz zu eigen.

Zu lang auf ſeiner Größe Ruhmeswegen
Bin ich gewallt, und nie noch fühlt' ich Reue.
Nie brech' ich meinem Frankreich meine Treue.““

„„Was redeſt du mir vor von deiner Macht?
Nur Frankreich iſt die einz'ge Macht der Welt,
Nur unſer Geiſt der Völker Nacht erhellt.
Wer glaubt an deines Hauſes neue Pracht?

Verlor uns auch Verrath ſchon manche Schlacht,
Wir ſchlagen euch ſchon wieder aus dem Feld.
In Frankreich nur iſt der Soldat ein Held.
Kehrt nur das Glück uns heim, dann habet Acht!

Darum von deiner Liebe ſchweig' mir ſtill!
Denn wiß, mein Herz nichts von ihr wiſſen will,
Wohl aber von dem Haſſe gegen dich!

Schweig' ſtill von alter deutſcher Märchenzeit!
Für Kinderohren halte ſie bereit!
In Frankreich ward ich groß. Was kümmert's mich?““

Und ſagte ſchmerzlich deine Mutter drauf:
„O Kind, ſo konnteſt meiner du vergeſſen?
So höhnſt du deine Mutter ſtolz vermeſſen?
Weblan, ſo ſchlage deine Chronik auf!

Dein Aug' verfolge drin der Zeiten Lauf,
Bis der Beſchämung Thränen es benäſſen,
Bis dir der Wahn, der jetzt dich hält beſeſſen,
Zerrinnen wird in treuer Wahrheit Kauf!

Schau deines Münſters zaubriſch Steingebild!
Und rede noch von deutſcher Märchenzeit!
In deinem Hauſe prüf' der Sitte Geiſt!

Den Laut vernimm, der dir vom Munde quillt!
Nur welſcher Zauber hält dich noch gefeit! —
Nur deutſch biſt du, ob du's auch ſelbſt nicht weißt!"

„Und aus der Stadt durchwandle deine Fluren,
Die ſchmucken Dörfer in der Bäume Hag!
Schau deine Bauern an, den prächt'gen Schlag
Urdeutſcher alemanniſcher Naturen!

In ihrem Fleiß und Wohlſtand ſchau die Spuren
Der deutſchen Herkunft! — Sind das Welſche? — Sag'!
Ihr deutſches Volkslied hör'! Am Feiertag
Hör' in den Kirchen, ob ſie ab mir ſchwuren!

O deutſch blieb all dein Wort, dein Lied und Beten!
Und du kannſt jetzt vor deine Mutter treten,
Und höhnen: Weg, nicht kenn' ich dich? — Doch ich,

Ich, Tochter, kenne dich, wie oft ſchon fanden
Ihr Kind die Eltern bei Zigeunerbanden! —
Geraubt nur wardſt du mir — jetzt rett' ich dich."

O hätte deine Mutter so zu dir gesprochen
Mit ihres Herzen weichstem, tiefstem Laut,
Und wäre sie, von Thränen überthaut,
Vor Schmerz sogar in's Knie vor dir gebrochen —

Nie hätt' es doch dein trotzig Herz bestochen.
Du hättest kalt in's Antlitz ihr geschaut!
Dir klingt ihr Wort zu wenig noch vertraut.
Ach, zwei Jahrhunderte sind nicht zwei Wochen.

Und dieses auch sei ehrlich dir bekannt:
O allzulang zu unserm Schimpf und Schmerz
War Ruhm und Größe von uns abgewandt.

Drum sitzt auch Keiner streng jetzt zu Gericht,
Daß also du verhöhnst der Mutter Herz.
Zu lang warst du ihm fremd, du kennst es nicht! —

So müssen mit Gewalt wir jetzt dich rauben,
Dich wiederbringen deinem Mutterland.
Sind wir auch jetzt von dir noch tief verkannt
Der Sieger Helm, du wirst ihn noch belauben!

Ach, wie viel lieber sähen Friedenstauben
Wir über dich den Fittig ausgespannt,
Statt daß dich jetzt verheert so Schuß wie Brand! —
Daß du doch diesen Schmerz uns wolltest glauben!

Ach ja, wohl jubeln wir von Freude trunken,
Wenn wir den Erbfeind stets auf's Neu besiegen.
Doch deinethalb, du wunderschöne Stadt,

Sind wir in stille Wehmuth stets versunken,
Seh'n wir im Geist die Kugeln in dich fliegen! —
Gern mißten wir dies eine Lorbeerblatt.

O wenn es einmal nur zur Ende wäre! —
„Die armen Menſchen, Gott, wie die uns dauern,
Die angſtgefoltert unterirdiſch lauern,
Bis ſich der Himmel droben wieder klärе!“ —

O wie ſo tauſendfach, im Aug' die Zähre,
Klingt ſolch ein Wort! — Daß in zerſchoſſnen Mauern
Ihr's doch oft hörtet, wie wir um euch trauern,
Und gern euch ſchicken der Erlöſung Fähre! —

Und doch, wer wünſcht' es nicht aus tiefſter Seele,
Daß unſern Tapfern, die dich jetzt beſchießen,
Für der Belagrung Müh'n der Preis nicht fehle?

Daß fürder auch an dieſen Rheingeſtaden
Nur deutſche Wogen bald zum Meere fließen? —
Dank euch und Sieg — aus Preußen ihr und Baden! . . .

Da horch, wie brauſt durch's Land jetzt frohe Kunde!
Die weiße Fahne weht auf Straßburgs Zinnen!
Kein blut'ger Sturm mußt' es erſt uns gewinnen.
„O Straßburg unſer!“ fliegt's von Mund zu Munde.

O ſei geſegnet uns, Erlöſungsſtunde!
Nun floh die Zeit der Todesangſt von hinnen,
Durchduldet tief in feuchten Kellern drinnen.
Nun ſteigt an's Licht mit eurer Herzenswunde!

Glaubt uns, daß ihren Brand wir mit euch fühlen!
O weinet, weint! — Wer möcht' euch Thränen wehren?
Laßt Zorn und Haß euch noch das Herz durchwühlen!

O glaubt uns, daß wir's zu begreifen wiſſen.
Und dennoch, wie auch euern Schmerz wir ehren,
Wir können nicht, wir dürfen nicht euch miſſen.

Doch ſiehe, Straßburg, deutſche Stadt, wie eine!
Uralte Tochter, deutſchem Land entſtammt —
Da wilde Lohe noch dein Haupt entflammt
Und ſtarren Blicks du knie'ſt im Schuttgeſteine,

O ſieh, verklärt von hehrem Siegesſcheine,
Doch angethan mit ſchwarzem Trauerſammt,
Steht vor dir da zu heil'gem Tröſteramt
Die alte Mutter, liebend dich, wie keine.

Und ſchmerzlich lächelnd beugt ſie jetzt ſich nieder,
Und reicht dir ihre herzenswarme Hand,
Ob du auch kalt dich von ihr abgewandt.

„O Tochter," ſpricht ſie, „ſind' ich ſo dich wieder,
In Schutt und Aſche knieend, ſo voll Schmerz? —
Doch ſieh mich an und hör' mein Mutterherz!"

„Du klagſt und weinſt, doch ſieh, ich traure mit.
Nicht alſo wollt' ich einſt dich wieder finden,
Die ich vereinſt in deines Stammbaums Rinden
So zärtlich meinen Mutternamen ſchnitt.

Nicht zog ich prunkend her im Siegestritt,
Umbrauſt von ſtolzen Hehnes kalten Winden.
Ich komme deine Wunden zu verbinden,
Zu heilen komm' ich, was dein Herz erlitt.

Nicht ſcheit' ich dich, daß du ſo widerwillig
Dich meinem Mutterrufe widerſetzt.
O nein, mein Urtheil iſt gerecht und billig.

Nun ſchenke mir dieſelbe Macht der Treue,
Dein Herz, o ſchenk's der echten Mutter jetzt!
Der Liebe Bund, mit mir ihn jetzt erneue!" —

„O daß du doch mein Wort mir glauben magſt:
Wie eins wirſt du als Kind bei mir gehalten!
Mit flügſtem Fleiß will ich dein Heil verwalten,
Daß du gar gern noch „Mutter“ zu mir ſagſt!

Ob du mich auch des Raubes jetzt verklagſt,
Noch preiſen wirſt du meiner Pflege Schalten!
All deines Haſſes Gluth, ſie wird erkalten,
Wenn du erſt länger mir am Herzen lagſt!

Nicht blend' ich dich, wie welſchen Weſens Schiller.
Mein Angeſicht iſt ernſt und ſchlicht mein Kleid;
Verbergen nur trag' Gold ich und Geſchmeid.

Nicht klingt mein Lied als prahleriſcher Triller.
Nur tiefe, zarte Weiſen ſingt mein Mund,
Den Perlen gleichend, tief im Meeresgrund.“

„Was will's dich nach der Dämmrung noch verlangen,
Die Frankreichs Größe jetzt umfangen hält?
Die Deutſchen ſind das erſte Volk der Welt,
Umfloſſen von des Morgens goldnem Prangen.

Das Auferſtehungsfeſt, das wir begangen,
O feier's mit im neuen Kaiſerzelt!
Da Frankreichs Laub jetzt von den Bäumen fällt,
Laß deutſchen Frühling dir das Haupt umfangen!

Im Geiſterreich des Schiller und des Göthe
Magſt du jetzt meiner Schönheit Harfe lauſchen!
Beethoven, Mozart ſeien nun auch dein!

Vertauſch' den Abend mit der Morgenröthe!
Den deutſchen Adler laß dein Haupt umrauſchen! —
Bei Gott, du wirſt an Ruhm nicht ärmer ſein!“

„Und deinen Schweſtern gelt' ein gleiches Wort —
Von Weißenburg bis Diedenhofen allen!
Laßt eure Klagen drum in Wind verhallen!
Ihr Kinder hier! — Stieftöchter wart ihr dort!

Als der Gerechtigkeit und Sitte Hort
Wird euch des deutſchen Reichs Panier umwallen.
Fürwahr, nur gutes Loos iſt euch gefallen.
So Furcht wie Grollen, werft es über Bord!

Doch nein, was red' ich? — Was will ich verlangen?
Ach, menſchlich nur iſt euer Groll und Bangen.
Wer wirft ſo ſchnell ſie ab gleich altem Kleid?

Doch wird ein weiſer Arzt ſtets bei euch weilen,
Durch Wahrheit eure Wunden auszuheilen,
Daß euch das Leben freut, wie nie — die Zeit." —

* * *

Und wieder ſind es nahezu vier Wochen,
Seit Straßburgs Thor ſich uns erſchloſſen hat.
Und du, o Metz, lothring'ſche Schweſterſtadt,
Du ſtehſt in ſtarrem Trotz noch ungebrochen?

Was frommt's? — Das Urtheil iſt auch dir geſprochen
Auf tauſendfach mit Blut beſchriebnem Blatt.
Wardſt du bei Noiſeville nicht todesmatt?
Will immer noch ſo heiß das Blut dir kochen? —

Du ringſt umſonſt dich los aus der Umarmung!
Du jungfräuliche Veſte, ſträub' dich nicht!
Denn unſer mußt du werden ohn' Erbarmung.

Als Grenzburg mußt dem neuen Reich du dienen!
So will es dieſes Völkerkriegs Gericht.
Was helfen deine finſtern Feindesmienen?

Ha, glaubſt du, daß dein Widerſtand uns ſchwächte,
Daß Ruhr und hitzig Fieber, Froſt und Regen
Im deutſchen Lager ſich in's Mittel legen,
Und unſres Siechthums Macht Entſatz dir brächte?

Dahin, dahin ſind deiner Rettung Mächte!
Vergebens lugſt du aus nach allen Wegen!
Seitdem zerbrochen liegt Mac Mahon's Degen,
Sind ſternenlos all deiner Hoffnung Nächte.

Ob niederſtrömen kalte Regenſchauer,
Die Luft verpeſtend mit Geruch von Leichen,
Nicht wankt um dich die ehrne Mauer.

Doch immer näher ſeh' ich dich umſchleichen
Des Hungers grimm Geſpenſt auf gier'ger Lauer.
Gieb Acht, wie wird dein Trotz ſich bald erweichen!

O Friedrich Karls Soldaten, ſagt, wie ſoll
Zu eurem Preis ich jetzt die Harfe ſpannen?
Wo ſind die Sänger, die ſolch Lied erſannen,
Daß euer Ruhm erklinge ganz und voll?

Armſelig nur iſt jedes Dankes Zoll
Für ſolche Wochen, wie ſie euch verrannen,
Auf offnem Herbſtesfeld den Feind zu bannen,
Und preisgegeben jedes Wetters Groll;

Zur einz'gen Schau der Kameraden Grab,
Des Feindes Dörferbrand und Bettelſtab,
Moraſt oft nur zum grauſen Nachtquartier.

Ach, was für's Vaterland erduldet ihr,
Da ihr die Grenzburg jetzt ihm wiederbringt —
O nie und nimmer euch ſein Dank verklingt!

Wie jetzt Begeistrungsbrand die Stadt durchlief!
„O Metz ist über!“ brennt es lichterloh.
Doch ist es auch kein Feuer nur von Stroh?
Ich glaube Keinem, als des Königs Brief.

Doch horch, wie's jetzt schon durch die Gassen rief!
Wie flattert Fahn' an Fahne siegesfroh!
Der König schrieb's, Gottlob, 's ist wirklich so!
O Herz, mein Herz, nun athme frei und tief!

Für unsere Soldaten athm' ich auf.
Gott Dank, erlöst von dieses Lagers Schrecken,
Und vorwärts nun zu neuem Siegeslauf!

O Schauspiel, wie die Welt noch keines sah,
Wird jetzt Bazaine's Armee die Waffen strecken! —
Und mitten drinnen steh' im Geist ich da.

Welch Wetter, schaurig, wie des Schicksals Walten!
Die Himmelsdecke will den Halt verlieren.
In Regenströmen sie jetzt aufmarschiren,
All der Gefangnen finstere Gestalten.

Den Friedrich Karl seh' ich die Herrschau halten.
Bazaine sprengt an, vor ihm zu salutiren.
Und dann, ha sah ich wild sein Auge stieren,
Und wie sich fluchend seine Fäuste ballten!

Doch spürst du, wie auf schwarzem Geisterrosse
Noch Einer sich zur Heerschau eingefunden
Bei deines einst'gen Heers Vorüberziehn?

Und siehst du auch von Juarez' Geschosse
Durch weißen Mantel schimmern ros'ge Wunden? —
Den grabesernsten Reiter — kennst du ihn? — —

Dreizehnter Abschnitt.

Welsche Sünden und deutsches Mitleid.

Der Herbst ist längst ein überwundner Streiter,
So Frost wie Schnee die Herrschaft an sich riß;
Doch knirscht noch immer schäumend in's Gebiß
Des Krieges Roß, drauf sitzt der Tod als Reiter.

Ach, täglich klafft die Riesenwunde weiter;
Stets dichter wird der Trauer Finsterniß.
Fast überall des Frohsinns Kleid zerschliß;
Nur selten bleibt des Volkes Antlitz heiter.

O nicht, als ob für unser Heer wir zagten!
Ihm wird und muß der volle Sieg verbleiben,
Und uns die Macht, den Frieden vorzuschreiben.

Und nicht, als ob wir opferarm jetzt klagten!
O nein, nur furchtbar ernst sind wir geworden,
Und Schauer faßt uns bei dem steten Morden.

's ist wahr: viel schneller wähnten wir's vollbracht,
Durch solch unglaublich raschen Sieg verwöhnt,
Von so viel Lorbeerkränzen schon gekrönt —
Und jetzt noch immer neue blut'ge Schlacht!

's ist wahr: wir hätten nimmer uns gedacht,
Daß noch so stark das welsche Kriegshorn dröhnt.
Allzugering geschätzt und schier verhöhnt
Ward Frankreichs aufgehetzte Volkesmacht.

Zu aberwitzig und verächtlich log
Die neue Republik dem Volke vor,
Und hatt' ihr Blendwerk allzudreist geäfft.

Kein Wunder, daß uns deren Macht betrog!
Klingt doch auch Wahrheit selbst als Lüg' an's Ohr,
Treibt sie ein Volk als schimpfliches Geschäft!

Nun, wilder Volkskrieg, bist du aufgehetzt!
Nicht flattert mehr allein das Kriegspanier.
Am Schleifstein blinden Zornes rachestier
Das ganze Volk jetzt Dolch und Messer wetzt.

Zur rost'gen Flinte greift der Bauer jetzt,
Und schleicht zum Hinterhalt in's Waldrevier.
Vor'm Mord des Feindesschlafs im Nachtquartier
Des Bauernweibes Herz sich nicht entsetzt.

Der Wunden heil'ger Schutzbrief ist zerrissen.
's ist abgeschafft des Völkerkriegs Gewissen.
O alle Furien sind losgelassen! —

Den Geist der Menschlichkeit seh' ich verwildern.
Mein Blut erstarrt ob all den Greuelbildern.
Bei Gott, wen sollte Schauder nicht erfassen?

Unwiſſende, bethörte, arme Leute,
Daß in Verblendung ihr ſo tief verſunken!
Daß ihr als Opfer hetzender Hallunken
Der Volkstyrannen Jagd umſchnaubt als Meute!

Was hilft's, daß eure Hand den Mord nicht ſcheute,
Wenn euer Haus, das deſſen Blut getrunken,
Aufflackern muß in grauſer Sühne Funken,
Und ihr auf nacktem Feld des Elends Beute?

Droht' euch das Kriegsgeſetz nicht ſchon genug?
Und doch verhöhnt ihr's, unglückſel'ge Thoren,
Stets wieder neu mit feigem Mord verbündet!

Wenn dann um Haus und Hof die Lohe ſchlug,
Habt ihr nicht das Gewölk heraufbeſchworen,
Draus des Verderbens Rächerſtrahl gezündet?

Und dennoch, habt ihr meuchlings auch erſchoſſen,
Und euch verſündigt gar am Schmerz der Wunden,
O Keiner hat doch Freude noch empfunden
Ob ſolcher Sühne für die Kriegsgenoſſen.

Gewiß, kein Einz'ger hat noch unverdroſſen
Zu dieſem Rächeramt ſich eingefunden;
Und wie viel lieber ſolchen Dienſt's entbunden
Hätt' auf dem Schlachtfeld er ſein Blut vergoſſen.

Und ihr, ihr wollt uns drum Barbaren ſchelten?
Und mochtet doch leibhaftig ſie uns ſenden!
Ha, wie erſt ſie die Nacht uns grauſig hellten,

Die wilden Turkos mit der Dörfer Bränden!
Wie thieriſch unſre Frauen ſie umbellten! —
Doch Gott ſei Dank — ſie ſind in unſern Händen!

Die Turkos sag' ich? — O was kommt mir bei?
Die Turkos nur? — Hab' ich vergessen ganz,
Weß sonder allen Wüstenfirlefanz
Das welsche Volk allein schon fähig sei?

Gedenkt ihr noch der eignen Barbarei
Zu Bluthund Melac's Zeit, des Mords und Brands,
Mit dem das Paradies des Pfälzerlands
Ihr einst verheert zur öden Wüstenei?

Zu Heidelberg des Schlosses Brandstatt schaut!
Euch schlag' an's Ohr der Kinder Jammerlaut,
Als welsche Spieße sie in's Feuer hielten!

Und hatten sie's aus Nothwehr wohl gemußt? —
O nein, hohnlachend nur voll wilder Lust
Mit Mord und Feuer meilenweit sie spielten!

Doch nicht genug! Nein, qualm' auch du empor,
Du Riesenmordbrand in dem alten Speier!
Entsetzen faßt mich ob der höll'schen Feier.
Welch rasend Feuermeer von Thor zu Thor!

Der Dämon Monclare, wie er sich erkor
Die Windsbraut dort als gluthentflammter Freier!
Schon fliegt am Dom der goldne Flammenschleier.
Zum Brautgemach stürzt ein der Kaiserchor!

„Und nun hervor aus dem geweihten Steine
Ihr, deutscher Kaiser schlotternde Gebeine!
Ihr müßt der Hochzeit Gluthwein mir kredenzen!

Der „Allerchristlichste" der Völkerfürsten,
Louis Quatorze hieß nach diesem Wein mich dürsten!
Erscheint und macht ihm eure Reverenzen!"

Und auf den Tigerſchrei, ha ſchauerlich,
Wie bellten gier'ge Grabhyänen drein,
Und gruben Tatz' und Schnauze ſchnüffelnd ein!
Wie wühlten ſie, bis daß der Gruftſtein wich!

Und dann, o wie ſie neidiſch balgten ſich,
Als offen lag der Gräber heil'ger Schrein!
Wie zerrten ſie herauf ihr reich Gebein,
Bis jeder mit dem Raub bei Seite ſchlich!

„In Stücke geht, ihr Kaiſerleiber alle!
Was braucht ihr Demantring an Knochenhänden?
Heraus, Gebeine, aus den Goldbrokatn!“ —

Und in der ausgebrannten Domeshalle,
Hu, ward's ein kannibaliſch Leichenſchänden! . . . .
Das thaten uns — franzöſiſche Soldaten!

Doch nein, du ewig größte Nation,
Du unverwelklich reinſte Völkerblüthe!
Du Stern der Welt, der nie noch diſter glühte,
Du der Geſittung allzeit reinſter Thron!

Nein, glaub' es nicht! — 's iſt eitel Lug und Hohn,
Mit dem ein ſchwatzhaft Waſchweib ab ſich mühte,
Das einſt der Völker ſchmutz'ge Wäſche brühte,
Und deine jetzt beſchimpft um Judaslohn.

O daß die Schwätzerin ihr ſchnell erwiſcht,
Die ſolch ein albern Märchen aufgetiſcht,
Beſudelnd ſo den Mantel eurer gloire!

Zwar kennt ſie euch viel beſſer, als ihr ſie.
So leicht nicht gebt's; auch hat ſie viel Eſprit,
Der Völker Wäſcherin — **Madame l'histoire.**

Und als gar lang nach Louis Quatorze's Zeiten,
Deß Teufeln heut das deutſche Volk noch flucht,
Als ihr uns wieder freundlich heimgeſucht,
Nur zwanzig Jahre lang — pah Kleinigkeiten! —

O welcher Greuel Schuld — wer will's beſtreiten? —
Habt zur Verzinſung ihr auch dort verbucht!
Wie hieß auch dort durch unſres Wohlſtands Frucht
Zerſtampfend ihr des Krieges Elend ſchreiten!

Doch jetzt, jetzt ſpielt ihr der Geſittung Hort,
Weil wir die Sieger ſind in eurem Land,
Das einſt erzeugt Marat und Robespierre!

Vergaßt ihr eures großen Kaiſers Wort,
Das Frankreich einſt im Krieg ſo witzig fand,
Wenn's deutſches Elend höhnte? — „C'est la guerre!"

Und doch wie lächerlich! — Was red' ich kläglich
Nur von Verwüſtung, von Mordbrennerwuth
Und frauenſchänderiſchem Frevelmuth?
Erlitten wir's Jahrzehnte doch alltäglich!

O nein, wie war dies alles noch erträglich!
Doch wie die ſtolzestrunkne welſche Brut
Uns erſt das Herz gepeinigt bis auf's Blut —
O das war Schmerz und Schimpf, ach ganz unſäglich!

War nicht der Welſchen Wort nur Hohngelächter?
Und lagen nicht geknebelt und zertreten
Vor ihnen unſre Freiheit, unſre Rechte?

War nicht der Welt grauſamſter Menſchenſchlächter
Der Welſchen Gott? — Und was war all ihr Beten? —
Daß wir auf ewig blieben welſche Knechte!

O thut euch auf, ihr Gräber! — Steigt hervor
Millionenweiſe, die ihr dort gelebt,
Daß ihr millionenfach mir Zeugniß gebt:
Ich rede nicht als altersblöder Thor!

Ihr Seufzer all, ſchlagt neu an unſer Ohr,
Die ihr verwünſchend dort die Luft durchbebt!
Ihr Schmerzen all, o nochmal uns umwebt
Mit jener welſchen Schmachzeit Trauerflor!

Ihr Ketten, längſt zerſprungen, raſſelt wieder!
Der alten Knechtſchaft macht uns neu gedenken,
Auf daß wir jetzt nicht matt die Köpfe ſenken!

Umbrauſt uns alte, heil'ge Zornestieder!
's thut Noth, daß ihr uns mahnt, wie's einſt geweſen! —
's thut Noth, in der Geſchichte Buch zu leſen!

O unſre Feinde nicht mahn' ich daran.
Bei Leibe nein! Sie nicht, wozu denn auch?
War doch die Wahrheit nie noch dort der Brauch,
Weil ſtets im Schwange war der Größenwahn!

Doch unſern Blicken ſei'n ſie aufgethan,
Die Blätter all voll Schmach und Blut und Rauch,
Voll bittern Thränen und voll Seufzerhauch! —
O Tag und Nacht laßt uns ſie ſchauen an,

Damit wir keinen Tag das Glück vergeſſen,
Daß wir die Sieger blieben und nicht ſie,
Und wir in Feindesland den Krieg getragen!

Daß heil'ge Thränen uns das Auge näſſen
Und wir alltäglich mit geſenktem Knie
Aus tiefſter Seele „Gott ſei Dank drum" ſagen!

O drum ihr Alle, die in bangem Herzen
Vor Angſt und Sorg' und Trauer ſich verzehren,
Wer will gerechte Thränen euch verwehren,
Auslöſchen eurer Todtenfeier Kerzen?

Thut Eins nur nicht! — O wollt des Krieges Schmerzen
Mit ungerechtem Vorwurf nicht noch mehren!
Nicht gegen euer Vaterland ihn kehren,
Als trag' es Schuld an eures Glücks Verſcherzen!

Als hab' es können dieſem Krieg entrinnen,
Als woll' es nur auf ſünd'ge Rache ſinnen,
Wo doch der Feind den Frieden ihm gebrochen!

O weint euch aus! Des Vaterlandes Zähren,
Sie fließen mit, die euern zu verklären.
Nur ſolchen Vorwurfs Wort laßt ungeſprochen!

* * *

Und Eines noch, o Eines laßt mich ſagen:
Was giebt es Edleres, als fremdes Leid
Gleich ſelbſterlebtem voll Barmherzigkeit
In großem Menſchenherzen mitzutragen?

Geweihter Schmerz, mit Trauernden zu klagen!
O frommer Thatendrang, ſtets hilfbereit
Jetzt einzutreten in die ſchwere Zeit,
Und einzig nach dem innern Lohn zu fragen! —

O daß begeiſtert ich's hinaus kann rufen:
Noch iſt das Opfer nicht ein eitler Wahn!
Und wie das Heer es bringt ſtets gleich erhaben —

So zu des heim'ſchen Opfertempels Stufen
Drängt ſich das waffenloſe Volk hinan. —
Wer zählt ſie, die unzähl'gen Opfergaben?

O deutſches Heer, hochſtehend, ſo wie keins!
Biſt ja nur unſer eignes Fleiſch und Blut,
Nur unſer Weſen, Geiſt wie Herz und Muth —
Die Wehrkraft unſres einheitlichen Seins!

O eher woll' im Glanz des Sonnenſcheins
Ein ſcharfes Auge ſichten Gluth von Gluth,
Im Meereswogen eher Fluth von Fluth,
Als deutſches Volk und Heer — ſo ſind wir Eins!

Wir ſind daheim — ſie ſtehn vor'm Feind in Waffen;
Nicht weiß ich andern Unterſchied zu ſchaffen. —
Das gleiche, deutſche Volk ſo hier wie dort!

Kein Söldnerheer, und keins durch Loos erkoren!
Für's Vaterland ward Jeder gleich geboren.
„Das Volk in Waffen" — 's iſt kein leeres Wort!

O deshalb auch ſind bei den Siegesfeſten
Die Herzen uns von ſolchem Stolz durchklungen;
Nicht, weil Soldaten uns den Sieg errungen —
Nein, weil es unſre Liebſten und oft Beſten.

Weil aus dem Bauernhaus wie aus Paläſten,
Aus höchſten Höh'n wie tiefſten Niederungen,
Das Vaterland dies Volksheer ſich gedungen
Um gleicher Kränze Laub von gleichen Aeſten.

O deshalb hat uns der Begeiſtrung Gluth
Für's Vaterland daheim ſo hoch entflammt,
Zum Opferdienſt uns helfend aufzuraffen —

Weil uns voranging dein ſo hehrer Muth
In tauſendfach noch heil'germ Opferamt —
Du kämpfend, blutend, ſterbend Volk in Waffen!

Und darf ich euch vergeſſen, ihr Collegen,
Ob auch die Schlachtberichte nie euch nannten? —
Doch zählt ihr auch nicht zu den „Combattanten“,
Bei Gott! ihr ſeid nicht mindre tapfre Degen!

Steht doch auch ihr gar oft im Kugelregen!
Wo ſind ſie, die ihm feig den Rücken wandten?
Als einz'ge Angſt ſie nur die eine kannten —
Der Sterbenden und wunden Kranken wegen.

O wer ſie zählte, Tage ſo wie Nächte,
Drin dieſe Helden jetzt im Feld ſich mühen —
Welch' Opferſummen er zuſammenbrächte!

Ruhm euch und Dank, ihr Pfleger, Tröſter, Retter! —
Vom Baum, dran unſres Heeres Kränze blühen,
Brech' ich für euern jetzt die gleichen Blätter.

Doch, wie ich jetzt, um einen Aſt zu faſſen,
Den Blick zur Eiche freudig aufgeſchlagen,
Hör' ich an anderm Zweig die Blätter fragen:
„Weißt du, zu welchem Kranz wir möchten paſſen? —

Wenn auf dem Schlachtfeld Einer will erblaſſen,
Und noch die Kugeln durch die Wahlſtatt jagen —
Wer will ihm dann den Sterbetroſt noch ſagen,
Die Stirn ihm trocknen und ihn trinken laſſen?

In welches Auge darf vor'm Todesgrauen
Statt in der Liebſten Blick er dann noch ſchauen,
Wehmüthig lächelnd mit dem letzten Glanze? —

Den Gottesdienern und den Ordensſchweſtern,
Barmherz'gen Engeln, die nur Teufel läſtern,
O dieſen brich jetzt uns zu gleichem Kranze!“

Und iſt's nicht eine Gleichheit, hocherhaben? —
Der Sohn des ärmſten Webers hungerbleich,
Und der, deß Vater Millionen reich,
Aus gleichem Keſſel jetzt im Feld ſich laben.

Der ſonſt gewohnt, auf ſtolzem Roß zu traben,
Marſchirt ſich wund dem Handwerksmanne gleich;
Die Hand, die ſchwielig und die ſammetweich,
Hilft vor der Feſtung gleiche Gräben graben.

Daſſelbe naſſe Bett in ſtürm'ſcher Nacht!
Die gleiche Todesgefahr in wilder Schlacht
Für Arm wie Reich im einen deutſchen Heere!

Nur ein Spital — und gleicher Wunden Brand!
Ein Sterben nur für's eine Vaterland!
Daſſelbe Grab — die gleiche, letzte Ehre!

O weich bekehrend Beiſpiel für uns Alle,
Daheim auch dieſe Gleichheit zu erwiedern,
In Hoch und Nieder nicht uns zu zergliedern,
Daß Jeder gleichen Weg der Hülfe walle!

Daß auch des Aermſten Stimme nicht verhalle
Inmitten fürſtlich heben Troſtesliedern,
Und daß der Pfennig auch des noch ſo Niedern
Gleich klingend auf das Gold des Reichſten falle!

Ein Volk im Feld, und auch daheim nur eines,
Wir Alle tragend gleichen Helferſchild,
Um uns vom Feind der Kriegsnoth zu befreien,

Daß unſer Ruhm auch ſtrahle gleichen Scheines,
Und wir, als unſres Heeres Ebenbild,
Gleich ihm des Vaterlandes würdig ſeien!

Doch, Gott sei Dank, des Heeres große Lehre,
Sie ging daheim uns wahrlich nicht verloren!
Auch wir, für's Vaterland All' gleich geboren,
Stehn festgeschaart in gleichem Helferheere.

Zu schlagen nicht erheben wir die Wehre,
Zu heilen nur ist unser Muth erkoren.
Wir ziehn in's Feld aus des Erbarmens Thoren,
Mildthät'ger Dank ist unsre Fahnenehre.

Auch wir, wir haben unsre Generale,
Und Offiziere sind wir wie Gemeine;
Nur hat mit Löhnung Keiner was zu schaffen.

Wir zahlen aus, statt daß man uns bezahle.
Und doch kommt deine Dankschuld nie in's Reine —
Du andres, helfend, tröstend Volk in Waffen!

Und erst, welch andres Heer ist noch zu schauen,
Drin mit von Opfermuth verklärten Mienen
So Königin wie Bürgerstochter dienen —
Die ritterliche Heerschaar unsrer Frauen!

O schätzereiches Volk, in dessen Gauen
Der Frauen Würde noch so hehr erschienen!
Wer möchte nicht getrost, belehrt von ihnen,
Auf unsres Volkes goldne Zukunft bauen? —

O deutsches Frauenherz, so rein und tief,
Wie keins der Welt! Du, echter Frömmigkeit
Und reichster Schätze züchtiger Verwalter! —

Wie hat den altvererbten Adelsbrief
Dir neu jetzt ausgestellt die große Zeit! —
Lobpreisend greift, ihr Sänger, in den Psalter!

Ja, deutſche Frau'n, Heil euerm Näh'n und Spinnen!
Ihr ſchlagt um's Elend lindes Balſamtuch!
Den Segen wirkt ihr in des Krieges Fluch —
Des Schmerzes Thräne macht ihr milder rinnen!

Ihr, unſrer Helden fromme Pflegerinnen,
Ausathmend ſüßen Troſtes Wohlgeruch,
Auch ihr ſollt ſteh'n in unſres Ruhmes Buch!
Half doch auch ihr ihn unſerm Volk gewinnen!

Die ihr alltäglich auf der Liebe Händen
Durch Liebesgrüße wie durch Liebesſpenden
Der Heimath Troſt in's Feindesland getragen —

Die Wunder, die ihr thut, wer mag ſie zählen,
Heilt Mann und Sohn mit neuer Kraft ihr ſtählen? —
O jede Schlacht — ihr habt ſie mitgeſchlagen!

Ja, deutſches Volk, des Mitleids Opferkranz,
Als höchſten Schmuck ſoll jetzt jed Haupt ihn preiſen! —
Mitleid mit unſern Wittwen, unſern Waiſen,
Mit jedem armen Haus des Landwehrmanns!

O hart dabei zu bleiben, ſagt, wer kann's?
Daß er auch Weib und Kind ſich mußt' entreißen,
Die jetzt Almoſen wärmen muß und ſpeiſen? —
O Mitleid, jedes Auges ſchönſter Glanz! —

Mitleid mit den Verwundeten und Kranken!
Doch auch mit unſres Heldenheers Geſunden,
Die der Entbehrung herbſte Hefe tranken! —

An all dies Mitleid laßt zuerſt uns denken,
Es täglich neu durch Liebeswerk bekunden! —
Dann wollen wir es auch dem Feinde ſchenken.

Nicht ſchlug ich auf das Buch der Weltgeſchichte,
Darin verzeichnet ſtehn die welſchen Sünden,
Daß wir mit Welſchenhaß uns neu verbünden,
Und daß auf Bruderlieb' ein Herz verzichte.

Nicht will ich in unchriſtlichem Gerichte
Ein liebloſ Urtheil irgendwem verkünden,
Der aus der Menſchlichkeit barmherz'gen Gründen
Zum Erbfeind ſchaut mit Trauer im Geſichte.

Denn Menſchen ſind's wie wir, die dort jetzt dulden,
Und Millionen ohne Selbſtverſchulden.
Wer ſucht ſie aus, die wahren Uebelthäter? —

Doch wer liebängend nur den Feind bedauert,
Und unſerm eignen Leid ſein Herz vermauert,
Der iſt kein Deutſcher — der iſt ein Verräther!

Und jene Frau'n, die nach den erſten Schlachten,
Als Freund und Feind in Wunden zu uns kamen,
Die wahrlich wir in gleiche Pflege nahmen —
O jene Frau'n, die erſt des Feinds gedachten,

Die ihn gehätſchelt gar in welſchem Schmachten, —
Verdienten ſie noch deutſchen Frauennamen?
O nein, das waren einzig deutſche Damen,
Undeutſch wie ihre Sprache, ihre Trachten.

Doch unſern deutſchen Frauen Ruhm und Ehre!
Die wen'gen trüben Wellen längſt verrannen
In deren reinem, heil'gem Liebesmeere.

Wer ſieht in unſres deutſchen Mitleids Flören
Die welſchen Fäden noch, die Jene ſpannen? —
Sei ſtill, mein Herz, was will's dich noch empören? —

Und jetzt auch dieses nicht, um Haß zu schüren,
Zog bald vergessen schon ich neu an's Licht;
Nur deshalb, weil es unsre Stärke bricht,
Will Mitleid mit dem Feind zu tief uns rühren.

Erst laßt den Krieg uns stark zu Ende führen,
Bis welscher Wahnwitz leistet drauf Verzicht.
Dann lasset auch — wer ist, der widerspricht? —
Mit den Besiegten Mitleid uns verspüren.

Ja, so wahrhaftig und aus ganzem Herzen,
Wie unserm eignem Volke wir's beschieden.
Denn dann, dann zollen wir's dem Feinde nimmer.

Dann sind's wie unsre gleiche Menschenschmerzen.
O triumphirend auch laßt uns im Frieden
Nur edle Menschen bleiben — immer — immer!

Vierzehnter Abschnitt.

Vom Geist des Vaterlandes.

Verzeiblich ist es, weil es menschlich ist,
Daß Viele kriegesmüd das Haupt nun senken,
Und an des Krieges Schmerz nur meist noch denken,
So daß ihr Herz darob den Sieg vergißt.

Zu lange währt für sie des Kampfes Frist,
Und zu viel Blut sah'n sie die Erde tränken.
Doch Keinen, Keinen soll mein Vorwurf kränken,
Daß allzusehr er eignes Leid bemißt! —

O ja, bei Gott, wie ist es doch verzeiblich,
Wenn oft die besten selber jetzt ermatten,
Wo soviel Glück und Hoffen sie bestatten!

Und doch, und doch, 's ist wahrlich nicht gebeiblich,
Auch unsern Muth dazu in's Grab zu legen! —
O harret aus — des Vaterlandes wegen!

Ich weiß es wohl: Ergebung zuzusprechen,
So wohlfeil ist es und so leicht geschehen;
Wenn Einem will das Herz in Stücke geben,
Zu mahnen, daß es nicht soll vollends brechen.

Und doch, was frommt's, verzagend uns zu schwächen? —
Ausharren müssen wir und aufrecht stehen;
Und über diese Zeit hinübersehen,
Wie nach dem Meersturm auf bekannte Flächen.

Wie werden einst auf dieser Tage Bahnen,
Drauf jetzt so bitter unsre Thränen fallen,
Die Enkel stolzbegeistert leichten wallen! —

Drum, Volk, vergiß nicht deines Körners Mahnen:
„Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine Eichen.
Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen?“ —

Daß eure Todten doch ihr Kundet fragen:
„Sieh' Rede mir, du sel'ger Heldengeist!
Wenn du von meinem Schmerz im Jenseits weißt —
O sprich, wie soll ich deiner würdig klagen?“ —

Und jeder Geist, fürwahr er würde sagen:
„Was fragt ihr mich, wie meiner werth ihr heißt?
So klagt nicht allzusehr und so beweist
Jetzt gleichen Heldenmuth im Schmerzertragen!

Für's Vaterland ich auf dem Schlachtfeld blieb.
Daß auch durch mich es einig auferstand,
Hab' ich mein Leben freudig dargeboten.

Beweinet mich! — Habt auch im Tod mich lieb!
Doch lieber noch habt euer Vaterland! —
So sollt ihr würdig klagen um mich Todten!“

O Geist des Vaterlandes, laut wie je
Ruf' ich dich an: „Sei deinem Volke nah!
Hilf ihm, daß bis zum vollen Gloria
Sein Gottvertrauen muthig aufrecht steh'!

Ach, allzutief drückt schon des Krieges Weh,
So viel auch unser Aug' an Siegen sah.
Zu vielen Herzen blut'ges Leid geschah
Seit diesem Sommer bis zum jetz'gen Schnee.

Nicht unserm Heere trauern thust du noth!
O nein, das geht mit gleichem Heldenmuth
Alltäglich neu für dich in Kampf und Tod.

Doch uns daheim verzagt das Herz im Streit.
Der Winterfrost schleicht auch in unser Blut.
Mach's wieder glühen wie zur Sommerszeit!"

Nicht schäumt mehr der Begeistrung Goldpokal,
Wie nach der Sedanschlacht. Nicht siegesheiter
Schaut uns der Krieg mehr an, gleich jungem Reiter
Hinstürmend über's Feld im Morgenstrahl.

Jetzt ist des Krieges Antlitz ernst und fahl.
Ein wunden- sowie furchenreicher Streiter,
Marschirt er Schritt für Schritt erringend weiter,
Und Wetterwolken drücken tief in's Thal.

Doch soll's uns der Bewundrung Flamme dämpfen,
Weil jetzt nur hart erstrebt, nicht sturmgleich fliegend,
Der Sieg uns naht? — Wer geizt mit altem Lobe? —

Ist nicht dies neue, schwere, zähe Ringen,
Ausdauernd jede Noth und sie besiegend,
Erst unsrer Volkskraft wahre Feuerprobe?

Nun ſeh' gar Manchen ich die Hände ringen,
Daß ſo viel edles Leben ſchon entfloh.
Und doch, wie ließ zuvor erſt liedesfreh
Sich Körner's „wilde Jagd" und „Schwertlied" ſingen!

Wie mocht' uns Blüchers Namen hehr doch klingen!
Und ſchalten wir uns herzlos drum und reh,
Wenn wir von Leipzig und von Waterloo
Der Schlachten Tag durch hohes Feſt begingen?

O tönten wir auch dort der Trauer Harfen?
Verhüllten wir das Feſtpanier mit Flören?
Dacht' Einer, daß zum Wein er Thränen miſche? —

Daß wir den Erbfeind einſt zu Boden warfen,
Als Grundton klang's in unſern Jubelchören.
Und ſcheue Freude nur ſaß mit zu Tiſche.

Und floß vielleicht ſeit Jena's Niederlage
Bis zu dem letzten Einzug in Paris
Des Blutes weniger? — Wer ſagt mir dies?
Ward minder wohl geweint, als heut zu Tage?

O ſagt: ob auf dem Rieſenſarkophage,
Den jene große Zeit uns bauen ließ,
Der Opfer Zahl geringer ſich erwies?
Und war ihr Tod dort minder werth der Klage?

Und doch, wie haben ſchon ein Halbjahrhundert
Wir jene andre Blutzeit doch gefeiert,
So dicht ihr Schmerz auch einſt das Volk verſchleiert!

Was jetzt beklagt wird, haben wir bewundert.
Was Fluch nun heißt, das galt uns dort als Segen,
Als Heil des Vaterlands. — O ſagt, weswegen?

Hat Leipzig, hat uns Waterloo gereinigt,
Ob wir den Erbfeind auch zu Schanden machten?
Ward durch den Donner all der Völkerschlachten
Die deutsche Luft vom alten Fluch gereinigt?

Ward unsre Freiheit nicht auf's Neu gesteinigt?
Hub nicht die Knechtschaft an, dort neu zu nachten?
Ha, wie die Eulen dort der Adler lachten,
Die man im Käficht flügelwund gereinigt!

Ihr wußtet das! Und doch ohn' Leid und Zorn
Begingt alljährlich ihr als Festgenossen
Der Schlachten Tag, und flochtet Kränze drum!

Trotz Blut und Tod, trotz Distel und trotz Dorn,
Die hinterher daraus uns aufgeschossen!
Und doch, und doch! — O sagt: warum, warum?

Soll ich euch sagen, was ihr selber wißt? —
O deshalb habt ihr jenes Fest begangen,
Trotz Tod und Täuschung mit verklärten Wangen,
Weil dort verrennen unsrer Ohnmacht Frist;

Weil dort zu Ende ging der Bruderzwist,
Weil dort des Rheinbunds schnöde Ketten sprangen,
Und, von des Vaterlandes Geist umfangen,
Der Freiheit „Engelsbild" erschienen ist.

O deshalb feierten wir jene Siege
Trotz all der Schmach, die ihnen nachgehinkt,
Trotz all den Träumen, die in Trug zerronnen,

Weil uns in jenem ersten heil'gen Kriege
Der Stern der Hoffnung tröstend zugeblinkt:
'o werd' unsrer Einheit Sieg doch noch gewonnen!

Und wißt ihr, welcher Gast dann unsichtbar
Mit uns zu Tische saß, wie Morgenschein
Gleich jung allzeit, im Mantel makellrein,
Und thaufrischen Kranz im lock'gen Haar?

Mit Augen gleich erglänzend Jahr um Jahr? —
Wißt ihr, wer uns kredenzt der Freude Wein,
Und uns entflammt, im Hoffen stark zu sein?
Wißt ihr, wer unsres Fests Begeisterer war?

Der Geist des Vaterlandes, nie veraltend,
Der war's, der, unsrer Sehnsucht Schatz verwaltend,
An solchem Festtag bei uns eingekehrt.

Doch nicht den Kranz allein trug er im Haare.
Nein, wißt: verborgen unter'm Festtalare
Trug er auch neuen heil'gen Krieges Schwert.

O wäre dieser hehre Geistergast
Urplötzlich sichtbar uns beim Fest erschienen,
Und hätt' er erst mit liedverklärten Mienen
Des Vaterlandes Psalter dann erfaßt,

Daß ihr, in sel'gen Schauern All erblaßt,
Den Weisen lauschtet und, entflammt von ihnen,
Gelobtet euerm Vaterland zu dienen,
Und wäre noch so schwer der Opfer Last —

Und hätt' er mittendrin dann allzumal
Hinweggeworfen Harfe wie Talar,
Der Scheid' entreißend den verborgnen Stahl,

Und durch den Festsaal jubelnd: „Schenket ein!
Was ihr so heiß erfleht, jetzt werd' es wahr!" —
Wie möcht' uns wohl zu Muth gewesen sein?

Und hätt er weiter dann uns zugerufen:
„Verstummt sei nun der Worte Wuth und Zorn!
Nun steh' ich in der Thaten Wunderhorn.
Hört ihr mein Kriegsroß kämpfen mit den Hufen?

Nun steigt heran des Opfertempels Stufen!
Lernt beten erst! — Denn wißt: Der Einheit Korn,
Nur auf dem Schlachtfeld reift's! — Mit Blutes Born
Füllt betend auf des Opferweines Kufen!

Dann wird das Volk in neuem Kaiserreich
Auf nie geschauter Größe Bahnen wallen!
Ich sag' es ihm, der Geist des Vaterlands." —

So sagt jetzt ihr, wem wäre starr und bleich
Ob solchem Ruf der Becher wohl entfallen? —
Wem hätt' es wohl getrübt des Auges Glanz?

Beim ew'gen Gott, mir nicht! Des Festes Becher,
Ich hätt' ihn bis zur Neige leer getrunken!
Doch euch auch wär' er wahrlich nicht entsunken,
Gewiß nicht, nein! — Ihr vaterländ'schen Zecher!

Nun lebt, jetzt kam der alte Friedensbrecher,
Zu Ende ging der Worte wohlfeil Prunken.
Nun wirke nach des Festweins Feuerfunken! —
Wer will jetzt zittern wie ein armer Schächer?

Nun gilt's der Wirklichkeit so schwerer Zeiten
Gleich lichtem Blicks, wie dort dem Traumgebilde,
Auch jetzt entschlossen in das Aug' zu sehen!

Und da im Feld die Söhne für uns streiten,
Mit unsres Vatermuthes Schwert und Schilde
Daheim als Mann in unserm Haus zu stehen!

Ja, Geist des Vaterlands, ich rufe dich:
„O bleib' bei uns, verlaß uns nimmermehr!
Im ganzen deutschen Volke flieg' umher!
Hilf jedem Herzen, dem der Muth entweich!

Wo immer eins sich härmt zu bitterlich,
O dann es liebreich die Ergebung lehr'!
Erleichtre jede Last, die drückt zu schwer!
O Geist des Vaterlands, erhöre mich!

Palast wie Hütte, o besuch' sie gleich!
O sprich zu Allen, Allen trostesreich,
Zur reichsten Mutter, wie zum ärmsten Weibe!

Alltäglich neue Todesschatten nah'n.
Wie tausendfach bricht düsterer Abend an! —
O Geist des Vaterlandes, bei uns bleibe!"

„Den goldnen Psalter, nimm ihn neu zur Hand!
Dein Haupt, umschling's mit neuem Eichenreis!
Durch unser Jagen sing' vom Siegespreis!
O juble du durch unsrer Schmerzen Brand!

Von deiner Größe sing', die neu erstand!
Nicht acht' auf unser Weinen, herb und heiß!
Sing', sing', daß man dich hör' am Nordpol eis
Und daß man aufhorch' in der Wüste Sand!

Sing' uns von alter Schmach und neuer Ehre!
Sing', was wir wurden und was wir gewesen,
Daß unser Leid in kühnen Stolz sich kehre!

Sing' stärker noch die Starken und Gesunden!
Der Trauerkranken Herz, o mach's genesen!
Besing' die Todten! — Sing' in Schlaf die Wunden!" —

Wie du voll Majeſtät einher nun ſchreiteſt,
Du einſt nur wandelnd mit verzagtem Schritt!
O Geiſt des Vaterlandes, zieh uns mit,
Daß du auch unſern Geiſt zur Größe leiteſt!

Wie du nun überall nur Furcht verbreiteſt!
O unſern Herzen auch mit Schwertesſchnitt
Schneid' falſche Demuth aus, dran jedes litt,
Daß echtem deutſchen Stolz den Platz du weiteſt!

Daß wir zum eignen Staunen inne werden,
Welch eine Welt von Kräften in uns liegt,
Sobald ſie nur der Zwietracht Bann entbunden!

Daß wir ein Volk ſind, groß wie keins auf Erden! —
O erſt, wenn dies Bewußtſein in uns ſiegt,
Dann erſt iſt Frankreich völlig überwunden.

Wem trieb' es jetzt das Blut nicht in's Geſicht,
Daß deutſchen Geiſt er je verachten wollte? —
Daß welſchem Weſen er Bewundrung zollte,
O wen beſchliche jetzt die Reue nicht?

In dieſer großen Tage Weltgericht,
Wer iſt, der jetzt nicht ſelber mit ſich grollte,
Daß undeutſch Blut noch je ſein Herz durchrollte,
Umſonnt von welſcher Bildung dunſt'gem Licht?

Daß er geſund gewähnt, was faul und krank,
Gehäſchelt welſches Wort als deutſcher Buhle?
Wen faßt nicht Ekel vor dem welſchen Pfuhle? —

O Geiſt des Vaterlandes, Dank, o Dank,
Daß du nun Jeden lehrſt, dich neu verehren
Und aus der Fremde zu ſich wiederkehren! —

Und o wie Großes auch haſt du gethan
Bei unſern Brüdern in der Fremde Landen!
Wie ziehſt du dort auch, ſeit du neu erſtanden,
Der Deutſchen Herz mit neuem Zauber an!

Wie lauſcht am fernſten Strand des Ocean
Ihr Ohr auf deiner Siegesſtürme Branden!
Voll Stolz ſchon jetzt die deutſchen Schiffe landen,
Wie's nie die fremden Ufer dort noch ſah'n.

Ha, fliegt die deutſche Flagge ſiegesheiter!
Wie Kapitän ſammt Mannſchaft ihr zu Füßen
Die Landsleut' all mit frohſten Blicken grüßen!

Und „Hurrah" ſtürmt's als Echo unſrer Streiter
Jetzt vom Verdeck. „Hurrah" hallt's längs des Strandes.
Hurrah, erſtandner Geiſt des Vaterlandes!

So brauſt dein Auferſtehungsgruß mit Macht
Als Zaubrer durch die weite neue Welt,
So weit ein deutſches Haus vom Himmelszelt
Umwölbt drin wird und ſteh's in Urwaldsnacht.

So wird von deines Bildes neuer Pracht
Der fernſten Söhne Herz mit Stolz geſchwellt,
Von neuer Träume mildem Licht erhellt,
Von neuer Liebesgluth für dich entfacht.

Das Hoffen, das ſo Mancher dort begraben,
Aus langem Scheintod ſchlägt's die Augen auf,
Und neu belebt ſich ihr erloſchner Glanz.

O laß an deinem Anblick ſie ſich laben
Bis ihre Thräne kommt in linden Lauf! —
Dann trockne du ſie, Geiſt des Vaterlands!

Wie uns die neue Welt schier will beschämen,
So reich erschließt sie der Geschenke Schrein.
Habt Dank! sie sollen wohl verwendet sein,
Der Kriegsnoth wilden Wolf damit zu zähmen.

Doch hoffet auch: nicht wird als eitles Schemen
Zerrinnen unsrer Siege prächt'ger Schein!
Nein, eure Liebe helf' als Edelstein
Des neuen Kaisers Mantel mit verbrämen!

Der Eintracht neues Reich soll uns jetzt werden,
Und euer Herz auch soll daran sich freuen,
Daß ihr drin niederlegt der Ehrfurcht Kranz!

Wo immer Deutsche wohnen rings auf Erden,
Ob in der alten Welt, ob in der neuen —
Sei drin verherrlicht, Geist des Vaterlands!

Beim Himmel ja! Die Zeit, sie sei verronnen,
Wo in der Fremde man gespottet deiner!
Wo jedes Volk, und war's auch zehnmal kleiner,
Im Ehrenstreit mit dir den Sieg gewonnen!

Die Flagge, jetzt von deutscher Hand gesponnen,
Sie steh' an Macht und Ehre nach einst keiner!
Und keines Volkes Name sei, nicht einer,
Den lichter noch der Ruhm jetzt mag umsonnen!

Verstummt nun, stolzestrunkne Nationen,
Die ihr noch kurz auf uns herabgeschaut
Vor dieses heil'gen Krieges Riesenthat!

Wie lange währt's? und vierzig Millionen
Sie haben sich ein neues Reich erbaut! —
Dann schaut hinauf, wie einst ihr niedersaht!

Doch ihr auch, die in fremder Reiche Grenzen
Im Herzen noch des Vaterlandes Söhne,
Helft ihr auch, daß in neuer Ehr' und Schöne
Der Fremde möge neu deß Geist erglänzen!

Helft unsres heil'gen Krieges Sieg ergänzen,
Daß auch die Fremde sich des Wahns entwöhne,
's bleib' ungestraft, wenn sie den Deutschen höhne,
Aufspielend uns zu der Mißachtung Tänzen!

O ihr auch nach des Ruhmes Lorbeer ringt,
Daß edel, züchtig, arbeitsam wie treu
Und „deutsch" nur eines und dasselbe heißt!

Daß dann, „soweit die deutsche Zunge klingt",
Die Welt verehren soll mit heil'ger Scheu
Des deutschen Vaterlandes großen Geist!

O Heil mir altem Mann, dem Grabe nah,
Daß ich, vom Winter tief schon eingeschneit,
Jetzt noch erlebe solche Frühlingszeit! —
O höchste Gnade, die mir je geschah!

Heil jedem Mann, daß er leibhaftig sah
So groß sein Volk in solchem Riesenstreit!
Heil unsern Söhnen, die mit Blut geweiht
Das künft'ge Weltreich der Germania!

Heil unsern Frauen, die mit milden Fingern
Den Balsam durften um die Wunden schlagen,
Und frommen Trösterblicks den Schmerz verringern!

Heil unsern Enkeln, die, wenn einst sie lesen
Von diesem heil'gen Krieg, voll Stolz dann sagen:
„Da bin auch ich schon auf der Welt gewesen!"

Fünfzehnter Abschnitt.

Vom Erntetag und Schnitterlohn.

O heil'ger Krieg, wer dich einst mag besingen,
Wo nimmt der wohl die Weisen alle her?
Und schöpft' er auch den tiefsten Brunnen leer,
Stets harrt ein neuer Ton, um auszuklingen.

So wird er fort und fort um's Ende ringen;
Doch wie der Fluth beständ'ge Wiederkehr
Schwillt immer neu heran des Liedes Meer.
Kein Sängermund kann's je zu Ende bringen.

Und meint das heutige Geschlecht zu enden,
Auf neuen Anfang wird das zweite sinnen.
Dann wird der Enkel Zeit es weiter spinnen.

So wird stets neu von der Geschlechter Händen
Des Danks und der Bewundrung Harfe rauschen,
Und staunend manch Jahrhundert noch ihr lauschen.

Und alſo will's auch meinem Sang ergehen.
Kaum, daß aus tiefſter Bruſt hinaus er ſchallt,
So dünkt er wieder dürftig mir und kalt,
Ob tiefe Schauer auch mich ſelbſt durchwehen.

Auf einem Alpengipfel möcht' ich ſtehen
Und leih'n mir des Gewitterſturms Gewalt,
Wenn donnernd durch's Gebirg er wiederhallt.
Mit ſolcher Harfe möcht' ich niederſehen.

In ſolchen Tönen möcht' ich dankend preiſen
Die Rieſenheldenthaten unſres Heers.
O was ſind alle armen Menſchenweiſen?

Und wollten all zu einem Lied ſich ſammeln —
Den ſolch urmächtiges Gebraus des Meers
Iſt aller Heldenſang nur kindlich Stammeln.

* * *

Da liegt es nun, das welſche Babylon,
Den unſres Heeres Wächterring umſtellt.
Der Völker Stadt, der Mittelpunkt der Welt,
Gefangen liegt ſie nun, ſich ſelbſt zum Hohn.

Paris, das Herz der großen Nation,
So lüſtern einſt, von üpp'gem Stolz geſchwellt,
O wie's ſchon jetzt die Zeit der Faſten hält!
Charwoche feiert's im Advente ſchon.

Nun wird ob unſres Heeres Waffenringe
Das Luftſchiff hilferufend ausgeſchickt.
Nun harren ſie des Troſtes ihrer Tauben.

Doch Lüge nur trägt heimwärts ihre Schwinge. —
Verblendet Volk, in Lügen ganz verſtrickt!
Wann wirſt du endlich an die Wahrheit glauben?

O Dämen welscher Lüge jag' einher,
Den Wahnwitz und den Leichtsinn zu Genossen!
Sprengt durch das Land ihr Drei auf wilden Rossen,
Aufhetzend zu der letzten Gegenwehr!

Vom Herzblut zapft den Leib des Volkes leer,
Bis daß der letzte Tropfen draus entflossen!
O himmelschreiend Blut, das ihr vergossen!
Errettet's euch doch nie und nimmermehr!

Ob Heer um Heer ihr aus dem Boden stampft,
Und euern letzten Feldherrn noch verbraucht,
Um jeden des Verraths dann anzuklagen —

Und ob auch tiefer stets das Blutmeer dampft,
Drin euer Volk, wie unsres niedertaucht —
Beim ew'gen Gott, er hilft uns doch euch schlagen!

Ja, wär's im Krieg mit Prahlen abgethan,
Und wären Schuß und Hiebe eure Zungen,
Wie läge jetzt schon längst von euch bezwungen
Die deutsche Heeresmacht auf blut'gem Plan!

Führt' euch der Lüge Geist als Feldherr an,
Mit solcher Kunst, wie ihm sein Trug gelungen,
Wie hätte längst bei euch schon ausgeklungen
Das Jammerlied von des Verrathes Wahn!

O scheltet uns ein Volk von Denkern nur!
Ganz recht! — Auch jetzt mit scharfen Denkens Uhr
Stehn wir im Feld und folgen ihrem Zeiger.

Laßt ihr dem Zungenwerke freien Lauf,
Und spielt mit Phrasenklang zum Kriegstanz auf,
Ihr großen Schwätzer, unserm großen Schweiger!

Du harrſt umſonſt, Paris, auf dein Befrei'n
Und müh'ſt dich, deine Ketten zu zerreißen!
Nur Märchen ſind's, die dir Entſatz verheißen,
Wir einzig werden die Befreier ſein.

Umſonſt all deiner Veſten Blitzesſchein,
Vergeblich all die dumpfen Donnerweiſen!
Ach nur auf immer tieferen Geleiſen
Sinkt dir und uns des Todes Wagen ein.

Stets dunkler bricht dir an der Noth Umnachtung.
Ha, blickt ſchon jetzt dein Antlitz bleich und hohl!
Und, o wie ſchauerlich klingt dein Gelächter!

Wie ſteht's wohl jetzt mit deutſchen Volks Verachtung?
Nicht wahr? Zum mindeſten — das glaubſt du wohl! —
Sind unſere Soldaten gute Wächter!

Zwar währt euch ihnen allzulang die Wache,
Und Gott mags wiſſen, wie ſie mühſam iſt.
Wo iſt das Maß, daß all die Mühſal mißt,
Und das ergründet der Entbehrung Schacht?

Schon Monde lang aufreibend Tag und Nacht
Solch ſtrenges Wächteramt voll Muth und Liſt!
Als einz'gen Wechſel in der öden Friſt
Granatenplatzen und oft wilde Schlacht! —

Heut Schanzen bauen, morgen Gräber graben,
Am Tag verregnet werden, Nächtens frieren;
Bei ſchmaler Koſt nie frohen Muth verlieren,

Und immer gleiche Todesverachtung haben —
O ſagt mir wohl: wo mag der Lorbeer grünen,
Um ſolche Dankesſchuld dem Heer zu ſühnen?

Doch nein! Was red' ich? — Lorbeer lediglich?
Hat der nicht einſt auch unſer Schwert umlaubt,
Und hing daheim verhöhnt dann und beſtaubt,
Daß uns bei deſſen Schau nur Scham beſchlich?

Soldaten mögen mit begnügen ſich,
Heimkehrend mit dem friſchen Kranz um's Haupt!
Doch du, deß Herz an Höheres noch glaubt,
Du Volk in Waffen, du erbarmteſt mich,

Wenn dir's nicht anders ging', als uns ergangen,
Hielt' einzig nur ein Kranz dein Haupt umfangen,
Um an der Wand daheim dann zu verderben!

O nein, du todesmuthig Volk in Waffen,
Du mußt dir andern Lorbeer jetzt erraffen
Für all dein Streiten, Bluten und dein Sterben!

O ſolchem Heer, ihm lieg' ein Kranz bereit,
Wie er, ſo lang noch Sieger heimgekehrt,
Noch keines einz'gen Volkes ruhmreich Schwert
Jemals geziert nach einem Völkerſtreit!

O lang genug hat tiefſtes Sehnſuchtsleid
Nach dieſem Kranz uns ſchon das Herz beſchwert.
Jetzt werd' er endlich, endlich uns beſchert
Nach dieſes heil'gen Krieges Opferzeit!

Der Kranz, der einzig und allein vermag
Solch eines Volks in Waffen werth zu ſein —
O dieſer nur, du glorreich Heer, ſei dein!

Der Kranz, der an des Sieges Ehrentag
Die Stirne ſchmückt des ganzen Vaterlands —
Des deutſchen Reiches Auferſtehungskranz!

Doch Gott ſei drum gedankt auf meinen Knie'n!
Wie geht durch Mark und Bein mir wonnig Zittern!
O juble mit, du Heer von deutſchen Rittern!
Denn dieſen Kranz, ſchon ſeh' ich flechten ihn.

O hehre Schauer, die mein Herz durchzieh'n!
Noch wild umdonnert von des Kriegs Gewittern,
Durch tödtlich Brauſen von Granatenſplittern,
Hör' ich des neuen Reiches Harmonie'n! —

O meiner Jugend nie verſchollnes Lied,
Dereinſt mein eigner kühner Schlachtgeſang,
Der ſelbſt im Kerkerleid nicht von mir ſchied! —

O Gott, wie wird das alte Herz mir weich!
Schon hör' ich deinen alten Zauberklang —
Du hehes Lied vom neuen deutſchen Reich.

* * *

O wundergroße Zeit, die wir erleben,
Wer faßt dich in das Herz ſo eng und klein?
In wenig Monden langer Jahre Reih'n
Ereignißſchwer an uns vorüberſchweben.

Der deutſche Name macht die Welt erbeben,
Von Pol zu Pol flammt unſrer Siege Schein.
Es ſchau'n voll Neid und Furcht die Völker drein,
Und keins wagt gegen uns das Schwert zu heben.

O Wunder über Wunder! — Sagt mir doch,
Wann gleiche Zeit der Völker Auge ſah?
An Ruhm ſolch überreichen heil'gen Krieg?

Doch aller Wunder ſegensreichſtes noch,
Iſt's jenes nicht, das zu Verſailles geſchah? —
O größte Kriegsthat! — Aller Siege Sieg!

Du, einst der Sitz despot'scher Herrlichkeit,
Drin unser grimmster Erbfeind, schuldbefleckt,
Für Deutschland nur Verderben ausgeheckt,
Anthuend uns so Schmach wie tödtlich Leid —

Draus einst der Pesthauch welscher Lüsternheit
Auch unser eignes Leben angesteckt,
Und welsche Bildung unsern Geist beleckt —
O hätte dir dort Einer prophezeit:

„Einst liegt durch Deutschland Frankreich todesmatt.
Und du, Versailles, du Louis Quatorze's Stadt,
Du wirst der deutschen Sieger Herberg sein!

Und du wirst sein des deutschen Geistes Blatt,
Drauf er der Auferstehung Tag trägt ein!"
Wie hättest du verhöhnt solch Prophezei'n!

Doch also lautet des Gesetzes Spruch,
Zu deß Vollstreckung stets die Stunde naht:
„Zum Segen reift der Völker gute Saat
Und ihre Bösen ernten sie als Fluch."

Allstündlich an der Weltgeschichte Buch
Sitzt Gottes Engel nach allew'gem Rath,
Aufzeichnend gute sowie böse That,
Des ew'gen Rechts Vollzug wie dessen Bruch.

Langmüthig ist der Herr der Völker zwar.
Jahrhunderte sind ihm ein einzig Jahr,
So daß die Völker seiner oft vergessen.

Er aber nie des Erntetags vergißt.
Und so die rechte Zeit verronnen ist,
Befiehlt er Fluch wie Segen auszumessen.

Und dann wird fehlen nicht ein Körnlein Samen,
Einſt ausgeſtreuet auf der Völker Feld,
Sind ſie auch längſt dahin, die's einſt beſtellt,
Und müſſen's ernten die, ſo ſpäter kamen.

Vergangenheit und Gegenwart ſind Namen,
Bedeutungsvoll nur für die ird'ſche Welt;
Doch jenes ewige Geſetz, nicht hält
Es auf der Zeit allewig flücht'ger Rahmen.

Dann mögen Tauſende, die ſchuldlos ſind,
Hinknieend jammern mit erhobnen Händen —
Sie können ihres Volkes Fluch nicht wenden.

Wild brauſt der Sturm, denn ausgeſät ward Wind.
Im Sturmgebraus geht jeder Ruf verloren. —
Weh euch, daß ihr in dieſem Volk geboren!

Nun ſiehe, Frankreichs Volk: der Erntetag,
Er brach dir an. Gekommen ſind die Schnitter.
Was du einſt ausgeſät? — Den erznen Ritter
Vor Louis Quatorze's Schloß zuerſt drum frag'!

Und dann zum Dom der Invaliden trag'
Die gleiche Frage hinter's Grabesgitter! —
Du ſelber endlich, als der Schuld'gen Dritter,
Voll Reu und Leid an's eigne Herz dir ſchlag'!

Knie' nieder in der Selbſterkenntniß Tempel,
Den du gar lange Zeit nicht mehr beſucht,
Und bet' um der Erleuchtung heilge Flammen!

Dann rechn' es aus, des ew'gen Gotts Exempel,
Drin Ausſaat ſowie Ernte ſteht verbucht! —
O ſchrecklich wunderbar ſtimmt es zuſammen!

Ach ja, sie kam, die deutsche Schnitterschaar,
Sie kam mit todesernstem Angesicht.
Doch hast du, Frankreich, sie gerufen nicht?
Voll Uebermuth, mit Hohngelächter gar?

Wer ist von unsern Völkern der Barbar?
Wir oder ihr? — Wer hat des Friedens Licht
Leichtfertig ausgelöscht? — O Weltgericht,
Zeug' du für uns, wer dein Beschwörer war!

Nun haben wir die Garben hingemäht
Mit grimmer Sichel und mit blut'gem Schweiß.
Und ach, stets hebt uns neu die Arbeit an.

Nun habt geerntet ihr, was ihr gesät! —
Doch unser Schnitterlohn — o Gott es weiß —
Wie der uns selber furchtbar weh gethan!

Ach wie viel Licht ist nun auch uns verglommen,
Und wie viel Kraft und Leben ging verloren!
O neues Reich, aus Blut und Tod geboren,
Wie mußt du einst dem Volk zum Heile frommen!

Allheil'ger, daß du doch uns abgenommen
Dies Rächeramt, zu dem du uns erkoren!
O wäre doch nur aus des Friedens Thoren
Der Eintracht neues Reich zu uns gekommen!

Doch still, mein grübelnd Herz! weißt du denn auch,
Ob in des Völkerfriedens sonn'gem Hauch
Uns je solch ein Erlöser wär' erschienen?

That nicht auch uns erst Opfersühne noth?
Gott, ich erkenne dich! — Durch Blut und Tod
Mußt' unser Volk sein neues Reich verdienen!

Sechzehnter Abschnitt.

Vom einstigen Frieden.

So werd's im heil'gen Krieg denn aufgerichtet,
Statt Glockenklang scholl Donner wilder Schlacht:
Nicht, wie wir's festbegeistert einst gedacht,
Und unsrer Sänger Lied es uns gedichtet.

O Dank euch Fürsten, daß ihr groß verzichtet,
Um groß zu machen unsres Volkes Macht!
Dank euch, die ihr der alten Zwietracht Nacht
Durch leuchtend Beispiel habt zuerst gelichtet!

Ja, Dank euch Fürsten, daß ihr deutscher wart,
Als Mancher eures Volkes je wird sein! —
O neues Wunder, daß sich offenbart! —

Die Fürsten geb'n mit offnem Opferschrein
Dem Volk voran in großer Fürstenart!
Nur Bürgergeiz hinkt murrend hinterdrein.

Daß ich, der einſt verfolgte „Demagog",
Daß ich einſt auf der Fürſten Seite ſtände —
Und ich durch ſie zuerſt verwirklicht fände
Den Traum, drum einſt uns Fürſtengeiz betrog —

Daß ich, dem ſtets die Wahrheit überwog,
Den Fürſten einſt des Dankes Kranz noch wände,
Weil jeder mit der gleichen Opferſpende
In's Heiligthum des neuen Reiches zog —

Und daß — o Gott im Himmel ſei's geklagt! —
Ein Theil des Volkes nur noch unverſöhnt
Drob halten wollt' undeutſches Vehmgericht —

Hätt' Einer das im Kerker mir geſagt,
„O Märchen!" hätt' ich bitter wohl gehöhnt,
„Recht ſchön für Kinder, doch für Männer nicht."

Die Zeit wird über ſie hinüberſchreiten,
Die noch des neuen Reiches Glanz verdunkeln,
Sei's, daß ſie mäkelnd nur dagegen munkeln,
Sei's, daß ſie offen ihm ſein Recht beſtreiten.

Zu groß für kleine Geiſter ſind die Zeiten.
All das Geſpinnſt von ihres Grolles Runkeln,
Wie Spinnenfäden wird's im Sonnenfunkeln
Des neuen Frühlings heitre Luft durchgleiten.

Die jetzt in Grabkapuzen ſich vermummen,
Sie mögen düſtre Todtenklagen ſingen! —
In ihrer Enkel Mund wird ſie verſtummen.

Denn ihnen wird einſt, nicht im Wind verloren,
Der Weltgeſchichte heut'ge Predigt klingen
Vom Tauffeſt ihres Volkes, neugeboren.

Ja, neugeboren, ſiegreich, einig, groß —
Mit ſolch urdeutſcher Macht, des Fremden bar,
Wie niemals unſer Volk geeint noch war,
In eines wahrhaft deutſchen Reiches Schooß. —

Und doch, frommt Eintracht, Ruhm und Stärke bloß?
Genügt allein der Siegerkranz im Haar?
Iſt unſer Volk nur eine Kriegerſchaar,
Berufen nur zu Schuß wie Hieb und Stoß? —

Sind wir nicht der Geſittung edle Träger?
An Bildung reich, wie jetzt kein Volk auf Erden?
Wie eins befähigt als der Freiheit Pfleger? —

Drum ſing' ich nach des Krieges hohem Liede
Das andre jetzt — o mög' es Wahrheit werden! —
Das neue deutſche Reich — es ſei der Friede!

Nicht, wie es der gefallne Cäſar ſang,
Sirenenhaft die Welt nur zu beſtricken —
Du, unſer Kaiſer, mit verklärten Blicken
Sing' uns dies Wort wie heil'gen Glockenklang!

O wie unzähl'ge Herzen ſehnſuchtsbang
Hör' ich des Friedens Fleh'n zum Himmel ſchicken,
Und o, wie noth thut uns deß ſüß Erquicken! —
O Friede, zögre nicht mehr allzu lang!

Steig' nieder aus den lichten Himmelsfluren!
Genug des Blutes und der Todesſpuren!
O ſchauerliche Nacht uns bald entweich'!

Genug der bluterkauften Lorbeerreiſer! —
O kehrſt du heim, werd' uns ein Friedenskaiſer,
Des Friedens Wacht im neuen deutſchen Reich!

Ja, nicht wahr, hoher kaiſerlicher Held,
Iſt dieſer Völkerkrieg einſt überſtanden,
Dann machſt du auch daheim den Feind zu Schanden,
Und ſeine Lüge ſchlägſt du aus dem Feld!

Ein ſtetes rieſiges Soldatenzelt
Käm' auch im Frieden niemehr uns abhanden,
Auch, wenn wir längſt den Erbfeind überwanden,
Denn nur von Kriegsluſt ſei dein Herz geſchwellt —

So reden ſie mit ihres Grolles Zungen. —
Doch nicht wahr, nein! beim ew'gen Himmel nein!
Du haſt genug des Krieges Schwert geſchwungen!

Auf lange, lange Zeit iſt ausgefehdet!
Mit deiner Heimkehr zieht uns Frieden ein! —
O nicht wahr, Kaiſer! ich hab' wahr geredet?

Und Andre läſtern: nur als eitler Schall
Werd' einſt der Name „deutſches Reich" erklingen,
Denn jeder Fürſt müſſ' einſt ſich dir verdingen,
Des Herrſcherrechts beraubt, als dein Vaſall.

O nicht wahr, Kaiſer, wie auch ſie du All'
Zu der Verläumdung Widerruf wirſt zwingen! —
Wo Alle jetzt zur Einheit ſich verſchlingen,
Da dächteſt du an *eines* Thrones Fall? —

Du wollteſt nach ſolch heil'gen Opfergaben,
Mit denen Fürſten ſowie Völker gleich
Dich auf den Kaiſerthron erhoben haben,

Zerſtören je des Volkes Glaubensſchimmer,
Umſtrahlend ſeiner Hoffnung neues Reich? —
Nein, nicht wahr, deutſcher Kaiſer! **Nie und nimmer!** —

Erhabner Kaiſer, wir vertrauen dir;
Und nie ſoll unſres Glaubens Gluth erkalten.
Dein Wort, du wirſt dem deutſchen Volk es halten!
Gewiß, gewiß! — Wie käm' ein Zweifel mir?

Ja, feſt und treulich daran glauben wir:
In deutſchem Geiſt wirſt du das Reich verwalten,
Und keine andre Fahne drin entfalten,
Als nur das Allen gleiche Reichspanier!

Ein Hohenzoller nur im eignen Reich,
Doch in dem andern, drin auch deins zugleich,
Ein deutſcher Kaiſer allen deutſchen Landen!

Des Reiches Mehrer, Lenker und ſein Hort.
So glaubt das deutſche Volk. Dein Kaiſerwort,
O ſag', nicht wahr? ſo hab ich's recht verſtanden.

Und ſchaut mein Geiſt dir jetzt in's Angeſicht,
Du Kaiſerbild, voll Majeſtät erhaben,
So ſeh' ich Zug für Zug drin eingegraben
Ehrfürcht'ge Rechtlichkeit und ſtrengſte Pflicht.

Ich glaube deines Auges gläub'gem Licht.
Nicht ängſtigt mich das Krächzen falſcher Raben;
Den echten glaub' ich, die dir Zeugniß gaben:
Du biſt's, der unſrer Sehnſucht Bann uns bricht!

Wie du als Bundesfeldherrn dich erwieſen,
Wie dich mein Wort ſchon einmal laut geprieſen,
Weil du der Deutſchen deutſcher Kriegsherr warſt —

So weiß ich, daß im allgemeinen Reiche
Dem Bundesfeldherrn einſt der Kaiſer gleiche,
Und du nur deutſche Thaten offenbarſt!

Verzeih' mir niederm Mann, daß also kühn
Ich jetzt im Geist mit dir zu reden wage!
Doch sieh, gezählt sind meines Alters Tage,
Und meines Lebens Fackel will verspröh'n.

Ein tiefes Meer von Täuschung, Leid und Müh'n
Liegt hinter mir mit leisem Wellenschlage.
Von Reich und Kaiser nur die alte Sage
Macht noch mein altes deutsches Herz ergrüh'n.

Nun ward der Sehnsucht Märchen Fleisch und Blut.
Der Kaiser steht leibhaftig vor mir da,
Und meines Traums Erfüllung, sie hebt an.

Verargst du mir's, daß mit der letzten Glut
Mein mattes Auge nun in deines sah?
Und daß mein Wort zu dir mir wohlgethan? —

* * *

Vergess' ich drum, daß in dem heil'gen Krieg
Zu allermeist wir's Preußens Schwert verdanken,
Daß so die Feinde vor uns niedersanken,
Und deutscher Ruhm zu solcher Höhe stieg?

Daß unsre Heere, einig durch den Sieg,
Jetzt niederwarfen alter Trennung Schranken,
Und Waffenbrüderschaft zusammentranken —
Wann war's, daß ich's in meinem Lied verschwieg?

Daß Preußens Macht des deutschen Reiches Kern,
Deß starker Fels, darauf es aufgebaut,
Wer wollte dieser Wahrheit widersprechen? —

O Wahrheit, allzeit du mein Lebensstern!
Zu dir, zu dir mein altes Auge schaut,
So lang, bis mir's im Tode bald wird brechen!

Und ist's nicht Wahrheit auch, daß fort und fort
Das Hohenzollernreich es bleibt, deß Stütze
Das neue Reich zu allermeist beschütze,
Als deß zumeist von Macht bewehrter Hort?

Wer widerspricht, daß ohne Bismarck's Wort
Uns einst der Sieg wohl gar viel minder nütze?
Gedenkt ihr, wie einst uns aus blut'ger Pfütze
Gespenstig aufstieg nur des Sieges Mord?

Ist's Wahrheit nicht, daß unsrer Einheit Dom
Zumeist durch Preußens Hand gemauert worden? —
War's nicht der schon geschlossne Bund im Norden,

Draus in den Süden der magnet'sche Strom
Hinunterfloß und ihn heraufgezogen? —
Ist all dies Wahrheit, oder ist's gelogen?

Und dennoch — Wahrheit ist auch dies allein,
Daß alle Völker, die als Bundsgenossen
Im neuen Reich sich jetzt zusammenschlossen,
Daheim auch künftig wollen Völker sein.

Nur für den Allen gleichen Reichsverein
Ist unsrer Bruderstämme Blut geflossen!
Und ob auch selber Preuße — unverdrossen
Tret' ich für diese deutsche Wahrheit ein.

O fälsche Keiner — denn es bringt nur Fluch —
Im Lauf der Zeiten dieser Tage Buch,
Verwischend die jetzt ungetrübte Klarheit! —

Denn nur die Wahrheit macht uns groß und frei. —
Drum, neues Reich, nicht bloß der Friede sei!
Nein, werd' uns auch das Reich der innern Wahrheit! —

O wirſt du dies, ſo wie wir's Alle hoffen,
Die's treu in ihrem Herzen mit dir meinen,
Dann wirſt das deutſche Volk du wahrhaft einen,
Und auch die jetzt noch Zweifelnden und Schroffen!

Selbſt die dich mit des Haſſes Wurf getroffen,
Sie werden mit den aufgeleſnen Steinen
Bekehrt zu deinem Weiterbau erſcheinen;
Auch ihr verſchloſſnes Herz wird dann dir offen.

O du des Friedens und der Wahrheit Reich,
So werd' uns auch das dritte noch und größte,
Als unſrer Siege ſiegesreichſte Krönung! —

O was wir All' erflehen, Alle gleich:
Der Segen ſei, der uns vom Fluch erlöſte —
Werd' uns das Reich der dauernden Verſöhnung!

* * *

Seltſamer Mann, der doch ich bin! —
Vom Frieden red' ich ſchon? Und o wie ſchwer
Tobt noch der Krieg! Des Friedens Wiederkehr,
Wer weiß ſie wohl? — Wann iſt der Streit dahin?

Doch ach, gar oftmals kommt mir's in den Sinn:
Des Friedens Tag, ich ſchau' ihn gar nicht mehr;
Und zieht einſt heim das ſieggekrönte Heer,
Dann lieg' ich ſtill in meinem Grabe drin.

Nicht jubeln kann ich und den Hut nicht ſchwenken,
Mein Haus nicht ſelber mehr mit Blumen ſchmücken;
Den heimgekehrten Sohn an's Herz nicht drücken.

So will ich jetzt ſchon an den Frieden denken,
Bevor mich ſelbſt zum Frieden ein ſie ſargen. —
Wer will mir dieſe Täuſchung wohl verargen?

Thut ſie mir doch ſo wohl! — O Sohn, mein Sohn!
Wenn ich's vereinſt nicht leiblich mehr vermag,
So ſei im Geiſt an deiner Heimkehr Tag
Geküßt — an's Herz gepreßt — ach heute ſchon!

O ſchwere, blut'ge Zeit, die uns entfloh'n,
Seitdem zuletzt dein Herz an meinem lag!
Doch kehrſt du deinem Hauſe heim — o ſag'!
Nicht wahr? dann giebt's den alten, guten Ton!

Des Krieges Greuel hat verwildert nicht
Dein einſt ſo zart beſaitetes Empfinden! —
Ich weiß: des ſteten Todes Angeſicht,

Es hat dir nur gemehrt des Lebens Ernſt,
Daß dich die Freuden ſtets beſonnen finden,
Und Leid du um ſo ſtärker tragen lernſt!

Dein eiſern Kreuz, o trag's als Heldenzier!
Doch auch im Frieden bleibe würdig deſſen,
Und nimmer ſei von eitelm Stolz beſeſſen! —
Das hofft und glaubt mein Vaterherz von dir!

Folg' nur der Ehre leuchtendem Panier!
Was Streitluſt ſei, im Frieden lern's vergeſſen!
Nur in des Guten Wettkampf dich zu meſſen,
Sei fürder deine einz'ge Streitbegier!

Als Feind nur des Gemeinen und des Schlechten
Zieh' noch dein Schwert und woll' es wieder fechten!
O dieſe Waffe ſoll dir nie verroſten!

Sei an dir ſelbſt der Wächter edler Sitte! —
So ſteh' fortan in deines Volkes Mitte
Mit gutem Namen pflichttreu auf dem Poſten!

Wirſt du mich wirklich nimmer wiederfinden,
Und wird es wahr, mein oft ſo düſtres Ahnen? —
Beim Siegesgruß der heimgekehrten Fahnen,
O mußte wirklich ſchon mein Aug' erblinden?

Ach dann, mein Sohn, laß mich aufs Herz dir binden
Des Vaters letztes, feierliches Mahnen:
Geſell' dich zu der Freiheit Partiſanen,
So ſtark, als du den Feind halfſt überwinden! —

Doch die nicht, dran die Selbſtſucht nur betheiligt,
Die, nur des ew'gen Rechts Verachtung fröhnend,
Auf Umſturz ſinnt all deſſen, was beſtanden —

Die andre mein' ich, durch's Geſetz geheiligt,
Die, Fürſtenmacht und Volksrecht verſöhnend,
Uns frei hält von der Willkür knecht'ſchen Banden.

Und du, mein Sohn, halt' erſt dich ſelber frei
Von jeder Kette, die den Menſchen ſchändet,
Von jedem Truge, der das Herz verblendet,
Und jeder niedern Selbſtſucht Tyrannei!

Verachte falſcher Freiheit Feldgeſchrei!
Zur echten nur halt' deinen Geiſt gewendet!
Erſt ſei dein eignes Opfer ihr geſpendet,
Damit dein Herz ihr wahrer Prieſter ſei!

Stets werd' in deinem einſt'gen Haus vollbracht
Des Rechtes und der Sitte freie That!
Der Wahrheit Luft jedweden Raum durchwehe,

Damit es ſtets in gottesfürcht'ger Wacht,
Als deutſchen Lebens kleiner Muſterſtaat,
Dereinſt im großen deutſchen Reiche ſtehe! —

Wohl iſt des Reiches Burg errichtet nun,
Feſt ſteh'n die Pfeiler und die Mauerwände.
Doch noch gar lang bedarf es tücht'ger Hände,
Eh' kluger Einſicht Arbeit dran darf rub'n.

Noch giebt der Ausbau uns gar viel zu thun.
Wer ſagt uns wohl voraus des Werkes Ende?
Wer weiß, nach welchen Plänen er's vollende,
Noch liegend in der Zeit verſchloſſnen Trub'n?

Das aber weiß ich, daß die rechten Meiſter
Zur rechten Zeit des Rechten haben Acht,
Zum Segen, gleich dem Volk wie Fürſtenthrone!

Des deutſchen Reichs erwählte beſte Geiſter,
Sie werden ſorgen, daß im Bau der Macht
Gleich ſicher Volkswohl und Freiheit wohne.

Ich weiß, daß ihre Sorge nie wird raſten
Für unſrer Volkskraft blühendes Entfalten,
Und daß beſonnen weiſes Maß ſie halten,
Wenn's gilt, Beſitz und Arbeit zu belaſten.

Sie werden nicht nach Luftgebilden taſten,
In unfruchtbarem Streit nicht Silben ſpalten;
Doch treu das Reich des Möglichen verwalten,
Als Männer, die im Volke Wurzel faßten.

Sie werden, von der Wahrheit Hand geführt,
Dem Kaiſer geben, was des Kaiſers iſt,
Und fordern, was als Recht dem Volk gebührt.

Sie werden allzeit mit der Freiheit geh'n,
Und wer ſich immer gegen ſie vergißt,
Mit dieſem ſiegreich muth'gen Kampf beſteh'n.

Sie ſollen nie des Heers Verdienſt vergeſſen!
Des Reiches mächt'gen Schutz in Friedenszeiten
In dem gerechten Maße zu beſtreiten,
Als bill'ge Rechner werden ſie's ermeſſen;

Doch nimmer auch — wie bin ich ſicher deſſen! —
Je dulden dieſes Maßes Ueberſchreiten.
Und nie wird ihrer Hand der Schild entgleiten,
Vom Volk abwehrend unnütz Markerpreſſen.

Ein Sparen nur möcht' ich gar ſchwer verargen,
Und lieber noch möcht' ich Verſchwendung preiſen,
Iſt's doch gar heil'ge Kriegsſchuld einſt im Frieden! —

O nur mit dieſer Zahlung einſt nicht kargen —
Für der Gefallnen Wittwen ſowie Waiſen,
Und dieſes heil'gen Krieges Invaliden!

Und endlich, daß auch dies ich nicht verhehle! —
Sie werden ſorgen mit derſelben Treue,
Daß, wie das Reich der Freiheit ſich erfreue,
Auch keiner Kirche je die ihre fehle.

Daß echte Gottesfurcht das Volk beſeele,
Deß Sitten rein erhalt' und ſtets erneut —
Wer iſt, der ſich vor Schädigung nicht ſcheue
An dieſem hehren, himmliſchen Juwele?

Doch die auf's neue Reich nur Spottlied ſingen,
Des Glaubens Streit ſtatt deſſen Frieden ſuchen,
Und unſrer Zeiten Segen ſelbſt verfluchen —

O dieſe werden ſie zum Schweigen zwingen,
Und, unbekümmert um ihr Streitgebahren,
Dem deutſchen Volk des Glaubens Frieden wahren.

So darf ich ruhig ſein und freudig ſterben.
Im Geiſt gar wohl beſtellt das Reich ich ſchaue.
Auf ſeinen Kaiſer felſenfeſt ich baue,
Auf ihn und deſſen ebenbürt'gen Erben.

Das Reichspanier, wohl will man's anders färben,
Als ich's einſt glänzen ſah von Gau zu Gaue.
Es ſei darum! — Nicht minder ich vertraue.
Kein Farbenſpiel ſoll mir mein Glück verderben. —

So iſt mein alter Traum erfüllt! — Und doch,
Was frommt uns nur das äußre deutſche Reich,
Wenn nicht darin auch unſer innres ſteht? —

O das, ihr deutſchen Männer, bauet noch,
Des deutſchen Geiſtes Reich, drin allzugleich
Der Auferſtehung heil'ger Odem weht!

O dieſer großen Tage großes Denken,
Daß es doch nimmer, nimmer euch entſchwinde,
Und ihr's dem neuen Reich als Angebinde
An deß Geburtsfeſt immer neu wollt ſchenken!

Die Fahne, die wir jetzt begeiſtert ſchwenken,
O daß ſie nie vergilbt einſt häng' im Winde,
Nein, daß ſie Jahr um Jahr euch treu befinde,
Gleich glänzend ſie vor'm Vaterland zu ſenken!

Nicht thun's allein Geſetzesparagraphen,
Ging' dieſer deutſche Geiſt einſt bei euch ſchlafen,
Der ſich im Volke jetzt ſo wach erweiſt;

Daß dann des heil'gen Krieges Donnerdröhnen
Aufrüttelnd möge jedes Herz umtönen:
„Erwach', des Sieb'zger Jahres großer Geiſt!“

Und ihr auch, deutſche Frau'n, als Prieſterinnen
In dieſem innern Reiche pflegend ſchaltet!
O iſt in euerm Haus ein Herz erkaltet,
Dann helft's dem deutſchen Geiſte neu gewinnen!

Beim Kindesherzen ſchon mögt ihr beginnen,
Daß ihr nur deutſche Art darin entfaltet!
Nur deutſche Sitten in dem Haus verwaltet! —
In deutſcher Zucht nur wollt ihr Bräute minnen!

O helft den welſchen Zauberbann uns brechen!
Am liebſten wollt die Mutterſprache ſprechen!
Den welſchen Flitter, werft ihn in den Wind!

Nur deutſchen Lebens Reich gebt euch zu eigen! —
Nie wird ein Volk zur höchſten Höhe ſteigen,
Deß Frau'n und Mütter ihm entfremdet ſind.

* * *

Nur Friede ſei mit allen Völkern — Friede! —
Mit dir, du Oeſterreich, zu allererſt!
O daß du uns nicht kalt den Rücken kehrſt
In unſres Reiches Auferſtehungsliede!

Daß du die eignen Stammesunterſchiede
Gleich ſegensreich dem Volk beſiegen lehrſt,
Und nicht in innerm Hader dich verzehrſt —
Das Faß nur füllend als ein Danaide! —

Wie gönnen wir auch dir ein Auferſtehen!
Nimm doch von unſerm Blut ſolch koſtbar Theil
In deines großen Völkerleibes Adern! —

O laß uns friedlich einſt zuſammengehen!
Nur in der Friedenswerke Völkerheil
Laß eiferſüchtig um den Sieg uns hadern!

Mit diesem Klang will ich mein Lied jetzt enden.
Des Todes harr' ich mit der Ehrfurcht Schweigen.
Allheil'ger, laß noch tief mein Haupt mich neigen,
Eh' ich mein Saitenspiel leg' aus den Händen!

O woll' ihm deiner Gnade Segen spenden,
Und meinem Lied die rechten Wege zeigen!
Dem ganzen Vaterlande sei's zu eigen —
O hilf ihm seine Sendung gut vollenden!

Dein göttlich Angesicht neig' unserm Volke,
Daß seinem Himmel auch die letzte Wolke,
Der letzte Schatten alter Zwietracht weiche! —

Mit reichster Hand hast du uns Sieg beschieden!
O halte sie auch über uns im Frieden —
Und sei mit unserm neuen deutschen Reiche!

Schluß

des „Vermächtnisses an's Vaterland."

Anhang.

Zwei Helden.

Erſter Abſchnitt.

Auf einem Friedhofe.

Dezember war's, die Landſchaft tief verſchneit.
An jedem Morgen hatt' ich wie zur Nacht
An unſere Soldaten bang gedacht
Auf offnem Feld in ſolcher Winterszeit;

An all die wunden Männer weit und breit,
Die hingeſtreckt vor Orleans die Schlacht,
Da's kam zum zweitenmal in unſre Macht —
Und vor Paris an all den blut'gen Streit —

An all das dacht' ich dieſen Wintermorgen,
An all der Frau'n und Eltern Angſt und Sorgen.
Und doch — trotz all den neuen Trauerſchleiern,

Die dieſer letzte Jahresmond gewoben,
Wie fühlt' ich jetzt mein Herz von Stolz gehoben,
Gedacht' ich meiner Landsleut' — unſrer Bayern!

Wie oft ſich doch in dieſem heil'gen Kriege
Die uralt deutſche Wahrheit offenbart,
Daß tiefgewurzelt unſres Volkes Art
Ureigen in der Stämme Boden liegt!

Wie jubeln wir bei jedem neuen Siege
Auf unſrer ſchwertbewehrten Völkerfahrt,
Drin zähe Kraft mit kühnem Geiſt ſich paart —
Gleichviel, weß Heertheils Ruhm dann überwiege!

Dank und Bewundrung für die Bundsgenoſſen
Jetweden Neid uns aus den Herzen nahm,
War auch dem eignen Stamm kein Reis entſproſſen.

Doch ach, wie noch viel ſtolzer ſie uns pochten,
Wenn mit dem Sieg die andre Botſchaft kam:
Da haben auch die Unſern mitgefochten!

Ihr Pommern, Märker, Schleſier und Weſtphalen,
Habt ihr nicht zugejubelt dann dem Euern?
Wem macht' es nicht den Wein noch mehr feuern,
Getrunken aus rheinländiſchen Pokalen? —

Wem wollte nicht das Auge heller ſtrahlen,
Ihr Stämme, die in deutſcher Meerfluth ſteuern?
Wem macht' es nicht der Heimath Stolz erneuern
In Thüringens anmuth'gen Waldesthalen?

Wie ſchlugt ihr doch, ihr biedern Sachſenherzen,
Wenn euer tapfrer Kronprinz heimberichtet,
Daß ſächſiſch Schwert auch unſern Feind vernichtet!

Selbſt ſie, die's noch nicht können ganz verſchmerzen,
Daß ſie an Preußens mächtig Reich gekommen,
Sie haben ſtolz der Söhne Sieg vernommen!

Daß einst bei Gravelotte in heißem Ringen
Die Hessen auch sich ihren Kranz gebunden;
Daß die Badenser Straßburg überwunden,
Und jetzt im Jura ihre Schwerter klingen —

Wie freu'n wir uns, daß auf des Ruhmes Schwingen
Bei jedem Stamm der Stolz sich eingefunden,
Um dann für's ganze Reich ihn zu bekunden,
Wenn wir's Tedeum seiner Siege singen!

Und wie zuletzt auch noch die fern'gen Schwaben,
Dies Volk der Sänger und der Heldensagen,
Jüngst vor Paris den Feind auf's Haupt geschlagen —

Gott weiß, wie sie danach gedürstet haben! —
Wie jubelten wir All' aus ganzer Seele,
Daß nun auch ihnen nicht ihr Lorbeer fehle!

So gönnen Allen wir des Sieges Stolz,
Wie nur ein ehrlich deutsches Herz es kann.
Doch auch das Lied von Bayerns Heeresbann,
Nicht minder freudig jetzt erbrausen soll's!

In wieviel Schlachten ruhmreich doch erscholl's!
Hoch Hartmann, alter junger Edelmann!
Heil dir, du kühner Degen von der Tann!
Und doch vom Stamm zum Wipfel — Eichenholz!

Und welch ein Kernheer habt ihr angeführt!
Hei, hat der Feind oft seine Faust verspürt,
Von Weißenburg bis zu dem welschen Babel!

Wie hast dem Bayernschild du Ruhm verschafft,
Du Heer voll Löwenmuth und Löwenkraft! —
Der Welschen Schrecken ihr — „les bleus diables!"

O dieses Einzelleben unsrer Lande,
Das sterb' im deutschen Volke nie, o nie!
Und wie's uns stets die höchste Kraft verlieh,
So wirk' es fort im großen Reichsverbande!

Liegt in den Bergen, wie am Meeresstrande
Doch drin des Volksgemüthes Poesie!
Nein, keine schlimmre Einheit, als wie die,
Zerrinnt der Stämme Eigenart im Sande!

„An's Vaterland, an's theure schließ' dich an!
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft." —
Noch sei dies Dichterwort kein leerer Wahn!

Noch sei ein Jeder Partikularist,
Wenn er auch, frei von kleinen Denkens Haft,
Des großen Reiches deutscher Bürger ist!

* * *

So sah ich diesen Morgen in den Schnee,
Der wirbelnd meiner Aussicht Bild umflogen;
So fühlt' ich sinnend unter'm Fensterbogen
Seltsam Gemisch von Stolz und Menschenweh.

Da, mitten drinnen — o empfand ich's je,
Wie so verschieden geh'n des Lebens Wogen,
So war es jetzt, da zu mir hergezogen
Ein ferner Brief auf tiefster Freude See.

Vom besten Freund aus fröhlichen Semestern
Ward drin ich jetzt bei altem Wort beschworen,
Ja, gar bei unsrer treuen Freundschaft Leben;

Denn — himmlisch Glück! — dort ward den sieben Schwestern
Das längst ersehnte Brüderchen geboren.
Nun müss' ich's endlich aus der Taufe heben!

Was wollt ich thun? — Seit fünf und zwanzig Jahren
War mir des Briefs Empfänger hergeblieb;
Wie oft geschah's, daß ich so sprach und schrieb!
Da mußt' ich dessen Ernst jetzt offenbaren.

Wie gern zwar wollt' ich diese Fahrt mir sparen!
Nur Freundschaftsopfer auf den Weg mich trieb.
Doch sah ich, daß nicht andre Wahl mir blieb —
Der nächste Tag schon sah mich meiner fahren;

Vom Main nach Norden zu des Feindes Heer,
Drin ich vor Jahren schon als Gast verweilte. —
Noch auf dem Weg macht' ich mir Vorwurf drum:

Wo jetzt so Viele sich in Trauer hüllen,
Daß ich so weit zu heiterm Tanzfest eilte. —
Doch menschlich auch war solches Wunschverfüllen.

Ich selber war ganz froh darum zuletzt,
Auf kurze Zeit des Krieges zu vergessen,
War doch sein Ende noch nicht zu ermessen,
Seitdem die Republik ihr Schwert gewetzt!

Glich doch dem Stier, in Todeswuth gehetzt,
Nun der Verzweiflung Widerstand, indessen
Der Deutschen Kriegsmacht hoch zu Roß gesessen,
Und Stoß um Stoß ihm in's Genick versetzt!

Furchtbarer Krieg, wie noch die Weltgeschichte
Nicht gleichen sah in solcher kurzen Frist!
Du, allen Völkern todesernster Mahner! —

Wer wird einst glauben unserm Siegsbericht? —
Ein Kaiser erst durch uns gefallen ist! —
Nun sinket ihr ihm nach, Republikaner!

Wie auch Gambetta's tolles Kriegsgebahren
Des Feldherrn Kunst wahnwitzig nachgeäfft,
Wie seine Meute hetzend dreingekläfft,
Trieb er zur Schlachtbank neue Opferschaaren —

O Frankreich, allzuspät wirst du's gewahren:
Nur Tod und Elend treibt des Siegs Geschäft;
Und hast du's letzte Segel eingerefft,
Auf blut'ger Neue Meer wirst dann du fahren! —

O noch mit deinem grimmsten Fluch beladen
Wirst du einst diesen rasenden Dictator,
Der dich umsonst so tief in Blut hieß baden.

War er doch noch dein schlimmster Imperator
Nur von selbstmörderischen Wahnsinns Gnaden! —
O Frankreich, todeswunder Gladiator! —

Ad' eurer Weihnachtsmann Rataplan,
Es macht das Hurrah Friedrich Carl's nicht stumm.
Was scheert Manteuffel sich und Göben drum,
So laut ihr prahlt mit neuem Kriegselan?

Ob ihr die Jungfrau rieft von Orleans —
Des Mecklenburgers Heer und wiederum
Der Tann erstürmten neu ihr Heiligthum;
Und „sauve qui peut!" scholl's jetzt statt „en avant!"

Hu, braust die wilde Jagd des deutschen Heers!
Doch auch, welch riesig Bluten und Bestatten
Vor Orleans, auf Meilen um Paris,

Und hoch im nord'schen Nachbarland des Meers! —
Bei Gott, daheim auch macht's das Herz ermatten! —
Es that mir wohl, daß ich's jetzt ruhen ließ.

Und immer trauter kam mir das Verlangen,
In dieſer Zeit des Todes und der Schmerzen,
Solch ſchuldlos Kind an treuem Pathenherzen
Als lebend Pfand des Friedens zu umfangen;

Jetzt, wo ſo vielen Häuſern ausgegangen
Des Glückes und der Freude helle Kerzen,
In dieſer Zeit, ſo blutig und ſo erzen,
Zu ſchau'n des Freundes Haus, drin ſie noch prangen.

Doch kurz nur floß ſolch ſtillen Sinnens Brunnen.
Beim erſten Halt ſchon war er ausgeronnen,
Da ich auf wunde Deutſche dort geſtoßen.

Wie that mir weh ihr Schweigen und ihr Stöhnen!
Dazwiſchen hört' ich keck Gelächter tönen
Leichtfertiger, gefangener Franzoſen.

* * *

Und als ſodann, es war am Nachmittag,
Vor meines Freundes Stadt der Zug gehalten,
O wie dort feierlich die Glocken ſchallten!
Fern klang darein gedämpfter Trommelſchlag.

Ich ſprach zu meines Wagens Führer: „Sag'!
Was deutet das?" — Und immer dichter wallten
Durch's Thor der Stadt ernſtblickende Geſtalten.
Wie tiefes Unglück in der Luft es lag.

Da hielt mein Kutſcher ſtill und ſprach zu mir:
„Ach, lieber Herr, in unſrer Stadt wird heut
Begraben juſt ein junger Offizier.

'S war ſeines alten Vaters einz'ger Sohn.
Drum klingt ſo traurig dieſes Grabgeläut,
Drum hört ihr jetzt ſo dumpfen Trommelton!"

Er hatt' es kaum zu mir gesagt, so schlug
Auch ernster Grabgesang mir an das Ohr;
Und aus dem thurmgekrönten alten Thor
Schritt feierlich einher der Leichenzug.

Schneewolken zogen mit in düsterm Flug,
Daß düstrer noch erklang der Trauerchor.
Vor ernster Mannschaft ragt' ein Kreuz empor;
Soldatenschulter auch die Bahre trug.

Doch nein, nur Kränze sah ich, keinen Schragen,
Nur Blumen sah ich, Kränze, nichts als Kränze,
Und Helm und Degen selbst in Blumen lagen.

Ein eisern Kreuz hing vorn im Lorbeerrahmen. —
Ach, junger Held, daß es in Deutschland lenze,
Sinkst du in schneeig Grab! — Wie heißt dein Namen?

Barhäuptig stieg ich schnell aus meinem Wagen,
Und ließ den Zug an mir vorüberzieh'n.
Nie wird mich jemals deß Gedenken flieh'n,
Denn Gleiches sah ich nie in meinen Tagen.

Dicht nach dem Sarge, hoch das Haupt getragen,
Und doch vor Schmerz erzitternd in den Knie'n,
Schritt her ein alter Mann. Ich schaut' auf ihn,
Wie auf ein Heldenbild aus alten Sagen.

Dem Schnee des Feldes glich sein Haar und Bart.
Sein Aug, es hatte was von Adlersart,
Und doch so voller tiefstem Herzeleid!

Und wieder sah's mit kühnem Stolz darein,
Und licht umstrahlt' es dann Verklärungsschein;
In ihm verkörpert sah ich unsre Zeit.

„Das ist sein Vater!“ — flüsterte mir sacht
Mein Kutscher zu, da endlos lang gereiht
Vorüberzog der Männer Grabgeleit —
„O hat der schon gar vieles durchgemacht!

Bei Leipzig schon die große Völkerschlacht;
Und dann, ich weiß nicht auf wie lange Zeit,
Doch ganz gewiß nicht wegen Schlechtigkeit,
Hat man ihn auf die Festung gar gebracht.

Längst ist er Doktor hier, doch treibt er's nimmer.
Verwundete nur hat er in der Kur
Im eignen Haus und zahlt selbst die Mixtur

Aus eignem Sack. Ach, Herr, ich sag' es immer:
Das ist der bravste Mann der ganzen Welt.
Ihr seht's ja heute, was man auf ihn hält!“

Da konnt' ich mir die Frage nicht ersparen:
„Wo fiel der wohl?“ — Er sprach: „„'s war vor Paris.
Doch lebt' er ziemlich lange noch, es hieß,
So jämmerlich auch seine Wunden waren.

Und denkt euch, dieser Mann in solchen Jahren,
Nicht einen Tag er mehr sich halten ließ;
Und wie's auch schneit' und scharfer Nordwind blies,
Ich selber hab' ihn hier herausgefahren.

Noch traf er zu Versailles ihn lebend an.
Doch ein paar Stunden drauf war's mit ihm aus,
Da starb er in des Vaters eignen Armen.

Glaubt mir, der ganzen Stadt hat's weh gethan,
Wie mit der Leiche dann er kam nach Haus.
O so ein einz'ger Sohn — 's ist zum Erbarmen!““ —

Welch ſeltner Mann, und welches Schickſal gar!
So ſann ich vor mich hin, und raſch durchflog
Mich jetzt das Wort: „Ein einſt'ger Demagog!“
Da ward an dieſem Mann mir Alles klar.

Des deutſchen Volkes Sehnſucht dieſer war,
Die einſt der Kerker um ihr Recht betrog,
Die nun erfüllt an mir vorüberzog. —
O Zeitenwandel, groß und wunderbar! —

Iſt Grabgeläut denn dieſer Glockenſchlag?
Iſt das denn ſchaurig dumpfer Trauerſang?
Und iſt das welkendüſtre Winterflur? —

O nein, mein Volk, es iſt dein Oſtertag,
Den jetzt dir kündet Lied und Glockenklang,
Und dieſer Lorbeerkranz iſt Wahrheit nur! —

Den Männern folgte jetzt der Frauen Schaar,
Kaum wollten enden ihre düſtren Reih'n;
Davon getrennt ſchritt vorne ganz allein
Des todten Heldenbruders Schweſternpaar.

In Wuchs und Angeſicht unähnlich zwar,
Doch völlig gleich in ihrer Trauer Pein,
So gleich, wie ihrer Augen trüber Schein,
Und wie ihr ſchwarzer Schleier über'm Haar.

Ein Lorbeerkranz hing an der Beiden Hand,
Den wohl als treuer Schweſterliebe Pfand
Sie jetzt dem Bruder in das Grab mitgeben. —

O daß das deutſche Reich jetzt auferſteh',
Wie viel bedarfs doch erſt an Herzensweh,
Und ach, wie viel an edelm jungen Leben!

Wird all dies Opfer, unermeßlich ſchwer,
Auch einſt dem Volk gelohnt? — Wie ſo ich ſann,
Auch meinem Aug' die Thräne leis entrann.
Das arme Schweſternpaar, ich ſah's nicht mehr.

Wie drauf vom Leichenzug die Straße leer,
Da ſchritt auch ich zum nahen Friedhof dann.
Ein mächt'ger Zauber mir das Herz umſpann,
Ich mußt' ihm folgen ohne Gegenwehr.

Wie dort ſie niederſetzten juſt den Sarg,
Daß blumenfriſch der Schnee zu blüh'n begann,
Da ſtand auch ich dabei, doch ungeſehen.

Ein Leichenſtein mich Aller Augen barg.
Ich ſcheute mich, als ein ſo fremder Mann,
In ſolcher Trauer dieſer Stadt zu ſtehen.

Und erſt hub an des Pred'gers ernſtes Wort.
Ergriffen von dem heil'gen Krieg er ſprach,
Vom todesmuth'gen deutſchen Heer darnach,
Und von dem Lorbeerkranz, der nie verdorrt.

Er pries das Vaterland als höchſten Hort,
In deſſen Opferdienſt dies Herz hier brach;
Dann hieß er den Verrath die tiefſte Schmach,
Und von der Freiheit fuhr ſein Reden fort.

Wie deſſen Schlußgebet darauf erklang,
Da ſcholl erſchütternd mächt'ger Männerſang,
Mit Körners Worten in des Pred'gers Amen.

O wie das klang: „Führ' uns, fall' unſer Loos" —
So ſchaurig ernſt — „auch tief in Grabes Schooß,"
Und dann — „Lob doch und Preis ſei deinem Namen!"

Als unterdeß dies Lied die Luft durchklungen,
Verſenkten ſie den Sarg bedächtig leis.
Und näher trat zum Grabe jetzt der Greis,
Von unausſprechlich bitterm Schmerz bezwungen.

Als hab' ein Dolchſtoß jach ſein Herz durchdrungen,
Drückt' er die Hand darauf. Dann ſprang ihm heiß
Der Thräne Quell. Doch der Ergebung Preis,
Er hatt' ihn jetzt für immer auch errungen.

Erſt bückt' er ſich, nahm einen Kranz zur Hand,
Und warf ihn nieder in des Grabes Schooß,
Dann ſtand er wieder aufrecht, heldengroß;

Indeß die Schweſtern an der Grube Rand,
Nachdem ihr Lorbeer auch ſein Amt erfüllt,
In's Knie gebrochen und das Haupt verhüllt.

Und Einer nach dem Andern trat dann vor,
Und warf in's Grab hinunter Blum' und Blatt.
O Keiner wohl hier ſo geruht noch hat,
Zur Winterszeit in ſolchem Frühlingsflor.

Zum Himmel ſah ich fragend tief empor:
O ſchwere Zeit, wann wirſt von Blut du ſatt?
Und deckſt des Krieges Grab, wie dieſe Stadt
Mit Blumen, bis deß Anblick ſich verlor?

Mit Blumen aus des Völkerfriedens Garten,
Wie Recht und Freiheit drinnen ihrer warten,
Und wie ſie ſprießen an der Wahrheit Born?

Mit Lilien, in der Sitte Licht erblühend?
Mit Roſen, nur von Bruderliebe glühend,
Und nie verwundend mit des Haſſes Dorn?

Und kaum war dann das erste Lied verhallt,
Klang schon das andre: „Freiheit, die ich meine."
Wie das mich hinter meinem Leichenſteine
Ergriff mit überirdiſcher Gewalt!

Von ihres „Engelsbildes" Lichtgeſtalt
Sah ich ſie ſchimmern All' in hehrem Scheine.
Am hellſten doch verklärt ſtand dieſer Eine,
Dem Felſen gleich, vom Sturm des Meers umprallt.

Und immer ſah ich auf den alten Mann,
So lang, bis ihn mein Auge nimmer ſah,
Und Alles ſchwand vor deſſen feuchtem Schleier;

Bis mich's umfing wie neuer Zauberbann,
Deß unbewußt, was noch um mich geſchah —
Im geiſt'gen Schauen höhrſter Geiſterfeier.

Gott, was erſchaut' ich da, indeß noch immer
Dies Lied von deutſcher Freiheit mich umtönt? —
Urplötzlich wunderlicht ſah ich verſchönt
Das Schneegewölk jetzt von goldnem Schimmer.

Und drin, mein Lebelang vergeſſ' ich's nimmer,
Schaut' ich des Krieges Opfer, mild verſöhnt,
In weißen Schimmern ſchweben, kranzgekrönt.
Die Wunden leuchteten in roſ'gem Flimmer.

Es ſah's mein Geiſt auf viele hundert Stunden,
Wie ſie den welſchen Gräbern All' entſtiegen,
Und die im Heimathland ihr Grab gefunden.

Der todten Helden Leiber alle, alle,
Sah ich verklärt jetzt in den Wolken fliegen
Und lächelnd lauſchen dieſes Liedes Schalle.

Und mit des Himmels Wandlung allzugleich
Der kleine Friedhof auch verzaubert war;
Drauf ſtanden jetzt in düſtrer rieſ'ger Schaar
Die Trauernden vom ganzen deutſchen Reich.

Erſt noch von Gram gedrückt und ſchmerzensbleich;
Dann ſah'n ſie in den Wolken ſonnigklar
Der ſel'gen Geiſter Flug ſo wunderbar.
Wie kann ihr Weinen dann ſo mild und weich!

Der Edelmann ſtand dicht beim Bäuerlein.
Die Fürſtin nicht das Weib des Tagners mied;
Beim Söldnerkinde kniet' ein Grafenſohn.

Sie alle ſah'n verſöhnt, getröſtet drein,
Umklungen von der Freiheit hehrem Lied,
Und alſo ſchauend ihrer Todten Lohn. —

Da jählings ſchreckt' ich auf, denn Schüſſe krachten;
Und blitzſchnell war der Zauber mir verflogen.
Den Pulverdampf ſah ich die Luft durchzogen; —
Aus hohem Traum die Sinne mir erwachten.

Und neu begann des Vaters ich zu achten.
Der ſtand noch immer über's Grab gebogen,
Als ſchon die Trauerſchaar begann zu wogen.
Dann ſah ich ihn den Himmel lang betrachten,

Mit großen Blicken, andachtsvoll ergeben.
Man ſah's: er opferte jetzt noch einmal
Gott und dem Vaterland des Sohnes Leben.

Drauf drückt' er ſeinen Töchtern ſtumm die Hände.
Die blickten tief, ihn an mit frommem Strahl,
Und wankten mit ihm fort. — Es war zu Ende. —

Zweiter Abſchnitt.

Ein Vermächtniß an's Vaterland.

Ich reiſte her zu frohem Kindtaufefeſte,
Und zu den Todten war mein erſter Gang.
Doch auch in meines Freundes Haus durchklang
Nicht allzu laute Luſt das Herz der Gäſte.

Des Krieges Leid den Frohſinn niederpreßte,
Wie auch das Glück an dieſer Wiege ſang.
Die ganze Luft der Stadt war grabesbang,
Denn zu viel Trauer drin die Augen näßte.

Und ſelbſt, als ich mein liebes Pathenkind,
Da es getauft ward, auf den Armen trug,
Gedämpfter Trommelton an's Ohr mir ſchlug.

Ich ſtand vor jenem Grab in eiſ'gem Wind.
Der wunderſame Mann ſtand vor mir da —
Im Wachen und im Traum nur ihn ich ſah.

Am zweiten Tag, von heil'ger Scheu befangen,
Sucht' ich ihn auf, ob auch als Fremder zwar;
Doch in ſo großer Zeit, wie dieſe war,
Wie mocht' ich kleinlich an Bedenken hangen?

Ein fragend Wort war mir vorausgegangen.
Die Antwort war jedweder Kälte bar,
Und überdieß noch trug' er ſelber gar
Nach meinem Kommen innigſtes Verlangen.

Als ich vor'm Hauſe ſtand, das Herz mir pochte.
Und doch was war's, wovor mir bangen mochte?
Kam ich doch her in allerbeſter Meinung!

Doch immer an den Friedhof ich gedachte,
Wo dieſer Mann mich ſo erſchauern machte,
Wie eine überirdiſche Erſcheinung.

Wie ich dann eben an ſein Zimmer trat,
Kam er entgegen mir mit feſtem Tritt,
Wiewohl der mühſam mit der Schwäche ſtritt.
Wie anders noch an jenes Grab er trat!

Und alſogleich ich um Vergebung bat,
Daß ich als Fremder jetzt ſein Haus beſchritt,
Das erſt ſo ſchweren Trauerfall erlitt;
Doch wie's auch meinem Herzen wehe that —

Das hätt' ich jetzt ihm ſelber ſagen wollen,
Und wie an Opferkraft ihm gleichzuthun
Die Väter ihn zum Vorbild nehmen ſollen.

Doch gütig hört' ich ihn mich unterbrechen:
„Dank für dein Mitleid! — Doch laß das jetzt ruh'n! —
Viel Größres hab' ich jetzt mit dir zu ſprechen."

Wir ſetzten uns. Da ſprach er: „Lieber Mann,
Du kommſt zu mir als wie von Gott geſandt!
Dein Namen iſt auch mir nicht unbekannt,
So hilf mir thun, was ſelbſt ich nimmer kann!

Du ſiehſt mir's an, wie meine Kraft verrann.
Des Geiſtes Feuer iſt mir ausgebrannt,
Zum Schreiben iſt mir meine Hand gebannt —"
Nach dieſen Worten ſtand er auf ſodann;

Er trat an einen Bücherſchrein hervor,
Und hob ein Bündel Blätter draus empor.
Da glühte ſeines Adlerauges Schein,

Wie oft die Lampe vor'm Erlöſchen brennt,
Und zitternd rief er: „Sieh, mein Teſtament!
Und Deutſchland möge deß Vollſtrecker ſein!"

Und wie von neuer Lebenskraft erregt
Band er vom Bündel erſt die Schnüre los;
Dann hatt' er auf den Tiſch den Blätterſtoß
Vor mein erſtauntes Auge hingelegt.

„Zwei Theile ſind's," fuhr er dann fort bewegt,
„Den erſten ſchrieb ich einſt im Kopfe bloß,
Lebendig in des Kerkers Grabesſchooß.
Gleich liebſtem Kinde hatt' ich ihn gepflegt.

Den andern hier, den dreifach ſtarken Band,
Den ſchrieb ich jetzt im großen ſiebz'ger Jahr —
's iſt mein Vermächtniß an mein Vaterland!

Im einen wie im andern Theil ſteckt gleich
Mein ganzes Herz, weil's immer gleich ſich war
Im Hoffen auf das neue deutſche Reich."

„Einst war's mein tiefster Trost im Kerkerleid,
Nach all den Siegen, die in Schmach sich kehrten,
In all den Schmerzen, die mich dort verzehrten,
Zu singen von verschollner großer Zeit.

Wie mancher Tag ward mir dadurch geweiht!
Wie viel Gespenstern diese Verse wehrten,
Wie viel sie mir an stillem Glück bescheerten,
All dies zu sagen führte mich zu weit.

Lies du sie selber durch, dann laß mich hoffen,
Daß sie dem deutschen Volk einst mögen frommen,
Sobald ich Abschied von der Welt genommen.

Zwar bangt mir nicht, ich sage dir's ganz offen,
Es könnte solche Schmach uns wiederkehren; —
Doch schaden nie der Weltgeschichte Lehren!"

Wie so er redete, mir fast geschah,
Als hört' ich einen Abgeschiednen schon;
Und doch umflog den Mund ihm leiser Hohn,
Als er beim letzten Satz in's Aug mir sah.

Schnell aber saß so hehr er wieder da,
Wie Einer der schon längst der Welt entfloh'n;
Und also klang auch seiner Stimme Ton,
Viel mehr dem Himmel, als der Erde nah.

Jetzt nahm den größern Theil er in die Hand,
Und lang darauf sein Auge haften blieb,
Daß leuchtend aufglomm deß erloschner Brand.

„Und was mit diesem Theil mein Herz begehrt,
Dran ich seit dieses Krieges Sommer schrieb,
Auch über dieses sei jetzt treu belehrt!"

Was uns in dieſes heil'gen Krieges Tagen
Das Herz erregt zum Zürnen wie zum Lieben,
Trübſal und Angſt, die oft uns aufgerieben,
All unſer Jubeln, Hoffen, Sehnen, Zagen —

Der anno dreizehn ſchon das Schwert getragen,
Als alter Mann hab' ich's hier aufgeſchrieben,
Ein Lützowjäger, ſtets ſich gleich geblieben,
Kennt' ich auch jetzt nur heilen ſtatt zu ſchlagen.

Mag klingen denn durch dieſe Liederhallen
Des neuerſtandnen Reiches Macht und Ehre!
Wer ſchmerzbeladen möge darin wallen,

Daß ihn das Vaterland Ergebung lehre! —
Und iſt ſchon längſt mein Leib in Staub zerfallen,
Steh' noch dies Ruhmesdenkmal unſerm Heere!" —

Dann weichern Tones fuhr er fort: „Doch nein,
Nicht dies bedeutet blos mein Teſtament!
Nicht blos des Ruhmes Flamme drinnen brennt,
Und ſtrahlt drin wieder blut'ger Siegesſchein.

O nein, kredenzen will's auch Friedenswein,
Der liebend eint, was alter Groll noch trennt,
Daß alles Volk ein deutſches Reich nur kennt —
Der tiefſte Inhalt will Verſöhnung ſein!

Und ſtritt ich auch nicht mit in dieſem Krieg,
Wie dazumal als junger Lützowjäger —
O ſollte doch mein Grab mich ruhmreich betten,

Hülf' ich jetzt mit zum andern heil'gen Sieg,
Mein Vaterland als alter Harfenſchläger
Vom andern, innern Erbfeind zu erretten!"

O war's ein Klang in dieſen letzten Worten!
Ihn zu beſchreiben mag umſonſt ich ringen.
Stets unvergeßlich wird der Ton mir klingen —
Der Liebe Mahnung vor des Todes Pforten.

O hätt' es Deutſchlands Ohr jetzt allerorten
Gleich mir gehört, es müßte machen ſpringen
Die Panzer all, zum Blüh'n der Liebe bringen
Die Herzen all, auch die ſchon längſt verdorrten!

Und wieder fuhr er fort: „Biſt du bereit,
Dies Teſtament, hältſt du es an der Zeit,
Für mich dem deutſchen Volk zu übergeben?

Kennſt du die Wege beſſer doch als ich!
Und eine innre Stimme mahnet mich:
In wenig Tagen ſchließ' ich ab mein Leben." —

Bei Gott, ſo warm's auch in der Stube war,
Wie mich bei dieſem Worte dennoch fror!
Mit Mühe richtet' ich mich neu empor,
Ausredend ihm ſo nahe Todesgefahr.

Er aber ſprach: „O mit ſolch weißem Haar
Steht man nicht zitternd vor des Todes Thor.
Man grüßt ihn lächelnd, tritt er draus hervor.
Und ach, erſt jetzt im großen ſieb'zger Jahr,

Wo ſo viel tauſend junge Herzen brechen,
Und mich mein eigner zwanzigjähr'ger Sohn
Erſt kurz den bebrſten Heldentod gelehrt —

O wollt' ich noch vom eignen Tode ſprechen,
Ganz kindiſch klänge mir's. O ſchweig' davon!
Mein Leben? — Gott, was iſt es viel noch werth?"

„Doch lieber Freund! Von meines Sohnes Sterben,
Laß mich ein wenig dir erzählen jetzt!“
So lenkt' er ab, das Auge leis benetzt,
Begeistrung sah ich ihm das Antlitz färben.

„O welch ein Held er war im Feindverderben,
Das Denkmal sagt's, das ich ihm hier gesetzt
In diesem Testament. Doch wie zuletzt
Er auch ein Held war bei des Todes Werben —

Das hör' jetzt noch aus meinem eignen Munde,
Daß deine Hand die Blätter hier ergänze!
Ich selbst muß diese Worte schuldig bleiben.

O du begreifst: Solch eigne tiefe Wunde
Zieht auch dem frömmsten Lied des Schweigens Grenze.
Ich kann davon wohl reden, doch nicht schreiben.“

Dritter Abſchnitt.

Ein Heldentod.

Noch blieb er kurz verſenkt in ſinnend Schweigen,
Dann fuhr er fort: „O was iſt Menſchenahnen?
Was wiſſen wir von unſres Schickſals Bahnen? —
Prophetengabe iſt uns nimmer eigen.

Ich hab's erkannt. Der Herr wollt' es mir zeigen.
Wie oft nicht hört' ich einer Stimme Mahnen:
Kehrt einſt mit unſres Heeres Siegerfahnen
Mein Sohn nach Haus, dann muß mein Willkomm ſchweigen;

Denn ach, dann lieg' ich ſtumm in meinem Grab. —
Drum vor der Zeit in ſolchem Vorempfinden
Ich dieſes Teſtament geſchloſſen hab'!

Doch wie ganz anders kam's! — Ich lebe noch,
Und ſollte nur den Sohn im Sterben finden! —
O hab' Geduld! — Ach, wie erzähl' ich's doch?"

„Laß kurz mich ſein und flüchtig übergehen,
Wie mich die Hiobspoſt erſt ſtarr gemacht,
Und wie ich dann noch in derſelben Nacht
Schnell abgereiſt trotz meiner Töchter Flehen —

Was ich für Sorgen hatte zu beſtehen,
Bis ich den mühevollen Weg vollbracht
Durch all des Krieges Wirrſal und Verdacht,
Bis ich zuletzt Verſailles vor mir geſehen! —

Der ſchweren Wege macht' ich ſchon gar viel,
Da ſelber wund man einſt mich heimgefahren,
Und da man mich geſchleppt in Kerkernacht;

Doch ſolche Fahrt, nach ſolchem Reiſeziel,
Mit ſolchem Schmerz und fünf und ſiebzig Jahren —
So bittern Weg hatt' ich noch nie gemacht."

„'s war Abendzeit, auf freſt'gem Leiterwagen
Fuhr ich zur Stadt. — O lebt er noch mein Sohn?
Mein Gott, wo find' ich ihn? Es dunkelt ſchon.
Und wo und wen ſoll ich zuerſt drum fragen?

Denn wart' ich erſt, bis morgen es wird tagen,
Vielleicht iſt hin dann all der Mühen Lohn. —
So dacht' ich mir, da hört' ich heim'ſchen Ton
Wie liebliche Muſik an's Ohr mir ſchlagen.

Ach wie dabei das Herz mir ſtürmiſch pochte!
Und, wie ich's nur vor Schmerz und Froſt vermochte,
Rief ich ihm bittend zu: „„O haltet ein!

Ich hör's euch an: Ihr müßt mein Landsmann ſein!
Hab' einen Sohn hier im Spitale liegen. —
O wartet, wartet, bis ich abgeſtiegen!""

„Vom Generalſtab war's ein Offizier.
Erſt jetzt erkannt' ich's, da er ſtille ſtand.
Und hülfreich bot er mir die güt'ge Hand,
Und half herunter von dem Wagen mir.

Kaum hatt' ich dann in bangſter Wißbegier
Des Sohnes Rang und Namen ihm genannt,
Da rief er: „„O der iſt mir wohl bekannt.
Denn Offizier bin ich im Hauptquartier.““

O du barmherz'ger Gott, ſo lebt er noch? —
So ſeufzt' ich auf. Habt tauſendfachen Dank!
Doch ſein Spital, o ſagt, wo find' ich's doch?

Und wißt ihr, wie's ihm geht? befragt' ich ihn.
Da ſagt' er zaudernd ernſt: „„er iſt ſchwer krank.
Doch kommt, ich führ' euch ſelber zu ihm hin.““

„Wir gingen durch der Winterdämmrung Grauen,
Und Keiner hatt' ein Wort von uns geſprochen.
Mein Vaterherz, zu bang fühlt' ich es pochen,
Nicht weitre Frage mocht' ich mir getrauen.

Wo's neue deutſche Reich ſie halfen bauen,
Dem zugejubelt ich vor wenig Wochen,
Schlich jetzt ich hin, von Vaterangſt gebrochen,
Den letzten Einſturz meines Glücks zu ſchauen.

Da weckte mich aus ſolchen Grabgedanken
Vor rieſ'gem Schloß gar heller Lichterſchimmer.
Wir traten ein, die Füße fühlt' ich wanken.

Ein Arzt mich dann durch weite Gänge führte;
Dann ſtand ich vor des Sohnes Krankenzimmer. —
O ahnſt du wohl, was ich davor verſpürte?“

„Klang doch auf meine Frag' im Corridor
Des Arztes Antwort gar so ernſt, indeſſen
Ich krampfhaft mußt' auf's Herz die Hände preſſen,
Daß ich nicht allen Mannesmuth verlor.

Da plötzlich ſchloß ſich auf der Gnade Thor;
Die ganze Erde ward von mir vergeſſen,
Und tief in's Reich des Himmels, unermeſſen,
Trug mich des Glaubens Flügelſchlag empor.

Der Geiſt des Vaterlandes war mir nah.
Wie wohl mir da bei ſeinem Troſt geſchah:
„O komm zu deinem Sohn! Ich führe dich.

Auch ſein bedurft' ich, daß ich auferſtand.
Verzeih's, o Vater, deinem Vaterland!
Und ſegne deines Sohnes Tod für mich! —

„Jetzt trat ich ein. Gedämpftes Lampenlicht
Die Betten all mit leiſem Flor umſpann.
O wie mein Vateraug' ihn ſucht', und dann
Auch alſogleich ihn fand! Mich täuſcht' es nicht.

So ganz entſtellt auch war ſein bleich Geſicht,
Dem alle Kraft des Lebens ſchon verrann,
Ich kannt' ihn doch. Da hielt ich ſtill und ſann,
Ob heut nicht beſſer ſei des Wortes Verzicht?

Doch zog mich hin der Liebe ſtärkre Macht.
O war's vielleicht nicht ſeine letzte Nacht? —
Und vor ihn tretend flüſtert' ich ihm zu:

„„O liebſter Sohn, erſchrick nicht! Kennſt du mich?““
Erſt ſah er groß mich an, ganz feierlich —
Dann lächelt' er: „„Ach, Vater — Vater — du!““

„Und in ſein Auge, halb verglommen ſchon,
Trat plötzlich neue, frohe Lebensgluth.
„„Ach Vater,““ rief er innig, „„biſt du gut!
So weit, ſo weit kommſt du zu deinem Sohn? — ““

Und ſtärker ſtets klang ſeiner Stimme Ton:
„„O Vater, wie dein Antlitz wohl mir thut!
Komm! deine Hand! Wie all mein Schmerz drin ruht! —
O wie vergelt' ich dir's mit Kindeslohn?““

Dann drückt' er meine Hand an ſeinen Mund.
Ich beg mich über ihn in wonn'gem Zittern.
Wir thaten küſſend unſre Lieb' uns kund.

Und Thrän' um Thräne netzte Mund und Hand,
Doch ſüße waren's nur, ach keine bittern —
Sie floßen uns und unſerm Vaterland."

„Als dann ich wieder ſtiller worden war,
Und heimlich ihn betrachtend bei ihm ſaß,
Ich über'm Troſt der Wahrheit ganz vergaß:
„„Hab guten Muth, 's hat mit dir nicht Gefahr ““

Da ſtrich er aus der bleichen Stirn das Haar,
Und ſchmerzlich lächelnd mich ſein Auge maß:
„„O Väterchen, was ſagſt du jetzt mir das?
Mir iſt mein nahes Ende völlig klar.

Doch klag' ich nicht, muß ich ſo jung auch ſterben.
Half ich dem Vaterland doch Ruhm erwerben,
Und ſeines neuen Reiches Herrlichkeit!

Sind doch viel Tauſend ſchon in Tod gegangen,
Was will ich für mich beſſres Loos verlangen!
Und ſterb' ich heute noch, — ich bin bereit.““

„Drauf faltet' er die Hand, mein Aug er mied.
Ich that ihm gleich, und ſtumm wir niederſah'n.
Dann wie verklärt ſchon hub er wieder an:
„„Weißt du dein Wort noch, als ich von dir ſchied?

O ſtets umklang's mich wie ein ſegnend Lied! —
‚Zieh hin für's Vaterland!' — Ich hab's gethan.
Und wird des Todes Engel jetzt mir nah'n,
So furchtlos, wie zuvor in Reih und Glied,

Werd' als Soldat ich ihm in's Auge ſehen.
Haſt du mich doch belehrt gar manchesmal:
Was liegt denn auch an all der Gräber Zahl,

Darf's ganze Vaterland draus auferſtehen? —
So ſei auch ich in großer Zeit nicht klein!
Auch ſterbend will ich deiner würdig ſein!““

„Das ſprach er noch erregt und fieberhaft,
Dann ward ſein Auge hohl, ſein Athem tief.
In kaltem Schauer es ihn überlief,
Und ſichtlich ſchwand ihm mehr und mehr die Kraft.

Dann bog in's Kiſſen er den Kopf erſchlafft.
„„Wie geht's den lieben Schweſtern?““ leis er rief,
„„Ach herzlich Dank für ihren letzten Brief!
Was hat der mir noch ſüßen Troſt verſchafft!““

Und endlich ſanken ihm die Augen zu.
Er liſpelte nur noch: „„Nun ſchlaf auch du!
Der weite Weg hat dich wohl müd' gemacht.

Grüß mir die Schweſtern und der Mutter Grab! —
Hab Dank für Alles, was dein Herz mir gab! —
Lieb Väterchen — Lieb Vaterland — gut Nacht!““ ....

Jetzt ſah des Alten Haupt ich tief ſich neigen
Es zitterte ſein Mund, ſein Weinen quoll.
Mir ſelber war mein Herz ganz übervoll
Und ſchwere Tropfen ſpürt' in's Aug' ich ſteigen.

So ſaß auch ich in tiefſtem heil'gen Schweigen.
Nicht wußte meine Ehrfurcht würd'gern Zoll.
's war düſter worden, durch die Dämmrung ſcholl
Des winterlichen Sturmes wilder Reigen.

Dann ſah ich, ſchon vom Zwielicht trüb umſchwommen,
Wie er, von neuem Starkmuth überkommen,
Sich plötzlich aufgerichtet, und er ſagte wieder:

„Vergieb die Schwäche! — Schon iſt's überwunden.
Doch ach, ſo lang der Geiſt im Leib gebunden,
Zieht ihn das Menſchliche ſtets wieder nieder.

„So ſaß ich betend bei ihm, bis es tagte;
So müd' ich war, ich nickte doch nicht ein.
Kein Blick von mir ſollt' ihm verloren ſein,
Der fort und fort ihm Lebewohl noch ſagte.

Denn nur umſonſt ich meine Kunſt befragte.
Ich wußt' es: Schon beim nächſten Sonnenſchein
Wird man ihm zimmern ſeinen Todtenſchrein,
Wenn er auch ſchlummernd jetzt nur leis oft klagte.

Es war geſcheh'n, wie ich's vorhergedacht.
„„Grüß' mir die Schweſtern und der Mutter Grab!
Hab' Dank für Alles, was dein Herz mir gab!

Lieb Väterchen, lieb Vaterland — gut Nacht!““ —
Das war ſein letztes Wort und blieb es auch.
In ſanftem Schlaf entſchwand ſein letzter Hauch.“ —

„Doch denket euch, was weiter mir geſchah! —
Da eben ich, zum todten Sohn gewandt,
Das Aug ihm zudrückt' und für's Vaterland
Ihm dankend in ſein friedlich Antlitz ſah —

Wie dann ich aufblickt' — o wen ſchaut' ich da?
's war unſer Kronprinz, den ich gleich erkannt.
Erſt ſah ich groß ihn an, faſt wie gebannt,
Denn ach, wie wähnt' ich dieſen jetzt mir nah?

In ſolcher Morgenſtund' am Todtenbette?
Er aber ſprach: — o ſterbend noch ich's höre,
So liebreich klang's — „„Vergebung, wenn ich ſtöre!

O daß ich's früher doch erfahren hätte,
Wie krank Ihr Sohn! — Erſt jetzt hab' ich's vernommen,
Und ohne Säumen bin ich hergekommen.““

„Wie dann das erſte Staunen mir geſchwunden,
Da ſah ich erſt: es ſtand an ſeiner Seite
Derſelbe Offizier, in deß Geleite
Ich geſtern Nacht den Weg hieher gefunden.

Da war mir Alles klar und, ſchnell entbunden
Von aller kalten Formen langem Streite,
Ich nun des Dankes Laſt mein Herz befreite,
So innig und ſo wahr, wie ich's empfunden.

Doch unterbrach er mich im weichſten Ton:
„„Ich weiß, er war ein guter, treuer Sohn
Und als gar ehrenreicher Held er focht.

Wie gern hätt' ich ihn grüßen noch gemocht!““ —
Und wie im Tod er ſinnend ihn beſeh'n,
Sah ich das Aug' ihm heimlich übergeh'n.“

„Drauf hielt er meine Hand lang in der ſeinen
Und ſprach: „„O könnt' ich Allen Dank doch ſagen,
Und Alle bitten, daß ſie nicht verzagen,
So viel daheim um theure Todte weinen!

Daß Aller Herz es wüßt', wie auch im meinen
Des Krieges ganzen Schmerz ich fühle ſchlagen;
Und wie mein Vater tief es muß beklagen,
Das Reich zu bau'n mit ſo viel Leichenſteinen!

Und doch, was hilft's? — Wir müſſen's fertig bauen
Durch einen ſichern, dauerhaften Frieden.
So ſei dem Heer an Muth die Heimath gleich!

Wir wollen All' auf einen Troſt vertrauen,
Daß all den Opfern werd' Erſatz beſchieden
Im ſegensvollen neuen deutſchen Reich.““

„Welch' Andacht rings es in den Betten war,
Wie er das ſprach! — Welch athemlos Belauſchen!
Nur lichte Blicke ſah ich Viele tauſchen!
Des Einen Augen ſah ich weinen gar.

Und Andre ſahen auf. Ich ſchaute klar
Manch ſchlaffes Hoffnungsſegel neu ſich bauſchen.
Doch mir geſchah, als hört' ich jetzt ſchon rauſchen
Im Friedensſonnenſchein den Kaiſeraar.

Und wieder ſprach er: „„Der Herr Hauptmann hier
Wird ſorgen ſo für Sarg, wie ſichre Fahrt.
Jedwede Müh' ſei Ihnen ſelbſt erſpart!

Und kommt der Sarg nach Haus mit Lorbeerzier —
Die Hand, die einſt ſein eiſern Kreuz ihm gab,
Legt auch den Kranz ihm auf ſein Heldengrab.““

„„O daß die deutſchen Todten allerwegen
Ich alſo könnt' in ihre Heimath ſenden!
Und daß auf jedes Grab mit eignen Händen
Des Vaterlandes Kranz ich dürfte legen!

Doch 's iſt vergeblich, ſolchen Wunſch zu hegen.
Des Krieges rauhen Zwang, wer will ihn wenden?
Was unſer Feind begann, wir müſſen's enden,
Für Kind und Kindeskind zu Dank und Segen.

So reiſen Sie denn heim! — Gott ſei mit Ihnen!
Ich ſeh's, daß ſeine Gnade Sie beſchienen
Voll heil'gen Troſtes. Dürft' ich Gleiches hoffen

Von Allen, die der Krieg in's Herz getroffen,
O wie viel leichter dann wir's hier vollbrächten —
Mit ſolchem Sternenglanz aus heim'ſchen Nächten!““

„Dann wieder ein paar menſchlich edle Zähren
Die lichten Fürſtenaugen koſtbar ſchmückte;
Und Abſchied nehmend meine Hand er drückte,
So innig, als ob längſt wir Freunde wären.

Dann wandt' er raſch ſich ab, um zu verklären
Manch bleichen Mann, den jetzt ſein Troſt beglückte.
Von Bett zu Bett er mild ſich niederbückte,
Mit Oel des Mitleids ſchwaches Licht zu nähren.

Ich aber ſtand verſenkt vor meinem Sohn.
Und immer noch hört' ich des Prinzen Ton,
Sah ſeinen Blick und ſpürte ſeine Hände.

Und friedlich mild — o wer's enträthſeln mag? —
Auf ſeinem Antlitz auch ein Lächeln lag,
Als hätt' er zugehört — Ich bin zu Ende.“

Mit dieſen Worten wollt' er ſich erheben,
Doch müd' er wieder in den Armſtuhl ſank.
Da ſagt' ich ihm des Herzens tiefſten Dank,
Daß er im Geiſt all dies mich ließ erleben.

Und wie ich's wolle treulich wiedergeben
In ſeinem Teſtament als Stärkungstrank
Vielleicht für manches Herz, das flügelkrank
Umſonſt ſich müht, getröſtet aufzuſchweben.

Doch ſagt' ich auch: „Mir thut's nur herzlich leid,
Daß ihr durch mich ſo müd' nun worden ſeid!"
Er aber lächelte: „„Was liegt daran?

Ich wollt' es ſo und 's hat mir wohlgethan.
Komm morgen wieder! O verſprich es mir!
Denn 's iſt mein letzter Tag. — Gott ſei mit dir!""

Ich ſchritt hinaus. Mir klang's wie Sterbeglocken;
Und ſchneidend kalter Schneeſturm blies darein.
Wie mag's jetzt unſeren Soldaten ſein? —
Dran dacht' ich unwillkürlich ganz erſchrocken.

Drauf in des Freundes Haus nach eil'gen Flocken
Begrüßte mich der hellſte Frühlingsſchein;
Drin ſah vor meines Vaters Migaenſchrein
Die Liebe, ſpinnend an des Glückes Rocken.

Mit Glücklichen auch ſelbſt beglückt zu ſein
Ich bis zur Nacht mir alle Mühe gab.
Ich war ganz froh, wie's endlich war vollbracht.

Und in mein Träumen ſelber web ſich's ein:
„Grüß mir die Schweſtern und der Mutter Grab!
Lieb Väterchen — lieb Vaterland — gut' Nacht!" —

Vierter Abſchnitt.

Verklärung.

Voll Ungeduld am andern Nachmittag
Beſucht' ich ihn, doch war ich tief betroffen,
Wie ich ihn ſah, denn wider mein Verhoffen,
Doch, wie er prophezeit, zu Bett er lag.

Und an der Thüre harrt' ich ſcheu und zag.
Lag doch des Todes Buch ſchon vor ihm offen,
Und war in den verbrannten irdiſchen Stoffen
Der ew'ge Geiſt bereit zum Flügelſchlag!

Nun ſtand ihm auch zur Rechten und zur Linken
Des Heldenbruders trauernd Schweſternpaar.
Ich war mit meinem Herzen erſt im Streite,

Ihm jetzt zu nah'n. Doch ſah ich ihn mir winken,
Und mild er rief: „Du fürchteſt dich wohl gar?
Komm näher doch, und ſetz' dich mir zur Seite!“

So that ich's denn, wie mir's auch leis gegraut.
Und lächelnd sprach er zu den Schwestern dann:
„Ihr lieben Kinder, seht, das ist der Mann,
Dem ihr mein Testament einst anvertraut!

Der wird mit seiner eignen Harfe Laut
Vollenden drin, was selbst ich nimmer kann.
Drum, wenn der Sand in meiner Uhr verrann,
Gieb jenes Schreines Blätter ihm, Gertraud! —

Du, Käthchen, sollst des Bruders Bild ihm schicken!
Nicht weiß ich bessern Lohn, als deß Gedenken
Für solchen Liebesdienst dem Freund zu schenken."

Sie grüßten mit unsäglich tiefen Blicken.
O welch verklärtes Leid war drin zu lesen! —
Und bald darauf war ich allein gewesen.

Dann nahm er mich gar herzlich bei der Hand.
„In meinem Testamente fehlt," er sprach,
„Ein Dank noch. Darum, wenn mein Auge brach,
Erstatt' ihn du in deinem Heimatland!

's gilt jenem Wort in Kerkern einst gebannt,
Der Fürsten Schrecken einst zur Zeit der Schmach,
Verschollen in dem deutschen Reich darnach,
Deß Zauber aber nie mir selbst entschwand.

Hochherzig sprach es jetzt dein König aus,
Das Wort vom deutschen Kaiser! — Sel'ger Tod,
Daß ich auch dies noch hör' am Grabesrand!

O sag' es du ihm, kommst du jetzt nach Haus:
Im Sterben drückt' ein alter Patriot
Ihm dankend drum die edle Königshand!

Und wieder fuhr er fort: „Zwar herzlich gern
Säh' nach der Kriegsnacht, die uns noch umgrant,
Ich von des Friedens Himmel mich umblaut,
Und Alle heimgekehrt, die noch uns fern!

Doch leuchtet ja schon meiner Sehnsucht Stern,
Nach dem so lang umsonst ich aufgeschaut.
Ich seh' das neue deutsche Reich gebaut,
Und kenne seinen kaiserlichen Herrn.

Was will ich mehr? Ich kann zu Grabe gehen.
Die Schlachten, die uns fürder noch beschieden,
Gleich ruhmreich wird sie unser Heer bestehen.

Seh' ich doch jetzt schon einig, Süd und Norden! —
O höchster Sieg! O segensreichster Frieden! —
Wir sind ein einig großes Volk geworden."

„Ein Reich wird's werden in der Völker Mitte,
Wie keins des Himmels Wölbung noch umschloß,
Ein Bau der Macht, kein thönerner Koloß,
Deß Säulen Glaube, Bildung, Fleiß und Sitte.

Gefestet mit solch edlem Blutes Kitte,
Wie's Deutschlands bestes Leben jetzt vergoß,
Darein solch heil'ger Strom von Thränen floß —
Wär's möglich, daß der wieder Schaden litte?

Und daß nicht allzeit hoch auf dessen Zinnen
Der Freiheit Fahne flög', die hinterlaufte,
Mit also bitterm Thränenquell getaufte? —

O nein, laß furchtlos scheiden mich von hinnen,
Und Segen nur für Reich und Kaiser sprechen!
Nur Gott allein verbitte Fluch und Rächen!"

Als sei schon jetzt sein Geist vom Leibe frei,
Klang dann sein Wort, deß Ton mir nie entschwebt:
„Und wenn einst heim das Heer der Sieger zieht,
Dann bin auch ich mit meinem Sohn dabei.

Im Glockenklang umschweben dann wir Zwei
Die Regimenter alle Glied um Glied,
Und singen mit in eures Dankes Lied,
Ob es auch ird'schem Ohr nicht hörbar sei.

Und streut ihr Blumen zu der Heimkehr Zier,
Auch unsrer Geisterhand entfallen sie,
Ob ird'schem Blick es auch verhüllt ein Schleier.

Und beugt vereint zu seiner Krönung Segen
Der deutsche Kaiser vor'm Altar das Knie,
Ist mein und meines Sohnes Geist zugegen." —

's ward eine feierliche Stille jetzt.
Wie wollt' ich auch ein einzig Wort noch wagen?
Glaubt' ich mich doch aus unsern ird'schen Tagen
In's Reich der Geister selber schon versetzt!

Und wieder sprach er: „Hätt' ich wen verletzt,
So mög' er keinen Groll im Herzen tragen!
Ich wollt' es nicht. O Allen wollt' es sagen! —
Wird doch genug schon zornig Schwert gewetzt!

Darum ich nur des Friedens Banner schwang,
Drum stimmt' ich an nur der Versöhnung Sang.
Thut doch uns Allen einst so noth der Friede!

Und wird vollendet bald der äußre Krieg,
Ist dann im Innern auch vollbracht der Sieg? —
O hilf' auch ich dazu mit meinem Liede!"

Jetzt klang sein letztes Wort: „Du wohnst am Main!
O wollte mir's der liebe Gott gestatten:
Ich dürfte mit dir zieh'n als Geisterschatten,
Um dort des deutschen Reiches Wacht zu sein!

Mit Harf' und Schwert, bei Tag und Sternenschein,
Wollt' ich als Hüter nimmer dort ermatten.
Fürwahr, dem ganzen Volke käm's zu Statten,
Denn keine Stunde nickt' ich sorglos ein.

Den Geist der Liebe, den aus Süd und Norden
Ich über jenen Grenzstrom sähe zieh'n,
Mit heil'gem Harfenklang begrüßt' ich ihn!

In heil'gem Zorn doch mit dem Schwerte morden
Wollt' ich der Zwietracht Geist von dort wie hier!
Wie gern als solch ein Wächter folgt' ich dir!" —

Wie da in seiner Stimme, seinen Blicken,
Der Lützowjäger nochmals mir erschienen!
Das letzte Feuer glüht' in seinen Mienen,
Doch schnell sah ich ihn auch zusammenknicken.

„Und nun leb' wohl!" sprach er mit müdem Nicken.
„Ruf' mir die Töchter noch, daß ich auch ihnen
Kann Abschied sagen, und dem Herrn noch dienen,
Um mich zur ew'gen Heimkehr anzuschicken." —

Stumm küßt' ich seine Hand, und schlich dann sacht
Erschüttert zu den Töchtern noch hinaus,
Von denen ich voll Wehmuth mich getrennt.

Was er vorhergesagt, es ward vollbracht. —
Zur Taufe reist' ich her; ich kam nach Haus
Mit eines edeln Todten Testament.

Wieder daheim.

1871.

Und wieder ſind zwei Monde hingerennen,
Seit ich daheim von meiner nord'ſchen Reiſe.
Doch immer noch die alte Donnerweiſe,
Das alte Rieſeln aus der Wunden Brennen.

Paris, wer je dir ſolche Noth erſennen!
Wie ſtiegen Hund und Ratte hoch im Preiſe!
Ward Elephantenfleiſch nicht Leckerſpeiſe?
Dein Hungertuch, wann iſt's wohl ausgeſponnen?

„Jardin des plantes!“ — Wie biſt du aufgezehrt!
Die Bärenzwinger ſieben ausgeleert,
's hat ausgebrüllt, der Löwen Königspaar.

Nur fahle Geier krächzen hungermatt. —
O, du der feinſten Küchenmeiſter Stadt,
Was that dir an der deutſche Kaiseraar?

Und jetzt — o was wir längstens schon erharrt —
Ha sieh, Paris, welch deutscher Feuerregen!
Vollbracht ist Rüsten nun und Ueberlegen.
Das Roß der Ungeduld hat ausgescharrt.

Das Aug' der „heil'gen Stadt," wie's nun erstarrt,
Daß wir so frevelhaft und so verwegen,
Jetzt mit denselben Kugeln dreinzufegen,
Mit denen sie seit Monden uns genarrt.

Nun mögen eure Schreier rasend kläffen,
„Barbaren" schelten uns und „deutsche Bären!"
Der große Schweiger läßt euch stumm gewähren.

Wenn seine Bombardiere nur gut treffen,
Und eure Forts zerschossne Mauern zeigen! —
Das Schreien euch — den Deutschen ernstes Schweigen!

O tragisch Schauspiel, dieser Weltstadt Ringen
Mit Hungerelend und mit Flammenbrausen! —
Doch horch, durch unserer Granaten Sausen,
Wie hör' ich Nothruf aus dem Jura dringen!

Wie zieht dort auf verderbenfinstern Schwingen
Gar drohend her des welschen Wetters Grausen! —
O wie im Schwarzwald Angst und Sorge hausen!
Des Feindes Durchbruch, wird er dort gelingen? —

Ganz Deutschlands Herz, es athmet tief beklommen . . .
Doch „hurrah, hurrah!" stürmt's drei Tage lang!
Sieg! — Sieg! — Welch todesmuth'ger Heldensang!

O daß auch diese Noth uns ward genommen,
Held Werder du mit deinem Heldenheer —
Das sei dir nie vergessen — nimmermehr!

Und zündend Schuß auf Schuß bei Tag und Nacht! —
Paris, nun iſt dein Hoffen all vorbei!
Iſt nun zu Ende bald die Tyrannei,
Die ſinnbethört zur Sclavin dich gemacht?

Schlugſt du nun wohl die letzte Rettungsſchlacht,
Die dich gelehrt, wie rettungslos ſie ſei? —
Genug der Opfer und der Raſerei!
Und dein Martyrium, es ſei vollbracht!

Wer gönnet nicht auch dir dein Heldenlied?
Wer will es Frankreichs ganzem Volk verwehren? —
Ihr ſeid beſiegt, doch ſinkt ihr hin mit Ehren! —

Und horch, o horch, wie's jetzt die Welt durchzieht
Nach all dem Winterſturm wie Frühlingsahnen! —
Auf den Pariſer Forts weh'n deutſche Fahnen!

O kann's denn möglich ſein? — O heil'ge Wonnen!
Iſt wirklich jetzt vollbracht der rieſ'ge Streit?
Nach all der grauſen, blut'gen Winterszeit
Darf uns des Friedens Frühling neu beſonnen? —

Der Demuth Kleid, 's iſt fertig nun geſponnen,
Das Frankreich tragen mag im Büßerleid. —
Zur Heimkehr ſteht das deutſche Heer bereit.
Mit Gott vollbracht iſt, was mit Gott begonnen! —

Der Weltgeſchichte hehres Trauerſpiel,
Zu Ende ging's, des Friedens Vorhang fiel,
Verſtummt iſt die Begleitung der Kanonen.

Durch's neue deutſche Reich nur Glockenklang,
Nur Friedensjubel, hoher Lobgeſang,
Und Dankgebete vieler Millionen!

Wenn ich des Geistes Blick jetzt rückwärts richte
Auf all die sieggekrönten Völkerschlachten,
Die Heere, die wir zu Gefangnen machten,
Die Festen, deren Widerstand zunichte —

So frag' ich nach dem Volk, o Weltgeschichte!
Des Schwerter gleiches Heldenwerk vollbrachten,
In gleicher Frist und gleich erhabnem Trachten
Gleich würdig ruhmverkündender Gedichte.

Und frag' ich mich, wem von den Helden allen
Stimm' ich den letzten Lobgesang jetzt an,
Daß Aller Ruhm drin würdig mög' erschallen —

So muß statt Aller ich den Einen preisen,
Der Führer Führer auf der Siegesbahn —
Und selbst der Kaiser wird gerecht es heißen.

„Dich, Alexander, ruf' ich aus dem Grab!
Du, Julius Cäsar, dessen Geist begleite!
In ihrer Mitte großer Friedrich schreite!
Folg' ihm, Napoleon, sammt großem Stab!

Sprengt Blücher her mit Wellington im Trab,
Scharnhorst und Gneisenau an eurer Seite!
Kommt, Schwarzenberg, Radetzky im Galopp!" —
'e war Keiner, der dem Ruf Gehör nicht gab. —

„Und nun beschaut euch diesen schlichten Mann!
Prüft streng, was seine Kriegskunst uns errungen,
Und fragt euch, ob euch Größres je gelungen!" —

Zum Moltke sah'n sie staunend hin, und dann —
Denn Mißgunst ist den Geistern niemder eigen —
Sah ich sie Alle tief sich vor ihm neigen.

Und du, der du als andrer treu'ger Held
Mit geiſt'gem Schwert zum heil'gen Krieg' gezogen,
Und unermüdet von des Scharfſinns Bogen
Den Pfeil gen Lug' und Trugheit abgeſchnellt!

Der du der Staatskunſt andres Schlachtenfeld
Scharfäugig als ein Adler ſtets umflogen,
Und unerbittlich endlich abgewogen
Des welſchen Frevels ſühnenden Entgelt!

Wer iſt, der dir den reichſten Kranz verwehrt,
Dem die Gerechtigkeit nicht ganz erſtorben,
So jetzt er prüft des Friedensſchluſſes Bücher? —

Dank dir und Ruhm! — Was gut gemacht das Schwert,
O deine Feder hat es nicht verdorben! —
Biſt diesmal du zufrieden, Vater Blücher?

Biſt du zufrieden, deutſches Volk zumal,
Wie jetzt dein Kaiſer aus dem Felde kehrt?
Bei Gott! wie mag erfüllt und unverſehrt
Er dein Vertrauen heim gleich heil'gem Gral!

Wie heißt der in der deutſchen Fürſten Zahl,
Der Macht und Ruhm dir reicher noch gemehrt?
Der reiner je die Ehrfurcht dich gelehrt
Als deutſchen Kriegsherrn hehres Ideal? —

Zieh, Kaiſer, heim mit dem erhabnen Sohn,
Mit unſerm tiefſten Dank und Herzensſegen! —
Das Kriegswerk, kaiſerlich haſt du's vollbracht!

Nun ruh' dich aus auf deinem Friedensthron,
Und ſei uns drauf mit gleichem Siegerdegen
Des Rechts und Völkerheiles Kaiſerwacht!

Zieht heim, ihr Helden alle, kranzumſchlungen,
Wie harrt auf euch voll Sehnſucht Haus um Haus! —
Ihr Städte, rüſtet euch und ſchmückt euch aus!
Beſinnt euch auf der Heimkehr Huldigungen!

Zieht heim, das Herz von heil'gem Stolz durchklungen,
So wohlverdient in dieſem Völkerſtrauß!
Nach all der Monde wildem Schlachtgebraus
Zieht heim, von unſrer Herzen Dank umſungen!

Umarmet eure Eltern, eure Frauen!
An's Herz die langentbehrten Kinder preßt!
O küßt euch ſatt, laßt ſüße Thränen thauen!

Die grimme Winterszeit im welſchen Kriege
In unſerm deutſchen Frühling jetzt vergeßt! —
Doch bis an's Grab gedenket eurer Siege!

Zieh heim, du Volk in Waffen, ſtreitbewährt,
Du, deutſcher Größe opferreicher Mehrer!
Du, unſres auferſtandnen Reichs Beſcheerer —
O nimmer unſre Dankesſchuld verjähret.

Der Zwietracht Nacht, du haſt ſie uns verklärt,
Du, bluterkaufter Einheit großer Lehrer!
Du haſt, als alten Brudergroll Verheerer,
Mit neuer Liebe unſer Herz genährt!

Und kommt ihr heim, ihr unſres Volks Verſöhner,
Das Werk der Einigung, o ſetzt es fort,
Daß auch der innre Krieg nicht lang mehr währe!

Des deutſchen Reichs ungläubige Verhöhner,
Bekehret ſie durch eurer Predigt Wort,
Als deutſchen Geiſts berufne Miſſionäre!

Doch ihr, die ſchweigend ihr im Grabe liegt,
Zieht mit als Geiſter in des Heeres Reih'n!
O wollt den Euern ſel'ge Tröſter ſein!
In heil'gen Schlummer ihre Schmerzen wiegt!

Verklärte Sänger, unſer Heer umfliegt
Mit alten todten Helden im Verein!
Auch du, du fehle nicht, urdeutſcher „Stein"!
O ſchaut, wie euer Geiſt in uns geſiegt! —

Ihr Trauerthränen alle, fließet linder!
O all ihr Wundenſchmerzen, peinigt minder!
Der Opferkelch iſt glorreich ausgetrunken! —

Ihr Weinenden, hört ihr die Friedensglocken?
Die Lebenden wie Todten, ſie frohlocken.
O Halleluja und in's Knie geſunken!

Und hörſt auch du jetzt unſre Jubellieder,
Deß Lied vom deutſchen Reich ich fertig ſang?
Du, einſt von unſrer Einheit Sehnſuchtsdrang
Verkörperter Gedanke — ſchaue nieder!

Der Frühling naht, zu knoſpen drängt's den Flieder;
In's Blau ſich ſchon die erſte Lerche ſchwang.
Doch uns des Völkerfrühlings Roſe ſprang;
In ſonn'gen Lüften rauſcht des Aars Gefieder.

Geſprengt, gelichtet iſt der Felſenſchacht!
Des deutſchen Reichs verſunkne Märchenpracht
Stieg draus hervor in lenziger Enthüllung!

Du Lützowjäger mit dem Heldenſohn,
Nun lauſche deines eignen Liedes Ton,
Und ſei'rе mit das Oſtern der Erfüllung!

Nun glättet euch, durchſtürmte Lebensfluthen,
Und fließt befruchtend in den alten Kreiſen!
Pflugſchaar und Handwerkszeug ſei jetzt das Eiſen,
Mit dem ſich fürder Bürgerfleiß mag ſputen!

O all ihr Kriegsentflammten Geiſtesgluthen,
Nun wollt dem Frieden dienſtbar euch erweiſen!
In hoher Kunſt und Wiſſenſchaft Geleiſen
Ringt nach dem Sieg des Schönen, Wahren, Guten!

Gewerb' und Handel, hebet neu die Flügel!
Vertrauen, ſteig' auf's Roß mit goldnem Bügel,
Als Herold reit' einher in unſern Landen!

Und allwärts rufe, ſchwingend Palmenreiſer:
„Heil, deutſches Volk! — Heil dir, erhabner Kaiſer! —
Des Friedens neues Reich iſt uns erſtanden!“

Schlußwort.

Vom „ſchönen Thale“.

Es liegt vor mir aus Kurfürſt Erthal's Zeiten
Des „ſchönen Thales“ wundertrauter Hain.
Um maleriſch zerfallenes Geſtein
Auf ſtiller Fluth zwei prächt'ge Schwäne gleiten.

Wie liebt' ich's doch, hier ſinnend durchzuſchreiten!
Und auch vom Fenſter ſchaut' ich gern herein,
Sah märchenhaft ich oft im Abendſchein
Die Silberflügel dort ſich flatternd ſpreiten.

Jetzt freilich iſt es duftlos, ſtumm und kahl.
Doch, liegt mein Zauberſtab nicht ſtets bereit? —
So ſchwing' ich ihn — ſo werd' es Maienzeit!

Und ſieh, wie grünt und blüht mein liebes „Thal“!
Welch' duft'ge Pracht im Wipfel wie im Hag! —
Und hört ihr auch den Nachtigallenſchlag? . . .

O daß doch neidlos prächtig immerdar
Die deutſchen Stämme grünten ſowie hier!
Sie alle nur des einen Waldes Zier,
Gar ſtolz umkreiſt vom kaiſerlichen Aar!

Und friedlich, wie die Schwäne ſilberklar
Durchſchwimmen hier dies blühende Revier —
Auf deutſcher Geiſtesfluth ohn' Neidbegier
Sei Nord und Süd ein leuchtend Schwanenpaar!

Des heil'gen Krieges Opfer, Noth und Schmerz,
Werd' einſtens, wie ein Bild aus Heldenſagen,
Der lenzumduftеten Ruine gleich!

Der Nachtigall Geſang ſei Deutſchlands Herz! —
Und in dies Herz, ſowie mir's aufgetragen,
Senk' ich dies Lied vom neuen deutſchen Reich.

Aſchaffenburg am Main
im März 1871.

Berlin, Druck von Gustav Schade, Marienstr. 10.